Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Hundertfünfundzwanzigster Band
32. Jahrgang :: 1908 :: April-Juni

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

Inhalt des 125. Bandes: April/Mai/Juni 1908

Kunstbeilagen:

Musikbeigaben:

JOHN PHILIPP, PORTRAIT AUGUST RODIN



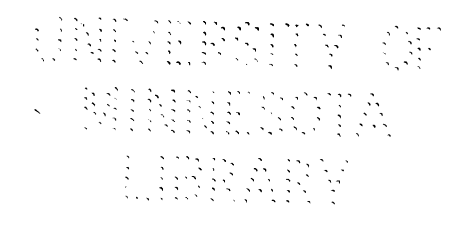
John Philipp:
August Rodin

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 125 April 1908 Heft 373



Georg Brandes: Griechische Gestalten in neuerer Poesie.

Wer mit der griechischen Poesie des Altertums nur einigermaßen vertraut ist, wird den Wunsch hegen, daß sie den weiten Kreisen der Wißbegierigen in so treuen und vorzüglichen Übersetzungen als möglich in den modernen Sprachen vorliegen möge. Wohl in allen Ländern macht sich das Bestreben fühlbar, eine von verfälschenden Bearbeitungen freie Wiedergabe der Urschriften zu erhalten.

Das dänische Publikum ist Wilster, Christensen-Schmidt und Niels Möller für ihre Übertragungen Homers und der Tragiker ins Dänische zu Dank verpflichtet. Die Deutschen ergötzen sich an Droysens Aristophanes, an den Wiedergaben des Euripides von Wilamowitz-Moellendorff, die Franzosen, (die von André Chénier, einem geborenen Griechen, die Weihe empfingen), haben ihrer Genugtuung Ausdruck gegeben, daß ein vom Geiste der Antike so beseelter Mann wie Leconte de Lisle ihnen die Orestiade des Aeschylos schenkte, ein in Griechenland geborener Franzose wie Jean Moréas die Iphigenia des Euripides bearbeitete und Alfred Poizat die Elektra des Sophokles in einer Weise dolmetschte, daß die Wiedergabe so wenig als möglich vom Originale abweicht.

Vergleicht man die Iphigénie von Jean Moréas mit der Racines, so ist nicht zu bestreiten, daß die Verse Moréas schöner und klangvoller sind, überdies die griechische Tragödie ungleich unverfälschter, ungleich strenger in ihrem Ernst bei ihm hervortritt.

Dennoch läßt sich andererseits auch nicht bestreiten, daß Jean Moréas' Iphigénie trotz wiederholter Aufführung auf dem offenen antiken Theater von Orange und später auf dem Odéontheater auf die Menschen von heute keinen wesentlichen Eindruck machte, während die in vieler Hinsicht ungriechische Iphigénie Racines sich der Geistesverfassung der Zeit als ein lebendiges Glied einverleibte.

Ebensowenig vermöchte offenbar selbst die tadelloseste und feinste Wiedergabe der Iphigenia auf Tauroi des Euripides im Deutschen für das Seelenleben der Nation je eine Bedeutung zu gewinnen,

die sich auch nur im entferntesten dem von Goethes Iphigenie hervorgebrachten Eindruck vergleichen ließe.

Um auf ein modernes Zeitalter wirken zu können, müssen nämlich die großen Gestalten der antiken Poesie so umgeschmolzen oder zurecht gemodelt werden, daß sie ihm nahe kommen.

Man kann das u. a. aus einer Zusammenstellung von Euripides' und Senecas Hippolytos mit der Phèdre Racines ersehen, die, wiewohl vielfach nur eine Übertragung und Bearbeitung, dennoch das endgültige und überragende Dichterwerk geworden ist. Gewiß, Euripides gab den Ton vortrefflich an und Senecas Dialog ist rhetorisch pointiert, aber Racine erst hat mit Benützung der Antike das Vollendete und Tadellose hervorgebracht, das Wesen des tragisch Liebenden entwickelt. Dramatisch hat erst er Phädra und Hippolytos, Phädra und Theseus, einander gegenübergestellt.

I.

In der Vorrede zu seiner Iphigénie sagt Racine: Wie hätte ich die Bühne mit dem entsetzlichen Morde eines so tugendhaften und so liebenswürdigen Geschöpfes, wie Iphigenia sein mußte, besudeln können! Wie meine Tragödie schließen können mit Hilfe einer Göttin und einer Maschinerie oder mit einer Verwandlung, die zu Euripides' Zeiten Glauben fand, aber in unseren Tagen allzu widersinnig und unglaublich wäre!

Er freut sich daher, bei Pausanias den Bericht gefunden zu haben, die geopferte Iphigenia sei in Wirklichkeit durchaus nicht die Tochter Agamemnons gewesen, sondern eine dem Theseus von Helena geborene Tochter, und so gestaltet er nun aus dieser Sage seine Eriphile, die zufolge ihrer Eifersucht auf das zärtliche Einverständnis zwischen Achill und Iphigenia ihre Strafe verdient und an Stelle der Heldin geopfert wird.

Man pflegt Racine und den andern französischen Tragikern vorzuwerfen, daß sie die antiken Stoffe allzu stark modernisierten. Man sollte hier den entgegengesetzten Einwand geltend machen. Die Opferung der Eriphile wirkt störend. In einer Welt, wo die Gefühls- und Denkweise so zivilisiert und verfeinert ist, wie hier bei Racine, bildet dieses Überbleibsel der Barbarei des Altertums, die Menschenopferung auch selbst der minder reich mit Tugenden geschmückten jungen Dame einen schneidenden Mißton.

Die Iphigenia des Euripides ist ein liebliches junges Mädchen, hell, mit blondem Haar, eine liebevolle Tochter, die sich nach ihrem Vater gesehnt hat und ihn daheim wünscht, ihn aber auch gern auf der Fahrt nach Troja begleiten möchte.

Als sie erfährt, man habe sie nur berufen, um sie als Opfer zu töten, und Agamemnon um ihr Leben anfleht, ist sie rührend schön. Sie wünscht sich die Zauberstimme des Orpheus, aber all ihre Kunst seien Tränen. Statt eines Ölzweigs winde sie sich selbst um seine Knie; sie erinnert ihn an ihre Kindheitstage, an die guten Wünsche, die er damals für sie hegte. Dem Menschen sei das Süßeste das Lebenslicht. Unter der Erde gebe es nichts. Lieber das jammervollste Leben als der ruhmreichste Tod.

Achilles gegenüber, den man für ihren Bräutigam ausgegeben, der aber nie an sie als Braut gedacht hat, empfindet sie mädchenhafte Scheu und Scham. Er setzt seine Ehre darein, sie zu schirmen, da sein Name dazu mißbraucht worden ist, sie ins Verderben zu locken. Von einem erotischen Gefühl von seiner Seite ist nicht die Rede. Doch ob es auch mit keinem Worte ausdrücklich gesagt ist, mag Euripides immerhin haben andeuten wollen, daß eine jäh erwachte Neigung zu Achilles das Wesen des jungen Weibes verändert.

Da Odysseus mit einem großen Schwarm heranzieht, um sie fortzuführen, und Achilles in Gefahr käme um ihretwillen einen ungleichen Kampf zu bestehen, nimmt die zarte Jungfrau sich zusammen und empfindet nicht mehr mädchenhaft, sondern heroisch. Ihre Mutter werde nicht dem Gespötte des Hellenenheeres preisgegeben, Achilles möge nicht büßen für seinen ehrliebenden Mut; sie wolle denn dem Tode entgegengehen, wolle mit Ehre sterben als ein Weib, das Furcht und Niedrigkeit aus seiner Brust verbannt hat. Von ihr hänge es ab, ob Hellas' Frauen vor den Überfällen der Barbaren gesichert seien. Die Männer wagten sich hinaus in den Streit wider Hellas' Feinde; was liege also an dem Leben eines einzelnen Mädchens, wenn Artemis dieses Leben als Opfer heische. Barbaren dürften nicht über Hellas herrschen, denn der Barbar sei ein Sklave, der Hellene frei.

Und Achilles rühmt ihre Sinnesart und erklärt, der Gott würde ihn glücklich machen, der sie ihm zum Eheweibe gäbe.

Schön und würdig geht sie denn in den Tod, und noch im Augenblick des Todes fordert sie, daß niemand sie mit einer Hand berühre. Still und freudig werde sie ihren Hals darbieten.

Da tritt das Wunder ein, der Umtausch. Eine Hindin wird an ihrer Stelle geopfert.

Racine, der 1674 seine Iphigénie schreibt, folgt dem Drama des Euripides so genau als möglich in der ganzen Szenenführung. Er übersetzt zahlreiche Stellen, ist in vieler Beziehung bloßer Bearbeiter. Und dennoch umgibt die Personen eine ganz andere Luftschichte, ist der Ton neu, die Färbung völlig verschieden. Die Personen sind Fürsten in dem Sinne, in dem das Wort zur Zeit Ludwigs XIV. genommen wurde. Sie beobachten einander gegenüber eine Etikette wie an Höfen. Sie sagen Sie zu einander, sogar der Vater zu seiner Tochter, und ihre Gefühlsweise ist die der Zeit, zu der das Stück geschrieben wurde.

Als Agamemnon Achilles vorschlägt, den Feldzug aufzugeben, in dem den Tod zu finden ihm geweissagt war, entgegnet er:

Die Ehre spricht, es ist genug, die Ehre ist unser Orakel. Selbstherrlich bestimmen die Götter, wie lange uns beschieden ist zu leben, doch unsere Ehre, Herr, ist in unserer eigenen Hand. Wozu uns also mit Gehorsam gegen die Götter quälen? Seien wir einzig bedacht, uns unsterblich wie sie zu machen.

Hierin liegt eine andere als die griechische Schattierung des Ehrbegriffes, sowie eine ganz anderartige Unsterblichkeitsvorstellung. Dieser Achilles ähnelt nicht dem hellenischen, der den gefallenen Hektor haßt und hinter seinem Wagen herschleppt. Er hält den Federhut in der Hand, er ist reserviert und diskret wie ein junger Prinz von Condé.

Iphigenia ist ihrem Vater gegenüber zärtlich wie die griechische, aber zugleich in ihrem Französisch stolz auf seine Stellung als Oberkönig, wie sie auch eine tiefere Ehrfurcht vor ihm hegt. Sie ist ingénue was keine Griechin ist; sie ist Dame, nicht bloß Weib; sie ist sofort unschuldig in Achilles verliebt und mithin äußerst eifersüchtig.

Sie weiß nicht, daß Achilles von ihrem Kommen oder der Hochzeit, die man für unmittelbar bevorstehend ausgegeben hatte, nichts ahnt. Da wird ihr mitgeteilt, Achilles habe die Hochzeit aufgeschoben, und nun hat sie seine Kriegsgefangene Eriphile im Verdachte, ihn zu lieben und sich ihrer Demütigung zu freuen. Da kommt Achilles und ist überrascht, sie in Aulis zu sehen.

Il est donc vrai, Madame, et c'est vous que je vois.

Sie flieht ihn, er eilt zu Agamemnon und dieser empfängt ihn als Schwiegersohn. Aber da kommt alles an den Tag. Klytämnestra,

Iphigenia, Achilles erfahren, daß man das junge Mädchen nur nach Aulis gelockt hat, um es zu ermorden.

Achilles ist tief erzürnt. Er ist ins Feld gezogen, um ein den Atriden zugefügtes Unrecht zu rächen. Er war der erste, der Agamemnon seine Stimme gab, ihn zum Häuptling über zwanzig Könige machte, und als Lohn erbat er sich das Glück und die Ehre, Iphigenias Bräutigam zu werden. Nun ist diese Hochzeit von Agamemnon als Vorwand für einen Mord gebraucht worden. Doch Iphigenia fleht Achilles um Schonung für ihren Henker an. Das ist etwas von dem ihrem Gefühlsleben durch Racine hinzugefügten Mehr.

Als sie dem Vater von Angesicht zu Angesicht gegenübersteht, bittet sie nicht um ihr Leben. Sie vergißt keinen Augenblick die Hoheit der Prinzessin: Mein Leben ist Ihr Eigentum. Wollen Sie es wieder nehmen, so füge ich mich mit derselben Unterwürfigkeit, mit der ich einen Bräutigam von Ihrer Hand empfing. Sie wagt nur es ihm anheim zu stellen, ob das Leben ihr nicht so viel des Guten gebracht habe, daß sie nicht wünschen könne, es aufzugeben.

Nicht für sich bittet sie: Fürchten Sie nicht! Ich bin zu besorgt für Ihre Ehre, als daß ich nicht einen Vater wie Sie vor dem Erröten bewahren sollte. Aber ich bin nicht allein, ich habe eine Mutter, einen Bräutigam, die ihr Glück mit dem meinigen verknüpft haben.

Doch das Lager ist in Aufruhr. Agamemnon befiehlt Iphigenia, nicht weiter mit Achilles zu sprechen. „Welche unerhörte Strenge!" ruft sie aus. „Die Götter verlangten doch nur mein Leben!" Höchst ungriechisch. —

Sie ist denn eine dem absoluten Herrscher treue und gehorsame Prinzessin. Die stolze und selbstbewußte Hellenin ist verschwunden. Die Stelle der Vaterlandsliebe nimmt bei ihr der Gehorsam, die der Liebe zum Leben tiefe, aber beherrschte Liebe ein. Wie die griechische Iphigenia nie ihre Würde vergißt, so diese nie die Hoheit ihrer Stellung, die selbst von den Liebenden den strengsten Anstand fordert.

In Euripides' Iphigenia auf Tauroi sind bei der Hauptperson, der klugen und hochbegabten Priesterin des Artemis-Tempels, die sanfteren Züge des jungen Mädchens verwischt. Ihr Wesen ist Verstand und die Leiden haben sie verbittert. Aber sie ist kein Barbarenweib, sie hat die Bildung einer Hellenin und kraft dessen Mitgefühl mit Leiden. Die Menschenopfer, die sie weihen soll, sind ihr ein Greuel, und als die Rationalistin, die sie ist, faßt sie nicht, daß die Göttin sie fordern könnte;

es wäre nicht folgerichtig, verweise sie doch jeden, der sich mit Blut befleckt hat, als unrein von ihrem Altar. Ebenso unfaßbar ist es ihr, daß die Götter Vergnügen an der Mahlzeit gefunden hätten, da Tantalos sie mit dem Fleische seines eigenen Sohnes bewirtete. Die grausamen Menschen müßten es sein, die den Göttern ihren Blutdurst beilegten.

Doch sie selbst schaudert es nicht davor, Blut zu vergießen. Die Rache ist ihr teuer, und ihre stete Hoffnung ist, Menelaos und Helena, die Urheber ihres Jammers, noch einmal von den Winden nach Tauroi verschlagen zu sehen und den Ort zu einem Aulis für sie zu machen, der Stätte, wo Hellas' Männer mit frechen Händen sie wie ein Kalb hinschlachten wollten.

Dem unbekannten Bruder und seinem Freunde gegenüber freut sie sich des von Orestes bewiesenen Hochsinns, da er Pylades nicht im Stich lassen will; sie weiß Mannhaftigkeit und Stolz zu schätzen, ahnt sofort, daß er von edlem Blute sei. Später gibt sie mit lyrischem Schwung ihrem Wonnegefühl Ausdruck, ihn wiedergefunden zu haben, der ihr ihr alles ist. Und sie verabreden die Flucht und den Bilderraub. In keiner Hinsicht fühlt sie sich König Thoas verpflichtet. Sie bedenkt sich keinen Augenblick, sich und die anderen dadurch zu retten, daß sie ihn gründlich narrt. Sie ersinnt eine List, und ihr letztes Wort an Thoas ist eine dreiste Unwahrheit.

Als diese entdeckt wird, offenbart sich Pallas Athene in den Wolken, rettet die Flüchtlinge und ordnet alles auf recht äußerliche Weise.

II.

Wenn Goethes Iphigenie vielleicht das von allen seinen Schauspielen am meisten bewunderte wurde, so ist es, weil er den Stoff mit seiner und seines Jahrhunderts hoher Humanität durchdrungen hat.

Diese Iphigenie ist eine wohltuende Gestalt. Von ihr strahlt eine reiche und verfeinerte Menschlichkeit aus. Ihre Schönheit hat den rauhen Thoas gewonnen, der ihre Hand begehrt. Ihr Seelenadel hat die Barbarei der Skythen gemildert. Hier zeigt sich keine Göttin mehr in den Wolken, aber diese Iphigenie ist als ein höherer Mensch fast eine Göttin. Sie ist zurückhaltend und weiblich; aber ihr Rechtsgefühl ist so stark, daß es sie dahin bringt, alles aufs Spiel zu setzen, ihr eigenes Wohl, die Rettung ihrer Lieben. Sie kann nicht lügen, nicht betrügen, sie muß dem König die Wahrheit sagen und seine Einwilligung zu der Heimkehr erhalten. Sie erweicht ihn schließlich.

Und somit endet das Drama mit der tiefsten menschlichen Harmonie.

Es ist antik durch die Einfachheit seines Baues; es gehört dem Schlusse des 18. Jahrhunderts an durch seine Humanität, und es ist tief persönlich.

Charlotte von Stein war Iphigeniens Modell. Als Weltdame und Hofdame besaß sie die Anmut, die alle Formen in ihrer Gewalt hat. Sie war naturgemäß dem jungen Genie, das von Frankfurt nach Weimar kam, an Würde und Selbstbeherrschung weit überlegen. Goethe befand sich damals, nach dem Bruche mit seiner Frankfurter Verlobten, in erregter und peinvoller Stimmung. Da sitzt Friederike und grämt sich, dort Lili und trauert; überall stiftet er Unheil an. Er fühlt sich wie gehetzt: „Bin ich der Unmensch nicht, der Unbehauste!" sagt Faust.

Er wird Orestes, den die Furien verfolgen. Bei ihr allein ist Friede, bei der Schwester. In Goethes Gedicht an Charlotte von Stein heißt es ja doch: Denn du warst in abgelebten Zeiten meine Schwester.

Sie schlichtet alles, ist die Schmerzenslinderin, der Engel und Schutzgeist seines Lebens, eine höhere Art Schwester. Sie ist ihm die Priesterin des Seelenadels, und er wirft sich ihr zu Füßen wie Orestes vor den Altar der Göttin.

Im Laufe der Jahre verschmilzt er auch in anderer Hinsicht mit dem Stoffe. Er selbst wird Iphigenie. Alle die Verhältnisse, die ihn in Weimar drückten, der Zeitverlust der Rekrutenaushebung und Steuerverteilung, die Vernachlässigung seines Berufs, daß er nicht zum Dichten kam, wird zu dem Drucke, der auf der Insel der Krim auf der taurischen Priesterin lastet. Karl August mit seinem Mangel an feinem Verständnis für sein Wesen wird der König, der Iphigenie liebt, bewundert und bindet, dieser tüchtige und ungestüme König, der beständig auf dem Sprunge steht, brutal zu werden. Der Barbarenkönig, der im Grunde seines Wesens gut ist und bei dem Zartgefühl erweckt werden kann — das ist Karl August Goethe gegenüber. Iphigeniens Sehnsucht nach der Heimat:

Das Land der Griechen mit der Seele suchend

das ist Goethes Sehnsucht vom kalten rauhen Norddeutschland hinweg nach der Sonne Italiens.

In seiner vierten Gestalt erreicht dieses Dichterwerk eine unerhörte Zartheit des Gefühls und Tons. Es hat ein Gepräge von verfeinertstem

Adel der Menschennatur erhalten — es ist tief persönlich und entspricht dennoch der Vorstellung des zur Neige gehenden 18. Jahrhunderts von der Hoheit und Ruhe der Antike, jener Vorstellung, die von Winkelmann ausgesprochen, von Lessing verkündet, dichterischen Ausdruck bei Schiller, philosophische Erklärung bei Hegel, plastische Form bei Thorwaldsen fand.

Man war geneigt, einen Hauch christlicher Ethik bei Goethes Iphigenie zu finden. Von seiner antichristlichen Gesinnung gerade zur Zeit der Ausführung der Gestalt ganz abgesehen, ist nichts in ihrer Haltung, was der Antike nicht ganz nahe käme. Es herrscht kein geringerer Abstand zwischen der Iphigenia bei Euripides, die, um ihr Leben bettelnd, ein jammervolles Dasein ruhmgekröntem Tode vorzieht, und ihr, die dann gefaßt und heldenmütig für ihr Volk in den Tod geht, als zwischen der Iphigenie, die bei Goethe sich erst dazu versteht, die Gefangenen durch eine listige Vorspiegelung zu retten, und nachher selbst die Wahrheit offenbart, weil sie nicht imstande ist zu lügen. Ja sogar bei Sophokles finden wir eine Gestalt, die sich in diesem Punkte genau mit Iphigenie vergleichen läßt. Neoptolemos, der erst als Jünger des Odysseus darauf eingeht, Philoktetes zu betrügen und den Bogen des Leidenden heimlich nach Troja zu entführen, dann plötzlich, kraft seiner edlen Natur, vermöge des in seinen Adern rollenden erlesenen Achillesblutes umschlägt, Philoktetes die Wahrheit mitteilt und sich weigert, ihn im Stiche zu lassen.

III.

Von den Geistesgrößen des anbrechenden 19. Jahrhunderts ist Shelley derjenige, der griechische Gestalten am vorzüglichsten behandelt. „Wir sind alle Griechen," sagt er an einer Stelle; das galt von ihm.

Großartig als Dichterwerk ist sein Drama „Der entfesselte Prometheus", das Gegenstück zu Aeschylos' „Gefesseltem Prometheus", und sicherlich nicht von geringerem Werte.

Seit die Befreiung des Menschengeistes ernstlich begonnen hatte, beschäftigten die Prometheusqualen die allergrößten Dichter, Goethe und Byron wie Shelley. Bei Goethe ist Prometheus der Menschengeist, der sich vom Gottesglauben losgerissen hat. Wir sehen ihn bei seiner Arbeit und seinem künstlerischen Schaffen, stolz auf seine Hütte, die Gott ihm nicht gebaut hat, und Gestalten in seinem Ebenbilde formend. Goethes Prometheus ist der gestaltende und freie. Der Prometheus Byrons ist der Märtyrer, der mit übereinander gebissenen Zähnen schweigend duldet,

dem keine Marter das Geständnis zu erpressen vermag und der seine höchste Ehre darein setzt, seine Qualen nicht ahnen zu lassen. Er hätte nie wie der antike von den Töchtern des Ozeans sich trösten lassen oder ihnen klagen mögen. Byrons Prometheus ist der trotzende und gefesselte.

Der Shelleys ist der wohltätige Menschengeist, der, das Böse bekämpfend und eine Zeitlang davon unterjocht, eines Tags zum Entzücken des Alls befreit und als Sieger vom vereinten Jubelgesang aller Himmelskörper huldigend begrüßt wird.

Er ist ruhig; er möchte die Qual, in der er verschmachtet, nicht mit den wollüstigen Freuden am Hofe des Zeus vertauschen. Er ist ganz Liebe zu den Menschen, ja zu seinen Feinden. Der begeisterte und eingefleischte Heide Shelley hat Prometheus mit all der Liebe ausgestattet, die das christliche Ideal ist. In seinem Prometheus ist mehr Christentum als in Goethes Iphigenie. Aber Prometheus ist in seiner Liebe kein christlicher Asket, er liebt und wird geliebt, geliebt von Asia, dem Kinde des Lichtes, der Natur.

Ungefähr mit Goethe gleichzeitig dichtet Alfieri antikisierende Tragödien. Einige sind steif, doch selbst die ausgezeichnetsten, wie Mirra, die ergreifend die Liebe einer Tochter zu ihrem Vater schildert, haben kaum allgemeines Interesse, gehören allein der italienischen Literatur an.

Man könnte aus einer folgenden Zeit Grillparzer, Österreichs größten Dichter, nennen. Seine „Medea" aus dem Jahre 1822 ist das Gegenstück zu der des Euripides. Der Grieche ist der große Schöpfer der Gestalt. Der Österreicher hat das Motiv verflacht und verringert, Jason zwischen zwei Frauen gestellt, eine ausländische, groß angelegte, fremdartige, die in seinen Kreis nicht paßt, und eine fromme kleine heimische „Cousine", die er nach wilden Abenteuern so wiederfindet, wie er sie verlassen hat. Und der Dichter nimmt für das Bäschäfchen gegen das Heldenweib Partei. Das führt jedoch keine Erneuerung oder Weiterbildung der Antike herbei. Seine „Hero und Leander" hat größeren Wert.

In unseren Tagen geschieht es immer häufiger, daß Dichter der verschiedensten Länder antike Vorwürfe zu neuem Leben erwecken.

In England liegt ein Werk wie Swinburnes „Atalanta in Kalydon" vor, unleugbar eine Schöpfung von seltener Poesie, doch immerhin eine, bei der der Schwerpunkt ganz und gar auf der Lyrik, den tiefen Chorgesängen ruht, während das Leben der Gestalten schwach ist. Wie Voltaire das Theater zu Angriffen auf die Kirche gebrauchte, so gebrauchte

Swinburne die Antike zu Angriffen auf Götter und Gottesglauben. Seine Dichtung ist der Vorwand zu Ausbrüchen nicht so sehr der Gottlosigkeit wie des Götterhasses, die in ihrer Gewaltsamkeit nicht viel mit der griechischen Antike zu tun haben, noch für deren Entwicklung irgend bezeichnend sind.

In Frankreich war Leconte de Lisle vom Geiste des Altertums durchdrungen, und er läuterte denn auch die Begriffe der Franzosen über die Antike, doch letztere weitergeführt hat er bei seiner Strenge und Kälte nicht. Der von chinesischer Kultur beeinflußte und völlig ungriechische Paul Claudel ist nur als Übersetzer von Aeschylos hervorgetreten; Pierre Louys endlich, der hinlängliche Vertrautheit mit griechischer Sprache und Literatur besitzt, ist in seinen Schilderungen zu sehr der Spekulation auf Sinnenreiz verfallen, um etwas dergleichen wie Poesie bieten zu können. Talent läßt sich ihm übrigens nicht abstreiten.

IV.

Österreich und Süddeutschland sind es, wo in den letzten Jahren die interessantesten Versuche einer Wiederaufnahme antiker Stoffe gemacht wurden. An Arthur Schnitzler, Beer-Hofmann, Jacob Wassermann, Hugo von Hofmannsthal besitzt ersteres eine Gruppe jüngerer Dichter von großem Talent und entschiedener Eigenart. Unter ihnen ist Schnitzler bisher der bedeutendste und fruchtbarste.

Von den anderen haben mehrere Neigung für die Umarbeitung dramatischer Werke aus früheren Zeiten bekundet. So griffen Beer-Hofmann im „Grafen von Charolais“ und Hugo von Hofmannsthal im „Geretteten Venedig“ auf Stücke von Nachfolgern Shakespeares zurück: Der Graf von Charolais entnimmt seine Fabel dem Drama Philipp Massingers und Nathaniel Fields „The fatal dowry“ aus dem Jahre 1632, das „Gerettete Venedig“ Otways Drama gleichen Namens von 1682. Für den sonderartigen und tiefen jungen Dichter Hofmannsthal — er vollendete kürzlich sein 33. Lebensjahr —, hat es zudem offenbar etwas Lockendes, von den Stoffen des griechischen Altertums die bekanntesten tragischen aufzunehmen und neu aufleben zu lassen.

Ich hatte, wie es so geht, als seine „Elektra“ im vorigen Jahr die Runde über die Hauptbühnen Österreichs und Deutschlands machte, die Kritiken über das Stück gelesen, und da sie sich zu einem Protest gegen moderne Hysterie in antikem Gewande gestalteten, war ich den beiden antiken Dramen Hofmannsthals, der „Elektra“ und dem später folgenden

„Oedipus und die Sphinx" zum voraus so abhold als möglich. Mit dem größten Vorurteil trat ich an sie heran, glaubte bloß auf eine Geschmacksverirrung oder auf Äußerungen einer krankhaften Phantasie in ihnen zu stoßen.

Ich fühlte mich jedoch von dem, was ich hier kennen lernte, in hohem Grade ergriffen.

In „Elektra" überraschte mich zuvörderst die überwältigende Anschaulichkeit der Personen und der Handlung. Das Abstrakte, das der griechischen Szene und zum Teil auch der griechischen Psychologie und Diktion anhaftet, war mit dem Inbegriffe der griechisch-religiösen Vorstellungen, worauf das Fühlen und Denken Elektras und Orestes' beruhen, verschwunden. Eine neue tragische Atmosphäre war an die Stelle getreten; die Konturen gleichsam mit leuchtenden Farben gezogen; eine Vertiefung aller Gefühle, des Hasses wie der Lebenslust, der Angst vor Strafe wie der Sehnsucht nach Rache, vor sich gegangen! Und all das Seelische war physiologisch begründet. Das Stück überströmte von der Energie des Dichters, der Energie, mit der er sich in den Stoff vertieft hatte. Und rein dramatisch war die Spannkraft der Handlung von der kundigen Hand eines modernen Dramaturgen erhöht.

Die „Elektra" des Sophokles ist unstreitig ein höchst vollendetes Werk. Es ist von Leidenschaft durchzittert und dennoch beherrscht von der ruhigen Klarheit der griechischen Vernunft, einer Logik, die kein Mittelglied überspringt. Die drei Kinder und die Mutter heben sich mit sicheren Umrissen voneinander ab; die starke und harte Elektra bildet den Gegensatz zur weicheren und furchtsameren Chrysothemis. Bei Orestes tritt die Tatkraft stärker als das Gefühl hervor. Daß er der Mörder seiner Mutter werden soll, darunter leidet er nicht, wie ein moderner Mensch leiden würde. Selbst wenn die Wogen der Leidenschaft am höchsten gehen, wie in den Szenen, wo Elektra Klytämnestra ingrimmig schmäht und ihre Entschuldigungen abweist, hat diese Leidenschaft Maß und Ziel. Elektra versichert ihrer Mutter, sie schäme sich vor sich selbst. Sie wisse, ein solches zu Gerichte sitzen zieme nicht der Jüngeren, der Tochter. Allein die feindselige Haltung der Mutter reize sie. So durchgehends fort, echt griechisch. Es gibt ein Äußerstes, wohin sogar die zum Muttermorde führende Leidenschaft nicht geht. Und von Elektras Demütigungen im Hause hören wir ein und das andere, sehen es aber nicht vor unseren Augen.

Bei Euripides lebt zwar Elektra in den dürftigsten Verhältnissen,

einem Bauern vermählt, der Seelenadel genug besitzt, sich in eine Scheinehe mit ihr zu finden; sie ist arm, ihr Haar gleich dem einer Leibeigenen abgeschoren. Doch erleidet sie nicht Spott und Hohn in ihrem Vaterhaus. Des Orestes Erscheinen ist hier von weit geringerer Wirkung, da Euripides, wohl um nicht der Nachahmung geziehen zu werden, die Nachricht von seinem Tode und die Wehklagen darüber unmittelbar, bevor er sich zu erkennen gibt, ausgemerzt hat. Bei Euripides wird erst Aegisthos umgebracht, noch dazu, während er Orestes und Pylades gastfrei sein Landhaus öffnet, Klytämnestra aber geschmackloserweise durch die falsche Botschaft zu Elektra hinausgelockt, daß diese dem Bauer ein Kind geboren habe, für das die Großmutter das Geburtsopfer bringen müsse. Orestes vollführt den Mord ohne zu schwanken, erst unmittelbar nachher befallen ihn die Gewissensqualen, worauf Kastor und Polydeukes sich in den Wolken offenbaren und Trost spenden. Die Anlage ist realistisch, die Repliken advokatorisch, das Gefühlsleben verhältnismäßig schwach pulsierend. Die Rache ist erklügelt, das Bild als Ganzes verfehlt.

Bei Hofmannsthal ist alles anschaulich und grell. Wir sehen Elektra im väterlichen Hause, erbärmlich in Lumpen gekleidet, ohne geziemende Aufenthaltsstätte, von den Mägden verhöhnt, mit Einkerkerung und den schwersten Mißhandlungen bedroht.

Der Mutter gegenüber zeigt sie sich voll sprühenden Hasses, unerschöpflich in den Ausbrüchen ihrer Verachtung. Sie ist durch und durch von Leidenschaft verzehrt. Sie ist die alte Jungfer, in deren Innerem alles bloß Weibliche ertötet ist, die, von einer firen Idee, dem rachsüchtigen Haß besessen, in Gesichten dem Doppelmorde vorgreift, der vollführt werden soll und muß. Sie lebt der Hoffnung, daß Orest heimkehren werde.

Als sie die falsche Botschaft seines Todes erhält, folgt dieser nicht schnell, wie bei Sophokles, die Gewißheit seiner Rettung und Anwesenheit auf dem Fuße.

Nein, mit sicherer Kunst ist eine geraume Spanne Zeit dazwischen gesetzt. Der Versuch, Chrysothemis zu überreden, ist hier ungleich wilder und grausiger als bei Sophokles.

Der Gegensatz zwischen den Schwestern war von vornherein schärfer. Wie Elektra die verhärtete alte Jungfer, so ist Chrysothemis das warmblütige frische Weib, das mit Schrecken die Jugend ungenützt entweichen und schwinden sieht, sich danach sehnt, Mutter zu werden, und lieber eine



Lovis Corinth. Bildnisgruppe
Familie Halbe in der Bernrieder Sommerfrische

[illegible] vermählt, der Seelen[illegible]
[illegible] zu finden; sie ist arm [illegible]
[illegible] Doch erleidet sie [illegible]
[illegible] Des Orestes Erscheinen ist [illegible]
[illegible]ripides, wohl um nicht der [illegible]
[illegible] von seinem Tode mit [illegible]
[illegible] sich zu erkennen gibt [illegible]
Aegisthos umgebracht, nach [illegible]
frei sein Landhaus [illegible]
falsche Botschaft zu Klyt[illegible]
Kind geboren habe, um [illegible]
müsse. Orestes [illegible]
nachher befallen [illegible]
sich in den Wolken [illegible]
listisch, die Re[illegible]
schwach pulsierend [illegible]

Bei Hofmannsthal [illegible]
Elektra im väterl[illegible]
ziemende Aufenthalt [illegible]
und den schweren [illegible]

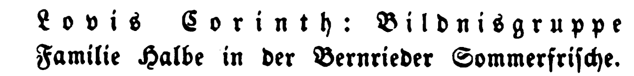
Der Mutter [illegible]
schöpflich in de[illegible]
von Leiden [illegible]
alles bloß [illegible]
tigen Haß [illegible]
führt werden [illegible]
kehren werde.

Als [illegible]

[illegible] neuerer Kunst [illegible]
[illegible] auch, Chrysoth[emis] [illegible] über [illegible]
[illegible] als bei Sophokles.

[illegible] Gegensatz zwischen den [illegible]
[illegible] verhärtete alte Jungfer, [illegible]
[illegible] Weib, das mit Schrecken [illegible] Jugend [illegible]
[illegible] sich danach sehnt, [illegible] Mutter zu werden, [illegible]





Lovis Corinth: Bildnisgruppe
Familie Halbe in der Bernrieder Sommerfrische.

Ehe mit einem niederen Gesellen eingehen, als in Unfruchtbarkeit dahinleben möchte.

Mit Kühnheit hat Hofmannsthal die Szene so geführt, daß Elektra eigentlich erst jetzt, da sie die Schwester anfleht und umarmt, deren Schönheit und Frische empfindet, daher ihr auch verspricht, sie als Braut zu schmücken und ihr Kind zu warten, wenn sie ihr zu Willen sein und beim Morde beistehen wolle. Ja, Hofmannsthal deutet an, wie lesbische Instinkte in dem vom Hasse ausgedorrten Weibe erwachen, so daß eine Art Liebesneigung es ergreift, eine Art Anbetung des jungen Leibes der Schwester.

Da diese zu weiblich weich zur Mörderin ist, schlägt Elektras einschmeichelnde Zärtlichkeit in wilden Zorn um, und wiederum anschaulich, wie Sophokles hier nicht schildert, läßt das Drama uns Elektra mühsam das Beil ausgraben sehen, womit Klytämnestra Agamemnon mordete, um notgedrungen die Tat allein zu verüben. Orestes kommt als Bote seines eigenen Todes und sie weist ihn mit einer Heftigkeit und einem Abscheu zurück, wie sie bei Sophokles nicht vorkommen. Er kann nicht glauben, daß dies seine Schwester sei, Elektra muß zehn Jahre jünger, Elektra kann nicht so verwahrlost sein. Doch sie antwortet ihm: „ . . . Königinnen gedeihen nicht, wenn man sie mit dem Wegwurf vom Zugemüse füttert, Priesterinnen sind nicht geschaffen, daß man nach der Peitsche sie springen läßt . . ."

Hier macht sich eine schwache Einwirkung Shakespeares geltend. Wie Hamlet, mehr noch als Hamlet, spricht sich Elektra mit Ekel, wiederholt dabei verweilend, über das geschlechtliche Zusammenleben der Mutter mit dem Mörder des Vaters aus, doch vorzugsweise so, daß man den tiefen Eindruck der unleidlichen Qual ihres täglichen Lebens empfängt. Tag und Nacht fühlt sie die brennende Schmach, der Ingrimm verzehrt sie, der Haß ist Rachedurst bei ihr, wie der Durst des Verschmachtenden nach dem Labetrunk. Daher ihr Erguß über den festlichen, feierlichen Tanz, der auf die Stunde der Rache folgen müsse. (Das Motiv ist von Euripides genommen, wo der Chor, nicht Elektra, bei des Aegisthos, nicht der Mutter Tode tanzt). Daher die Verzückung, das Katzenartige, Tigerhafte, womit sie Aegisth zu seinem Untergange geleitet. Daher der bizarre Tanz mit ausgestreckten Armen, in welchem sie nach vollbrachtem Morde nach vorwärts schreitet und schließlich zusammenstürzt.

Auch aus Klytämnestra ist eine unvergeßliche Gestalt geschaffen, halb

ägyptisch in ihrer Haltung. Sie ist von ihrer Tat vernichtet; aufgerieben von ihrer Schlaflosigkeit und Todesangst, voll Aberglauben. Hofmannsthal hat ganz das antike Motiv fallen lassen, daß sie Rache für die Ermordung der Iphigenia genommen habe. (Wir können doch nicht an ein von den Göttern geheischtes Opfer glauben). Nein, alt ist sie jetzt, eigensüchtig und grausam, aber sie büßt die Untat, die sie fast vergessen hat — wiewohl sie ihr stets in Erinnerung gebracht wird — diese Untat, die ihr nicht von ihr selbst verübt scheint, diese Untat, die sie nicht versteht und für welche sie sich nicht verantwortlich fühlt. Sie trug sich in dem Augenblicke zu, der zwischen dem Seltsamen verflog, daß Agamemnon jetzt gesund und am Leben, und jetzt zu Boden gestreckt und tot war.

Träfe sie ihn wieder, würden sie über das ganze wie zwei alte Freunde sprechen können.

Unlöslich ist das Moderne in der Grundauffassung mit dem Antiken verschmolzen. Nur verletzt es ein wenig, wenn man auf bekannte Redewendungen einer späteren Zeit stößt. Hier ein paar Beispiele.

Als Orestes Elektra in der Erde nach dem Beil graben sieht, glaubt er, sie sei eine Mutter, die ihr Kind vergraben hat:

> So hast du nichts auf Erden, was dir lieb ist,
> daß du ein Etwas aus der Erde scharren
> und küssen willst? Bist denn du ganz allein?

Sie antwortet mit den bekannten Worten, die Christoffer Marlowe Richard in den Mund legt:

> I had no father, I am like no father usw.
> Ich bin nicht Mutter, habe keine Mutter,
> bin kein Geschwister, habe kein Geschwister.

Und als Orestes vor dem Muttermord erzittert, sagt er mit Turennes bekannten Worten:

> Tu trembles, carcasse, tu tremblerais bien autrement usw.
> Laß zittern diesen Leib, meinst du, er würde
> nicht noch ganz anders zittern, könnt' er ahnen,
> was ich für einen Weg ihn führen werde?

Mit ungemeiner Stimmungskraft ist der Freudenrausch in der Königsburg nach dem Morde geschildert.

Chrysothemis sagt:

> Hörst du nicht, sie tragen ihn,
> sie tragen ihn auf ihren Händen; allen
> sind die Gesichter ganz verwandelt, allen
> schimmern die Augen und die alten Wangen
> voll Tränen! Alle weinen, hörst du's nicht?

Vergleicht man eine Wiedergabe des Sophokles wie diese mit einer des Euripides wie Moréas Iphigénie, so wird man finden, daß das französische Werk, das sich an den Text hält, ausschließlich nur durch rhetorische Reinheit und lyrische Schönheit wirkt, während das deutsche eine Neuschöpfung nicht so sehr des sprachlichen Ausdrucks als der Naturgrundlage ist, auf der man sich die Handlung aufgeführt denkt.

V.

Weit freier bewegt sich Hofmannsthal in „Oedipus und die Sphinx". Er begnügt sich hier nicht wie Corneille und Voltaire mit der Nachdichtung oder Umdichtung des Oedipus rex, nein, die Gestalt, ihre Umgebung und die Sage haben ihn so gefesselt, daß er hinter die uns aus dem Altertum aufbewahrten Darstellungen zurückgeht, uns die Vorgeschichte gibt.

Mit Recht gilt „Oedipus rex" vorlängst als eines der Meisterwerke der griechischen Kultur.

Viele haben es für die vorzüglichste uns bekannte Tragödie von Sophokles gehalten. Keine wirkt so gewaltig. Bei keiner ist die Komposition so merkwürdig. Daß ihr Fortschreiten auf einem Zurückgehen, auf einem allmählich immer tieferen Einblick in die Vergangenheit beruht, macht sie so einzig in ihrer Art. Erst Henrik Ibsen hat diese Kompositionsweise wieder aufgenommen. Als die „Gespenster" erschienen, schrieben Professor Schiött in Christiania und ich in Berlin, ohne voneinander zu wissen, gleichzeitig das Wort Oedipus rex über das Stück.

Von den Bearbeitungen des französischen Klassizismus ist die Voltaires am interessantesten. Sie ist ein Jugendwerk, sein ältester tragischer Versuch. Er schrieb das Drama in der Bastille im Alter von nur 22 Jahren. Es wurde zum ersten Male 1718 gespielt und hielt sich während der ganzen Lebenszeit Voltaires auf den Brettern.

Zu der Zeit, als es gedichtet wurde, war Voltaire bereits zu der Einsicht gelangt, daß Corneille und Racine unrecht hatten, moderne Liebesmotive in die antiken Trauerspiele einzuflechten. Allein die Schauspieler am Théâtre français zwangen ihn, eine Art erotisches Verhältnis zwischen Philoktetes und Jokaste hinzuzudichten, das uns barock, beinahe komisch ist.

Gleichwohl ist die Komposition selbst musterhaft, und wer Voltaires Kritik der Szenenführung in Oedipus rex liest, wird, selbst wenn er seiner Würdigung des Sophokles mit Vorurteilen gegenübertritt, die

Schärfe und Richtigkeit des Urteils zugeben müssen, womit er es als ungereimt nachweist, daß Oedipus so lange in Ungewißheit über sein Schicksal bleibt.

Man hat sich immer und immer wieder darüber aufgehalten, daß Voltaire schon hier das antike Thema willkürlich zu Ausfällen wider Christentum und Geistlichkeit gebrauchte.

Ich mache mich anheischig, bei Euripides nicht weniger unzweideutige Ausfälle gegen den Glauben und seine Priester nachzuweisen. Es wimmelt von solchen bei ihm.

Was die Angriffe bei Voltaire betrifft, so sind sie nicht den Hauptpersonen in den Mund gelegt, und der sie vorbringt, wird immer ins Unrecht gesetzt.

Eine Nebenperson ist es, Araspes, die vor dem Wunderglauben warnt.

Eine Nebenperson ist nicht minder Philoktetes, der Argwohn gegen die Priester hegt. Philoktetes spricht wie ein Franzose aus dem achtzehnten Jahrhundert, der den König von Frankreich gegen das Papsttum unterstützt. Er bietet seinem Gegner und Rivalen Oedipus seinen stützenden Arm.

Contre vos ennemis je vous offre mon bras,
Entre un pontife et vous je ne balance pas,
Un prêtre, quel qu'il soit, quelque Dieu qui l'inspire,
Doit prier pour ses rois, et non pas les maudire.

Die berühmteste Stelle des Stücks, die im Französischen zum Sprichwort geworden ist, wird von Jokaste ausgesprochen, kurz bevor die berüchtigten Priester und Wahrsager recht behalten.

Nos prêtres ne sont point ce q'un vain peuple pense,
Notre crédulité fait toute leur science.

Doch das schließt natürlich nicht aus, daß vielleicht die tiefste Befriedigung bei der Behandlung des Stoffes Voltaire bei Abfassung dieser Stellen empfand, in denen die Grundleidenschaft seines Wesens sich Luft machte, so wenig sie mit dem Vorwurfe selbst, seiner Poesie und seinen Geheimnissen zu tun haben.

Die Mystik des Stoffes kommt durch die Behandlung, die er in unsern Tagen bei Hugo von Hofmannsthal erfahren hat, zu ihrem Recht.

Mit einzelnen andern ausgezeichneten süddeutschen Dichtern hat er einen starken Sinn gemein für die geheimnisvollen Mächte des Daseins, die uns leiten und führen, so daß unsere Bahn mitunter ein Nacht-

wandlergepräge erhält und einer Kurve gleicht, die sich aus einer inneren Notwendigkeit heraus bestimmen läßt.

Wie in Hofmannsthals Oedipus, so entsteht in Jakob Wassermanns düsterem und glühendem Buche Alexander in Babylon bei einer antiken Gestalt der modernen Poesie Größe, Macht und Untergang durch das Zusammenspiel zwischen der großen Persönlichkeit und dem übermächtigen Schicksal.

Des Herzens Woge, sagt Hölderlin, schäumte nicht so schön empor und würde Geist, wenn nicht der alte stumme Fels, das Schicksal, ihr entgegenstände.

Der Teil der Oedipus-Tragödie, der auf der Unausweichlichkeit eines vorherverkündeten, daher vorherbestimmten Schicksals beruht, läßt uns kalt. Doch ach! unser Schicksal ist nicht minder unausweichlich, weil es nicht vorher verkündet ist. Bei jedem Schritt sind wir in Gefahr. Wir sind, von unserer persönlichen Beschaffenheit abgesehen, beständig in der Gewalt des Zufalls und zudem durch unser Wesen selbst in der Gewalt des Schicksals. Wir müßten anders sein oder uns anders machen können, um ihm zu entgehen. Ein Wesen von höherer Einsicht hätte Napoleons Untergang, Heines vieljähriges Krankenlager, Bismarcks Sturz, ja Zolas plötzlichen Tod voraussehen können.

VI.

Was Hofmannsthal an der Oedipussage ergriffen hat, ist die tiefe Mystik, von der sie durchwoben ist, und nun ergreift sie in seiner Darstellung auch wieder uns.

Die Vorgeschichte spielt sich vor uns ab, wie der von religiösen Schreckbildern verwirrte, verzweifelte Oedipus, der in die Einsamkeit flüchtet, um seinem Schicksal zu entgehen, gerade dort davon ereilt wird und dazu kommt, seinen Vater Laïos zu töten. — Meisterhaft ist die Schilderung Thebens nach Laïos' Tode, der Schrecken der Stadt vor der unaufhörlich ihre Opfer fordernden Sphinx (wie heutiger Zeit vor einer Seuche oder einer Revolution), der Schrei des Volkes nach einem Retter (wie man ihn gegenwärtig z. B. in Rußland vernimmt).

Mit großer Sorgfalt ist Kreon, der glühenden Ehrgeiz aber keinen Beruf, keinen Wagemut, nicht das sichere Gefühl hat, der Auserkorene zu sein, ist auch der Knabe gezeichnet, der sein Schwert trägt und an ihn glaubt, etwa wie in den Kronprätendenten der Sohn Peter an Skule.

Kreon ist eine unheimliche, tiefsinnig ausgeführte Gestalt. Trefflich

ist ferner die Zeichnung der beiden Königinnen, Jokaste, Laïos' Witwe, und Antiope, Laïos' Mutter, die letztere eine Königin, die sich noch den Göttern verwandt weiß. Ihre Augen sehen die Nacht, auch wenn es tagt, so wie, wer tief genug in einen alten Brunnen stieg, die Sterne am Mittag sieht. Sie ringt mit den Göttern, wie eine Riesenfackel mit dem Sturm. Kreon will Jokaste das Zepter entwinden und hat das Volk hinter sich, doch steht er ohnmächtig der Sphinx gegenüber. — Da kommt Oedipus zur Stadt, ein Knabe fast, allein, waffenlos, mit einem Stabe in der Hand, doch so königlich anzuschauen, den Stempel der Größe, von höheren Mächten aufgedrückt, so unverkennbar an der Stirn, daß ihm das Volk entgegenjubelt. Im Innersten verzweifelt, hegt er keine Furcht vor der Landplage, die alle, die wider sie auszogen, überwältigte.

Tief hat Hofmannsthal empfunden, wie persönliche Hoffnungslosigkeit und das Gefühl, der Einzige, der Auserkorene zu sein, miteinander verschmelzen und Großtaten erzeugen können. Er hat das alte kindische Rätsel der Sphinx und dessen Lösung gänzlich verworfen. In pechschwarzer Nacht, zwischen wildem Felsgeklüft, steht Oedipus von Angesicht zu Angesicht der Sphinx gegenüber, und da sie ihn sieht, stürzt sie sich rücklings in den Abgrund hinab; sie weiß im voraus, daß sie in Oedipus ihren Meister gefunden habe, doch auch wie teuer er seinen Sieg bezahlen werde.

Auf überraschende Art wird nun Kreon, des Oedipus leidenschaftlicher Feind, in seinen untertänigen Diener verwandelt. Kreon hat zweimal einen Meuchelmord gegen ihn versucht, aber als die Sphinx stürzt, fühlt er, Oedipus sei mehr als ein Mensch. (So verspricht Marschall Ney Ludwig XVIII., ihm Napoleon in einem eisernen Käfig zu bringen, befiehlt bei Auxerre seinen Soldaten auf ihn zu feuern, fällt ihm aber bei Waterloo in die Arme und kämpft für ihn.)

Was noch niemand dichterisch behandelte, hat ferner Hofmannsthal veranschaulicht und poetisch gestaltet, die Art der Macht, die Oedipus zu Jokaste zieht. Hier herrscht nichts von jenem Zauber, der den Chevalier von Villiers zu Ninon de l'Enclos zog. Seinen Begriff von hoher und edler Weiblichkeit hat sich Oedipus nach der Gestalt seiner vermeintlichen Mutter, der Königin von Korinth, gebildet. Ihr unvergleichlicher Gang, ihre stille Würde sind ihm das Ideal. Nie hat der keusche und stolze Jüngling ein Weib berührt, keine der vielen Jungfrauen, die sich in seiner Heimat ohne Scham ihm darboten.

Als er zum ersten Male Jokaste in ihrer hohen Schönheit sieht,

ruft er aus: „Wer ist die Frau?" und sie: „Wer ist der Jüngling?" Als er aus ihrem Munde erfährt, daß sie wie das Diadem und das Schwert des Siegers Eigentum sei: „Wer diese Stadt erlöst, der greift nach uns," da fühlt er, daß er der Unwiderstehliche. Ihm ist es, als sei er der Herrscher der Welt, kein Stern kann ohne seinen Willen stürzen. Vater und Mutter sind tot und schlafen süß in ihren Gräbern. Er kann also nicht von der Weissagung des Orakels getroffen werden. Seine Kräfte steigen in ihm auf wie Wasser im Springquell. Und als er die Sphinx besiegt hat und das Volk herbeiströmt und Iokaste naht und die Sonne aufgeht, da ruft die Königin aus:

Mir ist, ich müßt' in deinen Armen
des Todes sein.

Und er:

Um dieses Todes willen
muß ich dich lieben wie kein Mann auf Erden
sein jungfräuliches Weib. Um deinen Gürtel,
in düstrem Feuer glühend, sitzen die
Geheimnisse des Todes: aber ich —
ich sage dir: so wahr der nackte Stein,
der meine Gruft hat werden sollen, nun
zum Thron sich baut für mich und dich — und weiß
um nichts und ist behängt mit Glanz
und heiliger Vergessenheit — so wahr
als dies, was dort von Klippe springt zu Klippe,
geflügelt, rasend sich herüberschwingt —
— — — — — so wahr als dies der Bote
der ungeheuern Götter ist, so wahr
sind du und ich nur Rauch, daraus sich funkelnd
gebären will ein Neues, Heiliges,
Lebendiges!

(Er hat recht, denn Antigone wird die Frucht ihrer Umarmung.)

Und sie:

o, mein König,
— — — — — wir sind mehr als die Götter, wir,
Priester und Opfer sind wir, unsere Hände
heiligen alles, wir sind ganz allein die Welt!

VII.

Wie man bei Racine, Voltaire und Goethe die Lieblingsideen des Zeitalters aufzuspüren vermochte, so hier.

Sicherlich hat Nietzsches Werk „Die Geburt der Tragödie oder Griechentum und Pessimismus" auf Hofmannsthals Auffassung der Antike

eingewirkt. Auch Nietzsches Vorstellung vom Übermenschen, sein Begriff des Heroischen, liegt diesem Oedipus zugrunde. Das Unheimliche, der Bruch mit dem Gemeingültigen, ist als Ingredienz der Größe gedacht.

So bereits vor hundert Jahren bei Chateaubriands René, der von seiner Schwester geliebt wird, und Byrons Manfred, der seine Schwester liebt, oder seinem Kain, der seine Schwester ehelicht; bei Shelley in Rosalind and Hellen; so später bei Richard Wagner, wo Sigmund und Siegelinde im Widerspruch mit der nordischen Sage zu Geschwistern gemacht sind und Siegfried, der höhere Mensch, in Blutschande gezeugt wird.

Wagner hat seinen Einfluß auf die jungen Gemüter geübt, wie Nietzsche den seinen.

In der Literatur des Nordens ist, soviel mir bekannt, nichts mehr davon zu verspüren, als ob die griechische Antike die Gemüter noch beschäftigte oder inspirierte. Oehlenschlägers Sokrates, der Aristophanes zum Schwiegersohn bekam, ging nicht sehr tief. Die letzten Dichtungen, deren Grundlage das griechische Altertum bildet, dürften Heibergs Weihe der Psyche, Paludan Müllers Amor und Psyche, Thiton, Die Dryade gewesen sein, schöne Dichtungen, wenn auch nicht sehr gehaltreich: Eindruck auf die Volksseele haben sie nicht gemacht. Paludan Müllers Kalanus entwirft ein Zerrbild der griechischen Philosophie zu Alexanders Zeiten, um sie dem als Brahmakultus verkleideten Christentum zu Füßen zu legen.

In der neuesten dänischen Poesie, die sich unmittelbar auf das Leben bezieht, — was ein Vorzug ist — doch allzu oft in plebejischer Art — was minder rühmenswert — ist der große antike Kulturstrom den Augen völlig entschwunden. Bauernurteile und Bauernhochschulbildung sind an ihre Stelle getreten. Schriftsteller werden als groß bezeichnet, die durchaus nicht auf der Höhe der Kultur des Zeitalters stehen. Wer aber groß genannt werden will, muß nicht nur auf der Höhe seiner Zeit sein, er muß diese womöglich überragen.

(Autorisierte Übersetzung von Erich Holm.

Felix Hollaender:
Die reines Herzens sind. . . . . . . Roman.

F o r t s e t z u n g.

Die Kinder saßen im Walde und niemand störte sie. Elisabeth hatte ein für allemal des Knaben Herrschaft anerkannt. Und wenn sie im Hause trotzte und wie ein ungebändigtes, kleines Wesen die alte Therese quälte — im Walde war sie demütig und bescheiden.

Schwieg Alexander, so störte sie sein Schweigen nicht, ging still neben ihm und wartete auf ein gutes Wort.

Sie hörten die Rufe des Kuckucks, oder wenn ein Rabe ihnen zu Häupten sein Gekrächz anstimmte. Oder sie saßen am Rande eines kleinen Baches und verfolgten mit ihren Blicken, wie er dahinrieselte und die Steine weiß wusch. Zuweilen zogen sie auch Schuhe und Strümpfe aus und gingen barfuß durch das kalte Wasser. Und wenn sie in einen Waldgrund traten und über dürres Herbstlaub schritten, das unter ihren Füßen raschelte, so erschauerten sie leise. Und wenn die Sonne ihre leuchtenden Strahlen auf das Laub fallen ließ, so wähnten sie im Zauberlande zu sein, wo flüssiges Gold vor ihnen lag, soweit der Blick reichte.

„Ich möchte," sagte sie zärtlich, „daß es immer so bliebe. Wir müßten im Walde eine Hütte haben und wie Hänsel und Gretel zusammen hausen."

„So," meinte er, „und daß du eine Baronesse bist und ich ein armer Schusterjunge, vergißt du ganz."

„Für mich bist du kein Schusterjunge," antwortete sie stolz, „sondern ein verlorener Prinz. . . . Man braucht ja bloß deine Hände anzusehen," fügte sie bekräftigend hinzu.

„Du müßtest einmal der Therese erzählen, daß du aus deinem Schloß in eine Waldhütte ziehen willst."

„Bah," machte sie. „Die Therese sagt zu allem Ja; und wenn ich es will, kommt sie mit und hält uns die Hütte rein. Aber ich will es gar nicht, weil es am schönsten ist, wenn wir allein sind."

„Ganz närrisch bist du," entgegnete er, „und eines Tages wirst du noch um deinen Verstand kommen."

Sie lachte fröhlich auf und zeigte ihm ihre weißen Zähne.

„Wenn du bei mir bist, brauche ich keinen Verstand. Du hast ihn für uns beide."

„So — meinst du? Was für Zeug du dir einredest. Nichts habe ich gelernt, und in der Schule bin ich immer der Dümmste gewesen. Glaubst du etwa, daß man mit mir Bilder herausstecken kann? — Na, da irrst du dich gründlich."

„So dumm, wie du, bin ich lange noch."

Er wurde ärgerlich.

„Was du eigentlich davon hast, durchaus meine Fehler teilen zu wollen, verstehe ich nicht recht."

„Ist auch nicht nötig," gab sie zurück. „Ich weiß schon, was ich will."

„Manchmal scheint es nicht so."

„Das kommt dir bloß so vor, Alexander."

„Kann sein." Er überlegte ein wenig.

„Einmal werden wir uns doch trennen müssen," sagte er langsam.

„Niemals!" erwiderte sie und blickte ihn mit ernster, entschlossener Miene an.

„Das ist doch blanker Unsinn," stieß er heftig hervor. „Was willst du denn tun, wenn ich mich mitten in der Nacht auf die Strümpfe mache und für immer verschwinde?"

„Ich laufe dir nach bis ans Ende der Welt . . . Gott will es," setzte sie hinzu.

Ein fremder Zug, der ihn peinlich berührte, trat in ihr Gesicht. Er vermied es, sie anzusehen und eine Frage zu stellen; denn er ahnte, was in ihr vorging.

„Wollen wir nicht auf und davon gehen?" fragte sie nach einer kleinen Weile kurz entschlossen.

„— Und elend verhungern," gab er zurück. „Oder bildest du dir etwa ein," fuhr er fort und sah sie spöttisch an, „daß wir auch im Walde auf ein Pfefferkuchenhäuschen stoßen und auf ein Tischlein-deck-dich?"

„Wofür hältst du mich denn? Ich bin doch kein kleines Kind mehr."

„Geh' zu deinen Puppen," antwortete er, „und sprich nicht so närrisches Zeug."

Sie wurde rot vor Ärger.

„Ich spiele längst nicht mehr mit Puppen," entgegnete sie stolz.

„Seit die Mama fort ist, habe ich sie nicht mehr berührt. Sie sitzen auf der kleinen Bank und glotzen mich an. Übrigens mußt du nicht denken, daß meine Puppen stumm sind. Ich könnte dir Sachen erzählen —"

Er lachte laut auf.

„Bitte sehr, da gibt es gar nichts zu lachen. Ich habe mit meinen Puppen über alles gesprochen und Dinge von ihnen gehört — — die Haare würden dir zu Berge stehen!"

„Möchtest du es mir nicht erzählen?"

„Nein," erwiderte sie, „denn du bist ein schlimmer Junge, der an nichts glaubt. — Übrigens einmal bin ich mitten in der Nacht aufgewacht, weil die älteste Puppe ganz deutlich meinen Namen gerufen hat. Und soll ich dir sagen, in welcher Nacht das war . . ."

Sie machte eine kleine Kunstpause und blickte ihn herausfordernd an.

„Das war in der Nacht, in der Mama das Haus verließ. Die Puppe hat es mir vorher verraten. Lach du nur; mir ist das ganz Wurst. Ich weiß, was ich weiß. Puppen sehen und hören alles. Und plötzlich, wenn man es gar nicht vermutet, tun sie den Mund auf und verraten einem die Geheimnisse . . . Reiß du deine Nasenlöcher nur noch weiter auf," sagte sie wütend. „Deswegen ist es doch so."

„Also schön, deine Puppen können reden. Wenn du es durchaus willst, widerspreche ich nicht. Ich sehe jedenfalls, daß du mich für noch dümmer hältst, als ich bin."

Das Weinen war ihr nahe.

„Es ist alles nicht so einfach," sagte sie bebend. „Oder glaubst du vielleicht auch, daß die Höhle eine gewöhnliche Höhle ist?"

„Selbstverständlich glaube ich das."

„Dann kannst du mir eben leid tun. Übrigens weiß ich noch ganz andere Dinge. Die Therese legt jeden Abend die Karten. Da steht alles drin — auch von dir, mein Junge. Du würdest Augen machen, wenn du es wüßtest."

„Ich habe nicht das mindeste Verlangen danach. Alte Weiber kommen auf die dümmsten Gedanken. Nächstens wirst du mir noch erzählen, daß es Zauberer und Hexen gibt."

„Entschuldige, das werde ich nicht tun."

„Das ist wenigstens etwas."

Ein gutmütiges Lächeln glitt über sein Antlitz.

Sie fing es bereitwillig auf.

„Warum zanken wir uns?" sagte sie, und ihre Stimme zitterte.

„Ich habe dich lieb, und alles andere kümmert mich nicht. Meinetwegen können die Puppen nicht den Mund auftun — meinetwegen ist die Höhle ein gewöhnliches Loch — und wenn du es willst, sind auch Theresens Karten Mumpitz."

Diese ihre Großmut beschämte ihn.

Er wollte nicht zurückstehen und sagte: „Wenn dich dein Glaube selig macht, will ich ihn dir nicht nehmen."

„Bitte, bitte — jetzt ist es vorbei," lehnte sie entschieden ab. „Zwei mal zwei ist vier — und damit basta."

„Ist denn zwei mal zwei vier? Weißt du das ganz bestimmt? — Wenn ich nun behaupte, daß zwei mal zwei fünf ist!?"

„Gut, dann ist zwei mal zwei fünf," antwortete sie ernsthaft.

Nun war er geschlagen, und sie lachte ihn tüchtig aus.

Auf dem Heimweg ging mit Alexander etwas Seltsames vor.

Er hatte plötzlich das Gefühl, daß zwei Schatten ihm auf den Fersen folgten. Der eine gehörte seiner toten Mutter — der andere Elisabeth von Sydow.

Von beiden Seiten hörte er Stimmen.

Die Mutter sagte: „Jüngele, ich habe keinen Frieden im Grabe. Das Herz, das mir im Leben von Kummer und Sorgen schwer geworden ist, findet auch unter der schwarzen Erde keine Ruhe. Alexander, laß ab von dem bösen Gedanken und erinnere dich der Worte, die ich in meiner Sterbestunde zu dir sprach."

Und wie die Mutter aufgehört hatte, vernahm er die Stimme seiner Freundin: „Nun liege ich neben deiner Mutter, Alexander. Und du warst es, der mich in das dunkele Wasser trieb. — Ach, Alexander, warum hast du mir das angetan? Nun friere ich alleweil, und um das Heil meiner Seele ist es geschehen."

Er schritt kräftig aus.

Aber die Schatten verfolgten ihn.

Bald wurden sie gespenstig lang — bald verkrochen sie sich in dem hereinbrechenden Dunkel — um sofort wieder über ihn herzufallen, wenn er, aufatmend, schon von ihnen befreit zu sein wähnte. Und die Schatten und die Stimmen ließen ihm keine Ruhe.

Er begann zu laufen und spürte, wie sein Körper in Schweiß gebadet war.

Es half ihm nichts.

Die Mutter sah ihn plötzlich an — mit überirdischen Augen — und

zuckenden Lippen. Und Klein-Elisabeth erschien ihm als der Todesengel mit unsagbar traurigen Zügen. Sie trug ein weißes, wallendes Gewand — und ihr Lächeln war wund und nicht von dieser Welt.

Er blieb mitten auf dem Wege stehen.

Ein trockenes Schluchzen schüttelte seinen Körper.

„Mutter!" schrie er verzweifelt. „Nimm das Leid von mir und rufe mich! Laß mich sterben — das Leben macht mich schlecht und elend."

Krank werden — und verlöschen — dann war alles gut, und seine Last war von ihm genommen . . . .

Und wenn sich Gott seiner nicht erbarmte — und er selbst Hand an sich legen würde —!?

Er erschauerte.

Ich tue es — dachte er — ich tue es bestimmt. Dann wurde er nicht zum Mörder und brachte nicht Schande über die tote Mutter. —

Nun jagte er heim, als ob er von bösen Mächten gehetzt würde.

Er achtete kaum des Weges, stolperte über Baumwurzeln, hörte es im Walde raunen und rascheln. Und ihm war es, als ob vermummte Gestalten durch die Zweige brachen, um sich ihm in den Weg zu stellen.

Endlich war er ihm Freien.

Und über das Feld warf der Mond sein grünes Licht — und über den Wiesen lagen die Nebel. Er spürte, wie er plötzlich zu frieren begann.

Gott sei gelobt — die Lichter der Stadt winkten ihm entgegen.

Todesmatt kam er spät zu Hause an und schlich sich auf sein Lager.

In der Nacht wälzte er sich unruhig in seinen Kissen, gab wirre Reden von sich und schrie gequält auf, so daß die Schustersleute erwachten.

Der Alte begann zu wettern und zu fluchen, daß man durch den vermaledeiten Jungen noch in seinem Schlafe aufgestört würde. Die Frau aber erhob sich schließlich murrend vom Lager, steckte ein Öllämpchen an und ging zu dem Bett des Jungen.

„Jesus Maria," murmelte sie, als sie in sein fieberglühendes Gesicht sah. Und in ihrer Unvernunft fügte sie hinzu: „Siehst du, so geht's, wenn man sich den ganzen Tag herumtreibt!"

Dann aber schien doch ein Einsehen über sie zu kommen. Sie nahm das Handtuch vom Nagel, tränkte es mit Wasser und legte es über seine Stirn.

Der Junge stöhnte und zog die Decke bis zum Hals.

„Nimm dich zusammen," knurrte die Frau, „sonst wird Großvater böse. Morgen ist auch noch ein Tag."

So lag Alexander die ganze Nacht in seinem Fieberzustand verlassen da und stieß Angstrufe und Drohungen aus.

Am anderen Morgen kam der Doktor, der nämliche alte Herr, der seiner Mutter in ihren letzten Wochen beigestanden.

Er schüttelte bedenklich den Kopf, verordnete allerhand und erklärte: Man könnte gar nicht wissen, was noch daraus entstehen würde.

Während der arme Junge von seinen Fieberphantasien heimgesucht wurde, konnte Elisabeth von Sydow kaum die Stunde erwarten, zu der sie ihn wie alltäglich treffen würde. Nun es bei ihr feststand, daß sie ihn niemals verlassen würde, war ihr Herz von einer lieblichen Heiterkeit durchdrungen. Sie war bei ihm, und sein schreckliches Vorhaben konnte nicht zur Ausführung gelangen. Gott hatte ihr den guten Gedanken eingegeben, seine Seele zu retten.

Wie das alles werden sollte — darüber grübelte sie nicht nach. Ihr ganzes Wesen war in einem Grade von Alexander erfüllt, daß die alte Therese beständig in der Angst lebte, es müßte ein Unglück geschehen, für das der Baron sie verantwortlich machen würde.

„Kind, Kind," jammerte sie, „was soll denn daraus werden! Ist so etwas schon dagewesen, daß eine wirkliche Baronesse hinter einem Schusterjungen herläuft und sich von ihm ins Garn locken läßt! Er soll mir nur zu Gesichte kommen. Ich wasche ihm gehörig den Kopf."

Dann stieß sie Flüche und Verwünschungen aus, nannte Alexander einen verflixten Burschen, dem nicht über den Weg zu trauen sei.

„Zigeunerblut hat er in sich — ich wette meinen Kopf darauf."

Elisabeth ließ die Alte schimpfen und lachte dazu wie ein kleiner Kobold. Ihr machte es Vergnügen, wenn die Therese sich erregte. Wurde es ihr gar zu bunt, so stampfte sie mit den Füßen auf, und ihre Augen blitzten.

Dann verstummte die Getreue.

„So hat mich deine Großmutter angesehen," murmelte sie sinnend. „Die Augen hast du von der Großmutter — und das unruhige Blut von der Mama."

Kam die Alte in ihrer Unruhe nicht zu Rande, umhalste das Kind sie und flüsterte ihr Liebesworte ins Ohr.

Und diesem Schmeicheln und Kosen gegenüber hörte ihr Zorn und ihr Widerstand auf.

„O Jemine," seufzte sie, „was soll ich in diesem Hause. Wenn doch der Herrgott ein Einsehen hätte und ein Ende mit mir machte!"

Dann schalt sie Elisabeth heftig aus und kanzelte sie gehörig ab: Daß sie sich so gegen den lieben Gott versündigen könnte!

Die Therese wischte sich mit dem roten, silbergrau geränderten Tuch die Augen aus.

„So ein Kiekindiewelt liest mir alten Person den Text. Ich fürchte, mit mir geht's zu Ende."

Die Baronesse lachte und rief: „Sperr die Ohren auf, ich will dir ein Sprüchel sagen, das ich im Lesebuch gefunden habe."

Und dann deklamierte sie mit strahlender Miene:

Die Welt wird schöner mit jedem Tag,
Man weiß nicht, was noch werden mag.

Die Alte schüttelte den Kopf.

„Erzähle das, wem du willst; ich glaube es nicht."

Das Kind ließ sie stehen und eilte mit beflügelten Schritten in den Wald, pflückte am Wege Feldblumen und summte ein Lied vor sich hin. Und ganz erhitzt kam sie zu der Stelle, wo sie sich zu treffen pflegten.

Aber Alexander war nicht erschienen.

Sie setzte sich still hin und wartete demütig. Ihre Haare wehten im Winde, und ihre Stirn zog sich in krause Falten. Wo blieb er nur heute? Stunde auf Stunde verrann . . . Und in tiefer Betrübnis zog sie heim.

Die Therese stellte frische Milch und Zwieback vor sie hin. Aber sie stieß die Nahrung unwillig beiseite und gab einsilbige Antworten, aus denen die Alte nicht klug wurde.

Als Alexander am nächsten Tage wiederum nicht kam, schüttelte ein heftiges Schluchzen ihre zarte Gestalt. Und auf einmal wuchs in ihr der Verdacht, er könnte Ernst gemacht und sich heimlich davon geschlichen haben.

Der Therese fuhr der Schrecken in die Glieder, als das Kind mit erlöschenden Augen und verstörten Antlitzes nach Hause kam.

„Therese!" schrie sie verzweifelt auf. „Wenn er fort ist, springe ich ins Wasser."

Und über ihrer Nasenwurzel bildete sich eine drohende Falte, die der Alten Grauen einflößte . . .

So hatte die Gnädige ausgesehen, bevor sie dem Baron auf und davon gelaufen war.

Aus der Rocktasche holte sie die schmutzigen Karten hervor und breitete sie auf dem Tische aus.

Elisabeth verfolgte in tiefster Herzensangst ihr Tun.

Die Alte warf die Karten ärgerlich zusammen und mischte sie von neuem.

„So rede doch!“ schrie Elisabeth und packte sie an der Schulter. „Willst du mich denn ganz zur Verzweiflung bringen!“

„Kurieren möchte ich dich und dir einen Trank brauen aus bitteren Kräutern und Wurzeln, damit du den Teufelsjungen vergißt,“ knurrte sie ärgerlich.

„Du willst es mir also nicht sagen?“

„Kannst dich beruhigen. Er ist nicht weggelaufen — — sondern ist daheim — und hat Schnupfen,“ fügte sie verächtlich hinzu. „Sieh hier, hier liegt die Treff-Neun und da der Pik-Bube. Das heißt mit anderen Worten: Er liegt im Bett und kann sich nicht rühren.“

Elisabeth hätte ihr die Haare ausraufen mögen.

„Und das sagst du,“ rief sie bitter, „als ob es gar nichts wäre! O du böse alte Therese!“

Und nun fing sie herzzerreißend zu schluchzen an, daß der Dienerin weh ums Herz wurde.

„Hör' auf, Kind; ich halte es nicht aus — Ich kann dich nicht weinen sehen . . . Hier steht's: Er wird gesund — gesund wie ein Fisch im Wasser. Du weißt doch, ich verstehe mich auf die Karten. Coeur-Aß liegt dicht dabei. Das bedeutet nichts anderes, als daß die Krankheit gehoben wird.“

„Du lügst,“ sagte Elisabeth. „Ich fühle es, daß du lügst.“

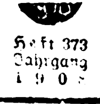
„So soll mich Gott mit Blindheit schlagen, wenn ich lüge,“ beteuerte sie.

„Ja,“ sagte Elisabeth bekräftigend, „das soll er tun. Und ich sehe dich mit keinem Blick mehr an, wenn du mir die Wahrheit verschwiegen hast.“

„Ich kann mich auf die Karten verlassen,“ entgegnete Therese und tat das Spiel wieder zusammen, um es einzustecken.

Elisabeth raffte sich auf und trat dicht vor sie hin — und sagte leise: „Liebe, gute Therese, hilf mir! Ich muß zu ihm hin!“

„Um des Himmels willen,“ wehrte die Alte ab. „Was kommt dir in den Sinn! Willst du, daß der Papa mich mit Schimpf und Schande aus dem Hause jagt und dich krumm und lahm schlägt?“



August Rodin: Der Kuß.
Text von Herman Bang.

Aus der Rocktasche holte sie [illegible] breitete sie auf dem Tische aus.

Elisabeth verfolgte in tiefster [illegible]

Die Alte warf die Karten [illegible] aufs neuem.

„So rede doch!“ schrie [illegible] der [illegible] „Willst du mich denn ganz [illegible]“

„Kurieren möchte ich [illegible] brauen aus [illegible] Kräutern und Wurzeln, [illegible] den [illegible] vergißt,“ [illegible] sie ärgerlich.

„Du willst es mir [illegible] sagen?“

„Kannst dich [illegible] ist nicht weggelaufen [illegible] ist daheim — und hat [illegible]“ fügte sie verächtlich [illegible] hier, hier liegt die [illegible] der Pik-Bube [illegible] mit anderen Worten: [illegible] und kann [illegible]

Elisabeth [illegible] die [illegible]

„Und das [illegible] du böse alte Therese!“

Und nun fing sie [illegible] an, [illegible] weh ums Herz wurde.

„Hör' auf, [illegible] weinen sehen . . . [illegible] — [illegible] im Wasser. Du [illegible] sich auf [illegible] liegt dicht dabei [illegible] [illegible]oben wird.“

„Du lügst!“ sagte Elisabeth [illegible]

„So soll mich Gott [illegible]“ [illegible]

[illegible] sagte Elisabeth [illegible] Und [illegible] dem [illegible] Blick [illegible]

„Ich kann mich auf [illegible] verlassen,“ [illegible] Therese und [illegible] wieder zusammen, um es [illegible]

[illegible] raffte sich auf und trat dicht vor sie hin — und sagte leise: [illegible] Therese, hilf mir! Ich muß zu ihm hin!“

„[illegible] Himmels willen,“ wehrte die Alte ab. „Was [illegible] dir [illegible] willst du, daß der Papa mich mit Schimpf und Schande [illegible] und dich krumm und lahm schlägt?“



AUGUST RODIN, DER KUSS

SÜD
Heft 373
Jahrgang
1908

August Rodin: Der Kuß.
Text von Herman Bang.

„Das ist mir einerlei!" rief sie in heller Wut. „Ich muß zu ihm hin. Hast du mich verstanden?"

Therese seufzte schwer auf.

„In Gottes Namen denn," sagte sie eingeschüchtert. „Morgen wollen wir uns auf den Weg machen."

In dieser Nacht tat Elisabeth kein Auge zu.

Lieber Gott — betete sie — gib, daß die Therese recht hat, und daß er wieder gesund wird. Denn wenn er fortgelaufen ist, ist alles zu Ende. Lieber Gott, hilf mir! — Und ich will meine ganze Sparbüchse dem nächsten Bettler in den Schoß schütten. Und nie mehr soll ein böses Wort gegen die Therese aus meinem Munde kommen. — Lieber, lieber Gott — erbarme dich! — Lieber, lieber Gott — du hast mir meine Mama genommen! — Tu mir das nicht an!"

Endlich schlief sie ein. Aber im Traum atmete sie unruhig und schwer.

Am andern Morgen klopfte die Therese an Herrn von Sydows Arbeitszimmer.

Sie müßte in die nahe Stadt — sagte sie — weil es in Küche und Keller am Nötigen fehlte. Sie bat sich die Erlaubnis aus, das Kind mitzunehmen, da es auch für die Baronesse Verschiedentliches einzukaufen gäbe.

Der alte Baron nickte stumm. Und die Therese schlich aufatmend davon.

„So," sagte sie, „nun können wir losziehen."

Elisabeth zupfte sie am Rock.

„Hast du nichts zum Mitnehmen?" fragte sie leise.

Die Alte verstand sie nicht recht.

„Was meinst du denn, Kind?"

„Du sollst etwas Gutes für ihn in die Tasche tun," befahl sie kurz.

Und die Therese ging in die Speisekammer und holte zwei große Gläser mit Früchten heraus.

„Bist du's so zufrieden?"

„Ja," entgegnete sie.

Der Weg erschien dem Kinde endlos.

Es zählte schier verzweifelt die weißen Meilensteine. Und stellte die Therese eine Frage, hörte es nur mit halbem Ohre zu und gab zerstreute Antworten. Ihr Herz klopfte in banger Erwartung.

Hatten die Karten recht, so war alles gut. Und die kleine Sparbüchse, die sie in der Tasche verborgen hatte, wurde noch heute geleert.

Aber — wenn die Karten logen — was dann?!

Sie fürchtete sich, weiter zu denken. Ihr Gesicht sah so vergrämt aus, daß die Therese im stillen meinte, die Steine müßten mit ihrem armen Kinde Erbarmen haben.

Auf der Landstraße holte ein Bauernwagen sie ein.

„Holla," schrie Therese und winkte dem Fuhrmann.

Der machte „Brr" und hielt die Pferde an.

„Geht's in die Stadt?"

Der Kutscher nickte.

„Wollen Sie nicht das kleine Fräulein und mich ein Stück Weges mitnehmen? — Für einen Schnaps will ich schon Sorge tragen."

„Immer herauf," sagte der Kutscher.

Die Therese half dem Kinde, und beide setzten sich auf ein Brett des Wagens dicht hinter dem Fuhrmann.

Jetzt ging's im Trab. Kein Wort wurde gewechselt. Aber als die Stadt erreicht war, sprang Elisabeth mit einem Satz vom Wagen und war nicht mehr zu halten, so daß die Alte kaum noch Zeit hatte, das Fünfgroschenstück für den Kutscher herauszunehmen.

Nun standen sie vor dem Hause des Flickschusters, das man bald erfragt hatte.

Die alten Leute rissen bei dem seltsamen Besuche die Augen weit auf. Niemals hatte ihnen Alexander von seiner Freundin erzählt. Und das kleine Fräulein in dem weißen, duftigen Sommerkleid mit dem großen, roten Mohnhut machte Eindruck auf sie.

„Die ist aus einem vornehmen Stall," raunte der Schuster seiner Frau zu. Wo hat der Junge sie nur aufgegabelt — dachte er.

Aber als das Kind angstvoll seine Frage wiederholte: „Wohnt hier Alexander?" nickte er bedächtig.

„Und ist er krank?"

„Freilich," erwiderte der Meister, „sehr krank!" Und die Frau ergänzte: „Rippenfellentzündung hat er."

„Rippenfellentzündung?!" Das Kind schrie das Wort aus gequältem Herzen. „Therese! Was ist das? Sag mir's! Muß man daran sterben, Therese?"

Auf dem Gesicht der Alten lag ein siegesbewußtes Lächeln.

„Habe ich nun recht gehabt?" erwiderte sie triummphierend.

Und mit breiter Gelassenheit setzte sie hinzu: „Thereſens Karten lügen nicht.“

Aber der Blick, der aus Elisabeths Augen schoß, brachte sie zum Schweigen.

„Muß man daran sterben?“ wiederholte Elisabeth — und ihre Stimme bebte vor Zorn und Angst.

Sie kümmerte sich nicht mehr um die Alten, die verdutzt aufhorchten.

„Sieh mich nicht so an, Kind!“ murmelte sie erschreckt. „Gott wird helfen. Gott wird sicher helfen!“

„Sie sind der Großvater?“ sagte Elisabeth, indem sie die Frau völlig ignorierte.

Flickschuster Feustel nickte.

„Ich will auf der Stelle zu ihm.“

„Ich weiß nicht, ob das angeht. Der Doktor —“

„Ich bitte Sie, zeigen Sie mir den Weg,“ unterbrach ihn das Kind. „Der Doktor erlaubt es bestimmt,“ fügte sie in flehendem Ton hinzu.

„In Gottes Namen denn.“

Der Meister ging voran.

Elisabeth drängte Therese zurück. „Bleibe du draußen,“ sagte sie gebieterisch.

Nun stand sie vor Alexanders Kammer, und das Herz drohte ihr zu zerspringen.

Eine Stimme in ihr sagte: Beiß die Zähne zusammen und weine nicht! Sie ballte die kleinen Hände, daß die Nägel ihr in das Fleisch schnitten, und trat ein.

Da lag er — ein Bild des Jammers — in seiner armseligen Stube.

Zuerst mochte er denken, er träume; denn er blickte sie eine Sekunde mit entgeisterten Augen an. Als sie jedoch mit ihrem melodischen Stimmchen und einem unsagbaren Lächeln zu ihm sprach: „Da bin ich, Alexander!“ stürzten ihm die Tränen aus den Augen.

„Nicht weinen, Alexander. — Nicht weinen, lieber Alexander!“ flüsterte sie, während sie selbst vor Schmerz und Gram verging.

Der Schuster hatte sich entfernt.

Sie setzte sich an sein Lager.

„Ich bleibe jetzt bei dir — und jeden Tag komme ich wieder,“ sagte sie leise. „Aber du mußt ganz ruhig daliegen, Alexander — darfst dich nicht rühren und regen; sonst wird der Doktor böse.“

„Gib mir deine Hand," sagte er weich.

Und sie ließ sie ihm — überglücklich.

Er streichelte sie leise. Und sie meinte, daß er niemals so lieb und gut mit ihr gewesen sei, wie in dieser Stunde.

„Daß du zu mir kommen würdest, hatte ich nicht gedacht," brachte er mit matter Stimme hervor. „Wie hast du nur den weiten Weg gemacht?"

„Die Therese hat mich hergebracht," erzählte sie eifrig. „Aber ich hätte auch ohne sie gefunden — du kannst es mir glauben."

Und mit einer Stimme, aus der ihre tiefe Liebe wie eine Himmelsmelodie an seine Ohren klang, setzte sie hinzu: „Am Ende der Welt hätte ich dich gefunden, mein Alexander."

Die Großmutter steckte den Kopf in die Tür.

Er wehrte heftig ab.

„Laß sie noch ein wenig bei mir bleiben."

Die Großmutter verschwand.

„Und nun leg deine Hand auf meine Stirn. Deine kühle Hand tut mir gut, Elisabeth."

Wer war so voller Seligkeit wie sie.

Er spürte kaum ihre Hand — so lind berührte sie ihn.

„Du wirst gesund werden, Alexander," sagte sie, „ich weiß es. Gott wird dich heilen."

Und dabei sah sie in sein elendes Gesicht und spürte einen stechenden Schmerz. Und plötzlich erhob sie sich. Sie hatte das Gefühl, sie würde sich nicht länger beherrschen können.

„Morgen bin ich wieder bei dir," flüsterte sie. „Und nun schlaf, mein Alexander, schlaf dich gesund."

Draußen wollte die Alte sie mit Fragen bestürmen.

Sie schnitt ihr das Wort ab.

„Liebste, nicht reden," sagte sie ängstlich und blickte sie in zärtlicher Dankbarkeit an.

Sie schritt an der Seite der Therese, die nun ihre Einkäufe besorgte. Aber sie sah weder Häuser noch Menschen. Nur einen armen Jungen sah sie, der siech und elend in einer dunkelen Kammer lag — von bösen Menschen umgeben.

„Kannst du denn den langen Weg gehen, mein Herzenskind?"

Sie dachte an Alexander, der Tag für Tag den weiten Weg zurück-

gelegt hatte, um sie zu sehen. Und die Rührung stieg ihr bis zur Kehle herauf.

„Ich bin ganz stark, Therese, und will laufen," erwiderte sie fast unhörbar. „Komm, gib mir einen Kuß und hab' mich lieb."

So schritten sie denn rüstig fürbaß.

Ein blauer, strahlender Sommerhimmel über ihnen — und im Herzen eine tiefe Dankbarkeit.

„Therese, was ist Rippenfellentzündung?" unterbrach sie mit einem Male in erneuter Angst das Schweigen.

„Ach, Kind, das ist ein Wort wie viele Worte. Wer sterben soll, der stirbt — wer leben soll, der lebt."

„Laß ihn leben!" flüsterte die Kleine.

„Amen!" ergänzte Therese.

Am Wege saß eine alte Frau mit weißen Haarsträhnen und atmete die warme Sommerluft und genoß mit tiefem Behagen die Stille dieses schönen Tages. Neben ihr stand eine hohe Kiepe — bis an den Rand gefüllt.

Als die beiden vorbeikamen, blickte sie aus ihrer Versonnenheit auf.

„Gott segne das kleine Fräulein," sagte sie und schaute Elisabeth aus hellen blauen Augen, die trotz ihres hohen Alters fröhlich schienen, gütig an.

Sie setzten sich neben sie, um kurze Rast zu machen.

Die Kleine reichte der Alten freimütig die Hand und sagte: „Habt schönen Dank."

Und nun blickten die drei Menschen in den Frieden Gottes und waren eine Weile still.

„Was habt Ihr da in dem Korb?" fragte die Therese.

„Irdene Töpfe und Schüsseln und Teller und Krüge — bestimmt für fahrendes Volk."

„Und das alles müßt Ihr schleppen?" fragte Elisabeth voll Mitleid.

„Stunden- und tagelang, mein liebes Kind. Und die alten Knochen taugen noch, sind rüstig und gesund. Oft vergeht eine ganze Woche," erklärte sie, „bis ich von der Wanderung mit leerem Korbe heimkehre und neue Ware einkaufe."

„Schwer habt Ihr's, Mütterchen, das muß ich sagen," meinte die Therese.

Die Alte stieß ein herzhaftes Lachen aus.

„O jemine, wie könnt Ihr nur so reden. Ich bin's zufrieden, solange

Gott solche Tage werden läßt. Wer so lange lebt wie ich, trägt nicht nur zerbrechliches Geschirr auf seinem Buckel! Der weiß, was solch ein Sommertag wert ist."

Und wieder atmete sie mit vollen Zügen die warme Luft — als ob sie einen Becher zum Munde führte — und ließ ihr Auge über die satten, grünen Wiesen schweifen.

Sie griff zu ihrem derben Stock.

„Nun muß das Schwärmen ein Ende haben," meinte sie. Und ihr runzliges Gesicht leuchtete auf, als sie noch einmal, gleichsam prüfend, Elisabeths liebliche Züge betrachtete.

„Helf' Sie mir ein wenig, damit ich meine Last auf den Rücken bekomme," sagte sie zu Therese.

„Sieh einmal, was da liegt!" rief Elisabeth und wies mit dem Finger ein paar Schritte von sich. Während jene sich bückte, tat sie, ohne daß eine von den beiden Frauen es merkte, ihre Sparbüchse in den Korb.

Die Therese hob einen Scherben Glas auf, der in der Sonne gefunkelt hatte.

„Katzengold ist es," sagte die alte Frau. „Das liegt am Wege und narrt und foppt allerenden die Menschen. Nimm dich vor dem Katzengold in acht, mein süßes, kleines Fräulein!"

Und halb segnend legte sie ihre abgearbeiteten Hände auf den Scheitel Elisabeths.

„Und nun gehabt euch wohl! Wenn das Glück mir gut ist, treff' ich euch noch einmal auf meiner Straße."

Rüstig und kräftig schritt sie vorwärts und war bald den Blicken der beiden entschwunden.

Nachdenklich sagte Elisabeth: „Alexander mag die alten Frauen nicht leiden. Aber diese war ganz gewiß eine, die auch er liebhaben würde. Meinst du nicht?"

„Wirst schon recht haben, mein Herzenskind."

* * *

„Papa," sagte sie — und ihre Stimme zuckte bei den ersten Worten — „Alexander ist krank. Wir waren gestern bei ihm. Krank," sagte sie leise, „daß man nicht weiß, ob er gesund wird. Sie nennen es Rippenfellentzündung. Papa, ich habe versprochen, ihn täglich zu besuchen."

Der Baron sah erstaunt von den Büchern auf.

Er hatte einen langen weißen Schal mehrere Male um den dünnen Hals geschlungen.

„So, so," sagte er müde und blickte ein wenig ungeduldig in das Gesicht der Kleinen. Seine Gedanken waren weit fort, und ihre Gegenwart schien ihn zu bedrücken.

Er ließ seine Hand über die schräg abfallende Stirn und das dünne, weiße Haupthaar gleiten.

„Ich will es überlegen," erwiderte er. „Und nun geh und laß mich arbeiten."

In der Tür blieb sie stehen.

Der Baron studierte bereits wieder in seinem Buche und schien von ihr keine Notiz mehr zu nehmen.

Sie kämpfte einen Augenblick. Dann sagte sie entschlossen: „Papa!"

Der Baron sah erstaunt auf.

„Du bist immer noch hier?" fragte er. Und ein nervöses Zucken ging über seine Züge.

„Papa, er stirbt, wenn du nicht erlaubst —"

„Hat das der Doktor gesagt?" unterbrach er sie und lächelte matt.

„Der Doktor? Nein. Aber ich weiß es, Papa!"

„Nun gut, wenn ein Leben auf dem Spiele steht, sollst du deinen Willen haben."

Und in einer plötzlichen Anwandlung von Nachgiebigkeit und Güte drückte er auf den Knopf des Schreibtisches.

Die Therese erschien in der Tür.

„Der Wilhelm soll die Kalesche aus dem Schuppen ziehen und instand setzen," sagte er. „Und dann mögen Sie in Gottes Namen täglich auf eine Stunde mit dem Kinde den kranken Jungen besuchen. Erkundigen Sie sich bei den Leuten, ob —"

Er machte mit der Hand eine Bewegung, und das Gespräch war beendet.

Die beiden waren im Nu aus der Tür.

„Therese, Papa ist auf einmal so gut."

„Gewiß ist er gut. Er kann es nur nicht zeigen — — er kann es nicht zeigen," wiederholte sie langsam.

„Ja, ja — so ist es," bestätigte sie. „Und Alexander geht es gerade so. Du, Therese, ich habe mich nicht einmal bedankt."

„Laß gut sein. Der Papa hat das nicht gern."

„Therese, weißt du, was ich manchmal geträumt habe?"

„Nein, Kind."

„Ich habe geträumt, daß er gar nicht mein richtiger Papa ist."

„Pst, wer wird so dummes Zeug schwätzen! Wenn das nun jemand gehört hätte!"

„Schimpf nicht, Therese! Niemand hat es gehört!"

— — — — — — — — — —

Der alte Wilhelm riß die Ohren auf. „Die Kalesche soll wieder herhalten! Find' ich aber schnurrig. Da werden wir tüchtig schmieren müssen. Mit der hab' ich deinen Vater und deine Mutter zur Trauung in die Kirche gefahren ... Baroneßchen, das ist nun bald an die fünfzehn Jahre her. O Jemine — wie die Zeit vergeht."

„Erzähl' Er keine Romane," sagte Therese kurz, „und schmier' Er die Räder."

„Nu, nu, immer hübsch sachte, Mamsell — — das Baroneßchen weiß schon, wie ich es meine."

„Laß ihn doch!" bat das Kind.

„Wie sah denn die Mama da aus?" fragte sie.

„Ach, Baroneßchen," antwortete er, „sie sah wie der Frühling aus. Freilich — geredet hat sie kein Wort — und ernst dreingeblickt hat sie auch. Na, die Fahrt ist ja nicht lang gewesen, und ich habe auf die Gäule geachtet und kann dir weiter keinen Bescheid geben."

„Aber ein weißes Kleid hat sie angehabt — nicht, Wilhelm?"

„Ein schneeweißes, Baroneßchen. Und ihr Gesicht und das Kleid hatten e i n e Couleur — darauf kann ich einen Eid leisten."

„Bist du in der Kirche gewesen, Wilhelm?"

„Das versteht sich, Baroneßchen. Und der Brummbär da auch," sagte er und wies auf die Therese.

Die Alte zog das Kind fort.

„Wenn der ins Schwatzen kommt, ist kein Aufhörens," murrte sie.

Elisabeth folgte ihr widerwillig.

„Warum bist du so grob mit ihm?"

„Gewesene Dinge sind gewesen," gab die Alte zurück; „die soll man nicht von neuem aufwärmen, Kind. Kommt nie was Gescheit's dabei heraus. ... Und wegen deines Alexander," fuhr sie unvermittelt fort, „brauchst du dir den Kopf nicht weiter zu zerbrechen. Der wird gesund wie ein Fisch im Wasser. In den Karten steht's."

„Gott sei gelobt," murmelte Elisabeth und blickte dankerfüllt zu ihr empor.

* * *

Nun kamen Tage, an denen Schmerz und Freude wie das Wetter wechselten.

Immer um dieselbe Stunde — pünktlich mit dem Glockenschlag — hielt die Kalesche vor der Schusterwerkstatt.

Und der Knabe lauschte sehnsüchtig auf das Rollen der Räder, die die Gespielin zu ihm brachten.

Niemals erschien sie mit leeren Händen. Aber immer stellte sie ihre Gaben heimlich beiseite, während sie nur die Blumen auf sein Bett legte.

Wie verstanden es ihre zarten Hände, den Feldstrauß zu winden. Und mit jeder Blume, die sie pflückte, kam es von ihren Lippen: „Lieber Gott, laß ihn gesunden! Sonst zerbreche ich!" Machte der Doktor ein langes Gesicht und schüttelte er bedenklich den weißen Kopf, so fühlte sie, wie ihre jungen Glieder schwer wurden, und wie ihr Herz sich zusammenzog.

„'S ist eine böse Geschichte, von der man nie weiß, wie sie abläuft. Heute rot — morgen tot."

Sah er dann in ihr verzerrtes Gesicht, so war es ihm leid um seine Aufrichtigkeit. Und sie tröstend, fügte er hinzu: „Kind, wir wollen nicht schwarzsehen. Der Junge hat zähe Knochen und wird es überstehen."

Dann setzte sie sich mit leuchtenden Augen an sein Bett, nahm seine Hand, die sie nicht mehr locker ließ, und tröstete ihn mit ihrer süßen Stimme.

„Du wirst gesund, Alexander. Ganz gesund wirst du. Der Doktor hat es gesagt."

Wenn er sie jedoch traurig anblickte, als glaubte er ihren Worten nicht, überkam sie helle Verzweiflung.

„Ich kann nicht gesund werden," flüsterte er mit trockener Stimme. „Ich habe mich an Gott versündigt."

Und nun erzählte er ihr in abgebrochenen Sätzen die Geschichte von den beiden Schatten, die ihn an jenem Abend verfolgt hatten, und wie er Gott um sein Sterben gebeten. „Gott straft mich," schloß er mit weit geöffneten Augen und mit zuckenden Lippen.

Sie hatte mit verhaltenem Atem gelauscht. „So wird dich mein Gebet erlösen," antwortete sie glaubensstark und lächelte fromm.

Die Therese meinte in gutmütigem Spotte: „Wenn die Gemeinde im ganzen Jahre so viel zusammen beten würde, wie du an einem Tage — dann brauchten die Leute weder Blitz noch Hagel zu fürchten. Gott müßte ja taube Ohren haben, wollte er dich nicht erhören."

Ob solcher Reden konnte die Kleine in heiligen Zorn geraten.

„Wenn du Gott lästerst," rief sie heftig, „rede ich kein Wort mehr mit dir."

Sie ließ sich nicht beirren. Auf Weg und Steg — auf Schritt und Tritt machte sie mit dem lieben Gott Verträge.

— — — Lache nicht, alte Therese, ob der zahllosen Gebete, die aus reinen Herzen gen Himmel sich richten.

Gott hört die Gebete der Kinder! — — —

— — — — — — — — — —

Und nun sitzt die kleine Baronesse Elisabeth von Sydow mit Alexander im Sonnenschein. Und auf ihren holden Zügen liegt ein frommer Glanz, der den Knaben bis ins Innerste bewegt. Er beugt sich zu ihr hin, sieht sie groß und ernst an und sagt mit fester Stimme:

„Nun will ich ein Mensch werden, Elisabeth. Und alle bösen und finstern Gedanken werfe ich ins Wasser, da — wo es am tiefsten ist."

Das Kind begreift ihn.

Große Tränen fallen langsam über seine Wangen.

„O, Alexander," ruft sie aus übervollem Herzen. „Gott hat mich erhört. Dies ist die schönste Stunde, seit ich dich kenne."

Und ohne daß er es wehrte, küßte sie ihn mit kirschroten Lippen.

* * *

Die regelmäßigen Spaziergänge wurden wieder aufgenommen. Nur daß Alexander jetzt öfter als früher im Schlosse Rast machte.

Immer näher kamen sich die Kinder. Immer mehr versenkten sie sich in ihr Inneres. Und eines hatte vor dem anderen eine tiefe Ehrfurcht. Sie schlossen ihre Herzen voreinander auf und fühlten, daß sie zusammengehörten. Niemand konnte sie trennen.

Der Baron saß in seinem Zimmer und arbeitete, las und las, um nur zuweilen eine kleine Unterbrechung sich zu gönnen, wenn er die goldgefaßte Brille von den Augen nahm und sie behutsam putzte. Für ihn war die Welt außerhalb dieser vier Wände abgestorben.

So dünkte es wenigstens die alte Therese und das Kind.

Der Flickschuster dagegen knurrte und murrte. Er wußte jetzt, wo sich der Junge herumtrieb — mit wem er die Zeit totschlug.

Dem wollte er zum Tanze aufspielen, daß ihm Hören und Sehen verging. Er hatte lange genug geschwiegen und vergeblich gewartet, daß das Bürschlein von selber zur Vernunft käme. Der aber rührte sich nicht

und träumte in den Tag hinein. Nun gut — er wollte ihn aus seinem Dämmerdasein aufrütteln, ehe es zu spät war. Denn das — meinte er — war er der Verstorbenen schuldig.

Und als Alexander wieder einmal über Gebühr lange ausblieb, beschloß er, der Sache ein Ende zu machen — mochte es nun biegen oder brechen.

Mit harten Worten empfing er ihn. „Wer dem Herrgott seine Zeit stiehlt," begann er, „und sich an feiner Leute Kind heranscharwenzelt, ist ein Tagedieb und hat unter meinem Dache nichts zu suchen. Damit Er mich aber richtig versteht, Musje — entweder Er überlegt sich die Sache innerhalb dreier Tage, macht ein Ende mit dem Herumlungern und setzt sich hier auf den Schemel, um das Handwerk zu lernen — oder Er mag sehen, wo der Zimmermann das Loch gelassen hat. Wer nicht arbeitet, mag zugrunde gehen. Und nun Punktum. Pack Er sich!"

Alexander richtete sich hoch auf.

„Ich habe nichts zu überlegen," antwortete er stolz.

„Ganz recht habt Ihr, wenn Ihr mir die Tür weist. Ich wäre ohnedies gegangen. Denn —" fügte er hinzu, „hier hält mich nichts. Jeden Bissen habt Ihr mir hingeworfen — nicht wie einem Hunde, für den man doch noch ein gutes Wort und einen guten Blick übrig hat — nein, wie einem Aussätzigen ... Und doch ist es nicht das," fuhr er fort, „wodurch Ihr meine Jugend vergiftet habt. Darüber wäre ich hinweggekommen. Aber was Ihr meiner Mutter angetan — das verzeihe ich Euch nicht, solange ich atmen kann."

„Seid Ihr denn Menschen!" schrie er plötzlich in dem Drange, alles, was er Jahr und Tag stumm heruntergewürgt, endlich los zu werden. „Zu Tode gemartert habt Ihr sie."

Und — als hätte er keine Zeit zu verlieren — wie ein Gießbach sich überstürzend — entrang es sich ihm: „Erbärmlich kommt Ihr mir vor. Ohne einen Funken von Mitleid habt Ihr es mit ansehen können, wie sie von Tag zu Tag hinschwand!" Er hielt einen Moment inne.

Die Schustersfrau war in die Tür getreten. Sie ging mit krebsrotem Gesicht auf ihren Mann los.

„Hast du die Sprache verloren?" schrie sie. „Duldest, daß diese giftige Kröte sich hier breit macht?! Ein fauler Lümmel, der keinen Finger rührt, uns das Brot wegfrißt und den lieben Gott einen guten Mann sein läßt! — Du duldest es?!"

Alexander lächelte stolz.

Eine unsagbare Verachtung lag auf seinen Zügen.

„Recht hast du — dreimal recht," sagte er, „ich will mein Gift ausspritzen! Bin ich giftig geworden, so danke ich es Euch. — Und gibt es einen Gott, so wird er Euch beiden das Sterben sauer machen. — Und nun gehabt Euch wohl. Mich seht Ihr nicht wieder!"

Erhobenen Hauptes ging er zur Tür.

Es war eine Weile in der Werkstatt stille.

„So habe ich es nicht gemeint," sagte dann der Schuster kleinlaut und kraute sich hinter den Ohren. „Auf die Straße wollte ich ihn nicht setzen."

„Was für ein Jämmerling bist du!" erwiderte die Frau. „Wird auf seine alten Tage mürbe! — Mag er sich an Ecken und Kanten blutig stoßen! — Der kommt wieder. Da draußen werden sie ihm das große Maul klein machen! Verlaß dich drauf!"

Der Schuster senkte den grauen Kopf.

Ihm war nicht wohl zumute.

Alexander hatte sein Bündel geschnürt. So klein es war — es wog nicht leicht. Die harten Taler der Mutter — in den dicken Winterstrümpfen sorgsam aufgehoben — beschwerten es.

* * *

Zweites Kapitel:

Was aber nun? Wohin sich wenden? Und was würde Elisabeth dazu sagen, mit der er sich doch bereden mußte?!

Klopfenden Herzens trat er heute seinen Weg an und überlegte, wie er es ihr beibringen sollte.

Der Ernst seiner Lage war ihm nie so deutlich zum Bewußtsein gekommen. Was sollte aus ihm werden? Denn damit war doch die Frage seines Schicksals nicht beantwortet, daß er es hohnlächelnd abgelehnt hatte, zu Pech und Pfriemen zu greifen.

„Was ist denn das?" fragte Elisabeth und sah ihn mißtrauisch an, als er in seinem neuen Aufzuge — das Ränzel auf dem Rücken — vor ihr stand.

„Fort willst du —"

Sie riß die Augen weit auf: „Und mich allein lassen?" fügte sie entsetzt hinzu. Alles Leben war von ihr gewichen.

Dieser Ausbruch des Schmerzes bewegte ihn.

„Nein, nein," murmelte er, „so ist es ja nicht gemeint. Aber nach Hause kann ich nicht mehr. Sie haben mir die Tür gewiesen und mit Schimpf und Schande mich davon gejagt."

„Dann gehe ich mit," sagte sie kurz entschlossen. „Allein bleibe ich auf keinen Fall."

„Und dein Papa?" sagte er beklommen.

„Mein Papa?"

Sie lachte schmerzhaft auf.

„Mein Papa — der kümmert sich um mich nicht mehr, wie um eine Stecknadel. Dem ist es einerlei, ob ich im Hause bin oder nicht."

„Ob du da nicht irrst?" brachte er nachdenklich und zweifelnd hervor.

„Ganz bestimmt nicht!" beteuerte sie. „Er studiert ja den ganzen Tag und hat kaum einen Blick für mich übrig."

„Und die Therese?"

Sie stutzte.

„Die Therese," erwiderte sie bange, „wird sich die Augen aus dem Kopfe weinen. Ganz gewiß wird sie das. Aber ich kann ihr nicht helfen," fügte sie hart hinzu. „Ich bleibe nicht, wenn du gehst."

„Es ist aber nicht so leicht, wie du denkst," erwiderte er. „Du wohnst in einem Schloß, schläfst in einem weißen Bett und ißt aus silbernen Schüsseln. Und statt dessen —"

„Ich mache mir nicht viel daraus," unterbrach sie ihn und knipste Zeigefinger und Daumen zusammen.

„Und wovon sollen wir leben?"

Einen Augenblick schwieg sie.

Dann antwortete sie verwegen: „Wir können polnisch betteln gehen. Ich singe Lieder . . . du — ich kann nämlich sehr gut singen — und du hebst die Almosen auf."

„Na, das ist ja eine hübsche Rolle, die du für mich ausgedacht."

„Man muß es sich nicht so schlimm vorstellen," sagte sie ernsthaft. „Es gibt überall gute Leute."

Ihre Sicherheit und Ruhe verblüffte ihn.

„So arg ist es ja auch nicht," meinte er zögernd und schnürte sich das Ränzel ab. „Ein ganz armer Schlucker, wie du vielleicht denkst, bin ich denn doch nicht."

Er holte die wollenen Strümpfe hervor und legte sie stumm in ihre zarten Hände.

„Was ist denn das?" fragte sie ängstlich und beklommen.

„Das sind lauter harte Taler," entgegnete er langsam und feierlich.

„Um Gottes willen, Alexander, du hast doch nicht —"

Er verstand sie, bevor sie noch zu Ende sprach.

„Das kannst du von mir denken!" sagte er vorwurfsvoll. „Nein, o nein!"

„Aber wie kommst du zu dem vielen Gelde?"

„Diese Taler hat meine arme Mutter für mich zusammengespart, hat gehungert und gedarbt, um für mich einen Notgroschen auf die Seite zu legen."

„Dann sind wir ja reich," sagte sie und blickte ihn mit großem Respekte an.

Aber plötzlich wurde sie ernst.

„Deine Mutter hat an dich gedacht," brachte sie mit leiser Stimme hervor. „Und die meinige ist davongelaufen. Und wenn die Therese sich nicht um mich gekümmert, hätte ich sterben und verderben können... Können wir die Therese nicht mitnehmen?"

„Nein," antwortete er entschieden. „Das geht auf keinen Fall."

„Du hast recht. Zunächst würde sie alles dem Papa verraten."

Sie überlegte eine Weile still für sich.

„Ich müßte doch noch einmal nach Hause und meine Sachen packen."

Er nickte.

„Ob ich meinen Schirm mitnehme?"

Er entschied, daß es nichts schaden könnte.

„Nein, ich lasse ihn zu Hause. Sonst merkt es die Therese sofort."

„Weißt du, was für einen Plan ich habe?"

„Sag' es mir rasch," bat sie.

„Wir gehen bis Magdeburg. Das kann nach der Landkarte nicht weit sein. Dann auf die Eisenbahn — bis nach Hamburg — und von da fahren wir nach Amerika.

Im ersten Augenblicke erschrak sie doch ein wenig.

„Amerika ist ein bißchen weit."

„Du hast wohl Angst?" fragte er.

Sie warf beleidigt den Kopf zurück.

„Wie kannst du nur so etwas von mir denken! — Gewiß, ich finde es sehr schön, fahren wir nach Amerika. Da kann uns wenigstens so leicht niemand finden."

So war es zwischen den Kindern eine beschlossene Sache, auszu-


Heft 373
Jahrgang
1908

„Was ist denn das?" fragte sie [illegible] und beklommen.

„Das sind lauter harte Taler," [illegible] er langsam und feierl[illegible]

„Um Gottes willen, Alexander, du [illegible] doch nicht —"

Er verstand sie, bevor sie [illegible]

„Das kannst du von mir [illegible] vorwurfsvoll. „Nein, nein!"

„Aber wie kommst du zu [illegible]"

„Diese Taler hat meine [illegible] zusammengespart, hat gehungert und gedarbt, um für [illegible] auf die Seite zu legen."

„Dann sind wir ja reich," sagte sie [illegible] mit großem Respekte an.

Aber plötzlich wurde sie ernst.

„Deine Mutter hat an dich gedacht," [illegible] Stimme hervor. „Und die meinige ist davongelaufen [illegible] Therese sich nicht um mich gekümmert, hätte ich sterben [illegible] können... Können wir die Therese nicht mitnehmen?"

„Nein," antwortete er entschieden. „[illegible] auf keinen Fall."

„Du hast recht. Zunächst würde [illegible] dem Papa verraten."

Sie überlegte eine Weile still für sich.

„Ich müßte doch noch einmal [illegible] und meine Sachen packen."

Er nickte.

„Ob ich meinen [illegible]"

Er entschied, daß es [illegible] könnte.

„Nein, ich lasse [illegible] merkt es die Therese sofort."

„Weißt du, was [illegible]"

„Sag' es mir [illegible]"

„Wir gehen [illegible] kann nach der Landkarte nicht weit sein. Dann [illegible] nach Hamburg — und von da fahren wir [illegible]"

Im ersten [illegible] erschrak sie doch ein wenig.

„[illegible] ist ein [illegible] weit."

„[illegible] wohl Angst?" fragte er.

[illegible] beleidigt den Kopf zurück.

„[illegible] kannst du nur so etwas von mir denken! — Gewiß, ich finde es [illegible] fahren wir nach Amerika. Da kann uns wenigstens [illegible] nicht [illegible] finden."

[illegible] war es zwischen den Kindern eine beschlossene Sache, auszu-



Lovis Corinth
Kreuz = Abnahme

wandern. Und zwar sollte das Unternehmen auf der Stelle und mit gründlichem Ernst ins Werk gesetzt werden.

Elisabeth eilte nach Hause, um ihre sieben Sachen zu packen. Es wurde verabredet, sich in zwei Stunden an der gleichen Stelle zu treffen.

„Ich lege mein Ränzel inzwischen hier in den Wald — da findet es niemand — und kaufe ein großes Tuch. Ein Tuch — glaube ich — braucht man nötiger, als einen Schirm."

Das fand sie völlig in der Ordnung.

„Nimm es nur nicht zu klein," sagte sie mit wichtiger Miene, „damit wir beide darin Platz haben."

So trennten sie sich in fieberhafter Erregung.

Alexander kaufte in der Zwischenzeit für zwei harte Taler einen gewaltigen Plaid, den er auf seine Größe hin genau untersuchte, bevor er sich für den Handel entschied.

Als er zurückkam, wartete sie bereits auf ihn.

„Niemand ahnt etwas," sagte sie. „Zuerst wollte ich der Therese einen Brief schreiben und sie um Verzeihung bitten. Ich habe es mir jedoch überlegt. Ihr nutzt mein Brief nichts — und uns könnte er verraten."

Ihre Willensstärke flößte ihm Bewunderung ein. Sie war ja viel mutiger als er selbst. Denn wie viel Zeit hatte er gebraucht, ehe sein Entschluß in ihm gereift war!

Zuversichtlich begannen sie ihre Wanderung.

Fortsetzung im Maiheft.

Eichendorffs Briefwechsel mit Schön.
Mitgeteilt von Karl Theodor von Schön.

Schluß.

22. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

danke ich herzlichst für das mir gegebene Lebenszeichen, das mich um so mehr erfreut hat, da dabei, trotz allem herben Schmerz und Gram, den ich wahrlich treu und redlich in tiefster Seele mit empfunden habe, wenigstens geistig noch nichts von dem zu spüren ist, was man gewöhnlich das Alter nennt. So wahr ist es, daß der Geist der Herr, und der Körper nur der Knecht ist. Ja, wenn die Zeit nur einen großen Gedanken gäbe, an den man sich halten könnte, und wie ihn der sterbende Herder sich wünschte! Aber da ist nichts, als gemeine Konfusion, die nicht einmal zu redlichem Kampfe Lust und Kraft hat, sondern wo eine Meinung der andern blos listig und hinterrücks ein Bein unterzustellen sucht. Doch Ew: Excellenz haben ganz Recht, der alte Gott scheint jetzt mit Gegensätzen zu operiren, um durch den endlichen Zusammenstoß das junge Morgenroth zu entzünden. Ob wir es aber noch erleben, und ob das Morgenroth nicht blutroth wird, ist sehr die Frage. Die Weltgeschichte datirt bekanntlich nur nach Jahrhunderten. Da bleibt denn freilich nichts übrig, als sich an den einzeln hervorragenden Geistern möglichst zu erheben, und es freut mich, daß Ew: Excellenz einen solchen in dem Engländer Grote[1]) gefunden haben; auf dessen nähere Bekanntschaft mich Ew: Excellenz Beschreibung sehr begierig gemacht hat.

ich soll Ew: Excellenz mein Bild geben. Dasselbe ist im Grunde noch immer das alte, nur freilich von dem fatalen Flügelschlag der Jahre etwas verwischt und abgenutzt. Im Gantzen jedoch hat sich, wie ich dankbar anerkennen muß, an mir das Sprüchwort bewährt: Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter vollauf. ich habe Muße genug, zu meinen Lieblings- und, wie ich mir einbilde, eigentlichen Berufs-

[1]) George Grotes History of Greece. London 1846—50.

beschäftigungen, bin eigentlich gesünder, als in meinen mittleren Jahren, und lebe in willkommener Zurückgezogenheit im Kreise meiner Familie, und zwar gegenwärtig und bis etwa Mitte September, im Grünen im Thiergarten. Von meiner Uebersetzung der geistlichen Schauspiele von Calderon ist inzwischen auch der zweite Band fertig geworden, und wird so eben bei Cotta gedruckt. Vielleicht mache ich mich nun auch wieder einmal an eine selbständige kleinere poetische Arbeit, um zu versuchen, ob ich auf dem Pegasus noch einigermaaßen sattelfest bin. Und so vergeht denn die Zeit, bis sie, will's Gott, besser wird.

Was mir aber sehr, sehr schmerzlich war, ist die niederschlagende Nachricht, daß Ew: Excellenz Hierherkunft abermals zweifelhaft geworden. Leider muß ich freilich selbst anerkennen, daß unter solchen Umständen eine Reise in so später Jahreszeit mit gutem Freundes-Gewissen nicht anzurathen ist, und jedenfalls mehr Strapazen als Genuß verspricht. Und so will ich denn meinen Egoismus bei der Sache redlich zu bekämpfen suchen und mich einstweilen mit dem leidigen Gemeinplatz trösten, daß aufgeschoben nicht aufgehoben ist.

Alle die meinigen empfehlen sich gehorsamst, ich aber verbleibe mit dem herzlichsten Wunsche, daß Gott Ew: Excellenz noch recht lange frisch und kräftig erhalten möge, in alter Treue und Ergebenheit

Euer Excellenz

ganz gehorsamster

Eichendorff.

Berlin, den 15t August 1852.

23. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

gütiges Schreiben vom 9t dM: hat mich wieder recht in der alten Ueberzeugung bekräftigt, daß Ihre geistige Kraft weder durch Zeit noch Umstände gebrochen, oder auch nur gebeugt werden kann. Gott erhalte Ew: Excellenz fernerhin so stark und wohlgemuth! Von mir kann ich dagegen nur wenig berichten. ich habe diesen Sommer in einer sogenannten Sommerwohnung im Thiergarten ziemlich langweilig und sehr theuer verlebt, immer von Monath zu Monath noch in der leisen Hoffnung, Ew: Excellenz hier zu sehen. Seit Mitte September haben wir wieder unser Winterlager im Cadettenhause bezogen. Auch ich lebe hier, mitten im Getümmel, sehr einsam, da ein gewöhnlicher Plauder-Umgang mich mehr

langweilt als erfrischt, und ein gewählterer Kreis hier bei den großen Entfernungen und der allgemeinen Zerstreutheit schwer zu bilden ist, zumal wenn man kein sogenanntes eigenes Haus macht. Von den alten Freunden u. Bekannten frequentire ich eigentlich nur noch Savigny's.[1]) Sie hat durch das Alter wenig an ihrer interessanten Lebhaftigkeit verloren. Von meiner Uebersetzung des Calderon wird wahrscheinlich zu Weihnachten der zweite Band erscheinen. Ob und was etwa das nächste Jahr bringen wird, ist zur Zeit noch ungewiß, und alles erst im Werden. Das ist Alles, was ich von mir zu sagen wüßte, möchte das Wenige wenigstens dazu dienen, mein Bild bei Ew: Excellenz wieder aufzufrischen.

Daß mit Droysen nichts werden kann, ist, der Sache wegen, recht unangenehm. Aehnliches, wie Ew: Excellenz erwähnen, ist auch schon anderwärts bemerkt worden. In irgend einer Recension seines York las ich Z: B: eine scharfe Rüge, daß Droysen dabei die Urtheile von Zeitgenossen, u. namentlich von Ew: Excellenz, über York nicht mehr beachtet habe. Unter den obwaltenden Umständen kann ich es allerdings nur billigen, daß Ew: Excellenz von Droysen abstrahiren, wenngleich noch immer die Frage wäre, ob er in casu, wo schon die Thatsachen für sich sprechen u. die ganze Persönlichkeit an sich ideal ist, nicht dennoch seine Schuldigkeit thun würde, da er sich wenigstens für seinen Gegenstand aufrichtig zu erwärmen versteht? Sollte aber eventl: nicht vielleicht Rosenkranz[2]) in Anschlag kommen können? —

Daß Ew: Excellenz vor den Königsberger Hetzereien ein Ekel überkomme, finde ich sehr begreiflich. Es ist indeß — freilich ein leidiger Trost! — wohl jetzt nirgend besser. In gantz Europa ist auf den unmäßigen Rausch ein erbärmlicher Katzenjammer gefolgt.

Sehr erfreut hat mich Ew: Excellenz Aeußerung über unseren König. Auch ich glaube u. vertraue auf seine ursprüngliche edle Natur, die mit Gottes Hülfe doch immer wieder durchbrechen wird.

Am meisten aber freut es mich, daß Ew: Excellenz von einer Reise nach Berlin im nächsten Frühjahr „träumen". Möge der Traum doch ja in Erfüllung gehen!

---

[1]) Friedrich Carl von Savigny, der Romanist und gewesene Justizminister, und dessen Frau, eine Schwester von Clemens Brentano.

[2]) Karl Rosenkranz, Professor der Philosophie in Königsberg, Herausgeber von Kants Werken.

Und mit diesem hertzlichen Wunsche schließe ich für heut. Alle die meinigen empfehlen sich ganz ergebenst, ich aber verbleibe mit innigster Verehrung

Ew: Excellenz

gehorsamster
Eichendorff.

Berlin, d: 16t November 1852.
im Cadettenhause.

24. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

werden sich gewiß mit Recht verwundern, daß ich so lange geschwiegen habe. Allein: Gewalt geht vor Recht. ich war leider grade um die Weihnachtszeit bettlägrig, und bin eben jetzt erst wieder so weit, um in gewohnter Weise Wanderstab und Feder ergreifen zu können. Vor allem anderen daher nun meinen gehorsamsten und herzlichsten Dank für die schöne Weihnachtsgabe, die bei Alt und Jung große Freude gemacht hat, und uns als ein Zeichen, daß Ew: Excellenz unser noch so liebreich gedenken, doppelt werth und theuer war.

Was nun die Geschichte Griechenlands von Groote betrifft, so habe ich soeben nach Anleitung von Ew: Excellenz Briefe darüber mit Meinecke[1]) ausführlich gesprochen. Er versicherte, daß er, nebst allen einsichtigen hiesigen Philologen, die große Meinung von Groote vollkommen theile, und sein Werk das auf sehr gründlichen Quellen-Studien beruhe, für eine der wichtigsten Erscheinungen der Literatur halte, wenn er auch in einigen Einzelheiten, über die er sich jedoch nicht näher ausließ, nicht ganz übereinstimmen könne. Dabei ersuchte er mich, zu schreiben, daß die Danziger Vergangenheit zu seinen theuersten Erinnerungen gehöre, und daß er (ipsissima verba) Ew: Excellenz fortwährend treu und warm im Hertzen bewahre.

Daß Kniewel, der mich so eben auf der Durchreise hier begrüßt hat, seine Frau verloren, werden Ew: Excellenz wohl schon wissen. Sie erkrankte auf einer Badereise in Salzbrunn und mußte in dem Krankenhause Bethanien in Breslau zurückbleiben, wo sie vor Kurtzem gestorben ist.

Von mir erscheint nächstens der zweite Band von Calderon, und ein

[1]) August Meinecke, Direktor des Joachimsthalschen Gymnasiums.

Cyclus von Romanzen: „Julian“ betitelt, die zusammen ein wintziges Miniatur-Bändchen ausmachen werden. Leider ist bis jetzt von beiden der Druck noch nicht vollendet. In dem Gedicht ist der bekannte Kaiser Julianus Apostata gemeint.

Die meinigen, die Gottlob wohlauf sind, empfehlen sich gehorsamst. Mit dem hertzlichsten Wunsche, daß der Himmel Ew: Excellenz in diesem und recht vielen nachfolgenden Jahren fernerhin so frisch u. kräftig Ihren interessanten Studien erhalten möge, in alter Treue und Ergebenheit

Ew: Excellenz

gehorsamster
Eichendorff.

Berlin, d: 20t Januar 1853.
Im Cadettenhause.

25. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

sind mir durch das mich hocherfreuende Schreiben v: 21t dM: zuvorgekommen, als ich eben im Begriff stand, pflichtschuldigst zu melden, daß ich erst vor Kurtzem mit den Meinigen aus Sedlnitz zurückgekehrt bin, wo wir den gantzen Sommer u. Herbst verlebt haben. Auch mir will, nach der langen glücklichen Abgeschiedenheit, die hiesige Atmosphäre noch gar nicht wieder behagen, die bei allem Pestilenzialischen noch obendrein die hoffärtige Prätension hat, für die allersublimste u. wahre Lebensluft gelten zu wollen. ich begreife daher sehr wohl, daß Ew: Excellenz nicht darin leben mögen, was mir freilich persönlich sehr leid thut, da ich eine recht innige Sehnsucht habe, Ew: Excellenz endlich einmal wiederzusehen u. mich mit Ihnen auszusprechen, was bei dem besten Willen im Briefe doch nur mangelhaft u. unbefriedigend ausfällt.

Was nun die künftige Biographie — die Gott noch lange hinausschieben wolle — anbetrifft, so kann ich gar nicht sagen, wie in tiefster Seele mich das offene und ehrende Vertrauen zugleich rührt und erfreut, womit Ew: Excellenz das Werk gewissermaaßen in meine schwache Hand legen, der es aber wenigstens nicht an Liebe und Treue fehlen soll! Zunächst kann dabei wohl nicht davon die Rede sein, ob es der Mühe lohne, über dieses Leben etwas zu sagen; vielmehr ließe sich fragen, ob es noch nöthig sei, wo die lebendigen Werke und das dankbare Angedenken

einer gantzen Generation ein kräftigeres Zeugniß ablegen, als es ein gedrucktes Buch vermag. Indeß: die Generationen gehn vorüber, u. litera scripta manet, also bin ich unbedingt und aus vollem Hertzen für das Buch. Ob jedoch grade Droysen dafür der rechte Mann sei oder nicht, darüber getraue ich mich nicht, ein bestimmtes Urtheil abzugeben, da ich ihn nur einmal im Leben gesehen habe, u. wenigstens mich der persönliche lebendige Verkehr einen Mann jederzeit sicherer und schärfer erkennen läßt, als die sorgfältigste Lectüre seiner Schriften. Mir scheint Droysen, nach der Art und Weise wie er York reinzuwaschen sucht, zu den etwas sanguinischen Historikern zu gehören, die sich in der Hitze des Gefechts fast unbewußt in eine große Partheilichkeit für ihren Helden hineinreden, was aber im vorliegenden Falle, wo nichts reinzuwaschen ist, eben nicht sonderlich schaden könnte. Auch wüßte ich in der That für den Augenblick keinen Besseren, nicht einmal einen Anderen, in Vorschlag zu bringen, denn namentlich die jüngeren Leute, die sich mir hier nahen, gehören in der Regel einem anderen Bildungskreise an, und sind zum Theil herzlichschlechte Politiker. Doch werde ich unausgesetzt daran denken, und wenn mir Einer aufstoßen sollte, den ich für geeignet halte, nicht ermangeln, darüber unter Einreichung seines möglichst vollständigen geistigen Signalements, sofort weiteren Bericht zu erstatten.

Was Ew: Excellenz von dem politischen Mißbrauch des Christenthums[1]) sagen, ist mir wie aus der Seele geschrieben. Es ist doch schmählich u. wie eine bittre Ironie des Schicksals, daß wir noch bei den Türken in die Schule gehen müssen.

Nun Gott erhalte Ew: Excellenz trotz Türkenchristen und Pharisäern in gewohnter Gesundheit und Geistesfrische! Alle die meinigen empfehlen sich angelegentlichst, ich aber bin und bleibe mit alter Treue und Ergebenheit

Ew: Excellenz

gantz gehorsamster

Eichendorff.

Berlin, den 3t. Novbr. 53.[2])
im Cadettenhause.

[1]) Bezieht sich auf die Entstehung des Krimkrieges.

[2]) Das Datum von Schön ergänzt.

26. Von Eichendorff.

Eurer Excellenz

geistreiche und schlagende Aeußerungen vom 7 t dM: über den Ideenlosen Gang der gegenwärtigen Zeit, über Radowitz und Rosenkranz haben mich in hohem Grade interessiert. Radowitz[1]) kenne ich fast nur von Ansehen, u. Rosenkranz's Aesthetik des Häßlichen habe ich leider noch nicht gelesen, kann daher über beide nicht mitsprechen.

Sehr erfreut hat mich das Vertrauen, womit Ew: Excellenz mir Ihre Papiere zur Aufbewahrung übergeben möchten. Um so schmerzlicher ist es mir, daß ich unter den obwaltenden Umständen mich außer Stande sehe, das wünschenswerthe Asyl darzubieten. Denn erstens würde die Kiste, sie mag nun über Troppau oder Oderberg gehen, sich durchaus nicht ohne genaue Visitation u. Durchsuchung über die Gräntze bringen lassen. Die Kiste würde, da die Gräntzbehörde wenig Zeit hat, ohne Zweifel erst nach Wien zur genaueren Prüfung geschickt werden; und das hieße in der That aus dem Regen unter die Traufe kommen! Aber auch abgesehen von diesem nicht zu umgehenden Uebelstande, so bin ich eben jetzt gesonnen, mein Gut in Mähren zu verkaufen, und stehe deshalb bereits in Unterhandlung mit mehreren sehr annehmbaren Kaufliebhabern. Denn das Gut bringt mir, wie ich mich überzeugt habe, bei weitem weniger, als es werth ist, und sodann erleichtert dieser Verkauf auch die gleichmäßige Vertheilung meines kleinen Vermögens unter meine Kinder. Kommt also, wie ich nicht bezweifle, der Verkauf zu Stande, so müßte ich die Kiste wieder hierher nehmen, wo sie aber wohl am schlechtesten aufgehoben wäre. Es thut mir daher recht herzlich leid, daß ich hiernach bei der Sache nicht wie ich wünsche behilflich sein kann.

Was nun die Biographie selbst betrifft, so wüßte ich leider noch immer keinen Anderen an Droysens Stelle vorzuschlagen. Sollte nicht vielleicht Rosenkranz, der ja auch historisch geschult und Ew: Excellenz befreundet ist, bereit und der rechte Mann dazu sein? — Mit mir allein wäre der Sache schlecht gedient; ich entbehre zu sehr alles nöthigen politischen Apparates und Geschickes, um der Sache nicht zu schaden, und kann und darf daher hierbei nicht selbständig auftreten. Es gehört, meiner Ueberzeugung nach, durchaus ein Historiker von Profession dazu.

[1]) Josef von Radowitz, Diplomat und Minister, Verfasser der „Gespräche aus der Gegenwart über Staat und Kirche".

Daß Kaulbach nach Marienburg kommt, ist mir in der That eine höchsterfreuliche Botschaft. Er ist so recht der Mann dazu, eine gantze historische Idee mit wenigen Zügen gleichsam hieroglyphisch anzudeuten.

Alle die Meinigen empfehlen sich ergebenst, ich aber bleibe mit hertzlicher Ergebenheit

Eurer Excellenz

gehorsamster
Eichendorff.

Berlin, d: 14t November 1853.
im Kadettenhause.

27. Von Eichendorff.

Euer Excellenz
danke ich für das gnädige Schreiben vom 10 dM. recht von ganzem Hertzen. Es war mir doppelt tröstlich und erfreulich. Einmal als Zeichen, daß Ew: Excellenz noch immer so wohlwollend des alten Freundes gedenken, der, trotz seiner fatalen Faulheit im Briefschreiben, doch seine aufrichtige Ergebenheit treulich bewahrt und bis an sein Lebensende unveränderlich bewahren wird. Sodann aber auch als ein schlagender Beweis, daß das Alter auch seine Ausnahmen macht, und keineswegs überall den Geist herabzustimmen vermag. Ew: Excellenz Ansicht der gegenwärtigen politischen Zustände ist durchaus frisch und kräftig, und mir wie aus der Seele geschrieben. Es scheint in der That, als solle nun Satanas durch Belzebub vernichtet werden, gleichwie in der Urzeit erst Lindwürmer die Drachen auffressen mußten, damit eine höhere Generation Platz gewinne. Ob die Dummheit deshalb klüger werde, ist freilich eine andere Frage. Das Beste dabei ist indeß, daß die Weltgeschichte nichts darnach frägt, sondern rücksichtslos ihren Weg fortgeht, und der liebe Gott zuletzt doch Recht behält. Das Humoristische, das niemals fehlt, wird unter solchen Umständen nur desto lustiger, wie Z:B: diese moderne Johaniterwirthschaft, die eigentlich völlig prosaisch nur für Bethanien ficht. Daß Ew: Excellenz Sich jetzt weniger für die eigene Lebensbeschreibung interessiren, finde ich sehr begreiflich. Die Nachwelt aber wird dieselbe dereinst nur um desto entschiedener auffassen.

Sehr erfreulich ist es, daß sich nun in Arnau wieder ein Familienkreis gebildet hat. Die Familie ist doch die schönste Trösteinsamkeit.

Von mir selbst wüßte ich eben nichts besonderes zu berichten. Mein inneres Leben, das Ew: Excellenz so gut und vielleicht besser als ich kennen, spinnt sich noch immer an dem alten Faden fort. Aeußerlich aber ist mir bei meinem Einsiedlerleben Gottlob! nichts Bemerkenswerthes begegnet. Nur hat leider das Wetterleuchten des Krieges mich diesen Sommer verhindert, nach Mähren zu reisen, wo die Einquartirungen und Durchmärsche sich jetzt beständig kreuzen und besonders mein, an der Heerstraße belegenes Sedlnitz berühren. ich habe mich daher dießmal mit dem Berliner Sande begnügen müssen und anstatt der Karpathen den hiesigen Kreutzberg bezogen.

Alle die Meinigen empfehlen sich angelegentlichst, ich aber bin und bleibe mit alter Treue und Ergebenheit

Ew: Excellenz

gehorsamster
Eichendorff.

Berlin, d: 21 t Juli 1854.

28. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

haben mich hocherfreut, daß Sie sich meiner wieder einmal so liebreich erinnern, und ich beeile mich, dafür meinen herzlichsten u. gehorsamsten Dank zu sagen.

Leider kann ich, wie die Sachen nun einmal stehen, Euer Excellenz angedeutete Fegefeuer-Idee nur vollkommen theilen. Sieht man, wie unendlich viel da noch zu läutern ist, so begreift man wohl, daß es noch große Stöße geben muß, bevor es besser wird. Und so muß man sich denn schon in die leidige Fatalität fügen, in dem allgemeinen Läuterungsprozesse, und also vorläufig in einem „gährenden Sumpfe" stecken zu bleiben.

Hier ist bekanntlich Alles in eine russische und eine antirussische Parthei zerspalten. Glücklicherweise ist die letztere, selbst unter dem Militair, die beiweitem zahlreichere, und ich selbst gehöre entschieden zu derselben. Im gemeinen russischen Volke ist ohne Zweifel noch viel ursprüngliche Kraft, die uns noth thäte, aber eine rohe und slavische, mit Servilismus stark versetzte Kraft. Die, von der neuen Civilisation gehörig beleckte Aristokratie Rußlands dagegen ist bloß der Affe aller Unarten, Verkehrtheiten und Laster des civilisirten Europas. Von der slavischen Rohheit aber kann eben so wenig, als vom Affenthum das

Heil kommen, am wenigsten für das Christenthum, das die Russomanen beständig im Munde, aber schwerlich im Hertzen haben.

Schon rüsten sich die Kammern von allen Seiten wieder zum Anzuge, und man ist sehr gespannt auf das Debut der neuen ersten Kammer. Wir wollen sehen!

Daß Ew: Excellenz mein letztes Buch[1]) mit Interesse gelesen haben, ist mir in jeder Hinsicht sehr wichtig. ich habe darin wenigstens gestrebt, mich möglichst über die Partheien zu stellen, und es freut mich, daß Ew: Excellenz das anerkannt haben.

Daß Olfers[2]) so feindlich gegen Marienburg auftritt, überrascht mich einigermaaßen. Doch was kann einen jetzt hier noch überraschen, wo Alles, in Kunst und Leben, in lauter erbärmliche Cotterien auseinanderfällt! Nun, das rechte Marienburg werden sie doch nicht überwältigen, und eben so wenig Ew: Excellenz Bild jemals herunterziehen, das der Geschichte bleibend angehört.

Meine gute Frau war krank, ist aber, Gottlob, schon wieder in der Genesung. Alle die meinigen empfehlen sich angelegentlichst, ich aber bin und bleibe mit alter Treue u. Ergebenheit

Ew: Excellenz

gehorsamster
Eichendorff.

Berlin, den 13t November 1854.

29. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

haben uns Alle durch die herrliche Weihnachtsbescheerung auf das freudigste überrascht, und ich beeile mich, dafür meinen ganz gehorsamsten und hertzlichsten Dank zu sagen. Die Kupferstiche sollen über meinem Schreibtisch hängen, nicht um mich an Ew: Excellenz zu erinnern, denn dazu bedarf es keines Bildes, sondern damit Ew: Excellenz Bild, das mir jederzeit aus dem ganz idealen Marienburg am klarsten hervorleuchtet, auch bei mir lichte Gedanken wecke.

Mit dieser jetzigen Fürstenwirthschaft fängt in der That die Geschichte ordentlich an ironisch zu werden, und es hat wirklich eine fast komische Seite, wie diese kleinen Potentaten ihre spaßhaften Vorfechter,

---

[1]) „Zur Geschichte des Dramas". Leipzig 1854.
[2]) Ignaz von Olfers, Generaldirektor der Museen.

die politischen Romantiker, so unversehens und in vollem Ernste beim Worte nehmen. Gebe Gott, daß diese bittere Enttäuschung, die allerdings schon etwas nach Ideen schmeckt, auch endlich wieder einmal einen rechtschaffenen Kampf von Ideen herbeiführe. Denn es gehört in der That die Geduld eines Kameels dazu, um soviel Unsinn zu ertragen, als uns jetzt aufgeladen wird.

Zu dem ersten Großsöhnchen gratulire ich aus ganzem Herzen. Möge er dereinst seinem Großvater nachfolgen!

Meine arme Frau ist unwohl. Sie und alle die meinigen empfehlen sich hochachtungsvollst, ich aber bin mit nochmaligem herzlichen Danke in unwandelbarer Treue und Ergebenheit

Ew: Excellenz

ganz gehorsamster
Eichendorff.

Berlin, d: 19 t. December 1854.

30. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

ermangele ich nicht die Beilagen[1]) gehorsamst wieder zurückzusenden mit dem innigsten Danke für deren Mittheilung u. das mir dadurch erwiesene, mir sehr wohlthuende Vertrauen. ich habe dieselben mit dem größten Interesse durchgelesen, da sie mir das Theure Bild in einigen Hauptmomenten wieder einmal recht lebendig auffrischten. Irgend etwas meinerseits hinzuschreiben konnte ich wohl nicht, denn ich stand persönlich den Sachen stets zu fern um mir irgend eine faktische Bemerkung zu erlauben; und was die Form anbetrifft, so scheint mir diese ruhige u. einfach thatsächliche Widerlegung hier gerade die angemessenste u. schlagendste. Dagegen erfüllte mich bei Lesung der Anlage Abscheu u. eine tiefe Entrüstung über die feige Gemeinheit der Welt die alles Hohe anzuschwärzen strebt. Doch wozu wäre eben das Hohe auf der Welt, als um das Gemeine in allen seinen Gestalten u. Larven zu bekämpfen u. nieder-

[1]) Ein mutmaßliches Konzept Schöns zu einer solchen Beilage behandelt ausführlich die von dem „Hofdemagogen" Friedrich Förster in seiner „Neueren und neuesten preußischen Geschichte" und von anderen gegen ihn gerichteten Angriffe und die dabei wesentlichen historischen Vorgänge. Ein Heft des Försterschen Werkes dürfte die weiter unten erwähnte Anlage gebildet haben.

zuwerfen. Und das haben Ew: Excellenz immer u. überall redlich gethan!

Neues wüßte ich von hier nicht zu berichten, was Ew: Excellenz nicht schon aus anderen Quellen besser wüßten. Alle die Meinigen empfehlen sich angelegentlichst, ich aber bin u. bleibe immerdar, mit alter Treue und Ergebenheit

Ew: Excellenz

ganz gehorsamster
Eichendorff.

Berlin, 22. Januar 1855.

31. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

haben mich durch das gnädige Schreiben v: 11 ten October auf das höchste erfreut. Um so unangenehmer ist es mir daher, daß sich meine Antwort so ungebührlich lange verzögert hat. ich habe nehmlich, bei der Zerrissenheit meiner Familie, durch ein unwillkürliches Versehn, das Schreiben erst vorgestern erhalten u. bitte daher um nachsichtige Entschuldigung.

Dieses ganze Jahr war überhaupt für mich ein durchaus ruheloses u. konfuses. Schon im Januar wurde meine gute Frau bettlägerig an einer eingewurzelten u. hartnäckigen Leberkrankheit. Ich mußte daher mit ihr durch 6 Wochen in Karlsbad verweilen, den übrigen Theil des Sommers verlebten wir in Cöthen. Hier aber erkrankte meine Frau von neuem so heftig, daß ich auf der endlichen Reise nach Neiße über 14 Tage in Berlin liegen bleiben mußte, u. erst am 15 ten November hier anlangte, wohin mein Schwiegersohn seit dem Mai d. J. versetzt ist. Leider ist meine Frau noch immer sehr leidend u. ermattet. Mein Sohn Rudolf hat in Danzig als Hauptmann seinen Abschied genommen u. ist schon im September d. J. mit seiner Frau gänzlich nach Sedlnitz übersiedelt, wo er fortan das Gut selbst bewirthschaften will. Mein älterer Sohn Hermann, Assessor in Aachen, ist soeben von Paris zurückgekehrt, wohin er auf Kosten der Regierung gereist war. Dies ist der kürzte Abriß unseres wechselvollen Lebenslaufes in diesem Sommer. Hier in Neiße bin ich noch zu neu, um mich in den veränderten Verhältnissen orientiren zu können. Doch ist die Stadt freundlich, die Umgegend sehr schön u. so werden wir uns hoffentlich auch hier wohl einrichten können.

Mein Sohn Rudolf ist bereits seit 2 Jahren wieder glücklich verheirathet,[1]) bei seiner Hochzeit waren wir nicht gegenwärtig. Und so muß ich denn der großen Freude entsagen, bei dieser Gelegenheit Ew: Excellenz, der gnädigen u. sehr verlockenden Einladung zufolge, in dem schönen Marienburg wiederzusehn.

Leider aber muß ich nothgedrungen auch einer anderen Freude entsagen, der Freude nehmlich, an Ew: Excellenz beabsichtigten Biographie selbstthätig theilzunehmen. Ich fühle mich seit einigen Jahren mit dem zunehmenden Alter so fortwährend kränklich, stumpf u. abgespannt, daß ich den festen u. leider unverbrüchlichen Entschluß fassen mußte, die Feder ganz wegzulegen, sobald meine gegenwärtige Arbeit über die deutsche Poesie vollendet ist. Jeder einigermaaßen besonnene Schriftsteller muß selbst am besten wissen, wann er aufzuhören hat, u. dieser Moment ist für mich gekommen. Die Sache erfordert u. verdient volle frische Kräfte, die ich nach gewissenhafter Ueberzeugung nicht mehr dazu bieten kann. ich hoffe und vertraue daher, daß Ew: Excellenz mich unter diesen wesentlich veränderten Umständen ohne Groll u. nach dem alten Grundsatze: ultra posse nemo obligatur, eines Wortes entbinden wollen, mit dessen Erfüllung Ew: Excellenz u. dem schönen Unternehmen am allerwenigsten gedient wäre.

Ew: Excellenz geistvolle und großartige Ansicht des Zeitgeistes u. der gegenwärtigen Weltverhältnisse hat mich tief erfreut, ich theile sie durchaus in allen Punkten. Möchte mir Gott doch noch einmal die Freude schenken, das alles mit Ew: Excellenz in guter alter Art mündlich durchsprechen zu können. Jedenfalls bitte ich aufs dringendste, mir auch fernerhin Ihr trostreiches Wohlwollen u. Theilnahme zu gewähren. Alle die meinigen empfehlen sich gehorsamst; ich aber bin und bleibe überall u. unter allen Verhältnissen mit alter Treue u. Ergebenheit

Ew: Excellenz

gehorsamster
Eichendorff.

Neiße, d. 17 ten November 1855
Friedrichstadt, breite Straße bei Rieger.

---

[1]) Mit Maria Thymian, die ebenso wie die später heimgeführte Gattin Hermann von Eichendorffs, Klara Simons, hochbetagt noch am Leben ist.

32. Von Schön (Konzept ohne Unterschrift).

Pr. Arnau den 25. Novbr. 1855.

Des Königl. Geheimen Rath, Herrn
Baron vEichendorff
Hochwohlgebornen
in
Neisse
OberSchlesien.

frey

Für die Nachrichten, welche Sie, mein verehrter Freund! von Ihren u. der Ihrigen, LebensSchiksalen in der vergangenen Zeit dieses Jahres mir gegeben haben, danke ich Ihnen verbindlichst. Die Kränklichkeit Ihrer Frau Gemalin, war an sich ein Uebel, aber für Sie muß es noch besonders das Unangenehme mit sich geführt haben, daß Sie dadurch genötigt wurden, auf häusliche Dinge Ihre Aufmerksamkeit zu richten, woran Sie bey der stätten Vorsorge Ihrer Frau Gemalin für Sie, nicht gewöhnt waren. Gottlob! daß es jetzt besser geht, versichern Sie Ihrer Frau Gemalin meine Hochachtung. Von der lieben Frau Therese hätten Sie Etwas schreiben sollen, womit ich meine Anna, welche eben bey mir ist, hätte erfreuen können.

In meiner LebensWeise, ist, seitdem ich Ihnen zuletzt schrieb, nichts Bemerkenswerthes vorgekommen.

Was den weiteren Inhalt Ihres Schreibens, nehmlich meine Lebens Beschreibung betrift, so hat bey unserer Verhandlung darüber niemals bey mir der Gedanke einer Verbindlichkeit für Sie statt gefunden. ich theilte Ihnen meinen Wunsch mit, daß Sie, wenn ein Anderer die eigentliche Arbeit übernehme, Sie Ihren guten Geist darüber ausgiessen möchten. Mein Leben hat in so fern es Werth hat,

a.) aus Vernichtung des Schlechten, u.

b.) aus Produkten eines Lebens für Ideen bestanden.
Von dem Ersten, war Ihnen als mit mir der früheren Generation angehörig das, was zu bekämpfen war, bekannt. (Sklaverey, Hader der Stände unter sich, Vernichtung der Selbstständigkeit unseres Staats durch

Napoleon, Rustsche CholeraGesetzgebung[1]) p) und Sie konnten daher vor Anderen, meine Opposition dagegen würdigen.

Noch mehr Aber traten Sie bey dem produktiven Theil meines Lebens (Marienburg und Schule pp) vor meine Seele, weil Sie, mein werther Freund! hier mit mir, Selbst thätig gewesen sind. Sie konnten, wenn es Ihre Ueberzeugung war, vor Allen Menschen, bezeugen, daß ich das Schlechte verabscheut u. verfollgt, u. einem Leben für Ideen nachgestrebt habe.

Unsere Verhandlungen hierüber habe ich aber immer nur mit dem Gedanken geführt, daß Alles Ihrem freien Entschluß, nach meinem Tode vorbehalten blieb. ich habe deshalb weder in meinem Testamente darüber Etwas bestimmt, noch meinen Kindern erklärt, daß Sie die Geschichte meines Lebens schreiben würden. Meine Papiere sollen bey meinem Schwiegersohne Brünnek niedergelegt werden, so, daß, meinem Willen nach, diese erst, in Ihre Hand kommen würden, wenn Sie sie ausdrüklich forderten.

Aus diesem Allen, werden Sie mein verehrter Freund! ersehen, daß von einer Verbindlichkeit für Sie, welche ich zu erlassen hätte, hier gar nicht die Rede seyn kann.

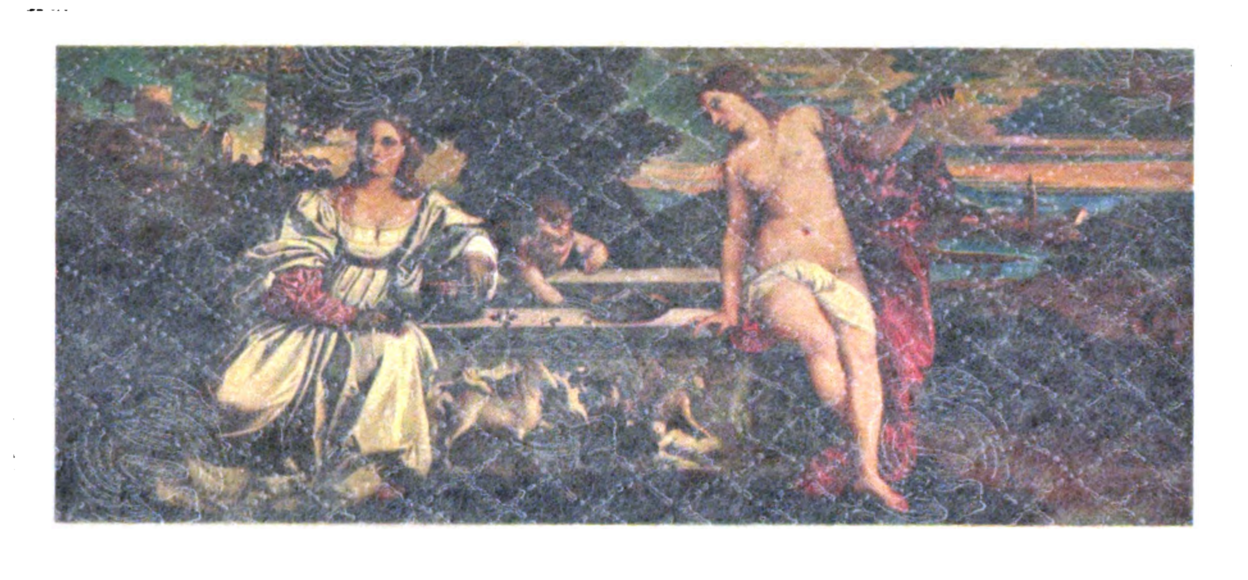
Haben Sie nach meinem Tode noch Lust u. Kraft zur Sache, dann forderen Sie meine Papiere von meinem Schwiegersohne Brünnek. Haben Sie aber dann nicht volle Lust u. Kraft zur Sache, dann forderen Sie meine Papiere nicht, u. Niemand wird Ihnen die Bearbeitung derselben zumuten.

Ihr Zeugniß:
der Sie mich geistig u. gemütlich am richtigsten zu beurtheilen im Stande sind, daß, wie oben bemerkt, [ich] das Schlechte gehaßt u. verfolgt, u. Ideen zu leben, gestrebt habe, würde allerdings wichtig seyn, Aber dies können Sie auch,

wenn es Ihre volle Ueberzeugung ist,

in anderer Form, als gerade in einer LebensBeschreibung, wenn es etwa erforderlich seyn sollte, abgeben.

[1]) 1831 setzte Schön bei der Choleraepidemie in Königsberg die von Berlin gekommenen nach dem Arzte Rust benannten verkehrten Anordnungen, die die Volkswut entfesselt hatten, eigenmächtig außer Kraft. Eichendorff zollte diesem Vorgehen in kräftigen Worten Beifall. Vergl. A. d. Pap. Schöns Band 1 Seite VII.



Tizian: Himmlische und irdische Liebe
(Borghese-[illegible], Rom)

[illegible], [illegible] Cholera[illegible] pp) und Sie konnten daher vor [illegible] Papieren [illegible] beiwohnen? [illegible]igen.

[illegible] Aber traten Sie bey dem produktiven Theil meines Lebens ([illegible] und Schule pp) vor meine Seele, weil Sie, mein werther Freund, [illegible] mit mir, Selbst thätig gewesen sind. Sie konnten, wenn es [illegible] war, vor Allen Menschen, bezeugen, daß ich das Schlechte verabscheut u. verfolgt, u. einem Leben für Ideen nach[illegible] [illegible].

Unsere Verhandlungen hierüber habe ich aber immer nur [illegible] Gedanken geführt, daß Alles Ihrem freien Entschluß, nach meinem Tode vorbehalten blieb. Ich habe deshalb weder in meinem Testamente darüber Etwas bestimmt, noch meinen Kindern erklärt, daß Sie die Geschichte meines Lebens schreiben würden. Meine Papiere sollen bey meinem Schwiegersohne Brünneck niedergelegt werden, so, daß, meinem Willen nach, diese erst, in Ihre Hand kommen würden, wenn Sie sie ausdrüklich forderten.

Aus diesem [illegible], werden Sie mein verehrter Freund! ersehen, daß von einer Verbindlichkeit für Sie, welche ich zu erlassen hätte, hier gar nicht die Rede seyn kann.

Haben Sie nach meinem Tode noch Lust u. Kraft zur Sache, dann forderen Sie meine Papiere von meinem Schwiegersohne Brünneck. Haben Sie aber dann nicht volle Lust u. Kraft zur Sache, dann forderen Sie meine Papiere nicht, u. Niemand wird Ihnen die Bearbeitung derselben zumuten.

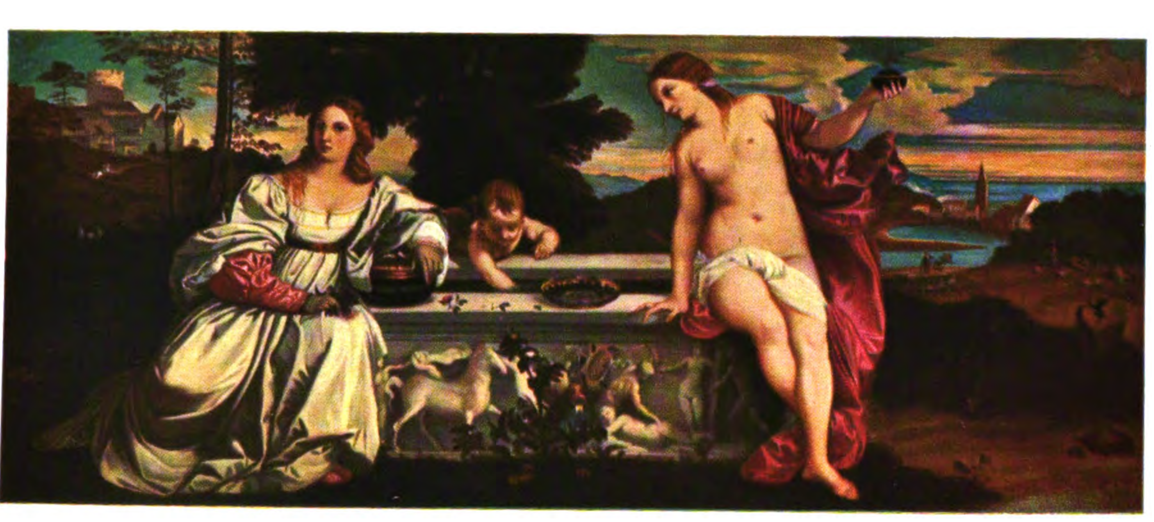
Ihr [illegible] [illegible]niß.

der [illegible] geistig u. gemütlich am richtigsten zu beurtheilen im Stande sind, daß, wie oben bemerkt, [ich] das Schlechte gehaßt u. verfolgt, [illegible] Ideen zu leben, gestrebt habe, würde allerdings wichtig seyn, Aber [illegible] Sie auch,

wenn es Ihre volle Ueberzeugung ist,

[illegible] Form, als gerade in einer LebensBeschreibung, wenn es [illegible]derlich seyn sollte, abgeben.

[illegible] setzte Schön bei der Choleraepidemie in Königsberg die von [illegible] [illegible]menen nach dem Arzte Rust benannten verkehrten Anord[illegible] [illegible] Volkswut entfesselt hatten, eigenmächtig außer Kraft. [illegible] diesem Vorgehen in kräftigen Worten Beifall. Vergl. [illegible] Band 1 Seite VII.



T i z i a n: Himmlische und irdische Liebe.
(Borghese-Palast, Rom.)



Ueberhaupt
mein werther Freund! ist der Gedanke, für meine LebensGeschichte Etwas zu thun, bey mir wankend geworden. Biographien u. Memoiren sind jetzt ModeSache, u. ModeArtikel geworden, und dieß widerstrebt meinem Wesen. Die heilige Schrift sagt: Die Werke folgen Einem nach, sie spricht aber nicht von gedrukten Buchstaben, welche nachfollgen sollen. Mag Marienburg pp reden, wenn die That des Redens werth ist. Dem Teufel in's Gesicht zu sehen, ja ihm in's Gesicht zu schlagen, ist unbedingte ChristenPflicht, u. Ideen zu huldigen, ja! ihnen Tempel zu bauen, ist Schuldigkeit, und die Schrift sagt:

> Und wenn ich Alles gethan habe, was ich zu thun schuldig war, bin ich nur ein unnützer Knecht.

ich thue daher Nichts mehr, für meine LebensBeschreibung. Mit Varnhagen habe ich mich ganz aus einander gesetzt.

Mit Marienburg geht es noch immer gut. Daß die große Façade, in welcher der Eingang zum Schlosse ist, in ihrem früheren Glanze wieder da steht, habe ich Ihnen schon geschrieben. In diesem Jahr ist der frühere achtekige Ekthurm nach der Nogat zu in seiner früheren Herrlichkeit wiederhergestellt. Ueber die FreskoBilder, welche der König im oberen großen Remter durch Berliner Maler, nach der Anleitung des Geheimerath v. Olfers hat ausführen lassen, werden Sie in einem der letzten Stüke der Augsburger Allgemeinen Zeitung des Ausführlichen lesen können. Seit Schinkels Tode hat Marienburg mit dem Berliner Kunstwesen nicht allein nichts gemein, sondern dies steht mit Marienburg sogar in Opposition. Nicht allein, daß die besten dieser FreskoBilder gewöhnliche SchloßstubenBilder, also unwürdig für Marienburg sind, hat der Königliche GeneralDirector der Museen den größten Mann seines Zeitalters, welcher unter den Hochmeistern vor allen vorleuchtet, den Begründer der Cultur im Norden von Europa und zugleich den des preussischen Staates, der durch Annahme des schwarzen Adlers in seinem Fluge zum Lichte, Ziel und Zwek dieses Staats angab und bestimmte, diesen Mann, in Marienburg in einen beinahe dunkelen Winkel gestellt und zwar in einer Form, welche mehr einem Ladendiener als einem eminenten Geiste gleicht.

Die Familie v. Kunheim will die frühere Thüre zwischen dem oberen kleinen Remter und dem oberen großen Remter (dem Saale unserer

Königlichen Familie) wiederherstellen, und So Pförtner auf dem Gange vom Hochmeister zum Königtume werden.

Es ist auch davon die Rede den Gang zur Schloßkirche und die goldene Pforte wieder herzustellen. So ist noch Gottes Segen mit Marienburg.

Im öffentlichen Leben wird der Kampf der neuen Zeit mit der abgestandenen alten Zeit noch immer wüthiger, und Louis Napoleon läßt es nicht an Aufregung der alten Matrone fehlen. Oestreich hat die Idee des Staats dadurch förmlich auf den Kopf gestellt, daß es Schule und Censur der Kirche übergeben hat. Repräsentation ist bei uns eingeführt, damit der König erfahre, wie dem Volke bey den Operationen des Ministerii zu Muthe ist, und doch! wird jeder als Hochverräther behandelt, welcher nicht der untertänigste Knecht des Ministerii ist. Dieser heutige Zustand ist aber der WeltOrdnung ganz gemäß, denn unserem wie dem Deutschen Volke überhaupt, fehlt noch der Sinn für öffentliches Leben, und da, wo Einsicht nicht dahin führt, bleiben als Förderungs-Mittel nur offenbare Widersprüche übrig, welche klar in die Augen springen.

Und so hoffe ich, daß es unserem klugen und gescheuten Könige bald klar seyn wird, daß es so, wie es jetzt geht, nicht lange mehr gehen kann, und daß Ideen wieder zu ihrem Rechte kommen müssen.

33. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

war ich soeben im Begriff, wieder ein Lebenszeichen von mir zu geben, als Ihr hertzlicher u. hertzergreiffender Gruß vom 26 t dM: anlangte, den ich daher auch augenblicklich zu erwiedern mich beeile. Ja, mein mich beglückendes Verhältniß zu Ew: Excellenz, meine Anhänglichkeit und Treue soll und wird niemals wie der schöne Rhein sich im Sande verlaufen; sie kann vielmehr durch herben Schmertz und Unglück nur immer noch inniger und vertiefter werden!

Ew: Excellenz wollen wissen, wo ich bin, und wie ich mein Leben eingerichtet habe? Wie ein Schiffbrüchiger, dessen Lebensschiff zerschlagen, rette ich mich an das nächste Eiland, und halte mich, da ich meine liebe Frau verloren,[1]) zu den Kindern. Aber bei meinem Sohne Rudolf, der jetzt in Sedlnitz lebt und wirthschaftet, kann ich nicht wohnen, weil mich dort alle die alten Plätze allzu schmertzlich an die Vergangenheit

[1]) Sie starb am 3. Dezember 1855.

erinnern würden; und ein Aufenthalt in Aachen, wo mein Sohn Hermann ist, könnte auch nur von kurtzer Dauer sein, da Hermann wahrscheinlich noch in diesem Jahre Regierungsrath werden und anderweit versetzt werden wird. Daher bleibe ich einstweilen in Neiße bei Therese, mit der ich hier unter Einem Dache wohne, und die treulich und liebreich für mich sorgt. Hier habe ich indeß oft Gelegenheit, über mein Alter zu erschrecken: fast alle meine alten Bekannten sind gestorben, und Oberschlesien ist mir fremder geworden, als jede andere Provintz. Die einförmige Zeit, die über dem Grabe meiner Frau dahingegangen, fängt endlich an, den unerträglichen Schmertz immer mehr in stille Wehmuth aufzulösen. In solcher Vereinsamung aber ist mir Ew: Excellenz freundschaftliches Andenken doppelt tröstlich und theuer, ich bitte daher hertzlich, es mir auch ferner bewahren zu wollen, und versichert zu sein, daß, solange ich lebe, mit innigster Verehrung und Treue bin und bleibe Ew: Excellenz gehorsamster

Eichendorff.

Neiße, den 30t Januar 1856.

34. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

haben, wie ich fürchte, ein allzugroßes Vertrauen zu meiner Geisteskraft, so daß mein armes Buch über die Poesie[1]) wohl etwas stark hinter der Erwartung zurückbleiben dürfte. Jedenfalls aber haben Ew: Excellenz geistvoll und scharf gerade das bezeichnet, was ich mit dem Buche vorhabe: eine Darstellung nicht der einzelnen literarischen Capricen und Virtuositäten, sondern des nothwendigen inneren Ganges unserer Poesie überhaupt, woran es allerdings unserer sogenannten Literaturgeschichte bisher noch sehr gefehlt hat. Ob und wie ich mein Ziel erreicht habe, steht dahin; auch bin ich noch lange nicht am Schlusse. Denn ich habe noch kein Buch mit so großen und zum Theil erschütternden Unterbrechungen geschrieben wie dieses; es ist ein wahres Schmertzensbuch zu nennen.

Sehr wahr bemerken Ew: Excellenz, daß ich Alles, was an und in mir ist, vorzüglich der anregenden und tiefbewegten Zeit zu verdanken habe, in die meine Jugend gefallen. Das Leben ist überall die beste und gründlichste Lehrmeisterin, Bücher können nur eintzelne Fingerzeige

[1]) „Geschichte der poetischen Literatur Deutschlands", erschienen erst 1857.

geben. Ew: Excellenz haben Dasselbe in Ihrem großartigeren Entwickelungsgange bewährt.

Hocherfreut hat mich besonders was Ew: Excellenz in namentlichen Bezug auf Macauley und [?][1]), mit gewohnter Klarheit über das Verhältniß von Philosophie und Geschichte sagen. Die Geschichte ist in der That selber eine tiefsinnige Philosophie, es kommt eben nur darauf an, sie tiefsinnig zu deuten, was freilich jederzeit nur Wenigen gegeben ist. Auch ich glaube, oder hoffe wenigstens, daß wir uns auf den jetzigen „Eisenbahnen der Weltordnung" aus der gegenwärtigen Ideen-Konfusion noch glücklich hindurchschlagen werden.

Möchten diese wenigen Züge genügen, auch mein inneres Bild bei Ew: Excellenz einigermaßen wieder aufzufrischen!

Mit der innigsten Verehrung und Ergebenheit

Ew: Excellenz

gehorsamster

Eichendorff.

Neiße, den 25t Februar 1856.

*　　　*　　　*

Eichendorff an den Rittmeister Herrmann von Schön.

Verehrtester Herr!

Mit tiefer Erschütterung habe ich die Kunde von dem Dahinscheiden Ihres unvergeßlichen Herren Vaters erhalten, und danke herzlichst, daß Sie und Ihre verehrten Geschwister bei dem schmertzlichen Ereigniß Sich meiner erinnert haben. Die Welt hat einen ihrer geistigen Heroen verloren, ich aber außerdem noch einen liebevollen väterlichen Freund, dessen Bild ich lebenslang mit unverbrüchlicher Treue im Hertzen bewahren werde. Sie werden daher hoffentlich auch ohne besondere Versicherungen und herkömmliche Trosteworte, von meiner innigsten Theilnahme überzeugt sein.

Mit der Bitte an Sie u. Ihre verehrten Geschwister, mir auch ferner Ihr gütiges Andenken erhalten zu wollen, hochachtungsvoll

Ihr

ergebenster

Jos: v: Eichendorff.

Neiße, d: 30t July 1856

---

[1]) Schwer leserlicher Name, vielleicht „Momsen".

Die kulturellen Werte des Theaters.

XIV:
Heinrich Mann:

1. Ich weiß von ethischer Vertiefung erst durch ästhetische Verfeinerung; aber in meiner Erziehung war das Theater nicht vorgesehen. Die Hingebung und die schwelgerischen Entzückungen, die Entdeckung meiner selbst, die die Kunst des Wortes meine schönste Jugend lehrte, hatte ich nicht vom Theater. Auch entbehrte ich es nicht: phantasiebegabt genug, um auf die meist dürftigen Belebungsversuche, die das Theater am Wort anstellt, verzichten zu können. Heute gehe ich viel ins Theater: aber um mich zu zerstreuen, weil ich einer Spiegelung des Zeitgeistes beiwohnen will, oder als träte ich in eine Gesellschaft und bliebe unsichtbar, die andern aber verrieten mir ihr Wesen. (Und dazu braucht's ja keine bedeutenden Anlässe; auf der Bühne genügt einer Schauspielerin, um in Bewegung zu kommen, ein schwaches Stück, wie der Frau im Leben ein mittelmäßiger Mann genügt.) Erlebnisse, deren Wegfall mich ärmer gemacht hätte, erfuhr ich nur in der italienischen Oper. Wenn die Helden des Giacomo Puccini sangen, empfand ich manchmal voller mich selbst, und eine Romanszene entfaltete sich mir stürmisch.

2. und 3. Manche Erscheinungen erschweren freilich den Glauben, daß das Theater erziehe. Die Bürgerdamen verlangen von einer Schauspielerin, daß sie für 180 Mark Gage ihnen alle neuen Pariser Modelle vorführe, sie selbst aber verharren in Reform und Loden. (Soweit das Ästhetische.) Nun Schillers Freiheitsdramen hundert Jahre lang wirken konnten, lauscht ihnen ein Parkett von Byzantinern. (Soweit das Ethische.) Dennoch weiß ich, daß das Theater erziehen kann. Nur muß man maßvoll von ihm denken, in der Art der Romanen. Man muß das Höchste nicht von einer Anstalt erzwingen wollen, die von der Masse abhängt. Man muß sich nicht auf den nie erlebten Begriff eines Tempels versteifen, wo schon ein Salon, ein Debattierklub, eine Lehranstalt des

guten Geschmacks, an Feiertagen auch der mitfühlenden Menschenerkenntnis, Ideal genug wäre. Die Thesen des Sohnes Dumas waren allen zugänglich, betrafen die Meisten, deuchten Vielen sogleich anwendbar: so drängten sich Millionen, wo sie schmetterten. Flauberts heiliger Antonius ging Wenige an, außer den Straßburger Theologen und der Kassiererin eines Pariser Fleischers; und der Verkauf erlahmte nach wenigen Tausend. So ist's in der Ordnung. Das Schöne ist das Vorrecht Weniger. Niemandem fiel es damals ein, mit dem Theater zu hadern, weil es keinen Antonius hervorbrachte. Und dies war eine Blütezeit Frankreichs. Aber es blühte im Roman. Das Äußerste an redender Kunst gehört (innerhalb der modernen Demokratie) schwerlich aufs Theater. Es ist nicht mehr als Irrtum, fordert man es vom Theater. Die wichtigsten Kritiker Deutschlands verbringen jetzt ihr Leben in vollem Irrtum. Sie richten ihre Ansprüche und Schmähungen, ihren leidenschaftlichen und kunstreichen Eifer an ein ganz und für immer ungeeignetes Objekt. Sie rufen mit nie ermüdender Entrüstung nach Ananas, wo augenscheinlich nicht mehr und nicht weniger als ein Kartoffelacker ist. (Und es macht sie nicht schöner, daß das Theater, dem sie sich überlegen wissen, ihnen meistens nur Vorwand ist, in recht hellem Licht die eigene Persönlichkeit spielen zu lassen. Sie sollten vielleicht den Stolz haben, ihre Persönlichkeit an widerstandsfähigeren Werken, stärkeren Menschen zu messen.) Gegen das ästhetische Wirken des Zeitungsromans finden sie nichts einzuwenden (und es ist auch gleichgültig genug): aber wenn ein Bühnenschriftsteller in aller Ehrbarkeit seinem Publikum, der Masse, der es gefällt, sein Bestes vorstellt, schäumen sie Geist, gebärden sie sich, als sei Kupfervitriol über Rebläuse zu spritzen, in letzter Not die Macht einer Seuche zu dämmen. Und doch ist nichts geschehen, als daß Scharen, die für einen Dichter ohnedies verloren sind, sich ein Theaterstück angesehen haben. Dies gewöhnliche Theaterstück, so unstatthaft es in der Literatur wäre, steht auf der Bühne immer noch über dem Niveau derer, die ihm zulaufen, kann sie immer noch etwas Haltung und Geschmack, den Drang nach Selbstbefreiung, ja am Ende ein wenig Menschlichkeit lehren. Und es stiftet keinen Schaden. Wenn es eine Dichtung von den Brettern verdrängt, werden die Wenigen, denen die Dichtung gehört, sie im stillen inniger vernehmen. Was kann die Kunst durch große Öffentlichkeit gewinnen? Was ist gewonnen, wenn am Schluß einer Tragödie Wedekinds die Leute sich zum Lachen und zur Liebe gekitzelt fühlen? (Am Schluß von „Husarenfieber" aber genießen sie reine Befriedigung.) Soll das Theater, das

allem Volk offen steht, denn erziehen, mißgönne man ihm nicht den Lehrstoff von Volksschulen. Die Bildung derer, die höher steigen, braucht nicht das Theater.

Heinrich Mann

XV: Hermann Hesse:

Hier in aller Kürze meine Antwort auf Ihre drei Fragen:

I. „Welchen Einfluß hat das Theater auf Ihre ethische und ästhetische Bildung ausgeübt?"

Keine.

II. „Bringt das Theater kulturell erzieherische Werte in sich?"

Ja.

III. „Ist es zu erwarten, daß unser modernes Theater diese Aufgaben erfüllt?"

Nein.

Hermann Hesse

XVI: Franz Blei:

Wo man im besten Falle aus der Historie nur die Gesetzmäßigkeit des Geschehenen einsehen und daraus über die Gesetzmäßigkeit des Werdenden und Künftigen keine Kenntnis erwerben kann, die mehr ist als gröbste Allgemeinheit, so bleibt nichts anderes übrig, als daß man gläubig wartend vor dem steht, was wird, wenn dessen Verlauf auch aller Erfahrung widerspricht und alle Vorliebe beleidigt. Also: man will unserer Zeit, der man unausgesetzt die Kulturlosigkeit vorwirft, damit Kultur beibringen, daß man beim Ende anfängt, ihr die feinsten Dinge kultivierten Lebens, dessen letzte Ergebnisse vorsetzt, in der Annahme, daß der Barbar die fehlende Voraussetzung: die Bildung die durchformte Geselligkeit und den sicheren Geschmack, schon selbst entwickeln wird. Man serviert dem Bauer die Delikatessen aller Zonen: er wird schon lernen, ob man sie mit Gabel oder Messer ißt. Sicher: zwischen den Anschauungen unserer Künste und den Lebensformen der Menge

gähnt ein Abgrund; Stimmen schreien herüber, hinüber, man versteht sich nicht. Ein paar versuchen zu springen, drüben, herüben, fallen in den Abgrund. Die drüben sprechen in dem gewissen Ton vom Publikum, die herüben von den Narren auf der andern Seite. Wenn es überhaupt zum Verstehen kommt, ist es ein Mißverstehen, weil sich die Snobs zu Mittelspersonen machen.

Das ist verwirrend, oft lächerlich, war nie Art einer Kulturbildung, aber: es wird so sein müssen.

Die alten Kulturen waren — tausendmal ist's gesagt — immer nur die Angelegenheit, die Äußerung einer Elite: Besitz und Bildung waren in einer Person. Da dies nun nicht mehr so ist, und in den heutigen Formen der Wirtschaft auch nicht herzustellen ist, sollen uns auch die alten Kulturen als ewig vorgehaltene Beispiele nicht mehr belästigen wollen. Es sind neue Bedingungen, die sich in neuen Formen ausdrücken werden. Man soll uns mit der Renaissance in Ruh lassen, einen Großhändler von heute nicht mit der Erinnerung der Medici plagen, den Damen von Berlin W nicht den Salon der Dudeffand einreden. Dadurch werden sie nie lernen, ob man die Salanganen unserer Künste mit dem Löffel oder mit der Gabel ißt. Lieber sollen sie sich noch einige Jahre blamieren. Es ist nicht so schlimm. Die Nichtstuer haben hier kein Wort. Nur die Tätigen. Die alles einschließende ästhetische Formel der letzten zehn Jahre war ein Irrtum.

Wo alles Wirtschaftliche so unsicher ist vom Heute auf das Morgen, nicht nur in der Klassenteilung sich ausdrückt, sondern innerhalb der Klassen selber, wo heute in einer neuen Erfindung Riesenkapitalien investiert werden, die morgen eine andere Erfindung vernichtet — wo soll da Ruhe, Behagen, Sammlung, Geselligkeit werden, als welche Voraussetzungen des kulturellen Lebens sind? Da werden die Künste: Freude der Künstler selber, Snobismus der Nichtstuer, Schwätzer und schlechten Erben, die gelegentliche Abreaktion des vom Tagesgeschäft Müden. Also: stille feine Bücher, grelle Kunststücke, Metropoltheater (oder Brahm oder Reinhardt: was gerade „die Novität" ist).

Das muß so sein. Man muß damit zurecht kommen. Wer da schimpft, witzelt oder sich zurückzieht, der liebt das Leben nicht. Alles gehört zum Ganzen. Der jätende Gärtner wirft das Unkraut auf einen Misthaufen, aber auch der gehört zum Garten. Wohin in aller Welt soll man das sogenannte Schlechte denn stecken als wieder nur in die Welt, aus der es genommen ist.

Die Menge ist gern beisammen und zu möglichst viel. Auch beim Kunstgenuß. Das hat viele Gründe, die hier nicht weiter zu erwähnen sind. Diese Neigung der Menge gibt dem Theater seine Stellung in der ersten Reihe der Künste, vom Publikum aus. Auch von der Kunst aus könnte dem Theater diese Stelle in der ersten Reihe zukommen; das viele ist hier in einem gegeben, das kein willkürliches, sondern ein organisches ist; der Vorgang: für die Leidenschaften und Energien der Zuhörer, das Bild: für die Augen, das Spiel: für die übrigen Sinnlichkeiten. Keine andere Kunst hat das. Keine hat deshalb auch größere Schwierigkeiten reizvollster Art zu überwinden.

Das Theater scheint mir der sicherste Gradmesser für die Vorbereitung der Menge zu sein, für die kulturellen Möglichkeiten. Und wird dadurch das stärkste Mittel zur Erziehung dieser Menge. Wenn man die Moral nicht als Bürgertugend und polizeiliches Unbescholtensein auslegt, wenn man endlich einmal diese Dilettantenphrase von der moralischen Indifferenz der Künste aufzugeben sich entschlösse, dann wird jeder das Theater als moralische Anstalt erkennen. Den Künstler bildet seine eigene Kunst, sie bestimmt ihn, sie charakterisiert ihn. Das gleiche wirken die Künste auf den Nichtkünstler, die Menge. Nicht zu jenem „guten" Menschen macht den Künstler sein Kunstwerk, nicht zu braven Bürgern macht das Theater die Menge: solche Wirkungen gelingen nicht einmal den himmlischen und irdischen Gesetzbüchern, die mit stärkeren Mitteln arbeiten. Aber die Kunst steigert das Wesentliche, sei es wie immer, sie differenziert den Charakter, lockert, löst, bindet neu, zeigt Möglichkeiten, Leben, wirkt Taten aus. Beim Raubmörder findet man den Schauerroman, Napoleon liest den Werther ... Und das Theater verfügt unter den Künsten über die meisten Mittel solcher Wirkung. Es ist die erste moralische Anstalt.

Hier der Parvenü, die Spekulation, die Arbeit, die Macht, die Brutalität und der rohe Witz — dort die Delikaten, die durch alle Kulturen Gereiften, die Anstrengungen der Künste: es wird schon über alle Unzulänglichkeiten und Lächerlichkeiten zu einem Ineinander kommen, zum großen Schmerze des Snobs, die dieser vorläufigen Trennung ihre Existenz verdanken.

Wann das sein wird? Nach dem bevorstehenden großen Konkurse der falschen Werte. In ein paar Jahren.

Franz Blei

XVII:
Wilhelm von Scholz:

Ich muß Ihre Frage enger fassen, um sie beantworten zu können. Das Wort „Theater" begreift Grenzformen in sich, die allzuweit voneinander abstehen, als daß irgend etwas Eindeutiges, im Hinblick auf Ihre Umfrage, darüber zu sagen wäre. Ich will statt vom Theater nur von der Bühnendarstellung großer dramatischer Werke sprechen.

Deren Einfluß war schon früh lebhaft und stark auf mich. Nirgends wurde so, wie etwa bei der Aufführung Schillerscher Tragödien, hoher Sinn in mir geweckt und mein Wollen auf große Ziele gerichtet. Das Leben, das über das Empfinden hinausliegt, das Leben der Tat, des Wollens, des Kämpfens, hat zuerst von der Bühne herab zu mir gesprochen. Es sind meine tiefsten menschlich-künstlerischen Erschütterungen gewesen, als ich später staunend die Welt der großen Dramen im Spiel des Lebens wieder erkannte, als ich Spiegelbild und Urbild einander gegenübertreten sah.

Das Drama, das aus dem besten, stärksten Wollen der Menschheit erwächst, aus den Tatkonflikten, die das Leben uns hinwirft und die groß, rein, ohne Ausweichen zu lösen, der überwirkliche, ideelle Sinn in uns verlangt, vermag dies hohe Wollen auch weiterzuleiten und zu wecken. — Bis ins Äußerliche geht diese Einwirkung des Dramas. Ich habe oft junge Leute aus dem Theater kommen sehen — mit einem feierlichen Schritt, einer vielleicht komischen Geste von Pathos, die ihnen sonst fremd war. Sie waren erfüllt von Persönlichkeitsanregungen, die sie steigerten und über den Bereich ihrer Alltagsinteressen erhoben. Wiederholen sich solche Erregungen, so wandelt sich die Persönlichkeit langsam dauernd nach ihnen und wird wertvoller.

Das moderne Theater — hier nehme ich das Wort im Sinne der Umfrage — erfüllt seine Kulturaufgabe genau insoweit, als es dem Drama großen Stils, dem klassischen und dem werdenden, dient und sich mit all seinen Mitteln ihm unterordnet. Es verfehlt sie überall dort, wo es sich selbst vordrängt und die Stücke nur als Vorwand nutzt, um an ihnen seine eigenen Künste zu zeigen.

Wilhelm von Scholz.

XVIII: A. Fitger:

Das Theater hat zu Zeiten in meinem Leben eine große Rolle gespielt; zu Zeiten war es mir fast bis auf die letzte Spur entschwunden. Die ersten Vorstellungen einer kleinen wandernden Truppe, die ich in meiner Heimatstadt Delmenhorst sah: „Käthchen von Heilbronn" und „Preziosa", erregten mich unbändig, und obwohl ich kaum zwölf Jahre alt sein mochte, bemühte ich mich, meinerseits aus Geschwistern und Spielgefährten eine Truppe zusammen zu bringen, um aus dem Gedächtnis auch das Käthchen und ein anderes Ritterstück zu spielen, in dem ein samtener Pantoffel irgend ein verhängnisvoller Gegenstand gewesen sein muß; aller eigentliche Inhalt ist meinem Gedächtnis entschwunden. Epoche machten aber zwei Besuche im Bremer Stadttheater: eine Aufführung des „Freischützen" und Emil Devrient als Rubens in Madrid. Den Zettel bewahre ich mir noch als Reliquie auf; ich war völlig in eine Traumwelt entrückt. Der bewunderte Emil Devrient und noch dazu in der Rolle eines Malers! Fast wäre ich übergeschnappt vor Begeisterung.

In meiner Gymnasiastenzeit war in Oldenburg ein vortreffliches Hoftheater, über dem noch der Glanz von Julius Mosens so herzbrechend endender Dramaturgie schwebte; aber da meine Schulzeugnisse immer entsetzlich schlecht waren und ich nur in den beiden brotlosen Fächern: Zeichnen und Rezitieren deutscher Gedichte eine Nr. 1 aufzuweisen hatte, so war mir der Besuch des Theaters, trotzdem er für Schüler nur 25 Pfennige kostete, selten erlaubt. Unvergeßlich werden mir die beiden Teile von Shakespeares „Heinrich IV.", „Hamlet" und „Faust" mit der Seebach als Gretchen sein. Jugenderinnerung ist ja freilich keine Kritik; allein ich wüßte mir auch heute, wenn ich alles recht überdenke, nichts Vollendeteres als jenen Falstaff und jenen Prinzen Heinz, und ich hatte als Siebzehnjähriger gar nicht übel Lust, mit der Flamme meines Herzens, die noch dazu die Tochter eines Schauspielers war, durchzugehen und auch Schauspieler zu werden. O heiliger Thespis, wie würde ich mir vorkommen, wenn ich jetzt vielleicht noch den alten Moor spielen müßte! Als ich die Akademie in München bezog, nahm die Malerei natürlich den ersten Rang in all meinen Bestrebungen und Interessen ein, und das Theater trat weit in den Hintergrund; das Drama noch mehr als die Oper, die

mir damals als etwas Neues aufging und mich zu dem anbetenden Verehrer Mozarts machte, der ich bis auf den heutigen Tag geblieben bin. Das große Ereignis meiner Münchener Zeit war die Schillerfeier 1859 und der Vortrag des Liedes von der Glocke, mit dem die alte Frau Sophie Schröder, die noch in Schillers Zeit hinüberreichte, das Publikum zu heiligen Tränen rührte.

Als ich meine Studien in Antwerpen fortsetzte, verschwand das Theater ganz; nur zweimal bin ich seinetwegen nach Brüssel hinüber gefahren: einmal um die Ristori zu sehen, die trotz der schlechten Stücke, die sie spielte, einen überwältigenden Eindruck machte, und einmal um Frau Miolan Carvalho als Rosine im „Barbier" zu hören. In Rom ging man nur (eine prachtvolle Aufführung von Schillers Maria Stuart im Theatro Valle ausgenommen) in das Volkstheater Vallatto, obwohl es darin von Flöhen wimmelte und so stank, daß mein Freund Hans Kugler meinte, wenn man das Haus abrisse, würde der Gestank noch drei Tage wie ein massiver Block stehen bleiben; aber gespielt wurde vorzüglich. Als Kuriosum sei hier erwähnt, daß ich auch einmal in einem Sommertheater, das auf dem Grabe des Augustus errichtet war, eine Vorstellung von Onkel Toms Hütte gesehen habe.

Es heißt oft, daß man, um das Theater wirklich zu genießen, Habitué sein müsse; wer nach langer Pause wieder ins Theater komme, habe tausend Dinge zu tadeln, ja, finde oft die illustresten Mimen unerträglich. So ging es mir, als ich nach Deutschland heimkehrend den ersten Winter 1865—66 in Wien verlebte und dort die weltberühmte Burg besuchte. Ich kann nicht sagen, wie enttäuscht ich war. Dieses deklamierende Pathos, diese gespreizten Gebärden! Aus dem Wallenstein bin ich nach dem zweiten Akt fortgelaufen; erträglich waren Scribe und Bauernfeld; aber man geht doch nicht ins Wiener Hofburgtheater, um Scribe und Bauernfeld erträglich zu finden.

Nach langen Jahren völliger Teilnahmlosigkeit berührte ich mich erst wieder 1870 in Bremen mit der Bühne und dramatischer Dichtung, und zwar etwas in dem Genre meiner kindlichen heimatlichen Direktorentätigkeit, indem ich Stücke schrieb, einstudierte, ich selbst natürlich die dankbare Rolle, Regie führte usw., auch gelegentlich einen Fetzen Dekoration, z. B. die Mosesstatue Michelangelos oder Raphaels Sixtinische Madonna als Transparent malte. Das alles bewegte sich in dem zwar sehr großen, doch anspruchslosen Rahmen eines Vereins, mit dem ich zu jener Zeit herzlich befreundet war. Aber im Grunde ging die Sache mich

tiefer an, als daß mir die Belebung eines einzelnen Festes genügt hätte, und ich schrieb ein leibhaftiges, fünfaktiges, für die Bühne berechnetes Trauerspiel. Den üblichen König Saul hatte ich mit Ausschluß der Öffentlichkeit bereits in Rom absolviert, nun kam ein Kaiser Heinrich IV. dran; zwar nicht ein eigentlicher Heinrich IV., dieser war relativ Nebenperson; der Held des Stückes war Adalbert von Bremen, der große, kulturkämpferisch gestimmte Erzbischof. Das Stück wurde am Hoftheater in Oldenburg und Stadttheater in Bremen aufgeführt und hatte bei den Landsleuten einen großen lokalpatriotischen Erfolg. Na ja! Aber ich fühlte doch Lust und Liebe erstarken, und ich schrieb bald darauf die „Hexe", die zuerst mit der Geistinger in Leipzig gegeben wurde, und deren Erfolg sich dann freilich nicht auf das landsmännische Kirchturmrayon beschränkte. Die schönste Errungenschaft, die ich der „Hexe" verdanke, ist die Gunst, die der Herzog von Meiningen, der das Stück alsbald in das Reiserepertoire seines Hoftheaters einreihen ließ, mir gewährte und wandellos bewahrt hat. Was solche Gunst, abgesehen von ihrer rein menschlich-persönlichen Seite, ästhetisch zu bedeuten hat, das wird nur der völlig zu würdigen wissen, der mit den künstlerischen Grundsätzen und Intentionen des hohen Herrn näher vertraut werden durfte, der mindestens jene unvergleichlichen Schöpfungen der Meininger Bühne in ihrer Glanzzeit genossen hat. Durch die Meininger wurde mir das Theater zu einer ganz neuen Welt; da erst fühlte ich: Als ein dienendes Glied, das selber kein Ganzes werden kann, an ein Ganzes sich anzuschließen, sei das wahre Wesen der Kunst, nicht nur der theatralischen, nein, jeder Kunst überhaupt, und wenn von einer ethischen und ästhetischen Bildung, welche das Theater etwa auf mich ausgeübt haben sollte, hier die Rede ist, so muß ich solche erziehende Wirkung im wesentlichen von dem Augenblick an datieren, da ich mich der Meininger Bühne und ihrem erlauchten Protektor und spiritus rector nähern durfte.

Die gegenwärtige Umfrage scheint mir nicht auf eine Darstellung der theatralischen Karriere der einzelnen Autoren gerichtet zu sein; darum breche ich hier den Bericht über das Schicksal meiner weiteren Stücke ab. Ob das Theater einen Einfluß auf meine Bildung ausgeübt hat, ist nach dem oben Gesagten keine Frage; denn das Theater an sich ist ja nur eine Erscheinungsform der dramatischen Dichtung, und es dürfte nicht leicht eine Seele geben, auf welche diese Dichtung nicht einen unberechenbaren Einfluß gehabt hätte. Ich glaube, sie wirkt von allen Dichtungsarten, ganz abgesehen von der

Bühne, am stärksten, und eine Sprache, die es nicht bis zum Drama gebracht hat, wie z. B. die hebräische oder persische, leidet erheblichen Mangel. Ich selbst kenne viele der berühmtesten Dramen nur aus der Lektüre; andere habe ich in einer so unzulänglichen Bühnendarstellung gesehen, daß sie mir geradezu geschunden und gerädert schienen; z. B. Goethes Iphigenie; und wiederum gewährte mir manche Bühnendarstellung Vergnügen an Werken, welche zu lesen mir unmöglich wären, z. B. Robert und Bertram. So lassen sich im einzelnen wohl die Wirkungen von Dichtung und Aufführung auseinander halten; aber im allgemeinen fließen sie doch stets ineinander über.

Wenn man aber bedenkt, daß Tausende zur Lektüre eines Dramas nicht die nötige Phantasie mitbringen, die ihnen das Gelesene sofort in anschauliche Bilder von Himmel und Hölle, von Sonnenschein und Sturm, von Palast und Hütte übersetzt, und daß diese Tausende deshalb gar leicht den ganzen unermeßlichen Schatz dramatischer Dichtung ungehoben auf sich beruhen lassen, dann ist das Theater als einziger Vermittler gar nicht hoch genug zu schätzen. Eine unserer allerstärksten Kulturmächte haben wir in ihm zu verehren. Ich habe doch selbst, als ich hinter den Kulissen neben einem wachthabenden Feuerwehrmann stand, diesen bei einer ergreifenden Stelle in den bittersten Tränen aufschluchzen sehen. Das ist doch die Wirkung, die der Dichter angestrebt hatte, und die ohne die Aufführung [illegible] nicht eingetreten wäre. Und ebenso wertvoll wie die tragische ist die komische Wirkung. Wer lacht denn bei der Lektüre eines Lustspiels, ja, wer liest denn ein Lustspiel? Die Bühne aber bringt den Segen reiner Freude. Und im Lustspiel bringt sie ihn noch öfter als in der Tragödie. Vollends in der Oper. Der kostbare Hort der Oper existiert ja nur durch die Bühne, auf der Bühne. So [illegible] prinzipiell das Theater als einen hochwichtigen Faktor in der [illegible] unserer Zeit.

[illegible] freilich im Einzelnen, Tatsächlichen dieser Faktor beschaffen [illegible], das entzieht sich meinem Urteil. Ein eifriger Theaterbesucher [illegible] gewesen, und seit Jahren kaum noch Bremen verlassend, komme [illegible] in Bremen nur sehr selten in die Loge. Seit zwanzig Jahren [illegible] nicht ein einziges der aktuellen Stücke der Saison gesehen und [illegible] Namen ihrer Autoren sind mir nur Namen. Ich glaube, [illegible] eigenen Stücken ist der „Fechter von Ravenna" die jüngste [illegible] mich ins Theater gezogen hat. Man kann eben nicht den ganzen [illegible] Maler tätig sein, und noch abends Sammlung



Prof. Bruno Schmitz: Haus Rheingold Berlin: Detail der Fassade Bellevuestr. (Zum Artikel v. J. A. Lux.) Mit gütiger Erlaubnis des Verlages J. J. Arnd, Leipzig.

für den Tempel Melpomenes und Thalias haben. Darum muß ich für die Frage, welche erziehende Wirkung von dem speziell modernen Theater zu erwarten wäre, mich leider inkompetent erklären. Aber warnen möchte ich wohl im allgemeinen vor der allzueifrigen Gründung neuer Theater: wenn die nötigen Finanzen auch zu beschaffen sind, woher sollen all die nötigen Talente kommen? Der Vorrat eines Volkes an theatralischen Talenten ist doch nicht unbegrenzt.

A. Ilgen.

XIX: Hedwig Dohm:

Die erste Frage: „Welchen Einfluß hat das Theater auf Ihre ethische und ästhetische Bildung geübt?" kann ich nur dahin beantworten, daß — soweit mein Erinnern zurückgreift — das Theater einen wesentlichen Einfluß auf mich nicht gehabt hat.

Die zweite Frage: Ob das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt — ist selbstverständlich zu bejahen. Die starken sozial-ethischen Wirkungen hervorragender Bühnenwerke springen in die Augen, wenn auch hier die Meinungen, welche sozialen Wirkungen zugleich den Anforderungen hoher Ethik entsprechen, auseinandergehen. Viele sehen ja heute noch in der französischen Revolution nichts als einen Knäuel schwarzer Greuel. In manchen Mädchenschulen wird es noch so gelehrt.

Eine Rede im Reichstag wirkt ungleich stärker als ein Leitartikel in der Zeitung über dasselbe Thema. Erkenntnisse, Reformbestrebungen, die in wissenschaftlichen Schriften — es können auch populäre sein — niedergelegt werden, bleiben lange Zeit hindurch nur ein Besitz kleiner Kreise fortgeschrittener Menschen. Ein Funkensprühen durch Nebel.

Bemächtigt sich die Bühne dieser Erkenntnisse, dieser Reformideen, so gewinnen sie gewissermaßen einen Leib. Vor den Augen der Zuschauer entwickeln sich mit psychologischer Folgerichtigkeit aus Wort und Idee Handlung und Tat. Das Funkensprühen wird Flamme.

Zuweilen wirkt ein geniales Bühnenwerk geradezu wie ein Scheinwerfer, der mit seiner faszinierenden Leuchtkraft dunkle Nächte tagklar erhellt. Ein drastisches Beispiel dafür sind Ibsens „Gespenster".

Das gedruckte Wort verhält sich etwa zur Bühnenwirkung wie eine Kontourzeichnung zu einem farbigen Gemälde. „Die Vielzuvielen", — die die Kultur doch zur Durchführung ihrer Pläne braucht — werden durch die Zeichnung nicht gepackt.

Man hat behauptet, daß die Aufführung der „Hochzeit des Figaro" von Beaumarchais das Signal zum Ausbruch der französischen Revolution gab. Die Aufführung der „Stummen von Portici" soll in Italien einen Aufruhr angestiftet haben.

Ein Scheinwerfer war das russische Drama: „Der Revisor", der die bodenlose Korruption des russischen Beamtentums vor aller Welt in grelles Licht rückte.

Zur Unterminierung der heutigen Eheform haben die Ehebruchsdramen wesentlich beigetragen.

„Don Karlos", „Kabale und Liebe", Hebbels „Maria Magdalena" — wie blitzartig mögen sie in die Rückständigkeiten ihrer Zeit eingeschlagen haben, natürlich immer unter dem Widerspruch derer, denen Ruhe die erste Bürgerpflicht ist.

Von dem erzieherischen Kulturwert der ästhetisierenden und ethisierenden Kraft klassischer Bühnenwerke zu reden, erscheint überflüssig.

Dramen von rein poetischer Schönheit, wie die Dramen von Hofmannsthal oder Maeterlinck, nähern sich in ihrer ästhetisierenden Wirkung den klassischen Werken an.

Auch die dritte Frage: „Ist es zu erwarten, daß unser modernes Theater diese Aufgaben erfüllt?" dürfte unbedingt bejaht werden. Nicht nur ist es zu erwarten, die moderne Bühne hat bereits bemerkenswerte Proben ihres Wollens und Könnens geliefert. Wieder nenne ich in erster Reihe die „Gespenster". Gewiß, längst vor Ibsen hat man in Büchern und Broschüren — neuerdings auch in Vorträgen — auf die Folgen hingewiesen, die physische oder geistige Verkommenheit der Eltern auf die Nachkommenschaft übt. Ein Funkensprühen. Ibsens Sturmdrama entloderte ein Feuer. Es ist recht eigentlich die Tragödie, die Furcht und Mitleid erregt.

Möglicherweise ist es zum Teil Ibsen zu danken, daß man in neuster Zeit ernstlich Gesetzesvorschriften in Erwägung zieht, die berufen sind, die Axt an die Wurzel des Übels zu legen.

Als Bühnenwerk von starker sozialethischer Wirkungs- und Werbekraft bezeichne ich Hauptmanns „Weber", „Hanneles Himmelfahrt", „Rose Bernd", das „Friedensfest".

Für ein kulturerzieherisches Werk halte ich auch „Frühlings Erwachen" von Wedekind, von dem konservative Elemente der Gesellschaft sich mit Schaudern abwenden, darunter Mütter, deren Söhne möglicherweise wie Moriz Stiefel zugrunde gegangen sind, oder zugrunde gehen können.

Wie viel Schriften sind nicht über Pubertätsgefahren und Sexualpädagogik geschrieben worden.

Ein Funkensprühen.

„Frühlings Erwachen" schreibt ein flammendes Menetekel in das Hirn der Gesellschaft. Freilich, erzieherische Konsequenzen hat der Dichter aus seinen Entschleierungen nicht gezogen. Dieses Drama steht noch aus. Wedekind wird es schwerlich schreiben.

Auch Sudermanns „Ehre" und „Heimat" gehören in die Kategorie der kulturerzieherischen Theaterstücke. Vielleicht dürfen wir in Zukunft auch auf Bernhard Shaw rechnen, den Gedankenleser par excellence, den genialen Sezierer, der Hirn und Herz der Menschen bloßlegt.

Daß die Wirkungsmöglichkeiten des Theaters bei weitem noch nicht ausgeschöpft worden sind, glaube ich. Daß die Bühne ein Areopag sein könnte, mitberufen den Kulturideen der Zeit zu ihrem Recht zu verhelfen, liegt im Bereich der Möglichkeit.

Hedwig Dohm

Fortsetzung im Maiheft.

Gustav Falke:
Dörten . . . . Erzählung

S ch l u ß.

Wie hatte Dörten sich gefreut, als Hinnerk wieder in Schönboeken auftauchte. So hatte sich nur noch ol Trina Meesch gefreut. Nun brauchte Dörten ihr Schuhzeug doch nicht mehr zu „Laus“ nach Möhlenbeck zu bringen. Hinnerk hatte seinen Schusterschemel kaum zwei Tage in Schönboeken aufgestellt, da hatte Dörten schon Arbeit für ihn.

„Dag, Hinnerk!“

„Dag, Dörten!“

„Na, büst wedder dor?“

„Dat schalls ja woll wohr warrn.“

Das war die erste Begrüßung gewesen. Und dann hatte Hinnerk Dörtens Schuhe kritisch betrachtet und das gelassene Wort gesprochen: „Lütter ist din Fot ok nich worrn.“

„Wo schall he woll,“ hatte sie etwas empfindlich geantwortet. „Mit de fin Hamburger Dams könt wie hier nich konkurrieren.“

Da hatte er gelacht und gemeint, mit den feinen Hamburger Damens hätte er auch nichts im Sinn. Er hätte allzeit Heimweh nach Schönboeken gehabt und wäre nun froh, wieder zu Hause zu sein.

„Nu loop man düchtig Schoh af, dat de Draht nich kolt ward.“

„Dat will'k dohn, Hinnerk. Ick gah all Sündag to Danz.“

„Deern, en beeten klöger büst doch worrn.“

„Dat schall ick woll meenen.“

Das war die erste Unterhaltung mit Hinnerk gewesen. Dörten hatte nachher zu ihrer Mutter gesagt: „Wat is he doch förn netten Minschen worrn.“

Ja, so war es früher. Und jetzt? Nein, Dörten war nicht festlicher Stimmung. Aber als der große Tag kam, wo Jochen Schröder sein Tuthorn für Möhlenbeck reinigte, und Fritz Frahm seinen Grüngetupften malerisch um den mageren Hals legte, stand Dörten in ihrer kleinen Kammer vor dem halbblinden Spiegel und putzte sich mit ihrem bißchen Putz umständlich heraus. Sie steckte einen alten plumpen Schildpatt-

kamm in ihr volles Haar und legte eine große Bernsteinkette an, die gut zu ihrer breiten und vollen Gestalt paßte. Sie hatte eine dünne weiße Bluse und einen schlichten, dunkelgrauen Rock, dazu einen schönen roten Unterrock, was alles ihr prächtig und festlich dünkte. In den Gürtel wollte sie unterwegs ein paar Kornblumen stecken. Drei blutrote Phantasierosen zierten ihren schwarzen Strohhut. So geputzt, würde sie sich vor Lene Staak nicht zu verstecken brauchen. Die hatte nur ihr weinrotes Wollkleid mit dem schwarzen Litzenbesatz, das sie Sommer und Winter zum Ausgehen anzog. Das letzte Mal, bei Philipp Ostermann in Rohrhagen, war der Stoß durchgescheuert gewesen, und Lene hatte mitten im Tanze aufhalten und die Stoßlitze abreißen müssen. Karl Negendank sollte sie zwar abgetreten haben, aber er bestritt es entschieden. Er war auch wohl im Recht gewesen. Lene war unordentlich genug. Das war sie schon in der Schule gewesen. Es wäre nicht verwunderlich, wenn die Litze heute noch nicht wieder angenäht wäre. Hinnerk sollte sich nur vorsehen. „De Mann kann nich so veel in de grote Döhr inföhrn, as de Fru ut de lütt Döhr rutdreegen kann."

* * *

Alles, was Schönboeken an Tanzbeinen zu stellen hatte, ging am Sonntag Nachmittag auf den Weg nach Möhlenbeck hintereinander her. Das heißt, der Grüngetupfte hielt sich an Jochen Schröders Seite. Hinter diesen beiden aber, nicht wissend, ob sie sich anschließen oder lieber zurückbleiben solle, ging Dörten. Hinter Dörten aber pfiff eine lustige Stimme: „Fischerin, du Kleine". Das war Hinnerk Schoster.

Hinnerk pfiff so laut, daß Dörten es hören mußte. Täte sie nun, als höre sie es nicht, und ginge obendrein mit dem dummen Bengel da vorne, ob er sich dann wohl fix ärgern würde?

Aber da, wo die Boeker Au in einem weiten Bogen an den Möhlenbecker Weg herankommt, treffen sie alle zusammen: Jochen Schröder ist stehen geblieben, wie er es immer tut, wenn er etwas Wichtiges zu erzählen hat.

„Dat is de Dodenkuhl."

Jochen zeigt mit seinem Tuthorn, das in einem schwarzen Lastingbeutel steckt, aufs Wasser.

„Dodenkuhl, warum Dodenkuhl?" fragt Fritz Frahm.

„Dor is mal en Deern in versupen."

„En Kind?"

„Ne, en grote Deern, ut Boek."

„Ist das so tief hier?"

„Dat mütt woll. Sünst harr se sik woll en anner Flach utsöcht."

Und dann erzählt Jochen die Geschichte von Stine Asmussen, die mit dem Pastorensohn aus Hinschendorf ein Verhältnis gehabt und sich hier ertränkte, als er sie in ihrer Not verließ. Jochens Vater war noch mit ihr zusammen in die Schule gegangen.

„Se wär en bannig hübsche Deern wesen, mit 'n lütte Musplacken be de Näs rüm. — He schall nich veel dögt hebben."

Es war eine alte Geschichte, die aber noch immer von Mund zu Mund ging.

Eine Liebestragödie auf dem Lande? Fritz Frahms Phantasie bekommt Dampf. Sie arbeitet gewaltig. Aber da kommt Dörten Plückhahn langsam heran, und Stine Asmussen liegt wieder vergessen in „de Dodenkuhl".

„Süh, Dörten!" rief Jochen. „Büst jümmer achterran wesen?"

Und da kam ein schneller leichter Schritt.

„Süh, dor is ja Hinnerk Schoster ok all. Nu kümmt se jo woll all tosamen."

Und Fritz Frahm nahm den Hut ab vor Dörten und dienerte und warf den Grüngetupften mit einer lässigen Bewegung über die Schulter zurück. Und Dörten wurde rot, wie die Rosen auf ihrem Hut, und strich mit der Hand ein paarmal an ihrem Rock herunter, ganz unnötigerweise, denn er schloß sich glatt und prall um ihre runden Hüften.

Hinnerk Schoster wollte von der Totenkuhlengeschichte nichts wissen.

„De Lüe snackt allerhand torecht. Dor kann ja gar keen Minsch in ersupen."

„Dat is 'n orig Loch," verteidigte Jochen die Möglichkeit.

„Und spöken sall se hier ok noch." Hinnerk lacht überlegen, der aufgeklärte Hinnerk. „Ji sünd all ol Wiewers!"

„Segg dat nich, Hinnerk."

Jochen ist überzeugt, daß es allerlei zwischen Himmel und Erde gibt, wovon unsere Schulweisheit sich nichts träumen läßt. Man sieht es seinem Gesicht an. Fritz hätte es auch lieber gesehen, Stine Asmussen läge wirklich da unten im Loch und erschiene nachts dem einsamen Wanderer, wehklagend und warnend vor sträflichem Umgang mit ungeratenen Pastorensöhnen. Aber die Welt wird immer nüchterner. Das Romantische stirbt immer mehr aus. Wie viel Poesie liegt im Aberglauben.

Stine Asmussen könnte sich wirklich verdient machen nach ihrem Tode und gern ein wenig spöken.

Dörten aber dachte:

„Wenn di dat ok mal so gahn däh. O Gott, o Gott, ne!"

Sie warf einen ängstlichen Blick nach dem Wasser, das so unschuldig und munter dahinfloß. Nur ein paar Weiden legten einen dunkleren Schatten auf den klaren Spiegel der Au.

„Hest di ja bannig fin makt, Dörten," sagte Hinnerk.

Dörten lächelte etwas verlegen. „Is ok min best," sagte sie in unschuldiger Eitelkeit. Sie hatte wohl bemerkt, daß Fritz Frahm sie schon die ganze Zeit mit prüfenden Blicken beobachtete.

Sie gehen jetzt alle nebeneinander her, in der ganzen Wegbreite, Jochen zwischen Fritz und Dörten. Jeder stellt Betrachtungen über den Feststaat des anderen an.

„Dörten, Dörten," denkt Hinnerk, „mit den Slipps fangt he di am End doch noch."

Aber Dörtens Meinung ist: „De Bengel süht as 'n Aap ut."

Dagegen gefällt Hinnerk ihr gut. Er trägt einen dunkelblauen Jackettanzug, weiße Wäsche mit Stehkragen und einen kleinen runden schwarzen Hut. Sogar einen Zipfel des weißen Taschentuches hat er kokett aus der Brusttasche gezogen.

„Allens für Lene," denkt Dörten.

Jochen ist der einzige, der nur mit sich selbst beschäftigt ist.

„Verdammte Hitt hüt," schilt er und zieht seinen Rock aus.

„Und dorbi schallst noch Wind maken hüt Abend," lacht Hinnerk.

„Dat segg man. Ji hebbt denn Spaß und ik hev de Arbeit."

„So schallt ok wohl sin, Jochen. Sünst keem wohl sach keen Ball to stann."

* * *

Ein ganzer Leiterwagen voll Hinschendörfer hält vor dem Blauen Engel, als die Schönboekener ankommen. Fritz Blei klettert grade vom Wagen. Und Fiken Fehrs, die mit ihrem Rock hängen geblieben, kreischt laut auf, weil Emil Meincke — Emil mit'n Poll — sich einige Dummheiten erlaubt.

Noch drei Paare arbeiten sich vom Wagen herunter. Das ist ein Lärmen und Begrüßen. Sie kommen ja alle in der Absicht, einmal recht vergnügt zu sein. „Nu wüllt wie uns mal fix amuseern."

Und es ist wirklich ein Vergnügen, bei Peter Blinckmann zu tanzen. So einen Saal gibt es nicht wieder in der ganzen Umgegend. Bei Peter Moor in Hinschendorf tanzt es sich auch gut, und Johannsens Saal in Süsel ist berühmt wegen der Bilder, die Gustav Schau auf die Wände gemalt hat. Gustav Schau ist Süseler Kind und hat es vom Kuhjungen zum Kuhmaler gebracht, und die Süseler sind stolz auf Gustav Schau. Aber zum Tanzen ist Johannsens Saal ein bißchen zu klein. Da kann man sich im Blauen Engel bei Peter Blinckmann anders ins Zeug legen. Man kann den linken Arm in die Seite stemmen und den rechten gerade ausstrecken, wie eine Wagendeichsel, und hat doch noch Platz zum freien Herumschwenken, wenn man einen Puff hier und da nicht so genau nimmt.

Bunte Bilder sind freilich nicht im Blauen Engel. Die Wand ist in halber Höhe grau gestrichen, mit einem blauen Band, und die obere Hälfte und die Decke einfach geweißt. Aber Peter Blinckmann hält was auf seinen Saal. In jedem Frühjahr läßt er ihn hübsch auffrischen, so sieht er immer hell und freundlich aus. Und das soll ein Tanzsaal auch; er muß ordentlich lachen, wie die lustigen Mädchenaugen, die nach den Burschen ausschauen, und wie die übermütigen Burschenaugen, die die Tänzerinnen so aufmunternd anblitzen.

An der Rückwand von Peter Blinckmanns Saal läuft eine kurze Galerie hin, da sitzen die Musikanten und brauchen den Tanzenden nicht den Platz zu beengen. Da sitzt Jochen Schröder mit seinem Tuthorn, und Kristian Seidentopf mit seiner Klarinette, und der kleine dicke Karsten Krüß mit der Baßgeige. Er hat ein rotes Gesicht, über das er in jeder Pause ein paarmal mit einem blauen Taschentuch hinfährt, wobei er die Unterlippe breit vorschiebt und hörbar über sie hinbläst.

Der beste Mann da oben aber ist Willi Raspe. Der streicht die Geige. Und wie streicht er sie! Mit energischem Bogen hält er die ganze Gesellschaft da unten zusammen. Eins, zwei, drei, eins, zwei, drei. Eigentlich wäre das Karsten Krüß seine Sache gewesen. Schrumm dideldum, schrummdideldum. Aber Karsten Krüß, so gut er es macht, kann doch gegen Willi Raspe nicht aufkommen. „Der hat 'n Akzent in seinem Spiel, das ist einfach großartig," behauptet Peter Blinckmann.

Fritz Frahm warf freilich von Zeit zu Zeit einen verlegen lächelnden Blick nach der Galerie hinauf. Wenn Willi Raspe, kühnen Vertrauens gar zu voll, die Bestimmung der Tonhöhe dem Zufall überließ. Aber Fritz Frahm hatte unrecht, hier seinen städtischen Maßstab anzulegen.

Doch was fragt Fritz Frahm heute nach Recht und Unrecht. Er läßt den Grüngetupften durch den Saal hinter sich herwehen, wie die hellen Wimpeln eines leichten Kreuzers, der auf Kaperjagd ausgeht.

„Watt is dat för'n witten Botterlicker," hatte Fritz Blei gefragt. Und in der Tat, man konnte Fritz Frahm auch mit einem Schmetterling vergleichen, der von Blume zu Blume flog. Er hatte zuerst Dörten um einen Tanz gebeten, aber Dörten hatte ihn weggeschickt.

„Unbegreiflich! Was fällt der ein," dachte Fritz halb geknickt, halb empört.

Aber Dörten wartete auf Hinnerk. Wenn sie gleich mit dem dummen Bengel tanzte, würde Hinnerk sie vielleicht gar nicht holen, und seinetwegen ist sie hier. Aber Hinnerk tanzt zuerst mit Lene Staak, die ohne Johann Erikson da ist, und Dörten muß sich mit Joseph Kasch begnügen, mit „lütt Joseph", der bei jeder Schwenkung die linke Schulter so komisch in die Höhe zieht und immer „dwatsche Schnäcke" im Kopf hat.

Fritz Frahm aber hatte eine kleine niedliche Deern aus Rendsburg erwischt, eine Schwestertochter von Peter Blinckmann, die zu Besuch war. Die sagte gleich in ihrem schleswigschen Dialekt: „Das ist aber szu szön, daß Szie hier szind, hier tanzen szie alle szo anders."

Mit der tanzte er sich ein, und ihre Gunst gab ihm dann ein Ansehen bei Wine Gutschmann und Lise Menk. Unsere Erfolge im Leben hängen oft von den sonderbarsten Umständen ab.

„He is dor mank, as de Uhl mank de Kreien," dachte Jochen Schröder, schielte über sein Tuthorn hinweg in den Saal hinunter und blies gewaltig.

Tut tätä . . . tut tätä . . .
„He is so fin, de Katt kennt em nich."
Tut tätä . . . tut tätä . . .
„Wat he woll en utgeben deiht?"
Tut tätä . . . tuttärätätä . . .

* * *

Dörten wartete noch immer auf Hinnerk Schoster. Dieser und jener kam und tanzte mit ihr. Sie ließ sich durch den Saal schwenken und hatte kein Vergnügen daran. Sie hätte nun auch mit Fritz Frahm getanzt. Aber Fritz Frahm war nicht in Verlegenheit. Er hatte Auswahl zwischen Stadt und Land, zwischen Bildung und Natur. Wine Gutschmann war kein übles Mädchen und hatte leichte Füße. Und Stadt

Rendsburg ließ alle Fontänen der Koketterie gar lieblich spielen. Überall im Saal flatterte der Grüngetupfte.

Hinnerk Saß schien nur Augen für Lene Staak zu haben. Jetzt freilich hatte er sie grade zu Platz geführt, dienerte aber schon wieder vor Guste Prebrow.

Da kam Lene und warf sich neben Dörten auf den Stuhl.

„Deern, mi is all ganz düsig! Dat is ok sonn swüle Luft hier."

„Dat geit sach an," meinte Dörten kurz.

Lene wehte sich Kühlung zu.

„He hett jo noch gor nich mit die danzt, Deern. Dat is ja woll rein ut mit ji beiden," sagte sie kurzatmig, stoßweise.

Dörten mußte es löffelweise schlucken.

„Wat schall ut sin?" fragte sie giftig.

„Mit denn witten Votterlicker dor."

„De schall ok man wegblieven."

„Dor kümmt he all."

Richtig, Fritz Frahm kam quer durch den Saal.

„Nu schallst wat beleben," lachte Lene.

Einen Augenblick schien Fritz Frahm sich zu besinnen, aber Dörtens Blicke, in denen der Groll auf Lene noch funkelte, schreckten ihn ab. Schnell entschlossen machte er Lene eine seiner schönsten Verbeugungen.

„Gott bewohr mi," rief Lene. „Wenn't denn nich anners angeiht. Eenmal övern Barg."

Fritz aber warf Dörten einen Blick zu, der deutlich sagte: „Du hast es nicht anders gewollt."

Dörten war dem Weinen nahe. „Dat wär n' Niedertracht von Lene." Zum Glück kam Lütt Joseph.

„Magst mi lieden,
Kannst mi kriegen.
Wullt mi hebben?
Kannst man seggn."

Dörten versuchte zu lachen, aber es mißlang.

„Na, is din Pott entwei gahn?" fragte lütt Joseph. „Jümmer vegnögt Deern, de Tieden sünd slecht nog." Damit faßte er sie um die Taille.

Sie tanzten immer hinter Fritz und Lene her. Lene lachte sie über Fritzens Schulter an und schnitt Grimassen, die Dörten nicht verstand. Fritz Frahm aber fand Joseph Kasch komisch und stellte Vergleiche

zwischen Lene und Dörten an. Was hatte er nur an dem Mädchen so besonderes gefunden. Hier waren viele, die hübscher waren als sie; Wine Gutschmann entschieden. Und dann dieses Ballkostüm stand ihr so unvorteilhaft; wie konnte man sich nur so ausstaffieren. War das dieselbe Dörten? Was die Kleider doch machen. Aber durfte er sich dadurch beirren lassen? Diese Plünnen zog sie ja wieder aus, und dann würde sie wieder das frische, unverdorbene und unentstellte Naturkind sein, seine „Urkraft". Als Goethe Friderike Brion im städtischen Putz sah — —

„Sett di dahl, de Stohl kümmt gliek," sagte Lütt Joseph. Da saß Fritz Frahm auf dem Fußboden und Lene Staak schalt: „Seh di doch en beeten för, Emil."

„Wenn ji gegen uns anfuhrwarkt," war die Antwort.

„Wokeen hett fuhrwarkt? Ji hebbt fuhrwarkt!"

Lene konnte einen Streit ausfechten, sie war nicht bange.

Emil mit n' Poll warf wütende Blicke auf Fritz, der sich unter dem Gelächter der Umstehenden aus seiner demütigenden Lage erhob.

„Wenn he nich danzen kann, so denn mütt he hier nich kam'n."

„Junge, Junge! Peter Blinckmann sin Parkett is glatt."

„Bliev an de Ehr, denn fallst du nich von Böhn."

„Wo keen Kerl hinfallt, dor steiht ok keen wedder op."

Das gab eine volle Fuhre Spott für Fritz Frahm.

* * *

Hinnerk war nicht im Saal. Hinnerk stand draußen an der Tonbank und trank mit Ludolf Schütt ein Seidel Bier. Ludolf Schütt war auch in Hamburg gewesen.

„Donnerwetter. Dat is 'n anner Snack. Jn'n Apollosaal, nicht wahr, Hinnerk? Und de lütten Deerns! Junge, Junge! All so appetitlich."

Hinnerk gab das zu. „Und die Blumensäle, Ludolf.

> Denkst du der Zeit
> Wo wir noch jung waren?
> Jung noch waren,
> Du, mein' Marie?"

sang er.

„Magst dat nich, denn sluck dat dahl," sagte eine fette Stimme hinter ihm.

„Ei, süh da, Timm, büst ok hier?"

Timm setzte grade das kleine Spitzglas wieder auf die Tonbank.

„Holl di an Tun, de Himmel is hoch. Süh, Hinnak, wo geiht?"

„Jümmers op twee Been, Timm."

Da setzten sich Hinnerk und Timm und Ludolf Schütt an einen Tisch und bestellten eine Runde Bairisch. Drei Runden tranken sie. Timm Katterfeld bezahlte. Er hat es dazu. Er ist ein „Großer". Er hat einen schönen Hof mit einem gewaltigen Namen. Er ist der Timm Katterfeld aus Hinschendorf, der mit seinem Pastoren um die Kleekoppel prozessiert und den Prozeß gewonnen hat. Das hat ihm ein Ansehen gegeben. Drei Jahre hat der Prozeß gedauert. Ja, Timm Katterfeld läßt sich nicht an den Wagen kommen. Aber er ist deshalb beileibe nicht stolz. Das zeigte sich auch jetzt, als er mit Hinnerk Schoster und Ludolf Schütt an einem Tische saß. Sie hatten im selben Regiment gestanden, und die alte Kameradschaft hielt vor, wenn auch natürlich für gewöhnlich kein freundschaftlicher Umgang stattfand.

Jetzt hatte Ludolf Schütt den Mut, dem großen Timm „Revangsche" anzubieten. Timm Katterfeld aber wollte von „Revangsche" nichts wissen.

Dann wollte man es wenigstens „ausknobeln".

Gut.

Wohl fünf Minuten schüttelte Timm den Becher. Dann stülpte er ihn mit einem dröhnenden Schlag auf den Tisch, so daß die Würfel nebeneinander zu liegen kamen, ohne sich zu rühren.

„Sößtein!" rief Ludolf und griff nach dem Becher.

Ludolf Schütt hatte eine weiche Hand. Die Würfel rollten sanft auf den Tisch aus, legten sich sinnig einer neben dem anderen hin.

„Beeter watt, as gornix, seh de Wolf, da freet he 'n Mück," lachte Timm. Ludolf Schütt hatte nur dreizehn geworfen.

In diesem Augenblick kam Peter mit dem Bier. Er wischte umständlich die nassen Ringe vom Tisch, und Hinnerk saß dabei und ließ ungeduldig die Würfel im Becher tanzen. Er war noch dabei, als Dörten im Gastzimmer erschien. Sie suchte ihn und sah ihn voll Verwunderung mit dem großen Timm an einem Tisch sitzen. Da getraute sie sich nicht heran und wollte grade in einem Bogen um den Tisch herum, als Hinnerk zum Würfeln kam. Das rasselte und prasselte nur so, und ein Würfel sprang vom Tisch grade vor Dörtens Füße.

„Dat hett he rut!" spottete Timm Katterfeld.

Dörten bückte sich unwillkürlich, aber zwei, drei Hände kamen ihr zuvor.

Da gewahrte Hinnerk sie.

„Prost, Dörten," rief er und hob sein Seidel. Sie nickte ihm zu und ging hinaus. „Dörten!" rief er hinter ihr her. Aber sie hörte es nicht mehr.

Er schlug sich mit der Hand leicht aufs Knie, wie einer, der sich plötzlich einer Vergeßlichkeit besinnt. „Dat is aber doch gegen alln Anstand," dachte er. „Du hest jo noch gor nich mal mit er danzt." Aber als er sich nachher im Saal — Ludolf Schütt hatte übrigens die Runde verloren — nach ihr umsah, war sie nicht da. Da tanzte er mit Fiken Fehrs und gleich darauf noch mal mit Lene Staak.

Lene war nicht mehr in rosiger Laune. Johann Erikson hatte ihr doch fest versprochen zu kommen. Es war neun Uhr und der rothaarige Schwede war noch nicht da. Er hatte sie mit Punsch traktieren sollen. Sollte ihm das leid geworden sein? Er galt für ein wenig knickerig.

Lene hatte großen Durst. Mit Rücksicht auf den zu erwartenden Punsch hatte sie bisher nur Kaffee und Brause getrunken. Das „lapperige" Zeug mochte sie nun nicht mehr, und so bat sie Hinnerk, ihr ein Glas Bier zu holen.

* * *

Dörten war in den Garten hinausgegangen. Sie war jetzt ganz unglücklich. Hinnerk hatte mit dem großen Timm Katterfeld an einem Tisch gesessen. Was war das für ein Umgang für ihn. Nun würde er die Nase hochtragen. Er hatte ja immer oben hinausgewollt. Warum war er nicht wie die anderen zu Hof gegangen und Knecht geworden. Aber Hinnerk Saß mußte etwas Besonderes werden und mußte nach Hamburg und das Taschentuch aus der Tasche hängen lassen und Stehkragen und weiße Manschetten tragen.

Der Garten war halbdunkel. In den Lauben zischelte und tuschelte es. Da saßen glückliche Paare und genossen ihre Heimlichkeit. Sie erkannte Albert Schmidt und Guste Klamm. Die gingen schon seit Weihnacht miteinander und wollten noch diesen Herbst heiraten.

Hier fühlte Dörten sich doppelt ausgeschlossen. Sie warf einen Blick in den Saal zurück. Der lange Flügelbau griff weit in den Garten hinein. Sie sah durch ein halb geöffnetes Fenster, wie Hinnerk Lene Staak das verlangte Bier brachte. Sie lachten sich an. Hinnerk hielt

das Seidel hinter sich und schien erst einen Bringerlohn zu beanspruchen. Das trieb Dörten alles Blut zu Kopf. Aber Lene wehrte ab.

„Dat wär aber ok to groote Niedertracht wesen."

Dörten sah noch, wie sie Hinnerk zunickte. Sie haßte Lene in diesem Augenblick. Ein wehes Gefühl stieg in ihr auf. Sie war dem Weinen nahe. Um Lene bemühte er sich, sie aber ließ er links liegen.

Und selbst der dumme Bengel, der Frahm, der sie mit seiner Aufdringlichkeit zum Gespött für das ganze Dorf gemacht hatte, — hier verleugnete er sie und hielt es auch mit Lene.

Doch nein. Hier hatte sie selbst Schuld. Er hatte sie gleich zuerst aufgefordert. Aber sie hatte doch erst auf Hinnerk warten wollen. Hinnerk war schuld. Hinnerk ganz allein. Aber sie wollte es ihm zurückzahlen. Gerade mit dem dummen Bengel, dem albernen Tropf, möchte sie, ihm zum Trotz, jetzt tanzen. Sieh, so gleichgültig ist mir, was du darüber denkst und sagst. Siehst du? Jetzt tanze ich sogar mit ihm.

Aber der Frahm wird schon nicht wieder kommen.

„De hett sick düsse himmelblaue Pogg ut Rendsburg angelt. Datt' 's ok son fines Minsch. Dat is denn ok recht so. Dat paßt tosam. Vörnehm to vörnehm und gering to gering. So hett dat sin Ordnung. Und Hinnerk Schoster soll ok man von Timm Katterfeld laten. Wat will he mit de grooten Buuren verkehren."

Dörten wäre am liebsten nach Hause gegangen. Auf diesem Ball war keine Freude für sie zu holen. Aber sie scheute sich, den dunklen Weg allein zu gehen.

Es war schwül und gewitterig. Aber über den flüsternden und tuschelnden Lauben standen die Sterne. Aus dem Saal klang die Musik und das Schurren, Schleifen und Stampfen der Tanzenden durch die offenen Fenster in die Sommernacht hinaus. Was sollte sie alleine hier im Garten? Ob sie nicht doch besser wieder hineinginge? Es hieß aushalten, bis alle heimgingen, Hinnerk und Jochen Schröder und Fritz Frahm. Aber das konnte spät werden.

Sie trat unwillkürlich näher und sah wieder durch ein geschlossenes Fenster in den Saal hinein. Ihre Augen suchten Hinnerk, fanden ihn aber nicht. Der saß wohl wieder mit Timm Katterfeld zusammen und spielte den großen Herrn. Aber da war Lene! Sie tanzte jetzt mit Johann Erikson. So war der Schwede also doch gekommen. Beide sahen erhitzt aus. Lene lachte übers ganze Gesicht. Die konnte schon lachen. Der ging immer alles nach Wunsch. Und dabei war sie noch so herzlos und

boshaft und lachte über andere und verspottete sie. Nein, mit Lenen war sie von heute ab auch fertig. Alle, alle taugten nichts!

*　　　　*　　　　*

„Szie szollten mal nach Rendsburg kommen. Es szind szu szöne Bälle in der Harmonie."

Die kleine Rendsburgerin hatte offenbar Feuer gefangen.

Fritz Frahm fühlte sich, er war in Don Juan-Stimmung. Sollte er nach Hause gehen mit dem quälenden Zweifel, ob Dörten ihm wirklich nur aus Schamhaftigkeit einen Korb gegeben hatte? Lene Staak hatte nämlich zu ihm gesagt: „Tanzen Sie man mal fix mit ihr 'rum. Dörten is man bloß n' bißchen schenierlich. Das mit'n Korb hat sie nich so gemeint." War das nun Gutmütigkeit von Lene gewesen, oder Bosheit? Wollte sie nur ihren „Jux" haben?

Jetzt sah er Dörten von draußen durch das Fenster gucken, mit einem höchst unglücklichen Gesicht. Sofort war er bei ihr.

„Gott, watt hebb ick mi verfährt!"

„Das tut mir leid. Ich habe Sie überall gesucht, Fräulein."

„Se hebben mi söcht? Dat bünn ick jo all wenndt," sagte sie spitz,

„Warum sind Sie so unfreundlich? Einen Tanz können Sie mir doch gönnen?"

„Unfreundlich will ick nich wesen sin," sagte sie etwas verwirrt von diesem offenen Vorwurf. „Aber Se lopen mit ja jümmers na, und dat schickt sich nich. Dat mag ick nich lieden."

Da wurde nun er wieder verlegen. Sie hatte sich vom Fenster abgewandt und war in den dunkleren Garten zurückgetreten.

„Wollen Sie mir nicht einen Tanz schenken?" bat er, ihr folgend.

„Ick wull am leevsten na Huß," sagte sie.

„Einen Tanz, dann bringe ich Sie nach Hause."

„Um Gottes willen!" rief sie abwehrend. „Datt latens man blieben."

Aber sie wunderte sich doch, daß sie nicht mehr Zorn auf den Sprecher empfand. Seine Stimme zitterte vor Erregung. Seine gutmütigen Augen sahen sie bittend an. So hatte sich noch keiner um sie bemüht. Sie war verlegen, verwirrt. Wie sprach er doch schön und fließend und so zu Herzen gehend. Der Grüngetupfte hing ihm malerisch über die Schulter. Sie dachte an die Himmelblaue, was die wohl für Augen machen würde, wenn er nun auch mit ihr, mit Dörten, tanzte.

Fritz merkte, daß er das Spiel halb gewonnen hatte. Sie waren

immer etwas weiter in den Garten hineingeraten. Eine dunkle Laube in der Nähe lud zum Sitzen ein.

„Sie müssen mir nicht böse sein," schmeichelte er. „Aber warum sind Sie auch so hübsch."

Sie lachte leise auf, wie eine, die das besser wisse und auf Schmeicheleien nichts gebe. Aber es hatte ihr doch geschmeichelt.

Sie hatten sich beide gesetzt, halb mechanisch. Dörten dachte an Albert Schmidt und Guste Kamp.

„Ist dat 'n schwüle Luft hüt nacht."

„Ja, aber doch schön. Hier wenigstens in der Laube. Etwas [illegible] tut so wohl." Und er sprach von nordischen Sommernächten und den Zauber der Stille, und legte leise seinen Arm um ihren Leib. Sie nahm ihn weg und wollte aufstehen. Aber er zog sie wieder auf die Bank zurück. Und sie ließ es geschehen, und ließ auch seinen Arm um ihre Hüften. Ihr war mit einmal so wunderlich zu Sinn und sie atmete schwer.

Und in diesem Augenblick küßte er sie.

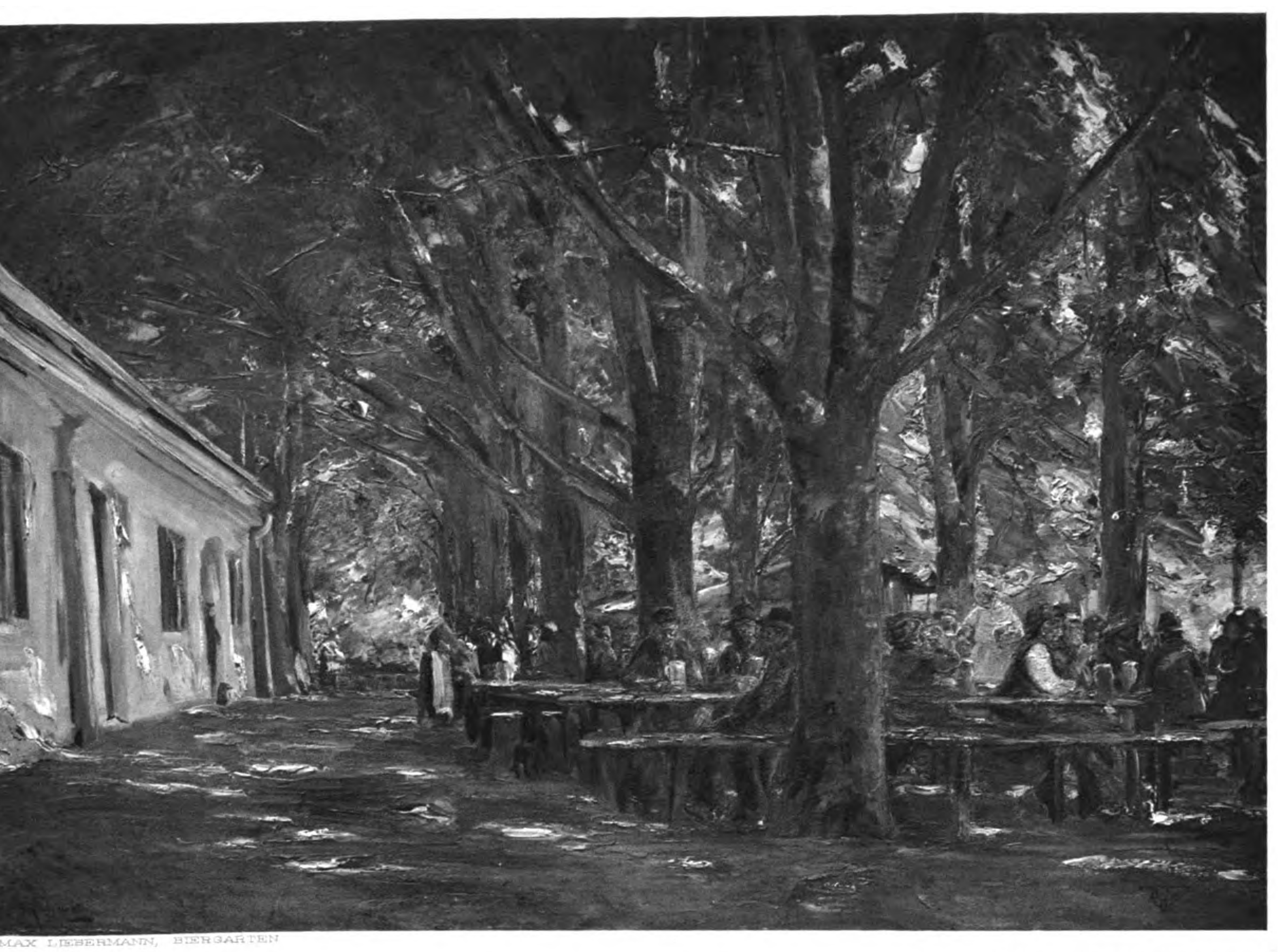
Dörten stieß einen leisen Schrei aus und wollte sich frei machen. Aber es gelang ihr nicht gleich und sie mußte einer Flut von Küssen standhalten, unter der ihr Widerstand erlahmte. Mit geschlossenen Augen, wie gelähmt saß sie da. War sie denn ganz willenlos? Dem leisesten Druck seiner Arme gab sie nach. Ach, es war ja nun auch alles gleich. Warum sollte sie sich nicht küssen lassen? Sie hatte sich ja so oft danach gesehnt, einmal ordentlich geküßt zu werden. Das war es also? Konnte es einem wirklich so gleich sein, ob man Hinnerk oder Lütt Joseph oder Albert Schmidt oder irgend einem anderen im Arm lag?

Törichte, überschwengliche Worte, die sie kaum verstand, klangen ihr in die Ohren.

Nachher, im Saal, überfiel sie eine heiße Scham. Sie tanzte mit Fritz Frahm einen lärmenden Galopp quer durch den Saal, glaubte Lene [illegible] spöttische Augen zu sehen und Hinnerks verwundertes Lachen. Hatte die Rendsburgerin nicht die Nase gerümpft? Sie saß grade unter der Galerie, ganz allein. Und da tanzte Lütt Joseph mit Fiken [illegible]

„Magst mi lieden,
Kannst mi kriegen.
Wullt mi hebben?
Kannst man seggn."

* *



MAX LIEBERMANN, BIERGARTEN

SÜD
Heft 373
Jahrgang
1908

Max Liebermann:
Biergarten.
Text von Gabriele Reuter

Dörten war verschwunden. Fritz suchte sie vergeblich im Saal und im Garten.

„Wen szuchen Szie denn szo eifrig?" fragte die kleine Rendsburgerin, die mit ihrem Onkel Blinckmann vor der Tür stand.

Im Gastzimmer lärmte noch die fette Stimme des großen Timm, und hämmernde Schläge auf den Tisch und der Klang rollender Münzen ließen erkennen, daß drinnen Karten gespielt wurde.

„Peter, noch 'n Schampus!" krähte eine heisere Stimme.

Ein paar junge Leute gingen grade singend um die Hausecke:

O meine liebe Lene, liebe Lene, liebe Lene,
O meine liebe Lene, wie schön ist die Lieb!

Als er Dörten nirgends fand, vermutete er sie auf dem Heimweg und ging ihr nach. Er konnte sie doch nicht alleine in der Nacht nach Schönboeken gehen lassen.

Er hatte beim Kommen nicht auf den Weg geachtet. Als er eben das Dorf hinter sich hatte, überfiel ihn der Zweifel, ob er auch recht ginge. Alles sah so fremd aus, in diesem nächtlichen Zwielicht. Die Sterne standen zwar am Himmel, aber was wollte ihr Leuchten besagen. Im Westen war der Horizont rabenschwarz. Da stand noch immer das Wetter.

Er kam an eine alte Eiche, die er wieder erkannte. Sie steht rechts vom Wege in der Ecke von Peter Prebrows Kuhkoppel. Kurz und vierschrötig ist sie, von wunderlicher Gestalt, oben ganz kahl. Wer sie einmal gesehen hat, vergißt sie nicht wieder.

Er war also auf dem rechten Weg, da mußte er sie bald einholen. Lange konnte sie noch nicht vorweg sein.

Etwas raschelte über den Weg, von Knick zu Knick. Etwas Dunkles, Langes. Eine wildernde Katze? Ein Wiesel?

Bang bün ich nich, aber ganz gefährlich lopen kann ick, seggt Krischan Bumann.

Fritz war nicht tapferer als Krischan Bumann. Natürlich lief er nicht, aber der Gedanke, daß sie zu zweien sein würden, wenn er Dörte erst eingeholt, hatte doch etwas Tröstliches für ihn. Er pfiff leise vor sich hin. Und sah alle Augenblicke nach der dunklen Wolkenwand.

Ist das eine schwüle Nacht! Ihm ist wirklich ganz beklommen. Diese hohen Redder sind doch auch eigentlich recht unpraktisch. Man ist ganz eingeschlossen und kann nicht mal um sich blicken. Wie leicht kann einem etwas passieren, und kein Mensch wird es gewahr. Eigentlich war

es ja wohl ganz unmöglich, daß Dörte hier allein in der Nacht diesen Weg ging. Am Ende tanzte sie jetzt mit Hinnerk Saß, und er lief hier klopfenden Herzens durch diese unheimlichen Redder. Aber nein, da saß sie wirklich auf einem Stein am Wege. Eine dunkle Gestalt, die er zuerst kaum erkannte. Als er heran kam, stand sie auf und sagte mit hörbarer Erleichterung, aber nicht ohne Verstellung: „Wülln Se ok all na Huus?"

„Ich kann Sie doch nicht allein gehen lassen. Mitten in der Nacht. Und das Gewitter kann auch jeden Augenblick kommen."

Sie sah nach dem Wetter.

„Dat kümmt sach noch nich. Aber bannig düster is dat hüt nacht."

„Sind Sie bange?"

Er fühlte sich sicher in ihrem Schutz und stellte seine Fragen in lautem und überlegenem Ton.

„Bang? Ne, wat schall ick woll bang sin. Aber unheimlich ist dat doch."

Aber sie war doch bange, richtig bange. Ihr war die Totenkuhle plötzlich eingefallen, Stine Asmussens arme Seele sollte ja manchmal umgehen. Ganz gräsig war ihr mit einemmal geworden. Wäre sie doch nur im Blauen Engel geblieben. Nun tanzte gewiß Hinnerk Saß mit Lene, und sie mußte hier allein an der Au vorbei.

De Dodenkuhl!

Dörten war froh, daß Fritz jetzt bei ihr war. Vor drei Tagen hatte sie ihn noch in die Au stoßen wollen. Sie hätt's ja natürlich nicht getan, aber eine ordentliche Wut hatte sie doch auf ihn gehabt. Und nun ging sie hier mit ihm allein zwischen den dunklen Reddern und freute sich, daß er bei ihr war.

„Dat 's 'n ganz wunnerliche Welt. Dat kümmt ganz sonnerbor männigmal. Dor schall man doch denken, dat kunn gor nich angahn. Mit rechten Dingen nich."

So dachte Dörten und sah ihren Begleiter ab und zu von der Seite an.

„Ne, ne, so'n Tostand. He hett mi ja woll ordnlich küßt, hett mi ordntlich affküßt."

Wieder geht ein Blick nach der Seite.

„Du müst di doch woll rein schamen, — die brennt ja noch de Backen — dat wär ja, als wenn so'n uthungert Hunn in de Wußkamer —"

„Dor is se!" unterbrach sie laut ihren Gedankengang.

Ja, da war sie, die schauerumwobene Totenkuhle. Ganz reglos schien sie dazuliegen, sah unheimlich genug aus in der Dunkelheit. Die Weiden waren wie lauter schwarze Gestalten. Ein leises, dumpfes Rauschen klang zum Weg hinauf.

„Mi ist ganz gräsig to Moot."

„Aber wieso? Fürchten Sie sich?"

Es war, als lief ein leiser Wind über das Wasser. Fritz warf einen hastigen Blick über die Schulter. Eine unheimliche Gegend war es doch.

„Vadder hett se ok nok sehn," flüsterte Dörten.

Er lachte gezwungen.

„An so etwas glaubt man doch nicht."

Dörten hatte zwar die lebendige Stina Asmussen gemeint.

„Ne, glöben schall man so wat je nich, aber seggn dot de Lüe dat jo."

„Es gibt keine Gespenster," sagte er bestimmt.

Sie hatten die Totenkuhle hinter sich.

„De givt dat ok woll nich," sagte sie zweifelnd, „aber min Mooder er Süster hett doch mal 'n Mann sehn, de all Johrn vorher storben wär."

Ein erstes Wetterleuchten löste sich vom schwarzen Horizont und warf ein schnell verlöschendes bleiches Licht auf Weg und Aue und zwei erschreckte Gesichter.

Fritz, das unheimliche Loch erst im Rücken, war schnell gehobener Stimmung. Er tastete nach Dörtens Hand, die ihm aber entzogen wurde.

„Wie herrlich ist doch so ein Nachtgang. Die stillatmende Natur. Der Friede rings. Dieses Aufblitzen des Wetters, als ob sich plötzlich das leuchtende Auge des Himmels auftäte."

Aber Dörtens Gedanken waren jetzt bei Hinnerk. Eine Wegbiegung noch, dann waren sie bei der Schusterkate. Und jetzt — das war schon die Dornenhecke. Da stand der kleine krumme Apfelbaum. Wie possierlich der im Dunkeln aussah! Und da war die Stelle, wo Hinnerk übern Zaun gefragt hatte: Na, Dörten, wonehr is Hochtied?

Das war vor vier Tagen gewesen. Und nun ging sie hier in der Nacht mit dem dummen Bengel allein, hatte mit ihm getanzt, hatte sich von ihm küssen lassen! Was war das? Wie kam das alles? Dörten wußte keine Antwort. Ihr war das alles wie ein Traum. Verworrenen, befangenen Gemütes ging sie neben ihm her. Da versuchte er noch einmal, ihre Hand zu fassen.

„Ne, ne!" sagte sie breit und abwehrend, schob die Hand hinter den Rücken und ging einen Schritt zur Seite.

Vor ihrer Tür bat er sie um einen Kuß.

„Ne, ne!"

Er legte den Arm um sie. Das war natürlich wieder ihre dumme „Schenirlichkeit", die sie den Kuß verweigern ließ. Aber sie stieß ihn zurück, daß er beinahe zum zweiten Male an diesem Abend unfreiwillig zum Niedersitzen gekommen wäre. Sie schloß schnell die Tür, und er stand allein in den ersten, schwer herabfallenden Regentropfen.

* * *

Das Wetter, das so lange im Westen gezögert hatte, war dann schnell heraufgekommen und hatte sich mit großer Gewalt entladen. Wasserfluten rauschten vom Himmel, als sollten die paar Katen von Schönboeken vom Erdboden weggewaschen werden.

So schlimm ist es nun aber nicht geworden. Schönboeken steht heute noch. Die Sünden seiner Bewohner waren damals auch nicht so groß, daß sie ein solches Strafgericht verdient hätten. Wie es heute damit steht, bleibt dahingestellt.

Also Schönboeken stand noch, als am Morgen seine wenigen, übernächtigen Kätner vor die Tür traten, um sich den Schaden zu besehen. Bis vier Uhr hatte das Unwetter gewütet, dann erst hatte man sich einem kurzen Morgenschlaf hingeben können. Jochen Schröder schnarchte noch, als alle anderen schon längst auf den Beinen waren und sich ihr Leid klagten.

Zwischen Jochens Haus und der Plückhahn-Kate hatte ein zerstörender Strom des Gewitterregens das Geranienbeet verwüstet. Die Pforte nach der Plückhahnschen Bleiche überspült — ein Geschlämm von Sand und Kies zeigt noch das Strombett an — und drüben zwischen Bleiche und Ziegenstall einen kleinen See gebildet, auf dem jetzt Kohlblätter, Holzscheite und ein paar Eierschalen umherschwammen.

Bis in den Ziegenstall stand das Wasser, und Dörten war mit Schaufel und Besen dabei, den Stall zu reinigen, als Fritz Frahm, seine Toilette beendend, mit einem ersten Blick durch die Gardine lugte.

Jetzt steht er bei ihr und bietet seine Hilfe an. Aber Dörten ist übelgelaunt. Daran ist nicht allein das Unwetter dieser Nacht und die Überschwemmung des Ziegenstalles schuld. Sie wird dunkelrot, als sie Fritz Frahm sieht, und wünscht ihn weit weg.

Er aber freut sich, sie wach und rüstig zu sehen. Er hat böse Träume gehabt. Von Stine Asmussen, die dann Dörten Plückhahn war, und ihn triefend von Schlamm von sich stieß: „Lat mi! rög mi nich an, ick möt hier ümgahn." Und er hatte große Angst ausgestanden, wie unter dem Gewissensdruck begangenen Mordes.

Und jetzt erhebt sich Jochen Schröder von seinem Lager, reckt sich und sieht mit einem Male verstört um sich.

„Dunner, wat 'n Nacht! Herrgott, schallt wohr sin?"

Und jetzt wissen sie es alle, Fritz Frahm und Dörten und die beiden alten Frauen, was wahr sein soll. Nein, was wahr ist. Jochen hat's mit eigenen Augen gesehen.

Dörten steht leichenblaß an der Tür des Ziegenstalles, den Besen in der Hand. „Wo kant angahn, wo kant bloß angahn!" murmelt sie tonlos vor sich hin.

„Ist's denn gefährlich?" fragte Fritz Frahm.

Jochen zuckt die Achseln.

„Dat schall sick ja utwiesen. He föll lingerlang dahl und Hinnerk stunn da, mit'n Meß in de Hand, und keek uns an, as wüß he nich, wo dat togahn wär."

Und während Jochen die ganze Geschichte noch einmal ausführlich erzählt, ist Dörten mit einemmal verschwunden.

„Hinnerk . . . o, du leeve Gott . . . Ne, ne, ne . . ."

So verstört vor sich hinjammernd, war sie nach der Schusterkate gelaufen. Aber Trina Meesch sagte: „Hinnerk slöpt noch. He is de ganze Nach opwesen. Dat ol asige Weder wär ok to dull. He slöppt wohl bit Merdag to."

Wußte Trina nichts von der schrecklichen Geschichte? Oder war alles nicht wahr? Jochen kam gewöhnlich mit einem kleinen Brand vom Tanzboden nach Hause. Vielleicht waren das alles nur Träume, Phantasien, die die unaufhörlich niederzuckenden Blitze und der knatternde Donner bei dem im Rausch fortdusselnden Jochen ausgelöst hatten.

Aber Dörten war doch so voller Angst. Sie mußte sich aussprechen, mußte Trina Meesch fragen.

„Barmherziger Gott," rief die Alte und schlug ihre knochigen Hände zusammen. „Schweden Johann? Is he dood?"

Sie standen vor Hinnerks Kammer und horchten. Sie hörten laute unregelmäßige Atemzüge, vom tiefen Schnarchen unterbrochen.

„Hebbt se Striet hatt?“ fragte Trina Meesch flüsternd, mit zitternder Stimme.

„Dat hebbt se woll, Trina — O ne, o ne . . .“

Dörten brach in leises Weinen aus. Die Alte sah sie groß und argwöhnisch an.

Inzwischen ging die Schreckensgeschichte schon von Mund zu Mund, und Jörn Kleesaat sagte: „Dat is 'n Fall, dat is 'n asigen Fall.“

„Wenn he man wedder opkümmt! He hett en origen Stich weg, grad in de Bost. Se hebbt sik ja woll um de Deern vertörnt.“

Das sagte Harm Lüders, der Briefträger, der Jörn einen Brief aus Kiel gebracht hatte und grade in Boek gewesen war.

„Wat förn Deern?“ fragte Jörn.

„Lene Staak schallt ja wohl wesen sin.“

Jörn wiegte halb bedauernd und halb mißbilligend den Kopf.

„Jümmers de verdammten Frunslüe.“

„Se schall ja all lang op en anner eifersüchtig wesen sin,“ sagte Harm Lüders. „Und son Deern is ja ok nich vörsichtig, und lett sik mit all beid in.“

„Hett se dat dahn?“

„Ick bünn nich biewesen,“ lachte Harm Lüders.

Aber es ist eine alte Sache, wer nicht dabei gewesen ist, weiß immer am meisten. Und ist es nun gar ein Landbriefträger und heißt Harm Lüders, dann hat Frau Fama leichte Arbeit. Nicht daß Harm Lüders besonders schwatzhaft gewesen wäre. Im Gegenteil, er war sich bewußt, als Beamter eine gewisse Pflicht zum Bewahren von Geheimnissen zu haben. Aber gerade deshalb drückte er sich immer so vorsichtig und verklauseliert aus, daß man sich alles mögliche und unmögliche dabei denken konnte.

„Dat sünd so Mutmaßungen. Die Lüe redt sick ja geern allerlei torecht. Ick will nix seggt hebbn.“

Trotzdem ging von ihm der Vers herum:

Harm, makt Larm,
De Kuckuck will starb'n,
De Hahn will legg'n,
„Dat dröff ick nich seggn.“

Natürlich verhielt sich auch hier die Geschichte wieder anders, als sie jetzt von Mund zu Mund ging. Es war ein einfacher Streit gewesen, zwischen Hinnerk und Johann Erikson, angefangen mit einer Neckerei.

Das Wort „Kaffer" war auch gefallen. Aber Johann Erikson war schon mit erhitztem Blut in den Blauen Engel gekommen, und Hinnerk Saß war von Timm Katterfelds Champagner auch sehr obenauf gewesen, der Mann mit den weißen Manschetten und der vornehmen Freundschaft, der einen einfachen Knecht schon mal hänseln durfte. Lene Staak war ganz unschuldig daran. Denn daß sie sich nachher von dem angetrunkenen Schweden dem haltungsvollen Hinnerk Schoster mit dem Stehkragen zuwandte, kann man ihr nicht als Schuld anrechnen. Freilich, ihren Schwedenpunsch hatte sie weg, und Johann Erikson mochte es ihr als Undankbarkeit auslegen.

Wer weiß, was alles in Johann Erikson grollte und kochte, ob es nur der Alkoholteufel war, der ihn plötzlich wie sinnlos auf Hinnerk eindringen ließ, so daß es im Handumdrehen zur Schlägerei kam. Und da — Ludolf Schütt hatte es gesehen und Joseph Katsch und Willi Suhr und deren Mädchen, Wine Gutschmann und Therese Wiese und wie sie alle hießen, eine ganze Masse Zeugen waren da, die alle beschwören konnten, daß Johann Erikson zuerst das Messer gezogen hatte.

„Weg mit din Meß!" hatte Hinnerk noch gerufen und war ein paar Schritte vor dem blind auf ihn Eindringenden zurückgewichen. Und auf einmal fiel Johann mit einem lauten Schrei hin. So war es gewesen. Hinnerk hatte in Notwehr gehandelt.

Und grade als Johann Erikson auf der Erde lag, und Hinnerk verstört und leichenblaß vor ihm stand, das offene Messer in der Hand, da war auf einmal das Unwetter draußen losgebrochen. Ganz unheimliche Blitze zuckten vom schwarzen Himmel herunter, und der Donner knatterte wie Geschützfeuer, und der Regen prasselte herab und säuberte die Lauben draußen von den letzten Liebespaaren, die nun ganz verstört aus dem Aufruhr draußen in die Verwirrung drinnen hinein gerieten.

Ja, das war ein böser Freudenschluß gewesen! Und Peter Blinckmann war außer sich. So etwas mußte im Blauen Engel passieren! Nie war eine Schlägerei bei ihm vorgekommen. Alles war immer in Frieden verlaufen. Und am nächsten Mittwoch sollte in demselben Saal eine Pastorenkonferenz stattfinden. Der Herr Superintendent traf schon morgen ein und wollte im Pastorat Wohnung nehmen.

Der blaue Engel von Rendsburg aber hatte Schreikrämpfe bekommen.

* * *

Ein dumpfer Druck lag auf ganz Schönboeken. Johann Erikson lag schwer darnieder, und Hinnerk hatte sich vor Gericht zu verantworten. Der Gendarm hatte ihn in Max Prebrows Wagen abgeholt.

Dörten melkte an diesem Morgen Jörn Kleesaats Kühe, schweren Herzens und ungeschickt, so daß sie die braven Tiere unruhig machte. „Bunte Liese" brüllte und stieß den halbvollen Eimer um, und „Swatte Dübel" wollte durchaus nicht stillstehen; Dörten mußte wiederholt mit ihrem Hüker nachrücken.

„Dat is 'n Fall! Dat is 'n asigen Fall," hatte Jörn gesagt. „Da kann he noch mit vör de Gerichten kam'n."

Dörten wollte das Herz stillstehen bei dem Gedanken.

„Wenn se em insteckt, gah ick in de Au. He kümmt ja nich wedder rut. De Mörders ward ja hinricht. — Leeve Gott, lat Johann wedder beeter warrn, lat em nich starben. Hinnerk kunn ja ganz gewiß ni dafför."

So betete Dörten in ihrer Angst auf Jörn Kleesaats Koppel, den Milcheimer zwischen den Knien. Verwundert sah „Bleß" sich nach ihr um: Warum läßt du mich warten? Mit ihrem hübschen braunen Schwanz schlug sie sich indes die Fliegen von dem blanken Rücken. —

Als Dörten mit den vollen Eimern von Jörns Koppel kam — so schwer hatte die Tracht sie nie gedrückt — kam ihr Max Prebrows Wagen entgegen. Max Prebrow fuhr selbst. Hinten auf dem Stuhl aber saß Hinnerk Saß und neben ihm Friech Witt, der Gendarm.

Da fingen Dörtens Arme an zu zittern, daß die Tragketten die vollen Eimer hin und her rissen und von der Milch verschütteten. Sie mußte die Eimer niedersetzen. Die Tracht sank ihr von den Schultern und fiel klirrend hinter sie.

Der Wagen rollte schnell vorüber. Hinnerk sah blaß, aber ruhig aus. Mit einem kurzen, ausdruckslosen Blick streifte er sie. Ob er sie gar nicht erkannte?

„Hinnerk, min Hinnerk!" schrie Dörten und lief dem Wagen ein paar Schritte nach.

Friech Witt und Max Prebrow drehten sich beide um, aber Hinnerk rührte sich nicht.

Schluchzend stand Dörten bei den Milcheimern, die Hände vors Gesicht geschlagen. Und dann sank sie in die Knie, legte den Kopf auf einen Eimer und weinte sich aus.

„Dat is nu de Straf davör, dat du di hest von em küssen laten,

dat du mit em danzt hest — und büst Hinnerk nich tru bleven . . . und büst na Huus lopen . . . Wärst doch man dor bleven. Dat harr ja all nich passeeren kunt . . ."

So quälte sie sich und machte sich Vorwürfe, und aus ihrer großen Qual wuchs der alte Haß auf Fritz Frahm wieder geil und steil auf. Ein blinder Zorn kochte in ihr. Davon sprach der kräftige Ruck, mit dem sie zuletzt ihre Tracht wieder aufnahm, und die heftigen Schritte, mit denen sie vorwärts strebte, so rasch die vollen Eimer es zugaben.

Aber welcher Teufel führt jetzt Fritz Frahm daher? Tiefsinnig sieht er vor sich nieder, schlendert mal rechts, mal links an den Weg ran, rupft einen Halmen, eine Blume, greift blind über sich ins Redderbuschwerk und zerrt und reißt an Nuß- und Buchenlaub. Liegen ihm die Geschehnisse dieser Tage auch so schwer im Gemüt? Sind seine Gedanken bei Hinnerk Schoster, oder bei Dörten Plückhahn? Aber nein, er hat einen Brief in der Hand. Das wird es sein. Er trägt ihn offen in der Hand. Und er hebt ihn jetzt in Augenhöhe, und seine Blicke wollen ihn noch einmal überfliegen, als sie auf Dörten fallen. Fritz Frahm läßt die Hand mit dem Brief sinken und macht große Augen, überraschte Augen. Aber ein Funke von Freude leuchtet darin auf. Gedämpfte Freude. Denn wer hat jetzt in Schönboeken zur lauten Freude den Mut?

Und Dörten kommt näher, wirft einen bösen Blick auf Fritz Frahm und geht vorüber. Er hat schon einmal nach dem Ballerlebnis einen solchen Blick bekommen. Hat er nicht Anrecht, besiegeltes Anrecht, auf freundlichere Augen? Hat sie nicht in seinen Armen, an seiner Brust gelegen? Hat sie nicht seine Küsse geduldet? Und hat er sie nicht durch dunkle Nacht einen gefahrvollen Weg treu und sicher nach Hause geleitet?

So geht er über den Weg an sie heran.

Eine kürzere und sonderbarere Unterhaltung hat er nachher nie wieder mit einem Mädchen geführt.

„Watt wull'n Se von mi?" knurrte Dörten; jeder Ton zitterte vor innerer Erregung.

„Na nu?" Sein Erstaunen war ehrlich und begreiflich.

„Du Snüffelinski! Du — du! — Du wullt hier wedder herum spionieren? — 'n anständig Mädchen in Verruf bringen . . . Du — du! Wo keen is Schuld an allens? . . . O, du niederträchtige Kujon, du!"

Halb kreischend, halb schluchzend hagelten diese Worte auf den Erblassenden und ganz Verblüfften nieder. Und jedes Wort begleitete ein

Stoß ihrer geballten Faust, und zuletzt trommelte sie wie sinnlos auf den Ärmsten los.

„Aber ich bitte — aber — was soll denn das? Ich verbitte mir das — und zwar ganz energisch! — Sind Sie verrückt geworden?"

Er konnte kaum zu Wort kommen und wich Schritt vor Schritt vor ihren blinden Fäusten zurück.

„Ut'n Dörp mit di! Ut'n Dörp schalltst du," schrie Dörten, während ihr die Tränen über die erhitzten Backen liefen.

Bang bün ich nich, aber ganz gefährlich lopen kann ich, seggt Krischan Bumann.

Immer schneller retirierte Fritz. Es blieb ihm nichts anderes übrig. Hier waltete die blindentfesselte Urkraft.

Dörten schüttelte beide Fäuste hinter ihm her. Schweratmend stand sie und sah ihm mit funkelnden Augen nach.

„Dat hett mi Luft geben . . . dat harr kam'n müßt. Nun ward mi wedder woll. So'n Kasper, so'n elendigen . . . De wull mi wat vör-snacken?"

Sie spuckte aus und scheuerte heftig mit dem Arm über die heißen Lippen, als könnte da noch irgend ein vergessener Kuß von dem unglücklichen Liebhaber hängen geblieben sein. Ganz rein sollten ihre Lippen sein von diesen demütigenden Berührungen.

Bei jedem Schritt klirrten die Deckel auf den Milcheimern, so erregt blieb sie, und sie mußte dreimal die Tracht absetzen und tief Atem holen und warf böse Blicke nach den Eimern, als ob sie schuld wären, daß sie ihr heute so viel schwerer wurden als sonst. Und Bleß, die dummerhaftige Kreatur, hatte doch obendrein noch einen halben Eimer voll verschüttet.

* * *

Als Kassen Klüth später mal über die Boeker Grenzkoppel ging, ohne „Kaffeebraune", denn auf dem Felde trug sich Kassen Klüth wie jeder richtige Verwalter: große Krempers und kurze Joppe, wozu diesmal noch die kurze Pfeife mit dem gemalten Hundekopf kam — als Kassen Klüth so längs den Knickwall mit seinen langen Beinen durch die Furchten stakte, sah er etwas Weißes im Busch hängen, das da so sonderbar hing, daß es ihn reizte, es herunterzuholen. Es war ein Brief, beschmutzt von Staub und Fliegen, aber sonst wohlerhalten. Schöne, schlanke Schriftzüge, und ein feines Monogramm in der linken Ecke. Kassen

Klüth war nicht neugierig, dazu hatte er als herrschaftlicher Gutsverwalter den Kopf viel zu voll von wichtigen Dingen. Aber so etwas liest man denn doch, überfliegt es wenigstens mit einem raschen Blick. Und man fängt noch mal von vorne an und liest es ganz, wenn es ein Brief ist wie dieser.

„Lieber Fritz!

Mit ‚wässerndem Neid' lese ich von dem herrlichen Fund, den Du Glücklicher in Deiner ländlichen Abgeschiedenheit gemacht hast. Das muß ja eine Königin an Wuchs und Haltung sein nach Deiner Schilderung. Ja, unsere armseligen Stadtschönen mit den mageren Gliedern. Natur! Rasse! das sage ich auch immer. Und diese ‚Urkraft' bist Du willens, Dir zu zähmen, und bist auf dem besten Weg dazu? Beneidenswerter Jüngling, dem die Götter ein solches Weib in den Schoß werfen.

Daß Du diese Perle der ländlichen Flur zur Heldin einer Idylle machst, war mir interessant zu lesen. Aber Hexameter? Ich warne Dich. Man liebt sie nicht, und sie sind schwer. Aber Du mußt es wissen. Möge Dir ein Seitenstück zu ‚Hermann und Dorothea' gelingen.

Halte mich auf dem Laufenden, wie sich dieses bukolische Gedicht realiter weiter entwickelt, und gedenke beim ersten Kuß auf die Lippen Deiner Dorfprinzessin Deines vor Neid berstenden

Willi Schmidt."

Kassen Klüth, als er den Brief gelesen hatte, drehte ihn ein paarmal um, schüttelte den Kopf und lachte. Er sah nach dem Datum. Der Brief hatte sich vielleicht schon vierzehn Tage hier auf den Feldern herumgetrieben. Kassen Klüth dachte an allerlei Leute seiner Bekanntschaft, die ihn wohl hätten verloren haben können. Da war der junge Lehrer in Süsel und die beiden jungen Hilfsprediger, die mit auf der Pastorenkonferenz in Möhlenbeck gewesen waren; der eine sah verdammt weltlich aus, und zum Cölibat waren sie ja beide nicht verpflichtet. Und dann waren die Forstgehilfen in Hinschenberg da, und Heinrich Ahrens mit der besseren Gymnasialbildung, der neue Schreiber auf Rohrhagen. An alle diese dachte Kassen Klüth, aber an Fritz Frahm dachte er nicht, denn von dem wußte er nichts. So hat er heute noch Heinrich Ahrens im Verdacht, wenn er sich zufällig mal dieses Briefes entsinnt, was natürlich selten genug vorkommt.

Kassen Klüth zerriß den Brief, ballte die Fetzen zusammen und warf sie in den nächsten Graben; da wachsen nun Nesseln darüber.

Der ihn aber empfangen hatte, richtig von Harm Lüders zugestellt, weilte nie mehr in dieser Gegend. Der urkräftigen Aufforderung, Schönboeken den Rücken zu kehren, war er im Zorn und Scham nachgekommen,

noch bevor Jochen und irgend ein anderer der Eingesessenen aus Dörtens Mund den eigentlichen Grund seiner schnellen Abreise erfahren konnten. Jener Brief mußte als Vorwand dienen: Wichtige Nachrichten, die ihn sofort abriefen.

„Wüllt Se nich adschüs seggn?" hatte Jochen gefragt, und mit der Pfeife nach der Plückhahn-Kate gezeigt. „Ick glöv, de Deern is to Huus."

„Nein, nein, grüßen Sie nur."

Das war ihm schmerzlich schwer geworden, dieser Gruß an Dörten, aber Jochen wurde doch durch diesen Auftrag hinters Licht geführt. Doch Jochen machte sich schon seine Gedanken. Daß sie sich nicht ganz auf falscher Fährte bewegten, erfuhr er dann so gut, wie alle andern. In der ganzen Gegend — ein Halbkreis von Jochens langem Arm beschrieben — breitete sich die Kunde von Dörtens Tat aus. Harm Lüders nahm diese Geschichte mit in sein Repertoire auf. Fritz Frahm hat sich nie in dieser Gegend wieder sehen lassen. Hinnerk Saß aber kam nach kurzer Untersuchungshaft wieder frei. Sie konnten alle bezeugen, daß er in Notwehr gehandelt hatte. Selbst Lene Staak sagte für ihn aus.

Waren es die Augen, mit denen Dörten den zurückkehrenden Hinnerk empfing, oder war es der Schrei, den sie Max Prebrows Wagen nachgeschickt hatte, und der ihm bis in die Stille der Untersuchungshaft nachgeklungen: Hinnerk, min Hinnerk? Oder hatte Trina Meesch ihm von Dörtens Tränen erzählt? Oder hatte ihre Heldentat an den Kasper, den elendigen, sie so in seinen Augen gehoben, daß er sie zur Frau begehrte?

Genug, die erste Hochzeit, an der der inzwischen wieder hergestellte und durch Lenens Vermittlung versöhnte Johann Erikson wieder teilnahm — er ist übrigens nachher auf dem Hof geblieben, wobei Lene auch ihre Finger im Spiel gehabt haben soll — diese erste Hochzeit war die von Dörten und Hinnerk.

Und es war am Tag nach dieser Hochzeit, da saß Dörten auf Hinnerks Schoß — orig wat swor is se, — und ließ sich von ihm küssen und küßte ihn wieder.

„Wat is man doch dat Gröttst? Dörten?" fragte er mit einem Schelmengesicht.

„Din Blindheit, Hinnerk."

„Na, wunnern deit mi ok, wo ick di so lang översehn kunn. Aber wo keen kann op jede Kleinigkeit acht geben."

Ricarda Huch:
Merkwürdige Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento.

I.

Silvio Pellico.

Vergleicht man die Flüchtigkeit des Lebens mit der Dauer von Kunstwerken, so kann es scheinen, als wäre jenes nur dagewesen, um diese hervorzubringen, und man denkt wohl mit Wehmut und Erstaunen, wie viele Tage voll Sehnsucht, Schmerz und Kampf, abgerissene Rosen, es brauchte, bis das Schöne, ein Tropfen duftenden Öles entstand. Zwei Juwelen erzeugte das 64 jährige, mühsame Leben Silvio Pellicos: das Drama Francesca da Rimini und das Erinnerungsbuch: Meine Gefängnisse; das erste die Essenz der sich öffnenden Blüte, der höchst gesteigerten Jugendempfindungen, das andere aus Kampf und Entsagung gepreßt, gleichsam der letzte Atemzug einer zarten, doch tapferen Seele, die, nachdem sie das Schicksal überwunden hat, unterliegt. Zur Zeit ihres Erscheinens wurden die Gefängnisse auch in Deutschland viel gelesen und unter Tränen bewundert; jetzt sind die unglücklichen Vorkämpfer des fertigen Italien vergessen, höchstens daß noch Schüler des Italienischen an der leichten und reizenden Sprache dieses Buches ihre ersten Leseversuche machen.

Das Tatsächliche im Leben Pellicos ist merkwürdig genug, um ohne weiteres zu interessieren: ein junger Mann voll Geist und Empfindung erringt, obwohl arm, durch seine Begabung rasch ein nicht geringes Ansehen in den ersten Kreisen Mailands, der laute Ruhm des dramatischen Dichters wird ihm zuteil, zugleich ist er Freigeist und Patriot, er liebt und wird geliebt, die Fülle mannigfaltigen Lebens umdrängt seinen Weg — da schneidet ihm das Schicksal, wie nur je als Zufall verkleidet, die Zukunft ab; nach langer quälender Untersuchungshaft wird er in den Kerker des Spielberg geworfen und verläßt ihn acht Jahre später als alter, den Jesuiten ergebener Mann, der eine innige und aufrichtige,

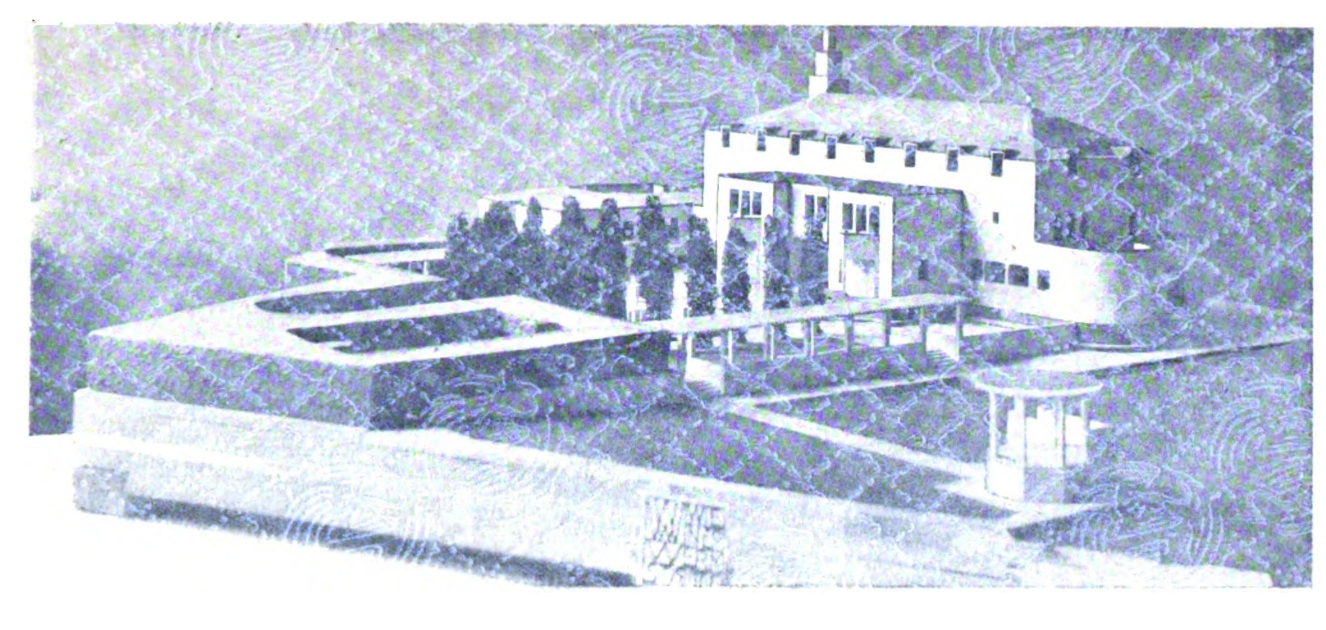
aber doch beschränkte Frömmigkeit zum Maßstabe der menschlichen Handlungen macht.

Was für Kämpfe müssen sich abgespielt haben, bevor eine solche Wandlung sich verwirklichte! Ist überhaupt eine so durchgreifende Wesensänderung, wie sie hier vorzuliegen scheint, möglich? Sind es nicht nur Anpassungen derselben Seele an ein anderes Klima des Glückes? Und wie war diese Seele beschaffen, die, so sanft und zurückhaltend, sich scheinbar in so heftigen Abschnitten, sich selbst verratend entwickelte?

Wie immer in ähnlichen Fällen liegt auch hier die schroffe Veränderung im Grunde nur in der Form, die das Innere wählt, um sich auszudrücken; sehen wir näher zu, so finden wir, daß der bigotte, altjüngferliche Silvio derselbe ist, wie der freidenkende, leidenschaftliche Jüngling, außer daß ihm die Bildsamkeit und Empfänglichkeit der Jugend abhanden gekommen ist.

Über seine körperliche Veranlagung sagt Silvio selbst: „Ich bin überzeugt, daß ich mit einer geringen Dosis Leben und beinahe gar keinem Gleichgewicht der Säfte geboren bin; das beweist die Rachitis meiner Kinderjahre, die kleine Figur, die mir geblieben ist, die Krämpfe, die Reizbarkeit meiner Nerven, die Schwäche meines Magens."

Es scheint, daß in der Familie eine Neigung zur Nervosität und zu einem bei der aufrichtigen Frömmigkeit und bürgerlichen Ehrbarkeit überraschenden Leichtsinn vorhanden war. Von einem Großvater wird erzählt, daß er ein leidenschaftlicher Lottospieler war und diesem Hang zuliebe einige Male sogar seinen Hausrat versetzte. Silvios Vater war ein gutherziger Mann von schwachem Charakter, der weder seinem Leben noch dem seiner Kinder eine feste Richtung zu geben wußte; eine kleine dichterische Begabung scheint ihm im Grunde wichtiger gewesen zu sein als sein Beruf, den er mehrfach wechselte, allerdings auch durch die Not der Zeit gedrängt. Er hatte einmal eine Nervenkrankheit verbunden mit „Erregung der Phantasie", wovon er sich plötzlich geheilt fand, nachdem er dem heiligen Franziskus eine neuntägige Andacht dargebracht hatte. Eine bedeutende Persönlichkeit scheint die Mutter gewesen zu sein, eine Savoyardin, äußerst willenskräftig und von großem Einfluß auf die Familie. Der Umstand, daß sie zehn Kinder gebar und selbst nährte, scheint für ihre Gesundheit zu sprechen; andererseits untergruben vielleicht diese Geburten ihre Kraft, denn Silvio schreibt im Jahre 1819, daß sie schon seit Jahren fast beständig leide,



Mit gütiger Erlaubnis des Verlages: „Hohe Warte", Leipzig.

Prof. Josef Hoffmann: Modell eines Palastes mit Garten. (Zum Artikel v. J. A. Lux.)



sowohl physisch wie moralisch. In beiden Eltern scheint das Empfindungsleben überaus lebhaft gewesen zu sein, was die Mutter bei der Erziehung bewußt zur Geltung brachte. Zwischen Eltern und Kindern und den Geschwistern untereinander herrschte die innigste Zärtlichkeit. „Toi, notre Mariette, nos frères et moi,“ schreibt Silvio kurz nach der Befreiung aus dem Kerker an seine Schwester Josephine: „nous sommes des oiseaux d'une nichée, qui ne sont nulle part à leur aise que lorsqu'ils se chuchottent à l'oreille ce joli petit ramage: „je t'aime, je t'aime, je t'aime“.

Von den zehn Kindern starben fünf in zartem Alter. Silvios älterer Bruder Luigi hatte große Ähnlichkeit mit ihm in der geistigen Veranlagung, doch war er nicht kränklich und im Gegensatz zu dem kleinen, unscheinbaren Silvio eine hübsche elegante Erscheinung. Stolze und feurige Gemütsart wurde ihm nachgesagt; er war ehrgeizig, unruhig, immer unglücklich verliebt, trotz redlicher und edler Gesinnung leichtsinnig und weniger fähig sich zu beherrschen als Silvio. Verschwenderische Lebensweise verleitete ihn zu einer strafbaren Handlung, die sich vertuschen ließ, unter deren Folgen aber er und die ganze Familie lange litten. Auch er war dichterisch begabt und schrieb Komödien in Versen, die die Freunde schätzten, doch wurde ihm das Machen noch schwerer als Silvio. Beide waren, bei großer Liebenswürdigkeit im geselligen Umgang, melancholisch, Luigi wie es scheint ganz ohne innere Widerstandskraft. Silvio wollte ihn die letzten Briefe des Jacopo Ortis, den italienischen Werther, nicht lesen lassen, weil das Buch seine periodischen Rasereien verdoppeln und ihn ins Verderben reißen könnte.

Die Schwester Marietta, die während der Gefangenschaft Silvios in ein Kloster eintrat und dort starb, war von jeher leidend, weniger Giuseppina, die jüngste, die ihren Bruder pflegte und überlebte. Giuseppina, die ihr Leben beschrieben hat, erzählt, wie sie als junges Mädchen beim Abstauben der Bücher ihres älteren Bruders heimlich Romane und Theaterstücke gelesen habe und dadurch so stark berührt worden sei, daß sie beschlossen habe, sich in einem klösterlichen Leben gegen die Gefahren der Welt abzuschließen; denn sie dachte, wenn sie „einem sympathischen Gegenstand begegnet wäre, würde sich ihr Herz leicht haben fesseln lassen“. Dieses angstvolle Umbiegen des erwachenden Lebensdranges in gänzliches Entsagen hat an einem jungen Mädchen etwas Abnormes. In späteren Jahren wurde Giuseppina von einem deutschen Konvertiten verehrt, der ihr nicht gleichgültig gewesen zu sein scheint. Auch an ihr tadelte Silvio

eine gewisse Neigung leichtsinnig zu wirtschaften, die sich freilich nur bei Gelegenheit ihrer Mildtätigkeit gegen Arme und Kranke zeigte.

Nach einer Überlieferung der Familie brach Silvios Krankheit in seinem ersten Lebensjahre aus, als er nachts durch miauende Katzen aus dem Schlafe geschreckt wurde. Seitdem wuchs er nicht mehr mit Ausnahme des Kopfes und seine Glieder verkrümmten sich. Von den Ärzten aufgegeben wurde er durch die nicht nachlassende Pflege seiner Mutter am Leben erhalten, deren Bemühungen es auch gelang, ihn wieder gerade zu machen; freilich mußte er während der Kinderjahre an Krücken gehen. Sehr quälten ihn Angstzustände, die sich so äußerten, daß er in den dunkeln Ecken des Zimmers kleine alte Frauen zu sehen glaubte, vor denen ihm graute. Derartige Visionen und Beängstigungen wiederholten sich später noch einmal, als er in Venedig in Untersuchungshaft war. Herangewachsen war er kräftiger, ohne doch jemals gesund zu sein. Er konnte sich niemals in normaler Weise ernähren, und die Klage: „Diese Lungen scheinen müde zu atmen," kehrt sein ganzes Leben hindurch wieder. Zuweilen legte er sich selbst die Frage vor, ob geschlechtliche Ausschweifungen an dieser Zerstörung seines Organismus schuld sein könnten; aber er hatte sich solchen nur so kurze Zeit hingegeben, daß ein nur einigermaßen gesunder Körper dadurch nicht hätte erschüttert werden können.

Der angeborene Mangel an Lebenskraft verbunden mit den Ansprüchen eines lebhaften Verstandes und einer gesteigerten Empfindungsfähigkeit war ein Mißverhältnis in Silvios Anlage. Durch Begabung und Gefühl zu hochgehendem Ehrgeiz und überschwenglichem Verlangen erregt, sah er sich zu beständigem Verzichten gezwungen und verbrauchte seine Kraft in bitteren Kämpfen, um den Zwiespalt in sich selbst zu überwinden und nach außen nicht merken zu lassen. Die heimlichen Leiden, die er als Kind ausstehen mußte, wenn er die Geschwister fröhlich spielen sah und sich nicht daran beteiligen konnte, setzten sich in veränderten Formen seine ganze Jugend hindurch fort. Wenn ihm in seinen letzten Lebensjahren mit Unrecht vorgeworfen wurde, er verstelle sich, so ist doch das wahr, daß er sein eigenstes Fühlen früh vor den Menschen zu verbergen sich gewöhnte. Der schüchterne, immer sanfte und freundliche Silvio mißachtete die Menschen im allgemeinen und sonderte sich im Geiste hochmütig von ihnen ab. Diese Gesinnung äußerte er nur gegen seinen Bruder Luigi, der sie teilte. „Auch ich habe mich mehr als einmal wegen der Verachtung getadelt, die ich für die Dinge und Menschen empfinde; aber ich habe ihren und meinen Wert genau abgewogen und mich

immer etwas mehr als vorher geschätzt." Und wieder: „Deine Briefe ... erheben mich sozusagen aus der menschlichen Gesellschaft, um mich mit dir ich kann nicht sagen wohin zu stellen, aber wo die Welt zu unseren Füßen ist. Unsere beiden Seelen haben viel Stolz ... Die Achtung des Publikums reizt mich fast gar nicht; und das kommt gewiß von der Verachtung, die es verdient, und die ich wider Willen für alle meine sterblichen Brüder fühle mit Ausnahme sehr weniger." Nach seiner Ansicht haben die meisten Menschen nur einen Augenblick, wo sie liebenswert sind, hernach entwickeln sie sich nicht weiter und sind dann „verächtlicher Kot, der verpestet, was ihnen nahe kommt."

Bei dieser Einschätzung ihrer selbst und der andern war ihnen die Armut doppelt unerträglich, die ihnen den Platz unter denen anwies, denen sie sich überlegen fühlten. „Zu viele Umstände," schreibt er an Luigi, „haben sich einem besseren Gebrauch unserer Fähigkeiten entgegengesetzt, aber wenn das Geschick uns auf einen höheren Schauplatz gestellt hätte, weiß ich, daß wir Außergewöhnliches leisten könnten. Das ist nicht Stolz; aber je mehr ich unser Empfinden mit dem der anderen messe, desto mehr bestärke ich mich in der Notwendigkeit, die Allgemeinheit der Menschen unter uns, nur wenige über uns zu stellen." „Verruchte Gesellschaft!" ruft er einmal beim Besprechen der Geldsorgen aus, die die Familie bedrücken, „wir sind darin, so bleiben wir darin und verhehlen wir unsern Zorn." Obwohl von wohlwollenden Freunden umgeben, schreibt er dem Bruder: „Fremd bin ich gleich Dir in diesem Jahrhundert, in dieser Gesellschaft, oder besser gesagt in diesem Weltall; fremd allen außer Dir allein," und nennt ihn und sich „ein versetztes Rad, das nichts mit der großen Maschine der Gesellschaft verbindet."

Ein Herz, das so warm fühlte, der Liebe so sehr bedurfte und doch so überaus empfindlich gegen jede Berührung nicht ganz mit ihm übereinstimmender Persönlichkeiten war, hatte eben dadurch eine natürliche Anlage zur Frömmigkeit. Zunächst drückte sich diese nur in einem fortwährenden, unbestimmten Suchen nach etwas aus, das Halt und Befriedigung gäbe, und in einem ungebärdigen Zurückstoßen aller ihm erreichbaren irdischen Dinge. Gläubig im katholischen Sinne war er als junger Mann indessen durchaus nicht, ja er sprach von allem Konfessionellen wie von etwas längst Überwundenem, weit hinter ihm Liegenden. Er empfiehlt seinem Bruder Kant, mit dem er einen hohen Flug tun werde. Da man einmal vom Baume der Erkenntnis gegessen habe, gebe es keine andere Süßigkeit, als so viel wie möglich davon zu schmecken. Häufig fehlt seinen Äußerungen

jede Pietät für den Glauben seiner Kindheit, der noch immer der seiner Eltern und jüngeren Geschwister war. „Nur der Unwissende," schreibt er, „ein altes Buch in der Hand, das er nicht versteht, entscheidet anmaßend über die Geheimnisse der Schöpfung und stirbt zufrieden, daß er sie erkannt hat." Über den jüngeren Sohn des Grafen Porro sagt er: „Dafür, daß er von Mönchen erzogen ist, steckt er nicht einmal so sehr voller Vorurteile; nicht durch das Verdienst dieser Mönche, sondern weil sie so verhaßt sind, daß die von ihnen erzogenen jungen Leute ungefähr grade das Gegenteil von dem glauben, was ihnen gelehrt worden ist." Als sein jüngerer Bruder Franz den Entschluß faßte Geistlicher zu werden, versuchte er ernstlich zu bekämpfen, was er Luigi gegenüber für eine Tollheit erklärte: „Eines Tages, hoffe ich, wird er sich vor Lachen die Seiten halten, wenn er an das Dreieck denkt, das er sich auf den Kopf setzen wollte." Jedenfalls beklagt er Francesco, weil diese Torheit einen Anstrich von Melancholie verrate, der ihm immer bleiben werde.

Dunkler und schwerer konnte sie nicht sein als seine eigene. Schon als Kind hatte er oft gesagt: „Ach, der schönste Tag meines Lebens wird der meines Todes sein." Dieser schmerzliche Seufzer kehrt in jeder Lage wieder. „Ich bringe ganze Tage stumm in meiner Kammer zu," schreibt er im Jahre 1815, bald nach der erfolgreichen Aufführung seiner „Francesca", „allein, mit keinem andern Trost als meiner gewöhnlichen Überlegung: ehe hundert Jahre vorüber sind, wird dieses Herz aufgehört haben zu schlagen; ach ja, ehe hundert Jahre vorüber sind." Er nennt sich des Lebens satt, aller menschlichen Dinge überdrüssig, das Leben ein Übel, eine Furie, die sich an die Fersen des Menschen heftet, der nicht die Kraft hat sie abzuschütteln. „Auch ich sterbe vor Schwermut," antwortet er Luigi, der in ähnlichem Sinne an ihn geschrieben zu haben scheint, „vor Unzufriedenheit mit mir selbst und vor Abscheu gegen die verdummte Gesellschaft dieses Landes. Auch in mir ist jeder Ehrgeiz erloschen."

Man spürt die hoffnungslose Müdigkeit einer Seele, die in sich die Kraft nicht findet, aus der sie Leben saugen kann. Das Bedürfnis, sich an einen Stärkeren anzuschließen, machte ihn zur Freundschaft geeignet, und zwar waren die Männer, die er liebte, fast immer solche, wie sie auch auf Frauen den größten Eindruck zu machen pflegen, kraftvolle, rücksichtslose, herrische. Es ist eigentümlich, daß große Fehler, ja Laster, wenn sie auf einem Übermaß von Naturkraft beruhten und mit Talent verbunden waren, einem Manne in seinen Augen nicht nur nicht schadeten, sondern sein Gefühl erst recht zu entflammen schienen. Der, den er zuerst

zum Freunde wählte, war Ugo Foskolo, ein genialer, zügelloser, durch verhängnisvolle Leidenschaften zerrütteter Mann, dessen unsterbliches Gedicht, „Die Gräber“, einen entscheidenden Einfluß auf die geistige Richtung Silvios ausgeübt haben soll. Er nannte ihn den größten Mann seiner Zeit, eine Stelle, die er im Alter Manzoni einräumte. Den Arzt und Patrioten Rasori, der wegen einer anstößigen Lebensführung ebenso berüchtigt war, wie berühmt durch Geist und wissenschaftliche Bedeutung, verehrte er, ohne die gegen ihn gerichteten Anklagen durchaus zu bestreiten. Über Byron, den er in Mailand persönlich kennen lernte, schrieb er seinem Bruder: „Kalte Verruchtheit ist eine zu hervorragende (eminente) Eigenschaft, als daß ich nicht sehr zögern sollte, sie für in der menschlichen Natur liegend zu halten; aber gesetzt auch, daß dieser entsetzliche poetische Charakter in Lord Byron wirklich wäre, er gefällt mir überaus.“ Was Confalonieri betrifft, von dem er sagt, daß er keinen mehr als ihn geliebt habe, so betont er zwar, daß die gemeinsame christlich-katholische Überzeugung die Grundlage ihrer Freundschaft bilde; aber alles spricht dafür, daß es vielmehr das Kräftige, Stolze und Belebende in Confalonieris Natur war, wodurch er sein Herz beherrschte. Mit Lodovico de Breme, einem feinen, religiösen, schriftstellerisch begabten Manne, befreundete er sich nach seinem eigenen Geständnis nur, weil dieser ihn liebte und suchte. In einem Gedicht von der Größe Gottes, das er in seinen letzten Lebensjahren machte, feiert er Gott als den Stärksten, an den seine Schwäche sich anlehnen könne.

Es wäre indessen falsch, sich Silvio Pellico als einen Schwächling vorzustellen; der kleine, kränkelnde Mann besaß jene Standhaftigkeit und Selbstüberwindung, jenen moralischen Mut, an dem auch zarte Frauen es oft kraftvollen Männern zuvortun. Auch artete er in dieser Hinsicht nach seiner Mutter und sagte selbst, er wage es, sich in einem mit ihr zu vergleichen, nämlich im Mut, womit er ohne Zweifel den Mut meinte, das für Recht Erkannte ohne Rücksicht auf die Folgen zu tun, und das schwerste Leiden zu tragen, ohne es merken zu lassen und sich dadurch in der Ausübung der Pflichten stören zu lassen. Er war nicht fähig, sich etwas zu erkämpfen und zu erzwingen, wohl aber sich denen, die er liebte, zu opfern. Man muß die Unbeugsamkeit seiner Urteilskraft bewundern, mit der er trotz der Heftigkeit seiner Empfindungen jedem, sich selbst und seinem Schicksal gerecht werden konnte. Wenn er einerseits an kraftvolle Naturen sich leidend anschloß, behauptete er sich doch neben ihnen; die unbestechliche Reinheit seines Charakters machte ihn zum Vorbild für Jüngere,

zum Erziehen geeignet. Er liebte den Umgang mit heranwachsenden Knaben und wußte sie an sich zu fesseln, vermutlich durch eine glückliche Ve-einigung von Strenge und Liebe, vollem Verständnis, kindlicher Sinnesart und geistiger und moralischer Überlegenheit. Was er an Erwachsenen verachtete, die Trägheit, das Versumpfen und Verfaulen, gilt nicht für die Jugend mit ihrer Triebkraft und ihren unbegrenzten Möglichkeiten; sie befriedigte sein ästhetisches Gefühl und zugleich einen pädagogischen Zug, der ihm eigen war.

Silvio Pellico ist als Mensch der echte Vertreter des romantischen Typus, wie er in Deutschland am vollkommensten durch Ludwig Tieck dargestellt ist. Wie die deutschen Romantiker ist er immer wünschend und sehnend, nie befriedigt: „Der Mensch von Phantasie und Herz trägt, wo er auch sei, einen immer schmerzlichen Durst nach unerreichbaren Genüssen mit sich: in der Einsamkeit sehnt er sich nach Gesellschaft, und in Gesellschaft verlangt er nach Einsamkeit, und nie hat er weder Einsamkeit noch Gesellschaft, wie er sie sich wünschte." Wie die deutschen Romantiker ist er heimatlos geboren, fremd in seinem Vaterlande, obwohl er es liebte, fremd in der Welt, voll Heimweh nach einem überirdischen Reiche. Wie sie war er, obwohl den Frauen sehr ergeben und in der Jugend heftig verliebt, doch mehr zur Freundschaft als zur Liebe geeignet. „Die Freundschaft," sagt er, „ist die Art der Zuneigung, für die ich mehr als für jede andere Leidenschaft des Herzens veranlagt bin." Wie sie begann er mit kühnen Zweifeln, um unbeweglich fest an einen Glauben gekettet zu enden.

Er war, wie jene, eine durchaus kontemplative und passive Natur, schon dadurch zur Melancholie bestimmt, und litt sowohl unter dem Zwange, sich dem Insichselbstversenktsein zu entreißen, wie unter dem Bewußtsein der Untätigkeit. Wie jene von einer der Neugierde verwandten Lust nach Wissen und Entschleiern aller Geheimnisse beseelt, wandelten ihn häufig Stimmungen an, wo er das Wissen verachtete, ein kulturloses Leben pries und den eigenen Erkenntnisdrang als Sünde empfand. „Manchmal habe ich beinahe Gewissensbisse, daß ich den Stolz meines Geistes genährt und gewagt habe, das Weltall mit meinen Augen zu messen wie ein Gott, und ich sehne mich nach dem Frieden der Unwissenheit, wie der dürstende Hirsch nach der Quelle verlangt!" Wie jene machte er die eigentümliche Beobachtung an sich, daß ein frühes, maßloses Schwelgen in der Phantasie ihn erschöpft und ausgeleert habe, wie wenn es wirkliches Erleben gewesen wäre. „Dieser mehr kontemplative als

ausübende Charakter hat mich seit meiner Kindheit in die Region der Phantasmen geworfen, wo ich mich damit abmattete, sie zu erkennen, zu zergliedern und wieder zusammenzusetzen, da es mir schien, ich könnte aus diesem Chaos die schönste der Welten machen. Niemand kann sich die Unordnung meines Gehirns in meiner Kindheit vorstellen. Diese innerliche Tätigkeit hat mich vorzeitig mit allen Ideen von Tugend und Verbrechen vertraut gemacht, und mit 18 Jahren, wenn das moralische Leben der andern Menschen beginnt, war meines sozusagen im Untergehen. Müde und aller Dinge überdrüssig, habe ich seit damals den Tod ersehnt, und wenn dieser Wunsch einmal auch in der Ruhepause der Leidenschaften sich in einem Herzen festgesetzt hat, ist er ein unheilbares Gift, das, wenn es das Leben nicht gewaltsam abkürzt, es mit dauernder Melancholie durchdringt."

Silvio erklärt hier zugleich die auch an den deutschen Romantikern zu beobachtende unnatürliche Verteilung der Lebenskraft, vorschnelles Reifen und Welken, so daß sie entweder jung starben oder nach kurzer, aufschäumender Jugend in ein müdes, langsames Absterben verfielen, wie wenn allzuschnelles Verbrennen der zugemessenen Feuerung durch vorsichtiges Sparen eingebracht werden müßte.

Die eigentliche Blütezeit Silvios fällt in die Jahre 1815—20, die er in Mailand im Hause des Grafen Porro-Lambertenghi als dessen Sekretär und Erzieher seiner Söhne verlebte. Schon vorher aber hatte er das Drama Francesca da Rimini geschrieben, das im Jahre 1815 aufgeführt wurde und ihn, der bisher nur durch seine Liebenswürdigkeit und seinen Geist anziehend war, berühmt machte. Für die italienische Literatur bedeutete die Francesca eine Neubelebung der in einem seelenlos gewordenen Klassizismus erstarrten dramatischen Poesie, ja mehr, sie war der erste künstlerische Ausdruck modernen Empfindens, das sich in dem traditionellen Stil nicht wiedererkennen konnte. Man sah zum ersten Male nicht den versteinerten Faltenwurf der griechisch-römischen Toga, hörte nicht die antiquarischen Reden eines Cäsar oder Brutus, sondern man liebte, litt und wütete in einer vertrauten Welt. Es war eine Wirkung, die man mit der der bürgerlichen Rührstücke, wie Lessings Sara Sampson, vergleichen kann, insofern das Stück von der Übertriebenheit des Stils einen Schritt zur Natürlichkeit machte, sich also gewissermaßen von der Kunst entfernte, um das Gefühl zu gewinnen, ohne welches das auserlesenste Kunstwerk leblos bleibt.

Die Sprache wurde von manchen Seiten getadelt als nicht ganz

gebildet und nicht italienisch. Allerdings waren die Pellico französischen Ursprungs und das Französische Silvio wie das Italienische geläufig; vielleicht aber gehörte gerade der fremde Blutstropfen dazu, um das marmorne Pathos, das auf der Bühne herrschte, beweglich zu machen. Die Einfachheit und Anmut der Sprache, die niemals ihren Reiz verlieren kann, fiel damals mehr als jetzt auf, die einen bezaubernd, wie sie die andern entrüstete, wo es im allgemeinen dem Dichter vorgeschrieben war, in der Tragödie den Kothurn anzuschnallen. Obwohl die Francesca, wie schon oft bemerkt wurde, lyrischen Charakter hat, entbehrt sie der dramatischen Wirksamkeit durchaus nicht; sie ist knapp, gedrängt vorwärts schreitend, das Interesse nie erlahmen lassend. Der Auftritt, wo Paolo und Francesca sich ihre Liebe bekennen, süß im Tone, im Tempo hinreißend, einfach und empfindungsvoll, ohne gemeinplätzig und weichlich zu sein, wird immer zu den klassischen Liebesszenen des Theaters gehören. Was Silvio Pellico fehlt, ist Tiefe der Ideen und der Anschauung, Reichtum und Originalität der schaffenden Phantasie, Fülle der Gestalten; aber er hat das Gefühl und den Instinkt des Schönen, die den Dichter machen. Mit der Francesca hat ein starkes Gefühl, von einem guten Geschmack geleitet, ein in seinen Grenzen vollkommenes Kunstwerk geschaffen.

Die Aufführung, die am 18. Juli im Teatro Re stattfand, hatte uneingeschränkten Erfolg. Die Darstellung war vollendet; den Paolo spielte ein Riminese, der, von häßlichem Äußern, wenig für die Rolle des Geliebten geeignet schien, sie aber so glänzend verkörperte, daß er das Publikum begeisterte. Carlotta Marchionni, die erste Schauspielerin Italiens und von ihren Verehrern als die erste Schauspielerin Europas angesehen, konnte als Francesca ihr Talent, tragische Leidenschaft mit edler Natürlichkeit darzustellen, wie nie zuvor entfalten. Sie war so eins mit dieser Gestalt, daß ihr Name mit dem der Francesca von Rimini verbunden geblieben ist.

Silvio Pellico war unter den Zuschauern; erst gegen das Ende der Aufführung wurde bekannt, daß er der Verfasser war. Man urteilte allgemein, daß seit Alfieri keine solche Tragödie geschrieben sei, und viele sahen es als einen Vorzug an, daß Pellicos Dichtung mehr zu Herzen gehe als die Alfieris. Geld trug ihm der Erfolg nicht ein; aber er hatte sich in den Mailänder Kreisen, wo moderner Geist gepflegt wurde, einen Namen gemacht. Es drängte ihn, seinen jungen Ruhm durch neue Werke zu befestigen: sein Ziel war, eine neugeartete Tragödie zu schreiben, die

frei vom Druck der Aristotelischen Gesetze wäre, zuvor aber wollte er mit mehreren orthodoxen Dramen seinen Ruf so sicher machen, daß er das anstößige Wagnis unterstützen könne. Indessen wurde es ihm schon die bescheidenere Aufgabe auszuführen schwer. Außer dem Drama „Eufemio di Messina" vollendete er nichts, schwelgte statt dessen in Entwürfen. Eine Reihe von Tragödien beschäftigte ihn nacheinander: Attilio Regolo Lombardo, I Bresciani, Matilde, Dante, Pisone, Beatrice d' Este, Pia de' Tolomei, und von mehreren wurden einige Akte fertig. Außerdem machte er den Plan zu einer Novelle, die der Italiener heißen und den idealen Typus des italienischen Patrioten aufstellen sollte, und arbeitete an einem Gedicht über Cola di Rienzi, in dem er, wie es scheint, den höchsten Aufschwung seines patriotischen und religiösen Freiheitsdranges zusammenfaßte.

Obwohl Silvio nach seiner eigenen Aussage das Entwerfen von Büchern leichter fiel als das Machen, ja, es seinen Geist sehr anstrengte etwas zu schreiben, und dies innere Hindernis zu einem großen Teile die Ursache seines zersplitterten Schaffens war, muß man doch zugeben, daß seine Lage im Hause Porro gesammelter Arbeit nicht günstig war.

Graf Porro gehörte zu den reichsten Aristokraten Mailands und stand mit dem Grafen Confalonieri an der Spitze der liberalen, antiösterreichischen Partei. Sein Haus war allen namhaften Einheimischen und Fremden geöffnet; er beschützte, so gut er es verstand, die Künste und interessierte sich besonders für die Fortschritte der Kultur auf technischem und industriellem Gebiet, wie er denn die Dampfschiffahrt, die Dampfspinnerei, die Gasbeleuchtung und anderes in die Lombardei einführte. Trotz dieser großartigen und nützlichen Tätigkeit nahm man ihn nicht ernst; es scheint, daß er sich mehr von einem raschen Temperament, als von vernünftiger Einsicht und Besonnenheit leiten ließ. „Graf Porro ist ein sehr aktiver Mensch, der, obwohl zerstreut, seine eigenen Geschäfte verständig überwacht. Er kennt die Nichtigkeit der sozialen Unterschiede, über die er sich unbefangen lustig macht. Feind Napoleons glaubt er nicht an die glänzenden Tugenden der Fürsten noch an den Freisinn der Völker. Er verachtet die Menschen und hält sie für geboren zur Sklaverei. Er wünscht die Vervollkommnung der positiven Wissenschaften, weil sie in einem Lande, wo die Literatur nur bestehen könne, wenn sie servil sei, nützlicher sei als diese. Ein lebhafter, ungeordneter Kopf, aber mehr dem Anschein nach als in Wirklichkeit." Man hat den Eindruck, daß Pellico die Grundsätze des Grafen aus dessen eigenem Gerede abgeleitet

habe, dem nicht allzu große Wichtigkeit beizumessen ist. An anderer Stelle nennt er ihn einen sehr leicht zu beeinflussenden Menschen, der immer von redlichen Leuten umgeben sein müsse. Sein Wesen berührte Silvio offenbar fremdartig; vielleicht gerade deshalb hebt er seine Warmherzigkeit immer wieder hervor, die ihn trotzdem gewinnt. Er sei von allen mailändischen Aristokraten der aufrichtigste, liberalste und mutigste, sagt er, bestrebt, sich die guten Seiten des Mannes gegenwärtig zu halten, der ihm, wie es scheint, Vertrauen, Zuneigung und Hilfsbereitschaft in vollem Maße entgegenbrachte. Was Silvio geradezu unheimlich berührte, und was er immer wieder unter Staunen und Kopfschütteln hervorhob, war die unermüdliche Betriebsamkeit des Grafen. „Dieser gute Graf Porro," schreibt er, „ist einer der Menschen, deren Tätigkeit unerschöpflich ist. Er setzt alles und alle in Bewegung. Meine Lebenskraft hingegen ist halb versiegt, ich möchte immer an einem Schreibtisch sitzen. — Ich möchte immer in vollkommener Unbeweglichkeit hingestreckt sein, so groß ist mein Widerwillen gegen jede Tätigkeit und gegen die Bewegung." War Porro im Hause, so nahm er Silvio, ohne etwas von dessen Leiden zu ahnen, für sein Gesprächs- und Geselligkeitsbedürfnis in Anspruch und verwickelte ihn irgendwie in seine Geschäftigkeit. Darüber tröstete Pellico sich einigermaßen mit dem herzlichen Gefühl, das er für den Grafen hatte, nichts aber milderte seine Bitterkeit über den Zwang, sich an der Gesellschaft des immer mit Menschen erfüllten Hauses zu beteiligen. „Essen, Besuche, Spaziergänge, Unterhaltungen," schreibt er, „und jeden Abend das Gemüt von derselben Verachtung der Komödie, die ich gespielt habe, zernagt." Er genießt die Einsamkeit wie früher die Küsse eines Mädchens. „Am Ende eines jeden Tages bete ich zu Gott, daß er mich von der Gegenwart eines jeden befreie, damit ich mit mir allein sein kann." „Oh wie gern möchte ich Mönch in einem Kloster werden, wo man nicht Psalmen sänge, aber wo ich zu vollständiger Einsamkeit verdammt wäre."

Nicht ohne einen leisen Schauder liest man diese Klagen, wenn man an die zehnjährige Verlassenheit des Kerkers denkt, die den Unglücklichen erwartete, und man erinnert sich der Worte Iphigeniens: Ihnen zum Schaden erfüllen die Götter die Wünsche der Menschen.

Indessen wie sehr Silvio unter der Abhängigkeit und ihren Folgen litt, darf man doch aus der verzweifelten Unzufriedenheit, die er oft gegen seinen Bruder äußerte, nicht schließen, daß er sich durchaus und immer unglücklich gefühlt habe. Kaum hätte er die Rolle des guten Gesellschafters so gut spielen können, wenn er nicht, dem Augenblick

hingegeben, den Reiz der Fröhlichkeit und der Sympathie, die er erregte, empfunden hätte. Obwohl er urteilend über den Menschen seiner Umgebung stand, ließ er sich doch durch sie beeinflussen, wovon vielleicht ein schon in seinem Ruhebedürfnis begründeter Trieb nach Übereinstimmung die Hauptursache war. Nun befand er sich in einem Kreise von jungen Menschen, die sich als moderne im Kampfe gegen eine baufällige Kultur fühlten, ein Gefühl, das durch den Haß gegen die Fremdherrschaft und die Hoffnung, zum Sturze derselben in irgend einer Weise beitragen zu können, dramatisch zugespitzt und gesteigert wurde. Es wäre nicht natürlich gewesen, wenn die allgemeine Erregung, die ihn umgab, Silvio Pellico nicht auch ergriffen hätte, der schon durch seine nervöse Konstitution dem modernen Menschentum angehörte, und den jedes große Gefühl zum Mitschwingen brachte. Er, der ein Stück voll romantischen Geistes geschrieben hatte, war berufen in dem Kampfe gegen den Klassizismus eine Rolle zu spielen, und hat in der Tat feine und treffende Urteile in der großen literarischen Streitfrage ausgesprochen.

Ganz deckten sich seine Ansichten nicht mit denen der deutschen Romantiker; überhaupt war sein Geist weniger systematisch, er folgte seinem Geschmack, ohne sich an Einteilungen zu kehren. Er verehrte Schiller, Lessing, Goethe und Shakespeare; seine Abneigung gegen Ariost erklärt sich aus seinem Mangel an Humor und seinem an Schiller erinnernden Idealismus. Manzonis Carmagnola fand er nicht hinreißend, weil die Helden der Wirklichkeit zu ähnlich gelassen wären. Es war nach seiner Ansicht der Zweck der Poesie, erzieherisch auf die Menschheit zu wirken; Dichter, die das nicht täten, seien nichts als Schwätzer. Das Drama sollte insbesondere die vaterländischen Helden feiern. Von Foskolo sagte er, daß er noch zu sehr unter dem Einfluß der griechisch-lateinischen Kultur stehe und seine Zeit nicht genügend zu schätzen wisse. Für das Wesen des Romantischen, sofern es das Moderne ist, ich möchte sagen das Gesteigerte, Verdichtete und Verfeinerte, hatte er ein überraschendes Verständnis. „Sei gewiß," schrieb er seinem Bruder, „daß die Poesie der Beschreibungen und dergleichen Oberflächlichkeiten alle fünfzig Jahre ihren Wert verliert, und daß die gebildeten Völker entweder aufhören werden eine Poesie zu haben, oder nur eine solche genießen werden, die tiefer ist, philosophischer, mehr in wenig Worte zusammenfaßt, schwerer und reicher an Gefühl . . . Die Worte verlieren täglich an Wichtigkeit, und nur die Ideen erringen eine große."

An die Ausführungen Friedrich Schlegels, daß die Schriften des

romantischen Dichters in die Atmosphäre eines mystischen Liebesgefühls ganz eingehüllt sein sollten, erinnert die folgende schöne Betrachtung, die Silvio an den Sterneschen Yorick knüpft: „Was für ein Gefühl herrscht darin vor? Es ist nicht Liebe, es ist nicht nur Freundschaft, es ist etwas Mystisches, das der Untersuchung sich zu entziehen scheint .... Es gibt eine dritte Art des Gefühls, die auch Liebe ist. Es gibt Gemüter, die im höchsten Grade zum Mitgefühl (pietà) und zur Melancholie geneigt sind, denen die Gewohnheit gewisser natürlicher Ideen: Leben, Tod, Schönheit, Verwesung, Tugend, Treulosigkeit, Ideen, die sich, ohne daß man es will, jeder Erscheinung der Einbildungskraft beimischen, viel von der Fähigkeit, sich für die einzelnen Dinge zu begeistern, nimmt. Sie sehen das Gute und das Böse nie getrennt. Sie würden sich vielleicht an einem Unternehmen für die Freiheit des Vaterlandes beteiligen: aber ohne Ungestüm, da sie die Ketten und die Qual sehen, die der Tyrann den Großherzigen bereitet. Ein Mädchen, eine Blume, ein Freund macht sie lächeln, aber weder dies Lächeln noch die Fröhlichkeit, die sie sich selbst zuweilen anbefehlen, zerstreut einen Augenblick ihre innere Traurigkeit. Dieser müde, begierig nach entzückenden Empfindungen, suchen sie sie mit mehr Sorgfalt als die leidenschaftlichen Menschen; in der Mitte von Kannibalen, würden sie sich noch bemühen sie Brüder zu nennen, um des Glückes willen, zu glauben, daß der Mensch Brüder habe. Solche Gemüter sind es, die natürlicherweise jene dritte Art der Liebe fühlen, von der ich Dir gesprochen habe. Der Zauber ihres Stils hat etwas Reizendes; er erinnert ein wenig an jene Träume, in denen man beglückt durch unbekannte Gefilde voll schöner Gegenstände irrt, von denen man weder die Namen noch die Formen mehr erfassen kann, wenn man aufwacht."

Als zu diesen Gemütern gehörig, die zugleich über und fern von allem stehen, was sie lieben, erwies sich Pellico in dem literarischen Kampfe, den er als ein Führender mitmachte; er tat es, aber „ohne Ungestüm". „Dein Ludovico (de Breme)," schreibt er dem Bruder, „ist ganz entbrannt in dem Kriege der Romantik und des Klassizismus. Du warest schon bevor diese Namen entstanden Romantiker im guten Sinne, wie es alle die sind, die über Literatur mehr mit dem inneren Gefühl als mit der künstlichen Kritik der Schulen urteilen."

In noch geringerem Grade, als für literarische, konnte Silvio sich für politische Streitfragen ereifern. Bei Gelegenheit einiger Bemerkungen über Napoleon sagt er im Jahre 1815: „Übrigens segne und verfluche

ich die politischen Ereignisse wie die Sonne und den Regen, und dann merke ich, daß wir toll sind, zu loben und zu tadeln, was unvermeidlich ist. Was ist der Zweck von dem, was wir gut oder böse nennen? Der Fortschritt der menschlichen Gesellschaft, ihre Belehrung, das Dasein der Welten, die Lust des Zufalls, oder nichts von alledem? Ich weiß es nicht." Man vernimmt die Sprache eines Menschen, der in den irdischen Reichen nicht zu Hause ist.

Nichtsdestoweniger und trotz seiner häufig geäußerten Verachtung der Italiener seiner Zeit liebte er sein Vaterland. Er liebte es nicht mit der Einseitigkeit, Ausschließlichkeit und Kurzsichtigkeit so vieler Patrioten, sondern weil er dort aufgewachsen war, weil er es kannte, weil es schön und unglücklich war. Die schönen Strophen des Paolo in der Francesca an Italien, die in jener Zeit so viele Male die Hörer zu stürmischen Zeichen einer verbotenen Begeisterung hinrissen, sind ohne Zweifel einem echten Gefühl entsprungen; aber mehr die in diesem Gefühl liegende Schönheit als sein Gegenstand machten es ihm wesentlich. Der von Kannibalen umringt sich noch bemüht hätte sie Brüder zu nennen, war gewiß bereit, sich der Empfindung der Vaterlandsliebe hinzugeben, die teure Freunde, verehrte Männer bewegte.

Wie es zu geschehen pflegt, wenn eine neue Richtung aufkommt, trugen sich die Vertreter derselben mit dem Gedanken, eine Zeitschrift zu gründen, in welcher sie ihre Ideen verfechten und vertreten wollten; endlich näherten sich mehrere Kreise von talentvollen und modern gesinnten Männern, die sich bisher von ferne interessiert doch mißtrauisch beobachtet hatten, fanden die gemeinsame Grundlage, und der Plan wurde ins Werk gesetzt. Sie nannten das Blatt, das eine Waffe gegen alte leblose Formen, den Klassizismus und das österreichische System sein sollte, den Conciliatore, weil er die entgegengesetzten Meinungen zu vermitteln bestimmt sei.

Wer jetzt die große, mit schönen, klaren Lettern gedruckte Zeitschrift durchliest, wird sie ebenso langweilig und unerheblich finden, wie sie damals aufregend und bedeutungsvoll war; ein Beweis für die Enge und den Druck jener Zeit, wo das, was heute landläufig zu sagen ist, ein Wagnis war, und dafür, daß das sogenannte Aktuelle seinen Reiz verliert, wenn der Augenblick vorüber ist, dem es diente. Allerdings ist auch in Rechnung zu ziehen, daß die Zensur oft gerade das Wesentliche strich und überhaupt die Artikel so stark beschnitt, daß man Mühe hatte, die entstan-

denen Lücken zu ersetzen. Im Notfalle war es Silvio Pellico, der einsprang, sei es weil er der gefälligste, oder weil er am flinksten mit der Feder war, oder daß seine Stellung als Sekretär des Grafen Porro es ihm nahelegte. Die österreichische Regierung, die den Conciliatore von Anfang an ungern geduldet hatte, gab ihrer zunehmenden Mißbilligung deutlichen Ausdruck; allein die Herausgeber wollten den Wink nicht verstehen und fuhren fort, ihre anrüchige Opposition der Zensur zu unterbreiten. Am 29. Oktober wurde Silvio Pellico auf die Polizei gerufen, um sich wegen der kecken Sprache seiner Artikel zu verantworten; er antwortete kaltblütig, daß nichts gedruckt worden sei, was nicht die Erlaubnis der zensierenden Behörde erhalten habe. Trotz seiner Schwächlichkeit und Gefühlsreizbarkeit war Silvio nicht etwa furchtsam; übrigens fühlte er sich in seinem Rechte und seiner Sache sicher.

Fortsetzung in der Mai-Nummer.

Otto Helmut Hopfen:
Die Vase des Vergessens.

Ach, wer heilet die Schmerzen
Des, dem Balsam zu Gift ward?
Der sich Menschenhaß
Aus der Fülle der Liebe trank!
Erst verachtet, nun ein Verächter,
Zehrt er heimlich auf;
Seinen eigenen Wert
In ung'nügender Selbstsucht.

Ist auf deinem Psalter,
Vater der Liebe, ein Ton
Seinem Ohr vernehmlich,
So erquicke sein Herz!

Goethe, Harzreise im Winter.

1. „Der Welt entrückt in meiner Villenfeste
Blick' ich vom Hügel auf die Stadtquartiere,
Blick' auf Firenzes Kuppel und Paläste,
Derweilen mir im Garten weiße Stiere
Mit rotem Kopfputz an Olivenäste
Beim Pflügen streifen; wundervolle Tiere.
Wie schwerer, bunter Segen quillt's aus Frühlingsgauen,
Und Singen jauchzt zum Himmel auf, zum dunkelblauen.

2. Die Bauern singen, und ihr Sang begleitet
Der Hände Werk seit dreimal hundert Jahren,
Dasselbe Werk, auf selbem Grund bereitet
Für gleiche Herrn. — Das lärmende Gebaren
Der Volksaufwühler hat sie nie verleitet;
Genügsam, fleißig, wie die Väter waren,
Besitzen sie, was ihnen niemand möchte rauben:
Die Hälfte des Ertrags von Milch und Öl und Trauben.

3. Warum auch sollten sich die Menschen ändern,
Wo doch der Emafluß mit wilden Wogen
In jedem Herbst aus seinen hohen Rändern
Zerstörend ausbricht und den weiten Bogen —
Certosa talwärts — nur mit schmalen Bändern
Im Sommerschilf zum Arno kommt gezogen;
Wo gleich, in ewigem Grün, des Ölbaums Silberglänzen
Den Pinienwald berührt, hoch auf des Berges Grenzen."

4. Der Künstler sprach's und wehrte den Gedanken,
Die neben ihm auf breitem Kiesweg schritten.

Doch heftig wie Genesungflehen der Kranken,
Schmerzreiche Stimmen sich Gehör erstritten:
„Was bleibst du noch? Wer — glaubst du — wird dir danken,
Daß du versteckt im Heimatland gelitten?
Zieh fort! Ein neues Leben blüht in neuen Ländern.
Dort eile hin, um dich und dein Geschick zu ändern."

5. „Mich ändern? — Kann ich's denn? — Auf der Terrasse
Die beiden Löwen mit den Wappenschildern,
Sie trugen stets die dräuende Grimasse;
Und mag der Regen ihre Züge mildern,
Mag einst verwitternd Grün auf grauer Masse
Sie schmückend töten gleich viel Heldenbildern, —
Ihr Wesen bleibt, und bleibend ist das stolze Zeichen
In meinem alten Wappenschild: Der Baum von Eichen."

6. Er trat zu seines Platzes Balustrade
Und sah das Land bewegt von heiliger Lust
Der Fruchtbarkeit in warmem Sonnenbade;
Gleich jungen Frau'n mit stolz geschwellter Brust
Schien jeder Halm des Segens sich bewußt. —
Unwillig dreht' er sich zur Schloßfassade.
Davor stand überm Kies auf schwarzer Marmorbase
Ein mächt'ger Bronzeguß, sein leuchtend Werk, — die Vase.

7. Und aus dem mächt'gen Rund, zum Knäul verworren,
Viel Rosenblüten an zerhackten Zweigen,
Zerrissene Blätter, erdige Wurzelknorren
Den Sonnenstrahlen ihre Wunden zeigen.
Er sieht die Fasermasse schnell verdorren,
Die Blüten langsam sich zum Sterben neigen,
Und ruft: „Hinab! Erdrückend sollen Humusschichten
Im Vaseninnern eure Zeugenkraft vernichten.

8. Im reichen Lande sei's ein Fleck der Leere,
Unfruchtbar will ich diese Stelle haben!
Drum ward viel Meter tief der Grund gegraben,
Für dieses Marmorsockels große Schwere.
Niemals soll Grün und nie die duft'ge Beere
Das durstige Auge, noch die Zunge laben,
Ein Bild des Hasses jedem, der hier Schönheit sucht,
Versenge blendend rings die Luft. Du bist verflucht.

9. Verschwinden mußten all die Freudenblüten,
Zuerst die Rosen über den Portalen;
Die hunderttausend Rosen, die dort glühten;
Ich riß sie aus; — sie deckten mir die Zahlen
Der Sonnenuhr und ließen Vögel brüten;
Die sangen, ach, so laut von meinen Qualen.
Die gelben Kletterrosen wucherten zu schnelle.
Ich pflanzte schlanke vier Cypressen an die Stelle.



Tizian: Maria Magdalene.
(Pitti-Palast, Florenz.)

Doch heftig wie Genesungsflehen der Kranken,
Schmerzreiche Stimmen sich Gehör erstritten:
„Was bleibst du noch? Wer — glaubst du — wird dir danken,
Daß du versteckt im Heimatland gelitten?
Zieh fort! Ein neues Leben blüht in neuen Ländern.
Dort eile hin, um dich und dein [illegible] zu ändern."

5. „Mich ändern? — Kann ich's denn? — Auf der Terrasse
Die beiden Löwen mit den Wappenschildern,
Sie trugen stets die [illegible]masse;
Und mag der Regen [illegible] mildern,
Mag einst verwitternd Grün auf grauer Masse
Sie schmückend töten gleich viel Heldenbildern, —
Ihr Wesen bleibt, und bleibend ist das stolze Zeichen
In meinem alten Wappenschild: Der Baum von Eichen."

6. Er trat zu seines Platzes Balustrade
Und sah das Land bewegt von heiliger Lust
Der Fruchtbarkeit in warmem Sonnenbade;
Gleich jungen Frau'n mit stolz geschwellter Brust
Schien jeder Halm des Segens sich bewußt. —
Unwillig dreht' er sich zur Schloßfassade.
Davor stand überm Kies auf schwarzer Marmorbase
Ein mächt'ger Bronzeguß, sein leuchtend Werk, — die Vase.

7. Und aus dem mächt'gen Rund, zum Knäul verworren,
Viel Rosenblüten an zerbrochnen Zweigen,
Zerrissene Blätter, erdige Wurzelknorren
Den Sonnenstrahlen ihre Wunden zeigen.
Er sieht die Rosen[illegible] schnell verdorren,
Die Blüten [illegible] sich zum Sterben neigen,
Und ruft: „Hinab! Erdrückend sollen Humusschichten
Im Vaseninnern eure Zeugenkraft vernichten.

8. Im reichen Lande sei's ein Fleck der Leere,
Unfruchtbar will ich diese Stelle haben!
Drum ward viel Meter tief der Grund gegraben,
Für dieses Marmorsockels [illegible] Schwere.
Niemals soll Grün und nie die [illegible]'ge Beere
Das durstige Auge, [illegible] laben,
Ein Bild des Hasses jedem, [illegible] hier Schönheit sucht,
Versenge blendend [illegible] die Luft. Du bist verflucht.

9. Verschwinden mußten all die Freudenblüten,
Zuerst die Rosen über den Portalen;
Die hunderttausend Rosen, die dort glühten;
[illegible] sie aus; — sie deckten mir die Zahlen
Der Sonnenuhr und ließen Vögel brüten;
Die sangen, ach, so laut von meinen Qualen.
Die [illegible] Kletterrosen wucherten zu schnelle.
Ich [illegible] schlanke vier Cypressen an die Stelle.



Tizian: Maria Magdalene.
(Pitti = Palast, Florenz.)

10. Es ist vollbracht. Drum schwindet, Grimm und Grollen,
Ich will euch nicht in meinem neuen Leben;
Ihr lähmt die Kraft und macht zum halben Wollen
Das schicksalzwingende Befreiungstreben.
Fort, Mitleid mit dem ewig jammervollen
Und rückwärts schauenden Am-Gestern-Kleben.
Laß der Erinnerung Spur aus meiner Zukunft merzen,
Mit Trotz mich und Verachtung füllen statt mit Schmerzen.

11. So sei's. Die Vase steht, von mir erfunden,
Daß jede Schuld in sie hinüber quille,
Daß jede Sehnsucht nach verlorenen Stunden,
Daß jeder Seufzer dieser Todesstille
In ihr mit Grabesklammern liegt gebunden.
Erlösung suchend hat mein Künstlerwille
Dies mächtige Gefäß gebildet und gegossen,
Es emailliert und rund mit acht Reliefs umschlossen."

12. Der Künstler schritt im Kreis ums Bronzebecken
Und prüfte nochmals den gelungnen Guß;
So satt getönt, kein Fehler zu entdecken,
Zur Kunst erhoben bitterster Verdruß,
In edler Form selbst Wahn und Haß und Schrecken,
Für jeden Andern tragischer Genuß,
Und doch für ihn nur Groll, Metall gewordene Schmach.
So hielt er wieder, schlug an ein Relief und sprach:

13. „Noch einmal zeige, Vase, mir den Herrn,
Den teuflischen, den Freund, der mich verlachte,
Als könnten Narren nur aus nah und fern
Mein Schaffen preisen, das er selbst verachtete;
Zeig mir die Glut in seinem Augenstern,
Die nie vertilgbar mir den Zorn entfachte;
Den Nebenbuhler zeige, der voll Schändlichkeit
Mich und die Kunst verziet aus zügellosem Neid.

14. Da steht er vor mir: Starr das schwarze Haar,
Geballt die Fäuste, während ihn ergetzt,
Daß übers Blachfeld der Bacchanten Schar
Ein Menschenwild mit Spieß und Hunden hetzt;
Voll Kälte sieht er, daß ein Schlangenpaar
Ein hilflos Weib vor seinem Fuß zerfetzt,
Und tritt — der ewigen Güte der Natur zum Hohne —
In eines blühenden Eichbaums abgehaune Krone.

15. Ich will ihn nicht mehr sehn. — Geliebte Schale,
Dein zweites Rundbild soll den Gram zerreißen.
Denn freundlich scheint es gleich dem Originale
Das Nahen schönen Glückes zu verheißen.

Zwei Frauen stehn in meinem Gartensaale;
Die würdige Mutter trägt zum Haar, dem weißen,
Erlesne Witwentracht; um ihre Tochter rollt
Ein Meer von bunten Seiden, und das Haar ist Gold.

16. O heikles Kunstwerk, jugendschöne Glieder.
Ein Strohhut hängt, mit Blumen reich geschmückt,
Von ihrem Arm an Seidenbändern nieder,
Er gibt den Augen Halt, die rings entzückt
Umhergespäht und doch so scheu sich wieder
Gesenkt. Die Mutter preist sich hoch beglückt
Und nennt den Sturz der Perde just vor meiner Türe
Willkommenen Zufall, der zu meinem Reiche führe.

17. Mit Mißtraun hört' ich von dem feinen Munde
Die Neugier halb verstecken halb verraten,
Die Neugier nach dem rätselhaften Grunde,
Weshalb ich selbst Europens Mäzenaten
Die Tür verschlossen hielt und doch die Kunde
Nicht hinderte von meinen Künstlertaten.
Sie sprach noch mancherlei; doch vom erlitt'nen Schrecken
Sprach sie kein Wörtchen mehr. — Was wollte sie bezwecken?

18. Sie schien zufrieden, den Geheimnisvollen
In seiner weltentrückten Arbeitklause
Zu stören, um dann hastig heim zu trollen
Und ihren Freunden bei dem nächsten Schmause
Des Rätsels Lösung prahlend aufzurollen:
Ha, wir, wir kommen just aus seinem Hause.
Ihr wißt noch nichts, doch uns ließ er die Gottheit sehn.
Ein Marmorwerk von größter Kühnheit wird erstehn.

19. O falsches Spiel geselliger Eitelkeiten,
Was blies ich dich nicht fort wie Nebeldunst? —
Mäzen von heut? — er kann nur dahin schreiten,
Wohin die Mode weist und Fürstengunst;
Und reiche Herrn, selbst Frauen unserer Zeiten
Berechnen ihren Vorteil bei der Kunst;
Es ist ein süß Gefühl, Genies zu protegieren,
Nur muß der günst'ge Kauf nach Jahren hoch rentieren.

20. O laßt uns bei vergangenen Nationen,
Bei längstentschwundenen in die Lehre gehn,
Um glücklich fruchtbares Zusammenwohnen
Von Reichtum, Wissen und Talent zu sehn.
Mög' ewiger Ruhm Firenzes Namen lohnen
Für dieses Dreiklangs hehres Phänomen;
Sein Nachhall läßt noch heute tausendfach ertönen
Das hohe Lied vom Dienst des überirdisch Schönen.

21. Und du, von Ewigkeiten eingeboren,
Von Wasser, Erde, Luft und Licht betreut,
Du, der ich meine Seele zugeschworen,
Ohn' daß es mich im Elend selbst gereut,
Du, die mich schützte, daß nicht schmerzverloren
Mein Haupt dem Irrsinn eine Höhle beut,
O heilige Kunst, gewähre mir, mit reinen Händen
Erträumte Meisterwerke glorreich zu vollenden.

22. Bewirke du, Vergang'nes zu vergessen,
Daß ich das Herz mit Schaffensfreude stähle;
Gib mir zurück, was ich bereits besessen,
Daß ich mich nicht nur mit Entwürfen quäle. —
Wer kann sich Marmor aus dem Hirne pressen,
Wer formt aus Luft sich Säul' und Kapitäle? —
Zum Vasenguß hab' ich mein Haus aufs neu verschuldet.
— Umsonst; denn noch vergaß ich nicht, was ich erduldet.

23. Da spricht sie noch die zierliche Matrone,
Da lächelt noch mein Bild ihr zugewandt,
Da pendelt noch der jungen Amazone
Der Blumenstrohhut in der schmalen Hand.
Noch immer strahlt der Zöpfe goldene Krone
Gleich einem Doppelreif ums Haupt gespannt — — —
Ach Gott, ach Gott! Du wirfst entzückter Augen Lust
Warum? warum?! als Glut in die bewegte Brust.

24. Und nicht genug; dann schickt dein Warner-Wille
Uns Rauch, der schnell den klaren Schein verhülle.
Das Feuer brennt trotzdem! — Wie seltsam stille
Erblaßt so plötzlich, fast verstört, die Maid;
Ich forsche nach dem Sturz; sie leugnet jedes Leid
Und zeigt sich doch zum ruhen gern bereit ...
Ich ließ die Fraun allein und pflückt' in meinem Garten
Die besten Früchte, um den Damen aufzuwarten,

25. Und sah erleichtert, wie die beiden aßen
Und gern vom roten Wein ein wenig tranken;
Und freute mich, als wir beisammen saßen
In kunstbegeistert einigen Gedanken.
Nie vorher und nie nachher gleichermaßen
Hört ich für wen'ges mir so reizend danken
Und war von ihrer sichern Grazie so gerührt,
Daß ich sie bis zur Schwelle meiner Kunst geführt.

26. Doch als die Hände just den Riegel greifen,
Erklang es laut in mir: Halt ein, Verräter.
Soll Frost des Unverstands die Knospe streifen? —
— Erschrocken bat ich halblaut: Später, später;
Das Werk muß erst zu voller Blüte reifen.

Auch ward's empfunden für den blauen Äther.
Drum, — ist's vollendet erst im Freien aufgestellt,
Mag kommen, wer da will, und schaun, ob's ihm gefällt.

27. Beklemmend hört' ich in den nächsten Wochen
Durchs Haus den Schlurcheschritt der Einsamkeit,
Sie kam zu jeder Mahlzeit angekrochen
Und machte sich in meinem Bette breit.
Wie gern hätt' ich mit meinem Freund gesprochen
Und ihn in mein Erlebnis eingeweiht, —
Doch mußt' ich schweigen, sah er doch im Liebes-Weben
Nur unentrinnbar wüsten Kampf auf Tod und Leben.

28. Nun gar bei mir war alles ihm verpönt,
Was Anderen erstrahlt als Daseins Preis.
Er löste mich aus jedem leichten Kreis
Und hat mein Schaffen — das er nun verhöhnt' —
In guten Stunden freundlich einst gewöhnt,
Daß höchste Kunst verlangt den tiefsten Fleiß.
Warum er so mir half und mich doch niederdrückte,
Das fragt' ich nie, bevor der große Wurf mir glückte.

29. Der große Wurf: Mein Phöbus, Gott der Sonnen.
Er war ein Tropfen nur der reichen Quelle,
Ein Quäntchen bloß von dem, was ich ersonnen,
Und dennoch hat er mir mit Blitzesschnelle
Den höchsten Ruhm bei jung und alt gewonnen.
Am ersten Tag schon drängten sich zur Stelle,
Um dieses Werk als neues Wunder zu verehren,
Viel Krösusse und Kenner beider Hemisphären.

30. Ich lauschte nicht, wie hoch sie von mir dachten; —
Zwei Frauen galt mein Sinn, und wahnbetört
Mußt' immer wieder Gudrun ich betrachten; —
Mein Ohr hat ihren Jubel nur gehört. — — —
Ich seh's im dritten Bild. Doch voll Verachten
Zeigt's einen Menschen abseits und verstört:
Mein Freund, der ält're von uns beiden, der Bekannte,
Des Namen vor dem Phöbus keine Zunge nannte.

31. Die Lippe schwieg. Das Auge konnt' nicht schweigen.
Sein wilder Blick, von Hochmut angeschwollen,
Mußt' jedem Kinde seinen Zwiespalt zeigen.
Ich aber hab' nichts Böses glauben wollen.
Freund, sprach ich, wirst du heute mit mir grollen,
Wo Weisheit sich und Reichtum vor mir neigen?
Sei froh. — — — Er zischelte: Du bist von Gott verlassen,
Um dieses fehlerhafte Werk nicht selbst zu hassen.

32. Dann schlendert' er — die Hände in den Taschen —
Den Kiesweg weiter und dann auf und nieder;
Ich seh ihm nach in stummem Überraschen;
Dann überdeck ich beider Augen Lider,
Um aus des Herzens Tiefen Rat zu haschen,
Entschuldigung, Klarheit — — nichts. Ich blicke wieder
Auf mein gelungnes Werk, auf alle, die mir's loben,
— Und will nur Schönes sehn; der Zwist ward aufgeschoben.

33. Und augenblicks aus seinem Wunderbronnen
Schöpft mir der große Schöpfer eine Gnade:
Umgießt mein Marmorwerk mit hellsten Sonnen,
Daß selbst der Schatten wird zum Glutenbade,
Daß atmend lebt, umblaut von Himmelswonnen,
Was ich erschuf nach Vorbild der Iliade:
Der Sonnengott hoch überm Viergespann im Wagen
Durch alle Lüfte siegreich, stürmend fortgetragen.

34. Und wie zur Abendzeit am weiten Meere,
Wenn sanft ans Ufer breite Wogen zischen,
Wenn schweigsam rudernd zwischen Klipp und Schäre
Die Männer fortziehn, um des Nachts zu fischen,
Sich Nebelbildungen als Wolkenchöre
In Farbenglut versunkener Welten mischen, —
So zitterte mein Herz vor lichtdurchglühter Kühle
In tiefster Andacht unaussprechlicher Gefühle.

35. So wird der Augenblick im Nichtsvermissen,
Ein still Gebet, ein überirdisch Schweben;
Der Stolz, sich größer als der Ruhm zu wissen,
Gebiert den Vorsatz zu dem höchsten Streben —
Wer das gefühlt, — und würd' ihm dann entrissen,
Was Ehre, Liebe, Glück und Reichtum geben, —
Nie wird er untergehn, in diesem Weltgetriebe.
Doch welches Herz hängt nicht an Reichtum, Ehr und Liebe."

36. Des Mittags heiße Sonnenstrahlen fuhren —
Wie tausend Lanzen auf das Bronzebecken,
Dann prallten sie zurück von den Figuren,
Als gält' es Erzgepanzerte zu schrecken,
Und schnell begannen klappernde Lemuren
Die Glieder nach dem Künstler auszustrecken, — —
Wie Messer blitzt' es grell vor ihm im Lichte — —
Er taumelt, fällt. — Im Schatten ward der Spuk zunichte.

37. Und wieder, daß er Lust und Schmerz erneue,
Reißt's ihn zu seiner Vase Schilderein:
„Zeig du dich, Bild, an dem ich stets mich freue,
Ich rahme dich mit Robbiakränzen ein
Und über Wipfel in die Lüfte streue

Lebendig ich der Engel Ringelreihn.
Das Völkchen schwebt und tanzt und lacht und singt und schaut
Vom Himmel nieder auf die reiche schöne Braut.

38. O köstlich Bild, wie lieb' ich deine Weite.
Toskanas Glanz, er ist noch heute wahr.
Und „sie" so schön in fruchtbarem Gebreite,
Gewiß viel schöner, als sie jemals war, —
Wie fliegend vor dem bräutlichen Geleite,
Demantenes Glitzern im gewellten Haar,
Gleich einer Siegesgöttin kommt sie mir entgegen. — —
Sie schien mir all mein Glück, und gut wollt' ich es hegen...

39. Man sagt: Im Traume schenkt's der Herr den Frommen.
Mag sein; denn als sie mit dem großen Schwarm
Zu der Enthüllung meines Werks gekommen,
War recht verwahrlost Schloß und Park und Farm,
Ich selbst ermüdet, halb verwildert —, arm.
Woher ich da den Werbemut genommen,
Ich weiß es heute nicht und wußt' es damals kaum; —
Sie meine Braut, — so schnell, so gern, wie nur im Traum.

40. Daß wir uns wenig kannten, schreckt' mich nie,
Denn zart, wie man die schönste Phantasie,
Die plötzlich lebt, nur immer hüten mag,
Wie man den güldnen Traum am hellen Tag
Mit Lächeln nachfühlt, so empfand ich „Sie"
Und freute mich der Zeit, die vor uns lag;
Dann sollten wir vereint des Herzens Knospen brechen,
Dann alles Heimlichste von Lipp' zu Lippe sprechen.

41. Ach hätt' ich mit erfahrenem Verstand
Des Feindes damals dieses Kind durchschaut,
Ihr tragisch Wesen, ihre Qual erkannt,
Gespürt, daß sie zum Kuß sich überwandt,
Und als des gottgeweihten Künstlers Braut
Lichtzart die Liebe körperlos empfand; —
Nie hätt' ich sieghaft meiner Glut vertraut!
Doch so mußt' ihre Keuschheit ihren Reiz vermehren;
Und ich war zukunftfroh, die Liebe sie zu lehren.

42. Auch brachte nun ein jeder neue Morgen
Mir Zeitungstöße, Briefe, Bücherkisten;
„Kollegen" kamen, um mich anzuborgen,
Um mich zu interviewen, Journalisten.
Ich sollte schreiben, reden und besorgen,
Was wir im neuen Haushalt haben müßten;
Ein Prinz erschien, ein Fürst, Touristen, Tagediebe,
Und raubten mir die Zeit zur Arbeit und zur Liebe.

43. Verwundert nahm ich's eine Weile hin
Und sah das Pflänzlein Ruhm mit güldnen Blättern
Von Tag zu Tag in höh're Sphären klettern.
Der König gar und selbst die Königin
Sie schauten's an; und mein war der Gewinn.
Schnell schirmt es mir das Dach vor Sturm und Wettern,
Verschönert Park und Farm und treibt die Gläub'gerscharen
Gleich einem Wunderschwert durch seinen Glanz zu Paaren.

44. Allein dies Treiben währte lange Zeit.
Bald drückte mich die Fron der Eitelkeit;
Doch zeigt' ich mich zum Torendienst bereit,
Sonst hätt' ich Gudruns Kindersinn verletzt,
Denn ihre Mutter schien so sehr ergetzt.
Auch rechnet' ich getrost, daß mir zuletzt
Von Sommersonnenglut Erlösung würde kommen,
Sie hat die ganze Schar auch wirklich fortgenommen.

45. Verschwunden waren alle mir im Nu;
Kein Wagen hielt vor meinem Gartentor,
Kein Pärchen gab sich bei mir Rendezvous,
Kein Schwätzer brüllte Weisheit in mein Ohr,
Und kein Talentchen legte Proben vor.
Wie labte mich die lang entbehrte Ruh! —
Da, kurz vor Nacht hört ich die Eingangsglocke klingen. —
Zwei Damen baten, schnell sie nach der Schweiz zu bringen.

46. Wie klang mir dieser Wunsch so schmerzlich fremd!
Jetzt fort?!.. Seid ihr ein Teil denn j e n e r Welt?
Nicht frei, gleich mir, vom Druck, der uns gehemmt?! — —
Sie schwiegen. Und in meine Seele wellt
Trüb-trübes Ahnen. Doch zurück gedämmt
Ist's rasch, zu rasch an Gudruns Bild zerschellt. — —
Laßt, sprach ich lächelnd, Eure Freunde weichlich fliehn.
Weshalb in ihrem Schwarm durch alle Länder ziehn?

47. Mein lieber Sohn, erklang es unterdessen,
Es wird auch Ihre Zeit nicht überladen,
Bei diesen Freunden manchmal gut zu essen,
Mit diesem Schwarm zu jagen und zu baden.
Wer das nicht tut, ist gar zu schnell vergessen. —
Doch, — fürchten Sie davon als Künstler Schaden,
So schließen Sie sich ab, wie's Ihnen wohl gefällt.
Wir müssen dann erst recht für Sie zur großen Welt.

48. Mich schiert kein Mensch! — rief ich in Schmerz und Wut —
Und weil Ihr Kind gewiß gleich mir empfindet,
Wird Gudrun, wenn sie mir im Arme ruht,
Zufrieden sein, daß all dies Pack verschwindet,
Auf daß sich ungestört mein Schaffensmut,

Was ihm behagt, in eigenen Formen ründet.
Nur Mittel, frei zu schaffen brauch' ich, keine Mode,
Und kann den Ruhm entbehren bis nach meinem Tode.

49. Frei? Frei? mein lieber Sohn. Ich kenn' der Künstler viele,
Doch kenn' ich keinen Großen, der nicht wollte,
Daß anderen Künstlern, was er schafft, gefiele,
Und daß die Menge täglich Beifall zollte.
Faul blieb dagegen mancher fern vom Ziele,
Dem reiches Heiratgut ins Zimmer rollte. —
Madame! — rief ich — Sie könnten wahrlich nicht geringer . .
Auf meine Lippen legten sich zwei zarte Finger.

50. Gudrune sprach: Ich bitt' euch, streitet nicht;
Wie quält ihr mich. Laßt ab. Ihr könnt euch schreiben.
Wir müssen fort. Nur das hat jetzt Gewicht.
Kein Wasser sieht man mehr im Arno treiben;
Die Sonne Mensch und Tier zu Tode sticht;
Ich fürchte krank zu werden, müßt' ich bleiben.
Mir graut; doch will ich — Sandro — dich nicht feige fliehn.
Befiehl, — so bleib' ich. Zürnst du? — Bitte, laß mich ziehn.

51. Wie lacht' ich fröhlich auf dies Wort und schlang
Um ihre Taille meinen Arm. Wir gingen
Zum Schloßportal zu meiner Lieblingsbank,
Und setzten uns, wo Büschelrosen hingen:
Ich wies mit stolzer Hand vom nahen Hang
Bis zu der Berge weiten Zauberringen
Mein Reich, in dem zum Schrei der Grillen, die dort wohnen,
Glühwürmchen Lichter leuchten ließen — viel Millionen.

52. Gudrune, sagt' ich, sieh den Mondenschein
Sich märchenhell auf hohe Saaten legen;
Nach Tagesgluten, die mir Öl und Wein
Und tausendfach des Bodens Kraft erregen,
Fällt nun der Tau, fällt milder Nachtwind ein;
Hier oben bringt die Sonne nichts als Segen;
Wie kühl läßt sich's in dichten Mauern mittags ruhn;
Jahrhunderten gefiel's; drum geht nicht fort, Gudrun.

53. Ach, Sandro; gut, daß Mutter uns nicht hört.
Sie wär aufs neu verletzt und tief empört.
Dein Haus ist hoch und hat gewaltige Mauern . . .,
Doch nicht für uns, noch nicht; mit leisem Schauern
Bedenk' ich, wenn ein Mensch dein Wort erfährt.
Welch Lärm. — Geduld. Es wird nicht lange dauern,
So weil' ich Tag und Nacht mit Recht in Haus und Garten,
Doch heute wär's verfrüht. Warum willst du nicht warten?

54. Warum? Warum? — Sprich mir nicht vom Geschwätze
Der Andern. — Wärst du mein mit Leib und Seelen,
So wüßtest du „warum“, ohn' dich zu quälen,
Was Elende mit niedrigem Gehetze
Verleumderisch den Schwankenden erzählen. —
Warum ich mich am Warten nicht ergetze?
Warum? — Weil mich entflammt des Sommers Sonnenglut!
Und du? Was trieb zu mir dich, wenn nicht heißes Blut?

55. Wie heftig, Sandro, fragst du, was mich trieb? —
Warbst du denn nicht um mich und hast mich lieb?
Und ich — nun ja . . ich hab' zu dir begehrt,
Und ließ drum listig stürzen hier mein Pferd,
Weil alles, was man von dir sprach und schrieb,
Geheimen Zauber barg, den ich verehrt;
Und du — bestricktest du mich nicht mit zartem Wort?
Doch jetzt erschreckst du mich. Laß los; ich möchte fort.

56. Sei nicht verletzt; Gudrun, ich war zu wild.
Geduld, ganz recht. Vielleicht noch kurze Frist
Sich trennen, bis der Herbst uns freundlich ist,
Bis jeder Luxus dir entgegen quillt,
Bis du hier Frau wirst, keusches Gnadenbild.
Zieh hin; leb wohl. Doch bleibe, wie du bist,
Und kehr mir bald zurück. Du kannst noch nicht erfassen,
Daß wir mit Land und Luft auch eine Welt verlassen.

Schluß in der Mai-Nummer

Joseph Aug. Lux: Die moderne Architektur in Deutschland.

Immer mehr rückt die Architektur in den Mittelpunkt des Interesses. Das hat die moderne Bewegung bewirkt. Gewerbe und Technik, die sogenannten niederen und hohen Künste, bedürfen eines festen Stützpunktes, einer organischen Zusammenfassung zu einer praktisch bestimmten Einheit, die von dem menschlichen Geheimnis der Schönheit geadelt ist. Dieser natürliche Schwerpunkt aller Künste ist die Architektur. In den letzten 30 Jahren war die Malerei alles. Rings um sie war die Kunst erloschen. Nur sie nährte die heilige Flamme. Das war das Zeichen eines ungesunden Zustandes, denn auch sie bedurfte monumentaler Wirkungen, die sie nur von der Architektur erwarten konnte. Sie zog sich auf das Staffeleibild zurück und bildete eine Welt für sich, die neue Schönheiten offenbarte, die Wunder des Lichtes und der Farbe, und von William Turner über die französischen Impressionisten bis zu Whistler eine ununterbrochene Kette leuchtender, farbensprühender Wunder bot. Ganz Europa sah durch die Kunst des französischen Impressionismus und die Maler in Deutschland, Österreich, Italien, Skandinavien, Rußland und alle slavischen Künstler hatten die Pariser Marke. England hatte die Entdeckung gemacht: der große William Turner hatte das magische Tor des Farbenparadieses weit geöffnet. Aber Frankreich herrschte in dem Wunderland mit einer Unumschränktheit, wie es vorher in der Zeit des Absolutismus in der dekorativ gerichteten Barockarchitektur geherrscht hatte. Man kann sagen, daß in den letzten dreißig Jahren die impressionistische Malerei die einzige Lichtquelle war, in der die Schönheit der Daseinserscheinungen sichtbar wurde. Die Technik wurde groß, aber sie war mathematisch konstruktiv bestimmt, nicht organisch in künstlerischer Auffassung und bot dem Leben keinen Schönheitswert. Die Architektur stand abseits und pflegte eine unvolkstümliche akademische Überlieferung, die bestenfalls dem Gelehrten Befriedigung verschaffte. Sie hatte mit dem Leben des Volkes und der Gegenwart keinen inneren Zusammen-

hang. Oder sie fiel Spekulationsinteressen anheim und schuf die traurigen baulichen Zustände, in die die Mehrzahl der Städte geraten sind, die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ihren wirtschaftlichen Aufschwung genommen haben. Nur Orte, die den Aufschwung nicht mitmachen konnten und zum Bauen kein Geld hatten, blieben von diesen zweifelhaften Segnungen verschont. Sie sind heute Gegenstand der entzückten Betrachtung und liefern für den Städte- und Hausbau feine künstlerische Gesetze, die mit Überlegenheit angewendet sein wollen. Die Malerei entbehrte selbst der großen monumentalen Aufgaben und verfiel naturgemäß in jenem Teil, wo sie mit der Architektur in Beziehung tritt. Daß Mosaikbilder naturalistisch wie Ölgemälde behandelt wurden, ferner daß Freskenbilder den Charakter einer vergrößerten, illustrierten Geschichtsillustration empfingen und theatralisch wurden wie eine schlechte Oper, beweist zur Genüge, daß nach der architekturalen und dekorativen Seite hin die künstlerische Disziplin in völliger Auflösung begriffen war. England, im Guten wie im Schlechten, um eine tüchtige Spanne voraus, besaß aber damals schon eine aufkeimende Architektur, die aus der lebendigen Bauüberlieferung des Volkes ihre Kräfte sog und künstlerisch bestimmt war. Mit Ruskin als Wortführer traten um die Mitte des Jahrhunderts neben den Erneuerern des Kunsthandwerkes Maler auf, die zunächst aus Protest gegen die akademische Schablone neue formale Schönheiten suchten, die mit individuellem Leben erfüllt waren. Sie fanden Anregung und Stärkung in der frühitalienischen Kunst, die alles besaß, was sie selbst suchten. Naturwahrheit, dichterische Verklärung und die Strenge des Architekturgeistes. Es war die Gruppe der Präraphaeliten, deren Mitglieder später mit Morris in der Arts and Crafts-Gesellschaft gemeinsame Wege gingen. In ihren berühmten Essays, den Arts and Crafts-Essays legten die Mitglieder die Ergebnisse ihrer Untersuchungen und Erfahrungen nieder, die sie in den dekorativen Künsten, in der Buchkunst, in der Keramik, den Metallarbeiten und Gläsern, in der Wohnungsausstattung, den Geweben und Stickereien gewonnen hatten, indem sie sich auf die fast ganz verschüttet gewesenen handwerklichen Überlieferungen der architektonisch geführten mittelalterlichen Gotik stützten. Dem Entrüstungssturm, der sich gegen die Malergruppe der Präraphaeliten bei ihrem ersten Auftreten richtete, gebot die machtvolle Autorität Ruskins Einhalt, der sich begeistert für die junge Gruppe erklärte, und die Unnatur der angeblich von Raphaels Vorbild ausgehenden akademischen Frisiertheit nachwies,

indem er im Hinblick auf die Wandteppiche von Raphael die Unmöglichkeit aufzeigte, daß Christus nach dem Schlaf und der sturmbewegten Nacht auf dem Meere ein schön gescheiteltes und gelocktes Haupthaar tragen konnte. Diese Beweisführung ist zwar mehr faustgerecht als künstlerisch, aber sie fand vielleicht gerade darum bei dem englischen Publikum Verständnis, und erfüllte ihren guten Propagandazweck zugunsten der neu auftretenden Künstler, die sich aus Protest gegen die Akademie Präraphaeliten nannten. Nach der monumentalen Seite der Malerei im Hinblick auf die Architektur trat Burne Jones in der Gruppe der Präraphaeliten und in der späteren Arts and Crafts-Gesellschaft bedeutsam hervor. Am berühmtesten sind seine „Schöpfungstage" geworden. Die Stoffe zu den Glasfenstern und zu den Gobelins, in denen noch Morris Hervorragendes leistete, wurden größtenteils der heimischen, keltisch-ritterlichen Legenden-Überlieferung, der Artus- und Gralssage entnommen, und ihre zeichnerische und technische Behandlung zeigt eine durchaus handwerkliche, im besten Sinne architektonische Auffassung, im Gegensatz zu den Ölbilderimitationen der phantastischen Gobelinwebereien und Glasmalereien. Das Auftreten dieser Künstlerschar und besonders Burne Jones bezeichnete den Anfang einer neuen Monumentalmalerei, zu der selbstverständlich die Bildweberei, die Glasmalerei und das Mosaikbild gehörten. Auf dem Kontinent traten außer Puvis de Chavannes Monumentalmaler auf, die, jeder für sich, den Zusammenhang mit der Architektur suchten und neue Symbole mit der großzügigen Harmonie rhythmisch empfundener Flächen- und Farbenerscheinungen zu verbinden suchten, Hans von Marèes, der sich in den Irrgärten der großen italienischen Überlieferung verlor und nicht zu den Quellen kommen konnte; der holländische Javane Jan Toorop, als Symbolist und Neoimpressionist hervorragend bekannt; der Schweizer Ferdinand Hodler, der die großartig aufgefaßten Glasmosaiken mit Szenen aus der Schweizergeschichte für das Rathaus in Berlin lieferte und gegenwärtig für die neue Universität in Jena Fresken malt; und endlich Gustav Klimt in Wien, dessen Aulabilder für die Wiener Universität durch die schmucksteinartige, ganz flächenhafte, dekorative Behandlung, durch die Neuheit der symbolischen Darstellung und durch die außerordentliche Feinheit, man möchte fast sagen Klangschönheit des farbigen Elements die ungewöhnlichsten und interessantesten Erscheinungen der neuen Monumentalmalerei bilden, ungewöhnlich auch durch ihr eigentümliches Schicksal, indem sie infolge des bornierten Protestes der Wiener Universitätsprofessoren ihrer

Bestimmung nicht zugeführt wurden. Es darf schließlich nicht vergessen werden, daß der Impressionismus auf dem Wege über den Neoimpressionismus selbst eine Entwicklung zum strengen Stil nimmt, allerdings nicht durch die lineare Wirkung, sondern durch die Farbenbehandlung, die ungemischte, man könnte sagen, heraldisch reine Farbenelemente auf die Leinwand bringt und die optische Verbindung dem Auge überläßt. Sie nähert sich auf diesem Wege selbst durch die Farbenwirkung in der schmucksteinartigen flächigen Wirkung, die allerdings am ausgesprochensten in der modernen Graphik im Farbenholzschnitt, im Plakat wirkt, in das Staffeleibild übergeht und von dort den Ring zur architektonischen Malerei, zum Monumentalbild, zur Glasmalerei und zum Mosaik wieder schließt. Schon sind unter den Impressionisten van Gogh und Gauguin instinktiv mehr zum Stil geneigt. Valotton, um nur ein Beispiel zu nennen, ist schon vollends stilisiert. Wenn sich die Augen der impressionistischen Maler und ihres Publikums von Paris erholt haben werden, wird ein Staunen sein über die dekorative Kraft und Eigenart, die in der älteren heimischen Überlieferung, der ethnographischen, wie der altmeisterlichen liegt, die geistig verwandt mit jenen Erscheinungen sind, die heute als aufregende Neuheit gefürchtet oder geliebt werden. Am reichsten aber und am unerschöpflichsten wird der verschlossene Brunnen der slavischen Überlieferung sein. In der Musik wie im Ornament haben sie den größten volkstümlichen Reichtum. Sie haben die Zukunft. Die Völker der Zivilisation, der Westen Europas hat sich in dieser Hinsicht vollständig erschöpft. Im Ornament hat er nichts zu geben, wie eine mehr oder weniger persönlich behandelte stilisierte Wiederholung ornamentaler Elemente, die vorher schon unzählige Male abgewandelt worden sind.

Auf dem Kontinent bewirken, wie bekannt, die englischen Einflüsse eine Wiederbelebung der gewerblichen Künste, die vorzugsweise von Malern ausging, die ornamental überwog, obzwar es sich, wie sich in der späteren Entwickelung herausstellte, nicht um den äußeren Schmuck, sondern um innerlich bestimmte, sachliche, künstlerisch architektonisch einheitliche Gestaltungen handelte. Instinktiv suchten die jungen Künstler, die sich dem Kunstgewerbe zuwendeten, Architekturaufgaben in die Hand zu bekommen, Bauaufträge, Einzelfamilienhäuser, die individuell durchgebildet werden konnten, weil sie dadurch von einem gegebenen, alles umfassenden, einheitlichen Gesichtspunkt aus die kunstgewerbliche Produktion bestimmen und in einen Gesamtorganismus vereinigen konnten. Viele

Erfahrungen mußten von dem englischen Vorbild übernommen werden, vor allem der Fleiß und die Gründlichkeit, mit denen die Vorgänger ihr Reformwerk verrichteten. Und wo die Erfahrungen und Erkenntnisse dieses Vorbildes nicht mit reiflicher Überlegung und Anwendung auf die heimischen Verhältnisse genutzt wurden, mußten die eigenen Fehler demonstrativ helfen. Mit wachsendem Interesse an den gewerblichen Künsten und der von diesen bestimmten häuslichen Umgebung wuchs das Interesse für die Architektur und ihre Aufgaben. Naturgemäß. Die jungen Bannerträger gingen voran und verkündeten eine neue Wahrheit, die uralt ist. Aber sie waren alle Autodidakten, sie hatten den ungeheuren Vorzug der Frische und der Begeisterung, durch die sie in den Zeiten der Gärung die ganze öffentliche Stimmung mitrissen; jedoch der Mangel an positivem Architekturkönnen beschränkte sie, von einigen ungewöhnlichen Ausnahmen, wie Peter Behrens als Erbauer des Krematoriums in Hagen und van de Velde als Bauschöpfer des Falkwang-Museums von K. Osthaus, abgesehen, zu kleineren Alltagsaufgaben der Architektur, die über das Familienhaus nicht weit hinausreichen, während die großen monumentalen Aufgaben, die das moderne Leben stellt, die Großstädte, der Riesenverkehr, der ungewöhnliche Bauorganismen verlangt, den eingesessenen Künstlern vorbehalten bleiben müssen, die von Haus aus das immense Rüstzeug des Architekten haben, oder es infolge eines außerordentlichen inneren Berufes in ungewöhnlicher Selbstzucht autodidaktisch erlangten, wie in den genannten, sehr seltenen außerordentlich respektablen Ausnahmen. Die anderen sind die Maler-Architekten, ein Begriff, der im Gegensatz zum verzopften Akademiker oder zur geschäftemachenden Bauspekulation vorteilhaft das künstlerische Anrecht vertrat. Aber über die Schultern der Maler-Architekten weit hinaus ragt der berufene Monumental-Architekt, der in den ersten Jahren der Bewegung nur deshalb übersehen werden konnte, weil die Allgemeinheit mit den kleinen Aufgaben des Kunstgewerbes und des Kleinhausbaues beschäftigt war und weil es vor dieser Bewegung keine Zeitschriften und Publikationen gab, die die Öffentlichkeit an den wartenden großen Bauaufgaben unserer Zeit interessieren konnten. Im Laufe dieser Jahre jedoch wurde die Öffentlichkeit auf dem Weg über das Kunstgewerbe und seine ästhetische Erneuerung an die Architektur gewöhnt und die Behandlung von Baufragen rückte in den Vordergrund. Die Architektur beginnt, wie gesagt, in der öffentlichen Aufmerksamkeit einen Platz einzunehmen, der ihr gebührt und den bis dahin als unmännliche Statt-

halterin die Malerei eingenommen hatte. Langsam gewinnt die Öffentlichkeit wieder den Gesichtssinn für die Baukunst. Wenn auch die großen künstlerischen Bauaufträge zum Glück nicht von Volksabstimmungen abhängen (wie es Ende 1907 in Wien gegen den Museumsbau Otto Wagners versucht wurde), so ist eine vornehme Baugesinnung immerhin ein wichtiges Postulat der allgemeinen Bildung und eine Grundlage, die dem Künstler Hoffnung gibt. Wie hoch ein Volk zu bilden ist, zeigt seine Baukunst. Und schließlich kann auf die Dauer keine Kunst existieren, wenn sie des Interesses und der Liebe der Menschheit entbehrt.

Schluß im Maiheft.

Ein neuer Beethovenschatz.

S c h l u ß.

Bester Bernardus non Sanctus!

Man will oder will man? — Ich sende Ihnen die Schrift hier zurück, die ich gelungen fand, was ich angemerkt, werden Sie vielleicht gar nicht berücksichtigen, dies steht Ihnen frei, denn ich kann hier nicht sagen anche io sono pittore nun bitte ich Sie aufs innigste lassen Sie selbe abschreiben, ob ein Stempelbogen und welcher, weiß ich nicht, fragen Sie jemanden aus der Staatskanzelei mir ist es nicht eingefallen, sonst hätte ich gestern unseren Cardinal gefragt — Seine Emminenz, welcher übrigens sogleich selbst die Schriften übergeben wollen — haben sehr gelacht, wie ich Ihnen erzählte, daß die selbige Person, wider welche das Gesuch eigentlich abgezweckt war, aufgefordert zur Protestation dagegen wurde, dies deucht mir könnten Sie noch contrastiren dagegen, ebenso könnte der Hr. Curator noch einen Stich bekommen, daß die L. R. auf selben so wenig Vertrauen gehabt, daß ich noch einen der L. R. Vertrauen besitzenden Mann Dr. Adlersberg (?) beigesellt habe. — und nun leben Sie in will Mann und Mann will fort, bis lauter will will will will Mann Mann etc. etc etc. hervorkommen — wegen der Bibliothek hoffe ich bald in einiger Zeit etwas anbringen zu können — der Anfang ist gemacht —

Ihr Beethoven.

Lieber B.

Ich suchte Sie gestern abends als mir O. Ihren Brief brachte, Sie waren aber abwesend, obschon mir O. gewiß versicherte, Sie zu Hause zu finden — natürlich schrieb ich Blöchl. gleich noch gestern abends im Wirtshause, daß er K. durchaus zu der Ober A.-s H i n t e r schaft nicht bringen solle, dies müßte ich O. geben, daß er es noch heute besorgte früh genug, ich hoffe es wird geschehen sein. — Wegen der Mutter wußte ich schon, denn sie war gesehen worden, indem sie sich zu B. begab, ich schickte mit Fleiß Oliva zu ihm und ich war es der ihm auf . . . ohne zu entdecken, daß daß ich es wußte, ihm etwas darob zuzusetzen.

Einem Menschen, der mir einen solchen Brief geschrieben, kann man schon etwas starke . . . Mittel darreichen. Ich mag wegen dieser pesterfüllten Person kein Wort mehr an H. Blöchl. verlieren, ich sende ihm durch Steiner schon heute den Betrag für den künftigen am 22. August (?) einfallenden Monat in dieser Lage, worin wir uns jetzt befinden, indem einmal die bestialische Mutter, wie ich sehe, überall ihren Pesthauch verbreiten (?) kann, lasse ich mich nicht auf einhalb zu bezahlen, ein. Karl hat höre ich von Oliva, Blöchl. um Erlaubnis gefragt ob er mir seinen lateinischen Brief mit meinen Namenstag schreiben soll? — Ich bin daher der Meinung, daß Sie K. in Gegenwart des Hr. N. erklären, daß ich keinen Brief von ihm wolle, dies hätte er längst tun sollen, und mir seine schlechten Streiche, wozu er sich von seiner Mutter teils und teils auch aus eigenem Antriebe hinreißen ließ, abbitten sollen, seine Verstocktheit, seine Undankbarkeit, seine Gemütlosigkeit beherrscht ihn so, daß er, indem Oliva da war, sich nicht einmal nach mir erkundigt hat, ja als ich ihn das erstemal zu Blöchlinger bei der Hand hinführte, zog er sobald wir ihnen nahe waren seine Hand von mir zurück, und dies später als ich noch einmal mit Oliva da war wieder — fort, meine Geduld hat ein Ende, ich habe ihn aus meinem Herzen ausgestoßen, viele Thränen um ihn diesen Nichtswürdigen geweint, nur wenn er von selbst den Weg finden wird, sich mir zu nahen, und daß ich erst Proben habe, daß sein schlechtes Herz gebessert ist, will ich sehen, ob ich ihn wieder anerkennen werde, meine Liebe zu ihm ist fort, er brauchte Sie, ich habe der seinigen nicht nötig, und seit er ihr dieser Pesterfüllten nahe war, und jetzt wieder ist, will ich nichts mehr von ihm wissen als daß ich für ihn bezahle und sonst sorge. —

Dem Herrn Magistrats Dr. — v. — . . . . habe ich sagen lassen, daß meine Zeit es nicht erlaubt, sonst wäre ich heute selbst gekommen, ich werde aber ehstens das Vergnügen der Obervormundschaft meine Aufwartung zu machen — nun aber glaube ich, daß es nötig ist uns auf die Hinterfüße zu setzen indem wir die Schrift, welche der Erzherzog Rudolf dem E. Ludwig übergeben hat, noch nachtragen, daß ich selbst die Vormundschaft übernommen, daß der vorige Referent diese Sache abgegeben aus Ursache, der Parteilichkeit beschuldigt geworden zu sein, kurzum, daß der Mag. . . . immer eine Partei wider mich bilde, und das Erziehungswerk dadurch gestört werde, und ohnehin durch sein Einmischen mein Neffe ein ganzes Jahr verloren habe an seinen Studien, daß er wegen ihren elenden Klatschereien und Gewäsche und das Gehör,

welches die Mutter dort immer erhält, immer vorgreifen wird (?), und ich immer .... werde, daß sie sich alles gegen mich erlauben, ohnerachtet mein Neffe von mir erhalten wird, auch mein H. Bruder mit unter der Decke stecke, (er hat jetzt ein Gut von 20.000 Thaler oder Gulden gekauft, und Sie können gewiß denken, daß er jetzt bestehen helfe) indem er ihn zu Apotheker wolle, etc. Wir bitten also entweder um beides nämlich: daß man ihn nach Bayern lasse und daß dem Mag. aufgetragen werde, mein Erziehungs werk nicht ferner zu stören und sich in nichts mehr einzumischen oder um eins oders andere, diese Schrift können Sie an Erzherzog Rudolf richten, dem Sie sie auch selbst übergeben können, wie noch einmal mit ihm sprechen können, und ihm vielleicht zufällig bekannt werde, welches nicht unangenehm sein wird, ich werde ihn von allem unterrichten, diese Schrift soll der Erzherzog den übrigen vorangeschickten beifügen, er will selbst mit dem Kaiser sprechen — Sie können mir nun darüber antworten, was K. betrifft, so ist es so geschrieben, daß er es von Ihnen aus dem Briefe hören soll, es versteht sich von selbst, (ich liebe ihn noch wie sonst ohne Schwäche und zu große Vorliebe, ja ich kann wirklich sagen, daß ich offt um ihn weine,)*) meine Lage mit meinen verschlossenen Sinnen ist an sich so hart und welche widrige Ereignisse und abscheuliche Begegnungen für so große Aufopferungen, welche auch dieses schlechte Volk hat gewußt härter zu machen — Oli wissen Sie wohl wie er bei mir steht allein leider bedarf ich in meiner isolirten Lage dg. Menschen, er fällt mir zur Last in Rücksicht des Geldes noch obendrein, wie es scheint betrachtet er sich als besoldet von mir, was ist da zu ändern — Ergebung — meine Gesundheit ist sehr angegriffen, sodaß ich kaum beim Schreiben aushalten kann. — Gehen Sie nun hin zu Blöchl. ich mag nicht mehr dort hingehen weil ich diese abscheulichen Begegnungen zwischen mir und dieser Person nicht leiden will und ihre Klatschereien gegen mich nicht widerlegen will.

In Eile Ihr Beethoven.

An Hrn. von Bernard!

Lieber Freund!

So lange wir uns kennen, so kann ich doch nicht verschweigen, daß mir Ihr Wesen offt Kummer verursacht hat, Sie scheinen gerne Schmeicheleien von elenden Menschen Gehör zu geben, und erscheinen Elenden

*) Diese Stelle ist im Originalbriefe mit Bleistift gestrichen!

als Protektor, hiedurch schaden Sie Ihren Freunden indem Sie bei dg. Protektionen alles gut und aufs Beste finden wollen, die jetzige Geschichte beweist wieder, wie sehr Sie falsch gegriffen haben, und Ohne Rücksicht mir neuerlichen Verdruß zu dem alten noch hinzugefügt haben. Dieser Mensch ist offenbar ein roher, sehr roher Mensch — seinen armseligen Ideen haben Sie Beifall gegeben, und den Freund verraten, nur zu wohl merkte ich dies, wie schlaff alles in Rücksicht der bösen Person angeordnet wurde, Oliva war nicht fein genug, und Sie nicht grob genug für diesen *nichtschweizerischen* Flegel, denn er ist, wo er auch nur her sein mag, ein Flegel. — *Aus Achtung für mich sprach er wegen mir und Vernunft* welche Logik, dagegen empfiehl er sich wieder *Ihrer Gewogenheit* — dies sollte nicht ansteckend für Sie sein, von einem solchen Wicht *ehrt gar nichts*. — Allein — ich muß sagen, es ahndet mir, daß Sie ebenso mein Freund als ein Stück Feind sind. — Mein Neffe wollte also wirklich ganz feindlich gegen mich gesinnt sein, und wenn er es wäre, so wollte er also hierin fortfahren dürfen, oder verstehen gemacht werden können, ob er *diese Rabenmutter mehr liebt oder mich?* Diesen armseligen Ideen, dieses elenden pädagogischen Wichtes geben Sie Ihren Beifall ohne an die gänzliche Unrichtigkeit davon zu denken, Sie selbst noch vor einigen Tägen in der Stadt gaben mir deutlich genug zu verstehen, daß mein N. mich hasse — es verflucht und verdammt über das elende Menschengesindel.

Bildende Kunst.

Welchen Einfluß hat Tizian auf die moderne Malerei ausgeübt?

(Eine Umfrage.)

Es heißt zunächst den vagen Ausdruck „moderne Malerei" mit tatsächlichem und begrifflich klar begrenztem Inhalt erfüllen, will man versuchen, die so einfach klingende und doch so verzwickte Frage zu beantworten, ob Tizian die moderne Malerei beeinflußt hat.

Meier-Graefe erklärt kurz und bündig: „Mit Rubens und Velasquez kann man die ganze moderne Kunst machen." Damit ist deutlich genug gesagt, was die Sezessionisten und ihr Anhang unter „moderner Malerei" verstehen und verstanden wissen wollen.

Die Möglichkeiten impressionistischer Betätigung bestimmen also hier die Weite des fraglichen Begriffs. Und diese Weite ist in der Tat unerschöpflich und unbegrenzt für den Eingeweihten; sie engt sich aber sofort zur zum mindesten vorurteilsvollen Einseitigkeit in den Augen jener, denen impressionistisches Erleben und Erkennen ungeahnte Dinge sind.

Für diese große Mehrzahl ist die „moderne Malerei" der Inbegriff der Leistungen aller der Maler unserer Zeit, deren klangvolle Namen allgemein geläufig sind. Ein Lenbach und ein Böcklin, die nach Geschmack und Urteil der Impressionisten nichts, ja gar nichts mit dem Wesenssinn unserer Zeit verbindet, sind trotz allem der großen Mehrzahl noch immer die geheiligten Vertreter der Moderne, die selbst Manets und Monets Bedeutung weit überstrahlen. Hält man sich — nur um der Beschränkung willen — an diese beiden einander innig vertrauten, von der deutschen Nation noch heute am meisten gefeierten zeitgenössischen Meister, so ist mit einem Schlage die Bedeutsamkeit von Tizians Einfluß auf die moderne Malerei bewiesen.

Lenbachs ganze Kunst wäre ohne Tizian gar nicht denkbar! — Um ganz an der Oberfläche der Betrachtung zu bleiben, überblicke man jene Reihe weithin berühmter Bilder, in denen der Münchener Meister mit

dem großen Venetianer geradezu zu rivalisieren suchte. Die verschiedenen Selbstbildnisse Lenbachs sind rührende Dokumente für seine bedingungslose Hingabe an die Zauberwelt der Tizianschen Malerei. Ist nicht Lenbachs „Tochter des Herodias mit dem Haupt des Johannes" eine vollkommene Kopie von Tizians „Lavinia", trotz der Veränderung des Themas und trotz der modischen Variation des Kostümes? Und wie sehr halten sich etliche von Lenbachs Kinderbildnissen an Tizians berühmtes Porträt der kleinen Tochter des Roberto Strozzi? Wer aber die wunderbare Kopie Lenbachs nach diesem Kinderbild des Venetianers jemals in der Schackgalerie gesehen hat, begreift nicht nur die durch dieses Beispiel angedeutete Abhängigkeit, sondern er ist da angesichts der noch größeren und bedeutsameren Kopien, die man dort nach Tizian von Lenbachs Hand findet, von der Ehrfurcht ergriffen, die dieser seinem großen Lehrmeister entgegenbrachte, und der Liebe, mit der er seinem Beispiel zu folgen sich bemühte. Das wunderbarste Dokument hierfür aber bietet die Sammlung des Grafen Schack in Lenbachs Kopie des Wunderwerks, das man himmlische und irdische Liebe zu nennen pflegt.

Wie die sonnigen Strahlen dieses Zauberbildes in die geistige Werkstatt Lenbachs hineingeleuchtet haben, so haben sie auch den Weg, den der Maler Böcklin ging, in seiner ganzen Breite mit ihrem Märchenglanz übergossen, und kein anderer Einfluß war so nachhaltig und andauernd auf das Schaffen des Schweizers, als der, der sich seinem Suchen und Grübeln aus diesem einen Werk des Venetianers erschloß. Ein Bild wie „Poesie und Malerei" und verschiedene ähnliche Dekorationsstücke weisen schon ganz äußerlich hierauf hin. Auch Rudolf Schicks Tagebuch zeigt, wie Boecklin immer wieder und wieder auf dieses Bild Tizians zurückkommt und welche Anregung und welchen Maßstab für jedes Kunstschaffen Boecklin gerade von diesem Tizian herzuleiten pflegte.

So ist zweifellos für die räumliche Weite des Laienblicks Tizians Einfluß auf die moderne Malerei nicht nur vorhanden, sondern sogar überragend.

Aber ebenso unbedingt muß der Venetianer den Rubens, Hals und Velasquez den Platz räumen für die, die mit logischem Scharfsinn und innigerer Fühlung das Problem des Impressionismus als das alleingültige Problem unserer Zeit erkennen und in Lenbachs wie Boecklins Art die Beziehung zu diesem wesentlichsten Phänomen unserer Geisteskultur vermissen. Wo aber auch in diesem engeren Kreis das historische Interesse über Rubens hinausreicht, führen natürliche Zusammenhänge

den Suchenden auf diesem Wege zu dem immer lebendig sprudelnden Quell, den das Genie Tizians allen schönheitsfrohen Menschen für ewige Zeiten erschlossen hat.

Paul Kraemer.

Ludwig Fahrenkrog:

Tizian: Himmlische und irdische Liebe, Der Zinsgroschen, Lavinia, Flora, L'homme au gant, Moro.

Liebermann: Frau mit Ziege, Altmännerhaus, Reiter am Strande, Simson und Delila — oder

Menzel — Leibl — Zügel — Uhde — Slevogt — Baluschek — Baluschek — Baluschek? umschlagen: andere Seite!

Klinger: Kreuzigung Christi, Pieta, Salome, Vom Tode.

Thoma — Stuck (Stuck?) — Sascha Schneider — Fahrenkrog, d. h. ich. Der Einfluß Tizians auf mein Schaffen? Daß ich nicht wüßte.

Wie man der über und über roten Rose im Garten sinnend im Genuß und mit Andacht huldigt, ohne daran zu gedenken dieser Rose Schöpfer sein zu wollen, so stand ich 1894 in der Galerie Borghese zu Rom jener Blume aus dem Garten der Ruhe, der „Himmlischen und irdischen Liebe" gegenüber. Ich habe die Rose im Garten nicht zerstückt, um neugierig zu erfahren: wie das gemacht sei. Ich dankte dem Schöpfer, der sie schuf.

Dann sah ich auch den „Zinsgroschen"! Der Gleichklang der Dinge in diesem Werke ist wunderbar — nach jeder Seite hin — und in den Tonwerten! Welche malerische Größe! Man erzählt sich: Tizians Ehrgeiz hätte dies Werk erzeugt, um zu zeigen, wie er Dürers durchbildende Kraft mit eigener Größe der malerischen Anschauung zu verbinden wisse. Die Legende klingt glaubhaft. Nie mehr hat Tizian in der Größe und der Durchdringung malerischer und geistiger Auffassung sich übertroffen. Ich kenne auch keine andere Christusdarstellung, welche dieser an Hoheit, Würde und Liebe gleichkäme. Herz und Sinn erleben vor diesem Bilde eine Feierstunde. Aber Ursache zu nachschaffender Begeisterung ward dieses Werk mir nicht — ebenso wenig wie die Lavinia, Flora oder eine der vielen Venusse Tizians.

Dieser schönheitstrunkene (eigentlich) Nur-Maler ist keine Kampf-

natur, die an der Seele Saiten zerrt, alle seine Pfade führen in das Land der Liebe, der Schönheit und der Ruhe und alle seine Mittel sind gestimmt auf ein Abgeklärtsein in Farbe, Ton und Linie. Wenn auch mit verschiedener Kraft: aus jenem Lande wanderten B. Plockhorst, Fr. Aug. Kaulbach, Böcklin, Rafael Schuster-Woldau zu uns her.

Hat nun Tizian die „Moderne" beeinflußt? Gott, ja! Jede Größe übt noch über das Grab hinaus Einfluß aus, ist Grundstock und Ursache künftiger Kunst. Aber auch nein! Eigentlich sogar richtiger: nein. Tizians Kunst ist uns nicht nahe. Seine Absicht auf Malerei: ja. Aber wie andere Aufgaben stellte uns die Zeit der Luft und des Lichtes, von Impressionismus, Stimmung und andern Dingen zu geschweigen. Dann aber eben: Was ist die Moderne? (Das größte Chaos von Kunstanschauungen.) Ist es die Art der Überhaupt m a l e r, welche alle Dinge da außen abmalen, oder sind es die Bildner, die sich in ihren Schöpfungen selbst gebären? Ist es der Impressionist oder der Stilist, der Typenschaffer oder Nachahmer? Siehe oben. Wer weiß, wie das enden wird. Heute ist Tizian noch eine ruhende Größe kämpfenden Gewalten gegenüber.

Fahrenkrog

Fidus:

Um Ihre Rundfrage über den Einfluß Tizians auf die moderne Kunst sachlich zu beantworten, müßte ich Tizian besser kennen, als es der Fall ist. Ich habe von seinen Werken bei meinen ganz vereinzelten Besuchen deutscher Galerien und in Venedig flüchtig gesehen, also sie nie „studiert", noch weniger als manchen andern alten Meister. Und dies ist eigentlich schon ein Zeichen, daß er auf mich, als Modernen, jedenfalls kaum einen Einfluß ausgeübt hat. Tizian war mir immer zu sehr Virtuose und Weltmann, früher hätte ich gesagt „zu wenig Ethiker", um mich zu fesseln. Er ist mir mehr bloßer Spiegeler seiner Zeit, als Schöpfer eigener Schönheitswelt. Technische Feinheiten kann

man aber auch bei anderen lernen und vor allem aus dem selbständigen Naturstudium herausentwickeln. Unter Naturstudium verstehe ich allerdings nicht das fachsimpelnde Kopieren von Naturerscheinungen, sondern das wissenschaftliche Anschauen des Gesetzmäßigen und das tat-philosophische Einleben in die Natur. Dies kann der wirklich schaffende Künstler nicht durch die Brille irgend eines alten Meisters tun, der naturgemäß im Naturwissen und Erkennen rückständig gegen uns sein muß.

Dagegen ist es natürlich und selbstverständlich, daß auch der selbständigste Künstler von der Gesamtheit vergangener Kunst allerlei äußere und innere Anregungen empfängt. Und wenn bei mir, außer meinen direkten Lehrern, besondere alte Meister zu nennen wären, so ist es nicht gerade Tizian, eher Leonardo, Michelangelo, Dürer und Rembrandt. Was aber die „Moderne" angeht, so zersplittert sie sich doch in so viele Individualitäten, daß man bei fast jedem Künstler einen andern historischen Anklang herausfinden könnte — leider, da es ein Zeichen unserer akademischen Rückwärtserei im allgemeinen ist. Z. B. haben die Präraffaeliten, d. h. die wirklichen, nicht die englischen, in ihrer herben Knabenhaftigkeit viel mehr Widerklänge in unserer erneuten Naturalistik, als die reifen Cinquecentisten, deren Parallele bei uns wohl erst kommen wird.

Im übrigen aber glaube ich, daß wir einer aktiven künstlerischen Kultur entgegengehen, die über solche kurzgeschichtlichen Vergleiche hinausgeht, weil wir vor einer Renaissance nicht nur der Form, sondern des Geistes stehen. Wir sind auf dem Wege Hellenentum zu verwirklichen und nicht nur humanistisch zu verhimmeln. Die großen Durchbrüche der Wissenschaft, der Hygiene und der Technik lieferten die äußern Grundlagen dazu, die Religion einer dogmenlosen Wahrhaftigkeit und liebenden Lebensbejahung dürfte die inneren Bedingungen ergeben. Weil aber der Erkenntnis darüber schon so viel geworden ist, daß die bloß literarische Aussprache derselben trotz aller religiösen und ästhetischen Heuchelei schon zur Trivialität wird, so ist es um so mehr der anschaulichen Kunst und der lebendigen Tat vorbehalten, das letzte Wort zu sprechen, es Fleisch werden zu lassen. Und gerade weil dieser Erkenntnis soviel Heuchelei gewalttätig entgegensteht, mindestens eine moralische „Indifferenz", über die einst auch ein Tizian, ein Raffael, ein Rubens, ja ein Holbein (ein Deutscher!) sich nicht erheben konnten, so muß die neue selbstschöpferische, geistige Kunst und die neue Tat um

so viel reiner, herrlicher und heldenhafter werden als die jener Zeiten. Je tiefer der ästhetische Verfall, je größer müssen die ausgleichenden Gegenwirkungen sein.

Fidus

Walter Leistikow:

Auf Ihre Frage, welchen Einfluß Tizian auf mein Schaffen ausgeübt hat, glaube ich ohne weiteres Nachsinnen: gar keinen — antworten zu müssen.

Walter Leistikow

Max Slevogt:

Tizian, der Stolze, Große, hat auf die Kunstübungen und Anschauungen unserer Tage keinen Einfluß. Hans von Marées, Feuerbach, Böcklin waren wohl in einem solchen Sinne die letzten seiner Gefolgschaft in Deutschland, soweit wir es jetzt übersehen können.

Unbeschadet oder infolge seiner nicht bezweifelten „Göttlichkeit" ist er uns nicht mehr so ganz lebendig; er begeistert den genießenden Menschen in uns, zwingt uns zur Huldigung, — aber er irritiert unsere Nerven nicht, — er revolutioniert uns nicht!

Er selbst scheint keine Nerven besessen zu haben: diese über alle Zufälligkeiten erhabene, majestätische Kunst eines „Großen Herrn", diese prächtige sonore Harmonie, bleibt uns ein feierliches Traumland, von dem wir nichts in unser Leben herübernehmen können und wollen.

Was von ihm, und daß zu lernen wäre, muß sich jeder sagen — der Pulsschlag einer Zeit ist aber eigenwillig und stark.

Die Dornenkrönung seiner letzten Zeit in München, ein dunkles

Männerporträt, — später in Rom die „Himmlische und irdische Liebe" haben auf meine Erziehung stark eingewirkt, — aber erst, was uns als Mann ergreift, wirkt bestimmend auf unsere Zeit weiter. In der Jugend lieben wir eigentlich in den erwählten Göttern mehr uns und unsere Vorstellungen.

M. Slevogt

Das Urteil

(Zu Auguste Rodins Baiser.)

Die großen Kunst-Schaffenden, die einzelnen, ach sehr vereinzelten Riesenbäume im Zeitwald können nie von der Mitwelt beurteilt werden. Sie verwirren und überwältigen unser Urteil in einem Grade, daß sie sich ihm in Wirklichkeit ganz entziehen.

Eben jener Überschuß an all unseren eigenen Eigenschaften, der der Ursprung und die Summe ihres Genies ist, reißt manche der Mitlebenden zu Empörung hin und treibt andere zum Gelächter. Indem die Genies unserer Zeit uns in übergroßen Linien wieder schaffen, scheinen sie für die Menge nur unsere Karikatur wiederzugeben, und der Kampf, den die Mitwelt um die Werke des Genies entfesselt, wird umso heftiger und umso anhaltender, als jedes Genie damit beginnt, in der Form selbst mit dem überlieferten Ausdruck zu brechen und das Joch der Tradition abzuwerfen, das die Freiheit seiner Schultern behindert: für seine neue Stärke sucht es die neue Form. Und alle Leibeigenen der Tradition, die eine ererbte „Schule" für ein ewiges Gesetz halten, erfüllen die Luft mit Schreien gegen jenen, der, um von seinem „Eigenen" zu sprechen, mit seinen eigenen machtvollen Lippen spricht.

Die Schar der sogenannten Kunstkenner geht so oft Hand in Hand mit den Hunderttausenden der Menge, und sie scharen sich um den Riesen in der Kunst unter A-bas, A-bas-Rufen und Hohngelächter.

Eine Zeitlang.

Denn oft tritt der Umschlag ein.

Das Genie drückt der Mitwelt sein gewaltiges Knie auf die Brust und zwingt sie zu Boden.

Und nachdem man den Meister im Chore verleugnet hat — verherrlicht man ihn im Chor.

Man plündert die Sprachen um Worte, aus denen man Kränze flechten kann. Man jagt die Ewiggrößten der Vergangenheit von ihren Sockeln herunter, um den neuen Siegesherrn auf das leere Piedestal zu stellen . . .

Aber der Urteilsspruch des Rausches ist ebenso unsicher, wie der der Kampfeszeit töricht war.

Man lasse Leonardo an seiner Ehrenwand hängen und Michelangelo da stehen, wo er steht.

Erst die Jahrhunderte können ermessen, ob sie Ebenbürtige gefunden . . .

So dachte ich, während ich, das Bild des „Baiser" vor Augen, aufs neue in Gedanken durch die Glyptothek Kopenhagens wanderte, den Wallfahrtsort, den kommende Geschlechter aufsuchen werden — jene Nachwelt, die allein einem Rodin seinen unsterblichen Platz schenken kann. Herman Bang.

— — — — — — — —

Max Liebermann: Biergarten.

Sommer, heißer, sonnenfunkelnder Hochsommer. Man fühlt draußen den weißen Glast auf den weiten Feldern liegen, auf den langen Chausseen mit ihrem tiefen, mehlartigen Staub, man fühlt die dumpfe Glut zwischen den hohen Häusermauern der Straßen schwelen. Man ahnt den Schweißdunst der Menschen, die arbeiten müssen in den hellen zitternden Hitzwellen.

Und nun der grüne Schatten unter dem weitgreifenden Geäst, unter den Laubmassen der schönen Baumriesen. Wie kühl wirkt er inmitten des grellen Sonnenscheins, der ihn rings umflutet. Durch alle Spalten im dichtgedrängten Blätterwerk versuchen die Strahlen ihn mit Wärme und Helle zu durchdringen, ihn mit Gold zu durchschimmern, ihn mit zahllosen Flämmchen und Flecken lustiggelben Lichtes zu schmücken. Auch auf die rauhen Holzbänke und Tische wirft das Sonnenlicht in koketter Schelmerei seine Funken, Tupfen und Kringel. Aber die glatte weiße Hauswand bietet dem Spiel seiner Strahlen eine breitere Angriffsfläche — hier vermag es ruhiger zu lagern. Doch wieder zieht der grüne Schatten wie ein feiner Schleier sich über das Licht, es mit dem Boden, mit dem Baumriesen, mit dem golddurchzitterten Laube zu einer vielfältig gegliederten Symphonie von Schatten- und Lichttönen zu verbinden.

Die Welt sommerlichen Friedens, die der Meister in der Wiedergabe so stiller Erdenwinkel mit ihrer heimlich-farbigen Sonnenstrahlenschönheit hier geschaffen hat, sie ist in Wirklichkeit nur ein armer bayerischer „Keller", ein Biergarten, wo Bauern, Taglöhner, Fuhrknechte nach des Tages Last und Plage bei ihrem Maßkrügel sitzen und sich's wohl sein lassen. Ein stummes, stilles Behagen schwebt um die runzligen, wetterharten Kerle, von denen wohl einer oder der andere mit bajuvarischem Zorn lospoltern mag, wenn der Schaum zu hoch im Steinkrug steht und „die Maß" nicht ordnungsmäßig gefüllt ist. Dann kriegt's die Wirtin zu hören, die sich weniger durch behende Zierlichkeit hervortut, als daß sie durch soliden Umriß der Gestalt für die nährende Güte des von ihr verschenkten Bräus Zeugnis ablegt.

Ob einer der Gäste den köstlichen Reiz des grüngoldenen Lichtzaubers umher wohl so recht empfindet? Schwerlich — und doch genießen sie die Ruhe, den Frieden des durchwärmten Baumschattens, wie ihn doch nur Menschen genießen können, die zuvor in schwerer Tagesarbeit ihren Schweiß vergossen haben — genießen sie als Geschöpfe, die noch ganz eins sind mit der sie umgebenden Natur, die noch nicht über sie zu grübeln oder sie ästhetisch abzuschätzen gelernt haben.

Darum strömt die Stimmung der friedvollen Vesperstunde dieses goldigen Sommernachmittags so ungebrochen auf uns über, daß wir dort sitzen möchten, auf einer von den langen Holzbänken, die Ellbogen auf dem Tische, den Kopf in beide Hände gestützt, dem Spiel des Lichtes zuzuschauen — wie es gleitet und huscht und flimmert — sich verändert und mählich blasser und ruhiger wird — daß wir dort die Stunden verträumen möchten und sehen, wie die Schatten grauer, farbloser dunkeln, eine feuchte Kühle weißlich nebelnd aus dem Boden steigt, mit einem leisen Dunst von Malz und Handkäs gemischt — bis die Riesenbäume als finstere Massen uns zu Häupten drohen — der Hausknecht die leeren Krügel sammelt und die kurze warme Sommernacht sich in den Garten schleicht . . . Gabriele Reuter.

— — — — — — — —

Adolf von Menzel: Fräulein von Knobelsdorf.

Diese Arbeit des jungen Menzel ist von einer Einheitlichkeit, die dem Menzel von später nicht mehr gegeben war, der mit der Schärfe des Verstandes die Seele totschlug und durch Einzelnes das Ganze gefährdete. Ja es lebt in diesem Bildnis eine solche Empfindungswärme, eine solche Andacht vor dem Schönen, wie ich kaum wüßte, daß ich sie je wieder bei Menzel gefunden hätte. Man kann meinen, daß es liebenswürdig ist, dieses Bildchen — aber es ist mehr als das. Grazie und Ernst, Erziehung des Körpers und der Seele, Mädchenanmut und Sinneskeuschheit, all' das lebt hier ungezwungen und unbewußt, ein Etwas, das sich von selbst ergibt. Hier ist kein Mensch, der etwas geworden ist, dank von Einflüssen, sondern ein Mensch, der etwas ist und war. Dieses Figürchen atmet eine unraffinierte und starke Kultur.

Ich glaube nicht, daß sie hausbacken ist, aber ich meine, daß sie leise, scheu und erstaunt ist . . . wie ihre braunen Augen. Vielleicht ist sie nicht sehr klug, aber sie wird sich immer für das Richtige entscheiden. Leidenschaften werden ihr fremd sein; und sie wird sehr gemessen durch das Leben gehen, so wie sie eben durch diesen Garten hier gegangen ist; — und sie wird auch im Leben oft stehen bleiben und Einschau und Umschau halten . . . so wie sie es hier tut, bevor sie in das Haus tritt. Ihr Leben wird sehr ruhig dahinfließen und sie wird — da sie sich immer gleich bleibt — unbefleckt aus dem Leben gehen: eine Mädchenseele noch als Großmutter. Es gibt solche Frauen. Sie wird seelisch stets im gleichen Zeitgewand gehen — und wenn längst die Stürme das Alte weggefegt haben sollten. Sie wird vielleicht geistreich sein und sie wird musikliebend sein — aber ein Schöngeist wird sie nicht sein.

Ja wir lieben dieses Bildchen, weil wir fühlen, daß es von einer Menschenrasse erzählt, die anmutiger und keuscher und unposierter war, als es die um uns sind. Von uns selbst — ach — zu schweigen. Wir lieben es des wundervollen Einklangs wegen zwischen Mensch und Garten. Dieser hier gehört noch ihr Haus und ihr Garten; wir sind geduldete

Mieter, die sich nicht zu lassen wissen — selbst auf eigenem Grund und Boden. Wir gehen nach der Mode und dem Gutdünken unseres Schneiders, die hier geht in der Tracht ihrer Zeit. Alles an ihr ist Einklang. Derart müssen sich die jungen Mädchen gekleidet haben, die so aussahen. Gewiß — sie sind nicht sehr feingliedrig. Hand und Fuß sind derb. Aber ihr Gang ist schön, wie der eines Rassepferdes. Sie lasen nicht Mörike und nicht Hölderlin, aber sie deklamierten Rückerts „Liebesfrühling" und Chamissos „Frauenliebe und Leben". Denkt man nicht, wenn man dieses Mädchen betrachtet, an das Geißblattgerank, das die Mauer umspinnt? An Blumen, die in Vorzeiten „weit hinten in Großmutters Garten" blühten? Diese Frauen waren gar nicht sehr schön — die nervöse Feinheit hat ihr Gesicht noch nicht recht gemeißelt — aber wir werden immer bezaubert durch die Freiheit ihrer Stirnen und die keusche Grazie ihrer Halslinien. Es verbirgt sich nichts bei ihnen, und selbst ihre hellen Träume liegen zutage. Man sieht durch sie hindurch, wie durch einen Kristall.

Diese altfränkische Kleidung hat den Stil des ganzen Menschen — sie ist nicht elegant mit der Note des Esprits — aber sehr kapriziös durch einen feinen und unauffälligen Geschmack. Nichts ist Flitter dabei, alles ist echt und ehrlich. Ich erinnere mich an berückendes, verblichenes Mattrosa in diesem Kleid. Der Hut ist noch in Wahrheit ein Hut und er schwebt nicht auf dem Kopf wie der Geist Gottes über den Wassern überall und nirgends. Er umschließt und man glaubt an seine Bestimmung, Sonne und Wind abzuhalten. Die Blumen des Gartens schmücken ihn und nicht das Sammelsurium eines Plunderkastens.

Ich glaube, daß diese Frauen mehr geliebt wurden, weil alles an ihnen eben mehr Frau war. Man versteht vor ihnen Freiligraths „Ruhe in der Geliebten".

Aber all das sind ja sekundäre Dinge — die nur mit der Kunst mitlaufen. Sprechen wir von ihr. Ich finde diesen Wechsel der Flecken köstlich. Und nun erst diese Auflösung des Dunkels, das die Figur umrahmt nach den Seiten hin: das Fenster hinter der Tür und der Himmel, in den die Bäume schneiden! Ich finde die malerische Breite in diesem Bildchen köstlich! Wir spüren jedes Blatt, jede Kante des Türkenschals, ohne daß wir darüber einen Augenblick das Ganze vergessen. Dieses Stück Garten dahinter ist Monet, nicht Menzel. Wie kühl sind die Stufen, wie dämmrig das Haus! Alles ist hier noch Temperament und Gefühl, nichts ist Verstand. Der Mathematiker der Zeichnung, der Fanatiker des Naturergründens — Fanatiker sind stets peinlich — hier ist er noch ganz Maler, bezaubert durch das holde Bild der Wirklichkeit. Er hat sonst die Natur belauert, beschlichen und belauscht — hier liebte er sie, liebte sie einfach. Und das ist mehr.

Georg Hermann.

Philipp Stein: Dramatischer Monatsbericht.

Von einem reichlichen Bündel neuer Bemühungen der Berliner Bühnen ist aus der Berichtzeit bis Mitte März wiederum zu melden — vielerlei, aber doch nur wenig. Kaum etwas, das die Spielzeit überleben dürfte, wie viel fleißige Arbeit auch eingesetzt ist. Auf die bange Direktorenfrage „wie machen wir's, daß alles frisch und neu und mit Bedeutung auch gefällig sei," hat noch weniger als in den letzten Jahren gerade diese Spielzeit Antwort geben können. Man muß versuchen sich zu helfen — „auf unsern deutschen Bühnen probiert ein jeder, was er mag!" Das bisher literarische dramatische Produktion reicht bei weitem nicht aus, und unliterarisch möchte man doch auch nicht sein, solange es nicht Erfolg verspricht. Da macht man denn aus der Not eine Tugend, und das Theater wird literarhistorisch. Man hilft sich mit Ausgrabungen.

Der jüngste dieser Versuche, [illegible] neuzutun, ist die Aufführung der „Lysistrata" des Aristophanes im Deutschen [illegible] in einer Bearbeitung von [illegible] Greiner.*) Aber wohl nicht [illegible] der Mangel an neuen [illegible] wird die Direktion zu der Aufführung verlockt haben, sondern wohl ebenso sehr die günstige Gelegenheit, Regie-Großtaten zu leisten. Und das ist in hohem Maße geschehen, es gab vorzügliche Szenenbilder, Momente von wirklich szenischer Schönheit, und ein oft fortreißendes Temperament ging durch die Scharen der athenischen Frauen, oft mit ganz elementarer Macht. Mitunter, so in der Szene, da die streitlustigen Athenerinnen mit ihren gefüllten Wasserkübeln gegen die lendenlahmen Greise vorgehen, und in dem kecken Liebesgetändel zwischen Kinesias und seinem Weibchen vielleicht auch zuviel. Die Komödie als solche aber kann das Publikum von heute nicht sonderlich fesseln. Vor ein paar Jahren hat Paul Lindau das Werk in Wilbrandts Bearbeitung unter dem etwas schiefen Titel „Der Frauenstaat" vorgeführt — damals hatte der zarte Dichter der „Maler" den alten Aristophanes gar vieler charakteristischer Wendungen und Tendenzen beraubt. Diesmal hat Leo Greiner „frei nach Aristophanes" die Komödie bearbeitet, so frei, daß er ganz stilles auch noch Shakespeare im Aristophanes zu Worte kommen läßt, indem er aus dessen „Viel Lärm um [illegible] einen Ratsherrn und einen [illegible]

---

*) [illegible] und Co., Berlin.



A. V. MENZEL, PORTRAIT FRAU V. KNOBELSDORFF

UND SÜD
Heft 373
Jahrgang
1908

A. v. Menzel:
Frl. v. Knobelsdorf
Text v. G. Hermann.

heranzieht. Den rechten Aristophanes haben wir weder durch Wilbrandt noch durch Greiner kennen gelernt. Wenn man aber denn durchaus jede in der Weltliteratur bedeutsame und berühmte Dichtung auf das lebendige Theater zerren will, so darf man doch nicht, um möglicherweise ein Kassenstück daraus zu machen, die Linien der Dichtung verwischen, das, was für die Formen, die Ausdrucksweise, die ganze Psyche der Dichtung und der Zeit, in der sie entstand, charakteristisch ist, umbiegen und umwandeln, bis möglicherweise etwas wie ein Kassenstück herauskommen könnte. Will man wirklich des Aristophanes Komödie, in der er die Athener zum Frieden ermahnt, indem er zeigt, was im andern Falle durch einen konsequent durchgeführten Weiberstreik für die kriegslustigen Männer Schlimmes geschehen könnte, durchaus auf die moderne Bühne bringen, so muß man auch den Mut haben, die Komödie zu zeigen, wie sie wirklich ist, und sich nicht so unfrei zeigen, daß man nur frei nach Aristophanes sie behandelt. Die Eigenart des Dichters geht sonst verloren, die Kenntnis seines Wesens wird nicht gefördert, das Zeitkolorit des Werkes wird verlöscht. Aber in welcher Gestalt auch die „Lysistrata" auf der Bühne erscheinen würde, ein merklich unmittelbares, lebendiges Interesse vermag sie nicht mehr zu erwecken. Der köstliche Grundgedanke der Komödie aber, die Idee des Weiberstreiks, also das eigentliche Thema des Werkes ist ja längst für unsere Dichtung gerettet, ist so ganz in das Leben unserer Gegenwart hineingesetzt, so völlig aufgesogen worden, daß es uns nicht verloren gehen kann: in einer seiner prächtigsten und herzigsten Komödien, in den „Kreuzelschreibern" hat Anzengruber dieses Aristophanische Motiv wieder auferstehen lassen, und es spiegelt sich dort in allerlei Strahlungen, selbst bis zum Tragischen. Weshalb also erst noch „Lysistrata" selbst bemühen?

Unter dem Mangel an neuen Aufgaben hat auch das noch so junge, erst seit Januar eröffnete Hebbel-Theater bereits zu leiden. Darum hat es jetzt auf drei Einakter von S t r i n d b e r g zurückgegriffen, die, als sie zuerst erschienen, — wenigstens zwei davon — für die Psychologie des Dichters (denn ein solcher ist er wirklich) interessant waren, aber heute nicht mehr Theaterleben haben. Strindberg hat bekanntlich zahlreiche Einakter geschrieben, und da ihm diese Form besonders gut lag, hatte er sich anfangs der neunziger Jahre die Theorie konstruiert, der Einakter sei das berechtigtste Bühnenstück, denn der Vorhang zerreiße sonst jedesmal die Stimmung, und der Dichter müsse in jedem Akte neu anfangen, das Publikum für das Ganze zu gewinnen. Aus jener Periode Strindbergs, die verblüffend und überwältigend mit glänzenden Arbeiten wie „Gläubiger", „Gräfin Julie" und der grausamsten seiner Schöpfungen „Der Vater" eingeleitet wurde, stammen auch die jetzt neu aufgeführten Einakter „Vorm Tode", „Mit dem Feuer spielen" und „Samum".*) Letzteres hat man

*) Elf Einakter, Herm. Seemann Nachfolger, Berlin.

selbst früher niemals aufzuführen versucht, selbst damals nicht, als Strindberg noch zu den allerinteressantesten Erscheinungen zählte, als er, ein orthodox-fanatischer Weiberhasser, mit seiner tiefeinbohrenden, blendenden psychologischen Virtuosität das ganze Weltelend auf das Weib zurückführte, als er in seiner Beichte eines Toren und anderen erzählenden oder dramatischen Bekenntnissen immer wieder wie in pathologischer Konsequenz gegen das kämpfte, was sein Phantom Weib war, kämpfte mit echt weibischen Mitteln, mit unablässigen Nadelstichen. Und doch, trotz aller antifeministischen Besessenheit, war dieser aufrechte, von Rache gegen das Weib erfüllte Kämpe, der sich kühnlich seinem Antipoden Ibsen entgegenstellte, so viel erfreulicher als der mystisch angehauchte, gläubig bekehrte, patriotisch-historiographisch schreibende Strindberg von heute .... „Samum" ist ein wirklich unerlaubt schlechtes Stück und wohl jetzt nur aufgeführt worden, weil es eben noch unaufgeführt war. Es spielt in einer arabischen Grabkammer mit einem Sarkophag mitten auf dem Boden. Ein französischer Leutnant, bleich und verwirrt und schwankend, spricht mit halber Stimme: „Der Samum ist da." Seine Führerin Biskra, der die Franzosen ihren Geliebten Ali erschlagen haben, nimmt dafür an dem Leutnant grause Rache — sie hat zwar bereits einen neuen Geliebten, dem sie durch die Stärke ihrer Rache erweisen will, daß sie würdig ist, seinen Sprossen unter dem Herzen zu tragen. Biskra kann alles — das nimmt Strindberg den Frauen besonders übel: beschwert er sich doch in seinen „Bekenntnissen" und in den „Gläubigern" ganz ernsthaft darüber, daß die Frau, die er schwimmen gelehrt habe, nun besser schwimme als er. Seine Biskra gesteht: „Ich kann alle Geheimnisse, die man braucht, um einen feigen Franken aus dem Leben zu scheuchen, alles — bis zur Bauchrednerkunst." Ja, Strindbergs Frauengestalten, also die Summe der Weiber, wie er sie sieht (oder sah?), sind scheusälig bis zum Bauchreden, und so suggeriert Biskra dem unter dem Einfluß des Samums hinsterbenden Leutnant Charles, daß seine Frau seinem Freunde Jules bauchrednerisch zärtlich allerlei Liebes zuflüstert, daß ferner sein Sohn Georges gestorben ist, suggeriert ihm dann durch ihre Weibskünste, daß er selbst schon tot sei, und hält ihm zum Beweise dafür seinen eigenen Totenschädel entgegen, bis er vor Entsetzen wirklich tot zu Boden fällt. Jetzt ist Biskra würdig, die Mutter des Sohnes ihres Geliebten zu werden, der sie in seine Arme nimmt. Die Hörer vergaßen ob der Greuel ganz, daß es sich um ein Schulbeispiel von der Frauen Scheusäligkeit handelte, daß Strindberg wieder nur beweisen wollte, quod erat demonstrandum, und wandten sich recht unwillig gegen das recht unangenehme Stück, das ebenso gut wie der andere Einakter „Vorm Tode" heißen könnte. Das ist die Geschichte eines Mannes, der sein lebelang unter der Tyrannei seines lügenhaften Weibes gelitten hat, der dadurch Stellung und Ansehen verloren hat, den Re-

spekt bei seinen Kindern, der, um nicht zu verhungern, die Milch der Katze trinkt und den Speck der Mäusefalle ißt, der das Leben nicht mehr ertragen kann und, um den Töchtern was zu hinterlassen, sein Haus anzündet und ihnen, nachdem er Gift genommen, die Feuerversicherungspolice übergibt. Wie soll auch ein Mann gegen eine tote Frau und drei lebendige hartherzige Töchter aufkommen? Es finden sich immerhin einige gute psychologische Feinheiten in der Durchführung dieses krassen Strindbergschen Schulbeispiels. Eine Fülle glitzernder Bemerkungen, geistvoller Antithesen, psychologischer Tiefgründigkeiten in dem Katze- und Mausspiel der beiden Geschlechter offenbart die Komödie „Nicht mit dem Feuer spielen". In vorzüglichem, flottem Natürlichkeitsdialog, mit vielen witzigen Wendungen, mit leicht komischen Situationen und einer durchaus überzeugenden Schilderung unsympathischer Leute ist das Ganze durchgeführt, das oft belustigt, aber doch einen bitteren Geschmack hinterläßt. Der Mann, die Frau, der Freund — sie spielen mit dem Feuer. Die Frau und der Freund gestehen offen ihre Liebe dem — Gatten, der sie bittet, einander nun zu heiraten. Damit ist das bißchen Romantik des Verhältnisses verloren gegangen, die Liebesleute fühlen sich nicht mehr angezogen, der Freund geht, die Frau verbleibt dem Manne. In der Darstellung der Strindberg-Stücke konnte das junge Theater bereits ein treffliches Ensemble vorführen, während die ersten Aufführungen dieser Bühne noch im Zeichen schauspielerischer Unzulänglichkeit gestanden hatten. Mit Hebbels „Maria Magdalena" war keine Wirkung erzielt worden — es scheint übrigens, daß dieses Lieblingskind der Literaturgeschichte, wie sich in dieser Saison auch im „Kleinen Theater" selbst mit Agnes Sorma gezeigt hat, nicht mehr imstande ist, die Hörer zu halten und in den Bann zu tun. Auch mit Julius Babs tragischer Komödie „Der Andere"*) war kein Erfolg zu erringen. Bab ist ein eifervoller Theatertheoretiker. Er weiß durchaus, wie es gemacht werden muß. Er weiß es und kann es zum Teil auch machen. Fehlt jedoch das eine, was eben nicht gemacht werden kann: das Dichterische. Dem Thema seiner Komödie haben sich überdies bereits so viel Größere zugewandt, so Molière und Kleist und Hauptmann, daß die Aufgabe befriedigend zu lösen um so schwerer war. An den von jenen Dichtern behandelten Stoff vom vertauschten Gatten und in eine andere Lebenssphäre Erhobenen hat sich hier ein Theaterschriftsteller gewagt, der zwar bereits mancherlei zu sagen hat, aber es noch nicht eindringlich genug zu sagen weiß: „es krabbelt mir wohl an den Ohren, doch zu dem Herzen dringt es nicht," heißt's prophetisch im zweiten Teil Faust. Wie aus dem anfänglichen Spaß, der mehr äußerlich als mit überzeugendem Übermut begründeten Fopperei sich ein Konflikt des Ichbewußtseins und daraus ein tragisches Finale entwickelt, das vermag man nicht einzusehen, das

*) S. Fischer, Berlin.

wird nur gesagt, aber nicht erwiesen. Die letzten Entschließungen sind nicht motiviert, weder bei dem vorgeblichen Gatten, noch bei der Frau. Und doch sind die äußeren Geschehnisse des Stückes ganz nebensächlich, das einzige was interessieren könnte, mußte das Psychologische sein, das bei Bab diesmal noch gar keine Überzeugungskraft hat und interessant nur gewollt, nicht erreicht ist.

Nur zu einem Publikumserfolg hat es die jüngste Arbeit Ludwig Fuldas, sein fünfaktiges Lustspiel „Der Dummkopf" im Neuen Schauspielhause gebracht. Der allzu sehr auf Theatereffekte zugespitzten Arbeit liegt eine durchaus glückliche und gute Idee zugrunde, die freilich immer wieder und allzu direkt verdeutlicht wird: die Fährlichkeiten, denen der reine Tor, ein im Sinne der Realpolitiker und krassen Egoisten dummer Mensch ausgesetzt ist, der Idealist, der sich überall an den harten Kanten und Ecken des alltäglichen Lebens wund stößt.

— — — — —

Über diese Arbeit und noch zwei Premieren im nächsten Heft.

ROSMARIN.

Aus des Knaben Wunderhorn.

Aufführungsrecht vorbehalten.
A) Ausgabe für hohe Stimme.

Engelbert Humperdinck.



(Dieses Lied erschien auch für Männerchor.)

M. B. 481


schön
mf
dim.
Es sollt' ihr Hoch-zeits-kränzlein sein: „dem fei-nen Knab', dem Kna-ben mein, dem
p
fei-nen Kna-ben mein,
rit.
ihr Rös-lein rot, ich brech' euch ab, da-
im Zeitmaß
f
p
von will ich mir win-den ein Hoch-zeits-kränz-lein schön, ein
sf
M.B. 491


Hoch-zeitskränzlein schön".
p
mf
dim
Sie ging im Grü - nen her und hin, statt Röslein fand sie
p
rit.
im Zeitmaß
Ros-ma-rin, statt Röslein Ros-ma - rin: „so bist du, mein Ge - treu-er, hin! kein
rit
im Zeitmaß
f
p
Rös - lein ist zu fin-den, kein Hoch-zeitskränzlein schön, kein Hoch-zeitskränzlein
sf
p


schön."
nif
dim.
etwas langsamer
Sie ging im Gar - ten her und hin, statt Rös-lein brach sie Ros - ma - rin, statt
pp etwas langsamer
rit
Rös - lein Ros - ma - rin: „das nimm,du mein Ge - treu - er,hin! Lieg' bei dir un - ter
noch langsamer
im Zeitmaß
pp
pp im Zeitmaß
Lin-den mein To - ten - kränzlein schön, mein To - ten-kränzlein - schön."
sehr zurückhaltend
M. P. 481

Suse, bruse...

WIEGENLIED.

(Löwenberg.)

Aufführungsrecht vorbehalten.



Mit gütiger Erlaubnis des Verlages „Harmonie“ G. m. b. H., Berlin W. 35.


p
mf poco a poco rall.
p
Tempo I.
schlüpft durch das Tor, klet-tert am Ap-fel-baum lu-stig em-por,
ü-ber das Meer, bringt dir ein wei-sses Schiff-chen da-her,
pocht an das Fen-ster: Liegt's schon in Ruh? Wirft dir ein gol-de-nes
und aus dem Schiff-chen schläfst du schon Maus? Springt ein ge-sat-tel-tes
Äp-fel-chen zu.
Pferd-chen her-aus.


pp
Su - se, bru - se, wie weht der Wind, wiegt un - ser
p
Kind - chen dann schläft es ge - schwind.
poco rall.
mf
Hoch dann zum Him - mel nimmt er den Lauf,
rall..
fra - gen die En - gel, ist's Kind - chen schon auf?
a tempo
Pflückt ihm ein Stern - lein mit


p
rall.
pp ♩. = 60.
gol - de - nem Licht, erst musst du schlafen sonst kriegst du es nicht. Su - se,
rall.
pp a tempo
bru - se, wie weht der Wind, wiegt un - ser Kind - chen dann
wächst es ge-schwind.
poco rall.
p
pp

Zu den Musikbeigaben.

E. Humperdinck

Hans Hermann

Wenn von Engelbert Humperdinck gesprochen wird, denkt man zunächst immer an seine entzückende und erfolgreiche Märchenoper „Hänsel und Gretel". Daß der berühmte Komponist außerdem noch eine Anzahl wertvoller anderer Werke geschaffen, vor allem sich auch der Liedervertonung in ziemlich ausgedehntem Maße gewidmet hat, daran denkt die große Menge oft gar nicht. Und doch muß sich eigentlich jeder, der die reizenden Kinderlieder aus „Hänsel und Gretel" kennt, sagen, daß deren Schöpfer doch gewiß auch sonst Perlen auf dem Gebiet der Liederkomposition uns geschenkt haben muß. Und in der Tat ist es so. In bewußtem Gegensatz zu jenen hochmodernen Komponisten, deren Lieder anspruchsvolle Klavierstücke sind, während die Singstimme dazu ganz unmelodische Phrasen teils geistreich deklamiert, teils nur stammelt, hat Humperdinck eine große Anzahl sehr sangbarer, für das deutsche Haus berechneter Lieder geschrieben, die zum Teil auch in einer Bearbeitung für Männerchor vorliegen und auch in dieser Form sehr zweckentsprechend sind. Man glaubt Volkslieder zu hören, so schlicht und einfach, so natürlich klingen diese dabei sehr fein und sorgfältig gearbeiteten, meist auch reizvolle Stimmungsmalerei bietenden Lieder, deren naiver Ton durchaus nicht erkünstelt ist. Eine Anzahl dieser Lieder sind direkt für Kinder berechnet, für die der Komponist übrigens auch ein „Deutsches Kinder-Liederbuch" bestimmt hat. Eine vortreffliche Probe der Humperdinckschen Volkslieder bietet „Rosmarin". Der Text ist der Sammlung „Aus des Knaben Wunderhorn" entnommen, die in neuerer Zeit mit Vorliebe u. a. von Gustav Mahler, Theodor Streicher und James Rothstein für ihre Liederkompositionen benutzt worden ist. Nach einem kurzen sich gleich dem Ohre einschmeichelnden Vorspiel setzt die sehr sangliche, recht anheimelnde Melodie, die durch eine einfache, klangschöne Klavierbegleitung unterstützt wird, ein. Die drei ersten Verse sind gleichlautend, im mittleren Teile des vierten wird die aus dem Vorspiel bekannte Phrase auch für die Singstimme verwendet. Wenn man „Rosmarin" auch nur einmal gehört hat, wird man seine Weise nicht sobald vergessen.

Hans Hermann, dessen in Konzerten recht beliebtes Wiegenlied „Suse bruse" hier neben dem Humperdinckschen „Rosmarin" er-

scheint, verdankt seine größten Erfolge und seine Beliebtheit, nicht bloß in der Berliner Gesellschaft, ausschließlich der großen Zahl seiner oft von liebenswürdiger Schalkheit und feinem Humor strotzenden Lieder, zu denen neuerdings auch einige sehr wirkungsvolle Balladen gekommen sind. Das sehr dankbare und stimmungsvolle Wiegenlied weist eine vortreffliche Ergänzung der Singstimme durch die Klavierbegleitung auf, die das Wiegen so fein nachahmt. Reizend macht sich der Aufschwung bei den Worten „Weht um das Gärtchen" und der hübsche Übergang vor dem zweiten und dritten Vers. Süß verhallend ist der Schluß.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Literarische Berichte.

Das große Schweigen von Martha Löwitt. Stuttgart, Axel Juncker.

Die Verfasserin, die mir bisher nicht begegnet ist, entwickelt in diesem Buche eine Kunst, bei der die Sprache manchmal nicht zu genügen scheint: es ist die Kunst des Malens, des Schwelgens in Farben. Eine Sprache, der man das Ringen anmerkt. Die Verfasserin ist noch nicht zur vollen Reife gediehen und doch gebietet sie über eine erstaunliche Virtuosität. Am wenigsten genügt der Titel. Das große Schweigen läßt eigentlich etwas ganz anderes erwarten; der Ausdruck wird auch nicht völlig erklärt. Er bezieht sich auf die Unfähigkeit zweier Mitglieder der reichen, selbstbewußten Fabrikantenfamilie Felger, für das Innerste, das in ihnen lebt, den rechten Ausdruck zu finden. Die Erzählung selbst bedeutet nicht viel: der schöne Florian Felger bleibt nach gemeinen sinnlichen Genüssen mit Fabrikmädchen und einem lüderlichen, weil nicht durch wirkliche Leidenschaft hervorgerufenen Umgang mit der Frau seines Kompagnons einsam und elend. Seine Schwester Gudrune, die den Maler Lucian nicht bekommen kann, vermählt sich mit einem Kraftmenschen, mit dem sie unglücklich wird, und stirbt bald nach dessen Tode. Aber das Ausmalen aller dieser, weniger der Wirklichkeit entnommenen, als mit starker Phantasie ersonnenen Charaktere zeugt von einer mit ganz eigenartiger Poesie ausgestatteten weiblichen Psyche.

Ludwig Geiger.

Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadassohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert-Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Paul Nowotny in Berlin-Friedenau.
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32," oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15".
Verlag „Nord und Süd" Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, Breslau III.


NORD
UND
SÜD

PHILIPP, BILDNIS DETLEV V. LILIENCRON (REMBRANDT-GRAVÜRE D. BERLINER VERLAG, BERLIN W. 35)



Detlev von Liliencron.
(Nach einer Radierung
von John Philipp.)



Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

[illegible] Jahrgang Band 125 Mai 1908 Heft 374



Detlev von Liliencron
(Nach einer Radierung
von John Philipp.)

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 125 Mai 1908 Heft 374



Detlev von Liliencron:
Die Rantzau und die Pogwisch.
Schauspiel in fünf Akten.

Personen:

Christiern (Christian der Erste), König von Dänemark.
(Nur im fünften Akt.)
Geert (Gerhard), Graf von Oldenburg, Bruder des Königs.
Heyno mit dem Bogen, Anführer der aufständischen Leibeigenen.

Holsteinische Edelleute:
Schack Rantzow*), Adelsmarschall.
Henning Pogwisch.
Wolfgang Pogwisch, sein Sohn.
Detlev Buchwaldt.
Kai (Cajus) Thienen.
Josias Qualen.
Ludeke Rumohr, des Königs Rat.
Wulff Wohnsfleth.
Erich Krummendieck, neunzig Jahre alt.
(Nur im ersten Akt.)
Pagen:
Hennecke Ahlefeldt,
Timmo Brockdorff,
Wittekopp Blome,
Iven Reventlow,

Oligarda Rantzow, Gemahlin Schack Rantzows, Schwester von Henning Pogwisch.
Heilwig, ihre Tochter.
Caja Wohnsfleth, Schwester Wulff Wohnsfleths.

Ritter, Pagen, Knappen, Aufständische Leibeigene, Der Vogt von Schloß Rantzow, Ein Höriger, Diener.

---

*) Sprich Rantzau.

Zeit: Ende 1459 und Anfang 1460.

Ort: Erster Akt: Am Vollrathsbach bei Kiel. Zweiter Akt: Schloß Rantzow bei Plön. Dritter Akt: Ein freier Platz im Walde bei Schloß Rantzow. Vierter Akt: Schloß Farve bei Oldenburg in Holstein, Burg von Henning Pogwisch. Fünfter Akt: Ripen in Jütland.

Erster Akt:

(Szene: Ein freier Platz im Winterwalde. Im Hintergrunde steigt das Holz sanft. In der Mitte dieser Erhebung ein Weg, der von der Höhe auf die Bühne läuft.)

Erster Auftritt.

(Eine Versammlung von vielen Rittern im ruhigen Durcheinander. Im Vordergrunde heben sich ab Schack Rantzow und Henning Pogwisch im Gespräch. Anzüge: Reiche Pelze oder Rüstung. Keiner ohne Schwert. Die Pagen sämtlich in enganliegenden Pelzen. Aus dem Hintergrunde, auf dem Wege, steigt Kai Thienen herab. Er geht auf Schack Rantzow zu.)

Henning Pogwisch:

Kai Thienen naht, um dir zu melden, Rantzow.

Kai Thienen:

Die Knappen pflöckten fern im Holz die Hengste
Und lagern lärmend um ein lustig Feuer.
Der Pagen blütenjunge Rosenhecke
Schützt unsern Kreis vor jedem Eindringling.
Und ehrerbietig schweigt der Winterwald,
Um deiner Rede Klingen nicht zu stören.

Schack Rantzow:

Sind wir, Kai Thienen, alle nun vereinigt?

Kai Thienen:

Nur Detlev Buchwaldt fehlt, der Prohnsdorfer,
Und Ludeke Rumohr, des Königs Rat.
(sich umschauend.)

Zweiter Auftritt.

(Während der letzten Worte Thienens ist oben auf dem Wege ein Page, Iven Reventlow, erschienen und schreitet vorwärts; auf der Mitte bleibt er ehrerbietig stehen [betritt also nicht die Bühne].)

Kai Thienen:

(nachdem er den Pagen erblickt hat, zu Schack Rantzow)

Der Page Iven Reventlow steht oben.

(Schack Rantzow sieht dahin, dann hebt er den rechten Arm. Das Murmeln schweigt.)

Der Page

(mit heller Knabenstimme)

Der Ritter Detlev Buchwaldt . . .

(Der Page ab.)

Dritter Auftritt.

(Es erscheint Detlev Buchwaldt von oben, auf dem Wege. Im Panzer. Detlev Buchwaldt ist starkbäuchig, mit gutmütigem Gesicht, behäbig, immer vergnügt. [Kein Falstaff].)

Detlev Buchwaldt

(im Hinuntersteigen)

Schön, mein Junge.

(Das Hinuntersteigen fällt ihm etwas beschwerlich. Er lüftet den Helm und wischt sich [der rechte Stahlhandschuh ist abgezogen] von der Stirn den Schweiß.)

Verzeiht, ihr Herrn; Verzeihung, Rantzow, mir.

(Die Ritter umringen ihn lachend. Er lacht.)

Ein Zahlgeschäft hielt mich vom Kommen ab.

(Mit gespreizten Beinen, im Erzählerton)

Ihr wißt, daß Lübeck sechs von meinen Vettern
Von ihren Burgen wie die Fahnen hißte,
So daß sie bald mit weitgereckter Zunge,
Rabengeschmückt, im Winde schaukelten —

(lächelnd, mit etwas zum Himmel gedrehten Augen)

Nur weil von Lübecks Überfluß sie nahmen.

(Kleine Pause)

Heut nun, nicht weit von hier, dicht vor dem Walde,
Rollt mir, just will ich einbiegen, ein Wagen,
Der schwer bepackt, mit Plan bedeckt, entgegen.
Vier Reisige umritten ihn gemächlich.

(bewegter)

„Halt, Schufte! Steht! Woher des Wegs, wohin?"

(mit einer runden Handbewegung)

Ruf ich den Pfeffersäcken huldvoll zu.
„Von Kiel, mein gnädiger Herr, von Kiel nach Lübeck,
Wo unser Kaufherr wohnt, Hans Eschenbach."

„Aus Lübeck seid ihr? Ei, dann öffnet mir,
(schlau aussehend)
Ich bin ein Zollbeamter."
(bewegter)
Das verstanden
Euch die Begleiter falsch, und ihre Lanzen,
O, diese ganz verdammten Kitzelstöcke,
Berührten unsanft Brünne mir und Helm.
„Ihr Büttel," tob ich, „wollt den Ritter stoßen?"
Und wie der Pfeilflug fuhr mein Schwert heraus.
Zwei traf ich gleich, daß sie wie Federn flogen,
Und in den Schnabel rasch der Tod sie nahm,
Der über uns als Rieseneule schwebte.
(lachend)
Die andern flohn wie hundgehetzte Schafe.
Inzwischen hatte schlau der Wagenknecht
Die Pferde abgesträngt und war entwischt.
(schmunzelnd)
Des Fuhrwerks Inhalt schaut ich dann mir an,
Und packte meinem Knappen übern Sattel:
Zwölf Ellen flandrisch Tuch in roter Farbe
Und spanische Seidenstrümpfe wohl drei Dutzend.
Auch fand ich sieben edle Islandfalken,
Vom Bürgermeister Lübecks, Hans von Brömbsen,
Bestellt — und nahm sie mir.
(lachend)
Der Wagen steht
Noch voll, wenn ihr . . .

Mehrere Stimmen rasch durcheinander:
Wo, Buchwaldt, wo, sprich, wo?

Detlev Buchwaldt
(sich lachend durch den Kreis drängend)
Ist hier kein Trunk zu haben? Weh, der Staub,
Den mir die Hufen in die Kehle warfen.

Wulff Wohnsfleth:
Hier in der Nähe fließt der Vollrathsbach,
Ein kräftig Wässerlein . . .

Detlev Buchwaldt:

Daß dich die Pest!

Henning Pogwisch:

(der finster abgekehrt stand, zu Schack Rantzow, der wenigstens im Anfang Buchwaldts Erzählung mit unverkennbarer Spannung gefolgt ist.)

Willst du das Possenspiel nicht enden, Rantzow?
Ich denke, Wegelagererscherze könnten . . .

Schack Rantzow

(laut, zuerst etwas im Befehlston)

Die strenge Ritterschaft bitt ich ums Wort:
Vielliebe Redliche, Erfahrne, Treue!
Daß heute wir am Vollrathsbach versammelt . . .

(Die Ritter haben sich im Halbkreis um den Adelsmarschall gestellt.)

Vierter Auftritt.

(Der Page Iven Reventlow erscheint auf dem Wege von der Höhe und bleibt wieder auf der Mitte stehen.)

Kai Thienen

(zu Schack Rantzow)

Der Page Iven Reventlow steht oben.

(Schack Rantzow hebt den rechten Arm.)

Der Page:

Graf Geert von Oldenburg, des Königs Bruder,
Wünscht den erlauchten Herrentag zu grüßen.

Schack Rantzow

(kurz, stolz, hochmütig)

Der Adel Holsteins wünscht für sich zu sein.

(Der Page ab.)

Ich sprach im Namen von euch allen doch?

(Lebhafte Zustimmung von allen Seiten. In ruhigem Tone fortfahrend)

Der Graf von Holstein, Adolf, Schleswigs Herzog,
Liegt heut vielleicht in seines Priesters Armen,
Um letzte Beichte ihm ins Ohr zu flüstern . . .

Ihr wißt es alle . . . Und gesenkten Hauptes
Steht an der Gruft des großen Schauenburgers
Das ganze Land und weint um seinen Tod.
(Kleine Pause)
Wir aber, wenn die schwere Marmortruhe
Begrüßung feiert mit den Ahnensärgen,
Wir haben rasch und kurz uns zu entschließen,
Ob wir Christian von Dänemark uns wählen,
Ob Otto wir von Schauenburg bestimmen.
Das treue Holstenvolk . . .

Henning Pogwisch
(schnell)
Und Schleswig bleibt?

Schack Rantzow:
Das eben ist's! Wird Otto Landesherr,
Verweigert über Schleswig die Belehnung
Ihm König Christian, und aufs neue wird
Holstein getrennt vom Bruderzweige Schleswig.

Fünfter Auftritt.

(Der Page ist wieder auf der Höhe erschienen, steigt abwärts und bleibt auf der Mitte des Weges stehen.)

Kai Thienen
(zu Schack Rantzow)
Der Page Iven Reventlow steht oben.
(Schack Rantzow hebt den rechten Arm.)

Der Page
(immer die helle lustige Knabenstimme)
Graf Geert von Oldenburg, des Königs Bruder,
Gab mir den Auftrag, die sehr edlen Herren
Um einen Augenblick Gehör zu bitten.

Schack Rantzow
(ärgerlich)
Ihr hörtet's! Hab ich's nicht bestimmt gesagt:
Der Adel Holsteins wünscht für sich zu sein!
(Der Page ab.)

Henning Pogwisch:

Des Königs Bruder, Rantzow!

Schack Rantzow:

Den er haßt!

Nie sah ich so, wie giftgeschwollne Schwäne,
Die um ein Weibchen sich die Hälse schlagen,
Zwei Brüder wütend aufeinander stoßen.
(sehr ruhig werdend)
Und kurz und gut: des Königs Majestät,
Wenn wir zum Grafen ihn von Holstein wählen,
Läßt ungeteilt Schleswig und Holstein . . .

Henning Pogwisch:

Rantzow!

Schack Rantzow:

Und wählen wir den Schauenburger Otto,
(spöttisch)
Der, nur entfernt verwandt, in Pinneberg
Am Hungertuche nagt mit sieben Söhnen . . .

Henning Pogwisch
(auffahrend)
Willst du dem Dänen unser Land ausliefern?
(rasch)
Darum: dreihundert Jahr hat Holstein sich,
Mit seinen Schauenburgern an der Spitze,
Gewehrt mit letztem Zahn der Dänenherrschaft.
Und nun soll Christian? . . . Will das der Adel? . . .
(zu Schack Rantzow gewandt)
Und du, der noch im letzten langen Kriege
Uns führtest und die Dänenbuben triebst,
Ein Cherub mit dem Flammenschwert, du willst . . .

Sechster Auftritt.

(Der Page ist wieder auf der Höhe erschienen, steigt abwärts und bleibt auf der Mitte des Weges stehen.)

Kai Thienen
(zu Schack Rantzow)

Der Page Iven Reventlow steht oben.
(Schack Rantzow hebt den rechten Arm.)

Der Page:

Des Herzogs Kämmerer, Josias Qualen.
(Der Page ab.)

Siebenter Auftritt.

(Es erscheint auf der Höhe der Ritter Josias Qualen im Pelz, mit Schwert. Er steigt langsam hinab; noch ehe er die Bühne erreicht, mit ausgebreiteten Armen, in ernstem, nicht weinerlichem Ton.)

Josias Qualen:

Bedeckt mit schwarzem Tuch Schwertknauf und Schärpe.
Und hört der Glocken abschiedöde Klänge
Von Turm zu Turm die trägen Flügel schlagen:
Der Graf von Holstein, Adolf, Schleswigs Herzog,
Ist heut an meinem Herzen sanft entschlafen . . .

(Die Ritter, die sich Josias Qualen entgegengedrängt haben, geben Zeichen der Bestürzung und großer Trauer. — Die folgenden vier Verse müssen wie im Durcheinander gesprochen werden.)

Wulff Wohnsfleth:

Der Herzog tot, sagst du? . . .

Kai Thienen:

Unglaublich ist's,
Und doch sind wir versammelt ja . . .

Henning Pogwisch
(bitter)

Zur Wahl.

Schack Rantzow:

O sprich, wie ging er heim, gib uns Bericht,
Wie starb der letzte große Schauenburger?

Josias Qualen:

Um Mitternacht entließ den Priester er.
Ich blieb alleine mit dem gnädigen Herrn.
In meinen Armen lag er still und friedvoll.
(wie in düsterer Erinnerung)
Der Wind durchstrich die Pappeln vor den Fenstern,

Und einsam klang der Stundenrufer Stimme,
Am Schallbrett ihrer Keulen dumpfes Dröhnen.
Nichts regte sich, die Diener schliefen längst,
Nur aus der Nebenkammer, einförmig,
Ertönte murmelnd das Gebet der Mönche.

(Kleine Pause)

Da rief ein Käuzchen aus den Gartenbäumen,
Und um des Herzogs Lippen glitt ein Lächeln;
Ihr wißt, wie er von je das Tierchen liebte.

(Kleine Pause)

Dann fiel's mir auf: Die Wangen sanken ein,
Das Kinn ward spitz . . . Erschrocken bog ich mich
Auf ihn hinab: „Gib Kunde, großer Herzog,
Wer soll in Schleswig-Holstein folgen? Otto
Von Pinneberg, aus deiner Väter Stamm?"
Und ängstlich horcht ich . . . doch ein Zucken nur
Um seinen Mund verriet, daß er verstanden.
Und jenes Zucken war's, wir kannten's alle,
Wenn er gutmütig über jemand scherzte,
Den er als harmlos Menschenkind durchschaut.

(Pause)

Dann war's, als ob er sähe schon des Todes
Schneefeld, das kahle, flache, schweigende,
Ganz unermeßlich vor sich ausgebreitet.
Und nieder bog ich mich zu ihm von neuem:
„Dein Neffe, König Christian von Dänemark,
Dein Liebling, dein Verzug? . . ." und einmal noch
Schlug er die großen, lieben Augen auf,
Und seufzte tief . . . und ist zu Gott gegangen.

(Schweigen. Pause)

Und das Geheimnis nahm er mit hinüber.

Schack Rantzow:

Vollzählig sind wir alle beim Begräbnis,
(zu Josias Qualen, rasch)
Hast eilig Boten du dem Könige . . .

Henning Pogwisch
(sich überstürzend)
Dem Grafen Otto auch nach Pinneberg
Gesandt?

Josias Qualen
(kühl)
Ich tat, was meines Amtes war.

Schack Rantzow
(spöttisch)
Dem Grafen Otto ... ah ... er kommt ... gewiß ...
Wenn's nicht zu kalt für ihn ... er hat den Schnupfen.

Henning Pogwisch:
Den Grafen, bitt ich, laßt in Frieden, Rantzow.

Schack Rantzow
(hochmütig)
Den mag ich nicht zum Herrn, den will ich nicht.
Von einem Kleinstädter will ich mich nicht
Regieren lassen ...

Henning Pogwisch:
Mäßige dich, ich bitte.

Schack Rantzow:
Gib ihm ein Schweinchen in den Stall, zwei Kühe,
Die auf der Weide tastend er befühlt,
Und wenn sie täglich fett und fetter werden,
So hat er seine Freude dran.

Henning Pogwisch:
Genug.

Schack Rantzow:
Und mehr Gehirn als das des kleinen Spatzen,
Der sich auf seinem Dach die Federn putzt,
Hat nicht Graf Otto ...

Henning Pogwisch
(sehr erregt)
Bei Sankt Jürgen, Rantzow!
Ich halte zitternd Ruhe ... sprich nicht weiter ...

Josias Qualen:

Bei Christi Wunden! Heiligt heut den Tag.
Entweiht ihn nicht! Die Leiche liegt noch oben.

Schack Rantzow:

Wenn in Sankt Lorenz wir sie beigesetzt,
Soll gleich darauf der Adel sich versammeln.
Und unverzüglich muß die Wahl geschehn.
(laut, jedes Wort für sich)
Ich wähle König Christian zum Grafen!

Henning Pogwisch
(feurig)
Den Grafen Otto ich!

Schack Rantzow:

Her zu mir, die für
Den König sind zum Herrn von Schleswig-Holstein.

Henning Pogwisch:

Und her zu mir, die für den Grafen Otto!
(Es entsteht eine heftige Bewegung.)

Achter Auftritt.

(Während dieser erscheint auf der Höhe der Page und bleibt wieder auf halbem Wege stehen.)

Kai Thienen
(zu Schack Rantzow)
Der Page Iven Reventlow steht oben.
(Schack Rantzow hebt den rechten Arm. Alles schweigt.)

Der Page:

Des Königs Rat, der Ritter von Rumohr.
(Der Page ab.)

Neunter Auftritt.

(Auf der Höhe erscheint der Ritter Lüder Rumohr im Pelze, mit Schwert. Er steigt langsam bergab.)

Lüder Rumohr:

(mit heiterer Stirn; klug, ruhig, geistig hochstehend)
Auf Pfeilschußweite hört ich euern Zank,

Und glaubte fehl zu reiten, wähnt ich doch
Um eine Dirne Streit bei Knecht und Knappen.
(Die Ritter sind ihm entgegengekommen.)

Josias Qualen:
Du? Lüder? Daß ein Engel dich gesandt!
Verhindre, wenn dir möglich, daß wir nicht
Uns trennen hier zur Rechten und zur Linken.

Lüder Rumohr
(den alle gewissermaßen ehrerbietig anhören. Schack, Rantzow und Henning Pogwisch stehen getrennt. Beide finster, trotzig).
Noch liegt des Herzogs Leiche nicht im Sarge,
Noch ist der Maurer am Gewölbe nicht,
Daß er die Decke sprenge für den Müden,
Der seinen Vätern sich gesellen will —
Und schon zerrt ihr an seinem Hermelin,
Um wessen Schultern ihr ihn legen wollt.
(Kleine Pause)
Elf Jahre sind's, daß ich dem König diene,
Von Adolf ihm, durch den er König ward,
Empfohlen. Und ich dien ihm wahrlich gern.
Christian hat einen großen, weiten Blick,
Er würde Schleswig nicht von Holstein trennen.
Otto von Pinneberg, der Schauenburger,
(mit feinem Spott)
Gewiß ein Biedermann, ein wackrer Herr,
Hat Recht auf Holstein, doch auf Schleswig nicht.

Henning Pogwisch
(unter den Augenlidern nach Lüder Rumohr schielend)
Wie viel ist König Christian dir schuldig?

Lüder Rumohr
(ruhig bleibend)
Bei Gottes Glanz! Wärst du nicht Henning Pogwisch,
Und kennt ich nicht dein treues Polterherz,
Dir, bei der heiligen Jungfrau, gäb ich Antwort,
Daß, taumelnd, du die Sterne tanzen sähest!

Henning Pogwisch:

Rumohr! ... Mein hitzig Blut ... du mußt es wissen,
In welchem Sinne ich die Worte warf.

Lüder Rumohr

(mit heiterer Stirn)

Heut sind wir unter uns und ich kann sprechen:
Wem schuldet nicht von uns der König Geld?

Kai Thienen:

Die bodenlose Tasche nennt man ihn.

Lüder Rumohr

(ohne auf Cajus Thienen gehört zu haben)

Und wenn's so ist, wer wäre unter uns,
Der ihm deswegen seine Stimme gäbe!

(mit feinem, liebenswürdigem Spott)

Des Königs ewige Geldnot ... nun ... nicht jeder wird
Geboren mit dem feinen Sinn des Rechnens.

(warm)

Sein Herz kann keinem Bittenden versagen,
Wenn er verschwendet, ist es nicht für sich,
Und wir in seinem Rat, wir finden schon
Die Wege, daß die Stauung sich verläuft.

Detlev Buchwaldt:

Dann bitt ich, wenn die Schleusen aufgezogen,
Mir die sechstausend lübsche Mark zu senden.

Lüder Rumohr:

Ich denke, bei dem Worte Lübeck, Detlev ...

Detlev Buchwaldt:

Ach was, ich mein's nicht so ...

Lüder Rumohr:

Des Königs Größe ...

Schack Rantzow

(schneidig, schnell)

Ich danke dir, Rumohr, für deine Worte ...

Nicht bin ich Freund des langen Hin und Her,
(die einzelnen Worte wie gehackt)
Und hier mein Schwert, um Kreuz und Knopf die Faust,
Reiß ich heraus für Holsteins neuen Grafen,
Für Schleswigs Herzog: König Christian!
(Er zieht.)

Henning Pogwisch
(zieht ebenfalls; hitzig)
Und ich für Otto, Grafen Schauenburg! . . .
Und wüßt ich, daß ich nachts von fern als Bettler
Im Tannforst meine Schlösser lodernd sähe,
Und hörte, wie durch prasselndes Gebälk
Der Notschrei meines Weibes gellend klingt,
Und wüßt ich das im voraus, niemals würd' es
Mich abhalten, für Otto einzustehn.

Josias Qualen
(dazwischen tretend)
Hört auf! Hört auf! Laßt eure nackten Schwerter
Nicht mehr das Licht der Sonne sehn! Steckt ein!
Wenn wir nicht einig werden können, laßt
Das Reich entscheiden und den deutschen König.

Wulff Wohnsfleth:
Den deutschen König? Und das heilige Reich?
Weiß wohl das Reich, kennt wohl der Kaiser selbst,
Daß Deutsche wir? Wann hat der je geholfen?
Wir stehn allein seit hunderten von Jahren,
Der Dänen Einmarsch schwertblank zu verlegen.

Schack Rantzow:
Wulff Wohnsfleth geht mit uns?

Wulff Wohnsfleth.
(trocken)
Das weiß ich nicht,
Erst will ich mein Gebet am Grabe sprechen.
(vollständig wie abwesend, mit auf einen Punkt gerichteten Augen)
— — — Eine gelbe Rose will ich

Auf seinen schwarzen Marmorsarg hinlegen,
Und wenn die Morgenröte durch die Scheiben
An Sarg und Rose Lebensgrüße sendet,
Will ich am Pfeiler stehn und sie betrachten,
Und über die Vergänglichkeit nachsinnen!

(Kleine Pause)

Des Lebensgottes scharf geschwungne Peitsche
Treibt unbarmherzig uns und mitleidlos
Von Ort zu Ort, bis in der Gruft wir endlich
Mit vielen, vielen Wunden Ruhe finden.

(Er bleibt, starrend, mit etwas geöffnetem Munde, stehen, bis er wie aus einem Traum erwacht.)

Kai Thienen:

Wulff Wohnsfleth fabelt.

Detlev Buchwaldt

(für sich)

Wie gewöhnlich, wieder
Törichtes, dummes Zeug . . .

Henning Pogwisch:

Rantzow, einmal noch . . .

Schack Rantzow:

Als Antwort stoß ich wild ins Horn, es töne
Wie Brausen des Gerichts für König Christian.

Henning Pogwisch:

Nun denn, zur Teilung! Hier für Schauenburg!

Schack Rantzow:

Und hier für Oldenburg! Christiern, er lebe!

Detlev Buchwaldt:

Ich bin für Schauenburg, denk ich des Grafen,
Mit dem ich manchen stolzen Ritt gemacht.

(Er geht zu Henning Pogwisch. Der Adel teilt sich nun so, daß die Hälfte zu Henning Pogwisch, die Hälfte z Schack Rantzow geht, und sich hinter diesen aufstellt. Wulff Wohnsfleth bleibt in der Mitte und entfernt sich dann langsam, in Gedanken, nach links. Rantzow und Pogwisch haben die Schwerter in die Scheiben gesteckt.)

Schack Rantzow:

(wie zählend, indem er sich umsieht)

Bei mir die Reventlow, die Wittorp, Ratlow,
Die Gadendorp und Ahlefeldt, Rumohr.

Henning Pogwisch:

Bei mir die Qualen, Brockdorff, Thienen, Buchwaldt,
Die Blome, von der Wisch und Damme . . .

Zehnter Auftritt.

(Auf der Höhe erscheint der Page Iven Reventlow und eilt den Berg hinab auf die Bühne zwischen die beiden Parteien, so daß er genau in der Mitte sich abhebt. Gleich hinter ihm erscheint auf der Höhe Erich Krummendieck im härenen Gewande; der Muschelhut hängt an der Seite. In der Rechten hält er einen Pilgerstock. Bart und Haare, lakenweiß, hängen lang herab. Zwei Pagen haben ihn untergefaßt und helfen ihm. Sie kommen sehr langsam den Berg [Weg] hinab. Während dessen)

Der Page:

(nachdem er sich zuerst vor Schack Rantzow und dann vor der Ritterschaft verbeugt hat, mit klingender Knabenstimme)

Nie sah so alten Mann ich noch im Leben

(sich umschauend zum Wege)

Wie jenen Mönch mit Muschelhut und Stab.
Er wollt zu euch. „Gib deinen Namen erst,"
Sagt ich ihm ehrerbietig. Doch er schwieg . . .

(Kleine Pause)

Auf einen Feldstein setzt er sich; wir Pagen
Umstehn ihn neugierig und schaun ihn an.
„Ich bin der Winter, ihr seid Frühlingsblumen,"
So sprach er endlich, mit dem Kopfe nickend.
Und dann nach einer Weile: „Unten sind
Von meinem Stand und Stamme sie versammelt."
Dann stand er auf und stützte sich auf uns,
Und Reden führend, die wir nicht verstanden,
Schritt weiter er und weiter immer vor,
Bis auf die Höhe dort . . .

(Erich Krummendieck ist unten angekommen. Er bleibt stehen und sieht von unten, mit gesenkten Augen, die Versammlung an,

rechts und links von den Pagen gestützt. Alle umdrängen ihn, doch so, daß er als Einzelperson, in der Mitte, vom Zuschauer gesehen werden kann)

Erich Krummendieck:

Vom heiligen Grabe bin ich hergepilgert,
Und meiner Sünden sprach der Papst mich los.
In Rom wollt ich den letzten Seufzer tun,
(langsamer)
Doch schlug der Hammer meines Herzens fort,
Als wollte er niemals dieses Leben sprengen.

(Kleine Pause)
Noch einmal trieb es mich mit tiefer Sehnsucht:
Rauschend den eigenen Schritt durch Herbsteslaub
In meinem stillen Heimatswald zu hören . . .
(mit tiefgesenktem Haupt)
Und euch zu sehn, von euch Verzeihung mir . . .

Henning Pogwisch:

Wer bist du, sprich. Spann uns nicht auf die Folter.

Erich Krummendieck:

Ihr kennt mich . . . Ich bin . . . Erich Krummendieck . . .
(Große Bewegung. Alles entsetzt aus seiner Nähe.)

Schack Rantzow:

Du? . . . Der Verräter Erich Krummendieck?
(mit schneidender Stimme zu den Pagen)
Hinweg von ihm, sonst wird der schwarze Aussatz
Am Himmelstore selbst nicht euch entlasten.

Henning Pogwisch
(beschwichtigend)
Sein Alter, Rantzow.

Schack Rantzow:

Den Verräter schützt
Kein Alter je, und wär es tausend Jahre!
Schon mit der Königin Margareth hat er
Sein Schwert in edelm Holstenblut gebadet.
(leise, verächtlich)

Der schwarzen, feurigen Semiramis
Ein Lustgenoß — sein Vaterland vergessend.
(edel)
Zuerst die Heimat, dann die Herzensdame . . .
(laut, herrisch)
Zurück von ihm! Als Adelsmarschall will ich's.
Gehorcht! und wenn es auch das letzte Mal ist.
(Schack Rantzow mit seiner Partei und den Pagen rechts ab; nach links Henning Pogwisch mit seiner Partei. Erich Krummendieck, an einem Baum niedergesunken, bleibt allein auf der Bühne einige Sekunden lang.)

Elfter Auftritt.

(Auf der Höhe erscheint in strahlender Rüstung Graf Geert von Oldenburg. Er bleibt oben stehen.)

Graf Geert von Oldenburg:
(drohend mit der Faust nach unten zeigend)
„Der Adel Holsteins wünscht für sich zu sein" . . .
Hochmütig Narrenvolk. Mit euern Pferden
Spann ich euch in den Pflug und schwing die Peitsche,
Bin ich erst Herr . . .
(tut klirrend einige Schritte hinab; stehen bleibend)
Dem alten Dummkopf Otto
Häng Schellen ich um seine Schlotterschultern,
Und laß ihn tanzen wie den zahmen Bären.
(Kleine Pause)
Und meinen vielgeliebten Bruder Christian,
(wild)
Ihn würg ich, sei's auf seinem Throne selbst.
(finster)
Ist ihm nicht Dänemark zuteil geworden,
Als schenkt ihm einer ein Stück Roggenbrot.
Und nun möcht' er noch Schleswig-Holstein haben.
Sind wir nicht einer Mutter Söhne beide?
(Er schreitet klirrend ganz hinab; unten gewahrt er den wie tot daliegenden Erich Krummendieck)

Ein Mönch, der hier im Walde eingeschlafen?
(Er betrachtet ihn genauer)
So dacht ich wohl als Kind mir Abraham,
Wenn er mit langem Bart zum Opfer schreitet.
(Er rührt ihn an)
Steh auf! Sonst wird der Frost dich knicken, Alter.
(Erich Krummendieck erwacht, sieht ihn entsetzt an.)

Erich Krummendieck:
Bist du Sanct Michael, der Erzengel?
(Kleine Pause)
Mit deinem Eisenfuße tritt mich tot.

Graf Geert von Oldenburg:
Du wunderlicher Abraham, wer bist du?

Erich Krummendieck:
Tritt mich mit deinem Eisenfuße tot.

Graf Geert von Oldenburg:
Dir helfen will ich, armer alter Mönch.
Hier in der Näh erblick ich eine Kate:
Die guten Leute hol ich her zu dir,
Daß wir dich auf die Lagerstätte tragen.

Erich Krummendieck:
Gib deinen Segen mir, Sanct Michael.
Der Tod krallt seine Finger mir ins Herz.
(flehentlich)
Gib deinen Segen mir, Sanct Michael.
(wieder zusammenbrechend.)

Graf Geert von Oldenburg
(für sich)
Ein armer Toller . . .
(laut)
Gottes Segen, Greis.
(Er segnet ihn)
Nun aber such' ich Menschen . . .

Erich Krummendieck:

Laß mich sterben . . .
Alleine . . . will ich . . . sterben, ohne . . . Menschen . . .

Graf Geert von Oldenburg:
Wie heißt du?

Erich Krummendieck:
Frag mich nicht . . . Aus diesem Lande . . .
Vom Adel Holsteins bin ich . . . laß . . . mich . . .
schlafen . . .

(Er stirbt.)

Graf Geert von Oldenburg:
(im links abgehen)
„Der Adel Holsteins wünscht für sich zu sein."

Zwölfter Auftritt.

(Von rechts erscheint Heyno mit dem Bogen, in zerrissener Kleidung. Der rechte Arm ist verbunden. Graf Geert, fast an der linken Kulisse angekommen, wendet sich rasch zu ihm, ans Schwert fassend.)

Heyno mit dem Bogen
(mit ungeschickter Verbeugung)
Halt, gnädiger Herr, verzeih, ich hörte dich,
Was nur der alte Mönch vielleicht verstanden.
(ihn von der Seite anschauend)
Nimm mich in deine Dienste, gnädiger Herr.

Graf Geert von Oldenburg
(verwundert)
Wer bist du, frecher Mensch, wo kommst du her?

Heyno mit dem Bogen:
Man nennt mich Heyno mit dem Bogen, Herr.
Auf jenem krausen Eichenbaume saß ich,
(er zeigt rückwärts rechts in die Kulisse)
Und wartete auf meinen lieben Junker.
Und kauerte zusammen wie die Wildkatz,
Die sich vom Ast zum Sprunge fertig macht.

Und lauerte auf meinen lieben Junker,
Ihm wollt ich, wie dem Hasen, an die Gurgel,
Wenn zur Versammlung er gekommen wäre.

Graf Geert von Oldenburg:
Das hätt dir nichts genutzt, denn viele waren's.
Doch was trieb dich zu solcher Raserei?

Heyno mit dem Bogen:
Feldvogt bin ich, und schlug nicht die Leibeignen,
Wie mir's befohlen war von meinem Junker.
Und in den Block dafür ward ich gespannt,
Drei Tage, bis mir fast der Rücken sprang.

Graf Geert von Oldenburg:
Und dann?

Heyno mit dem Bogen
(wild)
Bin ich entflohen in die Wälder.
Von Bluthunden verfolgt; hier, sieh's am Arm.

Graf Geert von Oldenburg
(ihn unterbrechend)
Was willst du, Heyno, nun?

Heyno mit dem Bogen
(ihn mißtrauisch von der Seite anschauend)
Die Herren morden,
Den roten Hahn auf ihre Schlösser setzen.

Graf Geert von Oldenburg:
Doch du alleine nicht?

Heyno mit dem Bogen:
Nein, mit den Bauern.
Ich reiz sie auf, ich stachle sie, und schüre,
Bis lichterloh . . .

Graf Geert von Oldenburg:
Halt! Hast du's nicht gehört
Von deinem Baume dort, wie sie sich zankten?
Das Morden und das Brennen werden wohl

Sie selbst besorgen, diese Herren von Holstein.
(Kleine Pause)
Ich nehme dich in meine Dienste, Heyno.
Wir sprechen's näher ab im Weitergehn.
(wollen links ab.)

Heyno mit dem Bogen
(indem er sich zu Erich Krummendieck niederbeugt)
Der alte Mönch ist tot!

Graf Geert von Oldenburg:
Er schlaf in Frieden.
(Spöttisch, im Verschwinden in der Kulisse)
He, Heyno, komm! Wir zählen hier nicht mit;
„Der Adel Holsteins wünscht allein zu sein".

* * *

Die junge, zielklare Direktion des Friedrich Wilhelmstädtischen Schauspielhauses in Berlin hat das Richtige erkannt: Ein Dichter wie Detlev von Liliencron, der uns so viel Starkes, Gesundes und Helles schenkte, hat ein Recht, auch mit seiner dramatischen Produktion zu Worte zu kommen.

Wir freuen uns, den ersten Akt dieser vor Jahren entstandenen Dichtung unsern Lesern zuerst bieten zu können.

Die Redaktion.

Ludwig Stein:
Die neuromantische Bewegung unserer Tage.

Klassizismus und Romantik lösen einander in ewigem Rhythmus ab. Wie alle Bewegung in der Natur nach Spencer und Dühring in einem strengen Rhythmus verläuft, so pendeln auch die Kulturbewegungen aller Zeiten zwischen verstandesgemäß-philosophischer und gefühlsmäßig-theologischer Begreifung der Welt, zwischen Rationalismus und Mystik, zwischen Klassizismus und Romantik hin und her. Es ebbt und flutet mit strenger Periodizität in den geistesgeschichtlichen Erscheinungen ebenso wie im Bewegungsrhythmus am Meeresstrand. Hat sich eine mächtige Verstandeswelle über ein ganzes Geschlecht innerhalb eines führenden Kultursystems mit zermalmender Wucht ergossen, so flaut sie nach erreichtem Höhepunkt merklich ab und ebbt zurück, um einer sie überflutenden Gefühlswelle Platz zu machen.

Die Gegensätze von klassisch und romantisch empfangen, wie Oskar F. Walzel gezeigt hat, bei Schiller die formelhafte Gegenüberstellung von naiv und sentimental, bei Goethe die von gesund und krank, bei Friedrich Schlegel die von objektiv und interessant, bei Nietzsche endlich die von apollinisch und dionysisch (wie wir hinzufügen). Wir möchten diesem Urgegensatz die Fassung geben: Konträrverhältnis von Ruhe und Bewegung oder von Sein und Werden (Eleatik und Heraklitik). Es heißt die romantische Bewegung gründlich vorbei verstehen, wenn man sie mit der herkömmlichen Etikettierung: „Einseitige Überhebung des Gefühlslebens, besonders der Phantasie", oder gar als überreizte „Phantomenjagd" verächtlich abtut. Die Romantik ist eben nicht Ausfluß einer persönlichen Kaprice dieses oder jenes Romantikers oder gar müßige Spielerei einer dialektischen Schäferstunde, sondern der notwendige Ausdruck einer tiefgehenden Lebensstimmung. Die Romantik bekämpfen heißt also nicht, sie herabsetzen, sondern sie analysieren, auf ihre verborgenen psychologischen Beweggründe zurückführen.

Der buchhändlerische Freund und Beschützer der Romantik, Eugen Diederichs in Jena, hat alles daran gesetzt, jener Neuromantik die Wege

zu ebnen, deren Grundtendenzen Ludwig Coellen („Neuromantik", Jena, Diederichs, 1906) in einer Sammlung früher erschienener Essays bloß-gelegt hat. Meine grundsätzliche Gegnerschaft hindert mich nicht, sondern nötigt mich geradezu, der neuromantischen Bewegung unserer Tage ern-steste Aufmerksamkeit zu widmen und ihre bemerkenswertesten Hervor-bringungen, wie die beiden Werke von Ricarda Huch: „Blütezeit der Ro-mantik" (zweite Auflage) und „Ausbreitung und Verfall der Romantik", sowie das Werk Karl Joëls: „Nietzsche und die Romantik", ebenso achtsam wie bedachtsam zu verfolgen.

Eine Ablehnung der romantischen Richtung in der Philosophie be-deutet noch lange nicht den romantischen Geist in Bausch und Bogen ver-urteilen, also jene Gefühlsmotive und Denkantriebe, die im oben aufge-zeigten Rhythmus immer wieder zur romantischen Lebensstimmung drängen, in Acht und Bann tun. Nur dann kann man sich vielmehr gegen die unausbleiblichen Gefühlswallungen des Romantizismus mit Erfolg wehren, wenn man ihn bis in seine tiefsten psychologischen Ver-äderungen und Verästelungen verfolgt. Für die Romantiker ist nun von jeher alle Poesie nur eine Philosophie des Herzens, wie alle Philosophie nur eine Poesie des Kopfes ist.

Für die Romantiker ist die einzelne Persönlichkeit das Um und Auf, der Ausgangs- und Endpunkt alles Denkens, kurz, mit Friedrich Schlegel zu sprechen: das Zentrum. Darum ist denn auch die Zentrumslehre Friedrich Schlegels, wie Marie Joachimi in ihrem Buch „Die Weltan-schauung der Romantik" (Jena, Verlag von Eugen Diederichs) vortrefflich gezeigt hat, das dialektische Rückgrat alles romantischen Philosophierens. Der Geniekultus, die „blaue Blume", die alles überschattende und über-strahlende „Ichheit" — sie münden in jene Zentrumslehre Friedrich Schlegels, des eigentlichen Philosophen der Romantik, dessen ästhetisch-optimistischer Universalismus auf keinen Geringeren als auf Kepler hin-deutet, worauf ich Marie Joachimi hinweisen möchte.



Klassiker und Romantiker lösen aber einander nicht bloß im strengen geschichtlichen Rhythmus ab, wie wir gezeigt haben, sondern in einer und derselben Person wohnen häufig genug zwei Seelen. Die Verstandes-seite treibt zur Ruhe der Klassizität, während die Gefühls- oder Gemüts-hälfte nach Romantik lechzt. Bald herrscht die „Ordnungsbestie", bald der „Rebell" in ihm vor; bald fühlt sich der Mensch in seiner unaufheb-baren Gedoppeltheit als Gattung, dann denkt er klassisch, bald als Indi-viduum, dann fühlt er romantisch.

Überträgt man diesen unaufhörlichen Kampf in der Menschenbrust von der einzelnen Persönlichkeit auf ganze Generationen oder auf herrschende religiöse und philosophische Strömungen, so tritt uns das gleiche Bild der Gedoppeltheit und Zwiespältigkeit entgegen: auf Aktion folgt regelmäßig Reaktion, auf Revolution Contrerevolution, auf Reformation Restauration. Was beim einzelnen Individuum Stimmung ist, das heißt bei einer politischen oder religiösen Bewegung: Tendenz. Nichts ist falscher, sagt Wilhelm Dilthey („Das Erlebnis und die Dichtung", 1906, S. 223), als die Annahme, man habe es in der Romantik mit einer einzelnen Richtung zu tun. Es ist vielmehr die Tendenz einer ganzen Generation, welche in den Neunzigerjahren heraustrat und von 1790 bis 1800 jene entscheidende Lebensepoche durchmachte, welche zwischen dem zwanzigsten und dreißigsten Lebensjahre liegt. Die Elemente intellektueller Kultur, die damals aus der früheren Generation vorlagen, waren in erster Linie die Poesie von Goethe und Schiller, die philosophische Revolution, in der Kant, Jacobi, Fichte und Schiller hervorgetreten waren, endlich die gewaltige Bewegung und Gärung in den Naturwissenschaften. So mannigfach die Ausgangspunkte von Fr. Schlegel, Hardenberg, Tieck, A. W. Schlegel auch waren, so bilden sie doch ein „Schutz- und Trutzbündnis" — eine Schule. Wie konnte nur, so fragt Dilthey weiter, auf die Dichtung Goethes und Schillers dieser jähe Absturz, diese ganz heterogene Entwicklung, diese schrankenlose Herrschaft der Subjektivität, der Phantasie, der Hingabe an die Natur, ja fesselloser Willkür folgen? Wir antworten: Abgeklärtheit und Leidenschaftlichkeit, Ruhe und Bewegung, Klassizismus und Romantik, lösen einander in zyklischen Schwingungen periodisch ab.

Das Unterirdisch-Dionysische in der Menschennatur rebelliert mit der unwiderstehlichen Gewalt der Instinkte gegen das oberflächenhafte Apollinische. Nicht der Lorbeer als Siegespreis, sondern Ringen und Tasten als Selbstzweck heißt jetzt die Parole. Ausruhen wie ein emeritierter Schulmeister, mag das Ideal der Klassik sein; aber die Romantiker reizt nicht das Ziel: der Friede, sondern der Weg: der Kampf. Das Brodelnde, Gärende, Chaotische, die Unrast im Kampfe aller gegen alle, kurz das bewegliche Gleichgewicht in der Gesellschaft mit ihren kulturellen Werten, gewährt ihnen eine geradezu athletische Freude. Die Romantiker jonglieren mit Gefühlen und balancieren mit Stimmungen. Fragmentarisch ist alle Romantik, sagt Karl Joël, weil sie Unendlichkeitsdrang ist, und das heißt geistige Leidenschaft. Unendliches läßt sich nicht ausdrücken,

nur andeuten, und das Fragment gehört darum geradeso zur Form der Romantik wie das Symbol. Die Romantiker sind die geborenen Bildungsaristokraten, welche ihr egozentrisches Ich, den heiligen Genius, das übermenschliche Genie dem platten Werktagsmenschen, dem „Bildungsphilister", wie ihn lange vor Nietzsche Tieck bereits verhöhnte, trotzig entgegensetzen. Und so sieht denn Joël in der Romantik einen allmenschlichen Typus, eine gewaltige, immer wiederkehrende Geistesmacht, den notwendigen Keim alles Großen und Guten. Die Romantik, die gestern noch so nächtlich schien, wie eine Fledermaus in schlafenden Ruinen, erscheint Joël ein glänzender Vogel, der uns mit jugendlichem Flügelschlag umschwirrt. Es gilt jetzt, diesen Edelfalken zu zähmen. Es wird sich ergeben, so schließt Joël sein merkwürdiges Buch, daß Romantik kein bloßer Gegensatz zur Klassik ist, sondern ihre Voraussetzung, daß Romantik der Rausch der Jugend ist, über den sich die Klassik erhebt, als die Reife, und es wird sich ergeben, daß wir die Romantik durchleben müssen, um reif zu werden.

Das geckenhafte Kokettieren mit dem Übermenschentum macht so wenig zum Romantiker, wie das bloße Aufsetzen eines Zylinders zum Gentleman oder das Anheften eines Kotillonordens zum wirklichen Ritter stempelt. Treffend führt daher Joël (Seite 356) aus: Das bloße Vortreten des Gefühls oder des Willens macht nicht den Romantiker; sonst wäre jeder wilde Triebmensch schon Romantiker. Erst das reflexiv gewordene Gefühl, die intellektualisierte Leidenschaft, gerade die Zerrissenheit der Seele durch die Mischung ihrer Funktionen ist romantisch. Also der Hinzutritt der Ratio ist notwendig und macht erst die Romantik vollständig. Ganz ähnlich sieht Marie Joachimi das Problem der Romantik an. Seit Ricarda Huch ist dies die herrschende Beurteilungsweise geworden. Die Romantik wollte die Deutschen „tiefer sehen, größer denken, wahrer fühlen lehren. Deshalb suchte sie alles Leben in Poesie zu tauchen". Denn das Erkennen, meint Marie Joachimi, erreicht niemals das Leben. Deshalb gehen die Romantiker seit Schelling mit Vorliebe vom Organismusbegriff aus, wie sie früher mit Fichte vom „Ich" ihren Ansatzpunkt nahmen. Das All symbolisiert sich den Romantikern zur Person, woraus jener organisch-vitalistische Neospinozismus bei Friedrich Schlegel erwächst, den neuerdings Chamberlain in seinem „Kant" und Graf Hermann Keyserling im „Gefüge der Welt" in den Vordergrund des philosophischen Interesses geschoben haben. Aber selbst der Mystizismus der Romantiker, insbesondere ihres philosophischen Wortführers Friedrich

Schlegel, ist nicht phantastische Gefühlsschwärmerei, sondern bei Friedrich Schlegel ist, nach Maria Joachimi, nichts ohne Logik, auch seine Geheimnisse, auch sein Mystizismus nicht (Seite 45). Wie man sieht, kommen die wertvollsten Arbeiten über die Weltanschauung der Romantiker, welche die neuromantische Bewegung hervorgerufen hat, darin überein, daß auch die Romantik ihre immanente Logik hat, wie dies Ricarda Huch gegen die noch lange nicht überholte Darstellung von Haym sieghaft behauptet und jetzt mit Hilfe von Joël, Ewald, Joachimi und Walzel endgültig durchgefochten hat.

Es gibt logisch gerichtete Naturen, die sich nur in der Welt des Beweises heimisch fühlen, und mystisch gestimmte, die nicht überzeugt, sondern überredet, nicht belehrt, sondern erbaut sein wollen, mit einem Worte nicht wissen, sondern glauben möchten. Und so ganze Generationen. Die klassische Wissenschaft hat es mit der Gattung, die romantische Kunst mit dem Individuum zu tun. Ihr welthistorischer Konflikt ist das Kreuz aller Philosophie, das Universalienproblem, nämlich das unlösbar tragische Verhältnis von Einheit und Vielheit, von Individuum und Kollektivum, von Anarchismus und Absolutismus, von Exemplar und Gattung.

Daher rühren die unaufhebbaren Kämpfe zwischen Klassizismus und Romantik, jene ewigen Tantalusqualen der künstlerischen und literarischen Erhebungen und Bewegungen, wie sie in Naturalismus, Symbolismus, Präraffaelitentum, im poetischen Dreigestirn Ibsen, Tolstoi und Nietzsche, in dem künstlerischen Dreiverein von Maeterlinck, Liebermann und Rodin, im ästhetischen Dekadententum von Burne Jones, Stephan George und Hugo v. Hofmannsthal so wesensverwandt in die Erscheinung traten. Die Romantik ist augenblicklich wieder obenauf, genau so wie vor einem Jahrhundert nach Schiller und Goethe, nach Kant und Herder die Schlegel und Stolberg, die Novalis und Hölderlin, die Wackenroder und Tieck, die Arnim und Brentano, die Chamisso und Fouqué, die Werner und Goerres, die Hofmann und Hauff. Damals gaben die Uhland und Heine literarisch ebenso den Ton an, wie eine Generation vorher philosophisch der Willensromantiker Fichte, der Phantasieromantiker Schelling und der Begriffsromantiker Hegel, bevor er in der „Phänomenologie des Geistes" seinen dröhnenden Absagebrief an die Romantik richtete.

Diesen stetigen Rhythmus von Klassizismus und Romantizismus hat Ludwig Coellen in seiner „Neuromantik" besonders betont. Ihm

ist klassische Kunst „eine Kunst des Friedens, des ruhigen Besitzes". „Nicht mehr in schweifender Sehnsucht und im Kampf mit den Realitäten des Lebens ringt der Künstler nach der Offenbarung des Absoluten. Alles Chaotische ist in feste Formen des Dialektischen gebändigt, die es mit rhythmisch geordnetem Pulse des Lebens erfüllt." In der Wiedererweckung des Mystizismus, dessen „Philosoph" Maeterlinck ist, sieht Coellen die überraschende innigste Verwandtschaft unserer heutigen neuromantischen Literatur- und Kunstbewegung mit der deutschen Romantik vor hundert Jahren. „Die blaue Blume" von ehedem heißt heute: traumhafte Mystik, passiv reizsames Ästhetentum und lebensfremdes Schweifen. Alle diese Neuerscheinungen sind aber „keine Atavismen, sondern sie sind als periodische Erscheinungen anzusehen, die in der Zeit einer Kulturschwenkung mit innerer Notwendigkeit auftreten." Diese Periodizität sieht Coellen selbst in der Stellung der einzelnen Generationen zum Absoluten. Es treten danach gesonderte Perioden auf, die durch eine markante Änderung in dem Verhältnis des Absoluten zu den Erscheinungsformen eingeleitet und charakterisiert werden. Mystik und Logik heißen die beiden Grenzpole im Geistigen. Natürlich haben auch die Romantiker ein „restloses Einheitsbedürfnis und einen nimmersatten Universalismus" (Joachimi), aber sie stillen dieses Bedürfnis durch mystisches Schauen durch grüblerisches Versenken in die Tiefen oder Untiefen des eigenen Ich. Mit Fichte findet Fr. Schlegel in seiner zweiten Periode „im Subjekt, im geistigen Ich die große Offenbarung der Welteinheit". Von hier aus ist nur noch ein Schritt zur Schlegelschen „Zentrumslehre", die aus Schellings Naturphilosophie herauswuchs, wie Marie Joachimi richtig gesehen hat. Denn von Schelling entlehnt Schlegel jenen, die Romantik beherrschenden Organismusgedanken, dem das Fichtesche Ich auf makrokosmischem Wege zu einem geistig-lebendigen Welten-Ich, das man nur durch Intuition zu erschauen vermag, geworden ist. Der Mechanismus von Maß und Zahl wird verlassen; die Zweckbetrachtung rückt in den Vordergrund. Die Gedankenlinie der Romantiker geht nicht schnurstracks über Spinoza zu Parmenides, sondern sie kommt auf Zickzackwegen über Leibnizens Monas Monadum, den stoischen λόγος σπερματικός und Aristoteles' μεσότης zu Platos Ideenlehre. Wenn nach Friedrich Schlegel, dem Philosophen der Romantik in engerem Sinne, als welchen ihn Marie Joachimi endgültig erwiesen hat, alles aus einem gemeinsamen Mittelpunkte heraus erklärt werden muß, dieser Mittelpunkt aber als Keim, als organisch-leben-



Heft 374
Jahrgang
1908

Flameng, Fischerboot von Dieppe.
(Mit Text von Gustav Falke.)



diges Wesen begriffen wird, so ist die logisch-mathematische Bahn endgültig verlassen und die teleologisch-mystische tritt an ihre Stelle. Gesellt sich bei Friedrich Schlegel vollends die „Urliebe", der platonische Eros hinzu, und wird dieser Mittelpunkt zum „Höchsten", zur „Fülle", zu „Gott" emporgetrieben, dessen romantische Attribute: Unendlicher Geist, Schönheit, Gefühl, Enthusiasmus, Liebe heißen, dann ist das romantische Weltbild fertig. Die Gottheit als „absolute Fülle", als „fühlendes Urfeuer oder Liebe" bringt den „alten romantischen Hang zum Mystizismus" zu krönendem Abschluß. Pythagoras und Heraklit sind alsdann restlos in die Romantikerphilosophie eingegangen.

Daß die Romantiker infolge ihres ästhetisch-organischen Weltbildes überwiegend zum Optimismus neigen, versteht sich nach alledem von selbst. Die Romantik, sagt Marie Joachimi, ist eine der stärksten Lebensbejahungen, die nur denkbar ist; denn aus einem lebenden Mittelpunkte heraus schöpfen sie Liebe und Verständnis und Anteilnahme an allem Lebendigen, Sichtbaren und Klaren; zugleich aber tiefe Achtung vor dem Unergründeten, Geheimnisvollen, Gefühlsmäßigen. Dieses Gefühlsmäßige aber erfassen wir nur durch ein „rein metaphysisches Schauen" (Coellen), das an die ratio intuitiva und den amor Dei intellectualis bei Spinoza gemahnt. Denn mit Spinoza meint der Neuromantiker Coellen: Das Instrument des Mystizismus und seines metaphysischen Schauens ist die Intuition, jene Erkenntnisart, die die untrügliche Gewähr der Wahrheit in sich trägt. Nicht das mystische Empfinden, fährt Coellen fort, ist dunkel, sondern vielmehr das vernünftige Erkennen. Dieses ist ein stets unvollkommenes, das immer nur das Sein in einer angenäherten, maskierten Form erfaßt. Das mystische Schauen dagegen ist die unmittelbare Offenbarung des Seins. Nur erst, wenn die Erkenntnis der Vernunft getragen wird durch die Intuition des Mystizismus, gelangt der Mensch zur harmonischen Auffassung des Seins. Diese harmonische Auffassung hinwieder bringt den Neuromantikern jenen „vorwärts drängenden Optimismus" zum Bewußtsein, der uns lehrt „aus jedem Ereignis eine Befreiung zu höherer Lebensform zu schaffen". Ähnlich Marie Joachimi: Die Romantiker sind Optimisten und Gläubige in bezug auf den ewigen Fortschritt des menschlichen Geistes.

So verführerisch und lockend diese optimistische Folgerung der Romantiker den Vertretern des „sozialen Optimismus" auch sein mag, so müssen wir diesen romantischen Optimismus gleichwohl grundsätzlich ablehnen, weil wir seine mystischen Prämissen nicht zu teilen vermögen.

Auch wir sehen zwei große Tendenzen in der kulturgeschichtlichen Entwicklung des menschlichen Geschlechts deutlich auseinandertreten, bald sich kreuzend und verschlingend, bald einander hemmend und aufhebend: Gefühl mit seinem Organ: Religion, Vernunft mit dem ihrigen: Philosophie. In einer späteren Entwicklungsphase des Menschengeschlechts stehen einander gegenüber: Der Verstand mit seinem Organ, der Wissenschaft, welche mathematisch-logisch verfährt, von den Inhalten absieht, abstrahiert und nur die formale Identität von A und B, das heißt die Vielheit der Erscheinungen auf zahlenmäßig ausdrückbare Ordnungsserien zurückführt. Für die Wissenschaft, die Statistik zum Beispiel, sind A und B, ein Bismarck und ein Kretin vertauschbar und verwechselbar. In der Geburts- oder Todesstatistik sind Bismarck und der Kretin nur eine leere, tote, substituierbare Eins. Den rein formalen Gesetzen der Zahl sind die Inhalte ganz gleichgültig. 2 × 2 ist und bleibt 4, gleichviel ob es sich um Bäume, Menschen, Planeten oder Götter handelt. Die Ordnungsserie der logisch-mathematischen Wissenschaft also, wie sie uns in der Astrophysik eine „Mathematik der Natur" beschert hat, ist eine streng gesetzmäßige, unaufhebbare, weil der menschliche Geist durch die Anerkennung dieser logisch-mathematischen Ordnung nur sein eigenes Wesen bejaht (identifiziert), also in derjenigen Domäne verbleibt, in welcher ihm unanfechtbare Hoheitsrechte zustehen. Nicht so die Kunst mit ihrer psychologischen Wurzel, der Phantasie. Hier ist nicht mehr das Typische, das Wiederholbare, das Vertauschbare, kurz das Gattungsmäßige der entscheidende Gegenstand, sondern umgekehrt: das Individuelle, Einmalige, Unwiederholbare, unvertauschbar Persönliche. Und so ist es denn ganz natürlich, daß Vernunft und Verstand die Ordnungsserien in Philosophie und Wissenschaft herstellen, während Gefühl und Phantasie mit ihren Organen von Religion und Kunst das intime Persönliche, also Unklassifizierbare, weil Unersetzliche, zum Inhalt haben. Wissenschaft und Philosophie bedürfen daher der Forscher und Denker, bei denen der mathematisch-logisch geschulte Intellekt vorwiegt, Religion und Kunst hingegen sind auf Propheten, Erlöser, Heilige, Helden und Genies gewiesen, bei denen Gefühl, Wille und Phantasie die entscheidenden seelischen Lebensmächte ausmachen. Von jenen wird die Zukunft — Sonnen- und Mondfinsternisse etwa — berechnet, von diesen nur geweissagt. Jene behandeln das Gattungsmäßige, das im Wandel und Wechsel Gleichbleibende, also den Typus, diese, die Künstler zumal, das Einmalige, Persönliche, das in dieser Zusammensetzung nie-

mals wieder in einem zweiten Exemplar angetroffen wird. Jene verfahren daher naturgemäß kühl, sachlich, leidenschaftslos, unpersönlich — kurz klassisch; diese hingegen temperamentvoll, impressionistisch, enthusiastisch, eminent persönlich — kurz romantisch. Euklid dort, Jesajas hier. Jene verkünden logisch-mathematische Wahrheiten, deren Gegenteil undenkbar, weil mit innerem logischen Widerspruch behaftet ist, die also „ewige Wahrheiten" im Sinne Leibnizens darstellen, diese hingegen offenbaren Ahnungen und Deutungen des Kommenden, Enträtselungen von Völkerschicksalen, kurz Ermahnungen und Erbauungen. Die Voraussagen jener haben daher unbedingte, die Prophezeiungen dieser hingegen nur bedingte, d. h. moralische Gewißheit. Jenen glauben wir heute anstands- und fraglos, diesen jedoch in der Regel nur bei einem Vaticinium ex post. Handelt es sich um wissenschaftliche Wahrheiten, die mit Maß und Zahl erreichbar sind, so haben unstreitig Denker und Forscher, welche mathematisch-logisch verfahren, das letzte Wort zu sprechen. Gilt es jedoch der moralischen Gewißheit, der Schönheit, dem Gewissen, dem Gefühl, dem unaufhebbar Persönlichen, wohin wir mit Zirkel und Zollstock, mit Titrier- und Färbemethoden, mit Lupe und Skalpell niemals gelangen werden, so gebührt Religionsstiftern und Künstlern unweigerlich der Vortritt.

Sehr schön hat Houston-Stewart Chamberlain in seinem Kant-Buch diesen soeben hervorgehobenen Gegensatz herausgearbeitet: Der mathematisch-mechanisch denkende Geist, das heißt derjenige, welcher auf dem Standpunkte des gesetzgebenden Menschen steht, tritt bewaffnet mit seinen Gesetzestafeln auf das unfaßbare Weltganze zu und zwingt ihm sein Schema auf, wogegen der Priester des Auges die willenlose Hingabe an die Anschauung lehrt, jene „ganz eigene Art von Forschung", wie sie Goethe nennt: „die Anfrage an die Natur." Mit Schiller und Kant erfaßt Chamberlain das Wesen der Religion ebenso wie das der Kunst viel tiefer, als es in der landläufigen Schulphilosophie üblich ist. Sobald der Mensch, heißt es bei Chamberlain, die Natur gestaltet, schafft er Wissenschaft, und indem er das tut, tritt er selber aus dem Chaos hervor und ist Persönlichkeit, denn er bewährt sich als frei. Aus einem Sklaven der Natur, solange er sie bloß empfindet, sagt er mit Schiller, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt.

Für die „denkende Betrachtung der Dinge" aber, wie man die Philosophie vielfach definiert hat, ist die romantische Methode des intuitiven Schauens der denkbar verkehrteste Weg. „Roman" und „Ro-

mantisch" hängen nicht bloß sprachlich, sondern auch begrifflich zusammen. Die romantischen Philosophen aus der Schule Friedrich Schlegels, aber auch die Neuromantiker unserer Tage erschaffen vermittels ihrer konstruktiven Phantasie gleichsam den Roman des Universums; sie erdichten den Weltzusammenhang, statt ihn zu erforschen. Nicht das diskursive Denken, das vielmehr in Acht und Bann getan wird, führt die Feder, sondern das „mystische Schauen", dem freilich auch Denker ersten Ranges gewaltige Konzessionen gemacht haben. Spinozas ratio intuitiva und amor Dei, Humes Voranstellung jener Einbildungskraft, der sich die ganze Außenwelt zu einem bloßen Glauben verflüchtigt, Kants Auffassung vom Wesen der Religion als „Gebären der Gottesidee aus den Tiefen des Gemütes" (Chamberlain), ganz zu schweigen von der romantischen Trias: Fichte, Schelling, Schopenhauer — sie alle haben in schwachen Momenten vorerst Lethe getrunken, ihren mathematisch-logischen Untergrund zeitweilig verleugnet, um zuletzt am romantischen Göttertrank, an Nektar und Ambrosia, an den betäubenden Säften der „blauen Blume" sich zu berauschen. Auch Sokrates hat den Göttern seinen Hahn geopfert. Wir verstehen nach alledem die verborgenen psychologischen Triebfedern der alten wie der Neuromantik sehr wohl, aber gerade weil wir sie verstehen, sind wir doppelt auf unserer Hut. Der Weg der Ratio ist ein geradliniger; er führt zu „ewigen Wahrheiten", aber infolge seiner Geradlinigkeit dünkt er temperamentvollen Naturen, die nur auf bunte, farbige Reize reagieren, etwas einförmig und uninteressant, während der Roman des Universums, wie ihn die Phantasten unter den Dichtern und Denkern träumen oder dichten, prickelnd in alle Poren dringt und alle unsere Sinne gefangen nimmt. Dieser dialektische Weihrauch hat aber seine Gefahren. Es hat von jeher, von den Schlegels und Stolbergs an bis zu Brunetière und Maeterlinck, diese Stimmungsphilosophie nach Rom geführt. In seinem Buche „Goethe und die Romantik" hat Oskar F. Walzel diesen unwiderstehlich katholisierenden Zug aller Romantik, dem alles Mittelalterlich-Romantische und Christlich-Mythologische plötzlich wieder modern wird, glücklich herausgestellt. Die Rebellen und Revolutionäre des Denkens, die Nörgler und Krittler des Bestehenden, die geschworenen Verunglimpfer der Ordnungsbestien und Bildungsphilister enden — im Kloster, in welchem die seelische Revolte endgültig zur Ruhe gekommen, in der ehernen Umklammerung des Dogmas erstickt ist. Der ehemalige Gottsucher und Gesellschaftswühler wird von den polypenartig sich aus-

streckenden Fangarmen des Zeremoniells und Rituals für immer eingefangen. Der Romantiker schlägt um und wird Klassiker. Aber ein religiöser Klassiker, zumal der Katholizismus mit seinen unwandelbaren Heilswahrheiten der Typus des religiösen Klassizismus ist, wie der Protestantismus, der an der Mutterbrust der deutschen Mystik erstarkt ist — Luther verehrte den Meister Eckhart über alles — mit seiner Voranstellung der „Gesinnung", der „Persönlichkeit" im Gegensatz zur alles nivellierenden katholischen Werkheiligkeit religiöser Romantizismus ist. Ginge es unsern modernen Romantikern aller Schattierungen nicht besser als ihren geistigen Vorfahren und Vettern, den französischen und deutschen Romantikern, so vermöchte ich in der neuromantischen Bewegung unserer Tage, die ich psychologisch sehr wohl begreife und würdige, nicht mehr und nicht weniger zu erblicken als eine schwere geistige Krise, eine tiefgehende seelische Verstimmung unseres gesamten Kulturkreises. Die Neuromantik ist der Ausdruck des Kulturüberdrusses nach der negativen, der Erlösungsbedürftigkeit nach der positiven Seite.

Felix Hollaender:
Die reines Herzens sind...... Roman.

Fortsetzung.

Der Himmel lachte, und die Kinder waren selig, durch die geheimnisvolle Pforte des Lebens zu schreiten . . .

Was für ein wundervoller Tag war das! Es schien, als ob die Sonne die ganze Erde in Glanz getaucht hätte. Auf den Wiesen lag in großen regelrechten Kegeln das trockene Heu. Und Männer und Frauen luden es auf die Erntewagen. Und die stattlichen, braunen Ochsen waren davor gespannt und warteten nur darauf, es unter Dach und Fach zu bringen. Die roten und blauen Röcke der Frauen und die Blusen der Männer hoben sich als bunte, satte Flecken von dem Grün der Wiesen ab. Und hinter den Wiesen lag rotes Ackerland — mit Runkeln und Kartoffeln bepflanzt. Äcker und Wiesen aber säumte der dunkele Wald ein. Über die Kornfelder wogte leise der Wind, so daß die Ähren wie flüssiges Gold sich hin und her bewegten.

„Wie schön das alles ist," sagte Alexander voll Andacht. „Und wie seltsam, daß das Korn jedes Jahr um die gleiche Zeit reift und Mensch und Tier ernährt."

Sie hörte ein wenig zerstreut zu.

Es fiel ihr im Augenblick gerade ein, ob wohl die Therese inzwischen ihre Flucht bemerkt und dem Papa verraten hätte. Ihr Herz schlug in dem Gedanken.

Nun zogen sie eine große Strecke weiter und sprachen kein Wort miteinander. Sie spürte in ihrem zarten Körper eine tiefe Müdigkeit. Aber eher biß sie sich die Zunge ab, als daß sie es ihm eingestanden hätte. Als er jedoch aus eigenem Antrieb vorschlug, ein wenig zu rasten, war sie sofort dabei. Und nun setzten sie sich an den Rand eines dunkelen Wässerchens, das von Erlen und Hollundersträuchen eingezäunt war, und sogen den Duft der Blüten ein.

„Jetzt wollen wir mahlzeiten," sagte Alexander, öffnete ein Bündel und holte einen Laib Brot heraus, von dem er sachkundig abschnitt.

„Und Wurst und Käse habe ich auch bei mir," meinte er fröhlich.

Sie aßen mit Behagen. Und Elisabeth kam in eine ausgelassene Stimmung.

„Du darfst es mir glauben," beteuerte sie, „so gut hat es mir noch nie geschmeckt. Wenn man nur etwas zu trinken hätte!"

„Ist's weiter nichts," erwiderte Alexander, „dafür soll bald gesorgt sein."

Er nahm einen Becher aus dem Ranzen und füllte ihn mit klarem Wasser. Das mundete ihnen wie edler Wein.

„Nein, was für ein gescheiter Junge bist du!" sagte Elisabeth. „An alles hast du gedacht!"

Zärtlichkeit und Bewunderung lagen in ihrem Ton.

Alexander fühlte sich geschmeichelt. Er kam sich wie ihr Beschützer vor. Und ein großartiges Gefühl von Liebe und Verantwortlichkeit erfüllte sein Herz.

„Willst du nicht ein wenig schlafen?" fragte er besorgt. „Wir haben noch einen weiten Weg vor uns."

Sie schüttelte fröhlich die Locken.

„Ich brauche nicht zu schlafen."

„Gut — so gehen wir."

Und munter setzten sie ihre Wanderung fort.

Auf dem Wege trafen sie eine wohl hundertköpfige Schafherde. Der Hirt trug einen langen, blauen Kittel, der ihm bis zu den Füßen reichte. Und ein großer, zottiger Schäferhund mit bösen schwarzen Augen kläffte ihnen entgegen. Der Hirt brachte ihn zur Ruhe. Und die Kinder freuten sich des Anblicks.

„Weißt du, Alexander, was ich finde?" fragte sie. „Ich finde, daß ein Rudel von Tieren immer schön aussieht, während ein Haufe von Menschen einem wehe tun kann. Woher kommt das nur?"

„Ganz recht hast du! — Die Tiere sind eben besser als die Menschen, deren Bosheit man sofort spürt."

Was war das?

Seltsame Klänge trafen plötzlich ihr Ohr. Und weiche Melodieen strömten leise in den Frieden und in die Schönheit dieses Sommertages. Sie standen still und lauschten.

Jetzt verstummte die Musik. Und nur wenige Schritte entfernt von ihnen stand ein großer Mann in einem verschlissenen Soldatenmantel — eine blaue Mütze auf dem Kopf. Unter dem rechten Arm hatte er eine Krücke. Und über der Brust — an einem Ledergurt befestigt — trug er eine Ziehharmonika. Er hatte einen grauen Schnauzbart, kurz geschnit-

tenes weißes Haar und listige, verschmitzte, helle Augen. Trotz der Krücke trug er sich ziemlich straff und gerade — wie er denn überhaupt von schlanker, elastischer Statur war.

„Potz Blitz — was für merkwürdige Zaungäste seid ihr!" rief er den Kindern zu.

Die standen eine Sekunde wie vom Schlag getroffen da. Das dauerte jedoch nicht lange.

Alexander fand seine Fassung bald wieder. Er sah das schlaue Gesicht des Alten und antwortete dreist und vergnügt:

„Wir sind auf der Landpartie, Kamerad."

„Kamerad? Wer ist denn Sein Kamerad?!" schnauzte der Invalide. „Hat Er vielleicht Anno 70 vor Sedan gestanden — oder gar im Feldzug von 66 die Kanonen donnern hören!? Weiß Er Grünschnabel, was eine Granate ist? Hat Er einen Streifschuß im rechten Bein, daß Er durchs Leben humpeln und auf der Ziehharmonika spielen muß, um Sein bißchen dreckiges Dasein zu fristen!?" polterte er unaufhörlich.

„Alexander hat es ja gar nicht so böse gemeint," mischte sich Elisabeth in das Gespräch, die inzwischen auch ihre Courage wiedergefunden hatte.

„So — Alexander heißt er," sagte der Alte und blinzelte nun ein wenig nach der Kleinen hin, während er den Jungen wieder scharf aufs Korn nahm.

„Schöner Name, mein Bürschchen! Und wo soll die Reise hingehen?"

Alexander ließ sich nicht aus dem Text bringen.

„Ich titulier' Ihn: Herr Kamerad — und bitte Ihn, nicht zu schnauzen. Spiel Er uns lieber eins auf der Harmonika! Wir hören Ihm gar zu gern zu."

„So — Waldkonzert bestellt das Herrchen. Und was zahlt Er für das Entree?"

„Will Er Geschäfte mit uns machen, dann laß Er's bleiben," antwortete Alexander trocken. „Ich habe es mir freilich anders vorgestellt."

„I der Tausend — ist kaum aus dem Ei gekrochen und will einem alten Krieger die Leviten lesen! — Schockschwerenot — daß dich die Motten fressen! Soll ich dir eins mit der Krücke auswischen?"

Elisabeth zog Alexander am Arm.

„Laß uns fortlaufen," flüsterte sie.

Er schüttelte sie leise ab.

„Wirst dich doch nicht ins Bockshorn jagen lassen!" entgegnete er resolut.

„Bravo, mein Junge! Reißausnehmen vor einem krumm geschossenen Invaliden! Prosit die Mahlzeit — das wäre ja noch schöner."

Er lachte bärbeißig auf, und seine kleinen Äuglein funkelten.

„Und nun spiel' ich Ihm eins auf. Wie Er sich dann revanchiert, ist Seine Sache."

Er stellte sich in Positur und spielte: „Schier dreißig Jahre bist du alt . . ."

Die Kinder lauschten andächtig.

Als er geendet, sagte Alexander: „Er kann schnauzen; aber Er kann auch spielen — und offen gestanden — Sein Spiel gefällt mir besser, als Sein Schnauzen!"

Der Alte schmunzelte.

„Hast das Maul auf dem rechten Fleck, Junge! Du gefällst mir. Parbleu, die Kameradschaft wird angenommen! Und was Seine Papiere und den Paß anbelangt, so wollen wir das linke Auge zudrücken und drei eine gerade Zahl sein lassen. — Allons, enfants de ma patrie!" schrie er mit Kommandostimme und begleitete dazu auf der Ziehharmonika. „Ganzes Bataillon vorwärts marsch!"

Die Kinder lachten laut auf. So hatten sie plötzlich einen Reisebegleiter gefunden und schritten vergnüglich fürbaß.

„Also — Er heißt Alexander! Und wie nennt sich die Demoiselle?"

„Elisabeth von — —"

Der Junge gab ihr einen kleinen Puff, so daß sie in ihrer Auskunft inne hielt.

„Von hohem Adel also!" ergänzte der Invalide. „Elisabeth von Itzenplitz vielleicht? Mir soll's recht sein."

Elisabeth zwinkerte Alexander zu.

„Nicht gerade von Itzenplitz — aber doch so ähnlich," sagte sie schalkhaft.

„Ja, das ist nun eine böse Sache," nahm der Alte das Wort wieder auf. „Wir Mannsleute werden ja schon einen Unterschlupf finden. Aber was fangen wir mit einer kleinen Prinzessin an? Ein Bündel Stroh ist ein übeles Ruhekissen. Und dabei muß man dem Herrgott danken, wenn man noch eins findet."

„Bin nicht verwöhnt — habe nie anders als auf Stroh geschlafen," log Elisabeth kräftig.

Alexander blickte sie verdutzt an: Die schneidet nach unten auf. Auch gut.

„Wenn ich die Prinzessin auf der Erbse wäre," fügte Elisabeth übermütig hinzu, „gingen wir nicht auf ein und derselben Straße."

Der Abend begann heraufzudunkeln und spann Felder und Wälder in leichten Nebel ein. Der Erdgeruch stieg aus der dunkelen Scholle empor.

Alexander nahm das große Tuch heraus und hüllte sich und Elisabeth darin ein. Sie tat ihren Arm in den seinen und schmiegte sich eng an ihn. Wie unter einem schützenden Dach schritten die Kinder einher.

Der Alte dachte: das ist ein sonderbares Paar und kommt direkt aus dem Märchenwald.

Die drei sprachen eine Weile nicht miteinader. Das Dunkel des Abends tat ihnen wohl und barg sie in sein Schweigen. — Nun aber sahen sie in der Ferne freundliche Lichter auftauchen.

„Wir kommen in das Dorf," unterbrach der Invalide die Stille, „und müssen jetzt Kriegsrat halten. Da kenne ich eine Schenke, in der man für seinen Zehrpfennig eine warme Suppe bekommt und ein halbwegs anständiges Nachtlager. Eine prächtige Scheune, Kinderchen, und frisches Stroh — daß einem das Herz im Leibe lacht. Seid ihr mit von der Partie, so lade ich euch ein."

Die beiden nahmen den Vorschlag dankbar an. Und der Gedanke an einen Teller warme Suppe erzeugte in ihnen eine wohlige Stimmung.

„Ja," sagte der Alte, „wer wie ich viele Nächte auf dem Felde kampiert und von St. Petrus' guter Laune abhängt, weiß, was so ein Unterschlupf wert ist. Halt: ‚Reales Wirtshaus zum Goldenen Adler' — hier kehren wir ein."

Und mit festem Griff klinkte er die Tür auf.

Sie traten in einen niedrigen, verräucherten Raum, dessen Decke auf braunen Holzbalken ruhte. Eine große Hängelampe erleuchtete die Schenkstube, in der schmale Tische und Bänke standen.

Außer den Wirtsleuten hinter dem Ausschank war in der Stube nur eine alte Frau, die ihren großen braunen Tragkorb neben sich auf die Erde gesetzt hatte und langsam und bedächtig aus ihrem Teller löffelte. Sie blickte beim Eintritt der Ankömmlinge empor.

Alexander und Elisabeth waren noch immer in ihrem Tuche eingemummt, das wie eine Tarnkappe ihre Gesichter verbarg.

„I der Tausend,“ rief sie, „sehen meine alten Augen recht? Ist das nicht der Herr Major?“

„Leibhaftig,“ entgegnete der Alte. „Und halten Ihre morschen Knochen noch zusammen, Frau Base? 'S ist etliche Wochen her, seit wir uns zuletzt begegnet sind, dünkt mich.“

„Was schwadroniert Er da? Meine alten Knochen? Will sich wohl gar über mich lustig machen — der Herr Major!“

Elisabeth schrak bei dem Ton dieser Stimme zusammen: Um Gottes willen — das war ja die Alte mit den irdenen Töpfen, die sie nach ihrem ersten Krankenbesuch mit der Therese auf der Landstraße getroffen hatte!

„Jesus Maria,“ flüsterte sie Alexander zu, „machen wir uns schleunigst davon! Ich kenne die Frau!“

Zu spät. Die Handelsfrau hatte sich schwerfällig von der Bank erhoben.

„Was bringt Ihr denn da für eine Reisebegleitung mit, Herr Major?“

Der Invalide hatte die Ziehharmonika auf einen der Tische gelegt und war zu Alexander und Elisabeth herangetreten.

„Nehmt nur euer Tuch ab, Kinderchen, und macht's euch bequem! — Und Sie schere sich nicht um fremder Leute Angelegenheiten — verstande-vous?! — Geht ja vor Neugierde fast aus den Nähten!“ fügte er hinzu, während sein ärgerlicher Blick von ihr zu den Wirtsleuten hinüberglitt.

Die Händlerin lachte auf.

„So ein großspuriger Hanswurst!“ rief sie.

Er tat, als überhörte er ihre Worte, und nahm den Kindern, so sehr Elisabeth, der der Schreck in die Glieder gefahren war, sich sträubte, das Tuch ab.

„Ist's denn die Menschenmöglichkeit! Das kleine Fräulein von Sydow?“

Die Alte schlug die Hände über dem Kopf zusammen und eilte auf das Kind zu, das sie in ihre Arme schloß.

„Baroneßchen, wie kommst du denn in diese Gesellschaft?“

„Pst,“ machte Elisabeth und legte ihr die Hand auf den Mund.

Sie sah in des Kindes angstvolle Augen und blickte zu Alexander hinüber.

„Hm,“ machte sie und fixierte noch einmal den Jungen. Stillt

euren Hunger — dachte sie bei sich — und werdet mir nicht scheu. Danach komme ich schon hinter das Geheimnis. Geduld muß man haben.

„Nun fürs erste Platz genommen," sagte sie gutmütig.

Die Kinder setzten sich.

„Und ein Süppchen werden wir wohl auch nicht verschmähen!"

Sie streichelte liebevoll Elisabeths Wangen, während aus ihren Augen sorgende Zärtlichkeit leuchtete.

Alexander, dem bei diesem Abenteuer zuerst nicht ganz geheuer zumute war, beruhigte sich allmählich. Die Alte flößte ihm Vertrauen ein, und der Invalide sorgte für Unterhaltung.

„Hätte mir's auch nicht träumen lassen," meinte er zur Händlerin, „daß ich heute abend noch im Adler auf so eine flotte Tischdame stoßen würde. Was meint Sie — Frau Base? Wollen wir nicht heute noch das Tanzbein schwingen?"

„Er kann Sein loses Maul nicht halten," gab sie zurück — mit ganz anderen Gedanken offenbar beschäftigt.

„Und Ihr ist nicht wohl, wenn Sie einem nicht den Text liest. Einen Korn, Herr Wirt!"

Die Alte lachte tüchtig.

„So ein Süffel — spielt sich auf den großen Herrn auf! Wo ist Er denn wieder herumgestrolcht, Herr Major?"

„In die Kreuz und in die Quer. Die Kundschaft liegt weit auseinander."

„Kundschaft?" Sie sah ihn mit überlegenem Spotte an. „So ein Flausenmacher — redet von Kundschaft!"

Die Wirtin stellte vor die Kinder zwei kleine Schüsseln mit dampfender Suppe.

„Laßt's euch schmecken," sagte die Händlersfrau. „Aber hübsch pusten, Baroneßchen, damit Sie sich nicht die Zunge verbrennt!"

Der Invalide nippte von seinem Branntwein und schnalzte vor Behagen.

„Was versteht Sie von meiner Kunst!" sagte er. „Über Töpfe mag Sie mitreden. Hat Sie für einen Dreier Musik im Leibe?"

„Nein," antwortete die Alte lachend. „Rede Er nicht von Leibmusik! Ein anständiger Mensch spricht von so etwas nicht! Er ist und bleibt ein Faxenmacher."

Der Kriegsmann schlug mit der Faust auf den Tisch.

„Das böseste Maul fünfzig Meilen in der Runde! So wahr mir

Gott helfe! Wenn Sie einmal stirbt, muß man Ihr die Zunge besonders totschlagen! Ich bestehe darauf, bevor man Sie in die Grube tut!"

„Er stirbt vor mir," antwortete sie kaltblütig. „Verlaß Er sich darauf. Bei Seinem Suff macht Er's nicht mehr lange!"

„Nun wird's zu bunt. Müde und abgearbeitet kehrt man ein — und Sie bringt einen um den Abendfrieden!"

„Abgearbeitet? . . . Wenn Er nur nicht so aufschneiden würde! — Den Leuten die Almosen aus der Tasche ziehen! — Quarkspitzen, Herr Major! Bei mir nicht! Da muß Er sich andere Gäste aussuchen."

Der Invalide erhob sich gravitätisch.

„Ist Sie von der Tarantel gestochen! Wer hat Sie gesucht! Nächstens wird Sie noch erzählen — ich hätt' Ihr einen Antrag gemacht."

Die Alte hielt sich die Hüften.

„So ein Krüppel redet von Hochzeit! — Herr du mein Gott — da finde ich noch einen anderen!"

„Von Rechts wegen müßt' ich Ihr die Krücke über den Buckel schlagen, damit Sie endlich einmal Ihr ungewaschenes Maul hält! — Hat Sie vor Gravelotte gestanden? Sind Ihr die Granatensplitter in die Knochen gefahren?"

Er zeigte auf sein rechtes Bein.

„Wo sind Ihre Kriegstaten? Heraus mit der Sprache!"

Sie klopfte ihm gutmütig auf die Schulter.

„Mir will Er doch nicht einreden, Er habe sich das in der Schlacht geholt! — Seine Frau, die Gott selig haben möge, wird Ihm um Seiner Großmäuligkeit willen eine Ladung Schrot verabfolgt haben. Recht hat sie gehabt! Und Er schlägt nun Kapital daraus und erzählt Kriegsgeschichten. — Mir nicht, Herr Major! Mir nicht! Da muß Er früher aufstehen."

Elisabeth und Alexander lachten wie aus einem Halse, und der Invalide stimmte mit ein.

„Wenn ich mich mit Ihr einlasse, hat Sie recht," sagte er. „Prosit, Frau Base!"

Er holte die Harmonika und begann zu spielen.

Und nun horchte auch die Alte. Denn die Töne, die seine krummen Finger dem Instrumente entlockten, gingen ans Herz.

„Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern find'st du nicht!" spielte er. Und sein verwittertes Gesicht nahm einen verträumten Ausdruck an.

Als er geendet, rief die Alte: „Herr Wirt, einen heißen Grog für den Major! Er hat doch Musik im Leibe."

Elisabeth winkte Alexander.

Sie schlichen vor die Wirtsstube. Und da erzählte sie ihm von ihrer ersten Begegnung mit der Handelsfrau.

„Wenn sie uns nur nicht verrät," schloß sie furchtsam.

„Ich glaube es nicht, denn sie hat gute Augen," entgegnete Alexander. „Aber trotzdem wollen wir vorsichtig sein. Laß dich nicht von ihr ausfragen."

„O nein, so dumm bin ich nicht."

Sie traten wieder in die Schenkstube.

Der Major hatte seinen Kopf auf den Arm gelegt und war selig eingeschlafen.

„Hört mal, Kinder," sagte die Händlerin, „nun wollen wir ein ernsthaftes Wort miteinander reden. Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu, daß ihr von Hause fortgelaufen seid. Und dir, Baroneßchen, hätte ich so etwas gar nicht zugetraut! — Was wird die alte Therese dazu sagen? Und gar der Herr Baron — wie wird er die Augen aufreißen!"

Die Kinder schwiegen hartnäckig.

„Baroneßchen, machst du dir denn gar keine Gedanken darüber? — Das ganze Unwetter bricht über den Kopf der Therese herein. Die muß es ausbaden! Hast du daran schon gedacht?"

Elisabeth verzog das Mündchen.

„Und Er ist doch schon ein großer Junge," wandte sie sich an Alexander. „Weiß Er denn, was für ein Unrecht Er auf sich lädt? — Es kann Ihm passieren, daß sie Ihn hinter Schloß und Riegel stecken, wo er Zeit hat, über seine Dummheiten nachzudenken. — Kinder, seid nicht so starrköpfig!"

„Das sind wir nicht," entgegnete Alexander. „Aber bitte, lassen Sie ab, uns zu quälen. Ich kann nichts weiter sagen, als daß wir fort mußten."

Die Alte hob drohend den Finger.

„So leicht ist es nicht abgetan, junges Herrchen. Das ist eine schöne Geschichte, die ihr euch da eingerührt habt."

Elisabeth blickte flehenden Auges zu ihr hin.

„Ach, mein Engelsköpfchen, sieh mich nicht so an. Denkst du, ich habe deine Guttat vergessen? O, da bist du im Irrtum! Was soll denn nun aber werden? Nehmt doch Vernunft an! Wollt durch die Welt

ziehn wie zwei kleine Vagabunden . . . Kennt ihr denn die Welt? Ihr kennt sie nicht. Laßt euch von einer alten Frau sagen, daß es da draußen jammervoll zugeht . . . Und wenn du großer Junge nur für sechs Dreier Grips im Kopf hättest — du würdest dich schwer hüten, das Kindchen aus dem Hause wegzulocken!"

„Das hat er gar nicht getan!" rief Elisabeth unwillig. „So etwas dürfen Sie nicht sagen, sonst bin ich böse mit Ihnen. — Und nach Hause gehe ich nie mehr. Papa wird der Therese den Kopf waschen, und am andern Tage werden sie sich wieder vertragen . . . Ich bleibe bei Alexander. Ich gehe nie mehr von ihm. Ich schwöre es!"

„O du liebe Unschuld du! Wie soll das enden? — Kinder, laßt euch raten und kommt zu Verstande. Mein Wort darauf — der Herr Baron wird dich in die Arme nehmen und gut mit dir sein!"

„Vor dem Papa habe ich keine Angst."

„Seh' nur einer den Eigensinn an! — Und wie wollt ihr euch denn durchschlagen?" fuhr sie mitleidig lächelnd fort. „Glaubt ihr, die gebratenen Tauben werden euch in den Mund fliegen? Oder die sieben Zwerge werden euch den Tisch decken, wenn Hunger und Durst euch plagen?"

„Ich werde für uns beide sorgen," entgegnete Alexander.

„Potztausend, was für ein Held Er ist. Nimmt den Mund voll, als könnte Er Butter und Brot vom Himmel holen. Bürschlein, wie stellst du dir das vor? Willst du Holz hacken? Willst du das Vieh hüten oder den Acker bestellen und dich als Knecht verdingen?"

„Auf so viel Fragen kann ich nicht antworten," entgegnete er übellaunig. „Etwas wird sich schon finden."

„Meint Er? Und wenn sich nun nichts findet? . . . Und was soll aus der Baroneß werden? Hat Er sich im stillen gedacht, daß die Baronesse inzwischen das Federvieh rupft? Seh' Er sich einmal die Finger von dem kleinen Fräulein etwas genauer an — dann geht Ihm vielleicht doch am Ende ein Licht auf."

„Fürs erste," sagte Alexander, „sind wir Gott sei Dank versorgt — und damit Sie sich nicht weiter den Kopf zerbricht, so will ich es Ihr verraten: Hier drinnen" — er klopfte auf sein Ränzel — „sind zwei große Strümpfe mit Talern vollgestopft. Die reichen eine Weile."

„So? Er führt eine Barschaft mit sich! Und wie ist Er denn zu dem Gelde gekommen? — wenn man fragen darf."

„Auf eine redliche und ehrliche Art," erwiderte der Junge stolz. „Das Geld habe ich von meiner toten Mutter."

„Man sollte Ihn überlegen," sagte die Alte. „Und Seine selige Mutter würde sich gewiß im Grabe umdrehen, wenn sie wüßte, was für saubere Geschichten ihr Früchtchen ausgeheckt! . . . Und wenn die Taler klein gemacht sind — und Er wird sie schon klein machen, davor ist mir nicht bange — was geschieht dann?"

„Dann sind wir in Amerika!" antwortete Alexander hochgemut. „Und da drüben gibt's Arbeit in Hülle und Fülle."

„Sieh einer an," sagte sie. „Über den großen Teich will Er mit der Baronesse. Fein ausgedacht. Allen Respekt, junger Herr! Er ist ein Teufelskerl! Ist ihm bei uns zu enge geworden. Will mit dem Fräulein von Sydow nach Amerika. Vielleicht als Schiffsjunge, he? Und die Baroneß schabt in der Schiffsküche die Rüben!"

„Warum denn nicht?" warf Elisabeth ein. „Ist denn Rübenschaben ein Verbrechen?"

Die Alte lachte grimmig auf.

„Das Vögelchen ist ihm ins Garn gegangen. Ein Verbrechen ist es nicht, mein Engelsköpfchen. Aber für eine Baroneß schickt es sich nicht... Junge," wandte sie sich von neuem an Alexander, „nimm deinen Verstand zusammen und mache kehrt, ehe es zu spät ist . . . Willst es am Ende riskieren, daß der Gendarm dich am Wickel kriegt? . . . Nein, mein Junge, auf diese Weise geht es nicht! Willst du durchbrennen — in Gottes Namen! Aber das Kind laß aus dem Spiele."

„Ich werde nicht dulden, daß man ihr ein Haar krümmt."

„O — auf der Landstraße kann ihr Schlimmeres zustoßen . . . Also kurz und gut — du hast ein Einsehen — oder ich mache mich auf die Socken und gehe zu dem Herrn Baron."

„Wenn du das tust," sagte Elisabeth wütend, „so ist es mit unserer Freundschaft aus."

Die Alte wischte sich mit der Hand über das Gesicht.

„Ein Närrchen bist du! Wirst es mir schon eines Tages Dank wissen, daß ich mich dir in den Weg gestellt habe — daß ich —"

„Niemals!" unterbrach sie Elisabeth.

„Nun gut. Ich tue es auch nicht um des Dankes willen. Ich tue es, weil es nötig ist. Basta! Man muß immer tun, was das Gewissen von einem verlangt!"

„Da hast du's!" sagte Alexander leise. „Man soll sich mit alten

Weibern nicht einlassen. Das kommt davon. Nun sitzen wir gut in der Tinte."

Elisabeth machte eine jämmerliche Miene. Das Weinen war ihr nahe. —

„Laß gut sein," flüsterte er ihr zu, als er ihr betrübtes Gesicht sah, „ich sorge schon dafür, daß wir aus der Patsche wieder herauskommen."

Und mit lauter Stimme rief er — als verstünde er sich wer weiß wie gut aufs Reisen — die Wirtin: „Frau Wirtin, wir sind müde. Ich möchte die Zeche und das Nachtlager bezahlen."

„Nun, gar so viel gezecht habt ihr ja nicht," meinte die Wirtin. „Das Süppchen wird euch nicht in Rausch versetzt haben. Wir wollen's billig machen: Zehn gute Groschen für Abendessen und Nachtquartier."

„Zehn gute Groschen," wiederholte Alexander. Es kam ihm gewaltig viel vor.

„Dafür kriegt Er und das Jüngferchen auch ein reines Bett, wo sich's gut ruhen läßt."

„Schön. So will ich nicht handeln," gab er zurück. „Komm, Elisabeth, wir wollen schlafen gehen."

Die Wirtin leuchtete mit einer kleinen Laterne voran.

„Seid ihr böse mit mir?" rief die Händlersfrau. „Und wollt mir nicht einmal Gute Nacht wünschen?"

„Ich bin nicht böse," erwiderte Elisabeth. „Traurig bin ich, daß Ihr uns verraten wollt. Das hätte ich von Euch nie erwartet!"

Alexander drehte sich um.

„Ich kann mich nicht verstellen. Ich habe eine ehrliche Wut auf Euch! Tut was Ihr wollt; nur verlangt nicht, daß wir noch obendrein mit Euch Freundschaft halten sollen!"

„Ein couragiertes Bürschlein ist Er — das muß man sagen. Und ehrliche Feindschaft ist mir lieber als halbe Freundschaft. Was nützt's. Ich kann Ihm nicht helfen. Überschlaf' Er's. Morgen in der Frühe wollen wir weiterreden."

„Abgemacht. Sela!" ergänzte Alexander.

Die Händlerin drückte Elisabeth ein Weilchen an sich und versuchte, ihre hellen Augen in des Kindes Innere zu bohren. Aber die Kleine wich ihr aus und machte sich sanft los.

„Nun kommt, Kinder!" rief die Wirtin. „Es ist an der Zeit!" Sie folgten ihr.

Der Invalide hatte noch immer den Kopf auf dem Tisch und schnarchte.

Die große Hängelampe schwelte bereits. Und der Wirt hinter dem Schenktisch hatte sich ebenfalls die Pudelmütze über die Ohren gezogen und war eingenickt.

Der Mondschein fiel ins Zimmer.

„Wach' Er auf!" sagte die Handelsfrau mürrisch, als sich die Tür hinter den Kindern geschlossen hatte. „Er hat lange genug gedöst."

Dabei rüttelte sie den Invaliden tüchtig am Kragen.

„Die Fahne nicht locker gelassen, Kamerad — Immer weiter — immer weiter!" phantasierte der Alte im Schlafe.

„Hast recht, mein Guter! Die Fahne nicht locker gelassen!" wiederholte die Händlerin. „Aber jetzt ist es Nacht, und die Kanonen haben längst zu donnern aufgehört.

Und von neuem packte sie ihn an den Schultern.

„Heda, was ist denn los? Wird zum Appell geblasen?"

Der Invalide rieb sich schlaftrunken die Augen . . .

„Ihr seid's! — Vermaledeit — nicht einmal den Schlaf gönnt Ihr einem! — Und was glotzt Ihr mich denn an, als ob Ihr des Teufels Großmutter wäret?"

„Mir ist gottesjämmerlich zumute, Major. Spielt mir eins auf!" gab sie zur Antwort.

Er erwachte allmählich.

„Seit wann haben die Nachteulen Katzenjammer?" fragte er.

„Herr Major, verbrenn' Er sich das Maul nicht. Das Leben ist eine schwere Angelegenheit. Kommt einem manchmal in die Quere, daß man mit den alten Armen um sich schlagen möchte."

„Hat Sie einen Moralischen?" fragte der Invalide und zwinkerte mit seinen kleinen Äuglein. „Mach' Sie sich keine Sorgen!" fügte er hinzu. „Sie ist hart gesotten. Bei Ihr hält er nicht lange an."

„Herr Major, ich bin zu Scherzen nicht aufgelegt. Behalt' Er seine Weisheit für sich."

Und ohne Übergang fuhr sie fort: „Was soll man denn nur mit den Kinderchen anfangen? — Wie übel muß man ihnen mitgespielt haben, wenn es ihnen graut, nach Hause zurückzukehren!"

„Eine schlimme Geschichte!" bekräftigte der Invalide. „Der Junge ist übrigens ein Mordskerl."

„Um das Bürschchen ist mir nicht bange. Aber wenn dem Engelsköpfchen ein Leids geschieht, hab' ich keine ruhige Stunde mehr. Ich muß mit dem frühesten zum Herrn Baron — so sauer mir der Gang

wird. — Hat Er vom Baron von Sydow gehört, dem die Frau davongelaufen ist, und der sich seitdem in seine schweinsledernen Folianten vergräbt und darüber das Leben verschläft? — Kann mir's vorstellen, daß so ein junges Blut da zu frieren beginnt."

„Sydow — Sydow —" wiederholte der Invalide.

„Mein Hauptmann hieß Sydow. Dem haben sie vor Gravelotte die Brust zerschossen. — Vorwärts marsch, Kinder, die Schanzen gestürmt und die Fahne nicht locker gelassen . . . Hauptmann von Sydow . . . Ich erinnere mich ganz deutlich."

„Hör' Er mit seinen Kriegsgeschichten auf. Mir steht heute nicht der Sinn danach."

„So wollen wir das Hochzeitslager aufsuchen, Frau Gevatterin. Hier wird's ohnehin ungemütlich."

Und er schielte nach der Hängelampe, die in den letzten Zügen unruhig hin- und herflackerte.

„Spar' Er sich Seine Witze! Und morgen weck' Er mich mit dem frühesten. Ich habe es schwer in den Knochen und fürchte am Ende noch zu verschlafen."

„Sie kann sich auf mich verlassen."

Die Alte bückte sich nach ihrem Stock, den sie drohend in die Höhe hob.

„Er ist ein unsicherer Kantonist! Und wenn Er mich im Stiche läßt, ist's mit unserer Freundschaft aus — daß er's weiß. — Ich lasse mir den Schädel spalten, wenn dem Baroneßchen auch nur ein Haar gekrümmt wird! — Und nun lege Er sich aufs Ohr, und schlaf' Er den Schlaf des Gerechten, wenn das bei ihm möglich ist."

Sie nahm ihren Tragkorb, stellte ihn hinter den Schenktisch und humpelte schwerfällig hinaus.

Der Invalide kroch langsam hinter ihr her.

* * *

In der Kammer der Kinder brannte ein dürftiges Talglicht.

„Wenn du Angst hast," sagte Alexander, „so bringe ich dich heim."

Sie hob beteuernd die Hände: „Nicht vor dem Teufel habe ich Angst," antwortete sie fest, „wenn du bei mir bist."

„Gut. Das habe ich mir gedacht. Und durch das Geschwätz der Alten darf man nicht irre werden."

Sie nickte still.

„Ich denke es mir so," fuhr er fort: „Wir schlafen nur ein paar Stunden, und dann rücken wir aus. Wenn die erwacht, hat sie das Nach-

sehen und mag getrost hinter uns herhumpeln. Wir sind dann über alle Berge."

„Es wird schon am besten so sein," entgegnete sie. „Übrigens," begann er von neuem, „darf man sich durch solches Gerede nicht einschüchtern lassen. Wie viel Jungen sind in die weite Welt gezogen und haben drüben ihr Glück gemacht. Ich kann es dir schwarz auf weiß zeigen. Freilich darf man kein Hasenfuß sein! . . . So — und nun lege dich hin und schlafe. Du mußt müde sein. Denn wahrhaftig, wir sind eine gute Strecke gelaufen."

Er hüllte sie sorgsam in die Decke ein.

Als sie ihn aber bat, nun ebenfalls das Lager aufzusuchen, schüttelte er ruhig und bestimmt den Kopf. „Laß mich noch ein wenig bei dir sitzen und mach' dir keine Sorgen um mich."

Nun hielt er ihre Hand in der seinen, bis sie regelmäßig atmete und eingeschlummert war. —

Und wie sie so da lag — ernst und blaß — das zarte Gesichtchen wie eine feine Gemme geschnitten — klopfte ihm das Herz.

Durch die winzigen Fensterscheiben fiel das grüne Licht des Mondes und warf auf Elisabeths Antlitz seinen Schein. In der Kammer war es so still, daß man eine Stecknadel hätte fallen hören.

Auf den Fußspitzen trat er an das Fenster und blickte in die Nacht hinaus.

Die Bäume standen groß und unbeweglich da. Die Sterne funkelten über ihren Kronen. Der Mond goß über die Landstraße sein Licht aus.

Er lauschte mit verhaltenem Atem. Und geheimnisvolle Schauer durchdrangen ihn.

Als aber das erste Frührot am Horizonte auftauchte, weckte er sie sanft.

Sie erhob sich hastig . . .

Auf Strümpfen, die Schuhe in den Händen, tasteten sie sich durch die Tür und wagten erst aufzuatmen, als draußen die feuchte Morgenluft ihnen entgegenschlug. Nun beflügelten sie ihre Schritte, bis das reale Wirtshaus zum Goldenen Adler hinter ihnen lag.

„Diesmal wären wir mit dem Schreck davon gekommen," sagte Alexander und küßte sie auf die Stirn.

Da lachte sie beseligt.

„Ein Abenteuer war es doch," meinte sie fröhlich.

„Vor ähnlichen behüte uns Gott!" entgegnete Alexander. „Mit alten

Weibern — du darfst es mir schon glauben — ist nicht gut Kirschen essen."

Am Himmel verzehrte sich mählich der Mond und ließ nur noch einen blassen Schimmer übrig. Von den Blättern tropfte der Morgentau auf die Kinder.

Elisabeth fröstelte es. Er hüllte sie in das Tuch wie in einen dichten Mantel, trotzdem sie sich heftig wehrte.

„Und du, mein Alexander, frierst," klagte sie.

„Laß dich nicht auslachen, Lisabetl, mir ist warm und wohl zumute." Und mit Knabenausgelassenheit setzte er hinzu: „Ich trinke die Morgenluft."

Sie blickte ihn bewundernd an.

„Ist es noch weit nach Hamburg, Alexander?" fragte sie.

„Kann's nicht sagen."

„Wie sieht denn so ein Schiff aus?"

„Ja," meinte er, „wenn ich das wüßte. Aber mächtig groß ist es gewiß. An die tausend Menschen gehen wohl hinein."

„Wenn der Sturm kommt, muß es schrecklich sein," seufzte sie kaum vernehmlich. „Ich denke es mir wenigstens grauselig, wenn es nach allen Seiten hin- und hergeschaukelt wird."

„Mache dir keine Gedanken darüber," sagte er tröstend. „Die meisten Fahrten — habe ich gelesen — gehen glatt von statten. Ich möchte übrigens mal einen Sturm erleben! Ich denke es mir prächtig."

„O, lieber nicht!" brachte sie zitternd hervor. „Es ist schon schrecklich genug auf dem Lande. Wie muß es erst draußen auf dem Meere sein... Ich sage dir, Alexander," fuhr sie eifrig fort, „ich wache jedesmal in der Nacht auf, wenn ein Gewitter ist, und eine gräßliche Angst habe ich. Ich denke immer: Was machen nur die armen Tiere — die Bäume — die Sträucher — die Gräser — die Blumen!"

„Närrisches Zeug redest du, Elisabeth. Die Tiere finden im Walde ihre Zuflucht — und was hat das Unwetter mit den Bäumen und Sträuchern zu tun?"

„O, Alexander, daß du das nicht fühlst! Hast du nie gehört, wie die Bäume seufzen, wenn der Sturm sie schüttelt? Ich glaube bestimmt," sagte sie ernsthaft, „daß die Bäume und die Sträucher und die Blumen es fühlen wie wir — ja vielleicht noch mehr. Und die Therese meint es ebenfalls. — Wie leicht kann sie der Blitz treffen! Und wie oft reißt sie der Sturm aus der Erde. Ich habe laut aufgeschrieen, wie ich nach

einem furchtbaren Gewitter am anderen Morgen einen Baum mit allen seinen Wurzeln am Wege liegen sah . . . Wenn der Wind zu pfeifen beginnt, kriege ich schon eine Gänsehaut. Du nicht?"

„Nein, Elisabeth, an so etwas habe ich noch nicht gedacht. Und Furcht vor Gewitter kenne ich nicht . . . Es kann ja sein, daß du recht hast," meinte er nachdenklich. „Ich habe mir darüber noch nie den Kopf zerbrochen. Ja, mich dünkt es, als ob ich auf die Bäume immer neidisch gewesen wäre. Die können sich den ganzen Winter ausruhen — und wenn der Frühling kommt, werden sie grün und schön. Die Menschen haben es nicht so gut. Ein Baum wird mit dem Alter immer schöner — der Mensch immer häßlicher . . . So, und da sehe ich eine Wirtschaft, wo wir frühstücken können. Ein Schluck warmer Kaffee — denke ich — wird uns gut tun."

Mit wenigen Schritten war das Ziel erreicht.

Sie setzten sich unter einen mächtigen Lindenbaum, der mitten im Garten stand, und harrten, daß eine hilfreiche Seele sich ihnen nahen sollte.

Es verging jedoch eine Ewigkeit — und mochte er noch so laut „Holla — Heda — Wirtschaft!" rufen — es meldete sich niemand, denn es war noch früher Morgen.

Das kleine Fräulein hielt sich mit übermenschlicher Kraft aufrecht.

„Weißt du was," sagte er, „du setzt dich auf meinen Schoß und schläfst noch ein bißchen."

Und ohne ihre Antwort abzuwarten, zog er sie an sich. Und wieder mußte die Reisedecke herhalten, in die er sie wie ein Wickelkind einpackte.

Sie ließ alles mit sich geschehen. Und bald war sie in seinen Armen fest eingeschlummert. Sie atmete tief und ruhig, und auf ihren lieblichen Zügen lag ein leises Lächeln, das ihn rührte.

„Baroneßchen," sagte er zu sich selber, „ich will dich schon behüten und beschützen. Die alte Urschel braucht sich keine Sorgen zu machen."

Aus dem Wirtshaus kam die Schleußerin und sah verwundert auf das zarte Liebespaar unter der alten Linde. „Pst," machte er, „wir wollen sie nicht wecken. Wir sind nämlich früh aufgebrochen," setzte er erklärend hinzu, „und haben einen weiten Weg hinter uns."

Die Schleußerin nickte. Sie war eine große, hagere Person, die nicht viel Worte machte.

„Wir möchten einen heißen Kaffee und frisches Brot dazu," sagte er.

Er zog ein Beutelchen aus der Tasche, damit sie kein Mißtrauen und

keine Sorge um die Zeche hätte. Bei seiner Bewegung wachte Elisabeth auf und rieb sich die Augen.

„Ausgeschlafen?" fragte er fröhlich.

Und sie antwortete: „Gottlob ja — und frisch bin ich wie ein Fisch im Wasser."

Der dampfende Kaffee stand vor ihnen und große Schnitten Schwarzbrot mit frischer Butter dazu.

Sie ließen es sich wohl sein, und alle Sorgen waren wie fortgeblasen.

„Ja," meinte er, „so ein Frühstück im Freien mundet doch anders, als im dumpfen Zimmerloch. Und bei der nächsten Bahnstation setzen wir uns in den Zug, und das Laufen hat ein Ende . . . Heda, Schleußerin, wie weit ist es noch bis zur Station?"

Elisabeth betrachtete ihn mit Entzücken.

„Wie du kommandieren kannst," meinte sie stolz. „Wer hätte dir das zugetraut?"

„Ach, Elisabethchen," entgegnete er, „mit dem Kommandieren hat es bald ein Ende. Habe ich erst die Teerjacke an, dann heißt's parieren. Was tut's! Auch das will gelernt sein. Aber auf den Mastbaum klettern und über das weite Meer blicken — das denk' ich mir wunderschön."

„Still — da kommt die Schleußerin."

Er wiederholte seine Frage.

„Zwei gute Stunden werdet ihr zu laufen haben."

Er blickte nach der Sonne, die hoch am Himmel stand.

„Schönen Dank," sagte er und legte ein Geldstück hin, um die Rechnung zu begleichen.

„Ihr habt wohl einen reichen Juden totgeschlagen?" fragte die Schleußerin lächelnd.

„Es wird schon so sein," erwiderte er pfiffig.

„So nehmt euch vor dem Gendarmen in acht!" warnte sie. „Der macht die Landstraße unsicher."

Er lachte herzhaft auf.

„Wir haben leichtes Gepäck und rasche Beine. Uns erwischt er nicht."

„Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben!" antwortete sie kurz.

„Schönen Dank für den guten Rat. — Der Kaffee hat uns geschmeckt.

— Und diese Linde hat es in sich . . . Wer weiß, ob wir sie noch einmal wiedersehen."

Und nachdenklich betrachtete er ihren mächtigen Stamm.

„An die hundert Jahre kann sie zählen," sagte er.

„Dreihundert Jahre ist sie alt!"

„Dreihundert Jahre," rief Elisabeth bewundernd. „Was mag die alles erlebt haben."

Die Schleußerin blickte sie prüfend an. Und das Kind errötete.

„'s ist gut, daß so ein Baum nicht reden kann."

Elisabeth mied ihren Blick.

„Wir müssen gehen," drängte Alexander. „Es ist die höchste Zeit."

Hand in Hand verließen sie den Garten, ohne sich noch einmal umzuwenden.

Die Schleußerin dachte: Die Linde wird euch nicht verraten. Aber so ein merkwürdiges Paar wie euch hat sie gewiß noch nicht beschattet, so alt sie geworden ist.

Auf der Landstraße surrten Schmetterlinge und Libellen an ihnen vorbei, und die Sonne brannte. Zuweilen begegnete ihnen ein Ochsengespann, das langsam und träge des Weges zog.

Die Kinder sangen mit lauter Stimme: „Das Wandern ist des Müllers Lust — Das muß ein schlechter Müller sein — Dem niemals fiel das Wandern ein."

Aber ihre Kehlen wurden durch die Glut des Mittags trocken. Und Elisabeth fühlte, wie ihr das Laufen sauer wurde, und wie der Schweiß auf ihre weiße Stirne trat.

„Ausgelitten!" rief er. „Da ist der Bahnhof!"

„Gott sei Dank!" murmelte sie. „Ein bißchen müde bin ich doch geworden."

„Hier kannst du ausruhen und Limonade trinken," munterte er sie auf.

Sie traten in den Wartesaal ein, in dem sich keine Menschenseele befand.

Alexander bestellte Limonade und zwei Gläser und ging dann an den Bahnschalter. Sie mußte ein paar Minuten auf seine Rückkehr warten. In dieser Zeit des Alleinseins wurde sie ängstlich. Und plötzlich schrak sie jäh zusammen.

„Was war denn das?" flüsterte sie bebend. Hatte die Therese sie nicht eben beim Namen gerufen? . . .

„Therese, bist du es?"

Sie horchte angespannt . . . Nichts regte sich . . . Und doch — ganz deutlich hatte sie die Stimme der Therese gehört . . . .

„Alexander, mir ist so angst!"

Sie fiel ihm schluchzend um den Hals.

„Und eben war mir's, als ob die Therese dicht hinter mir stände . . . Lache nicht, Alexander — ich habe ganz deutlich ihren Ruf gehört."

Er streichelte sie wie ein kleines Kind. Und bei seiner sanften Berührung wurde sie wieder ruhig.

„Aufgepaßt, Elisabeth. Alle Not und Furcht hat ein Ende. In einer Stunde geht der Zug nach Magdeburg. Magdeburg liegt an der Elbe — und von da kann Hamburg nicht weit sein. Denn Hamburg liegt — so viel ich weiß — ebenfalls an der Elbe."

„Ist das sicher?" fragte sie.

„Ich will nicht darauf schwören," erwiderte er, durch ihre Frage schwankend geworden. „Aber ich glaube mich bestimmt daran zu erinnern, daß Hamburg an der Elbe liegt . . . Es liegt sicher an der Elbe," fuhr er wie erleuchtet fort, „denn von da gehen ja die großen Dampfer nach Amerika. Jetzt gibt es keinen Zweifel mehr.

Er schenkte die Limonade in die Gläser.

„Stoß an mit mir, Elisabethchen."

Die schweren Gläser gaben keinen guten Klang.

Sie nippte ein wenig, und auch er setzte kaum das Glas an den Mund.

Und auf einmal sprang sie — von einer bösen Ahnung ergriffen — auf und eilte ans Fenster.

Ihr feines Ohr hatte das Rollen eines Wagens vernommen.

Der Junge folgte ihr langsam.

Und jetzt schrie sie gellend auf und klammerte sich fest an ihn — als fürchtete sie — der Boden täte sich unter ihr auf . . .

Auch aus Alexanders Zügen wich jeder Blutstropfen . . .

Nur noch wenige Schritte entfernt war die alte Kalesche, und darinnen saß — trotz der glühenden Hitze in eine graue Decke gehüllt — der Herr Baron von Sydow. Oben auf dem Kutscherbock thronte mit schwer bekümmerter Miene der alte Wilhelm.

Und jetzt hielt der Wagen vor dem Bahnhof. Und in einer Sekunde mußte der Baron im Warteraum sein.

„Ich lasse dich nicht!" wimmerte sie schmerzhaft.

Und er antwortete: „Ich habe keine Furcht — so wahr mir Gott helfe."

Der Baron öffnete die Tür — und sein erster Blick fiel auf die Kinder, die fest umschlungen vor ihm standen.

Ohne Alexander eines Blickes zu würdigen — als ob er über ihn hinweg in die Luft sähe — nahm er Elisabeth an die Hand und sagte: „Wir wollen nach Hause fahren."

„Papa!" schrie sie krampfhaft auf. „Ich sterbe, wenn Alexander nicht bei mir ist . . . Lieber Papa, habe Mitleid!"

Es zuckte um die Mundwinkel des Barons.

„Nicht so lärmen!" sagte er, und aus seiner Stimme klang mühsam unterdrückter Zorn.

„Papa, ich gehe ins Wasser!" jammerte sie.

„Herr Baron, darf ich etwas sagen?" brachte Alexander erschüttert hervor.

„Kein Wort!" entgegnete Herr von Sydow kurz und hart. „Mit einem schlechten Menschen habe ich nichts zu tun."

„Ich bin nicht schlecht!" schrie Alexander gequält.

„Ein Vagabund und Taugenichts bist du! Ein ungeratener Junge . . ."

„Das ist er nicht!" unterbrach ihn Elisabeth verzweifelt.

Und gleichsam schützend stellte sie sich vor Alexander.

Aus ihren Augen blitzten Trotz und Kühnheit.

„Wilhelm!" rief der Baron.

Der Alte, der an der Tür gestanden, trat gesenkten Hauptes ein.

Er brummte beim Anblick Elisabeths unverständliche Worte. Sein Auge war umflort.

Der Baron richtete sich auf und sah Elisabeth kalt und scharf an.

„Wenn du nicht auf der Stelle gehorchst," stieß er in gedämpftem Ton hervor, „so werde ich dich zu zwingen wissen. — Aber außerdem," fuhr er langsam und schneidend fort, „wird Wilhelm unverzüglich den Gendarmen holen, der dieses Bürschlein hinter Schloß und Riegel bringt, wo er Zeit hat, über seine Streiche nachzudenken. Nur wenn du folgsam bist, lasse ich Gnade für Recht ergehen."

Sie sah entsetzt zu Wilhelm hinüber, als hielte sie es für ausgeschlossen, daß der alte Mann solche Sünde auf sich laden könnte.

Aber Wilhelm stand wie ein begossener Pudel da und wagte nicht zu widersprechen.

Schnürte dem Komteßchen jemand den Hals zu? . . .

Es konnte keinen Laut hervorbringen. Seine verängsteten Augen starrten suchend in die Luft, als müßte irgendwoher noch in letzter Minute Hilfe nahen.

„Elisabeth — um des Himmels willen — Elisabeth, komm zu dir!" flehte Alexander — ihre Hand ergreifend.

Da sah sie ihn in unsagbarer Liebe an.

Ihr Widerstand war gebrochen.

„Alexander, vergiß mich nicht, wie ich dich nie vergessen werde," hauchte sie, während ein wundes Lächeln ihre Züge beherrschte . . .

„Nie vergesse ich dich!"

Es klang wie ein Gelöbnis.

Das Kind blickte ihn groß und ernst an, so daß er erschauerte. Es nahm seine Worte wie einen unverbrüchlichen Schwur in sich auf.

„Genug, genug," sagte der Baron und drängte die Kleine zur Tür.

Sie wankte hinaus.

Alexander sah noch, wie der alte Wilhelm sie stützen mußte, damit sie nicht umfiel.

Und gleich darauf rollten die Räder, und der Wagen fuhr mit der kleinen Elisabeth davon.

Er riß die Augen weit auf und starrte ihr betäubt nach. Und als das Gerassel der Kalesche längst verhallt war, stand er noch immer unbeweglich am Fenster.

„Einsteigen nach Magdeburg!" rief eine Stimme.

Er hörte es nicht.

Ein gellender Pfiff fuhr durch die Luft. Er vernahm ihn nicht.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Er sah es nicht . . .

In seinem Hirn war nur der eine Gedanke: Mitten während der Fahrt springt sie aus dem Wagen und kommt zurück.

Er brach auf einem Stuhl zusammen und stierte vor sich nieder. So verharrte er stundenlang.

Aber plötzlich fuhr er in die Höhe, und ein Stöhnen entrang sich ihm. Jemand hatte ihn leise berührt. Und wie er jäh aufblickte, stand vor ihm der Harmonikaspieler, der mit sanfter Hand durch sein Haar fuhr.

„Junge, Junge!" sagte er weich und weiter gar nichts. Da erwachte Alexander aus seiner Starrheit — und aufschluchzend lehnte er sich an den alten Mann.

„Weine dich aus, mein Junge. Weine dich ruhig aus. 's ist nicht der erste Jammer, der dich trifft — 's wird nicht der letzte sein. Das Unglück ist da, damit es über den Menschen kommt und ihn mürbe macht."

Er schwieg und hockte sich neben Alexander hin. Und nun sprach er kein Wort mehr, sondern überließ den Jungen seinem Schmerze. Nur zuweilen sah er ihn behutsam an und nippte an seinem Branntwein.

Und dann verstummte Alexander.

Die Lider fielen ihm schwer zu. Der Kopf sank ihm auf die Brust. Nur noch ein unruhiges Zucken, ein schreckhaftes Zusammenfahren schüttelte seinen Körper.

„Schlaf dich gesund, mein Junge!"

Er legte ihm den Plaid unter den Kopf und breitete seinen alten Soldatenmantel über ihm aus.

„So, nun spiele ich dich in einen fröhlichen Schlaf."

Und mit vorsichtigen Händen entlockte er der Harmonika halbe und gedämpfte Töne.

Und wirklich schien es, als ob die sanften Klänge dem armen Jungen Frieden schufen.

Fortsetzung in der Juni-Nummer.

Die kulturellen Werte des Theaters.

XX: Julius Bab:

Die Umfrage ist an „Fach-Autoritäten" gerichtet, also an Leute, die ein Stück ihrer Lebensarbeit an das Institut „Theater" gehängt haben. Nun, zu deren Ehren wollen wir doch annehmen, daß sie ihr Leben und jene Kunst nicht durch eine liebeleere Zwangsehe geschändet haben, daß sie sich aus „Beruf" dem Theater zuwandten, und daß also das Theater auf ihre ästhetische und ethische Bildung einen sehr tiefgehenden, wo nicht entscheidenden Einfluß gehabt hat. Damit aber ist noch nicht der mindeste Beweis erbracht für den allgemein kulturellen Wert des Theaters. Denn nicht die Einwirkung auf eine Anzahl besonders Disponierter der kulturellen Oberschicht, nur die Erschütterung großer künstlerisch normal indifferenter Massen aus jeder Schicht des Volkes könnte dem Theater eine kulturelle Bedeutsamkeit verleihen.

Um also diese beiden völlig getrennten Fragen abzuhandeln, will ich zunächst die Frage nach dem „Einfluß des Theaters auf meine ethische und ästhetische Bildung" beantworten. Mein Leben ist nun von dem Augenblick an, da es eine selbständige, von meinen inneren Bedürfnissen einigermaßen souverän geleitete Entwicklung nahm, in so unaufhörlicher mannigfaltiger Berührung mit dem Institut des Theaters gewesen, hat so unausgesetzt Erschütterungen und Bereicherungen erfahren, die in irgend einer Art, in irgend einem Grade mit der Schaubühne zusammenhingen, daß ich keinen Zeitabschnitt und keine Schicht zu nennen wüßte, in der das Theater meine menschliche „Bildung" nicht beeinflußt hätte. Da es nun unmöglich Absicht dieser Umfrage sein kann, Leser mit den einstweilen doch recht wenig allgemein interessanten Tatsachen meiner Biographie zu befassen, so will ich die Fülle der Einwirkungen, die das Theater auf mich geübt hat, nur einigen allgemeinen Gesichtspunkten einordnen, unter denen meine Erfahrungen für einen gewissen Kreis zeit-

genössischer Kulturjugend vielleicht typisch sind. Nur was am eigenen Erleben etwa doch außerpersönliches, allgemeines Schicksal ist, kann rechtfertigen, wenn ich hier mit irgendwelcher Bedeutung von meiner privaten Erfahrung spreche:

Das Theater hat zunächst für mich die Bedeutung gehabt, die es wohl für die meisten empfänglichen Großstadtjungen hat: es war die erste und deshalb illusionsstärkste Berührung mit der Kunst — war meine Traumwelt, die sich mit beglückender Stärke und Klarheit vom Alltag abhob und schon dadurch der erlösende Tummelplatz aller gärenden, wirklichkeitüberfliegenden Kräfte wurde. So hat, glaube ich, das Theater noch heute wie zu Wilhelm Meisters Zeiten für sensible Charaktere der bürgerlichen Kultur etwas mystisch Lockendes, Feierliches — fast Heiliges. Ein Theaterbesuch ist in diesem Stadium ein richtiger „Feiertag". Nur äußern sich die hundert Jahre Entwicklung von Wilhelm Meister bis heute wohl darin, daß dies Stadium der Theater-Religiosität heute in noch jüngerem Alter absolviert wird. Mit 20—22 Jahren sind Großstadtkinder meist fertig damit. Besonders Veranlagte natürlich ausgenommen. — Persönlich will ich übrigens noch bemerken, daß bei mir der für diese Periode beinah normale Wunsch, selbst „Schauspieler" zu werden, sich nie gemeldet hat. Zu aller Zeit schreckte mich ein letzter bürgerlicher Instinkt vor der entwurzelnden Verschmelzung mit dieser innersten Form des Theaters zurück — des Theaters, dem ich mich von einer Fülle innerer Verwandtschaftsgefühle geleitet doch immer wieder aufs allerstärkste anzunähern suchte. Stets trieb es mich, dies rätselreiche Phänomen so nah wie möglich zu sehen, — aber als Publikum, als Kritiker, als Dramaturg, als Dramatiker, selbst als Regisseur bleibt man noch in gewissem Grade „Zuschauer". Nur der Schauspieler tritt ganz ins Innere der Theaterkunst, an ihm nur vollzieht sich jene Umwandlung, die wir andern genießend, urteilend, ratend, leitend miterleben, nur er übertritt die Schwelle, hinter der die Auflösung des bürgerlichen Individuums, seine Umschmelzung in neue Gestalten, dies eigentliche Mysterium des Theaters liegt. Stets bestrebt, mich dieser Schwelle aufs äußerste zu nähern, hinderte mich doch stets unüberwindliche Scheu, auch nur einen Fuß über diese Schwelle zu setzen.

Auf jene Zeit, in der mich das Theater als Gesamterscheinung, als sinnlich faßbarste Form der außerwirklichen Kunst ergriff, folgte eine Epoche, in der es vor allen die Persönlichkeit einzelner großer Schauspieler war,



Lovis Corinth: Peter Hille.
(Mit Text von Julius Hart.)

deren theatralischer Ausdruck mir zum Erlebnis wurde. Josef Kainz z. B. hat mir jene Gruppe seelischer Kräfte, deren künstlerische Offenbarung man etwas dürftig Neuromantik nennt, viel eher geweckt, gestärkt, bestätigt als irgend ein gleichgearteter Künstler des Worts oder der Farbe. Und später ist mir das Erfassen schauspielerisch geformter Menschlichkeiten in Bassermann, Oskar Sauer, Matkowsky vor allem und in einigen anderen von großer Bedeutung gewesen. (Über diesen Teil meiner Theatererfahrung habe ich in einigen Schriften „Was ist uns Kainz?" — „Matkowsky" etc. Rechenschaft zu geben versucht.)

In den letzten Jahren ist mir, ohne daß die Wirkungsart jener früheren Stadien jemals ganz aufgehört hat, das Theater, vor allem als psychologisches Phänomen eine Lebensfrage geworden. Während mir die Betrachtung des theatralischen Wirkungsprozesses in seiner sinnfälligen Helle der rechte Weg zum Erfassen gewisser künstlerischer und sozialpsychologischer Probleme überhaupt wurde, wuchs mir darüber hinaus das Wesen des schauspielerischen Wirkens zu einer Metapher, in der sich die als höchst nötig gefühlte Kritik des Persönlichkeitsbegriffes aussprechen ließ. Es ist dies letztere Erleben der Theaterkunst, das mich glauben läßt, die in allen Formen modernen Lebens drängende Persönlichkeitsfrage werde über kurz oder lang einen mächtigen Impuls erhalten müssen durch eine „Philosophie der Schauspielkunst" — wobei es sehr offen gelassen sein soll, ob ich oder ein anderer, Berufenerer, dieses sicher notwendige Buch schreiben wird.

Negativ möchte ich schließlich noch bemerken, daß mir das Theater, vielfach wie gezeigt wichtig durch sein Eigenleben, als literarische Mittlerin, als Trägerin des Dramas wenig bedeutet hat. Die Lebenskräfte meiner eigenen dramatischen Produktion haben theatralische Erfahrungen wohl genährt, aber niemals erzeugt, und zu Genuß und Verständnis der großen Dramatiker bin ich in der Regel mehr durch das Buch als durch die Bühne gelangt. Nur etwa bei Shakespeare, diesem Theatraliker κατ' ἐξοχήν, und bei einigen modernen Bühnenpsychologen, deren allzu feine Linienführung erst die starke nachzeichnende Hand eines geistreichen Menschendarstellers deutlich machte, war der Theatereindruck dem der Lektüre überlegen. Was aber die uns blutnächsten Dramatiker großen Stils, was Hebbel, Kleist, Grillparzer, Anzengruber, Ibsen angeht, so habe ich viel herrliche Einzelleistungen, aber sehr selten eine „gute" Vorstellung gesehen — d. h. eine Vorstellung, die mir reicher und richtiger als meine Lesephantasie schien und die mir

deshalb auch im literarischen Sinne bedeutend gewesen wäre. — So ist mir, der ich doch dem Theater so viel verdanke, gerade diejenige Leistung der Schaubühne, die oft als die erste und wesentlichste genannt wird: die Vermittlung und Erhellung dramatischer Poesie die letzte und entbehrlichste gewesen. In diesem Punkte sind meine Erfahrungen allerdings vielleicht nicht typisch — vielleicht lese ich jedes Drama schon zu sehr als Theatraliker, als „Regisseur" (im weitesten Sinne dieses Wortes), um der Inszenierungsarbeit eines anderen Regisseurs rein genießend, unkritisch gegenübertreten zu können. Aber obwohl untypisch, schien mir doch dies Verhalten zu den Darbietungen der Schaubühne erwähnenswert, weil hiermit gebührend betont wird, wie viel die Theaterkunst, jenseits jedes literarischen Mittlerdienstes, zu bieten hat durch die einzig ihrer Form eigenen Kräfte.

In der Darstellung dessen, was dieses den eigenen Formen der Bühnenkunst entquellende Leben für mich geleistet hat, glaube ich dagegen etwas Typisches dargetan zu haben — typisch nämlich für eine recht große Zahl junger Leute, die unter gleichen sozialen, kulturellen und ähnlichen individuellen Bedingungen wie ich aufwachsen, also für junge Leute der bürgerlichen Schicht, von großstädtischer Geburt, von ästhetischen Neigungen und einem zur Stärke dramatischer Akzentuierung neigenden Temperament.

Obwohl es nun eine an Zahl, vielleicht auch an kulturellem Einfluß nicht ganz geringe Schar von Menschen ist, deren theatralisches Erlebnis in dieser Art verläuft, so scheint mir damit noch lange nicht der Beweis erbracht für eine kulturell erzieherische Wirkung des Theaters. Von der wird man, wie gesagt, erst sprechen dürfen, wenn nicht nur eine zweifellos besonders theatralisch disponierte Schicht, sondern das Volksganze vom Theater kulturelle Einflüsse erfährt — oder doch erfahren könnte.

An diese Kulturmission des Theaters glaube ich allerdings auch; und ich glaube nicht, daß sie erst wirksam werden wird, wenn unser Theater im Sinne der Wagnerianer und Bühnensensualisten (à la Fuchs) zu einer religiös-mystischen Festarena hinauf oder richtiger zurück — geschraubt sein wird. (Zurück — denn die selten ganz unsinnige Entwicklung der Geschichte führt aus dem öffentlichen Mysterien-Festspiel in den differenzierungsfähigen geschlossenen Raum für das psychologische Drama!) Nein, ganz ohne diese — eine utopische Umwandlung der ganzen heutigen Gesellschaft voraussetzende! — Revolutionierung ihres Wesens

kann die „Schaubühne" fruchtbar sein für die menschliche Kultur. Und zwar denke ich dabei nicht an die „moralische Anstalt" oder überhaupt an die Inhalte, die etwa von der Szene herab verkündigt werden können. Religiöse, moralische, sozialpolitische Inhalte können ja in tausenderlei Formen propagiert werden, und selbst wenn das Theater die wirksamste Form dieser Propaganda wäre (was ich sehr bedingt zugeben kann), so wäre der daraus resultierende Effekt doch keine kulturelle Leistung der Theaterkunst, wie sie hier zur Diskussion steht. So nennen darf man, wie mir scheint, nur die Kräfte, die unmittelbar den auf der Schaubühne gebotenen Kunstformen entströmen. Die Theaterkunst wirkt kulturell heilsam, weil sie eine Kunst ist, weil sie ästhetische Erlebnisse auslöst, und sie spielt kulturell eine hervorragende Rolle unter den Künsten, weil sie nach ihrer Organisation die sinnlich gröbste, eindringlichste Wirkungsart hat und dadurch imstande scheint, die populärste, d. h. die die weitesten Schichten ergreifende Kunst zu werden. Was die Theaterkunst als Kulturmacht im Volke wirken kann, ist also annähernd dasselbe wie jener Eindruck, den ich in der vorher geschilderten Entwicklung als erstes Stadium schilderte: eine Traumwelt, die sich mit beglückender Schärfe und Klarheit vom Alltag abhebt. Dies scheint mir ja die ungeheure kulturelle Leistung aller Kunst: den Menschen aus seinem von tausend praktischen Notwendigkeiten gebundenen Wirklichkeitsleben auf eine Spanne Zeit hinaus versetzen in eine Welt, die von andern Gesetzen, von Prinzipien der sichtbaren Schönheit, der weisen Kraft geformt ist. Denn so hält die Kunst das geistige Wesen, die „philosophische" vom nächsten drängenden abstrahierende Spannkraft des Menschen wach, so hält sie dieser Arbeitsmaschine der modernen Gesellschaft einen Blick offen in das aus tieferen Quellen strömende Leben der Natur, so sorgt sie, daß der Mensch nicht ganz „politisches Tier", sondern mit einem Restchen seines Gefühls Naturwesen bleibe — daß jene auf Kraft und Schönheit gerichteten Elementartriebe nicht ganz verkümmern, aus denen sich doch schließlich alles — auch die gesellschaftliche Organisation! — erhalten, neu schaffen muß. So ist die Kunst das heilige Gefäß, in dem sich das Lebenselixier für jede menschliche Gesellschaft erhält. Jede Kunst — aber keine dient mit so brutaler Deutlichkeit ihrem Zweck wie das Theater. Denn die Theaterkunst bietet die vollkommenste und die schwächste Illusion zugleich. Das ist nur scheinbar paradox. Die Bühne stellt wirkliche Menschen von Fleisch und Bein hin, läßt sie sprechen und handeln

— das gibt eine Illusionsstärke, die die bemalte Leinwand, die gedruckte Sprachkunst nie hat, die auch noch das stumpfste Gemüt in seinen Bann zieht. Aber andererseits ist in keiner Kunst das Außerwirkliche, das einer ganz andern außerpraktischen Kategorie angehörende Leben des Kunstwerks so unverwischbar betont. Jene naturalistische Unterschiebung, mit der sich der Philister so gern um die Erschütterung durch die Eigengesetze der Kunst herumdrückt, jene Unterschiebung, mit der er sich das einzigartige Raumwerk des Malers zur „Abbildung" einer vertrauten Realität, das Sprachkunstwerk zum „Bericht" seiner Wirklichkeit stempelt — diese gefährlich gefällige, die Kunst um ihre beste freimachende Kraft betrügende Täuschung ist hier nicht möglich. Zu grell betont der Bühnenraum und die in ihm unumgänglichen hundert grellen Stilisierungen: hier ist „nur" Spiel, „nur" Illusion, hier lebt ein anderes, unwirklichen Gesetzen streng folgendes Leben, hier ist eine zweckfreie Welt des Scheins, Tummelplatz der Träume, der Phantasie — der Seelen. Noch von den „Gebildeten" haben viele im Kern den Unterschied zwischen einem Bildnis und einer Photographie nicht begriffen — aber den Theatervorgang für die bloße Nachahmung eines irgendwo anders Wirklichen zu halten, das gelingt auch dem Naivsten nicht. So versagt hier die List, mit der der Instinkt des Bürgers die vogelfreie Kunst wieder in seine Zweckwelt einzufangen sucht. Und zugleich ist die Körperkunst des Schauspielers so stark, daß der Naive viel leichter den Theatervorgang, wie etwa ein Bild, als neue selbständige Wirklichkeit aufnimmt. (Dies kommt daher, daß die Schauspielkunst keine abgelösten Werke, sondern nur den Schaffenden beim Werke kennt — als die urzeithafteste, undifferenzierteste der Künste. So steht hinter dem Werk des Menschendarstellers („Faust") ein spürbares Leben (Faustdarsteller), das gleichsam durch Betrug dem Zuschauer die Realität der Gestalt mit suggeriert.) Auf der einen Seite also von unentrinnbarer Illusionskraft, auf der andern mit unausweichlicher Klarheit als unpraktisches Spiel charakterisiert, hat das Theater eine einzigartige Qualität, einfachen ästhetisch ungeübten Naturen das Wesen der Kunst zu vermitteln, ihnen Erlöserin vom Alltag, Befreierin aller phantastischen, lebenspendenden, naturnahen Seelenkräfte zu werden.

Dies halte ich für die große Kulturmission des Theaters und dies wird — und damit komme ich zu Ihrer dritten Frage — das Theater um so besser leisten, je mehr es sich von den letzten Endes kunsttötenden Prinzipien des Naturalismus befreit; je mehr es betont Kunststätte,

nicht Alltagskopie zu sein. Literarisch exemplifiziert halte ich eine schön stilisierte Aufführung vom „Sommernachtstraum" und selbst vom „Verschwender" für kulturell erziehlicher als die „echteste" „Weber"-Aufführung. Denn zu einem aufwühlenden Miterleben zwingt der rechte Dichter auf der rechten Bühne in beiden Fällen — die „Weber" aber bergen für ein ungeübtes Publikum gerade die Gefahr, daß sie rein praktisch, nur in ihren Konsequenzen für die reale Welt ergriffen werden könnten — und daß so das künstlerisch-befreiende, das vom Praktischen befreiende ausbleibt. Daß sie dafür ethische Werte haben, zählt gar nicht — denn politisches Wissen, soziales Empfinden, moralisches Bewußtsein, religiöse Andacht, das alles kann auf viele Art vermittelt werden. Aber nur auf eine Art, nur durch die Kunst wird die beglückende Spielkraft der Seele entbunden, ihr bestes göttlich freies, schöpferisches Teil. Und das Theater ist für viele die einzig zugängliche oder einzig verständliche Form der Kunst. Deshalb hüte sich gerade die Volksbühne vor moderner, realistischer Produktion, die in ihrem künstlerischen Wesen erst dem unterscheidungsfähigen Auge des Vielgebildeten faßbar ist, dem einfachen Geist aber oft zu einer rein praktischen Tendenzkundgebung, also zu einer durchaus außerkünstlerischen Angelegenheit wird. Hier hat der einfache Mann oft sehr gesunden Instinkt für das, was ihm not tut. Bei der Begründung der Berliner „Freien Volksbühne" erklärten die Arbeiter bekanntlich, ihr Verlangen stände nicht nach Hauptmann und Ibsen, sondern nach Schiller und Goethe. Sie hatten recht — nicht die Diskussion seiner praktischen, die Entfesselung, Erweckung seiner außerpraktischen Lebenskräfte verlangt das Volk von der Theaterkunst — und dies gewährt Goethe sicherer, deutlicher als Ibsen. Womit ich natürlich nicht gesagt habe, daß Ibsen keine Kunst zu bieten hat! Aber erst nach langer Vorbildung sollte es die Leitung einer Volksbühne wagen, ihrem Publikum „realistische" Kunstwerke vorzuführen, Werke, die ihren Stoff aus der Lebenssphäre der Zuschauer wählten.

So viel zum Repertoire — aber auch Schauspielkunst und Inszenierung werden an kultureller Fruchtbarkeit gewinnen, wenn das heute noch vielfach herrschende kleinliche Bemühen um „Echtheit" durch großzügige, sinnlich und sinnbildlich starke Stilisierung ersetzt wird.

Was nun schließlich rein praktisch die Ausbreitung der Bühnenkunst anlangt, so bin ich nicht dafür, die Geburt der uns vielfach empfohlenen „Festspielhäuser" und „Zukunft-Schaubühnen" abzuwarten —

einfach weil diesen Instituten die Geburt eines neuen Dramas, einer neuen Theaterkunst, einer neuen Wirtschaftsordnung, kurz einer neuen Kultur vorangehen müßte. — Statt dessen schlage ich vor, am Bestehenden zu bauen und sich sogar des bescheidenen Wertes unserer „Schillertheater" und unserer Volksbühnen einstweilen zu freuen. Bescheiden ist ihr Wert, weil sie für wenig Geld noch nicht viel, d. h. erstklassiges bieten können. Gedeihlicher schien mir, wenn unsere allerersten Bühnen von öffentlichen Behörden oder privaten Korporationen Subventionen erhielten, gegen die Verpflichtung, wöchentlich mit ihren ersten Kräften 1 bis 2 Gratisvorstellungen abzuhalten, die zweckgemäße Besetzung des Zuschauerraumes für diese Vorstellungen scheint mir (bei Heranziehung der Gewerkschaften z. B.) durchaus möglich. Auf diese ganz und gar nicht utopische Weise wäre beste Theaterkunst sehr weiten Kreisen zuzuführen, und das große Freiheitsland der Phantasie würde sich Tausenden neu erschließen.

XXI:
Fritz Engel:

Wer Ihre erste Frage beantworten will, wird mehr über sich selbst, als über das Theater nachdenken müssen, und wird Ihnen dankbar sein, daß Sie ihn zu der Frage an das eigene Ich zwingen: Was war es denn eigentlich, was dich von Kindesbeinen an jeden Theaterbesuch als ein besonders holdes Ereignis begrüßen ließ? Nun denn, ich prüfe mich und glaube zu merken, daß das Theater nach und nach folgende Empfindungen bei mir berührte, und zum Teil befriedigte, zum Teil erst recht lebendig machte: die Neugierde: „Theater" — was ist das überhaupt? Die Wißbegierde: Wird Tell das Schweizervolk befreien oder nicht? Das unschuldige sinnliche Interesse: Ist dieses Gretchen nicht wirklich zum Verlieben? Dann die Phantasie: Wer doch auch König mit Krone und Purpurmantel sein könnte!

Zuletzt reifer geworden, reagierte ich nur noch auf die ästhetische Wirkung des Theaters. Der Organismus eines Schauspiels, der Zusammenhalt einer guten Aufführung, die zweckmäßige und bedeutende

Gebärde des Darstellers und die Art seines Vortrages weckten in mir ein Formgefühl, das ich nunmehr nicht missen möchte. Nach dem Gang meiner persönlichen Entwicklung habe ich erst aus dem Mikrokosmus des Theaters schließen gelernt auf die Gesetzmäßigkeit, die allen irdischen Dingen, jedem Bauwerk, jedem Gemälde, ja der ganzen Natur zugrunde liegt, und ich lernte begreifen, daß Schönheit ohne Ordnung nicht denkbar ist. So muß ich den Einfluß des Theaters auf meine ästhetische Bildung sehr hoch einschätzen.

Dagegen kann ich mich nicht erinnern, daß die Bühne ethisch auf mich gewirkt hätte. Oder doch nur in einer verschwommenen Weise, indem ich mir wünschte, so edel wie Egmont, so stolz wie Tellheim, so opferfreudig wie Posa zu werden. Indessen fürchte ich, daß ich so stolz, so edel, so opferfreudig nicht geworden bin, und daß ich schon eine Stunde nach solchen guten Vorsätzen derselbe war wie vordem. Erst das Leben selbst war es, das mir einen nicht immer leichten Unterricht im Ethischen geben mußte.

Und damit habe ich die Brücke zur Beantwortung Ihrer zweiten Frage. Ich glaube, daß das Theater eine sehr hoffnungsvolle Kulturmission hat für die ästhetische Erziehung eines Volkes, und zwar fast aller Schichten. Aber ethische Einflüsse wird es nur üben können auf die wahrhaft Einfältigen, auf die voll Naiven, auf die ganz Gläubigen, die in jedem Priester das Mundstück des Himmels, in jedem Dichter den schlackenlosen Verkünder des Guten, und in jedem Bühnenhelden ein anfeuerndes oder warnendes Beispiel sehen. Diesen Menschen, die ich ehrlich beneide, ist die ästhetisch heute nicht vollgültige Kunst darum auch die liebste, nämlich jene Kunst, die ganze Tugend und ganzes Laster zeigt, die jede Tugend in den Himmel hebt und das Laster in die Hölle stößt. So macht es der Herr Pfarrer auf der Kanzel auch.

Auch für Frage drei möchte ich den von Ihnen aufgestellten Begriff, „kulturell erzieherische Werte", in einen ethischen und einen ästhetischen Teil zerlegen. Dann meine ich, daß unser heutiges Theater sich um die sittliche Hebung der Nation nicht viel bekümmert, ja im allgemeinen es sogar ablehnt ihr zu dienen. Nur von zwei Männern weiß ich, daß sie in der Bühne ein Erziehungsmittel sehen. Der eine ein nationales, der andere ein soziales. Diese Männer heißen Wilhelm II. mit Hülsen im Gefolge und Rafael Löwenfeld, mit der Suite der „Freien Volksbühnen".

Dagegen ist gewiß, daß für die Pflege des lediglich Schönen auf

unserer neuesten Bühne, und zwar seit dem Auftreten Max Reinhardts, sehr viel und Hoffnungsvolles getan wird. Das Extrem der Nüchternheit, das der Naturalismus uns aufgezwungen hat, ist abgelöst, vorläufig noch durch ein anderes Extrem, durch den ungezügelten Rausch der Farbe und der Bewegung. Aber immerhin, wir haben eine Saat, die Frucht verspricht.

Fritz Engel

XXII: Thomas Achelis:

Die aufgeworfene Frage gehört zu den schwierigsten und bedeutsamsten der g a n z e n Kulturgeschichte, soweit man darunter die geistige Entwicklung der Menschheit versteht. Sie läßt sich nicht exakt beantworten, sondern nur auf Grund allgemeiner, kulturpsychologischer Erwägungen. Wenden wir uns (unter Ausschluß der Inder und Chinesen) den Griechen zu, so ist ein unmittelbarer Einfluß des Theaters auf die Geschmacksbildung, auf die künstlerische Durchbildung, z. B. bei den Athenern zu Perikles' Zeit, ganz unverkennbar. Das Theatergeld, das dieser große Staatsmann allen athenischen Bürgern zahlen ließ, war nicht nur eine sozialpolitische, demokratische Maßregel, sondern sie verfolgte auch einen höheren Zweck, eben den, den Durchschnittsmenschen zur Kunst zu erziehen. Denn hier kann nur, was klar zutage liegt, unmittelbare Anschauung, langjährige Erfahrung ein einigermaßen sicheres Urteil ermöglichen, nicht bloßes Vernünfteln aus leeren Begriffen, um mit Lessing zu sprechen. Es ist deshalb keine Frage, daß uns in dieser Beziehung die besser geschulten Romanen, insbesondere die Franzosen, sehr überlegen sind. Fast dasselbe gilt für die sittliche Weltanschauung; es ist kein Zufall, daß zwei, sonst so verschiedenartige Denker wie Plato und Rousseau die Kunst und speziell das Drama, als die lebendigste Dichtung, aus ihrem Zukunftsstaat verbannt wissen wollten. Wer denkt bei diesem Problem nicht an die denkwürdige Schillersche Abhandlung: Die Schaubühne als moralische Anstalt betrachtet? Gewiß ist Schiller vor dem Verdacht gerechtfertigt, mit der faden Aufklärungsphilosophie, die selbst bei einem Lessing „das Unterrichtende" noch so in den Vordergrund treten läßt, das Moralische zum Rückgrat des ästhetischen Genusses

zu machen. Man darf bei ihm vielmehr sich des Vischerschen Wortes erinnern: das Moralische versteht sich immer von selbst. Und doch hat Schiller bei aller Betonung der Freiheit für die Kunst ihre versittlichende Wirkung und Erziehung nicht stark genug betonen zu können geglaubt. Darin liegt es, wie es der feinsinnige Denker des genaueren in der Abhandlung: Über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen, auseinandersetzt, daß wir die Absicht, die Tendenz sorgfältig vom Erfolg, von der Wirkung trennen. Jede echte Kunst veredelt uns dadurch, daß sie uns vom Niedrigen, Gemeinen, Zufälligen, Einzelnen in das Reich des Erhabenen, Großen, Notwendigen, Typischen erhebt, und nur wer innerlich verroht und verkommen ist, kann sich dieser tiefen ethischen Wirkung, die in besonderen Fällen sogar zu einer Wiedergeburt des ganzen Menschen zu führen vermag, entziehen. Mit den letzten Ausführungen ist die zweite Frage schon beantwortet; wie früher, so kann und wird auch jetzt die Pflege echter Kunst, die von zufälligen Tagesmeinungen und vorübergehenden Moden frei ist, ein Born für die sittliche Stärkung und Förderung des Menschen sein. Aber freilich — es gehört dazu eines immerhin empfänglichen Gemütes, um für den Durchschnittsmenschen eine tiefere Wirkung, einen Wandel in der Überzeugung und in der Lebensführung zu erzeugen. Wo die Abstumpfung des Habitués eingetreten, das Theater lediglich Unterhaltungsmittel geworden ist, da kann von dieser ethischen Erneuerung nicht die Rede sein, ebenso wenig wie bei dem lediglich berufsmäßigen Kritiker (bei Schiller: Kenner genannt), dem es allein um gewisse formale ästhetische Beziehungen zu tun ist. Noch schwieriger endlich ist die (3.) Frage zu beantworten, ob derartiges von unserem jetzigen Theater zu gewärtigen ist; hierzu bedarf es einer umfassenden Kenntnis des Materials und einer dementsprechenden Prophezeiung für die Zukunft. Ganz allgemein läßt sich nur feststellen, daß es, wie anderen Zeiten, so auch der Gegenwart an und für sich möglich sein muß, bezüglich des Theaters diesen hohen kulturgeschichtlichen Beruf zu erfüllen. Eine andere Frage ist es, ob Wildenbruch, Hauptmann, Dreyer oder gar Lauff dazu imstande sind, aber man braucht nur den einzigen Namen: Ibsen anzuführen, um eben an diese Möglichkeit im vollen Umfange zu glauben.

Prof. Th. Achelis.

XXIII: Max Nordau:

Über den Punkt Ihrer Umfrage, der eine autobiographische Antwort erfordert, bitte ich rasch hingweggehen zu dürfen, denn mit dem französischen Dichter halte ich dafür, daß „das Ich hassenswert ist." („Le moi est haïssable.")

Das lebendige Theater hat auf mich nie den geringsten bildenden oder umbildenden Einfluß geübt. In der Jugend hatte ich nicht oft Gelegenheit, es zu besuchen und mich an künstlerisch hochstehenden Vorstellungen zu erfreuen, und seit meinem Alter der Reife lebe ich im fremdsprachigen Auslande, wo ich eigentümlicherweise zur Bühne keine innere Beziehung gewinnen kann. Ich empfinde die Gestalten, die hinter der Rampe sprechen und handeln, nicht als zu mir gehörig. Sie gehen mich nichts an. Sie regen mich höchstens zur Verstandes-, nie zur Gefühlsanteilnahme an. Es geht mir mit ihnen wie dem Kirchenbesucher, der bei einer ergreifenden Predigt allein nicht weinte, weil er nicht zur Gemeinde gehörte.

Dagegen haben dramatische Dichtungen beim Lesen immer den tiefsten Eindruck auf mich gemacht. Das Literarisch-Schöne trat mir zuerst in der Gestalt der Tragödien von Sophokles, Goethe, Shakespeare und teilweise von Schiller, Grillparzer und Hebbel entgegen. Nach einigen schmerzlichen Enttäuschungen vermied ich es grundsätzlich, meine Lieblingswerke aufführen zu sehen. Die Darstellung fiel immer bis zum Parodistischen gegen das Bild ab, das ich von der Dichtung in der Phantasie hatte.

Meine Ethik ist vom Theater unberührt geblieben, hat aber von ihm insofern Entwicklungsdränge empfangen, als es auf sie als Reiz zur entrüstetsten Abwehr und zum schroffsten Widerspruche wirkte. Mein Sittengesetz steht nämlich zu den moralischen Anschauungen fast aller mir bekannten, ernst zu nehmenden dramatischen Helden im äußersten Gegensatz und vertieft sich in dem Maße, wie dieser mir heller zum Bewußtsein kommt.

Und nun wollen wir von den „erzieherischen Werten und Kräften" des Theaters sprechen. „Die Schaubühne als moralische Anstalt be-

trachtet" — nicht wahr? Ach, unser Schiller! Was hat der edle Schwärmer mit dieser begeisterungsvollen Abhandlung für Verwirrung in verqualmten Köpfen angerichtet! Wir haben ja, wenn anders die Zeitungsberichte Glauben verdienen, erst neulich aus erlauchtem Munde das Apophthegma vernommen: „Nach dem Gymnasium die Hochschule, nach der Hochschule das Theater." Also das Theater die letzte Haltstelle auf dem mühseligen Werdegang vom Pennäler zum Musterkulturmenschen; der Heilsabschluß der Metamorphose, die den Frosch in den Mulus, dann in den Fuchs und ganz zuletzt in den glorreichen Premierentiger verwandelt. Einen kräftigen Blast in diesen alten schummerigen Phrasennebel. Großartige Redensarten von den erzieherischen Werten des Theaters kann man, ohne in Gelächter loszuplatzen, überhaupt nur im stillen Kämmerlein, am Schreibtisch, umgeben von tiefsinnigen, rhythmisch oder regellos schaumschlagenden Büchern, machen. Ich möchte den sehen, der sie noch im wirklichen Theater, auf einem Sperrsitz, zwischen zwei Weltkindern mit Zettel, Pralinés und Operngucker, ernsten Angesichts wiederholen könnte!

Man erhebe doch den Blick vom Gedruckten und schaue ins Leben! Wer geht ins Theater, zu welchem Zwecke geht man dahin und was nimmt man daraus mit? Von lyrisch gestimmten Jünglingen, die zu klassischen oder doch poetischen Stücken gehen, um sich an schöner Sprache zu berauschen und beim Anblick der Schauspieler, und noch mehr der Schauspielerinnen, in den Illusionen ihres Alters üppiger zu schwelgen, sei abgesehen. Sie bilden einen so kleinen Bruchteil des Theaterpublikums, daß man sie vernachlässigen kann. Sie tragen zu den Erhaltungskosten des Schauspielunternehmens so unerheblich bei, daß nur die Leiter unterstützter Anstalten dem Bildungskomment zuliebe auf sie manchmal ein wenig Rücksicht nehmen. Sonst aber geht in das Theater ein jeden Schwunges bares, unheilbar blasiertes Publikum, das im Modestrom mitplätschern, seine Abendstunden elegant totschlagen, seine sozialen Appetite sättigen, sich unterhalten, sich pervers kitzeln lassen, lachen will. Ganz besonders lachen. Zu welchen Stücken läuft die Menge, die der Logen und Parkettsitze ebenso hurtig und gedrängt wie die der Galerien? Zu Schwänken, zu Possen, am liebsten zu jenen, die sich Lustspiele nennen; denn zu den naiv eingeständigen Hanswursteleien, zu den offensichtlichen Clownerien zu gehen, schämt sich der Gesellschaftsmensch doch, auch wenn er an Geist und Geschmack ungemilderter Janhagel ist. Nächst den Lachstücken üben die stärkste Anziehung Werke, die sich an die Gafferei und

Mauläfferei und an die minderwertige Näherinnensentimentalität im Großstadtmenschen wenden: also die Ausstattungsleistungen, reiche Damentoiletten, bunte Männerkostüme, Gesangvereins- und Kommerslieder und billige Scheiden-Meiden-Leidenpoesie bieten, und solche, die mit schwüler, ungesunder Sinnlichkeit noch weniger empfehlenswerte Triebe erregen. Was hat das alles mit Kultur und Erziehung zu tun?

Es ist ein Glück, daß das Theater kein Kulturverbreiter und Erzieher ist. Denn die Kultur, die es verbreiten würde, wäre eine solche, in der der öde Spaß der oberste Wert wäre, und die Erziehung, die der andächtige und lerngierige Zuschauer darin empfangen würde, wäre die zu allen Formen des Irreredens und der Sexualpsychopathie.

Man wendet vielleicht ein: „Nun ja, das ist das Bild des Theaters, wie es ist, nicht des Theaters, wie es sein sollte. Und warum sollte es nicht sein können, wie es sein sollte?"

Warum? Weil die Sittengeschichte keinen Rücklauf, keine Umkehr zu den Anfängen kennt. In seinen Ursprüngen hängt das Theater mit der Religion zusammen. Bei den alten Athenern war eine Aufführung eine Glaubenszeremonie, der Besuch einer Vorstellung Gottesdienst. Das hörte aber schon etwa im 3. Jahrhundert vor Christi Geburt auf und bei den Römern war das Schauspiel nie etwas anderes als Kurzweil. Im Mittelalter diente das Theater wieder der Theologie. Das christliche Mysterium knüpfte an die antiken Festspiele mythischen Inhalts an. Die Bühne war in oder vor der Kirche aufgeschlagen. Die Vorstellungen fanden an den großen Festen statt. Der Inhalt der Spiele war biblisch. Sie waren eine anschauliche Ergänzung des Katechismus. Sie bildeten gewissermaßen eine gesprochene Armenbibel. Damals konnte vom erzieherischen Werte des Theaters die Rede sein. Es erzog wirklich das unwissende Laienvolk zum Glauben oder hatte doch diese Absicht. Aber seit das Mysterium sich zur weltlichen Dichtung entwickelt hat, ist die pädagogische Tendenz und Wirkung aus dem dramatischen Gedicht verschwunden und das Publikum weint ihr keine Träne nach.

Und daß das heutige Drama sich wieder zum Mysterium zurückbilden wird, das glaube ich trotz der Ober-Ammergauschwärmerei hysterischer Angelsächsinnen, deutscher Mystiker und überall dabei sein wollender Börsensnobs nicht.

Unser modernes Theater dient darstellenden Künstlern als Stätte eines selbstvergötternden Virtuosentums, Schriftstellern als Kampfplatz

von Eitelkeit, Ehrgeiz, Erfolgstreberei und gewöhnlicher Geldgier, Unternehmern als Goldmine. Für höhere Kulturaufgaben und erzieherisches Wirken ist da kein Platz.

Dr. M. Nordau.

XXIV: Eugen Kilian:

Meine ästhetische Bildung ist von frühester Jugend an so eng mit dem Theater verknüpft, daß es mir unmöglich ist, beides zu trennen und mir meine Entwicklung ohne den Einfluß des Theaters vorzustellen.

Ich würde mich, wenn ich meine Lebensarbeit dem Theater widme, ohne zu glauben, daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt, für einen Hanswurst halten — selbst mit jenem Glauben komme ich mir von Zeit zu Zeit wie ein solcher vor.

Unser modernes Theater erfüllt seine kulturelle Aufgabe so gut und so schlecht, wie diese zu allen Zeiten von dem Theater erfüllt wurde. Ich glaube nicht an die Sage von der guten alten Theaterzeit. Die kulturellen Elemente standen zu allen Zeiten, wo Theater gespielt wurde, in verschwindender Minderheit zurück gegenüber den Elementen der Bühnenkunst, in denen nur das oberflächliche Unterhaltungsbedürfnis, die rohe Schaulust und der Hang nach Sensation ihre Befriedigung finden.

Eugen Kilian.

Fortsetzung in der Juni-Nummer.

Ricarda Huch:
Merkwürdige Menschen und Schicksale aus dem Zeitalter des Risorgimento.

I.

Silvio Pellico.

Schluß.

Etwa um diese Zeit, in der Mitte des Jahres 1819, trat in den übermütig bewegten Kreis das Schicksal, unsichtbar den Schritten eines hübschen, fröhlichen jungen Musikers angeheftet, des Romagnolen Piero Maroncelli. Er kam mit der doppelten Absicht nach Mailand, sein Brot zu verdienen und eine Gruppe der Carbonari zu begründen, der in der Romagna sehr verbreiteten geheimen politischen Gesellschaft, der er angehörte, und die in die Lombardei noch nicht eingedrungen war. Im Hause der Schauspielerin Carlotta Marchionni lernte Silvio ihn kennen, und ein Gespräch über Musik und Literatur erregte sofort in beiden gegenseitiges Interesse, das durch den gleichen Gefühlszustand, in dem beide sich befanden, noch vermehrt wurde. Maroncelli nämlich war ebenso verliebt in Carlotta Marchionni, wie Pellico in ihre Cousine Teresa, die bei ihr und ihrer Mutter lebte, so daß beide demselben Verkehr zustrebten, ohne sich doch im Wege zu stehen, und zum Austausche ihrer Empfindungen und Erlebnisse natürlicherweise veranlaßt wurden.

Teresa Bartolozzi, die Cousine der Carlotta Marchionni, genannt Gegia oder Gegina, war, wie Angelo Brofferio in seinen Denkwürdigkeiten sagt „das schönste, liebste, witzigste Teufelchen, das jemals vom Himmel gefallen sei". Sie habe germanische Schönheit und Florentinische Lebhaftigkeit in sich vereinigt; blaue Augen, lachender Mund, blondes Haar und weiße Hautfarbe hätten ihr Äußeres reizend gemacht, eine ungesucht poetische Art sich auszudrücken, liebenswürdige Offenheit und seltene Warmherzigkeit ihre Anziehungskraft vollendet. Auch andere sagen, daß sie zwar der Carlotta an Schönheit nicht gleich gewesen sei,

aber durch den Zauber ihrer Persönlichkeit ebenso fesselnd gewirkt habe. Sie hatte dichterische Begabung und konnte durch ihren Gesang entzücken; doch trat sie für gewöhnlich nicht auf, sondern beschäftigte sich mit dem Haushalt.

Es gibt Zeiträume im Leben der Menschen, wo alles sich zusammenzudrängen, zuzuspitzen, zu gipfeln scheint; wo die äußerste Gespanntheit aller Gefühle und Strebungen irgend ein Ereignis verlangt und weissagt, das entladend oder ablenkend wirke, um, wie es auch sei, dem Zustande, der sich nicht mehr steigern kann, ein Ende zu machen. In einer solchen Verfassung befand sich Silvio in dem Jahre 1820, das ihn dem Kerker überlieferte. Sein freundschaftlicher Verkehr mit den beiden Cousinen und seine Liebe zur Gegia bestand seit Jahren; erst in diesem Sommer aber, als die Gesellschaft Marchionni sich in Mailand aufhielt, sprach er ihr sein Gefühl aus, wodurch das bisher zurückgehaltene mächtig und meisterlos wurde und ihn überwältigte. Der Umstand, daß er sie im Hause der Tante von Verehrern umgeben sah, daß die frühere Zurückhaltung durch den Umgang mit Maroncelli bereits durchbrochen war, mag, abgesehen von der natürlichen Entwickelung, zu dem nunmehrigen Sichoffenbaren und Anwachsen der Liebe beigetragen haben. Obwohl Gegina Silvios Leidenschaft nur mit Freundschaft erwiderte, faßte er den Gedanken, sie zu heiraten, sei es nun, daß er selbst sich, oder daß sie ihm Hoffnung machte, ihre Neigung würde sich noch gewinnen lassen. „Ach," schreibt er ihr, „warum hat mir der Himmel ein ganz in Liebe entbranntes Herz gegeben und mich nicht mit allen den äußeren Vorzügen geschmückt, die Liebe gewinnen, die eine wahre Leidenschaft einflößen. Warum habe ich nicht den tausendsten Teil deiner Anmut, deines Reizes, des Zaubers, der über deine ganze himmlische Person ausgebreitet ist! Lache nur, und die gute Cousine Carlotta mag mit dir lachen, ich erlaube es euch, aber es ist so: niemals hat mir etwas daran gelegen, ob ich häßlich oder schön sei; jetzt zürne ich der Natur, daß sie mich nicht zum schönsten, liebenswürdigsten, verführerischesten der Menschen gemacht hat."

Man kann Silvio Pellico nicht gerade häßlich nennen; seine Bilder zeigen eine hohe Stirn, sehr schmale Lippen, feine Züge, die leicht etwas Scharfes, Spitzes haben könnten. Sein Mitgefangener Alexandre Andryane spricht mit Wärme von seinem sanften, schwermütigen Gesicht, das himmlische Güte ausdrücke, von den edlen Verhältnissen seiner bleichen Stirn, von seinen Augen voll Zärtlichkeit und Poesie, von dem feinen

Lächeln seines Mundes, was alles zusammen außerordentlich gewirkt habe. Wie gut man sich diese Art von seelischer Schönheit Pellicos vorstellen kann, so begreift man doch, daß es nicht gerade die war, die ein Mädchen verliebt machte, besonders da seine sehr kleine Gestalt das wesentlich Unmännliche der ganzen Erscheinung vollendete. Wäre Silvio aber auch der Geliebten sicher gewesen, so sah er doch keine Möglichkeit vor sich, sie zu heiraten. Seinen Eltern, kleinbürgerlich und fromm wie sie waren, flößte der Verkehr ihres Sohnes mit der Schauspielerin Schrecken ein, auch Graf Porro sah ihn ungern. Seine Mittellosigkeit und Abhängigkeit schienen der Verwirklichung seines Sehnens jede Aussicht zu rauben. So marterte ihn zugleich der Zweifel an der Liebe seiner Geliebten, und die Furcht, die fast Gewißheit war, daß er sie, selbst wenn sie ihn liebte, nie würde besitzen können. Zur Arbeit hatte er keine Sammlung mehr; ohnehin war der Conciliatore aufgehoben; aber es scheint, daß er auch seinen Pflichten als Hauslehrer nicht wie sonst nachkam. Er sah sich im Widerstreit mit den geliebten Eltern, mit dem Grafen Porro, mit sich selbst, ohne Hoffnung und Trost von irgend einer Seite, als zuweilen in der Nähe der Geliebten sein zu dürfen und mit Maroncelli, was beide bewegte, besprechen zu können. Aus den kurzen Briefen, die er dem Freunde im Laufe des Sommers schrieb, spricht ein verzweifeltes Gemüt, das weder mehr leiden, noch auch handeln kann.

Im Juni schrieb er an seinen Bruder Luigi nach einem Besuche in Turin bei den Eltern: „Trotz meiner großen Liebe für diese Teuren machte es mir die fehlende Gewohnheit mit ihnen zu leben schwer, ihre gotischen Ansichten über Religion und Politik zu ertragen; sie gehören dem vergangenen Jahrhundert an und wir nicht dem gegenwärtigen, sondern dem künftigen; es ist beinahe unmöglich, daß wir uns verstehen. Glaube mir, aus diesem Grunde ist es eine Vorsehung, daß wir nicht zusammen leben; wir würden weniger geliebt werden und würden weniger lieben: traurige Wahrheit!“

So scharf war bei diesem zärtlichen Sohne das Gefühl der Entfremdung gegen die Eltern geworden, die ihn weder in seinem Denken, noch in seiner Liebe verstehen wollten. Er war entschlossen, ihres Kummers und ihrer Vorstellungen ungeachtet, von Gegia nicht zu lassen.

Ende August verließ die Gesellschaft Marchionni Mailand: Silvio mußte die Geliebte scheiden sehen, ohne sich mit bestimmten Hoffnungen auf die Zukunft trösten zu können. Maroncelli, der sich in der gleichen Lage befand, war nicht weniger niedergeschlagen, und es war in dieser



Prof. Herm. Muthesius: Haus Bernhard im Grunewald. (Mit gütiger Erlaubnis der Verlagsanstalt F. Bruckmann, München.) Zum Essay von J. A. Lux.

Lächeln seines Mundes, was alles zusammen außerordentlich gewirkt habe. Wie gut man sich diese Art von [illegible] Schönheit Pellicos vorstellen kann, so begreift man doch, daß es nicht [illegible] die war, die ein Mädchen verliebt machte, besonders da seine [illegible] Gestalt das wesentliche Unmännliche der ganzen Erscheinung vollendete. [illegible] Silvio aber auch der Geliebten sicher gewesen, so sah er doch [illegible] Möglichkeit vor sich sie zu heiraten. Seinen Eltern, [illegible] und fromm wie sie waren, flößte der Verkehr ihres Sohnes [illegible] Schauspielerin Schrecken ein, auch Graf Porro sah ihn ungern. [illegible] Mittellosigkeit und Abhängigkeit schienen der Verwirklichung [illegible] Sehnens jede Aussicht zu rauben. So marterte ihn [illegible] an der Liebe seiner Geliebten, und die Furcht, die [illegible], daß er [illegible], selbst wenn sie ihn liebte, nie würde [illegible]. Zur Arbeit hatte er keine Sammlung mehr; ohnehin [illegible] Conciliatore [illegible]; aber es scheint, daß er auch seinen [illegible] nicht wie sonst nachkam. Er sah sich [illegible] mit den [illegible] Eltern, mit dem Grafen Porro, mit sich [illegible] von irgend einer Seite, als zuweilen [illegible] der [illegible] zu dürfen und mit Maroncelli, was [illegible]. Aus den kurzen Briefen, die er [illegible] im Laufe [illegible] schrieb, spricht ein verzweifeltes [illegible], das weder mehr [illegible] noch auch handeln kann.

Im Juni [illegible] er an seinen [illegible] nach einem Besuche in Turin bei den Eltern: „[illegible] Liebe für diese Teuren machte es mir die fehlende [illegible] zu leben schwer, ihre gotischen Ansichten über Religion [illegible] Politik zu ertragen; sie gehören dem vergangenen Jahrhundert [illegible] wir nicht dem gegenwärtigen, sondern dem künftigen; es [illegible] unmöglich, daß wir uns verstehen. Glaube mir, aus diesem [illegible] ist es eine Verzeihung, daß wir nicht zusammen leben; wir würden weniger geliebt werden und würden weniger lieben: traurige Wahrheit.“

So scharf war [illegible] diesem zärtlichen Sohne das Gefühl der Entfremdung gegen die Eltern geworden, die ihn weder in seinem Denken, noch in seiner Liebe verstehen wollten. Er war entschlossen, ihres [illegible] und ihrer Vorstellungen ungeachtet, von Gegia nicht zu lassen.

[illegible] August verließ die Gesellschaft Marchionni Mailand; Silvio [illegible] Geliebte scheiden sehen, ohne sich mit bestimmten Hoffnungen [illegible] trösten zu können. Maroncelli, der sich in der gleichen [illegible] war nicht weniger niedergeschlagen, und es war in dieser



Prof. Herm. Muthesius: Haus Bernhard im Grunewald. (Mit gütiger Erlaubnis der Verlagsanstalt F. Bruckmann, München.) Zum Essay von J. A. Lux.

Stimmung, daß die beiden Freunde die eine Zeitlang vernachlässigte Politik wieder aufnahmen.

Im April 1819 hatte Silvio seinem Bruder geschrieben: „Es ist gesagt worden, daß alles, was in Italien liberal sei, Carbonaro sei; aber sei ruhig, es gibt auch nicht die entfernteste Beziehung zwischen einer dunklen Sekte, die sich verbirgt, und einer freimütigen Gesellschaft, die die Meinungen öffentlich bekennt und druckt (wenn sie kann)." Inzwischen hatte er einen Carbonaro, nämlich Maroncelli, persönlich kennen gelernt und sich mit ihm befreundet. Wenn er sich jetzt leicht überreden ließ, der einst geringgeschätzten Verbindung beizutreten, war es, weil der Freund sich ihm in einem besseren Lichte hatte zeigen können? oder weil er ihm blind vertraute? oder weil sein Gemüt so bewegt und voll war, daß er es gleichsam nur nebenher tat, ohne sein ganzes Bewußtsein hineinzusetzen? Man kann sich auch denken, daß er nun einmal in der Verfassung war, gewagte Entschlüsse zu fassen, daß er sich am wohlsten fühlte, wenn Geschehen und Erregung um ihn her war. Eine sonderbare Unbedenklichkeit kennzeichnet die Handlungsweise der beiden Freunde in diesen Wochen, die Maroncelli zwar natürlich, an Pellico aber etwas Außergewöhnliches war. Gerade am 31. August, einige Tage nachdem die geliebten Cousinen Mailand verlassen hatten, erschien das kaiserliche Edikt, das den Carbonaro mit Todesstrafe, den der einen Carbonaro kennte und nicht anzeigte, mit schwerem Kerker bedrohte. Was für einen verhängnisvollen Schritt er demnach tat, indem er Carbonaro wurde, dessen scheint Silvio sich kaum bewußt gewesen zu sein. Er dachte daran, weitere Anhänger zu gewinnen, gab Maroncelli, der nach Genua reisen wollte, zu diesem Zwecke eine Empfehlung an seinen Bruder Luigi und forderte den Grafen Porro zum Beitritt auf, der ohne weiteres einwilligte.

Porro, immer unternehmend und betriebsam, dachte die Angelegenheit im großen zu betreiben und einen Massenbeitritt im Volke zu veranlassen; Silvio hatte vor, die patriotischen Freunde dafür zu interessieren, wozu sich gerade jetzt eine Gelegenheit bot. Es fand nämlich die erste Fahrt eines Dampfschiffes auf dem Po statt, wobei die Unternehmer, die Grafen Porro und Confalonieri anwesend sein wollten; Porro nahm seine Söhne und ihren Erzieher mit. Man reiste zuerst nach Venedig, das Silvio wegen der Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit des dort herrschenden Lebens sehr mißfiel; das Volk schien ihm weder seiner großen Vergangenheit eingedenk, noch der schmählichen Gegenwart sich bewußt

zu sein. Auf der Rückreise besuchte man in Mantova den befreundeten Grafen Arrivabene, dem Silvio in Gegenwart seiner Zöglinge beiläufig von den Carbonari sprach. Als dieser begriff, daß es sich um eine ernstlich gemeinte Aufforderung handelte, gab er einen abschlägigen Bescheid.

Inmitten der fröhlichen Gesellschaft guter Freunde fühlte Silvio sich elend. „Was für eine Qual ist das Herdenleben (Che supplizio il vivere in gregge)!“ schrieb er seinem Bruder aus Mantova. Als er am 9. Oktober wieder in Mailand eingetroffen war, erfuhr er in der Wohnung Maroncellis, den er sofort aufsuchte, daß dieser zwei Tage vorher verhaftet sei. Um einen Freund zu warnen, von dem er fürchtete, daß er durch gewisse bei Maroncelli gefundene Papiere kompromittiert werden könnte, reiste er an den Comersee, wo dieser zu Hause war. Der schweizerischen Grenze so nahe, hätte er sich leicht in Sicherheit bringen können; aber weder ihm noch dem Grafen Porro kam es in den Sinn, daß ihnen Gefahr drohen könne. Silvio war in Schmerz versunken, weil seine Hoffnung, die Geliebte unterwegs zu sehen, durch den Grafen Porro vereitelt war, der aus geschäftlichen Gründen die Reise hatte abkürzen und von Mantova geradewegs nach Mailand reisen müssen. Dazu bekam er Briefe von seinen Eltern, die sich wohl auf seine Heiratspläne bezogen und ihn niederschlugen. Bevor er den Comersee verließ, schrieb er an Gegia: „Beklage mich, beklage mich, meine gute Freundin, ich werde niemals glücklich sein! Jede Hoffnung auf eine schöne Zukunft verschwindet, und je mehr ich mich in der Unmöglichkeit sehe, die grausamen Beschlüsse zu überwinden, die mich von dir trennen, desto mehr fühle ich, daß ich dich liebe, und daß ohne dich mein Leben nur Bitterkeit hat.“ Unterdessen hatte die Polizei ihn gesucht, den die ersten Aussagen des Maroncelli belastet hatten, und beobachtete das Haus des Grafen Porro. Sowie er am Nachmittag des dreizehnten Oktober dort anlangte, wurde er verhaftet und in das Gefängnis Santa Margherita gebracht.

In seinen ersten Verhören nahm Silvio den Standpunkt ein, der einem Rebellen seinem politischen Feinde gegenüber angemessen ist: er leugnete und verschwieg, sich bewußt, daß es seine erste Pflicht war, die Sache, der er sich ergeben hatte, und die Genossen, die ihre Vertreter waren, nicht zu verraten. Zu seinem Unglück deckten sich seine Aussagen nicht mit denen Maroncellis, der gewisse nachgewiesene Tatsachen nicht hatte leugnen können, und der in seiner Notlage auf eine Art der Verteidigung verfallen war, von der er Silvio nicht vorher in Kenntnis hatte setzen können. Dennoch ließ dieser sich nicht entmutigen und verwirren;

er verfiel sogar auf die List, einen scheinbar heimlichen Brief in die Hände der Richter fallen zu lassen, und führte sie zweckentsprechend aus. Eine Zeitlang hatte es den Anschein, als würde er aus Mangel an Beweisen entlassen werden.

Erst in Venedig, wohin Pellico im Februar des folgenden Jahres (1821) gebracht wurde, trat eine Wendung ein. Dort war sein Inquirent jener Antonius Salvotti, den die geschichtschreibenden italienischen Patrioten ihren Märtyrern wie einen Geist der Hölle gegenüberzustellen pflegten, von dem sich die Angeklagten ihre gefährlichen Geheimnisse, sie wußten selbst nicht wie, ablocken und entreißen ließen. Auch ihm indessen widerstand Pellico anfänglich; sein würdiges Benehmen, seine Tapferkeit, die Reinheit seiner Gesinnung erwarben ihm die Achtung und Sympathie des Richters, der doch alles anwenden mußte, ihn zu Geständnissen zu veranlassen. Was ihn bewog das Leugnen aufzugeben, war hauptsächlich der Umstand, daß er es nicht hätte fortsetzen können, ohne Maroncelli und einen andern Freund, der verhaftet worden war, geradezu Lügen zu strafen. Es bestand natürlich für einen jeden die Möglichkeit, das System des Leugnens durch Dick und Dünn zu treiben, und dem Richter, ja sogar dem mitangeklagten Freunde dreist ins Gesicht erwiesene Tatsachen abzustreiten; aber wenn den meisten, und gerade den feiner gearteten, schon das Lügen an sich sauer wurde, so fehlte ihnen vollends die Kraft, die offenkundige Lüge aufrecht zu erhalten, womit etwas Humor oder schauspielerisches Temperament allenfalls leichter fertig geworden wäre. Überhaupt begingen in den ersten Prozessen fast alle den Fehler, da sie noch keine Erfahrung und keine Kenntnis der Gesetze hatten, daß sie im Anfang alles zugaben, was ihnen belanglos schien, wodurch sie sich denn in Widersprüche verwickelten, vieles zugeben mußten und schließlich keinen anderen Ausweg mehr sahen, als alles zu gestehen.

Pellico, ein innerlicher und ethisch veranlagter Mensch, war seit seiner Gefangennahme von dem Zwiespalt der Pflichten, in den er sich versetzt sah, zerrissen. Es hätte seinem Gefühl entsprochen, sich offen zu seiner Handlung zu bekennen und die an ihn gerichteten Fragen der Wahrheit gemäß zu beantworten; allein ebenso lebhaft war sein Wunsch, die Freunde, insbesondere den Grafen Porro, den er lieb hatte und zugleich als Wohltäter verehrte, der Kinder hatte, seine Zöglinge, nicht ins Verderben zu stürzen. Es ist behauptet worden, Silvio habe nicht eher zugestanden, daß Porro Carbonaro sei, als bis Salvotti ihm auf Ehren-

wort versichert habe, der Graf sei entflohen; festzustellen ist das jedoch nicht. Immerhin, wenn er es nicht mit Bestimmtheit wußte, konnte er annehmen, der so deutlich Gewarnte werde sich inzwischen geflüchtet haben.

Was Silvios Widerstandskraft lähmte, war auch seine schon erwähnte Art, fern von den Dingen und über ihnen zu bleiben. Er war kein Parteimann, konnte sich vielmehr gut auf den Standpunkt derer versetzen, die ihm vorwerfen konnten, er habe das Glück vieler einzelner aufs Spiel gesetzt, ohne eine bestimmte Aussicht für das Ganze, etwas Gutes oder Großes zu erreichen; ganz besonders auf den Standpunkt der österreichischen Regierung, die in ihm einen Aufwiegler, einen höchst strafwürdigen Verbrecher sehen mußte. Um so mehr rührte ihn die Menschenfreundlichkeit, mit der ihn der durchaus österreichisch gesinnte Tiroler Salvotti behandelte. Dieser, ein Menschenkenner und Silvio sehr zugetan, suchte durch das Gewissen und durch das religiöse Gefühl auf ihn einzuwirken.

Im Laufe der Untersuchungshaft, namentlich seit er gestanden hatte und sich auf den Tod vorbereiten zu müssen glaubte, veränderte sich Silvios Gemütszustand. Er war nun allein, vom Leben abgelöst, Gott oder denn dem Unbekannten gegenüber. Das verhältnismäßige Sicherheitsgefühl, das ihn beseelt hatte, solange er Glied eines ihn hebenden und tragenden Kreises gewesen war, schwand; der Einfluß der patriotischen Freunde wurde ersetzt durch den Salvottis, eines Mannes von unbeugsamem Charakter und unerschütterlichen Grundsätzen, daher wohl geeignet, seine Gesinnungen dem empfänglichen Dichter einzuprägen.

Inneren Frieden hatte keine Philosophie Silvio jemals gegeben; ja er hatte sich oft nach der einfachen Gefühls- und Denkweise seiner Kindheit, die noch die seiner Eltern und Schwestern war, zurückgesehnt, ohne doch ernstlich zu denken, daß sie ihm wieder zugänglich werden könnte. Das Unglück führte ihn den verlassenen Weg zurück. Wie sein eigenes Körpergewicht, so muß der Mensch auch das Gewicht seiner Seele tragen, und es gibt viele, die, schwach, krank oder träge, ihr Leben lang bemüht sind die Last so viel wie möglich auf andere abzuwälzen. Solche sind geborene Konvertiten; sie pflegen nach kürzerer oder längerer Gegenwehr im Schoße einer religiösen Gemeinschaft zu enden, die sie mit einem Male von ihrer Bürde erlöst. Vielleicht hätte Pellico diese Richtung in jedem Falle eingeschlagen; gewiß beschleunigte es der ungeheure Schicksalsschlag, der ihn unvorbereitet und nicht einmal durch feste politische Überzeugungen

oder Leidenschaften gerüstet traf. Das Gewicht seiner tödlich getroffenen Seele wurde ihm zu schwer: er brauchte Gott, um es mit ihm zu teilen. Indessen vollzog sich der Umschwung durchaus nicht ohne innere Kämpfe, indem das Selbstbewußtsein des gebildeten Mannes sich dagegen empörte, auf das eigene Denken und die dadurch gewonnenen Ergebnisse zu verzichten. Es ist bezeichnend, daß er Salvotti bat, ihm einen gebildeten Priester zu schicken, der imstande sei, seine Einwürfe und Bedenken zu widerlegen. Erst allmählich lernte er es, auch in einem geistesrohen, unwissenden Priester den von Gott Geweihten zu verehren, und im gleichen Maße nimmt man an ihm jene Gereiztheit gegen die Wissenschaft und ihre Anhänger wahr, die fast allen denen eigentümlich ist, die ihr Urteilsvermögen dem Glauben zum Opfer gebracht haben. In seiner Erzählung von der Gefangenschaft kann man verfolgen, wie sein Stolz, sein Ehrgeiz und seine Empfindlichkeit sich immer wieder gegen die Vorschriften der christlichen Demut auflehnen; sie ganz zu ertöten gelang ihm nie, obwohl die neuen Ausdrucksformen sie bis zu einem hohen Grade täuschend verhüllten.

Als Silvio im Jahre 1830 den Spielberg verließ, machte er dieselbe Erfahrung wie alle seine Leidensgenossen, daß er zwar die Freiheit wiedererhalten hatte, aber nicht zugleich die Kraft sie zu genießen. Selbst der Taumel des Wiedersehens mit den geliebten Eltern und Geschwistern hatte viel vom Schmerz; er konnte in dieser Zeit nie unterscheiden, ob sein Empfinden mehr freudig oder peinvoll war. Sein erster Besuch in Turin soll den beiden Cousinen Carlotta und Gegia gegolten haben, der Freundin und der Geliebten; wie sehr voll Wehmut und Bitterkeit muß diese Begegnung für ihn gewesen sein, der, obwohl erst 41 Jahre alt, wie ein Greis und ein Mönch von allen Lebenshoffnungen ausgeschlossen war. Sein Äußeres war niemals geeignet gewesen, bei Frauen Liebe zu erregen, jetzt wirkte die kleine magere Gestalt, das bleiche Gesicht mit den unsicher blickenden Augen, das langsame, mühsame Gehen enttäuschend und abschreckend sogar auf Männer. Von jeher leidend, war er jetzt fast immer bettlägerig, unerträglichen Kopfschmerzen und Atemnot unterworfen; unmöglich ist es übrigens nicht, daß nur die notgedrungene Ruhe und Mäßigkeit des Kerkerlebens ihn so lange erhalten hatte. Trotz so unüberwindlicher Erschwerungen waren die ersten Jahre nach der Rückkehr vergleichsweise g l ü c k l i c h, wo das Zusammensein mit der Familie nach langer Trennung eine beständige Quelle der Freude war und überhaupt das Freisein an sich durch den noch frisch

bewußten Gegensatz als ein Gut empfunden wurde. In diesen Jahren entstand das Werk, das seinen Namen weitberühmt machte, die Geschichte seiner Leiden, die er „Meine Gefängnisse" betitelte. Wie der in süßen Farben zusammenklingende Bogen sich durch die Wolken spannt, wenn das Wetter verrauscht ist, so breitet sich oft die Anmut des Kunstwerks über Qualen aus, denen es entsprungen ist, und macht sie zum Bilde, das wir ergriffen anschauen. Wer könnte jemals, ohne immer von neuem bezaubert zu werden, den Schilderungen des klassischen Buches folgen, dem ebenmäßigen Reigen melodischer Worte, die Jammer, Grausen, Ekel und Demütigung mit schlichter Unschuld und Klarheit an uns vorüberführen? So malten ehemals fromme Maler, etwa ein Fra Angelico, die Marter des Herrn und der Heiligen; das Gräßliche treu darstellend, doch durch den Schimmer der Farbe und die Anmut der Linie zu einer schönen Erscheinung umwandelnd.

Verschiedene Umstände bewogen Silvio Pellico seinen Stoff stark einzuschränken, vor allen Dingen Rücksicht auf die zurückbleibenden Gefangenen und gewisse Angestellte des Spielberg, deren Gutmütigkeit hie und da eine Art von Verkehr zwischen den der Vorschrift nach voneinander Abgeschlossenen ermöglicht hatte. Seine Beteiligung an den politischen Angelegenheiten zog er vor überhaupt nicht zu berühren, teils aus berechtigter Vorsicht, vielleicht auch aus künstlerischem Instinkt. Denn gerade weil vieles, was der Zeit gehört und seine Bedeutung mit der Zeit verliert, in den Gefängnissen wegfällt, gewinnt dies Buch den Charakter des Unvergänglichen, während andere Denkwürdigkeiten mit allzuviel Zufälligem und Nichtwesentlichem belastet untergehen. Jede Zutat, so erwünscht sie dem Historiker sein möchte, würde das Gleichgewicht und die Rundung der Geschichte nur stören. Es ist wahr, daß man zunächst, getäuscht durch die Leichtigkeit, die die Kunst dem Werke verliehen hat, sowohl das zugefügte Leiden als weniger grausam empfindet, wie den Kampf und Sieg des menschlichen Geistes als weniger erhaben. In den Denkwürdigkeiten des Andryane zum Beispiel tritt uns das großartige Ringen des Geistes, der, da ihm alle Quellen verstopft werden, sich aus sich selber ernähren muß, der sich unterfängt den Tod der Verdumpfung und Erstarrung, des Austrocknens und Erstickens, der über ihn verhängt ist, ganz wehrlos und ohne Hilfsmittel vermöge seiner höheren Natur zu überwinden, unmittelbarer und packender entgegen. Aber was auf den ersten Blick milde und abgeschwächt erscheint, ist stark genug, um sich dauernd einzuprägen: wir fühlen am innigsten mit dem Dulder, dessen

bescheidene Gebärden und Klagen kaum verraten, was er erlitt, und wissen es ihm Dank, daß er uns mit dem Martyrium zugleich die Verklärung teilhaft werden läßt.

Wir können nur schwer verstehen, daß dies Buch, das Erzeugnis der wunderbaren, seltenen Augenblicke, wo unerhörte Leiden von einem Herzen weggewälzt wurden und es in einem unnennbaren, aus Schmerz und Seligkeit gemischten Gefühl ganz und gar erzitterte, von einem großen Teil der Zeitgenossen wie ein irgendwelchen Tendenzen dienender Zeitungsartikel angesehen wurde. Allerdings rührte es an die leidenschaftlich gespannten Interessen der Zeit, so daß die meisten Leser sich gewissermaßen als mitbeteiligt an den dargestellten Ereignissen fühlen mochten. Das neue Geschlecht von Revolutionären, das inzwischen auf den Kampfplatz getreten war, nahm Anstoß an der dogmatisch katholischen Gesinnung, zu der Silvio sich bekannte, ja an der Milde, mit der das Opfer seinen Quälern zu verzeihen schien. Während er mit seinem Schicksal auf die Art fertig geworden war, daß er die Region des Hassens und Gegenhassens, der Rache, des Glücks und Unglücks entsagend verließ, um eine zu suchen, wo die Gegensätze in der Erkenntnis verschwinden, hätten die Patrioten gewünscht, daß er das alte Kampfgeschrei wiederholte und die Waffen mit doppelter Erbitterung führte. Andererseits konnten die Klerikalen der äußersten Richtung es Silvio nicht vergessen, daß er sich überhaupt einmal mit dem Carbonarismus eingelassen hatte und Freigeist gewesen war, und daß die Österreicher und österreichisch Gesinnten ein Interesse daran hatten, das Buch zu verunglimpfen, ist selbstverständlich. Sie suchten dem Stoß, den seine Enthüllungen gegen sie führten, dadurch zuvorzukommen, daß sie seine Glaubhaftigkeit bestritten; so tat Metternich den Ausspruch, daß kein wahres Wort darin wäre, was Chateaubriand an Einzelheiten nachzuweisen suchte, wobei er aber nichts als seine eigene Unkenntnis der Tatsachen und Dreistigkeit im Aufstellen von Behauptungen an den Tag brachte. Sogar Salvotti, der eine hohe Meinung von Pellicos Charakter hatte, war der Meinung, er sei noch kein vollendeter Christ gewesen, als er das Buch geschrieben habe.

Bei dem außeritalienischen Publikum war der Erfolg durchschlagender und reiner. Der Anteil, den die Kreise der Frommen und Reaktionären in Piemont an dem Buche nahmen, war, wenn auch echt, doch nicht ganz frei von dem Wunsche, ihre Partei durch den Namen des Verfassers zu verherrlichen; mehr und mehr zogen sie ihn in ihre Sphäre und trennten

ihn los von dem eigentlich lebendigen Blutwege Italiens, das den großen Kämpfen und Siegen von 1848 zudrängte. Die Jugend war bereit, dem Dichter der Francesca, dem Märtyrer vom Spielberg zu huldigen; das aber verzieh sie ihm nicht, daß er sich zu denen hielt, die seine Vergangenheit als eine durch schwere Leiden gesühnte Verirrung betrachteten, und die ihn nicht wegen, sondern trotz dessen liebten, was dem Patrioten seine Ruhmestitel waren. Wie im Grunde jeder findet, was er zumeist sucht, so wurde Silvio Pellico die Verborgenheit zuteil, die er ängstlich ersehnte; man wundert sich, wenn man sich erinnert, daß er im Jahre 1848 noch am Leben war. Starb er auch erst im Jahre 1853, seine Geschichte hört mit seiner Rückkehr vom Spielberg auf. Etwa bildet der Tod seiner Eltern, der in den Jahren 1837 und 38 erfolgte, noch einen Abschnitt, nach welchem er noch müder und verzichtender erscheint als vorher; 1841 starb sein Bruder Luigi, einst sein Liebling, dessen unruhiges Streben ebenfalls im Schoße der Jesuiten völlige, totenähnliche Ruhe gefunden hatte. Der Vereinsamte wurde unter dem Titel eines Bibliothekars Mitglied des Hauses Barolo, so daß er sich nun äußerlich ungefähr in derselben Lage befand wie in der Glanzzeit seiner Jugend. Die Gräfin Barolo war eine streng klerikale und konservative, wie es scheint geist- und temperamentvolle Dame, die auch auf Andersdenkende anziehend wirken konnte; sie verbrachte ihre Zeit mit Ausübung einer durch die Geistlichkeit geregelten Wohltätigkeit, wobei sie sich des Beistandes von Pellico gern bediente.

So groß der Abstand zu sein scheint zwischen dem jungen verliebten Dichter, der erlesene Gesellschaften durch seinen Geist unterhielt und oft durch seine kecken Angriffe auf das Legitime verblüffte, und dem altjüngferlichen, mönchisch trüben Einsiedler, dieselben Grundzüge seines Wesens lassen sich doch nachweisen; dieselbe zärtliche Hingebung gegen seine Familie und seine Freunde, verbunden mit derselben Neigung sich abzusondern. Auch damals hatte er von der allgemeinen Meinung abseits gestanden, nur war diese inzwischen eine andere geworden. Wie früher erstrebte er Liebe und Duldung der Menschen, wenn es auch früher nicht vom christlichen Standpunkte aus geschah; aber ebensowenig wie früher vermochte er seiner Abneigungen Herr zu werden.

In dem nachsichtigen Tone, mit dem er von seinen Gegnern spricht, spürt man die Feindseligkeit, die nicht ausdrücklich zu äußern das einzige Ergebnis seiner Anstrengungen ist. Nach wie vor reizten ihn alle Menschen, deren Meinungen von den seinen abwichen und deren Liebe und Wohl-

wollen er nicht ganz sicher war; er verwünschte insgeheim die jungen Leute, die ihn aufsuchten, um ihm ihre dichterischen Versuche zu unterbreiten oder sonst in Lebensfragen seinen Rat einzuholen. Den Umgang mit Frauen zog er auch jetzt im allgemeinen dem mit Männern vor, seine innigsten Gefühle galten aber wie in seiner Jugend Freunden, die ihn durch die Kraft ihrer Natur gefesselt hatten.

Auf dem Spielberg hatte Silvio Gelegenheit gehabt, mit dem Grafen Confalonieri vertraut zu werden, den er aus den Zeiten des Conciliatore kannte, ohne ihm doch näher gekommen zu sein. Der Zauber dieses rätselhaften Mannes nahm ihn ganz gefangen. „Ich hatte andere Freunde," schrieb er von ihm, „aber keinen lieberen;" und wirklich stehen seine an ihn gerichteten Briefe an herzlicher, ja leidenschaftlicher Wärme und Ergebenheit denen nicht nach, die er als Jüngling an Ugo Foscolo schrieb. Als er die Freiheit erhielt, war es ihm eine große, schmerzlich empfundene Beeinträchtigung, daß er Confalonieri zurücklassen mußte: „Gott ist mir dessen Zeuge," schreibt er ihm, „daß ich wirklich, o ja wirklich, wenn ich Dein Unglück auf Kosten meines Lebens könnte enden lassen, es von Herzen gern tun würde. Der Himmel gab mir zu verschiedenen Zeiten verschiedene gute Freunde, und ich habe sie noch lieb und ihr Andenken; aber Du bist der, gegen den meine Seele sich am schrankenlosesten so viele Male ergossen hat, Du bist der, mit dem mein Herz aus den größten Ursachen am völligsten sympathisiert." Die Ausdrücke seiner Zärtlichkeit haben oft das Feuer der Verliebten: „Es ist mir," schreibt er, „als würden Deine Gegenwart und Deine Stimme mich auferwecken, wenn ich tot wäre."

Dem Grafen Porro und seinen Söhnen bewahrte er treue Anhänglichkeit, ebenso den anderen Jugendfreunden, deren Anschauungen doch mannigfach von den seinigen abwichen; in solchen Fällen glich seine Pietät das Trennende aus.

Den Vorwurf der Bigotterie suchte er Freunden gegenüber, an deren Meinung ihm gelegen war, von sich abzulehnen; doch ist er wohl nicht ganz davon freizusprechen. Wenn er immer nur die Katholiken gelten läßt, sie als Auserwählte, alle anderen mit Unwillen und Gereiztheit betrachtet, so verfuhren freilich die Angehörigen anderer Parteien auf ihre Art nicht anders, und es bleibt als ein zuungunsten der Frommen sprechender Rest höchstens, daß die auf dem Grundsatze der Menschenliebe aufgebaute Religion sich am schlechtesten mit hochmütiger Aus-

schließlichkeit und Mißachtung anderer verträgt. Übrigens war sich Silvio dieses Widerspruchs bewußt und bemühte sich, zwar vergeblich, ihm auszuweichen. Der frömmelnde Ton, die übertriebene, süßliche Sprache des Konvertiten, die seinen Briefen häufig eigen ist, berührt jeden, der nicht zur Gemeinde gehört, unangenehm. Wir finden da die zu Redensarten herabgewürdigten Äußerungen der Ergebung in Gottes Willen und der Bewunderung seiner Güte, die unglückliche Neigung das Heilige mit dem Alltäglichen zu verquicken und das Streben nach christlicher Heiterkeit, das leicht ins Alberne fällt, das aber an dem traurigen Pellico mit dem alten, verkümmerten Gesicht etwas Rührendes hat. Hervorheben muß man auch die Tapferkeit, mit der er sich zu seinen Ansichten bekannte, die jetzt nicht minder anstößig waren, als seine freigeisterischen in seiner Jugend; auch in dieser hohen Furchtlosigkeit, die das schwache, ängstliche Männchen, wenn es galt, entfalten konnte, war er derselbe geblieben.

Im Grunde waren die Bigotterie und der Jesuitismus das unsichtbare Kloster, das den Erschöpften, gegen Licht und Lärm und jede Berührung Überempfindlichen schützend vom Leben abschloß. Mit seiner Sehnsucht nach Ruhe und Einsamkeit, seinem Bedürfnis nach Anlehnung und brüderlichem Umgang, seiner Reizbarkeit und Gebrechlichkeit schien die Natur ihn zu einer Art von klösterlichem Leben bestimmt zu haben. Es ist unmöglich ihm zu zürnen, daß er dem öffentlichen Leben nicht gewachsen war, daß er mit verständnisloser Ungerechtigkeit von der großen Bewegung, die er miterlebte und die er mit eingeleitet hatte, sich abwendete, wenn man die tiefe Melancholie empfindet, aus der seine Seele wie aus einem Grabe heraus zu seinen Freunden spricht.

„Diese meine schwache Gesundheit," schreibt er an Confalonieri, „zwingt mich oft mich der Bücher und jedes Studiums zu enthalten. Ich muß vegetieren. Zuweilen zwinge ich mich fleißig zu sein und finde Vergnügen daran, aber ich kann es nicht fortsetzen. Gottes Wille geschehe. Übrigens liebe ich die Literatur noch, aber nicht mit der Leidenschaft meiner jungen Jahre, und ich sehe ein, daß meine Begabung weder fruchtbar noch ersten Ranges ist ... Ich beschäftige mich ein wenig mit den Wohltätigkeitsanstalten, die die Marchese Barolo hier gegründet hat, und mit anderen Dingen, die mir zusagen; das unterbrochen durch ein Stündchen Einsamkeit, dem Gebet gewidmet, durch ein bißchen Geplauder in der Familie oder mit Freunden genügt, um mich einen Tag nach dem anderen hinbringen zu lassen, nicht mit Fröhlichkeit — Fröhlichkeit

kenne ich nicht mehr! — aber mit Ergebung, — in Frieden und sanfter Traurigkeit."

Und an denselben: „Du und andere gute Menschen ratet mir zu schreiben, Einfluß auf die Geister auszuüben zu suchen, um sie zum Guten zu führen, und im Übermaß Eurer Freundschaft übertreibt Ihr mein geistiges Vermögen. Eure Absicht ist gut, und ich würde Euren Rat befolgen, wenn ich könnte. Mir fehlt Gesundheit, mir fehlt jener Stachel des Ehrgeizes und der Hoffnung, der anspornt, mir fehlt das Vertrauen in meine Kräfte, von denen ich weiß, daß sie in Wahrheit schwach sind. Ich bin ein Mensch, der wenig Atem hat, ein Mensch, der unweit seines Grabes sitzt und lächelt, wenn er die Stimmen hört, die ihm zurufen: stehe auf!" In einem Brief an den Grafen Porro nennt er sich „sehr alt geworden, sehr heimgesucht von physischen und moralischen Schmerzen, vielleicht sehr nahe daran kindisch zu werden, aber nichtsdestoweniger noch lebendig genug, um Euch warm zu lieben und immer mit Innigkeit der schönen Jahre zu gedenken, die wir zusammen gelebt haben."

Auf die Nachricht, daß Confalonieri nicht in die Heimat zurückkehren könnte, wie er gehofft hatte, schreibt er ihm: „Wahr ist es, daß Du in jedem Lande Menschen findest, die Dich achten und lieben, sei es aus alter Freundschaft oder wegen des gerechten Anteils, den Dein Unglück und Dein Charakter einflößt; ich begreife, daß das nicht genügt, um Deine betrübte und trostbedürftige Seele zu befriedigen, aber doch muß diese allgemeine Sympathie Deine traurigen Stunden ein wenig lindern." Aber dann unterbricht er sich mit dem klagenden Ausruf: „Was sage ich? Ach nein, mein geliebter Freund! Du und ich und tausend andere, die unglücklich wie wir sind, wir sind so enttäuscht, daß die flüchtigen Tröstungen uns nicht mehr genügen, uns keine Illusion mehr verschaffen." „Unheilbaren Leiden unterworfen und alt, wie wenn er 100 Jahre alt wäre," nennt er sich mehrere Jahre später. Als er einmal in der Kirche der Visitandinen, des Ordens, dem seine verstorbene Schwester Marietta angehört hatte, den Gesang der Nonnen hörte, dachte er daran, daß einst ihre Stimme dort erklungen war, daß seine Eltern wohl oft dort gewesen waren und ihr gelauscht hatten, und daß wohl unter ihren Gebeten ein schmerzvolles für den unglücklichen Gefangenen auf dem Spielberg gewesen war. „A de telles idées je me trouble un moment, et je sens qu'il y a dans mon coeur quelques vieilles larmes." Indem er dem Freunde Confalonieri den Tod seines Vaters, dem der der Mutter vorangegangen war, mitteilte, schreibt er: „Oh, wie diese Todesfälle, die

ich mit angesehen habe, mich die Nichtigkeit der Erde fühlen lassen! Was sind die Jahre, was ist die Zeit? Wie die Lebensalter fliegen und alles verraucht! Auch ich, der gestern jung war und den Tag vor gestern ein Kind, bin heute alt, und ziehe den Atem mit Mühe, und wenn ich noch ein paar Jahre weiter komme, wird mir das alles wie der flüchtigste Traum erscheinen." Es klingt wie ein Reim auf die Seufzer seiner Jugend über die Vergänglichkeit des Lebens. „Dann werden die Menschen nicht wissen," schrieb er seinem Bruder in den Jahren 1818 und 20, „daß unser Staub jemals geformt war und der Sprache mächtig und Sitz erhabener Gedanken und schmerzlicher Leidenschaften. — Warum werden wir geboren? Warum haben wir einen Zeitraum ganz voll Hoffnung durchlebt? Zu welchem Ende so viel Irrtümer, so viel göttlicher Aufschwung der Phantasie, ein solcher Abstand unserer Seelen von denen des Pöbels?" Aber was damals eine bange Ahnung gewesen war, ein kühler Hauch, ein winterliches Frösteln im Frühling, das war jetzt vom gramvollen Ernst der Erfahrung belastet, ein nicht abzuwälzender Stein geworden.

Wenn kaum ein Schicksal unter den vielen, die bejammernswert sind aus der Zeit des italienischen Risorgimento, mehr Tränen erregt hat als das des Silvio Pellico, so ist das nicht nur eine zufällige Folge des Umstandes, daß es durch sein Gedenkbuch in ergreifender Form dargestellt bekannt wurde, sondern die Ursache liegt auch in dem Talent zu leiden, das ihm angeboren war. Von einer starken, liebenden Mutter dem Tode abgerungen, scheint dem Kinde ein Mal geblieben zu sein von der Hand des Gottes, die ihn schon ergriffen hatte, ein immer, mitten im glühendsten Leben spürbarer Schmerz, der auch denen fühlbar wird, die sich ihm nähern, und ihr Auge mit Tränen füllt.

Georg Hirschfeld:
Auf der Schaukel . . . . . Novelle

Peter Kranz, der Maler, war an einem dunstigen Julimorgen nach Kopenhagen gekommen. Zum ersten Male natürlich, denn es gab nur wenige Dinge, die Peter Kranz nicht zum ersten Male erblickte. Peter, der Entdecker, hatte ihn Onkel Bischoffs scharfer Apothekerwitz getauft. Er war zwanzig Jahre alt. Nein, zwanzig Jahre, drei Monate, acht Tage. Tante Linda wußte es genau. Er stammte aus Schnattersheim, einem badischen Marktflecken, Schnattersheim mit seinen alten Apfelbäumen an den Ufern der Schnatter, Schnattersheim mit seinen Hühnern und Gänsen und Meister Ortwins Sonnenuhr, die jeder Fremde mindestens dreimal ansehen mußte. Peter war noch nie aus seiner Heimat herausgekommen, bis zu der großen Reise, auf der er sich eben befand. Sie bildete ein wichtiges Gesprächsthema der Schnattersheimer. Er hatte zum Studium der Malerei zwei Jahre in Karlsruhe verbracht — nun, das war schon vorgekommen. Aber dann war er nach Berlin gereist — nach Berlin, klang es dumpf — und von dort aus zog er, so meldete ein Hörensagen aus Tante Lindas geheimnisvoller Korrespondenz, nach Dänemark. Das begriff man nicht mehr. Herr Scheible, der Schulrektor, war der einzige, der dafür Verständnis zeigte. Er war ein Shakespearekenner und ließ Peter Kranz mit pathetischer Rührung seinen Hamlet grüßen. Die anderen aber, am meisten die, welche es nichts anging, waren gegen Peters Wanderfahrt und machten Tante Lindas alten Kopf mürbe, indem sie behaupteten, ein junger Künstler ginge nach Karlsruhe, nach Stuttgart oder nach München, vielleicht auch nach Italien, wo Goethe gewesen sei, aber nach Dänemark, nein, das gebe es nicht, das sei natürlich wieder ein Hirngespinst von Onkel Bischoff, aus dem gelben Apothekerschrank entsprungen. In Wahrheit verhielt es sich so, aber es verhielt sich auch anders, und die Schnattersheimer wußten mal wieder nicht das Richtige.

Peter war ein Waisenkind mit leichter Seele. Der große, unverschuldete Verlust, der andere Gemüter früh beschatten kann, hatte ihn zu seinem Glücke losgelöst wie ein Fähnchen im Winde. Er hielt sich

treu an seiner Fahnenstange, an Heimat und entschwundener Elternliebe, aber ein langes Abschiednehmen gab es für ihn nicht, als er hinausging, und er fühlte sich mit dem ersten Schritt schon als Abenteurer auf buntem Märchenboden. Freilich dauerte es ziemlich lange, bis er zum Entschluß kam, Schnattersheim zu verlassen. Bei Peter mußte alles seine Weile haben. Er hing an Tante Lindas altem Efeuhäuschen und mehr noch an ihr selbst, der mütterlichen Freundin — freilich in einer eigentümlichen, echt Peterschen Weise. Er sah sie nämlich nur als wunderbares Modell an. Sie war nun freilich ein ganz kleines, vertrocknetes, siebzigjähriges Fräulein und ähnelte mehr einem alten Gerät in ihrem Giebelhause, als der Herrin selbst. Peter aber konnte sich nicht an ihr satt sehen. Er hatte sie schon an zwanzigmal gemalt, und Tante Linda ließ die Folter über sich ergehen, da sie so Gelegenheit hatte, ihn wiederum, aber nicht mit Maleraugen, anzuschwärmen. Peter hatte seine Vorliebe für alles, was schief gerückt und seltsam war, für jede geheime Winkelwelt vom Vater geerbt. Kranz senior war ein Holzschneider vom alten Schlage gewesen, ein Rethelschüler, der in Schnattersheims gotischen Gäßchen hundertfach Motive fand. Peters blaue Augen waren nun freilich von vornherein von staubigen Winkeln fort in die weiten Obstgärten vor der Stadt gerichtet gewesen, er liebte die Sonne jugendheiß und hatte einen Wandertrieb, der ihn stundenlang den Fluß hinauf bis zur letzten Mühle führen konnte. Er ehrte das freie, holde Leben. Aber es darzustellen verbot ihm eine eigentümliche, tiefe Scheu. Auf Altersgenossen, die anders als er empfanden und jedes hübsche Mädel, das des Weges kam, jeden blühenden Baum als rechtmäßiges Modell betrachteten, wurde er ganz böse und schalt ihre flüchtigen Skizzen „Kitsch". Aber um einen uralten, verwitterten Armenhäusler konnte er immer wieder mit prüfenden Augen herumgehen, und die abnormste Häßlichkeit ward seinem Stift willkommene Beute. Besonders liebte er einen erblindeten Stadtschreiber und eine gelähmte Botenfrau. Die setzte er wohl auch einmal unter einen Frühlingsbaum auf seinen Bildern, aber die Bäume waren Nebensache. Man wunderte sich allenthalben über den Gegensatz von Peters Persönlichkeit und Peters Kunst. Dieser blondbärtige Germanenjüngling, der aus dem Vorstellungskreise eines Heldenbuches für die reifere Jugend zu stammen schien und so grämlich ernste, unscheinbare Probleme wählte. Liebte er denn das „Schöne" nicht? Die Schnattersheimer hörten nicht auf, sich darüber zu wundern. Sie fingen schon an, Peter Kranz zu bedauern. Nur eine traurige

Seele konnte so traurige Werke schaffen. Aber fehlgeschossen — sie irrten sich wieder einmal gründlich. Diese Kunstkenner waren für Peters Überzeugung dürftige Banausen, die keine Ahnung hatten, worauf es ankam. Sie redeten wie der Esel vom Gesangunterricht. Heiter schimpfte Peter sich die Seele frei, wenn Tante Linda ihm schüchtern, um seine Zukunft besorgt, hinterbrachte, wie dieser und jener beim Nachmittagskaffee geurteilt habe. „O, diese Kamele!" rief er dann lachend und stampfte so grimmig im Stübchen umher, daß die weißen Blumentöpfe aneinander klirrten. „So was erlaubt sich zu urteilen! Solche Schnattersheimer Gackelhühner und Gänse!"

„Peter, der Bürgermeister war dabei!"

„Dieses Nilpferd!"

„Peter, der Amtsrichter!"

„Dieser Pavian!"

„Ja, nun kommst du wieder mit deinem ganzen zoologischen Garten!"

„Tantchen, sie verstehen das nicht! Glaubst du denn, daß ein Künstler die Welt mit Bäckers- und Schneidersaugen ansehen muß?"

„Gewiß nicht! Aber er schafft nicht für sich, sondern für das Publikum!"

„Tantchen!"

„Peter, ich bitte dich dringend, laß meine Stühle in Ruhe! Die vertragen es nicht mehr, daß du mit ihnen herumturnst!"

„Tantchen, die Hand soll mir verdorren, wenn ich einen Strich mache, der diesen Banausen entgegenkommt! Ich weiß so gut, wie jeder andere, wie schön ein Sommerabend draußen ist! Ich gehe auch gern spazieren, wenn's nicht regnet, und gucke mir die Mädels an! Aber darum male ich das noch nicht, es interessiert mich nicht, es ist mir künstlerisch Wurst, zu glatt, zu klar, zu seicht, es interessiert mich nicht, Kreuzmillionendonnerwetter!"

„Gott verzeih' dir die Sünde! Man flucht nicht, Peter. Ich weiß auch nicht, warum das Schöne immer gleich glatt und klar und seicht sein soll."

„Das Schöne, Tante! Was i s t denn das Schöne!? Ich seh' es s o — ein anderer sieht es s o! Ich seh' es jedenfalls künstlerisch!"

„Nun gut, ich mag das nicht verstehen, aber ist es denn eines Künstlers nicht würdiger, etwa das stattliche Fräulein Brigitte zu malen, die Tochter unseres Bürgermeisters, als immer und ewig mich, eine arme Siebzigjährige?!"

„Weil sie dreißig ist? Weil sie blaue Augen hat und einen Madonnenscheitel? Nein, Tante, du bist schön, das wag' ich zu behaupten, und Bürgermeisters Brigitte ist häßlich!"

„Peter, um Gottes willen!"

„Brigitte ist 'ne Nachteule!"

„Ich bin 'ne Nachteule, wenn es schon bei dem Vergleich bleiben soll!"

„Nein, Tante!"

„Ich zweifle manchmal wirklich an deinem Verstande, Peter!"

„Immer noch besser, als wenn ein Künstler an meiner Ehrlichkeit zweifelt!"

So endeten die Debatten zwischen Peter Kranz und Tante Linda — eine wie die andere. Aber sie kamen nicht häufig vor. Denn im Grunde vergötterte das alte Fräulein ihren großen, blonden Jungen und gab ihm schließlich immer recht — selbst vor dem Bürgermeister. Sie sah es ja auch ein, seine traurige Kunst bedrückte Peters Gemüt keineswegs. Er war so lebensfroh, wie irgend einer am Ort, bei jedem tollen Streich war er dabei, und die Mädchen, die er nicht malen mochte, die küßte er oft genug, wenn sie ihm abends am Flußufer in den Weg kamen. Er küßte, liebte, lebte überhaupt in einer eigentümlichen Unschuld. Ganz siegfriedhaft, heiter und stark — ohne Leidenschaft. Er kannte noch kein Erlebnis, er verlangte noch nichts — von keiner. Er spielte einfach weiter, wie er als Knabe gespielt hatte. Er merkte kaum, wie groß die Mädchen um ihn herum geworden waren. Und von den Gespielinnen fort trachtete sein wunderlicher Einsamkeitstrieb mit gutmütiger Verachtung ins stille Atelier zurück, zu jener ernsten Göttin, die mehr war als alle irdischen Götter.

Onkel Bischoff beobachtete seinen Neffen. Peter nahm sich vor ihm in acht, wie dieser vor jenem — es war ein lustiges Versteckspiel, das die beiden miteinander trieben. Peter traute dem kleinen Apotheker, der immer so schleichend daher kam und plötzlich neben einem stand, in keinem Augenblick. Doch hatte Onkel Bischoff gerade deswegen eine besondere Anziehungskraft für ihn. Kein Tag verging, ohne daß Peter dem Alten in seinem scharf duftenden Laboratorium gegenüber gesessen und ihm lächelnd in die gelben Gnomenzüge geblickt hätte. Er studierte ihn, das wußte der Onkel. Dieser Künstler belauschte ihn in seiner Winkelwelt, die einem mittelalterlichen Alchymisten zu gehören schien,



Prof. Herm. Muthesius: Haus Bernhard im Grunewald. (Mit gütiger Erlaubnis der Verlagsanstalt F. Bruckmann, München.) Zum Essay von J. A. Lux.

ergründete das wechselvolle Spiel seines Wesens, das von beißendem Witz zu trüber Schweigsamkeit schwankte und immer wieder den reinen Hintergrund hilfreicher Güte hervorleuchten ließ. Ein Spötter und ein Menschenverächter war Onkel Bischoff, aber im Innersten war er gut — Peter, der Elternlose, hatte Beweis dafür. Onkel Bischoff spielte nur den garstig galligen Kinderschrecken. Die Schnattersheimer waren zu dumm, um einen solchen Menschen zu durchschauen — sie fürchteten ihn. Man ging nicht gern in die Apotheke zum goldenen Hasen, aber entbehren konnte man sie nicht. Krank sein, sich kurieren lassen war fast ein Vergnügen in dem ereignisarmen Nest, und Konstantin Bischoff blieb ein notwendiges Übel. Er wurde reich dabei — im übrigen brauchte er seine Mitbürger nicht. Er hockte immer einsam bei allerlei chemischen Grübeleien und Erfindungen, ein Sonderling, ein eingefleischter Junggeselle. Nur Doktor Vogel, der Kreisarzt, kam zu ihm und Peter Kranz, der Neffe. Dieser breite, hochgewachsene Kindskopf mit den blauen Träumeraugen saß dann dem zwerghaften Griesgram gegenüber und lächelte ihn an. Je freundlicher Peter wurde, desto giftiger blickte der Apotheker. Und doch — er tat ihm nichts, im Gegenteil, er meinte es ernsthaft gut. Es war nur äußerliche Abwehr, die ihm nottat vor den Kindern der Sonne. Was aber Onkel Bischoff ängstlich überwachte, war die Gefahr, daß er dem Maler zu interessant werden könnte. Er wollte um keinen Preis sein Modell werden, wie Tante Linda, er empfand solchen Dienst als Eingriff in seine Junggesellenfreiheit. Peters Bitten, ihm zu sitzen, hatte er mit schneidender Schärfe immer wieder abgeschlagen. Kunst war eine geheimnisvolle, unangenehme Macht für Onkel Bischoffs klare Wirklichkeitsaugen. Macht aber sollte kein Mensch über ihn gewinnen, am wenigsten Peter, der Kiekindiewelt, der „Maler" . . .

So saßen sie einander gegenüber und ergründeten sich. Wie Faust und Mephistopheles, doch in einem Stadium gegenseitiger Überwindung. Sie machten sich übereinander lustig und hatten sich doch sehr lieb. „Jetzt, in diesem Augenblick führt mich der Halunke hinters Licht," fühlte Peter mit objektivem Behagen. „Er verehrt mich, der Schafskopf, und denkt sich altes Scheusal," monologte der Onkel. Auf einem Gebiete aber fanden sie sich ernst zusammen — wenn nämlich die Rede auf Peters Reisepläne kam. Überhaupt, in der Überwindung von Schnattersheims Philisterium, im Erkenntnis- und Freiheitsdrange verstanden sie sich am besten. Onkel Bischoff schimpfte mit Peter um die Wette auf die bürgerliche Tugendtyrannei ringsum. Wenn Peter dann losfuhr: „Ich

muß fort, ich muß fort!", dann zuckte der Onkel mit ironischem Mitleid die schiefen Achseln, als ob das etwas Selbstverständliches wäre.

Er selbst war viel herumgekommen. Er erzählte zwar nichts davon, aber Zeugen seiner Weltfahrten befanden sich auf allen Schränken, sogar an der Decke baumelnd. Hier stand ein ausgestopfter Pelikan mit unwahrscheinlichem Schnabel und rosenrotem Gefieder, der aus Afrika stammte. Dort hing ein gedörrter Haifisch, der sicher nicht in der Schnatter geangelt worden war. Ein Bündel orientalischer Geräte und Waffen schmückten die Wand über dem Perserdiwan, und im Eckschrank war eine Reihe griechischer Ausgrabungen, Vasen und staubige Trümmerchen, zu bewundern. Reizvoller aber für Peters Maleraugen war eine alte Mahagoniservante im Wohnzimmer des Onkels. Sie enthielt die dänische Porzellansammlung. Moderne Dinge, aber höchst erlesene. Hier duckte sich der zierliche Blaufuchs vor dem grotesken Nilpferd, hier funkelte der Fischzug in der Meerestiefe, die ein nachtblauer Teller war. Der Riesenkrebs, der Eisbär, und der sandfarbene Dackel waren vorhanden. Kurz, die feinen Phantasiegeschöpfe alle aus Kopenhagens Porzellanwelt.

Immer wieder stand Peter Kranz davor und dachte mit stillem Gram: Er schenkt mir nichts davon, der Geizkragen. Eines Tages aber schlich sich Onkel Bischoff heran, öffnete den Schrank mit einem winzigen Schlüssel und überreichte ihm satanisch grinsend den Dachshund.

„Aber Onkel — —!"

„Darf ich mir erlauben?"

„Das schönste Stück?!"

„Ich habe dich beobachtet. Bei dem ästhetischen Geographieunterricht, den ich dir seit einigen Jahren erteile. Griechenland interessiert dich nicht, Italien und der Orient sind dir Wurst — du bleibst immer wieder vor Dänemark stehen."

„Aber Onkel — das schönste Stück —!?"

„Du wirst dich bald entscheiden müssen, wohin du dich wendest, Peter. Reisen mußt du, du verschimmelst in Schnattersheim."

„Nein, herrlich! Diese Farben!" Er hielt das Kleinod ins Licht.

„Also Dänemark . . ."

„Ich möcht' schon — ein Land, wo's solch ein Kunstgewerbe gibt!"

„Warum kannst du denn nicht?"

„Tante Linda ist dagegen. Überhaupt — daß ich fort will."

„Sie war mit Karlsruhe einverstanden — wie Karlsruhe ist die

ganze Welt. Du erlebst es, Peter — für uns andere bist du fort. Ob du in Karlsruhe oder in Yokohama bist."

„Ich muß es mir noch überlegen, Onkel."

Er ging mit seinem Dackel heim und war für einige Tage glücklich. Dann aber überfiel ihn in verstärktem Maße die alte Unruhe, er suchte Onkel Bischoff auf und fand ihn nicht zu Hause. Witzel, der Provisor, berichtete mit spitzem Munde, daß sein Herr in wenigen Minuten zurückkehren müsse. Peter stand im Wohnzimmer allein. Eine Photographie, die auf dem sonst spartanisch leeren Tische lag, fesselte seine Aufmerksamkeit. Er besah sie. Wo hatte denn der Onkel so etwas her? Einen lieblichen, blonden Mädchenkopf mit klugen, großen Kinderaugen?! Dieser Onkel! Ertappte er ihn also doch bei einer anderen Schwärmerei noch, als Retorten, ausgestopften Haifischen und Kopenhagener Porzellan. (Zum letzteren hatte die unbekannte Dame allerdings eine seltsame Beziehung, die Peter sofort herausfühlte.) Aber das war ja ganz unmöglich! Onkel Bischoff und solch ein Wesen! „Sigrid" stand auf dem Bilde in großer, freier Schrift. Natürlich eine Dänin. Er hatte es sich gleich gedacht. Sigrid! . . . Schön war sie. Peter hatte noch nie einen Kopf gesehen, der so ganz dem Ideal weiblicher Reize entsprach, wie er es in sich trug . . . Sigrid! . . . Dann wurde er plötzlich wütend, warf das stumme, dumme Bild auf den Tisch zurück und ging, die Hände in den Taschen, im Zimmer umher. Aber der Orient mit seinen interessanten Dolchen und Pfeifen über dem Perserdiwan kam ihm heute etwas muffig vor. Die griechischen Vasentrümmer im Eckschrank achtete er nicht höher als einen Kehrichthaufen. Er blieb wieder leise pfeifend vor dem Kopenhagener Porzellan stehen. Eigentlich war es ja wahr — man konnte die schiefen, alten Weiber, die krummen Gäßchen und schmutzigen Gänseherden satt bekommen — junges Blut, das man war — was hatte man schließlich von Schnattersheim, wenn Kopenhagen winkte? Vollendeter Geschmack, graziöse Schönheit! Nordische Herbheit und Größe! Er sehnte sich danach, weit mehr als nach der weichen Schläfrigkeit des Südens. Der funkelnde Fischzug auf tiefblauem Grunde lockte sein träumendes Auge an. Er sah ein blondes Weib am Meere stehen, das solches Kunstgerät mit ihren Händen zur Sonne hob.

„Also Dänemark," kicherte es plötzlich hinter ihm. Onkel Bischoff war wieder einmal auf Katzenpfoten herangeschlichen.

Peter bezwang seinen Zorn, machte Kehrt, trat an den Tisch heran und hielt dem Onkel triumphierend die Photographie vor die Augen.

„Also Dänemark,“ wiederholte er. Dieser Sarkasmus erschien ihm außerordentlich.

Der Onkel schob seine spitze Zunge im Munde herum, so daß sie erst die eine, dann die andere Wange blähte. Dann fragte er unschuldig: „Habe ich dir das Bild noch nie gezeigt?“

„Noch nie!“ rief Peter mit komischem Pathos.

„Das wundert mich. Das Bild ist fünfzehn Jahre alt. Es stellt eine berühmte Kopenhagener Schauspielerin dar, Fräulein Sigrid Pummernickel, nicht Pumpernickel, von der du jedenfalls gehört hast.“

„Nicht das mindeste! Pummernickel? Ist das wirklich ein dänischer Name?“

„Sigrid Pummernickel! Das weiß doch jedes Kind!“

„Ich nicht!“

„Was kann ich dafür? Deine Bildung hat Lücken, Peter. Jedenfalls — das Bild ist hübsch.“

„Sehr hübsch! . . .“

„Aber die Dame wird jetzt leider nicht mehr so aussehen. Fünfzehn Jahre sind ins Land gegangen . . .“

„Schade! . . . Die Photographie kam mir ganz neu vor?“

„Nein, Peter. Sie ist alt. Es ist eine alte Schwärmerei von mir.“

„Onkel! Ich berst' ja vor Vergnügen!“

„Birst, mein Junge. Du siehst hier jedenfalls einen nordischen Frauentyp. Einen der schönsten. Die Kopenhagenerin.“

„Mein Dackel ist mir lieber.“

„Der gehört dir ja auch. Hast du dich inzwischen entschlossen, wohin die Reise geht?“

„Die Reise! . . . Noch immer nicht, Onkel!“

„Tante Linda ist einverstanden. Ich habe eben alles mit ihr besprochen.“

Peter wurde feuerrot und wandte sich wie von einem höllischen Versucher ab. Er lief mit kurzem Gruß davon. Nun kam er mehrere Tage nicht zu Onkel Bischoff. Stundenlang verbrachte er die grauen Nachmittage am Ufer der Schnatter, weit draußen, wo der Weg zur letzten Mühle ging. Er angelte dort, er angelte mit Leidenschaft, als wollte er aus kalter Tiefe die Lösung seines Rätsels fischen. Wozu sollte er sich entschließen!... Die Welt war ihm eigentlich Wurst, und doch — er mußte fort. Schnattersheim war ihm gräßlich — aber er hatte es doch lieber als Berlin und Kopenhagen und Peking . . . Eines Abends

jedoch, als ihn ein plötzlicher Ingrimm packte, weil er schon den Pfundhecht an der Angel gehabt und in seiner Verträumtheit losgelassen hatte — an diesem Abend war sein Entschluß gefaßt. Er lief mit großen Schritten auf den Markt zurück, wo schwarze Giebel in den Mondschein ragten, und läutete an der Apotheke zum goldenen Hasen. Witzels Stimme, die immer ganz erschöpft klang, wenn sie auf die Nachtglocke reagierte, rief ihm durch den Türspalt zu: „Einen Moment, Frau Krause! Sie wollen gewiß das Abführmittel holen? Es ist in zwei Minuten fertig!"

Peter stampfte mit dem Fuße auf. „Sind Sie blödsinnig, Witzel?! Ich bin doch nicht Frau Krause! Machen Sie auf! Ich möchte meinen Onkel sprechen!"

„So spät noch?"

Da kam der Onkel schon selbst, nahm Peters Arm, als ob er sich über den ungewöhnlichen Besuch gar nicht wunderte, und führte ihn gemächlich in das Wohnzimmer hinauf.

„Hör' mich ernsthaft an, Onkel!"

„Wie immer, mein Junge."

„Na! — Also ich will jetzt reisen — so schnell als möglich —!"

„Bravo! Wohin denn?"

„Du kennst meine Vorliebe für Dänemark —"

„Ja, die kenn' ich. Was blickst du denn so unruhig umher? Das Bild von Sigrid Pummernickel ist wieder eingeschlossen. Soll ich's holen?"

„Onkel, was kümmert mich das Bild! Fräulein Pummernickel ist mir vollständig gleichgültig! Ich will Kopenhagen sehen! Ich habe das Buch von Jacobsen gelesen, das Tante Linda im Schrank hat! Das trifft mich! Das bin ich!"

„Niels Lyhne? Hoffentlich nicht."

„Nein, untergehen werde ich nicht. Im Gegenteil. Ich will da oben erst sehen lernen."

„Auf dem Wege kommst du über Berlin. Da kannst du auch schon sehen lernen."

„Ich glaube nicht, Onkel. Für meine Kunst wird Berlin nichts sein. Aber nun bitte ich dich — gib mir jetzt ernsthaft, so gut du es mit mir meinst, Ratschläge für Kopenhagen."

Das tat der Onkel. Er schenkte Peter einen alten Kognak ein, er holte eine Landkarte herbei und demonstrierte Station für Station die

ganze Reise. Peter tat mit stiller Bewunderung einen Einblick in die Welterfahrung dieses Kleinstädters. Ihm schwirrte der Kopf, er nickte immer zustimmend, aber es prägte sich ihm nichts ein. Bei Kopenhagen verweilten sie am längsten. Hier bestand Onkel Bischoff darauf, daß Peter sich einige Adressen notierte.

„Muß ich die Leute besuchen, Onkel?"

„Du mußt nicht, obwohl man dich überall gut aufnehmen würde. Es sind lauter gute Bekannte von mir. Aber ich kenne ja deine Zurückhaltung, und es wird auch manchmal gar zu sehr mit der Sprache hapern. Nur meinen alten Freund Söderberg — den mußt du besuchen. Der kann auch am besten deutsch."

Peter traute sich nicht zu widersprechen. Der Onkel wünschte diesen Besuch mit solchem Nachdruck — es wäre kränkend gewesen, sich zu weigern. Also gut. Er konnte ihm den Gefallen ja tun. Eine Höflichkeitsvisite. Willig ließ er sich erzählen, wer Herr Söderberg war. Er erfuhr, zerstreut und immer wieder den Blick auf das Kopenhagener Porzellan gerichtet, daß Jakob Söderberg einer der reichsten Brauereibesitzer Dänemarks sei, der mit seiner Familie eine prachtvolle Besitzung in Marienlyst bei Kopenhagen bewohnte.

„Ein Bierbrauer also," sagte Peter mit leichter Ironie, doch ohne Überhebung.

„Ja — aber er braut sehr gut, Peter. Das ist die Hauptsache, nicht wahr. Und nebenbei ist er noch einer der bedeutendsten Kunstsammler Skandinaviens. Auf diesem Gebiet bin ich ihm näher getreten. Daß ich so besonders gutes Porzellan habe, verdanke ich ihm."

Peter machte große Augen. „Ein prachtvolles Volk! Wenn sogar die Bierbrauer solche Eigenschaften haben!"

„Du gehst also hin?"

„Ja, ich gehe hin. Ich möchte mir ja so wie so die Nester am Sund ansehen. Marienlyst und Helsingör und Klampenborg und wie sie alle heißen."

„Du wirst eine sehr liebenswürdige, echt dänische Familie kennen lernen. Das wird doch gewiß dein Wunsch sein."

„O ja, aber ob der Wunsch gegenseitig sein wird, das ist der Haken, Onkel. Na, ich gehe jedenfalls hin. Haben die Leute Kinder?"

„Herr Söderberg ist Witwer und hat zwei erwachsene Töchter."

„Schade. Richtige Kinder wären mir lieber."

„Es sind ja seine richtigen Kinder."

„Onkel, du fängst schon wieder an zu ulken! Es ist Zeit, daß ich gehe! Aber ich freu' mich, daß ich wegkomme! Herrgott im Himmel, ich freu' mich! Das wird ein Leben! Hoch, Tante Linda! Hoch, Onkel Bischoff!"

„Hoch Peter!"

„Entweder komme ich als anerkannter Künstler zurück oder gar nicht."

„Dann bitte lieber als anerkannter Künstler."

Schon am nächsten Morgen war Peter reisefertig, und der Abschiedsschmerz gestaltete sich kurz. Tante Linda tat das kleine Herz zum Zerspringen weh, doch Onkel Bischoff wußte die ganze Situation so unsentimental zu gestalten, daß sie zuguterletzt in Peters und der übrigen Heiterkeit einstimmte. Sie winkte mit ihrem geblümten Taschentuch, bis der Zug im Tunnelloch verschwunden war. Peter aber reiste durch Deutschland wie ein Eroberer. Das Gefühl, bei jeder neuen Telegraphenstange in ein neues, unbekanntes Gebiet zu kommen, überwältigte ihn fast. Es tobte in ihm, er sang seine pfälzischen Lieder mit einer Tenorstimme, die er sehr schön fand, durchs offene Fenster in den Sommer hinaus. Er konnte sich das leisten, denn er blieb bis Thüringen allein im Coupé. Hier erst gesellte sich ein gesprächiger Sachse zu ihm, ein Chemnitzer Fabrikant von Hundekuchen, der ihm zwischen Weimar und Leipzig seine ganze Lebensgeschichte erzählte.

Peter, der alles noch aus erster Hand empfing, nahm diese Mitteilungen, die ihm eigentlich gleichgültig sein konnten, mit unmittelbarem Interesse auf. Der Sachse, der erst dankbar überrascht war, einen solchen Zuhörer zu finden, geriet allmählich in gelinde Verzweiflung, da Peter keinen Einspruch für sich behielt, sondern alles, was ihm nicht sofort klar wurde, bestritt, so wie er es den Schnattersheimer Kameraden gegenüber getan hatte. Er blieb etwas verblüfft sitzen, als Herr Kuhnow (man hatte sich vorgestellt) ihn in Leipzig sichtlich verstimmt verließ. Außerdem wurde ihm jetzt bewußt, daß er durch das unnütze Geschwätz die ganze Strecke zwischen Weimar und Leipzig außer acht gelassen hatte. Er war wütend, aß drei Paar Würstchen hintereinander und lehnte sich, als der Zug den Leipziger Bahnhof verließ, in die Ecke zurück, indem er, die Arme verschränkend, den menschenfeindlichen Entschluß faßte, kein Wort mehr mit einem Reisebegleiter zu wechseln.

In Berlin, das er zwischen zwei Bahnhöfen kennen lernte, verbrachte er nur einen, qualvollen Tag. Hier mißfiel ihm zunächst alles. Er lief

in den lärmenden Straßen umher und wurde ganz kraftlos, weil ihm jedes Haus, jeder Mensch eine neue Erregung kostete. Peter war noch fähig, jede Einzelheit nach ihrer ästhetischen Bedeutung zu empfinden. Der Fund einer edlen Stileinheit, und wenn sie auch nur ein Gebäude umfaßte, beglückte und besänftigte sein Gemüt vollständig — rohe Wirrnis aber und Geschmacklosigkeit konnten ihn in Wut versetzen. In den Berliner Straßen irrte sein Auge ratlos umher. Sein Gesicht bezog sich mit Zornesröte, als ob an jedem Fenster ein ungezogener Junge stände, der ihm eine lange Nase machte. Die Menschen, die Häuser, der Lärm, der Verkehr! Alles erschien ihm so unsagbar gewöhnlich. Was war doch Onkel Bischoff für ein Mephisto! Hier sollte er sehen lernen? Im negativen, ablehnenden Sinne vielleicht — da hatte der Apotheker recht. Aber um sich durch diesen Jahrmarkt nicht verwirren zu lassen, dazu bedurfte es keines großen „Sehen lernens". Immerfort stolperte er, immerfort befand er sich in Lebensgefahr. Hier ein tutendes Automobil — dort ein elektrischer Wagen. Jene Greisin am Krückstock war sicherer als er — mit abgestumpften Nerven humpelte sie an den Benzinfauchern vorbei, als ob es bellende Hündchen wären. Großstadtgeschöpfe! Er, der Kleinstädter, blieb ratlos mitten auf dem Damm stehen und mußte zum Gaudium einiger Schuljungen schließlich von einem Schutzmann über den Potsdamerplatz geführt werden. Wie unfein und ironisch die Menschen ihn anstarrten. Hätte er Zeit gehabt, und wäre er nicht froh gewesen, mit heilen Knochen auf den Bürgersteig zu kommen, so hätte er sich wohl manchen Frechling in der Nähe besehen. Kümmerte es jemand, daß er seinen grünen Strohhut trug und den schokoladefarbenen Überzieher, den Tante Linda ihm vom ersten Schneider in Schnattersheim hatte anfertigen lassen? Gewiß nicht. Er fand übrigens die Kleidung der Berliner durchaus nicht schöner. Die Farben, die er trug, waren etwas ungewöhnlich, aber sie ließen sich doch malerisch vertreten, namentlich in der Schnattersheimer Landschaft. Hier natürlich wirkte alles kalt und roh. Das heißt — kalt! Er wünschte sich etwas Kälte. Die Julisonne tat das ihrige, er war in Schweiß gebadet und zog den Überrock aus, wodurch sich zum Grün und Schokoladebraun noch das Silbergrau seines Anzuges gesellte. „Der is in 'n Farbentopp jefallen! Det is der fremde Herr aus Kottbus!" hörte er zwei Bierkutscher einander zurufen. Er wollte keine Beleidigung darin sehen und schritt, sich aufrichtend, durch das Brandenburger Tor. Hier wurde ihm etwas wohler zumute. „Das ist fein, das ist fein", murmelte er erfreut,

indem er das anmutige Palais der französischen Botschaft betrachtete. Dann zog er sein Skizzenbuch aus der Tasche und zeichnete die Front Die lächelnden Blicke vorübergehender Neugieriger beachtete er nicht. Ihn entzückte das friedericianische Preußentum ringsum. Aber der Umschwung seiner Stimmung hielt nicht lange vor. Mechanisch ließ er sich, während es dunkel wurde, unter den Linden weiterschieben, interesselos und müde. Schließlich gelangte er in die Friedrichstraße und in einen Bierpalast, wo er sich bei einem Maßkrug, der ihn wieder mit manchem versöhnte, seinen traurigen Betrachtungen hingab. Heimweh überfiel ihn. Und er fand doch Heimweh so lächerlich! Nun, Dänemark! Wenn er erst nach Dänemark kam! Ans blaue Meer, zu Sigrid! ... Halt! Der Name sollte ihm ja nicht einfallen! Diesen Schabernack sollte Onkel Bischoff ihm nicht gespielt haben, daß er ihn mit einer Photographie verrückt machte. Noch dazu von einer Dame, die inzwischen 15 Jahre älter geworden war! Aber es leuchtete doch sanft in den rauchigen Dämmer der Berliner Kneipe hinein: Sigrid ... Ein kleiner Hoffnungsstern im grauen Irgendwo des Daseins. Und wohlig erwärmt von seiner gestaltlosen Sehnsucht hockte Peter Kranz vier Stunden lang im Tucherbräu. In diesen vier Stunden trank er sechs Maß Bier aus. Der Kellner machte immer größere, besorgtere Augen. Aber der pfälzer Jüngling wankte nicht auf seinem Stuhl. So zart besaitet er im übrigen war, sein Magen war aus Eisen. Als es acht Uhr geworden, ergriff ihn eine sentimentale Unruhe. Er gedachte Tante Lindas und Onkel Bischoffs, er wollte den beiden einzigen Menschen, die es gut mit ihm meinten, etwas Liebes erweisen. Etwas kaufen mußte er ihnen in Berlin und nach Schnattersheim als Zeichen seiner Treue schicken. Armer Kerl, der er eigentlich war — ließ sich schieben und betreuen von so alten Leuten. Lebte von Versprechungen, hatte noch nichts geleistet — mit zwanzig Jahren! Beinahe ein Schuft! — — Doch nein! Der Ausdruck war zu stark! Ein Künstler war doch was — er wollte ja ein Künstler werden. Vergrößerung des väterlichen Namens — Fortdauer! ... Doch lieber die Zeche bezahlen als große Worte verschwenden. Er erhob sich und ging etwas unsicher auf die regennasse Straße hinaus. Mitleidig sah er einer geputzten Dirne nach, die einen ganz anderen Blick von dem hübschen, jungen Herrn erwartet hatte. Dann fiel ihm ein, daß in einer Stunde sein Zug abging. Nun rasch noch, rasch den Einkauf machen! ... Aber wo? Und was? Es mußte etwas Exquisites sein, etwas, was bleibenden Wert hatte. Ob

seine Reisekasse ihm gestattete, „bleibenden Wert" zu kaufen — daran dachte er nicht.

Er bummelte die Linden entlang und bemerkte erst allmählich, daß die meisten Läden schon geschlossen waren. Halb ärgerte, halb erleichterte ihn das, denn er ging sehr ungern in Geschäfte, und zu Hause hatte er es sich so eingerichtet, nur bei August Schölermann am Markt zu kaufen, der einfach alles hatte. Aber es mußte sein, er durfte sich seine Pietät nicht zu bequem machen. Schließlich blieb er vor einem großen Schaufenster stehen, das japanische Kunstgegenstände enthielt. Er dankte Gott für diese Eingebung — hier mußte er kaufen oder nirgends. Eine unsichtbare Gewalt schob ihn in den Laden hinein, wo die Verkäuferinnen schon damit beschäftigt waren, alles wegzuräumen und Schluß zu machen. Der späte Besuch in Gestalt eines hübschen Jünglings hielt aber ihren Eifer auf. Sie sahen Peter Kranz mit schläfrigem Lächeln in die Augen. Der ergrimmte innerlich ob solcher Unsachlichkeit und fragte ziemlich barsch, was ein Leuchter, der einen hochaufgerichteten, phantastischen Drachen darstellte, kostete. „Hundert Mark, mein Herr," war die zierliche Antwort. Mein Gott — das war teuer. Aber schön war das Ding, und wie würde es in Onkel Bischoffs wunderlichen Kram passen! „Wir haben auch kleinere, mein Herr — zu siebzig Mark", sagte das Fräulein. da es sein ängstliches Zögern bemerkte. Siebzig Mark. Er hatte noch nie etwas für siebzig Mark gekauft. Der kleine Leuchter aber war fast eben so schön, wie der große. „Ich nehme ihn," sagte Peter mit trotziger Stimme. „Den großen oder den kleinen?" „Den kleinen," klang es gleichsam um Entschuldigung bittend. „Schön, mein Herr," flötete die Verkäuferin. Wieder sah sie Peter zärtlich an und wickelte ihm den Drachen ein. Nun noch etwas für Tante Linda — etwas Kleineres, Apartes! Die Schlange? Nein, das war nichts, davor fürchtete sie sich. Aber halt — da lag eine höchst interessante Kleiderbürste. Mit einer außerordentlich feinen Schnitzerei im Rücken. Tante Linda bürstete viel und gern. Das war etwas. „Dreißig Mark, mein Herr. Ja, diese feinen Schnitzereien . . . wir können sie beim besten Willen nicht billiger geben. Der Zoll, mein Herr, der Zoll!" Peter nickte zustimmend, mit dunkelrotem Gesicht — er wollte nur hinauskommen. Als er nach heftigem Stolpern glücklich an der Tür stand, fiel ihm die Hauptsache ein, und er stotterte, indem er die Pakete dem erstaunten Fräulein wieder zurückgab: „Würden Sie wohl die Güte haben — wäre es wohl möglich, daß Sie die Sachen mit der Post schicken?" „Aber gewiß, mein Herr!"

„Besten Dank!" Im Hintergrunde kicherte ein Hilfsmädchen und verließ das Lokal. Peter diktierte die Schnattersheimer Adressen und hatte endlich alles glänzend erledigt. Er lief auf die Straße hinaus. Er warf sich, da es gewiß schon höllisch spät war, in eine Droschke. Nun ging es zum Stettiner Bahnhof. Himmeldonnerwetter! Er mußte ja noch seinen Koffer von der Aufbewahrung holen! . . . Das Bier wirkte nach. Das Bier. Er fühlte sich sehr glücklich. Was würden die daheim für Augen machen! An die nicht vorgesehene Mehrausgabe von hundert Mark dachte er nicht. „Ich möchte in die Wählt hinaus!" sang er, daß die Fensterscheiben der Droschke klirrten. Als er endlich am Schalter stand, um das Billett nach Kopenhagen zu lösen, verflüchtigte sich seine Aufmerksamkeit sofort wieder und wurde, von den nächsten, dringendsten Entschlüssen fort, durch eine Beobachtung absorbiert. Er sah einen alten Herrn im Winkel der Vorhalle stehen, den seine Angehörigen dort sicher gestellt hatten, bis die Gepäckaufgabe besorgt war. Der alte Herr war blind. Er starrte teilnahmlos in das bunte Getriebe des Reiseverkehrs. Ein seltsames Symbol. Die Seinen mit ihren hellen Augen mühten sich eben, ihm die Fahrt in die Ferne, zum weiten Meer vielleicht, zu ermöglichen — und er? . . . Was er für wunderbare Augen hatte. Und die ganze, vorgeneigte Gestalt. Und diese Stimmung überhaupt im stillen Winkel der lärmenden Bahnhofshalle! Es zuckte Peter in den Händen, sein Skizzenbuch aus der Tasche zu ziehen und den Eindruck festzuhalten. „Aber mein Herr, nehmen Sie doch Ihr Billett und halten Sie den Verkehr nicht auf!" mahnte der Kassierer. „Inzwischen jeht der Zug ab!" zischte eine dicke Dame als Wortführerin einer entrüsteten, langen Menschenreihe. Peter bezahlte und riß sich los. Nach der Uhr sah er nicht. Er näherte sich vielmehr diskret, als ob es sich um einen Hellsichtigen handelte, dem Blinden. Eine Weile stand er neben ihm und zeichnete ihn im Geist. Welch' ein melancholisches Symbol . . . Plötzlich nieste der Blinde, und Peter war aus der Stimmung gerissen. Auch näherte sich ihm in diesem Augenblick ein Mann, der neben ihm an der Kasse gestanden. „Se welle doch nach Kopehage, nit wahr, Herr Landsmann? In zwei Minute fährt der Zug!"

Wie von einem Skorpion gestochen, fuhr Peter auf. Erst wollte er noch widersprechen, daß d r e i Minuten Zeit wären. Dann aber ließ er es, dankte dem Landsmann, auf dessen Namen er sich vergebens besann, und stürzte zum Bahnsteig. Er konnte eben noch hineingeschoben werden. Dann pfiff es schon und dampfte los.

Peter war im Coupé allein. Er besann sich, pustete, lachte und stöhnte vor sich hin. Er war ganz erschöpft. Als der Schaffner kam und sein Billett prüfte, fiel ihm erst ein, daß er vergessen hatte seinen Koffer abzuholen. Er dachte zunächst daran, wie an das Versehen eines unpraktischen Bekannten. Erst allmählich wurde ihm klar, wie nahe ihn selbst die Sache anging. Nun, er konnte ja den Koffer nach Kopenhagen kommen lassen. Das wäre was für Tante Linda, die Ängstliche. Und Onkel Bischoff — der würde sich scheckig lachen! Von der Erkenntnis seiner horrenden Unachtsamkeit aber doch beunruhigt, tastete Peter plötzlich an den Taschen seines Anzuges entlang. Eine feurige Tafel „Vor Taschendieben wird gewarnt!" schwebte seinen Provinzleraugen entgegen. Doch nein! . . . Das Portemonnaie war noch da, Gott sei Dank, und das Skizzenbuch, das Peter als seinen höchsten Wertgegenstand ansah. Erst wollte er das Buch herausziehen, entschloß sich dann aber doch lieber, den Inhalt des Portemonnaies zu prüfen. Er kam sich jetzt zum ersten Male so kindisch verlassen vor. Teufel, Teufel — nur noch dreißig Mark . . . Ja, ja, die Geschenke! Die waren ein Strich durch die Rechnung. Hm . . . Er hatte Tante Linda versprochen, frühestens in vierzehn Tagen um Geld zu schreiben. Was er jetzt noch hatte, reichte kaum für acht. Tante Linda hatte sogar etwas von einem Monat gemurmelt, und in diesen Sachen verstand sie nicht den mindesten Spaß. Das Geschenk konnte, da es von ihrem Gelde gekauft war, ihre Entrüstung auch nicht beschwichtigen. Onkel Bischoff anzupumpen, war eine heikle Sache. Der gab nur von selber was. Nun, die Sache würde schon „wie" werden. Die schöne Hoffnung seiner ersten Wanderzeit ließ Peter sich durch den Mammon jedenfalls nicht verekeln. Er streckte sich auf der Bank aus, er lächelte und schlief bald ein. Aber sein Schlaf war unruhig. Er schnarchte schmerzlich, er glaubte Onkel Bischoffs Porzellanschrank durch eine ungeschickte Bewegung zertrümmert zu haben, er war von tödlicher Angst erfüllt, daß der Apotheker nach Hause kommen und die Bescherung sehen könnte. Stöhnend und gleichsam Schutz suchend, hielt er Sigrids Bild in beiden Händen, er preßte es fiebernd an sein Herz. Dann stieß der Wagen heftig, und Peter erwachte. Man war in Warnemünde. Er steckte den glühenden Kopf zum Fenster hinaus und empfand zum ersten Male den frischen Salzhauch der Seeluft. Während der Zug auf der Fähre stand und nach Gedser, an Dänemarks Küste, geschleppt wurde, wollte er keinesfalls in dem dumpfigen Kasten bleiben. Das hatte er sich schon in Schnattersheim vorgenommen.

Er kletterte, völlig ermuntert, aus dem Coupé heraus und stand nun im Märchenschimmer der Mondnacht. Glitzernde Wasserweite lag ringsum, und über ihm wölbte sich des ausgestirnten Himmels dunkler Frieden.

Leben! Leben! Nicht malen. Das war die eine jubelnde Empfindung, die jetzt sein einsames Gemüt beherrschte. Was galt es denn eigentlich, etwas werden? Sein, da sein auf dieser Gotteswelt, das war die Hauptsache. Den Becher des Lebens in die Silberflut solcher Nacht zu tauchen und ihn auszutrinken unter dem freien Firmament! Er schritt an schlafenden Schiffsleuten vorüber zum Bug der Fähre. Leise lachend bemerkte er, daß die Männer über einer kreisenden Schnapsflasche eingenickt waren. Diese Realisten berauschten sich nicht am salzigen Meerwasser, wie er es wollte. An das Tucherbräu dachte er jetzt nicht mehr. Er stand in dem scharfen Vorsprung, der die Flut zerteilte, allein. Seine träumenden Augen suchten die dänische Küste. Aber in der Dunkelheit vermochte er nur weit drüben eine schattenhafte, schwankende Linie zu erkennen, die auch die fernste Front der rollenden Wogen sein konnte. In seiner Unerfahrenheit beugte Peter sich über Bord und starrte lange in das schaukelnde Spiel des Wassers. Plötzlich gesellte sich zu seiner schweren Träumerei ein eigentümliches Unbehagen. Die See ging hoch, der schwere Bahnzug auf der Fähre schwankte wie eine dicke Dame im Ruderboot. Peter aber, der noch dazu am exponiertesten Punkt stand, merkte es zu spät und fühlte sich recht krank. Angstschweiß bedeckte seinen Körper, und ehe er protestieren konnte, hatte sein schwächeres Ich die Silberflut der See ganz anders berührt, als er geträumt hatte. Beschämt und das Tucherbräu mit seinem wohligen Gift verwünschend, schlich Peter in das Coupé zurück und schnarchte dort bis zum hellen Morgen. Der Schaffner rüttelte ihn auf. Er befand sich — wo? . . . In Kopenhagen! Ja, im Bahnhof von Kopenhagen! Er war der letzte, der sich durch das fremdartige Gewühl, einem höflichen, aber unverständlichen Hotelportier nach, hinaus drängen mußte.

„Wo ist das Gepäck des Herrn?"

„Mein Koffer kommt nach," stotterte Peter verlegen.

Er sah zerstreut zur Seite, da eben eine Dame vorüberschritt, die ihn lebhaft an Sigrids Bild erinnerte. Dann bekam er einen heftigen Stoß von einem vorüberlaufenden Gepäckträger und wandte sich mit einem sinnlosen „Verzeihung!" wieder dem Portier zu. Der aber war nicht mehr zu sehen. Hatte er sich davongemacht? Peter schwoll die Zornader auf der Stirn. Mißtraute man ihm, weil er kein Gepäck hatte?

Das schien ja ein schönes Hotel zu sein, das Onkel Bischoff ihm empfohlen! Nun, eigentlich war er ganz froh. Bei der Ankunft in einer fremden, großen Stadt, von tausend Eindrücken bestürmt, war es ihm ein Greuel, die Hotelformalitäten zu erledigen, sich von trinkgeldsüchtigen Frackträgern bekomplimentieren und schließlich in ein Zimmer sperren zu lassen, das er nie gewählt hätte. So aber war er ein freier Mann, konnte „singen" und tun, was er wollte. Ganz so, wie er es sich immer gewünscht hatte. Unbekannt — losgelöst von jeder Rücksicht. Er summte vergnügt vor sich hin. Es dämmerte ihm wohl, daß es jetzt richtiger wäre, zunächst den Koffer nachkommen zu lassen, denn sein Besitz in Dänemarks Hauptstadt bestand aus dem, was er am Körper trug, aber er verschob es, er lachte über die philiströse Pedanterie — es hatte bis zum Abend Zeit, wo er ja doch ein Gasthaus aufsuchen mußte. Mit Ingrimm nahm er sich schon vor, in ein recht obskures zu gehen, in eine Art Asyl für Obdachlose, wo man mehr auf ein ehrliches Gesicht als auf elegante Koffer sah. Er hatte ja Geld bei sich — dreißig Mark — geschehen konnte ihm nichts. Er wollte den Plunder übrigens sofort einwechseln. In dänischer Währung nahm sich sein Kapital nun freilich weniger majestätisch aus. Aber dafür gefiel ihm die Zeichnung der Kassenscheine — das versöhnte ihn wieder.

Schluß in der Juni-Nummer.

Joseph Aug. Lux:
Die moderne Architektur in Deutschland.

Schluß.

Die Gartenstadtfragen, die zahlreichen neuen Städtebaufragen, die bekannten Fehler und Sünden während des Architekturniederganges in der zweiten Hälfte des XIX. Jahrhunderts haben den Gesichtskreis erweitert und vertieft und erkennen lassen, daß die stürmische Bewegung der letzten zehn Jahre nur den Vorgang auf einer kleinen Vorbühne bildete, während dahinter die großen Umrisse gewaltiger Architekturprobleme und ihrer machtvollen Persönlichkeiten stehen. Diesen Erscheinungen gegenüber versagt der kleinliche Maßstab vollends, der die Entwicklung nach fünf oder zehn Jahren bemißt. Hier erscheinen Baukünstler, die zum Teil der älteren Generation angehören, und die in einigen Einzelheiten an der Überlieferung einer bestimmten Schule festhalten. Mit Recht sogar, die aber auch das gewaltige Können der alten Schule haben und als schöpferische Naturen Schritt mit der Zeit halten. Das sind keine Stilarchitekten, wenn sie auch aus der älteren Schule hervorgegangen sind. Ueberhaupt ist vor dem leichtfertigen Gebrauch solcher Schlagworte sehr zu warnen. Diese Schlagworte haben die fälschliche Meinung verbreitet, als ob es nur Maler-Architekten und der verächtliche Gegensatz, die Stil-Architekten gebe. Es ist endlich Zeit, zu erklären, daß diese Art von Unterscheidung irreführend und der baukünstlerischen Auffassung zuwider ist. In der Architektur kommt es auf ganz andere Dinge an, als auf diese äußerliche und meistens ziemlich willkürlich behandelte Unterscheidung. Die Erscheinungen, von denen hier die Rede ist, stehen ganz außer dem Bereich dieser Doktrinen. In dem kleinen Gesichtswinkel der kunstgewerblichen Interessen und der Kleinarchitektur ragt Messels mächtiger Wertheimbau hinein, der auf einer anderen Grundlage gewachsen ist und Bewunderung erzwingt, trotzdem sein Ausgangspunkt die historische Architektur ist. Und doch ist er absolut modern, wenn sich auch die Gotik zum Vergleich aufdrängt. Es ist ein Beweis, daß es darauf gar nicht ankommt. Die grandiose Pfeilerstellung, die enggereiht den häßlichen Fehler der übertriebenen Fensterhöhlungen vermeidet und

ungeteilt bis unter das barockartig gebrochene Dach reicht, gibt dem Warenhaus, das mit seiner horizontal bedehnten Front diesen Vertikalismus benötigt, wunderschöne Kontrastverhältnisse, gefühlte Proportionen, die hier eine schlicht vornehme Würde ausdrücken und auf die es nebst einem ausgezeichneten, organisch gestalteten Grundriß in der Architektur hauptsächlich ankommt. Das ist der entscheidende Architekturstil, der Stil, ein im Wechsel der Erscheinungsformen beharrendes Gesetz, wogegen die äußerlichen Schmuckformen kein entscheidendes Kriterium bilden, ganz abgesehen davon, daß Messel auch darin eine außerordentliche Feinheit und Freiheit betätigt. Messels Bau ist für die Berliner Bauentwicklung von vorbildlicher Bedeutung. Berlin ist im Begriff, ein künstlerisches Architekturkleid anzuziehen. Außerordentlich tüchtige Baukünstler sind am Werk, Ernst Hoffmann, der alle Vorzüge der großen Bautradition hat; Albert Geßner, der namentlich dem Miethausbau die proportionierte Form gibt; Bruno Schmitz, der Erbauer des künftigen Völkerschlachtdenkmals bei Leipzig, des Mannheimer Rosengartens (wo kürzlich auch Hermann Billing eine wuchtige Architektur in der Nachbarschaft des Rosengartens hinstellte), und von anderen Arbeiten abgesehen, des äußerlich schlicht betonten „Rheingold"-Baues, der nur innerlich an einer Ideenhypertrophie leidet und bunt ist, wie eine Architekturskizzensammlung; Hermann Muthesius, der mit viel Glück den Landhausbau pflegt und dem heimischen Hausbaucharakter die kultivierte, puritanische Enthaltsamkeit des englischen Landhausbaues assimiliert, d. h. sie organisch auf seine deutsche Art verarbeitet, wie es etwa der überlegene Wiener Architekt Joseph Hoffmann tut, der sich mit dem Feinsten der Kultur in Übereinstimmung setzte, mit dem Schaffen der englischen Künstler um Morris und der schottischen Gruppe Mackintosh so gut, wie mit der japanischen Kunst, oder der wundervollen farben- und ornamentfrohen ethnographischen Kunst der slavischen Völkerschaften Österreichs, und wie kein anderer Architekt alle Gestaltungsformen der modernen Lebenskultur vom Hausbau herunter bis zur letzten Streichholzbüchse seinem auf organische Einheit gerichteten Architekturwillen unterwirft, wie die bekannten, formal und qualitativ gleich hervorragenden Erzeugnisse der Wiener Werkstätte beweisen. Berlin will nicht nur durch die Bauten seiner hervorragenden Architekten, unter denen Messel, (der, wie bekannt, die Museumsbauten neu gestalten wird), durch die Betonung schlichter Größe bestimmend hervortritt, sondern auch durch das ungeheure Projekt eines neuen Ge-



Prof. Martin Duelfer:
Das Dortmunder Theater.
(Zum Artikel von J. A. Lux.)

Mit gütiger Erlaubnis des Verlages „Hohe Warte", Leipzig.

neralregulierungsplanes das Bild einer künstlerischen Städtebaugesinnung bieten, wie es in dieser großzügig gefaßten Art seit der von dem fürstlichen Ruhmessinn zeugenden Baukunst des absolutistischen XVIII. Jahrhunderts und seit Schinkel nicht mehr der Fall war. Berlin hat viel Versäumtes nachzuholen und zu verbessern. Es braucht drei Generationen, um das Versäumnis der vorangegangenen Generation wieder gut zu machen. Ohne Zweifel ist die in seiner Art vorzügliche Stadtanlage Wiens zum Beispiel genommen, wo seit der Niederlegung der inneren Wälle und Gräben die gegebene Situation zur Bildung einer Ringlinie mit Radialstraßen, die nach allen Richtungen ausstrahlen, geschickt benutzt worden ist und später durch die Schaffung eines äußeren Vororte-Gürtels an Stelle der Linienwälle konzentrisch ein zweites Ringgebilde und schließlich durch das Projekt des Wald- und Wiesengürtels mit einer Höhenstraße eine dritte, in der Landschaft liegende Ringanlage vorgesehen wurde. Dieser großzügig durchdachte Plan hat auch andere Städte aufgemuntert, namentlich Berlin. Im übrigen aber macht sich auch in Wien durch das Überhandnehmen der Bauspekulation in den letzten fünfzig Jahren und leider heute noch eine sehr kleinliche Baugesinnung geltend, die namentlich dem Projekt des Oberbaurat Otto Wagner, die künstlerische Gestaltung des Karlsplatzes und den dort in der Umgebung der Karlskirche gedachten Neubau des städtischen Museums betreffend, sehr übel mitspielt. Trotzdem das Inkrustationsprinzip Otto Wagners im Norden, der dem unbekleideten Steinbau huldigt, wenig Anklang findet, wird ein künstlerisch berufenes Urteil, woher es immer kommen mag, rückhaltlos zugeben müssen, daß Wagner als der geborene Monumentalarchitekt seine Aufgabe mit unübertrefflichem künstlerischen Scharfsinn anfaßt und in bezug auf die Bedürfnisse des modernen Lebens, auf die Gebrauchsfähigkeit und Zweckmäßigkeit und schließlich auf die grandiose Wirkung eine unvergleichliche Finesse besitzt. Sein neuer Postsparkassenbau ist ein ingeniös durchdachter Geld- und Verkehrsapparat, seine Kirche für die nieder-österreichische Heil- und Pflegeanstalt ist der mit allen modernen Mitteln, einschließlich der Moserschen Glasfenster glücklich durchgeführte Versuch eines konstruktiv und praktisch auf der Höhe der Zeit stehenden Kirchenbaues, der äußerlich durch die ganz prachtvoll gelungene, mit vergoldeten Kupferschuppen bedeckte Eisenkuppel gekennzeichnet ist, wenngleich die Detailverzierungen an der Außenseite weniger glücklich sind. Diese Bauwerke, wie die Stadtbahnanlage und das Nadelwehr in

Nußdorf sind als neue künstlerische Bauregungen für Wien charakteristisch. Selbst wenn man noch ein paar moderne Zinshäuser, etwa von Wagner, Plecnik, Fabiani, Derley u. a., sowie Ohmanns Wientalabschluß in Betracht zieht, muß festgestellt werden, daß die öffentliche Baugesinnung dieser Stadt weit hinter der künstlerischen Entschiedenheit anderer Städte, wie München und Dresden, zurückbleibt. Einmütig sind in München die Künstler und die Behörde bedacht, der Stadtentwicklung eine künstlerische Charakteristik zu geben, die sorgfältig in bezug auf die lokale Tradition und auf die schöpferische Selbständigkeit bedacht ist. Der süddeutsche Putzbarockbau hat dort eine volkstümliche Architekturgrundlage geschaffen, aus der ein rühmliches Architektengeschlecht seine durchaus selbständige Eigenart entwickelte. In diesem Zusammenhang sind besonders die Brüder von Seidl hervorzuheben, Emanuel und Gabriel, durchaus selbständige und schöpferische Weiterbildner auf der gegebenen heimatlichen Grundlage. Sie stehen mit der großen Tradition in einer Richtungslinie, obschon sie durchaus mit den Forderungen der Zeit im Einklang sind. Das neue Nationalmuseum von Gabriel von Seidl mit seiner bewegten Silhouette, ein wohlproportionierter und wohlabgestufter und zugleich stark zusammengefaßter Gebäudekomplex, ist seiner Anlage nach als organischer Museumsbau vorbildlich. In geistiger Beziehung verwandt mit diesem ist der Darmstädter Museumsbau von Messel. Was München betrifft, ist ferner hervorzuheben, daß der Geist Graessels, Hochederes, Fischers u. v. A. hütend und fördernd auf die künstlerische Bauentwicklung wirkt und Hervorragendes geschaffen hat, davon, um nur einiges zu nennen, die ausgezeichneten Schulbauten, einige Brücken erwähnt werden sollen, von den großen Projekten, die Friedhofsanlage, ferner die Bauprobleme auf der Kohleninsel ganz zu schweigen. Die Privatarchitektur ist von einer ganz ähnlichen Gesinnung getragen und eine zahlreiche jüngere Architektenschaft, die insbesondere die volkstümlichen Baugedanken der Heimat betont, geht auf einem Weg, der nur Erfreuliches verspricht. Wie auf der Charlottenburger technischen Hochschule ist auch in München der Städtebau als eine Kunstangelegenheit ersten Ranges erkannt und die Einrichtung einer Lehrkanzel an der Hochschule vorgesehen worden, die vorwiegend den ästhetischen Gedanken der Städtebaukunst pflegen wird. Man kann sagen, daß München diejenige Stadt ist, wo schwere Bauverfehlungen prinzipiell ausgeschlossen sind. Soll das nur in München der Fall sein können? In keiner anderen Stadt ist das Künstlertum mit dem öffentlichen Leben, mit dem Volk,

der Gesellschaft und den Behörden so verwachsen, wie in München. Der Segen, der für die Stadt daraus entspringt, ist nach der wirtschaftlichen, wie nach der ästhetischen Seite hin unberechenbar, namentlich, wenn man das höchste menschliche Gut, das sich daraus ergibt, in Betracht zieht: die Lebensfreude. Man wird begreifen, daß man von dieser Stadt nur in dem Ton der Verliebtheit reden kann. Auch Stuttgart will sich vollenden. Dort wirkt seit einigen Jahren Theodor Fischer zum außerordentlichen Segen der Stadt. Fischer ist derjenige, der unter den Architekten unserer Zeit vielleicht den tiefsten Blick in den Baugeist der deutschen Städteüberlieferung getan hat. Seine Brücken, Schulanlagen, Kirchen, Straßen haben die schlichte Größe der alten Städtebaumeister, die durch nichts Äußerliches wirkten. Diese einfache monumentale Wirkung ist gemildert und von leichter Faßlichkeit durch menschlich dimensionierte Proportionen, die einen begreiflichen Maßstab geben und die angenehme Rhythmik der Baugliederung unmittelbar mitteilen. Es kommt wohl auch daher, weil an dem Schaffen dieses Künstlers nichts kalt Geklügeltes ist, sondern die Innigkeit des Empfindens und Anschauens, die er in Raumverhältnisse, in Architektur auszudrücken vermag und die ihn zu dem deutschesten der deutschen Architekten macht. Nächst München tritt Dresden durch die Entschlossenheit der künstlerischen Initiative hervor. Dresden war ja auch mit „die Kämpferin der ersten Stunde“. Sie hat nach außen hin diese auszeichnende Haltung durch ihre eindrucksvollen Ausstellungsunternehmungen dauernd behalten. Hier hat sich unter der Hand eines organisatorisch begabten Künstlers, wie des von München hierher berufenen Hans Erlwein, auch im öffentlichen Bauwesen der Stadt eine anerkennenswerte Entwicklung vollzogen. Eine außerordentlich disziplinierte künstlerische Gruppe hat sich hier konzentriert, die auf eine gute Zucht der städtischen Bauentwicklung bedacht ist. Wenn es auch leider zur Regel gehört, daß der künstlerische Privatarchitekt am wenigsten für die eigene Stadt zu tun hat, so ist der geistige Einfluß, der von ihm ausgeht, wieder nicht zu verkennen. Hier wirken Martin Duelfer, der einige Jahre vorher in München eine hervorragende künstlerische Tätigkeit entwickelt hatte und durch seine Theaterbauten in Dortmund und Lübeck, Geschäftshäuser, Hotels, um nur die wichtigsten seiner auf edel einfache, an das Empire anklingende, aber konstruktiv bedingte Gliederung gerichteten Bauwerke zu nennen, einen ausgezeichneten Ruf erworben hat; Fritz Schumacher, William Lossow, der Erbauer der rhythmisch bewältigten Baugruppe

der Kunstgewerbeschule und in Verbindung mit Max Hans Kühne präsumptiver Schöpfer des künftigen Leipziger Hauptbahnhofes; Schilling und Gräbner, Erbauer der Erlöserkirche; Wilhelm Kreis, der Retter der Augustusbrücke, Retter insofern, als befürchtet werden mußte, daß der Neubau der unersetzlichen alten Augustusbrücke rein ingeniös technisch vollzogen würde, nun aber glücklicherweise unter die baukünstlerische Leitung dieses ausgezeichneten Architekten gestellt wurde; ferner Oswin Hempel, Ernst Kühn, Kornelius Gurlitt u. a. Der Neubau des Landgerichtes von Landesbauinspektor Kramer lieferte auch hier den übrigens sehr seltenen Beweis, daß eine künstlerisch empfindende zähe Natur auch in der Abhängigkeit der Staatsanstellung ein künstlerisches Projekt durchführen kann, wofern die Baubehörde mit künstlerischen Initiativen durchsetzt ist, was zweifellos in Dresden so gut wie in München der Fall ist.

Die moderne Baugeschichte hätte sicherlich noch sehr viel mehr Namen und Werke zu verzeichnen. Eine Vollständigkeit nach dieser Seite gehört nicht in den Rahmen dieser Schrift, für deren Zweck der Hinweis auf einige der bedeutendsten Architekturschöpfungen, die von dem Geiste der Zeit erfüllt sind, genügt. Im Zusammenhang mit der Architektur ist nicht der Plastiker zu vergessen, der in Verbindung mit den architektonischen Absichten eine verläßliche raumkünstlerische Bestimmung empfängt. Außer Hildebrand, der im Schatten der großen Renaissanceüberlieferung schafft und von ihrem Geist und von ihrer edlen Handwerklichkeit erfüllt ist, und dem genialen Problematiker Max Klinger, der von einem faustischen Sucherdrang beseelt apollinische Klarheit und itanische Lebenselemente zu verschmelzen und diese Verbindung von modernem Empfinden und klassischer Haltung in der plastischen Schönheit und Ruhe des Steins zu verewigen sucht; außer diesen also haben sich einige jüngere Plastiker zur Bedeutung durchgerungen, von denen der kürzlich nach Dresden berufene Wrba, der auf monumentale Architekturwirkung gesinnte Metzner, der früher in Darmstadt tätig gewesene L. Habich, der in Dresden wirkende Münchner Karl Groß, dann Lederer, der bekannte Schöpfer des Bismarck-Denkmals in Hamburg, ferner Ignatius Taschner, der zu früh verstorbene Hudler in Dresden, erwähnt werden können, ohne die Reihe der Tüchtigen zu erschöpfen. In diesem Zusammenhange scheint die Feststellung, daß sich im Laufe der modernen Bewegung in der angewandten Kunst die anfangs auseinanderlaufenden Strömungen immer entschlossener in dem Architekturgedanken geeinigt haben, was der natürliche Lauf der

Dinge ist. Als Endergebnis greift die richtige Auffassung Platz, daß alle kunstgewerblichen Disziplinen und schließlich auch die Malerei und die Plastik in dem Architekturgedanken ihren natürlichen Schwerpunkt finden müssen, und in dem weitesten Begriff als Architektur zu verstehen sind. Ja selbst die Werke der Technik müssen sich diesem Begriff einordnen, sobald sie wieder beginnen, die Merkmale der menschlich bedingten Schönheit, unbeschadet der Sachlichkeit, zu äußern. Die Architektur auf ihren führenden Platz zu setzen und die edelsten Kräfte in ihren Dienst zu stellen, war die geheime, erst nach und nach erkannte und fast unwillkürliche Tendenz dieser Bewegung. Die Architektur mußte ihren bestimmenden Platz im Leben haben, wenn die mit neuer Künstlerkraft aus der lebendigen Arbeit des Volkes hervorwachsenden kunstgewerblichen Betriebe Bestand und Festigung finden sollen. Dann aber fordert das Leben selbst mit zwingender Macht die Betätigung des Schönen im Bauen und Bilden, weil schließlich die Erfahrung gemacht werden mußte, daß die Gesundheit, die praktische und hygienische Vollkommenheit im Leben der Städte und deren Anlagen, sowie im Umkreise des Hauses, vom Stadthaus bis zum kleinsten Arbeiterhaus herunter, wurzeleins ist mit der ästhetischen Erfüllung und nicht besteht, wenn nicht der alles umfassende lebendige künstlerische Sinn tätig ist. Die weitere Entwicklung, die so dringend die Forderung des schönen Bauens aufstellen muß, wenn die Kultur fortschreiten soll, wirft zugleich eine Menge sozialer und wirtschaftlicher Kunstfragen auf, die gerade im Baufach entschieden werden müssen. Die Frage ist nun, wie der Staat und die Stadt als Bauherren diese künstlerischen Kräfte und ihren Nachwuchs benützen werden; Staat und Stadt als Faktoren, die eine Menge Bauaufgaben in Händen haben und durch den von ihnen gepflegten Bureaukratismus in künstlerischer Beziehung ein trauriges Fiasko machten; was die Städte durch den Verlust an Schönheit und infolgedessen an materiellen und immateriellen Gütern eingebüßt haben, ist unberechenbar und erfordert gebieterisch die Heranziehung des freien schöpferischen Baukünstlers gerade zu den wichtigsten Bauaufgaben, die der Staat und die Städte zu erteilen haben. Wie aber ist die Stellung des Baukünstlers zu den großen Spekulationsunternehmungen, zu der ganzen privaten Bautätigkeit, die jene des Staates um Ungeheures übersteigt und der traurigen, jüngst vergangenen Architekturperiode den Stempel der vollständigen Ideenlosigkeit und der nach jeder Richtung hin unzulänglichen Schablonenhaftigkeit aufgeprägt hat? Hier ist vor allem der Hebel ein-

zusetzen; die Brandmarkung des Minderwertigen einerseits, die Forderung der Erkenntnis des baulich Schönen andererseits sind derzeit die wichtigsten geistigen Mittel, um die innere Verfassung der Allgemeinheit zu ändern. Das Verständnis für Architektur im allumfassenden Sinn ist eine Angelegenheit der neuen allgemeinen Bildung. Wer nicht imstande ist, das sachlich Schöne und das künstlerisch Eigenartige aller Künste im Umkreise der Architektur zu würdigen, ist nicht gebildet. Keinesfalls kann die Aufgabe der Allgemeinheit dahin gehen, dem Künstler Vorschriften zu machen oder sich seinen Intensionen, die nicht immer sofort von der vom Gewohnheitsurteil abhängigen Menge verstanden werden können, entgegenzusetzen, wie es leider in dem traurig denkwürdigen Fall in Wien, Otto Wagners Karlsplatz- und Museumsprojekt gegenüber, geschieht. Die Autorität des Künstlers steht über der Menge. Die Menge besitzt keine Autorität, sie besitzt höchstens blinde Gewalttätigkeit. Hier muß die Literatur und die vornehm gesinnte Presse helfen, die den geistigen Entwicklungsgang bestimmt und in bezug auf die Kunst die Aufgabe hat, die Religion des Schönen zu verbreiten. Nicht was der Menge sogleich gefällt, besteht auf die Dauer; auf die Dauer besteht nur die schöpferische Kraft des Persönlichen. Nur die Persönlichkeit ist schöpferisch, im Schaffen, wie im Genießen.

Otto Helmut Hopfen:
Die Vase des Vergessens.

Schluß.

57. Emailleglänzend, weiß wie Marbelstein
Ließ ich zwei Tafeln aus der Vase schwellen;
Zwei Briefe grub ich groß und golden ein,
Wie wir auf Gräbern tun mit Bibelstellen. —
Und wie wir Grabesversen Andacht weihn,
Als könnten sie das Rätsel uns erhellen,
Daß heute nicht mehr ist, was gestern noch gewesen,
So muß ich immer wieder diese Briefe lesen.

Die erste Tafel.

Aus den kühlen Höhen des Engadin.

Geliebter, komm! Ach, könntest du sehn,
Wie sehr man mich feiert im Bade.
Verweil' ich am Ufer der düsteren Seen,
Erklimm' ich zackige Grade, —
Stets werd' ich staunenden Blickes erkannt
Als Braut von dir, der den Phöbus erfand.

———

Welch Glück. Welche Wonne. Dein Ruhm ist mein.
Erschein' ich in festlichem Kreise,
Eilt jeder und bittet mein Tänzer zu sein
Und sagt mir auf zierliche Weise:
Die Schönste von allen aus nah und fern
Sei bräutlich verbunden berühmtestem Herrn.

———

Du großer Künstler, Bräutigam traut,
Dir dank' ich jegliche Stunde;
Und gilt dir nichts, vergönne der Braut
Dein Lob aus aller Munde.

———

Mag raunen ein Neider von diesem und dem,
Mag immer zur Mutter schleichen; —
Ich kenn' deiner Seele Demantdiadem,
Mir kann ihr Glanz nicht erbleichen.

———

Doch gestern schlich sich auch zu mir,
— Wir tanzten just und lachten —
Dein Freund, dem du dereinst die Tür
Gewiesen voll Verachten.

———

Entrüstet hab' ich mich abgewandt.
Ich fühlte sein Auge stechen;
Schnell bot ich einem Bekannten die Hand;
Da hört' ich hinter mir sprechen:

———

Du hast den Künstler der Kunst entführt,
Gib frei; mußt sonst verderben.
Ich kenne dich: Von ihm berührt
Wirst du verwelken und sterben.

———

Ich tanzte fort, ich kam zurück,
Ihn streiften meine Kleider;
Ha, rief ich, garstig Bubenstück
Durchschaut man wie den Neider.

———

Er starrt' mich an wie mein Geschick.
Ich floh in lust'ge Runde.
Umsonst; — es traf mich ins Genick
Der Hauch aus seinem Munde:

———

Grab ein ins Hirn; hast ihn entführt;
Gib frei, mußt sonst verderben.
Fühlst du es nicht?: Von ihm berührt,
Mußt welken du, mußt sterben.

———

Jäh hielt ich an und sah mich um; —
Er war nicht mehr im Reigen.
Doch horch, sein Wort ward nimmer stumm,
Mir fiebelten es die Geigen:

———

Grab ein ins Hirn; hast ihn entführt;
Gib frei; mußt sonst verderben.
Fühlst du es nicht?: Von ihm berührt
Mußt welken du, mußt sterben.

———

O Qual, nun wühlt in Ohr und Hirn
Das Gift; ich darf's nicht hören.
Ist's Wahrheit? — Weh; — mich will's verwirrn,
Es will das Glück zerstören.

———

Was steht mir schrecklich wohl bevor?
Warum so jung schon sterben? —
Die Mutter flüstert mir ins Ohr:
Reich Bräutlein läßt sich erben.

———

Nimm alles, alles nimm, was mein,
Die Lebende will schenken,
Will dich, will sich von Gedanken befrein,
Unwürdig je zu denken.

———

Und hab' ich dich Liebsten zum Gatten gewollt,
Des mag die Kunst sich freuen,
Denn frei sollst du das rote Gold
Für sie — o nimm's — verstreuen.

———

Nun bist du reich; nun bau dir aus,
So kühn es die Pläne bedürfen,
Zur herrlichsten Werkstatt der Väter Haus,
Nun bilde nach größten Entwürfen.
Unnahbar steht dein Künstlertum,
O sichre vor Neid so Glück als Ruhm.

———

Doch scheust du zu nehmen, was gern ich gab,
Gebrauch' es den Spuk mir zu heben,
Und denke, du lösest den Auftrag ab,
Den ein Mäcen dir gegeben.
Dann schützt uns die Kunst gleich Rosengerank
Durch Wunderwerke. — Das sei dein Dank.

———

Die zweite Tafel.

Aus der Höhe und Sonne überm Emotal.

Goldgeflügelte Göttin,
Schütte dein Füllhorn aus!
Prangen sollst du von Erze
Hoch auf meinem Haus.

———

Will dich mit Silberfittich
Malen am düsteren See,
Harrend ein gütiger Engel,
Schutz, was auch gescheh'.

——

Bist mir mit buntem Fittich,
Mädchen, auf Firnengrat
Schön wie Sonnenstrahlen
Tanzend auf schwindligem Pfad.

——

Seele, dich tragen weiße
Schwingen ins Morgenrot;
Unter dir kreisen im Abgrund
Wolken, Laster, Not.

———

Doch ungeflügelt, Geliebte,
Betrittst du blond und hell
Die blumenreichste Wiese,
Du gehst zum Lebensquell.

——

Schon nahst du heiligen Wassern,
Bückst nieder dich zur Flut,
Wirst bald die Schale füllen,
Die dir in Händen ruht.

——

Wirst raffen mit zitternden Fingern
Dein Kleid, marienblau,
Die Wasser werden umkosen
Dich, meine junge Frau.

——

Ich weiß in meinem Busen,
Ich weiß im Waldrevier
Solch heimlich tiefe Quelle,
Die faß' ich kunstreich dir.

——

Zehn Säulen will ich türmen
Aus Lapislazuli,
Kristallene Tempeldecke
Leg' rund ich über sie.

——

Die Säulen stehn im Wasser,
Und um sie, weit gespannt,
Sei reich aus Fruchtgirlanden
Ein niedrer Beckenrand.

——

Und wo der Quell im Becken
Entperlt dem hohen Berg,
Soll weiß sich widerspiegeln
Ein Marmorwunderwerk.

——

Es sei Symbol Toskanas,
„Die große Fruchtbarkeit,"
Und trage Deine Züge
Zu weiter Folgezeit.

——

Aus heiligen Brüsten ströme
Des Wassers reines Naß
Vom Berg, zu Tal, zur Ebene —
Mein Werk — ohn' Unterlaß.

——

Viel Blumen, viele Tiere
Siehe darum geschart,
Und dankerfüllte Menschen
Segenreich gepaart.

——

Geringe Nische laß' ich
Im vordern Sockelrand
Für unsere Aschenurne,
Wenn wir dereinst verbrannt.

——

Ein Stückchen rosa Marmor
Halt' ich dafür bereit,
Auf Japans heiligem Berge
Fand ich's in Jugendzeit.

——

Solch Grabmal schafft nur Liebe,
Nicht Mäzenatengunst.
Doch vorher heißt es — leben.
Heißt: Glück im Dienst der Kunst.

———

58. Wenn nachts der Sturm erschüttert das Gelände,
Erdröhnen oft in schauerlicher Klage,
O Vase des Vergessens, deine Wände
Wie Glockensummen aus Vinetas Sage.
Dann horch' ich angstvoll; ist mir doch, als schlage
Des fernen Japans rosa Marmorspende
Noch einmal in dir auf und berste dann, — zersprungen . .
So tönen im Vergessen nach: — Erinnerungen.

59. Erinnerung, geheimes inneres Zittern,
Gesang der Nerven, jedem Willen Hohn,
Du lässest den, der einmal in Gewittern
Vom Blitz gestreift ward, von des Donners Ton
Noch jahrelang so jämmerlich erschüttern,
Daß er sich winselnd fortschleicht, selbst vom Thron;
Ihn labt, erlöst es seine Qual hinaus zu schrein. — — —
Mein Schrei bist, Vase, du. — Wann wirst du mich befrein?

60. Noch zwei Reliefs. — Ich steh' davor, doch nimmer
Erkenn' ich Qual und Fluch, daraus sie stammen.
— Ihr sollt erschüttern, Bilder. — Bräutlich Zimmer,
Weshalb naturgetreu in Goldgeflimmer?
Und dann der Werkstatt, des Kamines Flammen
So still, so schön, statt klagend zu verdammen?
Wozu die reine Form? — Armselige Kunst, ich neide
Dem Dichter Gottes Trost, zu sagen, was er leide.

61. Mein Brautgemach. — — In beiden Rahmenecken
Zwei schöngeschnitzte lachende Gestalten,
Licht tragende pompöse Negerrecken.
Wie hofft' ich einst mit diesen bunt bemalten,
Verschwiegenen Wächtern meine Frau zu necken.
Ich konnt' mich stundenlang mit ihnen unterhalten
Und dachte mir im voraus von den schwarzen Seelen
Viel Märchen aus, um sie der Liebsten nächtens zu erzählen.

62. Verborgenes Werben zärtlicher Ideen.
Wie Perlen starbt ihr in der Liebe Wein.
Beiß, Muschel, zu, sonst mußt auch du vergehn.
Zur Erde rinnt, wie Tränen über Elfenbein,
Der kurze Traum. — Die Neger stampft' ich ein;
Doch ließ ich ihren Typ im Bild bestehn.
Weshalb kein Lachen da, wo mich das Schicksal schlug? —
Noch jauchzt das wunde Meer, das Xerxes' Flotte trug.

63. Mußt' ich doch selbst zuerst mit Lächeln schaun,
Wie Gudrun-schön, mein angetrautes Lieb,
Sich nicht in meine Nähe wollte traun,
Wie Frost, wie Glut ihr übers Antlitz trieb
Und sie mit zitternd unbestimmtem Graun
Gekreuzten Armes an der Schwelle blieb.
Ich sprach auf sie mit Heiterkeit und Klugheit ein;
Doch sie begehrte nur: Laß, Sandro, mich allein.

64\. Sie bat, beschwor mich, wehrte sich zum Schluß
Und wollte zürnend sich zur Türe wenden;
Da griff ich zart nach ihren beiden Händen,
Die Lippen drückt' ich drauf im leichten Kuß
Und sprach: Sei lieb; wie soll das Leben enden,
Des erste Stunde zeitigt den Verdruß? —
Komm her. — Aus freien Stücken komm. — In meinen Armen
Wird — wärst du selbst aus Eis — dein zaghaft Herz
erwarmen.

65\. Sie weicht zur Wand zurück; ich überlege
Und schau ringsum: Nichts fehlt im trauten Nest.
Was quält dich? — sag' ich, — daß ich's von dir fege.
Was ängstigt dich? — Heut ist doch Hochzeitfest. — —
Sie sieht zur Tür; ich tret' ihr in den Weg.
Sie sieht zum Fenster; das ist winterfest. —
Sie kauert sich in sich, da jede Flucht versperrt; —
Ich starr' in ihr Gesicht, das fahl wird und verzerrt.

66\. Sie starrt auf mich; welch Blick, so wirr, so heiß.
Ist's Wahnsinn? Furcht? Ist's halb ersticktes Werben? —
Gudrun . . ?! — — Sie schweigt; und dennoch klingt es leis
Durchs Brautgemach, als weine sie: — Ich weiß:
Ich muß dich lassen oder muß verderben.
Wie wild du blickst. — Du willst, — ich soll — bald sterben.
Da ward es still; zum Atemholen selbst zu still.
Mir stand mein Puls, mein Leben plötzlich still.

67\. Dann aber brüllt' ich auf: Verruchter Spuk.
Nur Fischblut nützt dich aus zum Selbstbetrug.
Soll ich den Baum in meinem Wappen höhnen,
Der tausend Jahr geerbt von Sohn zu Söhnen?
Gudrun. Du zogst mich lange hin. Genug.
Des Lebens Preis heißt: Eine dich dem Schönen . . .
— — Wie Jan Bolognas Held, der die Sabinerin raubte,
Trug hoch, voll Jugendkraft, die Frau ich überm Haupte.

68\. Ein Schrei. – — Ich hab' ihn heute noch im Ohr; —
Bald hat die Nacht uns freundlich eingesponnen;
Mir sang von Glück und Ruhm ein Engelchor,
Von Liebesglück, das mutig ich gewonnen; — —
Nichts träumte mir von dem, was ich verlor. — — —
In dieser Nacht war Glück und Ruhm zerronnen,
Zerronnen wie der Glanz des Schnees auf hohen Türmen,
Geschmolzen unterm Flugsand von Schirokkostürmen.

69\. Woher sie plötzlich wehen, Lust und Leiden,
Warum sich Schnee und Staub dem Turme nahn,
Weshalb sie diesen treffen, jenen meiden, —?
Wer kündet glaubhaft mir die Lösung an?
War's meine Schuld, war's ihre? — Schuld von beiden?
Ich sehe nur, wie Meltau, schweren Wahn
Den Menschen hingeweht aus fluchentrückten Gauen;
Nur Opfer braucht, nicht Schuld, des Schicksals lähmend
Grauen.

70. Schicksal. — Aus Ohnmacht fluch' ich deinem Walten.
Du maßlos Ding, von Toren nur besungen,
Wie soll der Geist, wie soll die Faust dich halten,
Chamäleon, von Willkürlust durchdrungen,
Wo faß ich dich? — Du bist nicht zu gestalten,
Bist nichts, bist alles. — Einzig du entbunden
Von jeder Regel; tänzelnd in des Zufalls Spur,
Ein Feind der Kunst und Hohn der ordnenden Natur.

71. Was, Zufall? Schickung? — Umgestülpte Worte.
Nur Masken seid ihr, lügnerisch erdacht. —
Bevor ihr kamt, war Ordnung hier am Orte,
Und stiller Frieden hielt der Werkstatt Wacht.
Gefallen ist der Glanz durch meine Pforte,
Geschickt ward Ruhm und Argwohn angefacht.
Welch Meisterstück. — Verräter der Gerechtigkeit,
Womit verdient' ich, Zufall, solches Herzeleid?

72. Womit verdient' ich, Schicksal, daß mein Lieb
Verstört sich von mir schlich in erster Stunde,
Womit verdient' ich, daß ich einsam blieb,
Als ich erwachend umschaut' in die Runde?
Und was verbrach dies Kind, dem sich aus fremdem Munde
Ein einzig Wort ins Hirn zerstörend trieb?
Und weshalb ahnt' ich, klagt' ich nicht vor ihrer Türe —,
In Arbeit hoffend, daß die Lieb' sie zu mir führe? —

73. Ja, bei der Arbeit wehrt' ich jedem Groll,
Da durft' ich fühlend ihre Form umkreisen,
Mit jedem Pinselstrich, mit jedem Zoll
Des Wachses zarte Ehrfurcht ihr erweisen,
Durft' ungestraft ihr schmeicheln und sie preisen.
Erhaben und erhebend, wundervoll
Schuf heilig ich der Gottheit Antlitz Zug um Zug
So schön, wie liebend ich ihr Bild im Herzen trug.

74. So saß ich auch des Morgens am Kamin,
Skizzierte emsiglich auf meinen Knien,
Eh' ich von neuem trat zum Wachsmodelle,
Da knistert' Seide über meine Schwelle. —
Bekannter Schritt; — ich schwieg; — Gudrun erschien. —
Sie stand; — ich rührte mich nicht von der Stelle. —
Ganz leise nun ein Murmeln hinter meinem Rücken.
Da wandt' ich mich und bat: Komm, so wird's besser glücken.

75. Sie stand am Eingang, aber sprach kein Wort.
Herzklopfend sah ich auf von meinen Skizzen,
Da hob sie sich auf ihre Zehenspitzen
Und wiegte so sich leise fort und fort.
Komm näher, sagt' ich, komm, um mir zu sitzen. — —
Du willst es nicht? — Noch nicht? — So bleibe dort.
Nur fliehe nicht aus Furcht, ich könn' dir Leides tun. —
Kein Hauch gab Antwort; aber lächelnd blieb Gudrun.

76. Natürlich wellend rieselten die Locken
Von Stirn zum Ohr und Nacken goldig nieder,

Ein Strähnlein fiel auf ihre blonden Lider,
Ein anderes zuckte rückwärts, — fast erschrocken —
Und tanzte doch alsbald zum Busen wieder.
Ich sah dies Spiel mit jubelndem Frohlocken,
Nun schien die Müh der letzten Stunden leerer Tand,
Der wertlos vor des Lebens reicher Form verschwand.

77. Nie war ich meines Könnens mehr bewußt,
Viel Bilder sprangen auf, die in mir ruhten; —
Zu schwach der Stift. Der Glanz von Hals und Brust,
Des Auges und der Haare Lichterfluten
Schrien nach des Pinsels königlicher Lust,
Nach Symphonien verwandter Farbengluten. —
Zu matt auch das. Weshalb die tote Fläche brauchen?
Viel edler war's, dem Wachse Leben einzuhauchen.

78. Gudrun, frohlockt' ich laut in Schaffenswonnen,
So sollst du meiner Quelle Segen spenden.
Jetzt bist du schön, wie heiße Sommersonnen;
Hätt' ich noch hundert Jahre zu verschwenden,
Nie könnt' ich alles, was ich schon ersonnen,
Zu deinem Preis, zu deinem Ruhm vollenden.
Da flüsterte Gudrun und sah mich strahlend an:
Hab Dank, mein Freund; die Schenkung ist so recht getan.

79. Ich hört' sie kaum und stürzt' ihr schon zu Füßen:
Hab Dank, du, du. — Du hast zurück gefunden;
Vergangenes sei verschwiegen und verwunden.
Die Zukunft lacht mit hunderttausend Küssen;
An meinen Lippen wolle ganz gesunden;
Die Liebe lohnt mit heiligsten Genüssen;
O du, komm her und laß dich an mein Herze pressen — — —
Welch Leid! — — Ich stand an einem Abgrund unermessen.

80. Sie sang und tanzt' umher und sah mich nicht.
Verlorener Liebe rührende Gestalt,
Sie sang mit plötzlich fremdem Angesicht,
Mit einem Stimmchen kernlos und uralt.
Und was sie sang, — mein eigenes Gedicht,
Ein Sonnenlied und doch so todeskalt:

Goldgeflügelte Göttin,
Schütte dein Füllhorn aus,
Prangen sollst du von Erze
Hoch auf meinem Haus.

———

Will dich mit Silberfittich
Malen am düsteren See,
Harrend ein gütiger Engel,
Schutz, was auch gescheh'.

———

Bist mir mit bunten Schwingen,
Mädchen, auf Firnengrat
Schön wie Sonnenstrahlen,
Tanzend auf schwindligem Pfad — —

Sie stand und zitterte; dann schrie sie: Schau nicht so.
Verleumder. Nein. Nicht sterben. — — Ach! . . Und sie
entfloh.

81. Und dann? Ja dann. — Wie lang sind sieben Jahre.
Du siehst ein Licht in Not; fern zuckt der Schein;
Es sinkt, es löscht. — Es darf, es darf nicht sein;
O Gott, gib mir, daß ich es neu gewahre,
Das Hoffnunglicht: Genesung, ihr, die mein. —! ! — —
„Nein." — — — W e r spricht's aus? Wer hindert an der Bahre
Des armen Weibes einen stillen Abschiedkuß?
Wer sind die Menschen rings und weigern meinen Gruß —?

82. Die Mutter und die Freunde. — Welche Welt
Des Hasses; Gott, ich konnt' sie nicht versöhnen;
Wollt' winselnd nicht ein Schuldbekenntnis stöhnen,
Wo sie, nur sie die Felsen aufgestellt,
An denen Gudruns leichtes Schiff zerschellt.
Laut mußt' ich sie verachten und verhöhnen.
Wie bald ward, was ich für die Kunst verbrieft geglaubt,
Ward Ruf und Ehre mir durch ihre Macht geraubt.

83. Nun Wucherer um mein Besitztum schleichen
Und ziehen Kreise, die sich schon verengen.
Ich seh's. — Genug. — Gekappt ward jedes Zeichen,
Daran wie Harz vergangene Leiden hängen.
Erinnerung, stirb! — Ich will die Jahre streichen.
Will wieder frei zu neuem Leben drängen.
Als Sarg mußt' ich, Vergessensvase, dich errichten.
Ich schließe dich als Grab mit schweren Humusschichten

———

84. Und wieder sieben Jahre sind verronnen. —
Ein Dampfer fährt von Brooklyns weißem Strand;
Der Künstler kehrt zurück ins Vaterland;
Ihn friert vor Sehnsucht nach Italiens Sonnen.
Die neue Welt hätt' gern ihn ganz gewonnen,
Doch endete die Pflicht, der er sich band.
Lebt wohl, habt Dank, ihr jungen strebsamen Nationen,
Ihr gabt dem Fremden Kraft, im Heimatgau zu wohnen.

85. Die Fahrt geht gut durch helle Frühlingsnacht,
Die See liegt still; nur selten Möwen schrein;
Die Passagiere schlafen; ganz allein
Der Künstler noch auf dem Verdecke wacht.
Da wächst, — als innig er nach Haus gedacht, —
Ihm warnend aus dem Meer im Nebelschein
Die Vase des Vergessens glänzend emailliert,
Mit Bildern und Reliefs aus alter Zeit verziert.

86. Und wie mit wachem Träumen er sie schaut,
Ergreift ihn altes Weh und alter Groll,
Derselbe Grimm, mit dem er Zoll um Zoll
Die Riesenvase schmerzlich aufgebaut.
Er sieht sie, sieht daneben kummervoll
Sich selbst, der alles in die Vase staut,
Woran vergangener Tage Weh und Freuden hingen,
Die Rosen selbst, die Haus und Lieblingsbank umfingen.



Prof. Peter Behrens:
Gesellenhaus zu Neuß.
(Zum Artikel v. J. A. Lux.)

Mit gütiger Erlaubnis
des Verlages:
„Hohe Warte", Leipzig.

Sie stand und zitterte: denn schrie sie: Schau nicht so.
Verleumder. Nein. Nicht sterben — — — Ach! . . Und sie
entfloh

81. Und dann? Ja dann. — Wie lang sind sieben Jahre.
Du siehst ein Licht in Not; fern zuckt der Schein;
Es sinkt, es löscht. — Es darf, es darf nicht sein;
O Gott, gib mir, daß ich es neu gewahre,
Das Hoffnunglicht. Genesung ihr, die mein. —! ! — —
„Nein." — — — Wer spricht's aus? Wer hindert an der Bahre
Des armen Weibes einen Vater, Abschiedkuß?
Wer sind die Menschen rings und weigern meinen Gruß — ?

82. Die Mutter und die Freunde. — Welche Welt
Des Hasses; Gott, ich kann sie nicht versöhnen;
Wollt' winselnd nicht um Schuldbekenntnis stöhnen,
Wo sie, nur sie die Felsen aufgestellt,
An denen Gudruns leichtes Schiff zerschellt.
Laut mußt' ich sie verachten und verhöhnen.
Wie bald, ward, was ich für die Kunst verbrieft geglaubt,
Ward Ruf und Ehre mir durch ihre Macht geraubt.

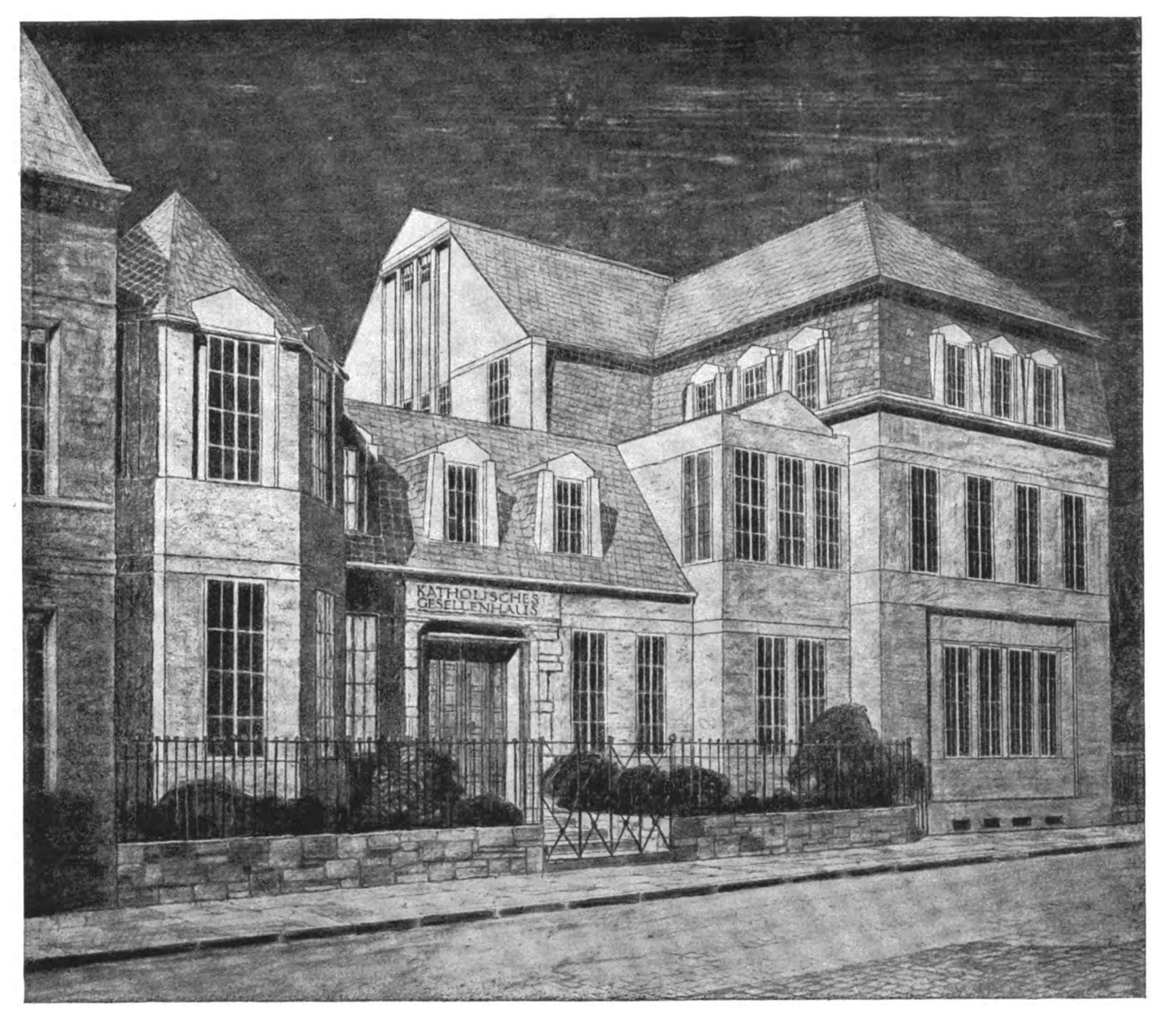
83. Nun Wucherer um mein Vermögen schleichen
Und ziehen Kreise, die sich stets verengen.
Ich seh's. — Genug. Verschleppt ward jedes Zeichen,
Daran wie Herz an Herz in Leiden hängen.
Erinnerung, stirb! — Ich will die Jahre streichen.
Will wieder frei zu neuem Leben drängen.
Als Sarg mußt' du, Vergessensvase, dich errichten.
Ich schließe dich ins Grab mit schweren Humusschichten

— — —

84. Und wieder sieben Jahre sind verronnen. —
Ein Dampfer fährt von Brooklyns weißem Strand;
Der Künstler kehrt zurück ins Vaterland:
Ihn zieht vor Sehnsucht nach Italiens Sonnen.
Die neue Welt hätt' gern ihn ganz gewonnen,
Doch endete die Pflicht, der er sich band.
Lebt wohl, habt Dank, ihr jungen strebsamen Nationen.
Ihr gabt dem Fremden Kraft, im Heimatgau zu wohnen.

85. Die Fahrt geht gut durch helle Frühlingsnacht.
Die See liegt still; nur selten Möwen schrein;
Die Passagiere schlafen; ganz allein
Der Künstler noch auf dem Verdecke wacht!
Da wächst, — als innig er nach Haus gedacht, —
Ihm warnend aus dem Meer im Nebelschein
Die Vase des Vergessens glänzend emailliert,
Mit Bildern und Reliefs aus alter Zeit verziert.

86 Und wie mit wachen Träumen er sie schaut,
Ergreift ihn altes Weh und alter Groll,
Derselbe Grimm, mit dem er Zoll um Zoll
Die Riesenvase schmerzlich aufgebaut.
Er sieht sie, sieht daneben kummervoll
Sich selbst, der alles in die Vase staut,
Woran vergangener Tage Weh und Freuden hingen,
Die Rosen selbst, die Haus und Lieblingsbank umfingen



Prof. Peter Behrens: Gesellenhaus zu Neuß. (Zum Artikel v. J. A. Lux.)

Mit gütiger Erlaubnis des Verlages: „Hohe Warte", Leipzig.

87. Im Mondenschimmer eilends fort getrieben
Das Schiff die Meeresfläche scharf durchschnitt;
Die Rochen in der Kielspur rückwärts blieben,
So schnell die Fahrt, die Möwe kaum hielt Schritt,
Doch mühelos in gleichem Abstand drüben:
Die Vase und er selber zogen mit.
Es klang: Du magst noch schneller, nochmals fernhin ziehn,
Nie wirst im Ingrimm du vergangenes Leben fliehn.

88. Vergangenes fliehn? — So feige war ich nie.
Ich hab's in Erz gebannt und überwunden,
Hab' durch des trotzigen Willens Energie
Ein neues Leben, neuen Ruhm gefunden.
Narrt heute nochmals mich die Phantasie
Und zeigt die letzte Spur, die nicht verschwunden,
So will ich dieser Nebelfratzen Mahnung hören,
Im Feuer, das sie schuf, die Vase bald zerstören.

89. Der Eilzug lief mit nächtlichem Verspäten
Ein in Florenz. Die düstre Bahnhofshalle,
Durch die noch immer eisige Winde wehten,
Empfing den Reisenden, und aus dem Schwalle
Der Wartenden zwei Bauern um sich spähten
Und lauschten, ob des Herren Ruf erschalle.
Schnell sah er die Livreen, die kaum getragen waren.
Gewohnter Schnitt seit seinen frühsten Kinderjahren.

90. Ihm war, als wär' er gestern fortgezogen:
Am Gitter fand er seine Wagen halten,
Rings schmale Köpfe, Nasen lang gebogen,
Verbrannte Haut mit tiefen Sonnenfalten, —
Ein Kindervolk, vertändelt und verlogen,
Braunblondes Haar auf hageren Gestalten,
Mit Augen dunkelbraun und Augen hellster Bläue,
Voll Liebenswürdigkeit in Trug und halber Treue.

91. Wie jung gewohnt, des Ponnys Zügel faßt er
Und fährt im Trab wie viele tausend Male
Schnell übers weltberühmte breite Pflaster.
Das Baptisterium liegt im Mondenstrahle,
Und hinter ihm in buntem Alabaster
Erglänzen herrlich Turm und Kathedrale;
Am Platz der Signoria schlafen schon im Lenze
Vermummte Bettler wie seit jeher in Firenze.

92. Nun Ponte vecchio, nun der Vorstadt Prosa,
Dann schnell durchs Tor hin zu Toskanas Kerne
Die Sieneser Straße nach Certosa
Und übern Emafluß. — Noch stehn die Sterne
In voller Pracht, doch schon beginnt mattrosa
Am Horizont in Casentinos Ferne
Die Dämmerung. — — Das Ponny hält. — Schnell schließt ein Bauer
Die kleine Pforte auf in der Podere-Mauer.

93. Der Herr tritt ein. Die Tür schlägt zu. Die Wagen
Auf steiler Straße knarrend bald entschwinden.

Er schaut sein Gut in mauerfesten Lagen
Von Tal zu Berg in stundenweiten Gründen;
Für solch Besitztum ließ sich manches tragen,
Selbst sieben Jahre fremder Welt verwinden;
Frei hat er's von den stolzen Ahnen übernommen,
Durch seine Schuld sollt's nicht in Wucherhände kommen.

94. Das war erreicht durch Wachen und Verzichten.
Ein Opfer noch, dann war der Trank geleert,
Die Vase galt's noch schmelzend zu vernichten,
Dann war vollbracht, was Frieden ihm beschert,
Vertilgt das letzte Zeugnis der Geschichten,
Die nun schon zweimal sieben Jahr verjährt,
Gelöst der eigene Fluch auf unfruchtbaren Mühn.
Bald sollte neu der Pflug der Vase Platz durchziehn.

95. Entschlossen ist er drauf bergan geschritten. — — —
Ölbäume stehn auf hohen Steingeländern,
Seit vielen hundert Jahren gut beschnitten,
In gleicher Art gestutzt an Stamm und Rändern,
Nach unten treibend, offen in der Mitten,
Das ist ererbt und will sich nicht verändern;
Nur unter neuen Herrn und räuberischen Pächtern
Kann's, wuchernd sich in wildem Trieb verschlechtern.

96. Ölbäume heben ihren Blütensegen
Und ihre schmalen silbergrauen Blätter
Des Tages erstem Sonnenstrahl entgegen,
So zart, so jung. — Zum Schutz vor Wind und Wetter
Möcht' streichelnd man die Hand darüber legen.
Der Künstler tut's und lange sinnend steht er:
Fast mitleidvoll muß er die junge Rinde streichen,
Muß dem Olivenbaum sein ganzes Sein vergleichen.

97. Doch nur dem a l t e n Stamme gleicht er heut',
Von Menschenart und Schicksalsturm getroffen,
Der doch, sobald der Frühling sich erneut,
Den jüngsten gleich in ewig frischem Hoffen
Die Blütenpracht in alle Lüfte streut;
Zerspalten Holz, dafür dem Himmel offen;
Geschlossenes Krönlein einst, — jetzt weit in hundert
Zweigen. — —
Er schaut und träumt; — da, — horch —, aus seinem Garten
steigen

98. Zur Morgensonne Triller. — Vögel singen. —
Wär's möglich, hier zu Land, wo sie mit Fallen
Millionen Vögel ins Verderben bringen,
Millionen andre ruchlos niederknallen,
Da gäb's auch heute noch vor Tod und Schlingen
G e s i c h e r t Lied für süße Nachtigallen?
Mein Haus, ohn' Dornen-Schutz, den schönsten Melodien
Ein heiliges Asyl der Welt Melancholien? —

99. Der Künstler eilt hinauf voll Seligkeiten;
Schon sieht er seines Turmes trotz'ge Masse,
Schon sich das Dach in blauen Äther breiten;
Er grüßt der Wappenlöwen Steingrimasse

Und die Cypressen dem Portal zu seiten, —
Ein Griff, ein Schwung — er springt auf die Terrasse; —
Er horcht und — stutzt. Just bei der Vögel sicherm Hort
Dort muß die Vase stehn. — Er schaut. — Nun ist sie fort.

100. Die Vase fort. — — Wer wagte sie zu rücken?
Wer konnt' es? — Oder schlugen Räuberhände
Des Meisters mühevolles Werk in Stücken?
Unmöglich. Denn kein Beil durchhaut die Wände.
So wagte jemand hinter seinem Rücken
Ihm vorzugreifen, ganze Waldbestände
Zum Scheiterhaufen aufzuschichten, daß die Gluten
Hin leuchten mußten bis zu beiden Meeresfluten? —

101. Doch nein. Der Wald stand unversehrt dort droben.
Des Herren Phantasie nur, ohne Zügel,
Erschlug die Bäume. — Lauter ward's, dann stoben
Von dort, wo sonst die Vase sich erhoben,
Viel muntere Sänger auf mit flinkem Flügel.
Verlassen stand ihr Nest, — ein runder Hügel,
Ein kleiner Berg von Rosen, zum Gestrüpp verwachsen,
Unzählige Blüten an viel hundert dornigen Achsen.

102. Die schienen sich mit Wollust zu durchdringen,
Den Boden übermütig zu durchbohren,
Mit Laubengängen in die Luft zu springen
Und rückwärts wieder durch die eig'nen Poren
Viel Wurzelwerk und Äste durchzuschlingen:
Ein Wundertempel, wahrlich auserkoren
Zum Sitz der Fruchtbarkeit, drin Nachtigallentöne
Sich wandelten zu Rosen ewiger Frühlingschöne.

103. Da schlägt mit Macht die Sonne ins Geranke,
Erzwingt sich Bahn wie lichter Wahrheit-Wille:
„Im Innern blinkt . . . O jauchzender Gedanke,
Der Rosentempel ist nur Märchenhülle! . . .
Im Innern — — sei gegrüßt!! — — emailleblanke,
Du! Vase des Vergessens!" — — —Heilige Stille
Umwogte dieses Glück von Glut und Widerscheinen, —
Darein klang leise nur des Heimgekehrten Weinen.

104. Und Tränen schmolzen mächtiger als Feuer
Den letzten Groll und Grimm vergangenen Lebens;
Gerettet sieht er und so ward ihm teuer,
Was er im Wahn zerstören wollt', — vergebens.
Entschwindend Leid ward seltsam Abenteuer,
Verklärt erschien das Werk des reinen Strebens:
Symbol Toskanas, Tempel großer Fruchtbarkeit,
In Liebesglück erträumt, erblüht aus tiefem Leid.

105. Versöhnt, erlöst schaut von der Ahnenfeste
Der Künstler talwärts auf die Stadtquartiere,
Blickt auf Firenzes Kuppel und Paläste,
Derweilen ihm im Garten weiße Stiere
Mit rotem Kopfputz an Olivenäste
Beim Pflügen streifen, wundervolle Tiere.
Wie schwerer bunter Segen quillt's aus Frühlingsgauen,
Und Singen jauchzt zum Himmel auf, zum dunkelblauen.

Briefe von Karoline von Humboldt an Bunsen.

Karoline von Humboldt, geb. von Dacheröden, gehört zu den ausgezeichneten Frauen, die in der klassischen Epoche unserer Literatur den Größten unserer Dichter, Schiller und Goethe, nahestanden und mit reifem Verständnis und inniger Teilnahme ihr Schaffen und Wirken begleiteten. Schon in der Mädchenzeit mit den Schwestern Lengefeld befreundet, lebte sie nach ihrer am 29. Juni 1791 vollzogenen Vermählung mit Wilhelm von Humboldt auf ihren Gütern in der Nähe von Halle und Erfurt, in Erfurt selbst und Jena, machte mit ihrem Gatten und ihren inzwischen geborenen Kindern Karoline, Wilhelm, Theodor eine mehrjährige Reise nach Frankreich und Spanien und siedelte 1802 nach Rom über, wo ihr Gatte diplomatischer Vertreter Preußens geworden war. Hier beginnt ihr Briefwechsel mit der Fürstin Karoline Luise von Schwarzburg-Rudolstadt, geb. Prinzessin von Hessen-Homburg.[1] Sie war am 26. August 1771 geboren, verlebte unter zahlreichen Geschwistern ihre Jugend, heiratete am 21. Juli 1791 den damaligen Erbprinzen von Rudolstadt und führte nach dem frühen Tode ihres Gemahls die Regentschaft ihres Landes. Von ihrem reichen inneren Leben geben zahlreiche Briefe und Tagebuchaufzeichnungen Beweise, und mit Recht schildert Wilhelm von Humboldt sie in einem Briefe an Charlotte Dinde vom 2. Januar 1827: „Sie besitzt sehr viel Kenntnisse, vorzüglich aber das, was man nicht ohne eigenen tiefen und umfassenden Geist erwirbt. Ihre Briefe sind gleich geist- und seelenvoll, und im Gespräch äußert sich dasselbe noch lebendiger und immer mit der größten Einfachheit und Bescheidenheit. Sie ist daher eigentlich auch kaum gekannt, nur bei den wenigen, die der Zufall ihr näher gebracht hat. Sie ist sehr religiös, verbindet das aber so schön mit dem tiefsten und freiesten philosophischen Nachdenken, daß die Religiosität ihr dadurch noch mehr eigen wird." Für das Verhältnis zwischen Frau von Humboldt und der Fürstin, wie es auch in den Briefen hervortritt, ist die Äußerung der ersteren an Lotte Schiller (Charlotte von Schiller 2, 190) bezeichnend: „Die Erscheinung der Fürstlich Rudolstädtischen Familie hat mir die größte Freude gemacht. Die Fürstin ist mir innig lieb geworden; sie gewinnt und wächst einem recht ins Herz, je mehr man sie sieht. An der Schwester mag auch etwas sein, aber sie ist schwer aufzuschließen."

[1] Eine wenig geschickte Biographie der Fürstin hat B. Anemüller (Rudolstadt 1869) geschrieben.

Auch Humboldt hat einen langjährigen Briefwechsel mit der Fürstin geführt, der in der Briefabteilung der neuen akademischen Ausgabe seiner Werke erscheinen wird. Die Briefe Karolinens reichen bis nahe an ihren Tod und werden in Rudolstadt im Nachlaß der Fürstin aufbewahrt.

Die Korrespondenten Bunsen und Stein bedürfen keiner näheren Charakteristik. —

Wir geben vorläufig die Briefe an Bunsen und Stein, getreu nach Orthographie und Interpunktion, wieder; auf die Briefe an die Fürstin Karoline Luise von Rudolstadt werden wir demnächst zurückkommen.

An Bunsen.

Berlin, den 11. März [1823.]

Ew. Hochwohlgeb.

sage ich den verbindlichsten Dank für Ihre gütigen Zeilen vom 15. Februar und unter so vielem erfreulichen und tröstlichen was sie für mich und Humboldt enthalten, wohin ich vorzüglich die fortgesetzte Aufmerksamkeit zähle die Sie dem Testaccio schenken, muß ich Sie innig um die Besorgniß bedauern die Sie wegen der Gesundheit Ihrer lieben Frau Gemahlin hegen. Carlsbad ist ein hartes Mittel, wenn man so einen Haus Stand in Rom hat, zumal die Art Cur, die auf beginnende Leberverhärtung geht, wiederholt werden muß. Sollte unter den unzähligen Quellen die Castelamare u. Ischia darbietet nicht eine sein die Carlsbad in seinen auflösenden Qualitäten nahe käme? ich wenigstens habe eine außerordentlich auflösende Wirkung in der Cur beobachtet die im Jahr 17 mit meiner Tochter Caroline vorgenommen wurde, u. mein herzlicher Antheil an Ihrer Lage macht es mir doch sehr wünschenswerth daß Sie mit Hrn Doctor Schönberg in Neapel deshalb consultirten. Ich habe einen sorgsamen Arzt in ihm gefunden. Der sel: Ramdohr[1]) war nicht zufrieden mit ihm, allein dem war wirkl: schon damals nicht zu helfen. Sollte aber Ihre Gemahlin nach Carlsbad kommen so bitte ich Sie doch inständig, daß sie nicht versäumen mit einem deutschen (Carlsbader kennenden Arzt) vorher zu reden. Weigel in Dresden, Rust in Berlin sind zu empfehlen. Die Carlsbader Ärzte (was man freylich wegen der jungen Frau Parthey jetzt in Rom nicht recht laut sagen darf sind sehr unwissend).

[1]) Friedrich Wilhelm Basilius von Ramdohr (1757—1822), juristischer und Kunstschriftsteller, 1815 juristischer Resident in Rom, 1816 Gesandter in Neapel.

Eggers[1]) ist seit ein 8. oder 10. Tagen hier und soll hier ein paar fürstl. Portraits machen. Möge er damit nur nicht zu lange aufgehalten werden. Er bringt schöne Bestellungen mit nach Rom u. ich wünsche nur daß er mit den Zahlungen dann gehörig unterstützt werde. Allerdings ist die Lage der Künstler beunruhigend. Hier sind mit Schadow, Begasse und Wach wohl so viele wie irgend im historischen Fach können beschäftigt werden, bisher haben viel Königliche Bestellungen Statt gefunden. Indessen höre ich außer einer großen Portrait Bestellung die Wach hat u. auf das köstlichste lößt jetzt von keiner neuen. Das Museum wird erst in 4 Jahren bis zur inneren Ausschmückung kommen — man spricht in einer ofnen Halle von Fresco Bildern — sollten diese unsrem Clima wirklich angemessen sein? ich bezweifle es. — Strelitz ist ein zu kleiner Ort nur das ein Maler sich dauernd da erhalte, auch muß ein Künstler untergehn als solcher, der nie etwas sieht und nur aus seinem Innern schaffen soll. Eggers sieht das alles glaube ich sehr ein, steuert jezt nach Rom zurück u. will den Gang den die Dinge im Vaterland nehmen von dort aus betrachten. Die Kinder aber nach Deutschland zu senden, da es Knaben sind darauf denkt er ernstlich.

Bartholdis Desappointement kann ich mir denken, ich selbst war sehr frappirt zu hören daß er unter denen sei die auf Pension gesetzt seien. Ueber Ihre Stellung kann Er sich ganz beruhigen. Wenn selbst Graf Fleming den Titel als Gesandter in Rom empfängt, so würden Sie immer dort als Geschäftsträger bleiben. Dieß weiß ich von sehr guter Hand.

Ich sage 1000 Dank für das Diario und das Edict. Beides sind merkwürdige Stükke.

Die Meinigen empfehlen sich sehr. Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin, der guten Eggers[2]) und lassen sich die Einlage freundlichst empfohlen sein.

Ergebenst
K. Humboldt
geb. v. Dacheroeden.

[1]) Karl Eggers, vor allem als Freskomaler bekannt.

[2]) Die Gattin Eggers, mit der er seit 1818 verheiratet war, stammte aus Wien und war eine Tochter des k. k. Landstallmeisters Seizer.

Tegel, den 24. Juny 1824.

Ew. Hochwohlgebohren

geehrtes Schreiben vom 12. v. M. empfing ich den 31. deßelben Monats, und hätte es augenblicklich beantworten sollen um Ihnen meinen innigen Dank für Ihre Sorgfalt in einer Angelegenheit auszudrükken die mir und meinem Manne so sehr am Herzen liegt wie die der Sicherung unserer theuren Grabstätten am Testaccio. Nicht weniger herzlich bitte ich Ew. Hochwohlgeb., ihn heut anzunehmen und empfehle diesen theuren Platz fortwährend Ihrer theilnehmenden Güte und Sorgfalt, solange Sie in Rom verbleiben. Mit schmerzlichem Antheil habe ich vernommen wie nah auch Sie und Ihre Gemahlin das Schicksal mit diesem Ort der tiefsten Trauer verflochten hat.

Der Wegnahme des nun wohl schon sehr verfallenen Zaunes von Dornen wollen wir nun nicht länger widerstreben da für die Befriedigung u. Sicherung des ganzen Platzes gesorgt ist. Wie viel Dank sind wir Ihren Bemühungen desfalls schuldig! Die Zypressen u. die Pinie die auf dem Grabhügel meines Wilhelm steht wünschen wir durchaus erhalten und gepflegt und sollte ein oder der andere Baum ausgehn so ersuchen Sie ja den Guten Valentini[1]) ihn nachpflanzen zu lassen, auch jährl. den Platz doch ein oder 2 mal reinigen zu lassen, denn das Unkraut wuchert sonst dort gar zu sehr. Mit Freude u. Dank werde ich die Auslagen ersetzen. Grüßen Sie gütigst Hrn Valentini u. sag. ihm daß ich ehestens seinen Brief beantworten werde. Mein Aufenthalt auf dem Lande u. eine Brunnenkur die ich gebrauche hat es mir in diesen Tagen unmöglich gemacht.

Empfehlen Sie mich auch Ihrer Frau Gemahlin und Frau Eggers[2]) die ja wohl noch in demselben Hause mit Ihnen wohnt. Ich habe das Vergnügen gehabt Herrn GehSt. R. Niebuhr mehremale zu sehen und mich seines recht erfreulich guten Aussehens zu überzeugen. Leider traf ihn in den letzten Tagen seines Aufenthaltes in Berlin die schmerzliche Kunde des Todes seines jüngsten in Bonn gebohrenen Kindes, nachdem er Stunden der bittersten Angst um Lucian verlebt hatte.

Indem ich noch einmal in Ihren Brief blikke fällt mir das Übereinkommen mit dem Maurermeister auf das Sie sagen getroffen zu haben unsern Grabplatz zu planiren. Die Hügel unter denen die beiden

[1]) Der preußische Consul.
[2]) Sie wohnte mit Bunsens im Palazzo Caffarelli auf dem Capitol.

ruhen sind doch wohl davon ausgenommen? Den einen bezeichnet die Pinie und den andern die kurze Säule. Diese wünsche ich erhalten. Leben Sie wohl u. glücklich in dem Lande der Schönheit u. meiner ewigen Sehnsucht u. gedenken freundlich auch zuweilen Ihrer

dankbar ergebenen
Karoline v. Humboldt
geb. v. Dachroeden.

Mein Mann u. Töchter empfehlen sich Ihnen angelegentlich.

Berlin den 15. Januar 1825.

Mit dem innigsten Dankgefühl habe ich Ew. Wohlgebohren Brief und jedes Detail über die Stätte am Testaccio empfangen, und empfehle die Gräber meiner Lieben mit den Bäumen die sie beschatten fortdauernd Ihrer Fürsorge. Ich habe die Zeit her d. h. seit beinahe 3 Monaten sehr an einem Auge gelitten, sonst hätte ich schon früher geschrieben und gedankt. Niebuhr ist nun seit einigen Wochen hier. Wir sehen uns nicht oft, dazu ist er zu beschäftigt, aber doch zuweilen und dann sprechen wir viel von Rom das seinen Zauber über jeden ausübt und sollte es auch erst in der Erinnerung seyn. Ich habe einmal mit ihm über die Angelegenheit der guten, braven Frau Buti in der Erbschaftsangelegenheit des verstorbenen Rudolf Schadow[1]) gesprochen. Mir scheint sie ungemein unklar u. der Frau ihre Sache verworren. Die beiden hiesigen Erben des Rudolf haben aber die Miterbschaft der Buti genehmigt und anerkannt, und man muß daher doch aufrichtig wünschen daß sie ihr denn doch auch werde. Niebuhr gab mir den Rath Sie zu ersuchen, sich doch in Kenntniß der Sache zu setzen, u. ich habe der Buti geschrieben sie möge Sie doch mit der ganzen Lage der Sache bekannt machen u. um Ihren gütigen Rath bitten. Gewähren Sie ihr doch

[1]) Rudolf Schadow, der älteste Sohn von Johann Gottfried, war 1822 in Rom im Alter von 36 Jahren verstorben. Julius Schnorr v. Carolsfeld schildert in einem seiner „Briefe aus Italien" vom 2. Februar 1822 den Tod und das Begräbnis von Schadow und fährt dann fort: „Das Testament, welches Schadow (obwohl, weil ohne hinlängliche Zeugen, nicht in ganz gültiger, rechtmäßiger Form) gemacht hat, lautet so, daß sein Vermögen in 3 Teile geteilt werden, ein Teil dem Vater, der andere Teil dem Bruder, der dritte Teil seiner Hauswirtin, der Signora Buti, zukommen soll" (S. 392). Die Briefe sind für Frau v. Humboldts Anteil am römischen Künstlerleben belehrend.

diesen, auch ich bitte Sie innig darum. Der guten Eggers bitte ich Sie meinen freundlichen Gruß zu bestellen. Noch ist Eggers nicht von Strelitz hier zurück, und die Engherzigkeit seiner Großeltern hat sich durch sein persönliches Wiedersehen, fürchte ich, nicht gegeben. Sein Bild hat hier einen allgemein günstigen Eindruck gemacht. Hirt erklärt es für das erste Bild auf der Ausstellung hinsichtl. der Farben. In der Richtigkeit der Zeichnung, der Verhältnisse der Figuren gegeneinander wäre indessen manches zu verbessern — doch muß man die großen Fortschritte die er gemacht anerkennen. Leider ist aber keine große Bestellung von hier aus erfolgt wie wir es hofften und ob sein Fürst ihm jezt eine machen kann in dem desolaten Zustande in dem das Land und die Finanzen sind bezweifle ich. Ein jeder leidet überhaupt durch die unerhört gesunkenen Preise. Wer sein Gut selbst bewirtschaftet und auch nur mäßige Schulden hat kann kaum die Zinsen derselben in dem Einkommen des Gutes finden. Wer wie wir verpachtet hat bekommt kein Geld oder mit den unglaublichsten Stundungen und nicht ohne Verluste und Erlaß. Dieß alles reizt denn natürlich nicht zu Bestellungen im Fache der Kunst. Kein Mensch hat eigentl. Geld im Ueberfluß als die Banquiers.

Leben Sie wohl mit den theueren Ihrigen. Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin. Madame Herz[1]) empfiehlt sich auch desgl. meine Töchter. Die jüngere hat 2 niedliche kleine Mädchen und sieht selber aus wie ein Kind.

Mit wahrer Ergebenheit u. mit Bitte einer gütigen Besorgung

Ihre ergebenste Dienerin

K. v. Humboldt

geb. v. Dacheröden.

Tegel bei Berlin, den 28. Juli 1825.

Ew. Hochwohlgebohren

Güte für mich erdreistet mich Sie zu bitten dem Consul Herrn Valentini für mich 28 Scudi 30 Baj: zu zahlen, die wir ihm für die Umzäunung u. Erhaltung des Zaunes um unsern Begräbnißplatz am Testaccio u. Trinkgelder an den dortigen Custode in dem Lauf mehrerer Jahre schuldig

[1]) Sie war mit Frau v. Humboldt zugleich in Rom und von dort abgereist.

geworden sind. Ich habe mit dem Geh: Rath Philippsborn hier deshalb gesprochen, und er hat mich autorisiert Ew. Hochwohlg. zu schreiben daß Sie nur die Güte haben möchten diese 28 Sc. 30 Baj. in die Rechnung der Legations Casse zu setzen da ich den Betrag hier ersetzen werde. Nehmen Ew. Hochwohlg. im Voraus meinen und meines Mannes Dank für diese Gefälligkeit.

Wir haben das Vergnügen seit dem 19. Olimpie Lengerich[1]) bei uns zu haben. Wir gehen aber in wenigen Tagen auf unsre Besitzungen bei Halle u. müssen uns daher von ihr trennen. Wir haben uns mit ihr wieder recht verrömert u. 1000 Erinnerungen sind in uns wieder lebendig geworden.

Hr. Eggers u. Mlle. Aug. Klein[2]) werden Sie bis 1. Oct. wohl wieder in Rom sehen. Gestern nahmen sie hier von uns Abschied. Empfehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und Frau Eggers u. genehmigen Sie den Ausdruck meiner hochachtungsvollen Ergebenheit

K. v. Humboldt
gb. v. Dacheröden.

Berlin, den 15. Nov. 25.

Ew. Hochwohlgeb.

sehr gütige Zeilen vom 9. October aus dem schönen Frascati empfing ich hier in den letzten Tagen des Octobers, wo ich eben nach 7 monatl. Abwesenheit vom Lande zurückkam. Der Zufall wollte, daß gerade die junge Frau Lengerich bei uns war, so daß ich ihr erfreuliche Nachrichten über die Zukunft ihres Bruders mittheilen konnte. Mein Mann u. ich wir danken Ihnen recht herzlich für Ihre Güte sein Gesuch bei Msgr. Nicolai unterstützt zu haben, lassen Sie ferner diese Angelegenheit Ihrem Herzen empfohlen sein, da wie natürlich, alle Wünsche der Wittwe Buti darauf hinausgehen müssen den Sohn vor ihrem Tode in eine Lage zu bringen, die ihm ein kleines Einkommen gewähre. Die Buti ist 60 Jahre alt, und die Kräfte mit denen sie auf eine wirklich Achtung erregende Art die Familie bis jetzt erhalten hat möchten doch nun nachgerade nachlassen.

---

[1]) Die Gattin des Historienmalers Heinrich Lengerich, eine Tochter der früher genannten Frau Buti in Rom.

[2]) Auguste Klein war Malerin; Schnorr schreibt am 4. Oktober 1825, sie und Eggers seien vorige Woche angekommen.

Lengerichs[1]) Arbeiten haben hier von Kennern und Nichtkennern viel Beifall gewonnen. Vor wenig Tagen erst hat der König die Bilder gesehen, diese eine Woche sind sie dem Publikum ausgestellt, und künftige gehen sie ab. Er selbst mit seiner kleinen Frau geht dann nach Stettin.

Olimpie ist im fünften Monat ihrer Schwangerschaft und er muß eilen, ihr Etablissement dort, wie klein es auch seyn mag, zu vervollständigen. Hier hat die Familie Langiona[2]) die rührendste Güte und Aufmerksamkeit für die guten jungen Eheleute gehabt, deren Bescheidenheit u. Genügsamkeit allen wohldenkenden Menschen gefällt. Olimpia hat zum Verwundern Deutsch gelernt. Schadows auch, besonders die Frau des Direktors, sind außerordentlich gütig gegen Olimpia.

Für die Erstattung unsrer Auslagen an Hrn Valentini bin ich Ew. Hochwohlg. sehr dankbar.

Mein Mann empfiehlt sich Ihnen ergebenst und sieht der versprochenen Notiz über die egyptischen Monumente mit Erläuterungen von Champollion mit Verlangen entgegen. Er ist fortwährend mit seinen Studien beschäftigt u. wenn ich eine Gelegenheit finde werde ich suchen Ihnen eine seiner letzten Arbeiten zu schikken, die aber erst gedruckt werden soll, eine Abhandlung u. zum Theil Uebersetzung eines indischen Gedichts das mir sehr merkwürdig scheint.

Sie werden wahrscheinlich Frau v. Ramdohr auf ihrer so muthvoll unternommenen Reise nach Neapel in Rom gesehen haben? Ob sie dem Gr. Fl. eine recht erwünschte Erscheinung wird gewesen sein? Empfehlen Sie mich, ich bitte Ihrer Gemahlin an deren und dem Wohlergehen Ihrer Brüder ich den herzlichsten Antheil nehme. Der Oberst v. Lepel wird als General-Major in kurzem nach Rom zurückkommen. Die Wiedereinstellung des Gen. Maj. v. Grollmann in die Armee hat eine tiefe allgemeine Theilnahme erregt, so auch die Ernennung des Ob. Pr. Merkel in Breslau.

Grüßen Sie die Eggersche Familie. Mad. Eggers wird ja nun wohl zufrieden sein ihren Mann wiederzubesitzen.

---

[1]) Lengerich, 1790 in Stettin geboren, lebte 1817—21 in Italien, wurde später Professor an der Berliner Kunstakademie und starb 1865.

[2]) Die Träger dieses Namens sind mir unbekannt; das Berliner Adreßbuch von 1825 enthält den Namen nicht.

Leben Sie wohl u. erhalten mir und den Meinigen Ihre freundschaftl. Gesinnungen. Hochachtungsvoll

Ihre ergebene
K. v. Humboldt.

Berlin, den 18. November 1826.

An wen sollt' ich mich wenden als an Sie, Verehrter Freund, um dem Wunsch eines lieben alten Bekannten hier zu begegnen der die hier näher beschriebenen Mosaiken von Rom aus, wo sie doch am schönsten zu haben sind, spätestens bis zum 1. Februar zu haben wünscht. Fertig und in der feinsten Arbeit, fürcht ich finden sich die beschriebenen Stücke nicht, ich müßte also bitten sie bei den jetzt besten Mosaikisten zu bestellen. Zu meiner Zeit war es Agneti auf dem sp. Platz. Aber das ändert sich. Ob Grau in Grau sich gut machen wird? überlasse ich der Beurtheilung des Künstlers wie auch die schicklichste Farbe zur Incassatura. Die Auslagen bäte ich Sie, verehrter Freund zu machen und dürfte ja wohl sie hier bei der Legations Kaße ersetzen? Fände sich ein sicherer Reisender der direct hier herginge so wäre das das wünschenswertheste, sonst blieb nur die Post. Ich war Ihnen in Rom diesen Sommer um beinahe die Hälfte des Weges näher gerückt. Den Ganzen August und bis Mitte Sept: verlebte ich in dem hohen Salzburger Gebirg in dem Bad Gastein, was mir recht eigentlich wieder einige Lebenskraft gegeben hat, denn meine lange Krankheit im vorigen Winter hatte mich in einen beinahe hoffnungslosen Zustand von Schwäche versetzt. Mit großer Schonung hoffe ich den Winter leidlich zuzubringen, und soll dann Gastein noch einmal brauchen. Empfehlen Sie mich Ihrer Gemahlin und den Freunden die freundlich noch meiner gedenken, worunter ich vorzügl. die gute Buti rechne und Ihnen recht dankbar für die Güte bin die Sie ihr erwiesen.

Mit der ausgezeichnetsten Hochachtung bin ich

Ihre ganz ergebene
K. v. Humboldt
geb. v. Dacheröden.

Berlin, den 2. April 1827.

Ew. Hochwohlg.

sage ich den verbindlichsten Dank für die gütige und sorgsame Besorgung der Mosaiken, um die ich angegangen worden. Sie haben sehr gefallen,

und auch ich habe sie sehr schön ausgeführt gefunden, besonders die beiden [unleserlich]. Weniger gelungen erschien mir die Lilie. Die distinctive Form der Blume schien mir nicht genau genug nachgeahmt. Ueber die Bezahlung erwarte ich Ew. Hochwohlg. Verfügungen, und wiederhole meinen besten Dank.

Auf Ihre mir so bekannten gütigen Gesinnungen rechnend, lege ich ein Briefchen für die gute Buti bei. Je schwankender mir ihre Gesundheit scheint je mehr wünschte ich allerdings daß die Gute den Trost hätte den Sohn in einem kleinen Amt zu sehen. Aber ich weiß auch wie schwer überall dergleichen ist, und bitte nur Ew. Hochwohlg. das mögliche für die Familie zu thun. Immer werde ich es aufs dankbarste erkennen.

Das Wohlbefinden Ihrer Frau Gemahlin und Kinder freut mich ungemein u. bitte mich ersterer bestens zu empfehlen. Auch mit meiner Gesundheit ist es den Winter über, nach den langen Leiden des vorigen Jahres, sehr leidlich gegangen. Gastein hat wirkl. an mir Wunder gethan, denn ich kam sterbend hin.

Ew. Hochwohlg. werden beim Empfang dieser Zeilen schon wissen daß mein Schwiegersohn Bülow als diesseitiger Ges. nach Engl. gegangen ist. Obgl. ich nicht das ehrenvolle dieser Ernennung misskenne, ach! so werden Sie mir doch beipflichten oder wenigstens mich entschuldigen wenn ich bekenne daß mir nichts schmerzvolleres in des Lebens Epoche in der ich stehe hätte begegnen können als diese Trennung von meiner so lieben Tochter u. ihren holden Kindern. Das Leben lehrt einem recht schwere Resignation. Meine Tochter wird erst in einigen Monaten nachreisen. Sie haben jetzt die Savignysche Familie in Rom. Möchten wir doch bald günstigere Nachrichten von der Gesundheit dieses treflichen Mannes hören! Ich bitte Sie mich ihm, seiner Frau u. Tochter angelegentlich zu empfehlen.

Wir haben seit vorgestern das Glück Herrn Min. v. Stein mit der liebenswürdigen Therese bei uns in Berlin zu besitzen. Er ist so kräftig daß man gar nicht an seine Jahre denkt. Der Ob. Pr. v. Heidebrandt ist 2. mal vom Schlage getroffen worden, lebt noch, aber kaum hoft man sein Aufkommen. Auch Prof. Buttmann hat einen neuen Schlagartigen Unfall gehabt, der ihm das Schreiben unmöglich macht, und wird sehr bedauert. Prof. Bekker hat geheiratet, das werden Sie längst wissen.

Aber welch allerliebste Frau er sich auf Rügen geholt hat wissen Sie vielleicht nicht.

Meine Töchter empfehlen sich mit mir Ihnen, Ihrer Gemahlin und der guten Frau Eggers. O könnte ich Sie alle doch noch einmal in „der Stadt der Städte" nach der meine Sehnsucht immerfort gerichtet ist, wiedersehen!

Leben Sie wohl und gedenken zuweilen

Ihrer

ergebenen

K. v. Humboldt

gb. v. Dacheröden.

An Stein.

den 16. Februar [1825].

Die Nachricht der bevorstehenden Verheiratung Ihrer lieben ältesten Fräulein Tochter,[1] die mir Frau von Clausewitz mitgetheilt, hat mich, mein theurer und verehrter Freund, zu innig erfreut um mir die Freude versagen zu können Ihnen meinen allerherzlichsten Glückwunsch selbst zu überschreiben. Ich weiß aus eigner Erfahrung welch ein seeliger Genuß es dem Herzen gewährt ein theures Kind eine eigne Laufbahn des Glückes und des Seegens anfangen zu sehen, welch eine Ruhe es einem für die Zukunft giebt, eine liebe Tochter einem braven Mann angehörend zu wissen, um mich nicht ganz, geliebter, theurer Freund, in Ihre Empfindungen hinein zu denken und mit Ihnen zu fühlen. Von Ihrem zukünftigen Herrn Schwiegersohn habe ich von dem meinigen, von Bülow, so viel Gutes gehört, daß ich wohl aus vollem Herzen Ihnen u. Fräulein Henrietten meine Glückwünsche darbringe. Alles was Ihr Leben verschönert gewinnt für mich das tiefste Interesse, ist mir gleichsam heilig. Meine Liebe und Verehrung für Sie sind in dem besten was der Mensch in sich hat, begründet. Unser Leben hat sich diesen Winter über ziemlich still und einförmig abgesponnen. Ich habe viel an Kopfgicht und einem sich daraus entwickelnden schmerzhaften Leiden am rechten Auge gelitten, was mich Monate lang in allen Beschäftigungen sehr gestört hat. Humboldt war auch einige Wochen im Spätherbst gar nicht wohl. Jetzt aber geht es ihm und mir besser. Meine Kinder sind wohl, Caroline auf eine tief rührende Weise meine sorgsame Pflegerin, Herrmann ist fleißig und entwikkelt sich auf eine hoffnungsvolle Weise. Die Bülow

[1] Henriette, mit Graf GIech.

hat 2 liebe kleine Mädchen und ist glücklich, Bülow wird geschätzt und anerkannt. Den Kindern in Schlesien geht es auch gut, und mein kleiner Enkel ist ein schönes u. gesundes Kind.

Möchten wir doch so glücklich seyn, Sie, Verehrtester Freund, in dem Laufe dieses Jahres wiederzusehen. Welch eine Freude wäre das!

Genehmigen Sie mein und meiner Kinder angelegentlichste Empfehlungen und sagen Sie Fräulein Henrietten und Theresen wie sehr wir Ihrer gedenken.

Ihre

K. v. Humboldt.

Robert Bauer: Über einige Wechselbeziehungen zwischen Rechtswissenschaft und Sozialwissenschaft.

Unter der Herrschaft zweier Richtungen hat die juristische Forschung ihre durchgreifendste Ausgestaltung erfahren; der historisch-dogmatischen einerseits, der naturrechtlich-philosophischen andererseits. Diese stellen die beiden Gegenpole dar, von denen bisher aller bestimmende Einfluß auf die Entwicklung der Rechtswissenschaft ausgegangen ist. Diese hat uns eine tiefere Durchdringung des römischen und germanischen Rechtes, jene das Völkerrecht und die allgemeine Staats- und Rechtslehre gebracht.

Ungefähr seit dem Jahr 1896, in dem Stammlers „Wirtschaft und Recht" erschien, machte sich eine Reaktion gegen die durch den Einfluß der historischen Schule hervorgerufene Überschätzung des positiven Rechtes geltend. So kam es zu einer sich zwar langsam vollziehenden, aber überaus fruchtbar wirkenden Wiedergeburt des Naturrechtes; man suchte die Ergebnisse der neueren Philosophie für die Grundlegung juristischer Methode zu verwerten.

Unter ihrem Einfluß trat eine dritte Richtung in die Erscheinung, die heute noch nicht abgeschlossen ist. Ihr liegt die Auffassung des Rechtes als eines „sozialen Phänomens"[1]) zugrunde.

Gilt es, soziale Wertungen im Recht nachzuweisen, so ist zunächst auf dessen Kompromißnatur hinzudeuten. Alles Recht entspringt einem Kampf von Stärkeren und Schwächeren, von Besitzenden und Dienenden um Macht und Herrschaft. Es steckt eine große soziale Erfahrung darin, wenn uns die römische Sage von der großen Gesetzgebung erzählt, die eine Folge der secessio plebis in montem sacrum war. Alles Recht ist ein Ausgleich zwischen divergierenden Standes- und Klasseninteressen. Das hat keiner wirksamer als Lassalle in den beiden Vorträgen: „Über Verfassungswesen" und „Was nun?" gezeigt.[2])

---

[1]) So Wurzel, Das juristische Denken, Wien 1904.

[2]) Vgl. ferner Merkel, Recht und Macht, in Schmollers Jahrbuch Bd. V, 1881, S. 1439 f.

Dieselbe Tendenz, die so die Fassung des positiven Rechtes beeinflußt, die des Ausgleichs von widerstreitenden Herrschaftskomplexen, hat den Richter auch bei Auslegung des Gesetzes zu leiten. — Diese Forderung der „Interessenwägung" ist gerade in unseren Tagen von den Vertretern der „freien Rechtswissenschaft" verfochten worden.[1] Sie liegt auch dem Entwurf eines schweizerischen Zivilgesetzbuches (1904) zugrunde, dessen Art. 1 den Richter anweist, sein Urteil nach der Regel zu fällen, „die er als Gesetzgeber aufstellen müßte".

Vor allem hat aber das soziale Leben unserer Tage eine hohe rechtsbildende Kraft gezeigt. Nur eine Geschichtsepoche wie die moderne konnte Gebilde wie die Trusts und Kartelle, Vertragstypen wie den Tarifvertrag hervorbringen. Schon im November 1905 und im März 1906 waren dem Reichstag die beiden Teile einer „Denkschrift über das Kartellwesen" zugegangen. — Auf der Tagesordnung des nächsten deutschen Juristentages steht bereits die Frage: Empfiehlt sich die gesetzliche Regelung des gewerblichen Arbeitsvertrages (insbesondere des Tarifvertrages)?[2][3]

Insofern die Jurisprudenz die Kunst der Subsumption des vom praktischen Leben gegebenen Tatbestandes unter die regelnde Norm ist, stellt sie sich als eine „Technik"[4] dar. Hierbei handelt es sich „nicht um rein logische Operationen, sondern um Zweckmäßigkeitserwägungen oder sonstige Werturteile, bei denen häufig zweifellose und sichere Entscheidungen nicht möglich sind. Die definitive Feststellung des anzuwendenden Rechtes kann nur durch Willensentscheidungen erfolgen, welche den Willensakten nahe stehen, durch welche der Gesetzgeber neues Recht schafft."[5]

Derartige „Zweckmäßigkeitserwägungen" und „Willensentscheidungen" wird auch die idealste Gesetzgebung nicht ausschalten können,

---

[1] So von Müller-Erzbach in der deutschen Juristenzeitung 1906. Ehrlich, Freie Rechtsfindung und freie Rechtswissenschaft, Leipzig 1903, Seite 25.

[2] Deutsche Juristenzeitung, 1907, Seite 1013.

[3] Vergl. Der Tarifvertrag im Deutschen Reich. Bearbeitet im kaiserl. statistischen Amt, 3 Bd. Berlin 1906.

[4] Jhering, Geist des römischen Rechtes III (1875), 2. Teil, S. 309 f, § 37 f.

[5] Rümelin, Werturteile und Willensentscheidungen im Zivilrecht, Freiburger Prorektoratsrede 1891, S. 29.

da sie eine notwendige Begleiterscheinung aller positiven Regelung sind. Stets wird es auch außerhalb des Gesetzrechtes noch ein Etwas geben, das wir als „gerecht" und „Recht" empfinden werden. — „Das durch die Gerichte geschützte Recht ist nicht das einzige, welches man zu berücksichtigen hat. Rechtsverletzungen im juristischen Sinn beziehen sich nur auf gewisse Formen des Unrechts. Der Schutz des Eigentums und der Integrität der Person sind die beiden Angelpunkte, um welche sich die juristische Rechtspflege bewegt. Nun gibt es aber außer dem direkten Unrecht auch noch ein indirektes und keineswegs bloß moralisches, welches vorzüglich in der wirtschaftlichen Auspressung geübt wird."[1])

Dies ist das eigentliche Gebiet, in dem die „Rechtsschöpfung" einsetzt. Hier ist der richterlichen Rechtsprechung eine Aufgabe zugewiesen, wie sie einst Herbart[2]) von der positiven Gesetzgebung forderte: „Die Gesetzgebung soll sich ununterbrochen, wie ein Organismus durch seinen Stoffwechsel, erweitern aber auch reinigen. Sie hat immer zu tun, damit die Prinzipien des Fortgangs sich nicht in Prinzipien des Rückgangs verwandeln, sich nicht stören, sondern reinigen."

[1]) E. Dühring, Kritische Grundlegung der Volkswirtschaftslehre, Berlin 1866, S. 303.

[2]) Herbarts Schriften zur praktischen Philosophie, Teil II, Leipzig 1851, S. 446.

Philipp Stein: Dramatischer Monatsbericht.

Berlin, im April.

Die anhaltend starke Anziehungskraft, die Ludwig Fuldas Lustspiel „Der Dummkopf" im Neuen Schauspielhause ausübt, bedeutet einen großen Erfolg für diese Bühne, aber einen verstimmenden Mißerfolg der Bestrebungen, die 1889 zur Hebung des Theatergeschmacks eingesetzt haben — es zeigt sich hier aufs eindringlichste, daß das Publikum sich am wohligsten befindet, wo ihm eine Mischung von Amusement und leichter Rührung geboten wird. Ein alter, kluger Sonderling hat zum Universalerben seines großen Vermögens von all seinen Verwandten den im landläufigen Sinne Dümmsten ausersehen, den Dummkopf der Familie, der bis dahin mit seinem bißchen bescheidenen Einkommen stillvergnügt hingelebt hat und zufrieden war, wenn er in seiner kleinen Klause bei der Lektüre guter Bücher große Reisen durch die Welt zu machen glauben konnte — es steckt zweifellos ein Stück Dichter in ihm, seine Phantasie und der Glaube an die Güte der Menschen läßt ihm alles rosig erscheinen. Daß er Universalerbe wird, kränkt ihn tief, es ist ihm peinlich, das große Vermögen seiner Dummheit zu verdanken, auch ist in weiteren Kreisen seine Dummkopfwürde nun bekannt geworden. Deshalb (?) geht er bereitwillig auf den Vorschlag der leer ausgegangenen drei Erben ein, zu ihren Gunsten der Erbschaft zu entsagen — als ob dadurch das Odium der Dummheit von ihm genommen und als ob er sich durch diesen maßlos dummen Verzicht nicht nun wirklich als unzurechnungsfähiger Dummkopf qualifizieren würde. Dies ist die erste der Unwahrscheinlichkeiten, von denen das Stück strotzt, das abgesehen von den guten Ansätzen in der Charakteristik des Dummkopfes sich in den ausgetretenen Geleisen des bloßen Amusementlustspiels bewegt. Auf der einen Seite die lichte Gestalt des Dummkopfes, auf der anderen die kohlpechrabenschwarzen Gestalten jener bis zur Schurkerei egoistischen Vettern. Der eine hat sich mit Hilfe der dreimalhunderttausend Mark, die er vom Dummkopf erhalten, zum Direktor der Bank aufgeschwungen, in der der Dummkopf eine bescheidene Stellung bekleidet — der neue Direktor fürchtet, genau wie der Bankdirektor in „Nora", die Vertraulichkeit des jungen Mannes und entläßt

ihn. Der einstige Universalerbe wird stellungslos, brotlos und erscheint halbverhungert bei seinen Verwandten — sein einziger Besitz ist ein Kanarienvogel, mit dem er sich — ein Posseneffekt — immer herumschleppt — auch vor der Trivialität „er hat einen Vogel" schreckt der Dialog nicht zurück. Die drei bösen Vettern stecken den Dummkopf schließlich, um sich seiner zu entledigen, in eine Heilanstalt, aber die furchtbar reiche und furchtbar schöne und noch mehr kluge Amerikanerin, die in glänzenden Toiletten durch das Stück geht und allen anderen Freiern widerstanden hat, erkennt die pia anima des Dummkopfes und fragt ihn, ob er sich von ihr heiraten lassen würde. Der Heilanstaltsdirektor hat nämlich das Tagebuch des Dummkopfes gelesen und der Amerikanerin verraten, daß darin allerlei Liebesbeweise für sie stehen. Der Dummkopf ist geheilt von seinem Glauben an die Güte der lieben Verwandten und von dem Irrtum, daß sich mit der praktischen Lebensklugheit der Amerikanerin der Kultus des Idealen nicht verträgt. So schließt das in der Grundidee hübsch erdachte Lustspiel ziemlich banal. Es finden sich mancherlei Züge liebenswürdigen Humors; sehr gelungen ist der erste Akt mit der in guter Kleinmalerei behandelten Szene der Testamentseröffnung. Aber das meiste ist in zu starken Farben aufgetragen, immer nur Theater in schlechtem Sinne, modisch aufgeputzter Venedir. Um den Erfolg machte sich in einer vollendet künstlerischen Leistung besonders Harry Walden verdient.

Arges Mißgeschick hatte das Kgl. Schauspielhaus mit einem Einakter, auf dessen vermeintliche dichterische Qualitäten es große Hoffnungen gesetzt hatte — dem dramatischen Gedicht „Meister Mathias" von Manfred Kyber, einem Pseudonym, das ebenso gesucht ist wie Inhalt und Form der kleinen, ach so langen Dichtung. Es ist eine verstimmend schwächliche Nachempfindung von Goethes Faust, eine schlechte Paraphrase über gute Motive und steht, von ein bißchen formeller Geschicklichkeit abgesehen, ganz im Zeichen des Dilettantismus. Mitunter aber gibt's erfreuliche Faustreminiscenzen, so wenn der Held klagt: von allem Leben, allem Lieben ist nur ein schaler Rest geblieben. Meister Mathias, ein Gelehrter und Grübler wie Faust, ist mit sich und der Welt unzufrieden und will die große Uhr zerschlagen, die ihm so oft der Stunden Lauf gezeigt — seine längeren Ansprachen an die alte Standuhr besagen nicht mehr, als was Goethes Faust kürzer benennt: Fluch vor allem der Geduld! Aus dem Uhrgehäuse tritt nun vermummt und verhärmt, als wär's Fausts Frau Sorge, die Zeit heraus und belehrt ihn in längerer Rede, unterstützt durch melodramatisches Beiwerk und sehr hübsche lebende Bilder, daß er nicht umsonst gelebt habe, daß auch seines Lebens Ernte der Tod sei. Sie wandelt sich dann in die ewig junge Zeit; und in ihren Armen entschläft Meister Mathias. Dem faustischen Bestreben des jungen pseudonymen Dilettanten und seinem leeren Versklingklang ist die Intendanz durch eine glänzende

Ausstattung zu Hilfe gekommen, die lebenden Bilder waren sehr geschmackvoll gestellt. Aber all das vermochte nichts zu nützen, es erinnert nur noch an ein weiteres Wort aus dem Faust: ein großer Aufwand nutzlos ward vertan.

Eine gute Talentprobe ward in einer Nachmittagsaufführung einer Komödie „Hinterm Zaun“ von Karl Rößler gegeben. Das Stück ist wohl ein halb Dutzend Jahre alt und der Autor hat inzwischen mit anderen Arbeiten, so besonders jüngst mit dem „Wolkenkratzer“, Erfolg gehabt, aber seine Erstlingsarbeit, in der er sich erlebtes Leiden von der Seele weggeschrieben hat, steht viel höher. Rößler ist längere Zeit als Karl Keßner Schauspieler gewesen — seine Komödie behandelt in dem besonders guten ersten Akt ein Stück aus dem Schmierenleben der Komödianten mit Galgenhumor, mit sehr gelungener Charakteristik und auch nicht ohne einen kleinen Einschlag von Poesie. Mit den folgenden hängt dieser Akt nur dadurch zusammen, daß der am Schmierenleben verzweifelnde Jüngling dann in der Gattin eines Hofschauspielers seine uneheliche Mutter wiederfindet. Dieser Hofschauspieler ist ein eitler Patron, ein Ordenjäger, der die Liaisons von Madame nicht zu sehen scheint und sich an dem Ertrag dieser Liaisons, einer Villa und einem funkelnagelneuen Orden, am Bande um den Hals zu tragen, skrupellos erfreut. Es kommen einige bitterböse Dinge vor — in Summa wird doch nur gezeigt, daß es wie bei der Schmiere auch an den Hoftheatern nicht ganz einwandsfreie Leute geben kann. Darob ist man entrüstet gewesen — ein Schauspieler dürfe derartiges nicht auf die Bühne bringen. Selbst der kluge Dr. Max Pohl, Präsident der Deutschen Bühnengenossenschaft, hat dagegen geeifert — als wenn schon jemals ein Journalist sich darüber beschwert hätte, daß in einem von einem Journalisten verfaßten Stücke Journalisten — Schmock und Genossen — schlecht behandelt worden. Die Komödie hat das Recht und die Pflicht, alle Gesellschaftsschichten satirisch zu behandeln — wenn aber Daudet das Recht hat, einen Delobelle zu zeichnen, warum dann nicht Rößler einen Hofschauspieler? Delobelle und dieser Hofschauspieler sind jeder ein gut beobachteter Typus, trotzdem wird niemand behaupten, daß sie typisch sind. Im übrigen ist das Stück Rößlers wohl eine gute Talentprobe, voll guter Beobachtungen und oft wie von eigenem Leid durchzittert, aber darum noch durchaus kein gutes Stück. Aber die sorglose unbekümmerte Szenenführung und die oft glänzenden Einzelheiten und Genrebildchen versöhnen immer wieder.

Ein für Berlin neuer Mann ist im Lessingtheater erschienen — der Ungar Franz Molnar mit seiner Komödie „Der Teufel“. Der erste Akt der eigenartigen Arbeit ist das Frischeste, Packendste, Geistvollste, was uns die Spielzeit gebracht hat. Erst in den folgenden Akten wird der Pferdefuß der Molnarschen Teufelsschöpfung sichtbar. Der erste Akt überschüttet uns mit einer interessanten Fülle geistreicher Aperçus, witziger Schlagfer-

tigkeiten und überraschender Szenen, mit Kundgebungen überlegenen Humors, mit fesselnden Paradoxen. Schade nur, daß in den folgenden Akten dieses sprühende Beiwerk der Handlung nicht genugsam untergeordnet wird, daß die Logik, die Konsequenz der Entwicklung der Geschehnisse nicht immer zwingend genug erscheint, daß mit den Menschen und Situationen allzu willkürlich umgesprungen wird, daß der von mehreren Seiten erhobene Vorwurf, Molnar sei eine Mischung von Shaw, Wilde und Henri Bernstein, für die späteren Akte oft zutrifft mit Ausschluß des teuflisch pointierten Finales, wo Molnar wieder ein Eigner ist. Er strömt fast über von immer neuen Einfällen und Wendungen, er ist ein geistiger Verschwender, von seinem Überreichtum hätten unsere Durchschnitts-Lustspielfabrikanten ein reichliches Dutzend ihrer Einzel- oder Kompagniearbeiten vollauf bestreiten können. Aber er ist sich seines Reichtums wohl allzu bewußt, ihm fehlt noch die Beschränkung des Meisters, wie sehr er auch bereits die Szene beherrscht, gute Typen schaffen kann, so den fast neuen Typus der gefühlvoll leichtfertigen, sich naiv hingebenden Seidenmizzi, eines ganz aparten Malermodells. Er hat durchweg Theaterblut und seine große Gewandtheit und Sicherheit verführt ihn leicht vom Literarischen zum bloßen Theater. Der Maler Hans liebt die schöne Jolantha. Vor sechs Jahren haben sie sich einmal geküßt — dann hat sie einen liebenswürdigen, harmlosen Millionär geheiratet, mit dessen Unterstützung Hans dann studiert hat. Nun soll Hans Frau Jolantha porträtieren, sie ist in seinem Atelier. Beide sind nicht ganz unbefangen, die Liebe zueinander, die vor sechs Jahren in ihnen geknospet hatte, ist nur beherrscht, nicht völlig unterdrückt worden — sie glimmt scheu unter der Asche. Aber sie haben resigniert. Da ist plötzlich der Teufel bei ihnen. Ganz plötzlich — man sieht nicht, woher er kommt, aber er ist da. Wenn man symbolisieren wollte, könnte man sagen, das Böse ist plötzlich in ihnen erwacht, das Verlangen und Begehren. Aber auf solches Symbolisieren kommt es Molnar ersichtlich gar nicht an — der Teufel ist also da, ein sehr eleganter, sehr weltmännischer Teufel: man weiß, die Kultur, die alle Welt beleckt, hat auch auf den Teufel sich erstreckt. Er ist ein glänzender Menschen-, besonders Frauenkenner, er weiß den beiden keusch Liebenden, die er zusammen bringen will („Hab' ich doch meine Freude dran", sagt Mephisto), nicht nur die Gelegenheit zu schaffen, sondern auch den Zwang der Gelegenheit, und nach allerlei ergötzlichem Hin- und Herschieben der Figuren hat er glücklich die so lange Widerstrebenden so unwiderstehlich zueinander getrieben, daß er mit einem teuflisch triumphierenden „voilà" unbesorgt den Schauplatz seiner Taten räumen kann. Das Teuflische hat gesiegt. Trotz seiner Neigungen zu wirksamer Theatralik hat Molnar in diesem Lustspiel doch so viel beweglichen Geist, so viel Gedankenreichtum, und besonders in seinen drei Frauengestalten so viel eindringliche Gestaltungskraft bewiesen, dabei eine solche Frische des

Temperaments, daß er die Gewähr gibt, mehr als der Durchschnitt der Bloßbühnenschriftsteller werden zu können.

In den Kammerspielen des Deutschen Theaters ist auf Hugo v. Hofmannsthals Jugendarbeit — er schrieb sie mit neunzehn Jahren — „Der Tor und der Tod" zurückgegriffen worden. Der Dichter, in dessen dramatischen Früharbeiten immer eine eigene Mischung von Lyrik und Artistentum steckt, ist als Dramatiker zuerst von der „Freien Bühne" mit seiner „Frau am Fenster" erfolgreich eingeführt worden. In der kleinen Tragödie des Toren, der angesichts des Todes zur Erkenntnis eines ungenützten Lebens kommt, also zur Erkenntnis wohl der größten Tragödie, ist ungemein viel Stimmungsgehalt. Die Regie ließ diese Stimmung wohl erkennen, aber nicht das Gedankliche. Der Ton ward viel zu leise, allzu klanglos genommen, außerhalb weniger erster Parkettreihen verstand man nur Wortbrocken — es war wie ein Gemälde, dessen Farbensinfonie man wohl empfindet, dessen Gestaltungen und Linienführung man aber nicht zu erkennen vermag. Die kleine Dichtung ist vor Jahren auf der Sezessionsbühne mit bescheideneren Mitteln, aber auch mit bescheideneren Allüren viel eindrucksvoller zum Vortrag gebracht worden. Es kommt doch hier, wo die Geschehnisse fast keine Rolle spielen, gerade auf den Vortrag an, auf das Verständnis der feinen Bekenntnisworte und des romantischen Grundgedankens, der in dem Ausspruch gipfelt:

Ich hab' mich so in Künstliches verloren,
Daß ich die Sonne sah aus toten Augen,
Und nicht mehr hörte als aus toten Ohren —

und die Klage, unter dem Fluch zu stehen:

Das Leben zu erleben wie ein Buch,
Das man zur Hälfte kennt und halb noch nicht begreift,
Und hinter dem der Sinn erst nach Lebend'gem schweift.

In grellem Gegensatz zu dieser von Regie und Darstellung um ihren Gedankengehalt beraubten feinen Poetenarbeit stand die darauf folgende „Alltagstragödie in acht Bildern", „Nju". Der Autorenname Ossip Dymow weist, wenn er nicht pseudonym ist, auf russischen Ursprung, worauf in dem sonderbaren Stücke selbst freilich auch nicht die geringste Nuance schließen läßt. Wäre die Arbeit besser, könnte sie in Wien oder Paris entstanden sein für Kabaretzwecke. Die Gestalt des jungen Lebemanns und Dichters, der der Liebhaber der Frau Nju wird, läßt in dem allein guten ersten Bilde einige feine Züge Schnitzlerscher Faktur erkennen, im übrigen aber ist's fürchterlich. Erstes Bild: Nju, die hier wie eine allzu bewußte Kokette erscheint, macht die Bekanntschaft des Lebemann-Dichters. Ein anderes Bild: aus der koketten Nju ist ein rückhaltlos liebendes Weib geworden. Wieder ein ander Bild: Zusammenstoß von Njus Gatten mit ihrem Liebhaber — die Lampe fällt um, mehrere Pistolenschüsse gehen los und be-

lästigen die Zuschauer ohne sonst weiteren Schaden anzurichten. In einem andern Bilde versagt sich Nju ihrem Geliebten — man weiß nicht warum. Sie schreibt einen Brief, man weiß nicht an wen. Im Bilde darauf ist Nju tot — die Totenklage des Gatten und des Geliebten stehen in psychologisch gut gezeichnetem Gegensatz. Dann das Schlußbild: Njus Eltern sitzen bei der Lampe und lesen gemeinsam ihrer Tochter letzten Brief — sie und die Zuschauer erfahren daraus, daß sich Nju getötet hat, weil sie über die Herkunft ihres zu erwartenden Kindes nicht im klaren ist. Ein zweifellos neues tragisches Motiv. Das Stück erscheint wie eine Aneinanderkoppelung von acht Romanfetzen, zu denen die vermittelnden Kapitel unterschlagen sind. Mitunter taucht eine gute Beobachtung auf. Das Stück, das in Sprache und Situation vielfach abstoßend wirkt und nicht auf eine literarische Bühne gehört, wurde, vom ersten Bilde abgesehen, beifallslos erlitten.

Mit einer frischen, fröhlichen Groteske hat Paul Apel im Hebbeltheater belustigt. Seine drei Akte nennt er ironisch „Liebe" — es sind ergötzliche Episoden aus dem Liebeleileben der reizvollen und liebebegehrlichen jungen Witwe Marion, die mit drei ganz jungen Jünglingen gleichzeitig und durcheinander nicht allzu platonisch herumliebelt. Die blöde Jugendeselei der drei Jünglinge, von denen zwei es züchtig und sehr ernst meinen und deshalb wenig erreichen, ist sehr hübsch geschildert, der Komödienton ist gut durchgeführt, die Schlußmomente sind von graziöser Keckheit. „Liebe" hat in Tendenz und auch vielfach in der Konstruktion viel Verwandtes mit Hinnerks „Verkehrter Welt", das literarisch höher steht und den im Mittelpunkt der Handlung stehenden Frauencharakter tiefer und interessanter, verschlagener und in farbigeren Nuancen schildert. Aber immerhin ist Apels „Liebe" trotz mancherlei dramatischer Unzulänglichkeiten das Unterhaltsamste, was das Hebbeltheater bisher geboten hat.

Auch ein japanisches Schauspiel hatten wir — die kleine Hanako, die jetzt in vielen Theaterstädten auftaucht, gastierte mit ihren Leuten im Passage-Theater. Ihr Repertoire besteht in dem Einakter „Otake" von Loi-Fu, der von kaum glaublicher Einfachheit ist. Eine schöne Geisha ist ausgegangen; ihre Dienerin Otake zieht nun ihren Mantel an, putzt sich und schmückt sich. Kommt der Liebhaber der Geisha und hält Otake für seine Geliebte. Diese weist ihn zurück, er wütend ab. Kommt der Diener, erkennt Otake, Umarmung, Kuß, allerlei naturalistisches Liebesgetändel. Kommt der Liebhaber wieder, Otake weist ihn wiederum ab, darauf ersticht er sie. Kommt die Geisha, und Otake legt sterbend die Hände der beiden Liebenden ineinander. Das Ganze ist ersichtlich für Hanako, die Otake-Darstellerin, — gedichtet. Diese Künstlerin leistet Bedeutendes. Man rühmt die Art, wie sie zu sterben versteht, wie ihr Gesicht allmählich erstarrt. Das ist staunenswert, aber das ist doch mehr ein mimisches Kunststück. Aber wirklich künst-

lerisch ist die zierliche, graziöse Hanako als Soubrette, als Humoristin, als Charakteristikerin. Wie sie mühsam die Sachen für die Geisha herbeischleppt, wie sie sich putzt, alle diese intimen Künste der japanischen Gesichtstoilette treibt, das ist ergötzlich. Noch erquickender aber die Freude, die aus ihren Augen, ihren Mienen leuchtet, wenn sie sich nun im Spiegel betrachtet, die Freudigkeit, wenn sie die Tänze der Geisha nachtanzt. Und ein hinreißendes Temperament verrät sie in der Liebesszene mit dem Diener, die sie so graziös naturalistisch zu gestalten weiß. Hanako ist nicht, wie's in den Ankündigungen heißt, Japans größte Tragödin — das bleibt Sada Yacco. Aber Hanako ist Japans große Humoristin.

Redaktionelle Notizen.

Von dem Wiener Zweigverein der deutschen Schillerstiftung mit der Herausgabe der Werke Ferdinand von Saars beauftragt, wenden sich die Unterzeichneten an die Besitzer von Handschriften und Briefen des Dichters mit der Bitte, ihnen den Einblick und die Benutzung zu gestatten. Auch für den Nachweis erster Drucke an versteckten Stellen sind wir dankbar.

Die Zusendung erbitten wir unter der Adresse von Hofrat Professor Dr. Jacob Minor, Wien IV/2, Johann Straußgasse 36. Die Zurückstellung erfolgt auf Wunsch umgehend nach der Benutzung.

A. Bettelheim. J. Minor.

* * *

Ein „Schriftsteller-Verein Nord und Süd" in München, der unter Leitung eines Herrn Hinsmann steht, machte in letzter Zeit von sich reden. Ohne auf die Qualitäten dieses von dem Schriftsteller-Organ „Die Feder" angegriffenen Unternehmens einzugehen, möchten wir betonen, daß, obwohl dieser Verein unter dem Namen „Verlag Nord und Süd" inseriert hat, weder unsere im 32. Jahrgang stehende Zeitschrift „Nord und Süd", noch unsere handelsgerichtlich eingetragene Firma „Verlag Nord und Süd" irgend etwas Gemeinsames mit dem oben erwähnten Unternehmen hat.

Redaktion und Verlag von „Nord und Süd".

Bildende Kunst.

Zu den Kunstbeilagen.

Peter Hille.*)

Das Kirchenbuch des Dorfes Erwitzen in Westfalen behauptet allerdings urkundlich und mit dem Munde einer Behörde, daß Peter Hille alldort am 11. September 1854 geboren wurde. Aber das glaube ich nicht. Seine Natur und sein Schicksal war es gerade, nicht in unserer Zeit zu leben, und von unserem neunzehnten Jahrhundert nichts zu wissen. Eine Seele wohnte in ihm, — ja, wie soll ich sie greifen, zergliedern? Ein Mönch von Heisterbach ist unser Peter gewesen. Vor vierhundert Jahren ging er wohl einmal, in frommen Meditationen versunken, eines Morgens in den Wald. Und da es Abend wurde, die Sonne blutete, und Peter heimkehrte, — da sah die Welt wunderlich verändert aus, eine Fabrik stand an der Stelle seiner Eremitenhütte, Eisenbahnen fuhren und Telegraphendrähte sangen, wo die Raubritterburg gedroht hatte. Peter in der Fremde. Als Geist und Kind vergangener Zeiten, barfüßig, in zerfetztem Bettelmönchsgewand, oder im zerlöcherten Talar des fahrenden Schülers, ging er durch die andersgewordene Welt hin. In seinen Augen träumte ein Lied von vorvorgestern, wachte der Mensch aus den Anfängen und Kindheitstagen unserer neuen Kultur, spielte eine Seele aus den Zeiten des Überganges von Mittelalter und Renaissance.

Die letzte und tiefste Heimatswelt unseres Peters, die seiner Empfindungen und Gefühle, seiner Gedanken, seiner Visionen war eigentlich die der Frühhumanisten. Als Fleisch wandelte ein Stück Kulturgeschichte, Seele und Geist vom Ende des 15. und Anfang des 16. Jahrhunderts unter uns. Das Gymnasium ist immer bis zuletzt in Peter Hille gewesen und mit ihm gegangen. In seinem reifsten und noch immer zusammenhangvollsten Drama: „Des Platonikers Sohn" weist er auf diesen Urgrund seiner Natur am nachdrücklichsten hin. Und aus dem Leid und Lust seines Giovannis, des armen Bastards des poeta laureatus Petrarca, weint und lacht uns sein eigenes Leben entgegen. Aus Kloster- und Mönchszellen bricht eine Schar schwärmerisch trunkener Bakchanten hervor, eben von Ketten befreiter Gefangenen, aber die dionysischen Geister werden auch immer wieder von einer tiefen Sehnsucht nach stillen Altären und Muttergottesbildern zurückgezogen, und wenn in ihre heidnischen Venusgesänge ein Ave-Maria-Geläute hineintönt, erschauern sie in Andacht und ziehen ihre Mützen. Mittelalterliche Mönchsmystik und jungfrüher Hellenismus gehen noch ganz innig ineinander, und Meister Ekkehard

*) Peter Hilles Ausgewählte Werke in vier Bänden. — Peter Hille. Erinnerungen von Heinrich Hart. (Berlin, Schuster u. Löffler.)

und Catull sangen in der Seele unseres Peters gemeinsam eine Gotteskind- und Weltkindweise, in die dann noch eine Merlin-stimme, die Stimme einer echten Naturmystik, hineinfließt.

Diese urplatonisch-gymnasiale Seele sah im Worte noch immer den Gott und Ursprung aller Dinge, das geheimnisvolle Logosfeuer und die Essenz aller Naturerscheinungen, und das ganze geistige Schaffen Peter Hilles kann zuletzt richtig nur aus den Ideen einer Wortmystik, eines Wortkultus und einer Wort-kultur verstanden werden. Jede Entwicklung, jeder Entwicklungs-sinn war seinem Geist versagt. Als ich ihm zum letzten Male im An-gesicht des Todes die Hand drückte, war er noch immer genau derselbe, wie damals, da wir uns zuerst in den Knabentagen innige Freund-schaft schwuren. Der völlige Mangel aller Ordnungssinne, die Unfähig-keit, zu bauen und zu komponieren, größere Zusammenhänge, Ent-wickelungen und Steigerungen zu erfassen, lagen als Fluch auf seinem Leben und seiner Dichtung. Das war wie eine Geistesstörung und Verwirrung bei ihm. Aber das einzelne Wort nahm Fleisch, Ge-stalt und Leben unter seinen Händen an. Von Anfang an gab er sich ihm hin mit aller Inbrunst und allen Versenkungen. Es sollte das sein, was es bezeichnet, duften und klingen, sich bewegen und verändern, wie die Sache, für die es steht, und in deren tiefstes Leben hinein-leuchten. Seine Bücher sind voll von köstlichen Wortwundern, Bild-worten, Vergleichen, Metaphern, die bald blitzartig ihm kamen, bald als Ergebnisse tage- und wochenlanger Grübeleien. Im Tiefsinn Jo-hanneischer Logoslehre wurzelte zu-letzt dieses ganze Dichten und Trachten, und aus dem geheimnis-vollen Raunen und den wirren dunklen Tönen Peter Hillescher Kunst läuten wie aus versunkenen Gräbern uralte Glocken: „Im An-fang war das Wort und das Wort war Gott. Alles ward durch das-selbe, und ohne dasselbe ward nichts, was geworden ist . . ."

Wie ein Mensch, der vor vier-hundert Jahren entschlief und nach jahrhundertlangem Schlafe plötzlich sein Auge wieder aufschlägt, saß er unter uns. Und darum hatte er immer etwas Fernentrücktes, Geister-haft-Gespenstisches, Magisch-Ahas-verisches an sich. Eine Doppelt-Seele, einmal ganz und gar Kinder-seele und Naivetät, und einmal ganz und gar Greisenseele und Weisheit. Und wenn er sprach, so schienen ein Greis und ein Kind miteinander zu reden, und es war wie ein Lallen und ein Geflüster, ein Verwehen und Vergehen, ein Weg- und Ver-sunkensein darin, und immer konnte man nur halb folgen und verstehen, — aber eine Wunder- und Mär-chenwelt leuchtete aus Tiefen empor, selige Augen lächelten herauf.

Peter Hille, Giovanni, Poverino — verstoßenes Kind Petrarcas! Als poeta laureatus wirst du nicht durch die Zukunft gehen . . . Aber du selbst bist uns ein Lied und ein Vagantensang geworden . . . Wenn die Werke zerfallen, der Mensch wird bleiben, und wie von einer Legende werden sie noch lange, lange von dir erzählen. Mir aber bist du ein Trunk gewesen aus den tiefsten und

geheimnisvollsten Quellen des Lebens — ein Becher der Rätsel und Seelenzauber. Ein Rausch dionysischer Nächte und Bakchantenjubels — ein Untergang im Allerheiligsten und eine Auflösung in Licht, Wald und Wasser, — und ein ewiges Lächeln frohen Humors und unendlicher Weltkomik. Das alte Lied von der Seligkeit derer, die da nichts besitzen, und vom Bettler als dem wahren König der Erden hast du uns wieder zur Wahrheit gemacht. Auch du besaßest eigentlich nie einen Ort, wo du dein Haupt ruhig hinlegen konntest, und wie oft hattest du nichts als die Erde zum Bett und den Himmel zur Decke. Und wenn sie dich auch in einen Palast gesetzt hätten, das kostbarste Zimmer hätte doch bald wie eine Höhle und Spelunke ausgesehen. Aber diese deine Höhlen und Spelunken leuchteten dennoch wie Aladdinsche Wundergrotten. In Weinstuben saßest du und trankest die köstlichsten und besten Weine, aber den langen Philosophenmantel durftest du dabei nicht ablegen, denn darunter gab's nicht Rock noch Weste. Wie ein ewiger Kranich zogst auch du umher, eine fleisch- — nein, leider nicht fleischgewordene Mahnung an die Eitelkeit alles Irdischen. „Wir wissen unser Schicksal, unser Wesen durchschauen wir," so hast auch du von dir selbst gesagt, „und so haben wir uns selbst verdammt zu rastlosem Schweifen . . . Unsere Heimat ist zurückgesunken ins Vergangenheitsreich wie das Paradies, und darum gewinnt das Heimweh über uns eine klagende Stimme, wie kaum bei einem anderen Stande auf dieser sehnsüchtigen Erde . . . Ein schönes Wort von den Lilien auf dem Felde. Wohl mögen wir's auf uns beziehen und stolz uns berühmen: Unser Wams, wie's auch verschlissen, läge Salomons Thronkleid zum Tausch daneben und zur Freite ein Prinzeßlein, dennoch nähmen wir unser Röcklein und zögen fürbaß." Julius Hart.

— — — — — — — —

Fischerboot von Dieppe.

Mit breiten Schwingen schiebt der Wind die feuchten Wolken vor sich her. Die weite Fläche des Wassers färbt sich tiefschwarz, bevor sie sich mit den weißen, leuchtenden Schaumkämmen schmückt. Die Segel der Fischerboote neigen sich, fast ängstlich, als wollen sie sich vor dem Angriff ducken. Aber unter dem Zwang kundiger Fäuste richten sie sich halb wieder auf und liegen nun breit ausladend vor dem Winde und fliegen mit ihm dahin. Es war übrigens kein ängstliches Ducken gewesen, nur ein wenig Überraschung, ein unwillkürliches den Kopf Wegstrecken, als könnten sie so unten durch kommen.

Eine stramme Brise. Man könnte von einem kleinen Sturm reden. Man hat schon größeren Stürmen getrotzt. Mit Gefahr getrotzt. Was soll man machen, wenn es keinen Ausweg gibt. Man hält Stand und kämpft. Mit Mut. Mit List. Sie wissen alle davon zu erzählen, die Fischer von Dieppe.

Unten hockt der nasse, grüne Tod und grinst herauf: „Mein Schoß ist bereitet euch zu betten. Einige von euch werden immer hier unten schlafen, zwischen Frankreich und England, wo Platz für euch alle wäre."

Aber man will noch nicht, man ist noch nicht so müde, und obwohl man weiß, daß er recht hat, denkt man doch auch an ein trockenes Sterben daheim in weichen Kissen und in hohem Alter und möchte es vorziehen. Also Mut, und vor allem List, Gewandtheit. Damit ist man ihm schon oft entwischt, durchnäßt von dem salzigen Geifer seiner Wut, die den Fang sich entgehen sieht.

Diesmal hat es nicht viel auf sich. Eine stramme Brise, mehr erwünscht, als gefürchtet. Man fliegt mit den Möwen über die drohende, lungernde Tiefe dahin, das Steuer fest in der Hand, mit ruhigem klaren Blick Tauwerk, Segelzeug und den Weg vor sich umfassend. Ganz Aufmerksamkeit, die aber Gewohnheit ist. Kann man doch dabei nach Hause denken, an Weib und Kind und Herd, oder an einen fröhlichen Abend in der Hafenschenke — die lustige Jeannette mit dem blonden Kraushaar — oder an Jean, den Prahlhans, der schon so und so viel Geld im Kasten haben will. Ja wohl, mit dem Mund segelt er einem immer vorbei. Aber laß ihn. Wir haben auch guten Wind in den Segeln. Mag er seine Fische mit dem Maulwerk fangen und sie als Francs wieder ausspucken. Mag er!

Und jetzt fällt es wie ein Silberregen auf das Wasser. Weg mit den schwarzen Wolken! Die Sonne will durch! Das Schwarzgewölk verzieht sich und dem leichteren, weißlichen Flattervolk da oben scheint die Sonne durch die Rippen.

Und das weite Wasser glitzert und funkelt, und ein paar weiße Segel leuchten blendend auf, und ein paar dunkle, geteerte glühen fast rosig. Der kleine Raddampfer, der unter dem düsteren Schatten der drohenden schwarzen Wolken, prustend und schnaubend, einen tragischen Verzweiflungskampf zu kämpfen schien, ähnelt jetzt mehr einer lustig paddelnden Ente. Ein Fischdampfer? Mit reichem Fang an Bord?

Was da unten lebt, muß hier oben sterben. Ein gegenseitiges Füttern. Die vielverschlingende Tiefe muß auch viel hergeben. Der Mensch greift mit starkem Arm hinein in den Rachen des Todes und entreißt ihm Lebensgewinn. Mit Mut, mit List und Gewandtheit. Auch mit Sorglosigkeit. Immer dicht über dem gierigen Schlund lacht man ihm in die blanken Zähne. Und das leichte Boot tanzt auf und ab, auf und ab. Bis seine Stunde kommt.

Wer hält länger aus? Boot oder Bootsmann? Und beider Rippen, in welchem Sand finden sie ihr letztes Bett? Sind es Englands Kreidefelsen oder Frankreichs Klippen, woran sie zerschellen? Wer aber lange auf dem Wasser war und läßt es, ihm bleibt doch immer die Sehnsucht dahin. Und das Meer, das an seinen Altershafen spült, wohin er sich aus allen Stürmen gerettet, triumphiert:

Sieger blieb ich doch,
Und in deinen Traum
Roll ich Wogen noch,
Werf ich meinen Schaum.

Schwarze Erde wird
Bergen dein Gebein,
Deine Seele irrt,
Wo die Möwen schrei'n.

Gustav Falke.

Dem Dichter zugeeignet.

Sonnenaufgang.

(Gustav Falke.)

SUNRISE.

Ausgabe für mittlere Stimme. (Original.)

For mezzo-soprano or baritone.

English words by John Bernhoff.

Max Schillings, Op. 19. № 4.



5731

Leipzig, Rob. Forberg.


Nacht, nun von dei- - - ner
night; now, since I do
Rück - - kehr mir ward Kun - - - - - - - - - - de,
know thou art re - - turn - - - - - - - - - ing,
war- -te ich auf mei- -ne Mor - - - - - - - - - - -gen- - -
glad I hale the dawn of sun - - - - - - - - - - - lit
p
p
mf
f
3
3
5721


stun - - - - - - - de.
morn- - - - - - ing.
Wenn das
When the
espr.
Licht sich aus dem Dun - - kel hebt,
light of day thro' dark - - ness breaks,
al - les Le - - ben ihm ent - - ge - - gen bebt,
un - to life this slumb' - ring earth a - wakes,
p cresc.
mf


klingt, wie von ver - borg - nen Zau - - - - ber - sai - ten,
mag - - - ic sounds, from hid - den sourc - - - - - es swell - ing,
p
cresc.
hell ein Klang durch al - le Welt und Wei - - - - - - - - -
soar to Heaven, of joy and glad - ness tell - - - - - - - - -
mf
cresc.
drängend
f cresc.
con Ped.
- - - - - - - - - - - - - ten.
- - - - - - - - - - - - - ing.
ff

5731



Ein um dich ver - träum - - tes Le - - - ben harrt
Spent in dreams of thee, a life, love, waits for
(nicht eilen - - - -)
(non accel.)
espr.



dei - ner wun - der - tä - ti - gen Ge - gen - wart
thee, whose mag - ic pre-sence de - light cre-ates
cresc.



Komm, komm! Es
Come, come! In
cresc.

5731


will mit lau - - tem Lie - - - - - - - - bes - - -
strains of glad - - ness love's praise 'tis
p
sin - - - - - - - - - - gen se - - lig sei - nen
sing - - - - - - - - - ing, un - to thee gold - en
mf
Mor - - - - - - - - - - gen - gruss dir brin - - - - - -
Morn's fair greet - - - ings bring - - - - -
f cresc.
ff
f
5781



5731

Faksimile einer unveröffentlichten Komposition von Johann Nepomuk Hummel.



Zu den Musikbeigaben.

Der Zufall hat es gefügt, daß diesmal zwei nicht bloß geistig, sondern auch zeitlich weit voneinander entfernte Komponisten in der Beilage vereinigt erscheinen. Johann Nepomuk Hummel, dessen kleines bisher noch unveröffentlichtes Klavierstück dem modernen Geiste kaum eine Anregung bietet und nur als eine Kuriosität erscheint, hat bei seinen Zeitgenossen als ein sehr tüchtiger Musiker, speziell als hervorragender Pianist gegolten. Im Jahre 1778 zu Preßburg geboren, hat er als achtjähriger Knabe Mozarts Unterricht genossen, frühzeitig große Konzertreisen gemacht, bis er Haydns Stellvertreter beim Fürsten Esterhazy wurde und mit einem Umweg über Stuttgart 1819 in Weimar als Hofkapellmeister festen Fuß faßte, woselbst er 1837 aus dem Leben schied. Von seinen mehr als 100 größeren Kompositionen sind nicht bloß die Opern völlig verschollen, haben sich nur wenige noch in die heutigen Konzertsäle, z. B. sein Septett für Klavier, Streich- und Blasinstrumente, gerettet; selbst seine schönen Klavierkonzerte in Amoll und Hmoll wagt man heute kaum noch der Öffentlichkeit zu bieten; sie werden aber ebenso wie die Fantasie Op. 18 und die Polonaise ‚La bella capricciosa‘ von angehenden Klaviervirtuosen noch gründlich studiert; diese wissen auch Hummels „Anweisung zum Pianofortespiel“ (1828) namentlich wegen der Behandlung des Fingersatzes noch zu schätzen.

Max Schillings, der kürzlich sein vierzigstes Lebensjahr vollendet hat und zum Herbst seinen langjährigen Wohnort München mit Stuttgart vertauscht, um hier die Leitung der Oper zu übernehmen, erfreut sich als Mensch wie als Künstler seit Jahren der höchsten Achtung. Seine Bühnenwerke „Ingwelde“, „Der Pfeifertag“ und „Der Moloch“ sind wohl die bedeutendsten Erzeugnisse der sogen. Wagnerschen Schule. In das große Publikum werden sie freilich kaum dringen können, weil Schillings' oft sehr eigenartige Tonsprache von einer großen Herbheit ist; eine besondere Vorliebe hat er z. B. für Wechselnoten in seiner Harmonik und gar keine Neigung, dem Hörer, bei dem sich das Bedürfnis nach Auflösung eines Akkords eingestellt hat, dies zu erfüllen. Auch sein Gebrauch der alten Kirchentonarten wirkt oft befremdlich. Jedenfalls merkt man es seiner mitunter auch von grüb-

lerischer Schwermut durchsetzten Tonsprache nicht an, daß er ein Kind des sonnigfrohen Rheinlandes ist. Recht erfolgreich ist Schillings auf dem Gebiet des Melodramas gewesen; besonders seine aufs feinste instrumentierte Musik zu Wildenbruchs „Herenlied" muß auf jedermann eine nachhaltige tiefe Wirkung ausüben. Eine große melodische Linie ist seinen durchweg eigenartigen und sehr fesselnden Liedern nachzurühmen; freilich macht er es weder dem Sänger noch dem Begleiter leicht, was man aus dem „Sonnenaufgang" ersehen kann. Aber wie lohnend ist es, dieses Lied gründlich zu studieren: da ist echte Inspiration, ein hoher Geistesflug! Wie herrlich werden die prächtigen Verse Gustav Falkes musikalisch wiedergegeben! Das ganze Liederopus, dem „Sonnenaufgang" entstammt, ist hochbedeutend; des weiteren seien besonders noch die „Erntelieder" (Dichtung von Heinz Evers) als hervorragende Beispiele der Schillingsschen Lyrik bestens der Beachtung empfohlen.

Prof. Dr. Wilh. Altmann.

Literarische Berichte.

Die Zeitschrift für Balneologie, Klimatologie und Kurort-Hygiene, die unter der Redaktion von Sanitätsrat Dr. Graeffner und Dr. Kaminer im Verlage der allgemeinen medizinischen Verlagsanstalt vom 1. April 1908 ab als Monatsschrift erscheint, hat in der gesamten medizinischen Welt berechtigtes Aufsehen erregt. Das Kultusministerium, das Landwirtschaftsministerium und das Reichs-Gesundheitsamt sind durch eines oder mehrere ihrer Mitglieder im Herausgeberkollegium vertreten. Das Herausgeberkollegium setzt sich zusammen aus Männern wie: Kraus, von Noorden, Senator, Renvers, F. Parkes Weber, Ministerialdirektor Förster, Obermedizinalrat Dr. Dietrich, Geh. Ob.-Med.-Rat Prof. Dr. Schmidtmann, Geh. Ob.-Reg.-Rat Prätorius, Privatdozent Dr. Rost und zahlreiche andere.

Groß ist auch die Beteiligung der Balneologen, deren Namen in der wissenschaftlichen Welt einen guten Klang haben.

Die erste Nummer enthält außer dem Geleitwort von Geh. Ober-Medizinalrat Dr. Dietrich, vortr. Rat im Kultusministerium, eine Arbeit von Kraus über Klinik und Balneologie, von Noorden über „Die Diätetik in Kurorten", von Freund, von Eulenburg, von Bickel, von Parkes Weber, und von Richter. Hochinteressant ist die Arbeit von Dr. Martin, Privatdozent in Zürich, über „Deutsches Badewesen in vergangenen Tagen". Neben der Pflege der wissenschaftlichen Forderung wird in der Zeitschrift auch ein besonderer Wert auf die Beschreibung von Kurorten unter ärztlichen Gesichtspunkten gelegt. Die erste Nummer enthält Beschreibungen von Baden-Baden, Meran, und Mitteilungen aus Homburg, Alt-Heide, Soden u. a.

Die Zeitschrift, die einem großen Bedürfnis entspricht, wird sich nicht nur in der wissenschaftlichen Welt einen hervorragenden Platz erringen, sondern sie wird auch für den gebildeten Laien, besonders durch ihren klimatologischen Teil und die Kurortbeschreibungen, Interessantes und vermöge der aus der Lektüre erfließenden Anregung Nützliches darbieten. R.

Erinnerungen von Alex. Herzen. 2 Bände. Aus dem Russischen übertragen, herausgegeben und eingeleitet von Dr. Otto Buek. Mit drei Porträts. Berlin, Wiegand und Grieben.

Die russische Revolutionsgemeinschaft hat beinahe den Charakter einer Kirche in ihrem fanatischen Glauben, ihrer Opferbereit-

schaft, ihrer Missionskraft. Alexander Herzen gehört zur Urgemeinde, in der er etwa als der russisch-nationale Petrus dem kosmopolitischen Paulus Bakunin gegenübersteht; und an seinem Nachgeben gegen dessen Interesse an der polnischen Revolution ist auch seine berühmte Zeitschrift „Glocke" zugrunde gegangen.

Das ist nun aber ja nicht so zu verstehen, als wäre Herzen ein enger Slavophil und Chauvinist gewesen; die kamen in der Literatur erst mit Dostojewski herauf. Es ist ein feingebildeter, kluger Mann, der für Schiller schwärmt und die fremden Nationen leidlich objektiv beurteilt, wobei denn für seine Generation charakteristisch ist, wie hoch er die Engländer über die Franzosen stellt. Die bleiben ihm, wie die Griechen dem ägyptischen Priester, immer Kinder. Und die Putsche und Komplotte Mazzinis mißbilligt er bei aller Sympathie für den Mann, den er aber gewiß zutreffend für einen Stubenpolitiker hält neben dem Freiluftpolitiker Garibaldi. Carl Vogt, den er eingehend schildert, tat's ihm mit seiner behaglich-humoristischen Ruhe und Arbeitskraft an; Herwegh gibt er auf. (Ein Personalverzeichnis fehlt leider den beiden sehr deutlich gedruckten Bänden.) Aber für einen Verschwörer von italienischem Renaissancetypus wie Orsini hat er auch was übrig.

Die Erinnerungen, die leider bald nach der ausgezeichneten Schilderung des Staatsstreichs von 1852 abbrechen, sind vorzüglich geschrieben; anschaulich, packend, dabei ohne vordringliche Subjektivität. Wir kennen Herzen ja alle schon aus den „Memoiren einer Idealistin"; aber er verträgt nähere Bekanntschaft. Es ist ein Russe, bei dem man bei noch so vielem „Kratzen" keinen Tataren findet — aber doch auch kein „Europäer", wie er oft scheinen mochte; schon dieser eigentümlich melancholische Ausdruck der Augen ist national.

Wann wird man diese merkwürdigsten Revolutionäre der Weltgeschichte, die in London das junge Europa bildeten, einmal historisch und psychologisch in ihrer ganzen Bedeutung und Eigenart darstellen und würdigen?

Richard M. Meyer.

Geheime Miterzieher. Von Dr. J. Löwenberg. Hamburg, Gutenberg-Verlag.

Der als Lyriker bekannte Verfasser schenkt uns in seinem „Geheimen Miterzieher" ein ganz prachtvolles Büchlein. „Einblicke, Ausblicke in das weite, bunte Gefild der Kinderseele" will uns der Autor gewähren, und er erfüllt sein Versprechen in gehäuftem Maße. Nicht nur das, auch der Schatz unserer Kindheit, die Märchenwelt, wird uns von neuem erschlossen. „Unsere Volksmärchen" ist ein Kapitel voll eigenartigen Reizes. Ebenso die beiden Abschnitte „Kumm mit, wi willt int Gröne gan" und „Was unseren Großstadtkindern fehlt". Gerade diese beiden Kapitel sollten die Eltern unserer Großstadtkinder lesen und sie würden sehen, wie viele nützliche Anregung ihnen das Büchlein bietet, das unter den zahllosen Erscheinun-

gen auf dem Büchermarkt sicher eine der erfreulichsten ist.

Dr. S. Stiebel.

Immanuel Kants Werke in acht Büchern. Ausgewählt und mit Einleitung versehen von Dr. Hugo Renner. Mit Kantbildnis und Kantplakette. Zwei Bände. Berlin, o. J., Druck und Verlag von A. Weichert.

Diese neue Kantausgabe sucht ihren Zweck allem Anschein nach in der Erfüllung der verdienstlichen Aufgabe, die Grundlegung der kritischen Philosophie einem weiteren Publikum in bequemer und geschmackvoller Weise zugänglich zu machen. Die von sachkundiger Hand geleitete Veröffentlichung ist bei der heute neu erwachten Sehnsucht nach ideeller Lebensvertiefung und dem daraus entspringenden und immer lebendiger werdenden Interesse für wirkliche Philosophie vom Standpunkt dieser Philosophie aus freudig zu begrüßen. In erster Linie werden von Renner selbstverständlich diejenigen Werke gegeben, deren Gesamtheit die eigentliche Darstellung des Systems des Kritizismus bedeutet, also die drei großen Kritiken, die Prolegomena und die Grundlegung der Metaphysik der Sitten. Ihnen sind die Beobachtungen über das Gefühl des Schönen und Erhabenen, die Träume eines Geistersehers, die Allgemeine Naturgeschichte und Theorie des Himmels und die Schrift „Der Streit der Fakultäten" hinzugefügt. Irgend etwas Wesentliches wird sich gegen diese Auswahl kaum einwenden lassen, die „Beobachtungen" hätten vielleicht auch fortbleiben können. Eine als Anhang gegebene Erklärung der wichtigen Grundbegriffe und Fachausdrücke dient dazu, dem Leser das Studium zu erleichtern, nachdem er durch eine längere, klar und flott geschriebene Einleitung in das Lebenswerk des großen Mannes eingeführt worden ist. In dieser Einleitung hat sich Renner bei der Darstellung von Kants Entwicklung in einigem Gegensatz zu deren sonst oft beliebter Einteilung in streng gegeneinander unterschiedene „Perioden" verständigerweise bemüht, die durchgängige Einheitlichkeit ihrer Tendenz gebührend zur Geltung zu bringen.

Dr. Karl Hoffmann.

Der deutsch-französische Krieg 1870/71. Nach den neuesten Quellen dargestellt von Friedrich Regensberg. Band I. Stuttgart, Franckh.

Der Verfasser hat durch die Einzelschilderungen der Hauptkämpfe von 1866 bereits allgemeine Anerkennung gefunden. In dem vorliegenden Werke, von dem der erste Band erschienen ist, entwirft er eine, auch für weitere Kreise verständliche Darstellung des Krieges 1870/71. Unter Zugrundelegung der besten und neuesten Quellen führt er in zusammenhängender Form die kriegerischen und politischen Ereignisse in höchst anregender und anziehender Weise dem Leser vor. Seine Gründlichkeit, sowie strenge, aber durchaus gerechte Beurteilung treten hierbei angenehm hervor. Er weist auf die begangenen Fehler hin, kargt aber auch nicht mit der Anerkennung hervorragender Lei-

stungen und bewiesener Tapferkeit. — Der vorliegende erste Band enthält drei Abteilungen: Die Vorgeschichte des Krieges (Rache für Sadowa, die spanische Bombe, die Emser Depesche), die Vorbereitung zum Kriege (Kriegserklärung Frankreichs, Alles mobil, Kriegspläne und Aufmarsch beider Heere), die Einmarschkämpfe der deutschen Heere (Saarbrücken, Weißenburg, Wörth, Spichern). — Dem umfangreichen Bande (336 S.) sind zur Erläuterung des Textes 15 Karten und 3 Beilagen angeschlossen. Man liest das Buch, das eine schätzbare Bereicherung der über den Krieg 1870/71 bereits erschienenen umfangreichen Literatur bildet, mit großer Befriedigung.

K.

Drei Menschen. Psychologische Novelle von Frances Külpe. Berlin und Breslau, S. Schottlaenders Schlesische Verlagsanstalt.

Das Werk der hochbegabten Verfasserin ist älter als der in dem letzten Jahresbericht von „Nord und Süd" gerühmte Roman. Man kann also in diesem später erschienenen Werke seines früheren Ursprunges wegen keinen Fortschritt erkennen, aber es ist erfreulich zu konstatieren, daß diese Novelle gegen den Roman nicht übermäßig abfällt. Es handelt sich um eine psychologische Erzählung, man könnte fast sagen um ein psychologisches Kunststück. Ein tüchtiger Frauenarzt Rehder ist mit der ausgezeichneten Schauspielerin Nora Selden verheiratet, die er ihrer Kunst überläßt, ohne deswegen aufzuhören, ihr glühende Liebe zu widmen und von ihr herzliche Zuneigung zu empfangen. In sein Haus kommt seine Nichte, eine verwitwete Gräfin Rahel, die Tochter seiner von ihm innig verehrten Schwester, ein schönes, leidenschaftliches, kunstbegabtes Weib. Sie verliebt sich in ihren Onkel, und dieser läßt sich diese Liebe nicht nur gefallen, sondern erwidert sie auch einen Moment, um freilich bald wieder seiner Pflichten inne zu werden. Als Nora erblindet und ihrer Kunst entsagen muß, wetteifern Rahel und der Doktor mit Unterdrückung ihrer augenblicklichen Aufwallung, um der Unglücklichen, die übrigens von der momentanen Verirrung der beiden unterrichtet ist — denn zu einem wirklichen Fehltritt ist es nicht gekommen, — ihr Leben erträglich zu gestalten. Ein paar Nebenfiguren und Episoden: eine französische Gouvernante Félicie Lebrun, die mit Rahels verstorbenem Mann einen Liebeshandel unterhalten; ein halb verrückter Mystiker, der als Faktotum im Hause lebt und bei einem Rettungswerke zugrunde geht; zwei alte kunstbegeisterte Fräulein, die plötzlich reich werden, durchziehen die Handlung. Sie sind im Zusammenhang nicht eigentlich notwendig, tragen aber zur Belebung der Geschichte bei und dienen hauptsächlich dazu, um die unendliche Gutheit der „drei Menschen" zu beweisen, die sich der Unglücklichen annehmen, Gefallene erheben, Schwache und Lächerliche mitleidig und tatkräftig fördern. Man könnte einwenden, so viel Trefflichkeit gibt's unter den Menschen gar nicht, worüber jeder nach seiner Weltanschauung und seinen Erfahrungen urteilen mag.

Ein psychologischer Fehler scheint mir darin zu liegen, daß der Doktor und Rahel hauptsächlich nach der Erblindung Noras ihre Pflicht erkennen, daß also nicht ausschließlich Selbstüberwindung, sondern Mitleid der Grund des Bezwingens ihrer Leidenschaft ist. Aber die Geschichte ist trefflich erzählt, fein beobachtet; speziell livländische Sitten — die Geschichte spielt in Riga — werden charakteristisch dargetan. Das Schauspielervölkchen, ebenso die schon erwähnten alten Schwestern werden mit feinen humoristischen Zügen ausgestattet. Echte Sittlichkeit und tiefe Frömmigkeit — die letztere ohne irgendwie aufdringlich zu sein und ohne die Verfasserin je in den Predigtton geraten zu lassen, durchziehen das ganze Buch und machen es zu einer genußreichen Lektüre.

Ludwig Geiger.

Die letzten Menschen. Von Friedrich Jacobsen. Leipzig, Verlag Georg Wigand.

Unwillkürlich denkt man an den großen Dänen, der das unvergeßliche Buch „Niels Lyhne" geschrieben hat. In anderer Art aber ist dieser Jacobsen ein Phantast. „Die letzten Menschen" sind packend geschrieben und voll poetischen Reizes. A. H.

Die Gesellschaft. Sammlung sozialpsychologischer Monographien. Herausgegeben von Martin Buber. 2. Band: Die Religion, von Georg Simmel. Frankfurt a. M., Lit. Anstalt Rütten u. Loening. 79 Seiten. Preis kart. Mk. 1,50, geb. 2,—.

Wieder eine von den zahlreichen, vielleicht hier und da wohl auch bereits viel zu zahlreichen populären Editionen zur Verbreitung allgemeiner Bildung. In der gleichen splendiden äußeren Ausstattung, die den meisten dieser Veröffentlichungen eignen. Einband- und Vorsatzzeichnung von Peter Behrens, Initialen von Hermann Kirchmayr. — Professor Simmel, der Verfasser dieses Bändchens, ist einer von jenen modernen geistreichen Universitätsprofessoren, die sich zu solchen Veröffentlichungen so trefflich zu eignen scheinen. Ein Ästhet und Philosoph von Namen. Leider, so gewandt, geistreich und belesen dies Werkchen auch geschrieben sein, und so viel Gutes, Richtiges und Belehrendes es im einzelnen auch beibringen mag, ist es dennoch als Ganzes als verfehlt zu bezeichnen, und für den vorliegenden Zweck eher schädlich als nützlich. Denn es wird lediglich dazu dienen, der Halbbildung noch mehr Vorschub zu leisten; und gar der allergefährlichsten: der auf religiösem Gebiet! — Es läßt sich heute kaum eine größere und zugleich bedenklichere Ironie denken, als den Begriff des Monismus, den die heutige Wissenschaft aufstellt, und zugleich, neben ihm, die so gänzlich analytisch disparate Behandlung der einzelnen Lebensgebiete, das völlige Unvermögen, diese Gebiete in ein organisches Abhängigkeitsverhältnis zueinander und von einem umfassendsten Gebiete und Begriff zu bringen! Gewiß ein unwillkürlicher Rest wissenschaftlich-scholastischer Schematik und Methodik, die als solche wohl nützlich und in ge-

wissem Betracht unumgänglich sein mag, im übrigen aber zugleich eine wahre, wirklich organische Wissenschaft und einer solchen letzte, endgültige Weltanschauungsergebnisse noch immer auf das peinlichste hemmt. Am wenigsten natürlich gelingt es den Universitätsprofessoren, um diese Klippe herumzukommen, die ihr wissenschaftliches Denken noch immer knickt, und die leider zugleich auch ihr nur zu unverwüstlicher Dünkel ist. — Nun, Professor Simmel ist gewiß kein dünkelhafter Professor, vielmehr zählt er zu der Kategorie des „liebenswürdigen", urbanen, liberalen, populären Professors; aber ich weiß freilich nicht, welche Art von den beiden die gefährlichere ist. — Der Grundfehler des Büchleins ist also, daß es völlig an der Oberfläche des Begriffes Religion bleibt; ja noch nicht einmal das allernötigste für nötig hält, an erster Stelle zu untersuchen, was denn Religion eigentlich sei. Für Simmel ist Religion nach wie vor ohne weiteres ein Ressort neben anderen Ressorts; es kommt ihm, obgleich doch Schleiermacher nun eigentlich schon lange genug vorhanden ist, nicht im mindesten bei, daß Religion nicht von dem Begriff einer dogmatischen Konfession aus definiert werden kann; am allerwenigsten heute! Es ist der bedenklichste aller Zöpfe, die uns gegenwärtig etwa noch auf dem Rücken baumeln sollten. Also: die verschiedensten Ressorts: Wissenschaft, Kunst, wirkliches Alltagsleben, soziales Leben, Politik und was weiß ich, und also denn auch Ressort Religion stehen in vergnügter unorganischer Disparatheit nebeneinander. Kaum ein leiser Versuch ist zu einer organischen Gruppierung dieser Ressorts vorhanden. — Worauf aber wäre es angekommen? Auf nichts anderes als darauf: zu erkennen, daß nichts anderes Religion im höchsten Sinne ist als das bedingende, unlösbare, heilige, organische Gefüge organischer Rasse und Individualität; und ferner: zu erkennen, daß dies alles in allem ist und Einheit aller kosmischen Fernen und Nähen. Und ferner: zu erkennen, daß aus ihm alle anderen sozialen kulturellen und sonstigen Funktionen organisch hervortreiben und mit ihm blühen, und verfallen, um von neuem aus seinen neuen Kräftigungen emporzublühen. Von einer gegenseitigen Beeinflussung dieser Funktionen aber kann nur in einem ganz bestimmten Sinn die Rede sein; was aus jeder derselben zur anderen hinstrebt und womit eine jede derselben zur andern sich erweitern kann, ist nichts und kann nichts anderes sein, als ein und dasselbe heilige Wesen von Religion. Zeigt eine von diesen Funktionen sich von ihm entleert oder nicht mehr ganz von ihm bestimmt und geleitet, so sterilisiert sie sich sofort, verkümmert oder zerbricht. In solchem Sinn also und einzig in ihm haben wir Religion zu verstehen, ohne sie ist nichts denkbar, und alles andere ist nichts als die unverbrüchliche Charakterenreihe ihrer Entfaltung. Simmel aber setzt dogmatische Form religiösen Lebens für Religion selbst; er setzt die Nebensache für die Hauptsache und macht diese zu einem

ihrer „Ressorts“; so ziemlich das unsinnigste und unnatürlichste, wozu man sich verleiten lassen kann. — Kein Wunder, wenn also der Inhalt seiner Monographie sich von vornherein verschiefst, und wenn seine Ausführungen sich verzwicken und trotz allem geistreichen, populären, liberalen Professorenstil den einsichtigen Leser anmuten wie Chinesisch. — Das Büchlein ist also kaum zu empfehlen. Es ist unfruchtbar und überflüssig. Es schadet eher, als daß es Nutzen stiften könnte.

Weimar. Johannes Schlaf.



Die Bücher des deutschen Hauses, herausgegeben von Rudolf Presber. Buchverlag fürs deutsche Haus. Jeder Band in Ganzleinen 75 Pf.

Man weiß nicht recht, worüber man mehr staunen soll: über die vornehme Ausstattung des Äußeren oder den feinen Geschmack der inneren Gliederung und Zusammenstellung. Die ersten 4 Bände bringen 4 deutsche Dichter, Goethe an der Spitze: „Die Leiden des jungen Werther“, dann Otto Ludwig „Zwischen Himmel und Erde“, E. T. A. Hoffmann „Die Elixiere des Teufels“, Friedrich Spielhagen „Deutsche Pioniere“. Es ist ohne Zweifel, daß diese Bücher sich bald in jedem deutschen Hause einbürgern werden. Die Illustrationen von Ernst Stern, Finetti und Scheurich heben diese Bücher weit über das Niveau des bisher Gebotenen hinaus. Nur einen Rat möchte ich dem Herausgeber erteilen: er möge allzu umfangreiche Bücher lieber stärker ausgestalten, als sie so zusammendrängen, wie Hoffmanns Elixiere des Teufels. Aber das ist nur ein Rat, der die Freude an diesem Unternehmen nicht im geringsten beeinträchtigt.

A. Halbert.

Weltgeschichte. Die Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben. Herausgegeben von Prof. Dr. J. von Pflugk-Harttung, in Verbindung mit hervorragenden Fachgelehrten. — **Geschichte der Neuzeit. Das religiöse Zeitalter 1500—1650.** Berlin Verlag von Ullstein und Co.

Die letztvergangenen Jahre brachten den Beginn einer ganzen Anzahl von großangelegten, prächtigen Lieferungswerken. Ihnen gesellt sich nun die von J. v. Plugk-Harttung herausgegebene „Weltgeschichte“ zu, vor allen hervorragend durch die glänzende Reihe ihrer Mitarbeiter. Das eben ist das unterscheidende Merkmal dieser modernen Werke, daß sie auf dem Zusammenwirken vieler Kräfte beruhen und nicht, wie unsere älteren Weltgeschichten, aus der Arbeit eines einzelnen Gelehrten hervorgegangen sind, der naturgemäß nicht alle Gebiete des weitverzweigten Stoffes mit der gleichen speziellen Kompetenz beherrschen konnte. Ein ungeheurer Vorzug des modernen Betriebes, dem aber andererseits als nicht zu unterschätzender Nachteil gegenüber steht, daß darunter die anstrebenswerte Gleichmäßigkeit in der Behandlung des Stoffes durch

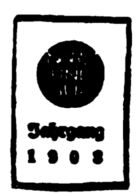
das ganze Werk hin bisweilen zu Schaden kommt. Trotz des besten Willens zur Unterordnung unter das gemeinsame Prinzip vermag der einzelne Mitarbeiter — und um so weniger, je selbständiger und maßgebender er ist — seine Eigenart nicht immer völlig zu verleugnen, weder in der Grundauffassung, noch in der Schreib- und Darstellungsweise. Auch der zur Besprechung stehende, ersterschienene Band der neuen „Weltgeschichte" ist dem nicht ganz entgangen. Als ein wissenschaftliches „Volksbuch" ist sie geplant, „durch leichte Verständlichkeit für alle Volksklassen und Berufsstände" berechnet. Und diese Grundtendenz gelangt in dem ersten Abschnitt, der vom Herausgeber selbst verfaßten „Entdeckungs- und Kolonialgeschichte", vollauf zu klarem Ausdruck: in der Art, wie über die Entdeckung, über die wirtschaftliche und wissenschaftliche Erschließung der neuen Landgebiete alles Wissenswerte geboten wird, unter steter treffender Beleuchtung von allgemeinen wirtschaftlichen und politischen Gesichtspunkten aus, unter häufigen Beziehungen auf die Verhältnisse der Gegenwart. Ganz anders charakterisiert ist der zweite Abschnitt — die „Renaissance" von K. Brandi: eine geistvolle Monographie, die in tiefdurchdachter und großzügiger Weise das Wesen der Renaissance und ihre Bedeutung für die Folgezeit zeichnet. Vorausgesetzt ist aber, daß der Leser mit dem nackten Gerippe der Geschehnisse des Zeitraumes gut vertraut ist, daß er in seinen Kenntnissen und in seinem ganzen Bildungsstande die feste, konkrete Grundlage findet, von der aus er den oft recht abstrakten und in hohen Geistesregionen sich bewegenden Betrachtungen zu folgen vermag. Für das Verständnis in weiteren Volkskreisen sind sie nicht faßlich, ich möchte sagen, nicht plastisch genug. Von diesem Gesichtspunkte aus möchte ich dem, was Th. Brieger (S. 206 ff.) nur nebenher über die Renaissance ausführt, den Vorzug erteilen, wie denn überhaupt sein Abschnitt „Reformation" sich durch wunderbare Klarheit und durch Treffsicherheit des Urteils auszeichnet. Der Beginn und die erste Entwickelung der Reformation ist trotz der allenthalben hineinspielenden politischen Momente im Grunde genommen doch eine rein religiöse Bewegung; da konnte denn keine glücklichere Wahl getroffen werden, als diese Partie des Buches nicht einem direkten Fachhistoriker, sondern einem, gerade hier bereits aufs beste bewährten, protestantischen Kirchenhistoriker zu übertragen. Die Schilderung der religiösen Zustände vor der Reformation, insbesondere des Charakters der damaligen katholischen Kirche, wie auch ihrer späterhin — nach dem Tridentinischen Konzil — erfolgten Umgestaltung durch das Eindringen und Überwiegen des „spanischen Geistes", kann nicht vortrefflicher gedacht werden. Anerkennenswert ist die Objektivität, deren sich der Verfasser nach Kräften befleißigt; und wenn es ihm nicht immer gelungen ist, den Gegnern der Reformation volle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn ihm hin und wieder ein allzu scharfes Urteil über die katholische

Kirche und das Papsttum mit untergelaufen ist, oder er das ausschließlich Religiöse allzu sehr in den Vordergrund rückt, wer wollte es ihm zum großen Vorwurf anrechnen? Nur auf einen Punkt möchten wir aufmerksam machen: die detaillierte Behandlung der einzelnen Schriften Luthers (im 4. Kap.), die vielen und langen wörtlichen Zitate aus ihnen, die genaue Inhaltsangabe der Schrift: „An den christlichen Adel deutscher Nation" stehen in keinem rechten Verhältnis zum Umfange des Gesamtwerkes und wären schon im Hinblick auf dessen katholische Leserkreise besser eingeschränkt worden. — Mit der wenig dankbaren Aufgabe, die Wirren und Kreuz- und Querzüge namentlich während der zweiten Hälfte des dreißigjährigen Krieges in knappem Umrisse zu erzählen, hat sich H. von Zwiedineck-Südenhorst in zufriedenstellender Weise abgefunden. Das Schlußstück aber, die „Gegenreformation in Süd- und Westeuropa", ist durch Prof. M. Philippson, wie nicht anders zu erwarten, zu einer in wissenschaftlicher und künstlerischer Hinsicht gleich vollendeten Geschichtsdarstellung gestaltet worden, aus der die Persönlichkeiten eines Philipp II., einer Elisabeth, eines Richelieu als bedeutsame Marksteine gebührend hervorragen, und in der andererseits ebenso interessant und lehrreich die allgemein kulturgeschichtlichen Elemente der Zeit zur Geltung kommen. — Der „Kulturgeschichte" kommt auch die überaus reichhaltige Illustrierung des Werkes zugute, die, mit dem Texte in mehr oder minder engem Zusammenhange, mit Sorgfalt und wissenschaftlichem Ernst ausgewählt ist, zumeist aus zeitgenössischen Gemälden und Zeichnungen, Stichen und Holzschnitten, und somit zugleich einen beträchtlichen kunstgeschichtlichen Wert besitzt. Die ganze äußere und innere Ausstattung des Bandes ist gediegen und vornehm und dem modernen Geschmack entsprechend, so daß wir in der Ullsteinschen Weltgeschichte wirklich ein „Monumentalwerk deutscher Geschichtsschreibung" zu begrüßen haben, dessen weiterem Fortgang wir mit Interesse und lebhaftem Erwarten entgegensehen können.

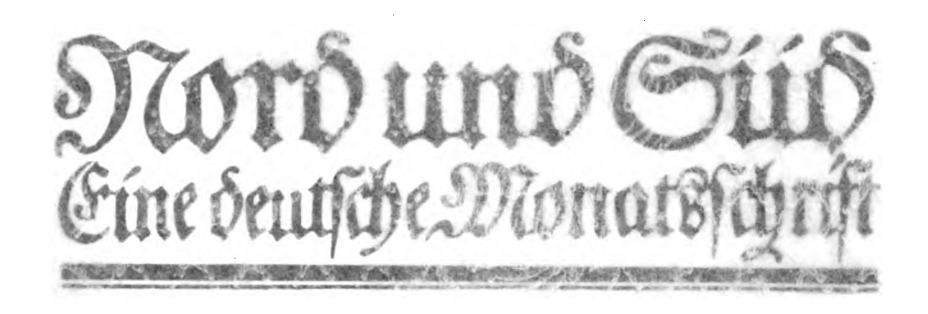
S. B.

Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadassohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert-Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Paul Nowotny in Berlin-Friedenau.
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32," oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15".
Verlag „Nord und Süd" Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).
Auslieferung für Österreich bei C. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.


NORD
UND
SÜD

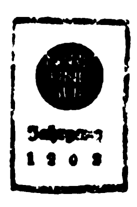


Edmund Hellmer: Hugo Wolff.
Zum Essay v. E. O. Nodnagel.



Verlag Nord und Süd G.m.b.H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender Schles. Verlagsanstalt

[illegible] Jahrgang   Band 125   Juni 1908   Heft 375



Edmund Hellmer: Hugo Wolff.
Zum Essay v. E. O. Nodnagel.

Nord und Süd

Eine deutsche Monatsschrift

Verlag „Nord und Süd" G. m. b. H. Berlin
Vertretung für den Buchhandel:
S. Schottlaender's Schles. Verlagsanstalt

32. Jahrgang Band 125 Juni 1908 Heft 375

Eduard König:
Monismus.

„Monismus! Monistische Weltanschauung!" Daß diese Ausdrücke für weite Kreise in unserer Gegenwart die Parole bilden, das braucht nicht erst weitläufig bewiesen zu werden. Hat sich in unseren Tagen doch sogar ein Bund gebildet, der jene Wörter auf seine Fahne geschrieben hat und eine rege Agitation entfaltet. Tritt uns der Monismus jetzt doch sogar in mehr als einer Hauptgestalt entgegen. Denn in dem einen Lager kämpft man für den Psychomonismus. So tut es der Göttinger Naturforscher Verworn in seiner Rede über „Naturwissenschaft und Weltanschauung" (1904). Sein Hauptsatz ist: „Der Gegensatz zwischen Körperwelt und Psyche existiert in der Wirklichkeit gar nicht, denn die gesamte Körperwelt ist nur Inhalt der Seele." Für diesen Monismus, der also in den seelischen Funktionen sein einziges einheitliches Reich sieht, ist Verworn auch in seiner späteren Schrift „Prinzipienfragen in der Naturwissenschaft" (1905) eingetreten. In einem anderen Lager der Monisten, dem Monistenbunde, kämpft man für den materialistischen Monismus. Man weiß, daß in diesem Lager der Jenenser Zoologe Haeckel der Führer ist. Denn er hat das bekannte aufsehenerregende Buch „Die Welträtsel" 1899 veröffentlicht und diesem auch noch das Werk „Die Lebenswunder" 1904 folgen lassen. In beiden Schriften hat er mit anerkennenswerter Offenheit seine Anschauung ausdrücklich als Naturphilosophie, und zwar als Erneuerung des philosophischen Systems von Spinoza († 1677) bezeichnet (Die Lebenswunder, S. 92). Nur hat er dies bei seinen Ausführungen oftmals vergessen, indem er sich so auszudrücken pflegt, als wenn er rein naturwissenschaftlich verführe und lauter Ergebnisse der exakten Naturforschung vortrüge, und hat so auch selbst mit verschuldet, daß die meisten seiner Leser und Anhänger seine Behauptungen so auffassen, als wenn diese die reine Naturwissenschaft enthielten. In diesen beiden Schriften nun erhebt Haeckel den An-

spruch, im Anschluß an jenen Philosophen den Substanz-Monismus begründet zu haben. In einem dritten Lager kämpft man für eine einheitliche Weltauffassung, welche Energie-Monismus zu nennen ist, allerdings von einem ihrer Vertreter auch als „Spiritualismus" bezeichnet wird. So geschieht es bei Dr. Paul C. Franze (Arzt in Nauheim) in seinem Schriftchen „Monismus des Geistes" (1907 erschienen bei Marhold in Halle). Dieser schreibt gegenüber Haeckel, der viel zur Verbreitung des materialistischen Monismus beigetragen habe, es erscheine ihm „als eine Pflicht, darauf hinzuweisen, daß die Anwendung wirklich logischen Denkens auf die neuesten und besten Errungenschaften der Physik das direkte metaphysische Gegenteil einer materialistischen Weltanschauung zutage fördert, nämlich die Deutung alles Seins und Geschehens aus ihrem geistigen Inhalt allein. Das ist der Monismus des Geistes." (S. 1.)

„Monismus!" schallt es also in unseren Tagen von vielen Seiten her. Aber besitzt diese Parole auch nur den Wert der Neuheit? Ja, äußerlich wohl, insofern das Wort „Monismus" ein neugeprägtes sein dürfte. Aber es ist damit, wie mit vielen Ausdrücken in unserer Gegenwart: neue Worte, aber keine neuen Begriffe. Die Sache, die man mit „Monismus" meint, ist eine alte Erscheinung. Namentlich über diese geschichtliche Seite der monistischen Bewegung orientiert in ausführlicher Weise das Buch von Dr. Otto Flügel, das früher „die spekulative Theologie der Gegenwart" hieß, dessen dritte Neubearbeitung jetzt aber als „Monismus und Theologie" betitelt ist (1908). Da sind alle philosophischen und theologischen Systeme hauptsächlich der Vergangenheit, die einen monistischen Zug besaßen, ausführlich dargelegt und kritisiert. Z. B. ist das Buch „Religionsphilosophie auf geschichtlicher Grundlage" von Otto Pfleiderer (1878) in gründlicher Weise analysiert und als ein Werk von monistischer Grundtendenz erwiesen. Denn er schrieb ja (S. 193): „Solange es Metaphysik gibt, ist eben dies ihre Aufgabe, die Gesamtheit des Wirklichen, wie sie Dingliches und Geistiges zumal umfaßt, einheitlich und aus einem Begriff zu begreifen." Aus Flügels Buch ersieht man, daß die Auffassung des Universums, die jetzt die „monistische" genannt wird, früher gern als „einheitliche oder organische Weltanschauung" bezeichnet wurde (S. 239). Es gibt ja auch, was Flügel nicht erwähnt, schon lange eine eigene Zeitschrift für den Monismus: „The Monist", redigiert von Dr. Paul Carus zu Chicago. Wenn aber darnach das Schlagwort „Monismus" nur äußerlich und nur für die ununterrichteten Massen den Reiz der Neuheit besitzen kann, könnte es trotzdem eine richtige Sache be-

zeichnen. So erhebt sich denn die Frage, ob der Monismus, wie er von dessen gegenwärtigen Hauptvertretern gemeint wird, nicht eine wohlmotivierte und in der Wirklichkeit begründete Auffassung des Universums ist. Diese Frage gehört zu den allerwichtigsten, die den Menschen unserer Gegenwart beschäftigen müssen, und so sei es auch mir gestattet, einen Beitrag zu ihrer Beantwortung darzubieten.

Ist also der Kampf für den Monismus nicht wohl motiviert? Gewiß, dem Ringen nach einer einheitlichen Weltanschauung liegen ganz natürliche Motive zugrunde. Oder spürt nicht jeder denkende Mensch den Trieb in sich, bis zu einer in sich harmonischen Auffassung des All vorzudringen? Das natürliche Bedürfnis unseres Schlußvermögens treibt den Menschen, daß er von den einzelnen Dingen und Ereignissen auf ihren Zusammenhang zurückgeht und schließlich nach dem Mittelpunkt und Urquell des ganzen breiten Stroms der Erscheinungen fragt. Es ist sogar ein Zeichen ungesunder Erschlaffung des menschlichen Intellektes, wenn er nicht bis zu dieser Frage vordringt. Ja, das ist der Sinn eines alten sehr bekannten Ausspruchs, der von „Toren" redet. Er meint diejenigen Menschen, welche mit stumpfen Sinnen und schlaffem Denken durch Natur und Geschichte hindurchgehen, ohne die Einzelheiten zu einem Gesamtbilde zu vereinigen und ohne von den wechselnden Erscheinungen auf einen bleibenden Träger derselben, von den Wirkungen auf einen Kraftquell zurückzuschließen. Also Antriebe zur Erstrebung einer einheitlichen Weltanschauung sind vorhanden und sind ganz natürlich. Die große Frage ist nur die, ob sie in den Systemen zu einem richtigen Ziele gelangt sind, die in unserer Gegenwart als Monismus empfohlen werden.

Schon der Umstand nun, daß das Schibboleth „Monismus!" uns jetzt in so verschiedenen Tonarten entgegenschallt, ist kein gutes Anzeichen dafür, daß die Bemühungen um denselben schon zu einem festen Endziele gelangt wären. Doch prüfen wir jene drei erwähnten Hauptarten des Monismus, die um den Beifall unserer Zeitgenossen miteinander rivalisieren, nunmehr der Reihe nach!

1. Bei dem Psychomonismus, den Verworn vertritt, haben wir das gewiß interessante Schauspiel vor uns, daß ein Naturwissenschaftler der neukantischen Erkenntnistheorie in dem Grade huldigt, daß er die Zustände der Seele als die einzige Welt der Wirklichkeit hinstellt. Es ist ja in den vergangenen Dezennien ein bemerkenswertes Objekt der Beobachtung gewesen, daß die Kantische Erkenntnistheorie, wonach der Mensch nur von seinen Wahrnehmungen weiß, mehr bei den Philosophen

und Theologen, als bei den Naturforschern Eroberungen machte. Z. B. erklärte ja ein so feiner Kopf, wie der Physiker von Helmholtz war: „Ich war im Beginne meiner Laufbahn ein gläubigerer Kantianer, als ich jetzt bin" (in der Vorrede zu seinen „Vorträgen und Reden", 1884). Ein entschiedener Bekämpfer der Kantischen Erkenntnistheorie ist der Botaniker J. Reinke (in Kiel) in seinem hochverdienstlichen Werke „Die Welt als Tat", das zuerst 1899 erschien. Er schreibt da mit vollständigem Rechte z. B.: „Sehe ich eine rote Kugel neben einer grünen liegen, so schließe ich aus der Verschiedenheit der Farbe auf eine Verschiedenheit der beiden Dinge. Hierbei ist es ganz gleichgültig, daß die Physiologie mich lehrt, daß die Farben erst in der Empfindung zustande kommen. Denn die Physik beweist, daß bei normalem Auge aus grüner Farbe auf Strahlen geschlossen werden darf, die ein Körper aussendet und die eine gewisse Schwingungszahl besitzen. Aus dem Wechsel in den Erscheinungen muß deshalb auf die Verschiedenheit der Dinge gefolgert werden. Die Unterschiede in den Erscheinungen müssen den Unterschieden der Dinge parallel gehen."

Doch will ich nicht fortfahren, Reinkes Darlegung, so packend sie auch ist, zu wiederholen. Auch soll hier nicht die Untersuchung wieder vorgeführt werden, die ich selbst über die Tragweite der Kantischen Erkenntnistheorie in meinem Schriftchen „Die Religion unserer Klassiker, oder die Klassiker unserer Religion?" (1905) bei der Besprechung von Schillers Weltanschauung angestellt habe. Vielmehr meine ich, daß zur Beurteilung von Verworns Psychomonismus schon folgende Sätze genügen. Die Kantische Erkenntnistheorie, wonach der Mensch ganz in den Kreis seiner Seelenoperationen gebannt wäre, besitzt ja eine Achillesferse. Das Wesen von Kants Erkenntnistheorie soll nämlich doch darin liegen, daß alle unsere Erkenntnis auf die bloßen Empfindungen (oder Erscheinungen) eingeschränkt sei und jede Erkenntnis des „Dinges an sich" uns abgesprochen wird. Trotzdem mußte Kant doch von dem „Ding an sich" etwas aussagen, nämlich daß es auf unsere Empfindungsnerven wirkt. Sonst ständen ja unsere Empfindungen ursachlos da! Er mußte also dem Menschen auch die Fähigkeit zuschreiben, das „Ding an sich" doch wenigstens als Ursache zu erkennen. Dieser Einwand gegen Kants Erkenntnistheorie ist auch sehr bald — zuerst von Aenesidemus (Schulze) 1792 — erhoben worden, und dieser Einwand wird, so oft er auch vergessen werden mag, doch schließlich den ganzen Aufbau zu Falle bringen.

Oder hat etwa Verworn selbst seinen Psychomonismus konsequent durchführen können? Er sagt allerdings: der Stein ist schwer. Das ist eine Empfindung. Er ist kalt. Das ist wieder eine Empfindung usw. Aber es wäre richtiger, wenn er gesagt hätte: Die Schwere des Steines ist eine Empfindung für uns. Denn daraus, daß wir von der Schwere des Steines nur eine Empfindung haben, folgt nicht, daß der Stein nur in unserer Empfindung existiert. Verworn gibt ferner auch zu, daß wir Empfindungskomplexe haben. Dann fragen wir: Worauf beruhen diese? Auf der Arbeit unserer Psyche allein? Dann müßten sie mit sich selbst identisch sein, weil die Seele wesentlich dieselbe Größe bleibt, während ich jetzt mich in meinem Zimmer umblicke und im nächsten Moment zum Fenster hinaussehe. Aber die Empfindungskomplexe sind oft in einer Minute hundertfältig verschieden. Folglich ist diese Verschiedenheit durch etwas außerhalb der Seele bedingt, was unsere Empfindungen veranlaßt. Sodann bemerkt Verworn z. B. in der Schrift von 1904, S. 31: „Die Empfindung ‚blau' besteht bei einem Menschen, wenn ein Lichtstrahl von bestimmter Wellenlänge durch Vermittelung eines Auges in bestimmten Zellen der Großhirnrinde bestimmte Stoffwechselvorgänge hervorruft." Aber wie kann Verworn von Lichtstrahl und von Wellenlänge usw. reden? Wie kann er dies alles als Bedingungen der Empfindung zusammenfassen? Nach seiner Theorie soll ja alles nur Empfindung der Psyche sein! Liegen die „Bedingungen" etwa auch alle schon als Inhalt in der Seele? Nein, er hat selbst seinen erkenntnistheoretischen Standpunkt nicht festhalten können. Demnach ist es Verworn keineswegs gelungen, seinen Psychomonismus zu begründen. Auch er hat nicht die Möglichkeit beseitigt, über unsere Wahrnehmungen hinaus auf den Welthintergrund zu schließen.

2. Wie steht es sodann mit Haeckels Substanz-Monismus? Auch zu dessen Beleuchtung will ich nicht wiederholen, was in meinem angeführten Schriftchen (S. 24—30) bei der Besprechung Goethes ausgeführt werden mußte, weil ja Haeckel sich gern auf seine Zusammenstimmung mit diesem beruft. Es dürfte aber auch genügen, wenn betreffs der Welterklärung Haeckels folgendes erwähnt wird.

Ein Blick auf die Welt der Organismen lehrt, daß jeder derselben von einem inneren Gesetze in bezug auf Form, Größe, Nahrungsauswahl, Lebensdauer usw. beherrscht wird. Solche immanente Gesetze der Natur treten uns ferner auch darin entgegen, daß die Kohlensäure den Pflanzen

zum Wachstum dient, die dem tierischen und menschlichen Organismus schädlich ist, und daß umgedreht die Pflanzen den Sauerstoff ausatmen, der für Tier und Mensch ein Lebenselixier ist. Und welche geheimnisvolle Organisation liegt darin, daß es nicht nur eine Differenzierung der Geschlechter mit ihren überaus merkwürdigen Fortpflanzungsorganen gibt, sondern daß auch eine konstante Verhältniszahl bei den Vertretern der beiden Geschlechter (z. B. beim Menschen) hervortritt! Wer ferner z. B. den Bau des Auges betrachtet, wird nicht über das Urteil hinwegkommen, daß die Natur Einrichtungen aufweist, die den Werken — z. B. einer Brücke mit ihren Bogen oder einer Uhr — gleichen, welche von menschlicher Intelligenz hergestellt werden. Was nun tut Haeckel diesem Tatbestand gegenüber? Er will sich auf die Formel zurückziehen, daß diese Natureinrichtungen auf „funktioneller Selbstgestaltung" beruhen. Indes dies ist eine ganz unhaltbare Position. Denn z. B. die Fortpflanzungsorgane mancher Pflanzen konnten noch nicht fungieren, als sie noch nicht so und so lang waren. Folglich konnten sie auch nicht durch ihre „Funktion" sich selbst gestalten, und wie will er aus „funktioneller Selbstgestaltung" die Stoßzähne der männlichen Elefanten und die Mähne der männlichen Löwen und den prachtvollen Schweif der männlichen Pfauen ableiten? Die letztgenannte Erscheinung kann aber auch nicht aus dem Streben danach erklärt werden, denn solches Streben hätten gewiß auch die weiblichen Pfauen besessen.

Außerdem tritt es an manchen Aussagen Haeckels auch handgreiflich zutage, daß er mit seinem Monistenbunde sich vergeblich rühmt, eine „monistische" Weltanschauung aufgebaut zu haben. Denn er bringt eine Einheitlichkeit in den Weltbestandteilen nur dadurch zustande, daß er die Beseeltheit in Gebiete hineinträgt, in denen davon nicht die Rede sein kann. Er will nämlich schon von einer Zellseele sprechen und operiert deshalb mit dem eindrucksvollen Worte „Cellular-Psychologie". Er läßt ferner den Korallenstock, demnach ein unorganisches Gebilde aus „Personen" bestehen, wie er in seinem Buche „Die Lebenswunder", S. 168 mit Sperrdruck verkündet. Er läßt also einen Teil des Mineralreiches aus Wesen bestehen, die Selbstbewußtsein und Selbstbestimmung besitzen. Aber demgegenüber wird wohl Kant recht behalten, wenn er sagte: Ich würde sofort von dem Rücken meines Rosses herabsteigen und mit ihm als einem vernünftigen Wesen verkehren, wenn ich die Überzeugung gewinnen könnte, daß es den Begriff „Ich" besitze. Folglich ist es auch Haeckel keineswegs gelungen, die Grenzen, die im Weltall zwischen den Reichen des Unorga-

nischen und des Organischen und da wieder zwischen den Tieren und Menschen bestehen, zu zerstören. Sein Reden von einer „monistischen" Weltanschauung beruht nur auf einer Verdunklung und Verwirrung des in der Wirklichkeit vorliegenden Tatbestandes. Wie aber konnte es ihm auf Spinozas Bahnen auch anders ergehen? Auch dieser mußte ja, nachdem er kaum eine einheitliche Substanz vorausgesetzt hatte, sofort anerkennen, daß sie sich teils als Ausgedehntes und teils als Denkendes darstelle!

3. Aber vielleicht ist das berechtigte Streben nach einer einheitlichen Weltanschauung in der dritten und neuesten Art des Monismus, in dem Energie-Monismus zu seinem richtigen Ziele gelangt, der von Franze in der oben erwähnten, von Flügel noch nicht gekannten Schrift vertreten wird.

Er bemerkt zu dessen Begründung: „In der Physik gelangt neuerdings ein dynamischer Monismus immer mehr zur Herrschaft, der alle physikalischen Vorgänge als rein energetische erklären will. Seine Stütze findet er in der dynamistischen Elektronentheorie, einer exakt ausgearbeiteten Hypothese, der die Zukunft in der Physik zu gehören scheint. Wenn wir diese Hypothese in den Mittelpunkt der Beweisführung rücken, so läßt sich dartun, daß der Monismus des Geistes die Weltanschauung ist, die am meisten als richtig bezeichnet werden muß." In der dann folgenden Beweisführung bemerkt er, Dubois-Reymond habe in seiner berühmten Rede „Über die Grenzen des Naturerkennens" mit Recht behauptet, daß es unmöglich ist, geistige Prozesse aus materiellen Bedingungen abzuleiten. Dies dürfe heute als Tatsache schlechthin angesehen werden. Denn aus der Kontroverse, die sich an jene Rede von Dubois-Reymond angeschlossen habe, sei dieser als Sieger hervorgegangen. Nun sei aber neuerdings erkannt worden, daß die früher angenommenen Atome doch wieder sich in noch kleinere Teile auflösen. Denn sie teilen sich bei der Selbstbestrahlung der radioaktiven Substanzen, des Uraniums, Thoriums, Radiums. Diese jetzt gefundenen kleinsten Atomteilchen, die Elektronen genannt werden, seien nun nicht allerkleinste wirklich materielle Teilchen. Vielmehr würden die Elektronen wenigstens von der Mehrzahl der Physiker mit Recht als „nur räumlich begrenzte Energie, bezw. das Elementarquantum der Elektrizität" angesehen. Nach dieser dynamistischen Anschauung gebe es überhaupt keine Materie im bisherigen Sinne, sondern „die auf einen unendlich kleinen Raum begrenzte Energie schaffe das, was uns als Masse erscheine" (S. 3).

Für diese Behauptung, die mir wie wohl manchem Leser nicht einleuchtend erscheint, gibt es allerdings nach Franze, der sich auf neueste Arbeiten von Physikern beruft, manche Beweise. Z. B. habe man durch Berechnung aus den Ablenkungsbahnen der Elektronen gefunden, daß ihre Masse auch gleich Null sein könne. Deshalb urteilt er, die Zurückführbarkeit der Materie auf Energie beruhe auf einer exakt ausgearbeiteten und sehr wahrscheinlichen naturwissenschaftlichen Hypothese (S. 4), und infolgedessen will er geltend machen, daß man jetzt einen neuen Weg gefunden habe, um das zu beweisen, was der bekannte Leipziger Chemiker W. Ostwald in seiner vor der Naturforscherversammlung zu Lübeck 1895 gehaltenen Rede über „Die Überwindung des wissenschaftlichen Materialismus" ausgesprochen habe: „Die Materie ist nichts, als eine räumlich zusammengeordnete Gruppe verschiedener Energien, und alles, was wir von ihr aussagen wollen, sagen wir von dieser Energie aus." Ich muß mir aber doch erlauben, gegen die Gleichsetzung von Masse und Energie zu opponieren. Denn wenn wir auch das, was wir von den Energien einer Masse aussagen, zugleich von dieser selbst aussagen, so ergibt sich daraus nicht die Gleichheit von Energie und Masse. Neben der Energie bleibt immer noch das bestehen, woran sie haftet und wovon sie ausgeht. Die Kraft muß doch einen Träger haben. Auch ist die Art unserer Wahrnehmung in bezug auf die Kraft und in bezug auf die Masse verschieden. Denn man spürt zwar die Wärme, die z. B. vom Ofen ausstrahlt, aber wenn man gegen die Wärme reagiert, so stößt man sich nicht an ihr, wie wenn man gegen den Ofen schlägt. Ich kann also nur urteilen, daß die Kräfte von materiellen Trägern oder Körpern ausgehen, mögen diese, wie z. B. bei der Elektrizität, auch noch so verschwindend klein sein.

Die Hauptsache aber ist folgende letzte Behauptung von Franze, daß „das Psychische im analogen Verhältnis zur Materie stehen müsse, wie die Energie es tut" (S. 5). Nun habe sich die Möglichkeit gezeigt, die Materie auf Energie überhaupt zu reduzieren. In Analogie dazu müsse alle Materie, auch die anorganische Materie beseelt sein, ebenso wie sie mit Energie behaftet ist. Der Beweis dafür soll in folgenden Worten liegen: „Da — wie ja z. B. Dubois-Reymond bewiesen hat — die psychologischen Qualitäten nicht aus mechanischen Bedingungen ableitbar sind, so muß für die restlose Erklärung der organischen Natur unter allen Umständen ein weiteres Prinzip als die bloße Mechanik eingeführt werden. Da wir ferner den Monismus als gegeben

gesetzt haben, so folgt daraus, daß das gleiche Prinzip, das in der organischen Materie zur Erklärung des Psychologischen erforderlich ist, auch in der anorganischen Materie schon vorhanden sein muß; denn wäre dieses nicht der Fall, so hätten wir einen Dualismus, den wir aprioristisch (!) verworfen haben" (S. 5 f.). — „Mit der aprioristischen Voraussetzung des Monismus also und dem Nachweis, daß gewisse Erscheinungen an der belebten Materie die Annahme eines psychologischen Faktors außer dem Mechanismus erfordern, ist die Allbeseeltheit der Materie gegeben: das Psychische ist dann der Materie überhaupt immanent, ebenso wie die Energie es ist. — Nun haben wir hierin (!) eine volle Analogie in dem Verhältnis von Geist und Energie zur Materie. Da aber bei der Energie dieses Verhältnis sich in einer Reduktion der Materie überhaupt auf Energie auflöste, so ist nun analog beim Geiste das Entsprechende anzunehmen. Das heißt, indem wir eben für Materie Energie sagen: Energie läßt sich auf eine psychische Qualität zurückführen und ist durch eine solche vollkommen bestimmt, gerade so, wie die Materie durch energetische Qualitäten ausreichend bestimmt ist. — Hiermit ist der Monismus des Geistes als Weltanschauung aus dem Dynamismus der Physik abgeleitet."

Diese letzten Sätze von Franze mußten ganz gegeben werden, damit der Leser selbst urteilen und über die Begründetheit der nun folgenden Kritik entscheiden könne.

Die Beurteilung kann aber meines Ermessens sehr kurz ausfallen. Denn was ist der letzte Grund, auf den dieser Monist sich zurückzieht? Dies, daß er „den Monismus als gegeben", demnach als bereits bewiesen vorausgesetzt habe. Deshalb also müssen nach ihm sogar die nicht-organischen Naturbestandteile beseelt sein. Deshalb behauptet er die „Allbeseelung der Materie". Deshalb sagt er, Energie lasse sich auf eine psychische Qualität zurückführen (S. 6). Seine angebliche Beweisführung ist zugleich das stärkste Stück von Gleichmacherei oder Nivellierung, was neuerdings vorgekommen ist, und zugleich eine anschauliche Probe von dem Verfahren, welches von selbstgemachten Voraussetzungen ausgeht. Das Beste an der Sache ist, daß Franze diesen Charakter seines Verfahrens freimütig und ausdrücklich mehrmals selbst hervorhebt. In dieser Hinsicht kann er als Muster gelten. Aber im übrigen stürzt sein Aufbau in sich selbst zusammen.

Da stehen nun die drei Gestalten, in denen der Monismus sich uns neuerdings als die wahre einheitliche Weltanschauung anbietet, vor un-

serem Geistesauge! Bei jeder hat sich das Fundament als ruinenhaft und das Baumaterial als unsolid erwiesen.

Aber müssen wir nun deshalb auf eine einheitliche Weltanschauung verzichten? Keineswegs! Denn Einheitlichkeit ist nicht Einerleiheit, und Harmonie ist nicht Identität. Die wahrhaft harmonische Welt- und Geschichtsbetrachtung ist längst gefunden: das Universum, in welchem die Spuren des Intellekts nicht geleugnet werden können, ist von einem Urgeist geplant und wird von seinem ersten Beweger auch im Zeitenstrom zu einem erhabenen Ziele geleitet.

Felix Hollaender:
Die reines Herzens sind...... Roman.

Fortsetzung.

Alexander erwachte und sah schlaftrunken um sich.

Wo war er? ...

Ein kahler, leerer, freudloser Raum, und er lag auf einer Holzbank, zugedeckt mit einem zerschlissenen Soldatenmantel.

Er rieb sich die Augen und mählich dämmerte die Erinnerung an das Vergangene in ihm auf und versetzte ihn in einen Zustand dumpfer Trauer. Zerblasen waren die Träume der Zukunft, in denen er sich noch wenige Stunden zuvor gewiegt hatte. Elisabeth hatten sie glücklich in das Schloß zurückgebracht, und er war wieder der einsame, verlassene Junge, der nicht wußte, wohin.

An sich selbst wollte er nicht denken. Was lag an ihm — er konnte sterben und verderben; aber das Geschick der Freundin machte ihm tiefe Sorgen.

Niemals würde er vergessen, mit wie kalten, grausamen Augen der Baron sie angesehen, wie er mit dem Gendarm gedroht, um ihr Seelchen mürbe zu machen — wie das Elisabethchen vor ihm gestanden — zerbrochen und voll Jammers — und nur um ihn vor Schaden zu bewahren schließlich nachgegeben hatte!

Was würde das arme Kind jetzt auszustehen haben! ...

Er sah sie in ihrem Kummer — wie sie schluchzte, sobald sie sich unbeobachtet glaubte — wie sie in tapferem Trotz die Zähne aufeinander biß, wenn der Baron von ihr Unterwerfung und Gehorsam forderte. Und alle ihre Gedanken und alle ihre Sehnsucht waren bei ihm — und ihr feines Gesichtchen wurde verhärmter und elender von Tag zu Tag ...

„Holla, ausgeschlafen!" tönte es von der Tür her und hereingehumpelt kam der Invalide und blickte ihn gutmütig und sorgenvoll an.

Alexander sprang von der Holzbank auf. Er fror trotz des heißen Sommertages.

„Junge, du mußt was in den Leib kriegen — das nutzt alles nichts — mit leerem Magen herumlaufen, das will der Herrgott nicht."

Und ohne viel Umstände zu machen, nahm er Alexander unter den Arm und führte ihn in den kleinen Vorgarten des Bahnhofes.

„So, nun trink' und laß dir's schmecken. Eine Tasse Kaffee und ein frisches Butterbrot sind nicht zu verachtende Gottesgaben! — Junge, sei kein Frosch! Der Mensch muß essen — und das Vieh muß fressen; sonst krepieren beide."

Alexander gehorchte wortlos und mit trüben Augen.

Der Harmonikaspieler ließ ihm jedoch keine Zeit zum Nachdenken.

„Wenn du gesättigt bist, halten wir Kriegsrat ab. Ein Kerl wie du wirft nicht die Flinte ins Korn. Kopf hoch — sage ich — und der Welt zeigen, was in ihm steckt. Siehst mir nicht danach aus, daß sie aus dir Hackebraten machen — verstande-vous?"

„Zerhacken lasse ich mich gewiß nicht," erwiderte Alexander. „Aber aus ist aus."

„Schäme dich! Was ist dir denn Großes passiert! Hast dich in ein kleines Lärvchen vergafft, bist mit ihm ausgekniffen — und der Herr Papa hat das Täubchen wieder eingefangen. — Dank dem Herrgott, daß es so gekommen ist!"

„Was wissen Sie," rief Alexander zornig, „wie es mit mir und der Elisabeth steht. Vergafft hätt' ich mich — sagen Sie!"

Er lachte grell auf.

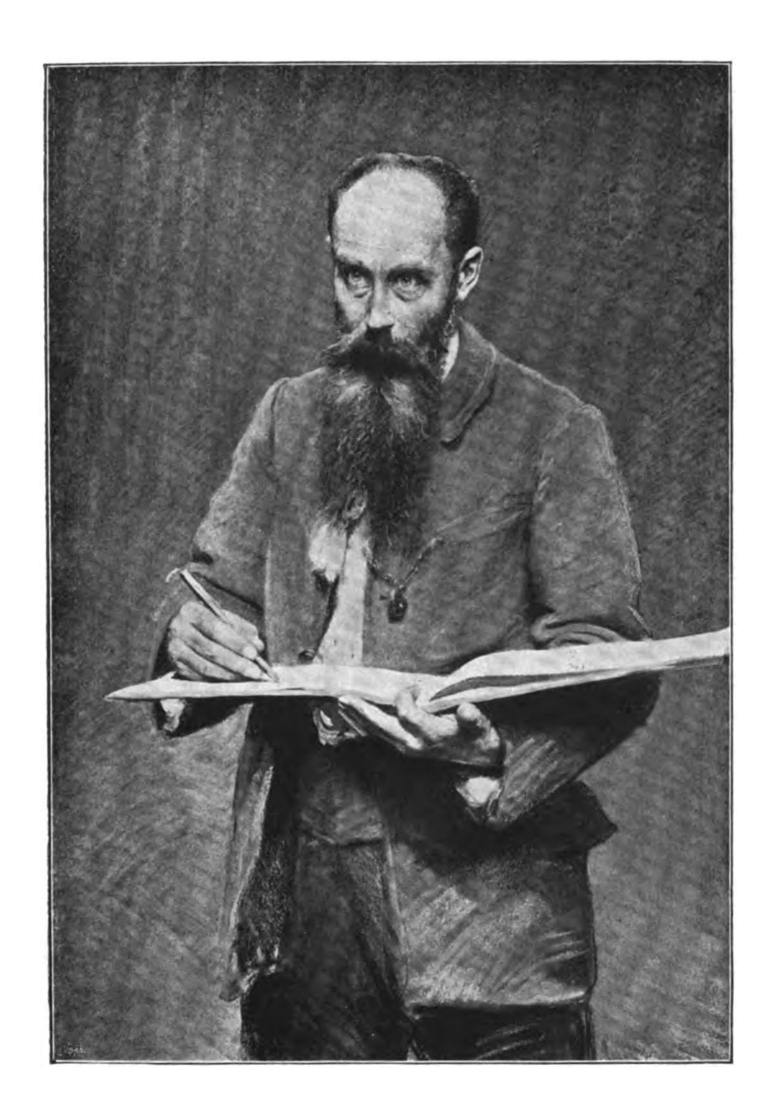
„Arme Kinder sind wir, die zu Hause gefroren haben, die elend verkommen wären, wenn sie sich nicht getroffen hätten. Was konnte uns denn Böses passieren? Wir hätten uns durch die Welt geschlagen und wären fröhlich gewesen mit einem Bissen trockenen Brotes. Vergafft — sagen Sie — ach, du lieber Gott! Wir haben uns gegenseitig gewärmt und gefühlt, wie eines dem anderen gut tat — wie wir frei aufatmeten, weil wir vor bösen, kalten Blicken sicher waren."

„Kapiere ich, mein Junge, kapiere ich. Und dennoch ist es besser so. Werde was Gescheites und bewege dich frei wie der Vogel — lerne fliegen. Das kleine Baroneßchen hätte dich auf Schritt und Tritt gehemmt und nach ein paar Tagen hättet ihr nicht mehr aus noch ein gewußt!"

„Meint Er?"

Der Invalide lachte.

„Kennst die Landstraße verdammt schlecht, mein Junge, wenn du





Max Koner:
Eugen Bracht.



dir einbildest, sie sei eine Freistatt für das arme Volk. Hätt' euch der Baron nicht erwischt, so wäret ihr dem Gendarmen in das Netz gegangen. Und weißt du, was er dir zuerst entgegengeschmettert? Am Kragen hätte er dich gepackt — nach deinen Papieren gefragt — und das kleine Fräulein wäre per ordre de muff zu seinem Papa expediert worden — und Ihn hätten sie ebenfalls seiner Heimatsbehörde zugestellt. Freiheit — die gibt's auf dem Papier, mein Junge. In der Welt ist sie längst ausgestorben."

„Ach," entgegnete Alexander, „so gescheit sind wir auch. Glaubt Er denn, wir hätten uns ewig auf der Landstraße herumgetrieben? Wir hatten schon unsern Plan."

„Laß hören, mein Junge."

„Jetzt kann ich's ja getrost verraten — nun, da alles doch zu Ende ist. Wäre uns Seine noble Bekanntschaft nicht dazwischen gekommen, so wären wir jetzt in Magdeburg. Von Magdeburg wär's nach Hamburg und von da nach Amerika gegangen."

„Ganz hübsch ausgedacht. Aber zugegeben, daß Er als Schiffsjunge einen Unterschlupf gefunden — Seine kleine Freundin hätten sie nie und nimmer auf Deck gelassen, und Er hätte sich schließlich doch von ihr trennen müssen. Und wenn ich Ihm jetzt einen guten Rat geben soll, so ist es der: Versuche Er getrost sein Glück, und trete Er allein die große Reise an. Er hat etwas in seiner Visage, das Ihn empfiehlt, Er hat unbedingt etwas; auf den ersten Blick habe ich es Ihm angesehen. Es kann Ihm nicht fehlen, fängt Er es nur einigermaßen klug an. Mit einem hellen Kopf und solch einem Exterieur muß Er seinen Weg machen, wenn es mit rechten Dingen zugeht."

„Aus ist aus — und nach Amerika gehe ich schon gar nicht mehr. Der Zug nach Magdeburg ist verpaßt. Gott wollte es also nicht."

„Laß Er Gott aus dem Spiel. Was hat Gott damit zu tun, wenn Er verschläft! Ein Firlefanz ist Er, wenn Er beim ersten Schuß den Schwanz einzieht. Glaubt Er, daß aus solchem Holz die Generäle der großen Armeen geschnitten werden?! So ein junger Bursch — und hängt sich schon an einen Unterrock! Werde was Gescheites — beweise, daß du einer bist — laß dich nicht vom ersten Windstoß umschmeißen — packe das Leben an — trage den Kopf hoch — ducke dich nicht — laß Sturm und Wetter um dich sausen — und stehe aufrecht da, mit lachenden Augen und geradem Nacken. Siehst du, als ich dich gestern auf der Landstraße traf, da dachte ich bei mir: Oho, das ist einer, der läßt sich

nicht ins Bockshorn jagen! Der geht durch — rennt sich wohl mal den Kopf ein — aber durch geht er. — Und heute bläst Er Trübsal wie ein lahmes Weib."

Alexander lächelte matt.

„Er redet wie ein Buch, Alter; und wenn's die schönen Worte täten, machte ich mich jetzt auf den Weg nach Hamburg und wär' kuriert. Aber Worte machen's eben nicht. Und darum bleibe ich hier. Und mit der Amerikafahrt ist es ein für allemal zu Ende. Nach Hause gehe ich gewiß nicht mehr. Aber ich denke mich auch so durchzuschlagen; Er braucht sich keine Sorgen über mich zu machen."

„Es muß ja nicht durchaus Amerika sein," lenkte der Invalide ein, „obwohl ich mir habe sagen lassen, daß es drüben fixer geht. Nur zur Vernunft muß Er kommen und einsehen, daß es mit der Baroneß ein übles Ende genommen hätte, auch wenn die Bekanntschaft mit mir und der Frau Base nicht wie der Blitz dazwischen gefahren wäre. Übrigens lasse ich auf das Weibsbild nichts kommen — —"

„Mit dem Knüppel gehe ich auf sie los, wenn sie mir noch einmal in den Weg tritt — bestell' Er ihr das!" unterbrach ihn Alexander heftig.

„Sie ist eine verflixte Person," erwiderte gelassen der Alte. „Und wer mit ihr anbindet, zieht immer den Kürzeren. Jedes Wort eine Rakete — wenn sie bei Laune ist. Aber das Maulwerk ist es nicht, weshalb ich den Hut vor ihr ziehe. Laß Er sich's gesagt sein — sie hat das Herz auf dem rechten Fleck und kennt das Leben."

„Unser Leben hat sie nicht gekannt; sonst wäre sie nicht zu dem Baron gelaufen. Ach, was wißt ihr dummen Menschen überhaupt!"

Der Invalide trat auf ihn zu und sah ihn eine Weile ernst an.

„Man wird geboren, um zu lachen und zu weinen — man wird geboren, um das Tanzbein zu schwingen — und zum Krüppel geschossen zu werden — man wird geboren, um ein Weib zu nehmen und Kinder zu kriegen — und um das Weib und die Kinder einzuscharren . . . Und schließlich humpelt man mit der Harmonika durch die Welt und dankt seinem Herrgott, wenn man weiß, wo man abends sein müdes Haupt hinlegen kann. Und wenn die Sonne untergeht, wird man ernst und denkt an seine Stunde. — Junge, man kommt in diese Welt, um bis auf die Haut geschunden zu werden und Schmerzen auszustehen! Was tut's! Wer ein Kerl ist, schluckt es tapfer herunter und schlägt sich durch. Das Lamentieren und Jammern überläßt man den Schwächlingen."

„Alter Mann, ich jammere nicht und danke Ihm. Aber wäre Er an meiner Stelle, Er würde es auch nicht leicht nehmen. Basta. Und nun wollen wir weiter ziehen; denn hier leidet's mich nicht länger. Und wenn's Ihm recht ist, so wollen wir noch eine Strecke Weges zusammen wandern."

„Einverstanden."

Der Junge und der Alte packten ihre Ränzel — und wieder ging es auf die Wanderschaft.

Beide überließen sich ihren Gedanken.

Alexander war in tiefen Ernst eingesponnen, so daß er seinen Begleiter darüber schier vergaß. Wie mochte es Elisabeth jetzt zumute sein? Wer stand ihr zur Seite!?

Da fiel ihm zum Trost die alte Therese ein — und sein Herz wurde ein wenig leichter. Die Alte würde nicht von ihrem Kinde weichen, mit der schwieligen Hand über das vergrämte Gesichtchen fahren und gute, sanfte Worte dazu murmeln. Und schließlich würde das Elisabethchen — von schwerer Müdigkeit überwältigt — die Augen schließen und einschlummern. Die Alte würde sich nicht von der Stelle rühren und mit gefalteten Händen leise Gebete flüstern. Und wenn die Elisabeth im Schlafe angstvoll aufschrie, würde die Therese sie beruhigen und wie ein treuer Hund die Wache halten, bis diese erste schlimme Nacht vorüber war.

Was aber geschah, wenn sie mit dem ersten Morgengrauen erwachte, und der Baron von neuem sein Folterverhör anstellte! . . .

Wenn er ihr wenigstens eine Nachricht senden und sie trösten könnte.

Er zerbrach sich den Kopf und fand keinen Ausweg.

Er selbst durfte sich vor dem Schloß nicht sehen lassen. Das stand einmal fest. Der Baron würde die Hunde auf ihn hetzen. Und Elisabeth würde noch größere Qualen ausstehen als zuvor.

Da kam ihm ein rettender Gedanke.

Er sah halb zweifelnd, halb hoffend den Harmonikaspieler von der Seite an: Wenn er ihm den Liebesdienst erwiese und eine Botschaft nach dem Schlosse brächte?

„Will Er etwas?" fragte der Invalide, der es bald heraus hatte, daß Alexander ihn prüfend fixierte.

„Ich habe etwas auf dem Herzen," sagte der Junge.

„Schieß' Er los! Bei mir braucht Er kein Blatt vor den Mund zu nehmen."

„Ich hab' Ihn um etwas Großes zu bitten — leicht wird mir's nicht — aber ich weiß mir nicht anders zu helfen! Er muß auf das Schloß des Barons und der Elisabeth eine Botschaft von mir bringen. Sonst bricht ihr das Herz!"

„Hm," machte der Alte. „Leichter gesagt, als getan. Nämlich — die Sache hat nicht einen, sondern mehrere Haken! Paß auf: Erstens, die Kundschaft um Magdeburg herum erwartet mich. Die Gegend hier ist bis auf den letzten Flecken abgegrast . . . Junge, unterbrech' Er mich nicht und hör' Er bis zu Ende zu. Meint Er, das Geschäft, das ich betreibe, ist so einfach? Man muß sich rar machen; man muß zur rechten Zeit kommen und im rechten Augenblick gehen. Dann ist man willkommen, und der Weizen blüht. Wer dagegen aufdringlich ist, hat bald ausgespielt. Die Fenster und die Türen scheinen plötzlich wie zugemauert. Kein freundlicher Blick — nirgends eine offene Hand. — Man muß die Kunst verstehen — und Stümper gibt's in jeder Branche. Treff' ich jetzt unzeitig ein, so sind zehn andere an meiner Stelle, die mir das Brot wegstehlen. — Und hast du nicht gesehen — haben sie's auf allen Höfen verbreitet: Der Alte hat zum letzten Male den Hahn krähen hören und ist mit Tode abgegangen. — Es kommt eben alles auf die Pünktlichkeit an — zumal wenn man zur Klasse der Zugvögel gehört — die arrivieren mit der Minute und machen sich mit dem Glockenschlag davon. — Es ist also nicht bloß, daß einem irgendwo der Verdienst entwischt — darüber käme man hinweg — sondern daß die ganze Ordnung und das Reglement von Grund aus umgeschmissen ist. Und das Schlimmste: Es gibt einen miserablen Kampf mit der Konkurrenz, die sich inzwischen allerorten eingenistet hat. Wie angenehm, wenn einem überall entgegengeschrien wird: Potztausend, Sie leben noch? Wir dachten, Sie hätten inzwischen längst die Höllenfahrt angetreten. Das wird für die Dauer verdammt langweilig. Aber selbst wenn ich fünf eine gerade Zahl sein ließe, ständen die Chancen schlecht für dich, mein Junge! Denn mir ist der Baron auch nicht grün. Hättest einmal sehen sollen, mit was für Blicken er mich gemessen, als er in seiner Kalesche angefahren kam! Und was für schmeichelhafte Titulaturen er mir an den Kopf geschmissen! Hatte nämlich bereits Wind bekommen, daß ich euch auf der Landstraße getroffen, und war erbost, weil ich nicht sofort beim Gendarm Meldung gemacht hatte. Sieht er mich nun, so wittert er Unrat, läßt mich sofort davonjagen — und das ganze Patrouillieren war umsonst . . . So, und nun dank' ich dir, mein Bürschlein, daß du

mich hast ausreden lassen. Die Kunst zuzuhören ist rar genug — der Herrgott weiß es."

„Dann ist mir nicht zu helfen," antwortete Alexander trübsinnig. „Ihr habt in allem recht, und schämen würde ich mich, wenn ich noch ein Wort darüber verlieren wollte."

„Junge, mir fällt was ein. Spitz' Er die Ohren: Ich hab's: Er schreibt an sein kleines Fräulein einen langen Brief, versiegelt ihn säuberlich — und gibt an, wo Ihn die Antwort trifft. Dann setzt Er einen Zettel an die Therese auf und bittet sie, dem Kinde seinen lettre d'amour — zu deutsch: Liebesbrief — zuzustellen. Beides wird in ein großes Kuvert getan, und ich schreibe darauf: An die Therese beim Herrn Baron von Sydow. Auf diese Weise kann das Schreiben nicht aufgefangen werden — und der Zweck ist erreicht. Denn dazu ist der Herr Baron zu fein, als daß er einen Brief an die Therese erbricht. — Wie denkt Er über meinen Vorschlag?

Alexanders Züge hatten sich bei diesen Worten immer mehr aufgehellt. Der Rat des Alten leuchtete ihm ein.

„Er ist ein findiger Kopf," rief er aufatmend. „So wird es gemacht und nicht anders. Und im nächsten Wirtshause werden die Briefe geschrieben, damit nicht unnötige Zeit verpaßt und die Elisabeth von ihrem Kummer befreit wird."

„Was für eine Jugend ist das," sagte der Alte nachdenklich. „Ist kaum aus dem Ei gekrochen und fängt schon Liebesgeschichten an."

„Halt!" unterbrach ihn Alexander. „Kein Wort versteh' ich von dem, was Er da redet. Müssen die Menschen alt und grau werden, um sich gern zu haben? Und wo liegt die Sünde, wenn die Elisabeth und ich zusammenhalten? Und damit Er endlich Frieden gibt und weiß, wie alles gekommen ist, so höre Er: Gott hat uns zusammengeführt, damit eins am andern Halt fände. Denn ihr ist die Mutter davongelaufen und mir der Vater. Und meine Mutter, die sich die Hände wund gearbeitet hat, um mich durch die Welt zu bringen und einen Notgroschen für ihr Kind sich abzuhungern, ist —" — er dämpfte seine Stimme — „vor nicht zu langer Zeit — — ach, laß Er mich — davon mag ich nicht reden. — Genug, ich habe weder Vater noch Mutter. Und der Elisabeth geht es im Grunde gerade so wie mir. Denn der Baron kümmert sich kaum um sie, und sie friert, wenn er in ihrer Nähe ist . . . Nun weiß Er, wie alles gekommen ist. Und jetzt begreift Er vielleicht, warum wir

in die weite Welt hinaus wollten. Schlimmer als zu Hause konnten wir es nirgends treffen."

„Verstehe — verstehe," knurrte der Alte. „Immer das gleiche Lied. Die Not und das Elend haben euch zusammengeführt. Ach, mein Junge, es ist auf der Welt nicht anders. Wir leiden alle an der großen Not — niemandem bleibt sie erspart. Und ihr armen Kinder denkt dann in eurem Unverstand: Ihr seid es allein, denen übel mitgespielt wird. — Wie töricht du bist, mein Junge! Deine Mutter hat die große Lebensnot am eigenen Fleisch erfahren — und dein Vater, der weggelaufen ist, vielleicht nicht minder! Was weißt du, Knirps, wo ihn der Schuh drückt. Und der Mutter der Elisabeth ist es gewiß auch nicht leicht gefallen, sich von dem einzigen Kinde zu trennen. — Selbst der Herr Baron, auf den wir beide doch nicht gut zu sprechen sind, macht sein Teil durch. Ich wenigstens möchte nicht in seiner Haut stecken. — Junge, bild' Er sich nicht gar zu viel auf seine Not ein! Sei Er nicht zu stolz darauf. Hochmut kommt vor dem Fall. Prahl' er nicht mit seinem Elend. Einen Dukaten für jeden, dem es dreckiger geht als Ihm — und ich bin Rothschild. Solange er gesunde Knochen im Leibe hat, kann er den Kampf aufnehmen . . . Und hier ist ein Wirtshaus. Hier wird Halt gemacht. Hier kann Er Seine Briefe schreiben, damit die alte Rechnung ins Gleiche gebracht wird und Er ein frisches, neues Leben anfangen kann . . . Also hereinspaziert!"

Der Harmonikaspieler bestellte sich einen Schoppen Bier, holte aus dem Rucksack einen Laib Brot und ein Stück Mettwurst hervor und begann zu tafeln, während Alexander — ohne vom Papier aufzusehen — an seiner Epistel schrieb.

Als er fertig war, überflog er noch einmal den Brief, der folgenden Inhalt hatte:

Meine liebe kleine Elisabeth!

Wenn Du diese Zeilen liest — und Gott möge geben, daß Du sie liest! — haben wir beide die ersten schrecklichen Stunden überstanden. Liebes Elisabethchen, Du darfst um des Himmels willen nicht verzweifeln und mußt tapfer und mutig bleiben — auch wenn wir uns lange nicht sehen. Wenn man immer aneinander denkt, so ist es beinahe, als ob man zusammen wäre. Dein Papa, der Herr Baron, konnte uns wohl auseinanderreißen; aber unsere Gedanken sieht er nicht — und hört er nicht. — Ich bin auf der Wanderschaft, und neben mir sitzt der Harmonikaspieler, den ich am Bahnhof getroffen habe. Er ist ein guter Mann, dem man trauen darf. Dagegen hüte Dich vor der Handelsfrau, die an

dem ganzen Unglück die Schuld hat. — Ach, ich darf gar nicht daran denken, wie der Herr Baron plötzlich angefahren kam und mit so bösen Augen uns ansah. Manchmal glaube ich, es war nur ein schlimmer Traum, und Du bist noch bei mir. — Der Invalide behauptet steif und fest, wir wären nicht bis zu dem Schiff gelangt; der Gendarm hätte uns vorher festgenommen. Ich kann es aber nicht glauben. Wir beide haben flinke Beine und wären schon rechtzeitig davongelaufen — und Gräben oder Scheunen gibt es ja auch, um sich zu verstecken. Nein, es bleibt dabei: ohne die alte Hexe wären wir nach Hamburg gekommen und morgen vielleicht schon auf dem großen Schiff. Dem Kapitän hätte ich der Wahrheit gemäß alles gestanden — und ich wette tausend für eins — er hätte uns mitfahren lassen. Das ist nun alles aus. Punktum. Streusand darauf. Und ich werde mich hüten, ohne Dich über das Meer zu gehen. Adjüs Amerika! Ich bleibe hier, um in Deiner Nähe zu sein, liebes Elisabethchen. Und schreiben mußt Du mir, wie es Dir gegangen ist — ob die Therese zu Dir hält, und ob Du nicht gar zu viel ausstehen mußt. Der Harmonikaspieler, der die Welt kennt, sagt: Du mußt auf das Kuvert schreiben ‚Magdeburg, an der Post lagernd — für Alexander Oblomoff'. Dann bekomme ich den Brief dort, oder man schickt ihn mir, wo ich gerade bin. Ich denke aber bald in Magdeburg zu sein. Was dann wird, weiß der liebe Gott. So, das ist für heute alles. Liebes Elisabethchen, behalte mich lieb und vergiß mich nicht. Ich werde immer an Dich denken bis an mein Lebensende.

Dich grüßt und küßt

Dein Alexander.

Und nun kam ein Zettel an die Therese, der kurz und bündig den Auftrag enthielt, den Brief Elisabeth auszuhändigen.

Der Alte schrieb mit großen Buchstaben die Adresse.

Dann wurde der Brief geschlossen und mit einer Freimarke versehen.

Inzwischen hatte der Invalide eine große Brotschnitte für Alexander zurechtgemacht, die dieser still und nachdenklich nun verzehrte.

„Und jetzt, Junge, wollen wir weiterziehen. Wenn wir kräftig ausholen, kommen wir heute noch bis Burg, das dicht bei Magdeburg liegt. Dort können wir übernachten."

Alexander nickte und folgte stumm seinem Begleiter.

Lange schritten sie wortlos nebeneinander.

Die Sonne stand schon tief — und das Ziel ihres Marsches schien noch in weiter Ferne.

„Sage mal, Alter, hast du Kinder gehabt — und was ist aus ihnen geworden?" unterbrach Alexander das Schweigen.

Der Invalide blickte ihn versonnen an.

„Junge, sieh in das Abendrot und laß meine Vergangenheit ruhen. — Ich habe Kinder gehabt — sind verdorben und gestorben — was weiß ich."

„Hast du sie verlassen, Alter? Bist schlecht gegen sie gewesen — wie?"

„Junge, halt' Er das Maul und frag' Er nicht weiter. Was hab' ich mit Weib und Kindern zu schaffen. Die Welt ist groß — und die Landstraße gehört mir — und der Wald, die Wiesen und die Äcker ringsum. Und die Quellen kommen auf mich zu, damit ich meinen Durst löschen kann — und die Sonne scheint für mich allein — und soweit mein Auge reicht, gehört alles — alles mir. Avez-vous compris, Monsieur? Kapiert, mein Junge?"

Er schöpfte tief Atem, und seine Brust weitete sich.

Und plötzlich flog ein verschmitztes Lächeln über sein bartstoppeliges Gesicht.

„Wir von der Landstraße," sagte er, „sind Könige, und unsere Paläste dehnen sich bis in die Unendlichkeit — sind gepflastert mit dem Gold der Sonne. Und wenn wir Kurzweil wollen, so schallen hoch in den Lüften für uns Lieder. 's ist ein kostbares Leben. — Hat Er Lust, so kann Er als mein Begleiter mit mir durch die Welt ziehen — solange es Ihm behagt — und ich gebe Ihm mein Vagabundenwort — Er kehrt nicht wieder um, Er findet Gefallen daran."

„Nein, ich will nicht," antwortete Alexander schroff. „Und heute mittag pfiff Er aus einem anderen Loch und gab mir bessere Lehren."

„Heute mittag ist längst vorbei."

Er lächelte dabei befremdlich.

„In der Mittagssonne wird man trunken und phantasiert dummes Zeug. Aber wenn der Abend heraufzieht, erwacht man und besinnt sich. Ach, was für dumme Dinge rede ich. Gerade umgekehrt ist es: am Mittag ist man nüchtern, und mit dem Dunkel kommt der Rausch. Im Rausch liegt das Leben. Junge, was gafft Er. Hör' Er nicht auf mich. Alte Leute werden närrisch — und Er hat junges, lebendiges Blut . . . Ich glaube, es ist an der Zeit, daß wir uns trennen; sonst wird Er noch fuchswild auf mich, und die Freundschaft geht in die Brüche. Es wäre schade drum. Aber ein Sprüchel geb' ich Ihm noch mit auf den Weg: Hüt' Er sich vor den Weibern! Geh' Er um sie herum, wie die Katze um heißen Brei! Rühr' Er sie nicht an; sonst verbrennt Er sich, und d i e Wunden tun höllisch weh, wenn man nicht gar daran verblutet. — —

Und hier ist ein Kreuzweg. Das ist ein Gotteszeichen. Er geht nach links und ich nach rechts. Gute Nacht, mein Bürschlein!"

Und ehe Alexander noch Antwort geben konnte, war der Alte im Dunkel verschwunden.

Noch eine flüchtige Sekunde sah er ihn des Weges humpeln. Dann war er wie ein gespenstiger Schatten dem Auge entglitten, und Alexander starrte ihm wie einer spukhaften Erscheinung nach.

Lichter winkten aus der Nähe — und Alexander atmete erleichtert auf.

Das mußte das Städtchen Burg sein, von dem der Invalide gesprochen hatte.

Hier wollte er übernachten. Er beschleunigte seine Schritte, denn er spürte, wie der Hunger deutlich sich meldete.

Wo mochte der Alte geblieben sein? — War ein merkwürdiger Kauz gewesen, aus dem er nicht recht klug zu werden vermochte.

Vielleicht hatte der Teufel seinen Weg gekreuzt und sein Spiel mit ihm getrieben. Wie ein Aal war er ihm entwischt, just als er ihn fest zu haben wähnte.

Es dünkte ihn jetzt, als ob auch seine Züge beständig wie seine Worte gewechselt hätten. Am Ende war er der Mann im Monde? . . . Denn zuweilen hatte sein Gesicht abgenommen und war klein und verkümmert geworden, um bald darauf, wenn er zu lachen begann, breit und behäbig zu werden.

Und weshalb hatte er ihm so hinterrücks plötzlich den Laufpaß gegeben?! . . .

Nun, er würde ihm nicht nachrennen, ebensowenig wie er sich an ihn gehängt hatte . . .

Eines wußte er: Tückisch war er geworden, weil er das Gespräch auf Frau und Kinder gebracht — hatte ein schlechtes Gewissen und schämte sich . . .

Gasthof zum Weißen Hirschen — las er.

Gelobt sei Gott. Die Füße trugen ihn kaum noch.

Er reckte sich in die Höhe und trat stolz in das Wirtszimmer, aus dem ihm Tabaksqualm und Stimmengewirr entgegendrangen.

Er suchte sich ein Plätzchen und setzte sich still hin. Als man aber von den Nachbartischen auf ihn schielte, ward er dunkelrot.

Eine blitzsaubere, junge Frau, die hinter dem Schank gestanden, kam auf ihn zu.

„Nun, Bürschel, was möchtest du? Siehst gut müde und erschöpft aus."

Dabei betrachtete sie ihn mit einem mütterlichen Blick, der Alexander Vertrauen einflößte.

„Ich möchte etwas Warmes zu mir nehmen und fragen, ob ich für die Nacht hier unterkommen kann — eine große Zeche will ich freilich nicht machen."

Die Frau nickte verständnisvoll.

Der könnte aus vornehmem Hause sein — dachte sie — so eine Art hat er — und ist doch nur ein armer Teufel.

Sie ging in die Küche, kehrte jedoch bald mit einem mächtigen Teller, auf dem Speck und Bohnen gehäuft waren, zurück.

„Laß dir's gut schmecken," sagte sie und setzte sich neben ihn.

„So jung und schon auf der Wanderschaft! Die Mutter hätte dich auch noch ein Jährchen bei sich behalten können, sollte ich meinen."

Alexander ließ den Löffel fallen.

„Meine Mutter ist tot," sagte er. „Sonst säße ich nicht hier."

„Hm," machte die Frau, „das ist freilich etwas anderes — nichts für ungut, lieber Junge, wenn ich da an eine wunde Stelle gerührt habe. Und nun willst du hinaus in die weite Welt, mutterseelenallein?"

Er nickte.

„Nimm dich nur zusammen, mein lieber Junge, und denke immer an dein armes Mütterchen, wenn sie dir Schlingen legen. Frag' dich im stillen jedesmal: Was würde die Mutter dazu sagen? Dann kann dir's nicht übel gehen. Die Menschen sind gut und schlimm. Wer ein frommes Herz hat, gerät an die Guten. Nun iß, trink und sei fröhlich."

Alexander tat wie ihm geheißen. Als er sich aber gesättigt, fragte er: „Liebe Frau, ist das hier Burg?"

„O nein," erwiderte sie lachend, „bis Burg ist es noch eine gute Stunde zu Fuß."

Und wieder sah sie sinnend in seine feinen Züge und auf seine schlanken, weißen Hände.

„Frau Wirtin," tönte es vom Nebentisch, „vergaff' Sie sich nur nicht! Der Springinsfeld gehört wohl auch zu den Komödianten?"

Alexander wurde rot bis zu den Haarwurzeln.

Die Wirtin aber erhob sich.

„Meister," sagte sie, „wenn Ihr das lockere Maul nicht haltet, so

sucht Euch eine andere, die Euch das Maß füllt. Der Junge ist anständiger Leute Kind, daß Ihr's wißt!"

„Amen! Werdet nur nicht gleich fuchswild. Ich will nichts gesagt haben."

„Ist auch besser so."

„Und hier ist mein Glas! . . . Wirt, deine Frau soll leben — hat Haare auf den Zähnen."

„Stimmt — aber sie beißt nur, wenn man über sie herfällt," erwiderte der Angeredete, und seine hellen Augen leuchteten.

Die Frau nickte ihm fröhlich zu.

„Nun, bist du auch satt geworden, Junge?" wandte sie sich wieder an Alexander.

„Ja, Frau, satt bin ich geworden," und leiser fügte er hinzu: „Was wollte der Mann von mir?"

„Dummes Gerede — nichts weiter."

„Ich habe einen gekannt, der auch einen so breiten Rücken und so trunkene Augen hatte, war ein böser Mann, der meine arme Mutter bis aufs Blut gequält und mich am liebsten erschlagen hätte," setzte er fröstelnd hinzu.

„Der da ist nicht so schlimm," beruhigte ihn die Wirtin, „nimmt den Mund voll, aber wenn man ihm eins drauf haut, kneift er den Schwanz ein. Weißt doch — die Hunde, die bellen, beißen in der Regel nicht."

„Was meinte er eigentlich — und was sind das für Leute? Wie nannte er sie rasch? . . . Komödianten?"

„Richtig. So hieß es. Das ist fahrendes Volk — Vagabunden, die von Ort zu Ort ziehen, nennen sich Schauspieler und führen allerhand Possen auf — meist gruselige Ritterstücke, machen die Landstraße unsicher, leben ein Zigeunerleben und ziehen den Leuten das Geld aus der Tasche."

„Diebsgesindel also!?"

„'s ist nicht gerade wörtlich gemeint — sind halt Komödianten, die nichts Rechtes gelernt haben, Faxen machen und dem Herrgott die Zeit stehlen."

„Komödianten," wiederholte er nachdenklich.

„Wie seltsam das Wort klingt — nie in meinem Leben habe ich von solchen Leuten gehört."

„Hast nichts verloren dran, mein Junge!"

„Kann jedermann sie ansehen?"

„Für zwei gute Groschen — das Geld ist futsch und Gewinn hat man nicht davon — darfst es mir glauben."

„Ich möchte sie gern sehen," beharrte Alexander. „Sind sie schon lange hier?"

„Seit einer halben Stunde. Morgen spielen sie zum ersten Male. Ist es dir um deine beiden Groschen nicht leid, so kannst du ja hingehen. Ein Verbrechen ist es schließlich nicht. — Jetzt aber ist es Schlafenszeit für dich, sollte ich meinen; kannst dich ja kaum noch aufrecht halten. Komm, ich zeige dir deine Kammer."

Er erhob sich. Bleischwer waren ihm die Glieder.

Die Wirtin öffnete ein blitzblankes Stübchen, aus dem ihm das mit buntem Linnen frisch überzogene Bett freundlich entgegenlachte.

„Und jetzt, mein Junge, träume etwas Schönes. Hast gewiß schon gehört, daß der erste Traum in einem fremden Hause sich erfüllt. Sei also auf der Hut. Gute Nacht! Hier steht übrigens ein Krug mit frischem Wasser," setzte sie mütterlich hinzu, „wenn du Lust haben solltest, dich vor dem Schlafengehen zu waschen."

Sie stand bereits in der Tür.

Alexander trat dicht auf sie zu.

„Frau Wirtin, ich dank' Euch recht schön. So gut wie Ihr ist lange kein Mensch zu mir gewesen." Natürlich die Elisabeth ausgenommen — dachte er im stillen.

Die Frau trat noch einmal in das Zimmer.

„Du armer Junge," sagte sie, „mit dir müssen die Menschen böse umgesprungen sein."

Sie schwieg — und auch Alexander war still geworden.

Von unten tönten die Stimmen der Männer herauf. Es klang, als ob sie im wilden Streite wären.

Die Wirtin nahm plötzlich sein Gesicht zwischen ihre großen, kühlen Hände und küßte ihn.

Er wurde blutrot.

Sie aber verließ eilig das Zimmer, den Jungen in einem seltsamen Zwiespalt zurücklassend.

Die Mutter war zeitlebens mit ihren Zärtlichkeiten karg gewesen. Nur wenn er krank dagelegen, oder am heiligen Abend und an seinem Geburtstage hatte sie ihn — dessen erinnerte er sich jetzt — zärtlich in ihre Arme geschlossen. Mit Elisabeth war es ja etwas ganz anderes,

obwohl auch die Freundin nur selten seine Lippen berührt hatte. Ihrem feinen Instinkt war es nicht entgangen, daß Alexander sie leise zurückdrängte, wenn sie gar zu stürmisch werden wollte . . .

Und nun hatte eine wildfremde Frau ihn geküßt und an sich gedrückt, ohne daß er sich gesträubt.

Eine feine Scham erfüllte ihn. Er fürchtete sich, der Wirtin morgen gegenüberzutreten. Was mochte sie von ihm denken.

In seiner Knabenunschuld dünkte ihn, er hätte etwas Schlimmes begangen.

Langsam und schwerfällig entkleidete er sich.

Warum klopfte sein Herz? Und warum glühten auf einmal seine Wangen?

Er öffnete das schmale Fensterchen und ließ die warme Sommerluft in das Zimmer.

Tief atmen, Alexander! — So, nun wird dir leichter und besser.

Bis auf das letzte Stück zog er sich aus und ließ das frische, kalte Wasser über den sehnigen, schlanken Körper gleiten, aus dem die straffen Muskeln kraftvoll hervortraten.

Das tat ihm gut und verscheuchte alle bösen Gedanken. Und ohne sich abzutrocknen, zog er das Hemd über und sprang in das frische Bett.

Ein Wohlbehagen, wie er es lange nicht gespürt, ging durch sein Blut.

Aber dann umwölkten sich seine Züge. Die Elisabeth kam ihm in den Sinn.

Er ruhte von des Tages Last und Sorgen aus, hatte gegessen und getrunken und lag geborgen in einem richtigen Federbett, während sie vielleicht gerade jetzt kläglich in sich hinein wimmerte, sein Bild beständig vor den Augen. Was für ein ehrvergessener Patron war er! . . .

Mit einem Satz sprang er aus den Kissen. Er wollte es nicht gut haben, während sie — Heraus mit dem Federbett und den Kopfkissen. Die harte Matratze war gerade recht für ihn . . .

Die wollene Decke über die Ohren gezogen und nun eingeschlafen.

Und ehe er sich's versah, hatte er die Lider fest geschlossen. Wohl stöhnte er anfangs aus dem Schlafe, aber nicht lange währte es — und seine gesunde Natur hatte über ihn gesiegt.

Klein Elisabeth erschien ihm im Traume, und neben ihr stand die alte Therese. — Und nun kam der Harmonikaspieler auf ihn zu, und

im Hintergrunde saß geduckt — als fürchtete sie sich vor ihm — die Handelsfrau, den großen Tragkorb auf dem krummen Rücken.

Aber auf einmal waren die vertrauten Gesichter verschwunden — und vor ihm tanzten seltsame Schatten in wunderlichem Spiel — bunte Lappen um den Leib geschlungen — rote, blaue, grüne, gelbe, graue — machten Clownsprünge und verzerrten auf eine sonderbare Art ihre Mienen.

Aha, blitzte es durch sein Hirn: das sind die Komödianten. Und atemlos verfolgte er ihre Tänze — und voll innerer Spannung suchte er ihre Züge festzuhalten.

Vergebens. Wie die Irrlichter schwanden sie seinem Auge, sobald er sie zu greifen wähnte . . . und fingen immer wieder von neuem das gleiche Spiel an, wirbelten wild durcheinander, warfen die Fetzen um sich und stießen ein heimliches Gelächter aus.

Komödianten — Komödianten tönte es leise und vernehmlich an sein Ohr.

Und plötzlich — Herrgott wie geschah ihm — hatten sie ihn in ihrer Mitte und warfen ihn wie einen Federball von einem zum andern, schlossen ihn im Kreise ein und hüpften um ihn herum.

„Ich will nicht," schrie er aus Leibeskräften.

Aber ihm war, als ob die Worte — wie sehr er sich auch anstrengte — geflüstert und kaum hörbar aus seiner Kehle kamen.

Hilf, himmlischer Vater! . . . Was war denn das . . . Die Schatten schwanden — und liebliche Musik, hell und silbern — tönte an sein Ohr. Spielte der Alte auf der Harmonika eins seiner schönsten Lieder? Nein, es kam von weit her und klang wie eine süße Himmelsmelodie . . .

Schlafe, Alexander, schlafe — die Engel wachen über dir und wiegen dich in linde, leichte Träume. — — — — — — —

„Nun," fragte die Wirtin am andern Morgen und setzte sich gemütlich neben ihn an den Frühstückstisch, „was hat der junge Herr geträumt?"

Und wohlgefällig ließ sie wieder ihre Blicke auf ihm haften, als weideten sie sich an seiner knabenhaften, unberührten Schönheit.

„Es war ein Schattenspiel," antwortete Alexander, „mehr weiß ich nicht. Als mir vor Angst der Schweiß aus der Stirn brach, hörte es auf, und statt seiner vernahm ich eine wunderschöne Melodie."

„Wer will sagen, was für ein Sinn dahinter steckt," meinte die junge Wirtin. „Ich glaube nämlich an Träume," fügte sie treuherzig hinzu. „Die Juden im alten Testament haben ihren guten Grund

gehabt, weshalb sie sich die Träume deuten ließen. Hinter jedem Traum steckt ein tiefes Geheimnis — Gott allein weiß, was er damit will —"

So plauderte sie unaufhörlich, und Alexander horchte still ihren Worten, während er bedächtig den heißen Kaffee schlürfte und das frische Butterbrot dazu verzehrte.

Da ging die Tür auf — und herein trat ein junges Ding, an die sechzehn Jahre alt, mit rotblonden Locken, einem gestülpten Näschen und meergrünen, schillernden Augen — hatte einen Hut mit langen, roten Bändern auf dem Kopf und war angetan mit einem verblichenen Waschkleid, aus dem die blauen Blümchen ganz matt, so daß man sie kaum noch zu sehen vermochte, hervortraten. Unter dem rechten Arm aber hatte sie einen mächtigen Stoß bedruckter Zettel.

Sie blieb einen Augenblick zaghaft in der Tür stehen und blickte unverwandt auf Alexander.

„Du kommst wohl von den Schauspielern?" fragte die Wirtin.

Das Mädchen nickte und kam langsam näher, immer Alexander betrachtend, dem siedend heiß unter ihren Blicken wurde.

Sie breitete stumm ihre Zettel auf dem Tische aus. Da stand mit großen Buchstaben deutlich zu lesen: Heute abend die schauerliche Mär der Genoveva, ein gar trauriges Stück in 19 Bildern. Elftes Bild: Die unglückliche Genoveva im Burgverließ. Morgen: Der geschundene Raubritter, ein Ritterstück in sechs Akten und 19 Bildern.

„Spielst du die Genoveva?" fragte die Wirtin.

„Ich spiele die Genoveva."

Sie reckte sich ein wenig, als wollte sie dartun, daß sie auch das körperliche Maß für ihre Rolle hätte.

Alexander war in tiefes Staunen versunken.

Da stand also leibhaftig vor ihm eine von den Komödianten, die noch dazu im Stücke die Hauptrolle spielte. Genoveva — wie wunderlich der Name seinem Ohr klang. Ihm war's, als ob die Mutter ihm einmal ein Märchen erzählt hätte, das ebenso geheißen.

„Um fünf Uhr beginnt das Spiel. Darf ich die Zettel hier lassen?"

Was für ein feines Stimmchen sie hatte — und beständig blinzelte sie zu ihm herüber.

„In Gottes Namen," antwortete die Wirtin, „und wenn die Mamsell einen Schluck Kaffee trinken will —"

Das Mädchen schüttelte die roten Locken.

„Schönen Dank — wir haben schon gefrühstückt."

„Wie heißt Sie denn?"

„Angelika Dadelsen."

„Hm, bist wohl die Älteste vom Direktor?"

„O nein, ich gehöre nicht zu ihnen," antwortete sie hochmütig.

„Zu wem gehörst du denn?"

„Zu niemandem."

„Oho, das klingt ja mordsmäßig stolz."

Das Mädchen senkte einen Moment die langen Wimpern. „Arme Menschen haben nichts als ihren Stolz," erwiderte sie dann schlagfertig.

Diese Antwort gefiel Alexander außerordentlich. Er sah sie mit großen Augen, in denen unverkennbarer Respekt lag, an.

Sie lächelte — wie es ihm schien — kalt und hochmütig.

Wenn du nicht willst, auch gut — dachte er. Ich dränge mich dir gewiß nicht auf. Und gelassen nahm er seine Tasse ein wenig in die Höhe und nahm langsam einen Schluck.

„Ich muß jetzt gehen," sagte Angelika, „und die übrigen Zettel austragen. Guten Morgen, Frau Wirtin!"

Und ohne Scheu vor Alexander bemerkte sie beim Herausgehen — halb von oben herab: „Wirst du dir die Genoveva auch ansehen?"

Er zögerte eine Sekunde, ehe er — ohne daß er es wagte, die Wirtin dabei anzublicken — erwiderte: „Ich glaube schon."

Im Nu war sie aus der Tür.

Die Wirtin ließ die Hand schwer auf den Tisch fallen.

„Der traue ich nicht über den Weg," sagte sie in schneidendem Ton, „die hat's hinter den Ohren — so jung sie noch ist; das wird man auf den ersten Blick gewahr."

Alexander schwieg.

Die Rede der Frau tat ihm weh.

„Und wenn ich an deiner Stelle wäre," begann sie nach einer kleinen Weile von neuem, „ich ginge nicht hin. Die legen's gar darauf an, daß du in ihre Netze läufst."

Alexander sah erschreckt auf.

„Ja, ja, mein Junge, du kennst die Welt nicht, und ehe du dich versiehst, haben sie dich an der Angel und all dein Zappeln ist umsonst — los kommst du nicht mehr. Es täte mir leid um dich. Bist mir zu schade für das Komödiantenpack. Hör' auf mich und sieh dir die Geschichte erst gar nicht an — wird schon was Rechtes sein, was die da vorgaukeln."

„Nehmen Sie's nicht krumm, Frau Wirtin, wenn ich trotzdem



Ludwig Thoma:
Morgen an der Donau
Text v. Herman Bang.

gehe. Ich habe gewissermaßen zugesagt und möchte mein Wort halten. — Nein, Frau Wirtin, ich will nicht lügen. Es ist noch ein anderer Grund."

Er atmete tief auf.

„Es treibt mich zu den Leuten. Ich muß das einmal sehen; sonst habe ich keine Ruhe mehr."

„So geh getrost. Es gefällt mir, daß du ehrlich bist. Aber warnen wollte ich dich. Sei auf deiner Hut, Junge. Ich bin dir gut und wünschte, daß dir kein Haar gekrümmt wird."

Solche Ware wie du kommt nicht alle Tage auf den Markt, dachte sie im stillen.

Laut aber setzte sie hinzu: „Du mußt ein ordentlicher Mensch werden — kein Vagabund. Lerne ein ehrliches Handwerk und laß dir die Lehrjahre sauer werden. Und vor allem halte dich rein. Nämlich," sagte sie langsam und eindringlich, „es gibt gute und schlimme Weiber — gerätst du an ein schlimmes, so bist du von Grund aus verpfuscht und verdorben."

Alexander hatte nur mit halbem Ohr zugehört. Seine Seele stand in hellem Brande.

Gaukler — Vagabunden — Komödianten — hinter jedem Wort ein lockender Sinn, ein abgründiges Geheimnis.

Ihm war es, als ob er aus weiter Ferne das Leben brausen hörte.

Wie hieß das rote Fräulein? Nannte sich Angelika und spielte am heutigen Nachmittag die Genoveva.

Spielen — Theater spielen — was bedeutete denn das? Er konnte es sich nicht vorstellen. War irgend ein unheimlicher Zauber damit verknüpft — und warum sprach die Wirtin in so verächtlichem Tone von den Komödianten?

Er blickte schüchtern auf. Die Wirtin hatte sich leise davongemacht, ohne daß er es in seiner Verträumtheit wahrgenommen.

Gott sei Dank. Ihr Anblick hätte ihn geschmerzt . . .

Komödianten — ein Wort von ungeahnter Süße, hinter dem das Geheimnis und der Sinn des Lebens verborgen lagen.

Er trank hastig den Kaffee aus und eilte in seine Kammer — rasch die Mütze aufgesetzt — und nun ins Dorf, den Komödianten nach. Wo mochten sie ihr Lager haben — und ob er ihre Spur bald finden würde? . . .

Tick-tack, tick-tack fühlte er es in den Fingerspitzen pochen.

„Pst — du da, wo läufst du denn so eilig hin? ..." hörte er plötzlich dicht hinter sich rufen.

Er blieb wie angewurzelt stehen und starrte Angelika wortlos an.

„Was erschrickst du denn so? Bildst dir wohl ein, ich wär' der Teufel?"

Er lachte gezwungen auf.

„Den Teufel stell' ich mir schon etwas anders vor."

„Wie denn?"

„Ich weiß es jetzt selber nicht," antwortete er ehrlich.

„Ach, du dummer Junge!" rief sie lustig.

„Es muß auch Dumme geben," erwiderte er verletzt.

„Gewiß — damit man die Klugen erkennt. Da hast du völlig recht," gab sie geschwind zurück.

„Du bist wohl höllisch klug?"

„Na, es läßt sich halten."

Sie sah ihn mit halb zugekniffenen Augen blinzelnd an, als wollte sie sich vergewissern, ob er sich gar über sie lustig machte.

Er blieb auf einmal stehen.

„Und du spielst wirklich die Genoveva?"

„Ei freilich spiel' ich sie. Kannst dich ja mit deinen Augen davon überzeugen!"

„Ist es sehr schwer?"

Sein Herz klopfte.

Sie sah ihn befremdet an.

„Wie man es nimmt," entgegnete sie zurückhaltend.

„Kommst du hin?"

Er zögerte.

„Deine Base erlaubt es wohl nicht?" Es klang beinahe höhnisch.

„Wer ist denn meine Base?"

„Die Wirtin, sollt' ich meinen."

„Die kenn' ich ein paar Stunden länger als du!"

„So — hm — brauchst darum nicht grob zu werden — ich hielt sie halt für deine Base."

„Erstens bin ich nicht grob geworden. Und zweitens wäre es keine Schande."

„Weißt du, ich finde, du bist ein wenig patzig."

„Es schallt heraus, wie es hineinschallt."

„Danke!"

Sie machte plötzlich einen gravitätischen Knix vor ihm.

„Übrigens — wenn du kein Geld hast, will ich dir ein Billett schenken."

„Ich nehme keine Geschenke," erwiderte er kühl, „und so viel Geld habe ich noch."

„Desto besser. Dann kommst du also?"

„Ja, ich komme."

„Der beste Platz kostet dreißig Pfennige — der zweite fünfundzwanzig. Wir geben hier nur zwei Vorstellungen — es lohnt nicht länger hier zu verweilen — kein Publikum für uns," fügte sie spitz und ein wenig geziert hinzu.

Alexander verstand von alledem kein Wort. Aber er hütete sich, Fragen zu stellen, gab sich vielmehr den Anschein völliger Sachkenntnis und murmelte: „So . . . so!"

„Nimm lieber den ersten Platz. Da siehst du mich besser."

Er nickte zum Einverständnis.

„Siehst du, da stehen unsere Wagen."

Er riß die Augen weit auf.

Richtig, da standen zwei große grüne Wagen mit kleinen Fensterchen, die wohl nicht allzu viel Licht hineinließen.

Seltsam sahen die Wagen aus. Unförmig erschienen sie dem Jungen und geheimnisvoll. Und davor bewegten sich wunderliche Gestalten — Männer und Frauen.

Und — kaum wollte er seinen Augen trauen — sie glichen zum Verwechseln seinen Nachterscheinungen.

Ein leichtes Grauen kam über ihn.

„Was hast du denn?"

„Nichts — nichts," erwiderte er fröstelnd.

„Möchtest du mit uns ziehen?"

Sie sah ihn groß und lockend an.

„Nein, nein — ich will nicht!"

„Es kann sehr lustig sein. Und ein Stück Welt bekommt man auch dabei zu sehen. Und ist man dreist und gottesfürchtig, läßt sich's mit dem Alten leben . . . Soll ich dich zu ihm führen? Ein gemütlicher Mann — sage ich dir."

„Nein, um Gottes willen nicht," stieß Alexander heftig hervor.

„Bist du aber ein Angstpeter! Dabei leg' ich meine Hand ins Feuer, daß es dir Spaß machen würde — du paßt nämlich dazu."

Sie maß ihn mit einem prüfenden Kennerblick, unter dem er erschauerte.

„Wo spielt ihr denn?" fragte er in leiser Neugier.

„Da auf dem Platz vor dem Wagen. Siehst du, wo sie die Pfosten eingeschlagen — da ziehen sie ein mächtiges Zelt. Unter dem werden Bänke für die Zuschauer hingestellt und ganz hinten wird die Bühne hergerichtet."

„Bühne — was ist eine Bühne?"

„Ach, du dummer Junge — nicht einmal das weiß er."

„Adieu," sagte Alexander. „So redet man nicht mit mir."

Er machte schnurstracks kehrt.

„So lauf doch nicht gleich fort! Bist ja empfindlich wie weiße Seide."

„Entschuldige," antwortete er. „Ein Elefantenfell habe ich nicht."

„Wenn du erst bei uns bist, wirst du dir das abgewöhnen."

„Ich werde nicht bei euch sein — verlaß dich darauf."

„Doch . . . doch . . . glaube es mir."

Sie sah ihn bei diesen Worten siegessicher an.

Und er war bis in das Innerste erschüttert über ihre Gewißheit und Festigkeit.

Von den grünen Wagen rief eine durchdringende Stimme: „Angelika!"

„Ich muß jetzt fort . . . Komm doch mit zu dem Alten."

Zum ersten Male dünkte es ihn, als ob ihre Stimme einen bittenden Ton hätte.

„Nein," entgegnete er entschlossen, und ein finsterer, harter Ausdruck grub sich in seine Züge.

Er kehrte ihr den Rücken und ging langsam — ohne sich noch einmal umzudrehen — in der Richtung zum Weißen Hirschen.

Wie angewurzelt schaute ihm Angelika nach. Ihre Züge verzerrten sich.

„Und du wirst doch zu uns kommen," flüsterte sie vor sich hin, während eine feine, scharfe Falte gerade über der Nasenwurzel in ihre Stirn sich zeichnete . . .

Die Wirtin empfing ihn ein wenig ungeduldig. „Bist lange ausgeblieben, mein Junge. Nun setz' dich einmal zu mir und lasse uns ein vernünftiges Wort miteinander reden. Zunächst — glaubst du, daß ich es gut mit dir meine? . . . Schön. Der Punkt wäre also in Ordnung.

Und nun sage mir, was du vorhast; denn irgend welche Gedanken über dein Fortkommen mußt du dir doch gemacht haben."

Alexander senkte den Kopf.

„Frau Wirtin," begann er stockend, „die letzte Zeit habe ich nicht mehr darüber nachgedacht. Vor nicht gar zu langem wollte ich aufs Schiff und nach Amerika. Den Plan habe ich nicht mehr. Das Schiff ist mir verleidet."

„Im Lande bleiben und sich redlich nähren hat auch sein Gutes," entgegnete die Wirtin. „Nun paß einmal auf: ich will dir einen Vorschlag machen. Wenn du Lust hast, Schreiner zu werden, so gibt es hier im Dorfe einen tüchtigen Mann, der sein Handwerk von Grund auf versteht und dich in die Lehre nehmen würde. Behagt dir das nicht, so wüßte ich noch etwas anderes für dich. In Burg ist ein Bruder meines Mannes Uhrmacher — ein Wort von uns — und du bist dort wie das Kind im Hause. Ich denke mir, mit feinen Räderchen und Spiralen umgehen lernen und ein richtiges Uhrwerk mit Minuten- und Sekundenzeiger zustande zu bringen könnte einen schon reizen. An Sonn- und Feiertagen aber machst du dich auf die Strümpfe und bist unser Gast."

Sie hatte zu Ende gesprochen und sah ihn nun gespannt an — begierig, wie er ihre Ratschläge aufnehmen würde.

Alexander hatte mit zwiespältigen Gefühlen ihr zugehört.

Er empfand es deutlich, daß von der Entscheidung seine ganze Zukunft abhing. Und die Last der Verantwortung wuchtete schwer auf ihm. —

Warum zögerte er? Reichte ihm das Schicksal nicht gütig die Hand, um ihn dem sicheren Hafen zuzuführen? Gab es eine bessere Möglichkeit, sich aus dem Strudel des Lebens zu bergen und ein braver Kerl zu werden?

Greif zu — schlag ein — mahnte eine leise Stimme.

Aber eine andere raunte ihm zu: Tu's nicht! Bist zu jung, um dich an den warmen Ofen zu setzen! Zieh hinaus in die weite Welt und in das brausende Leben!

„Frau Wirtin — ich will es mir überlegen," antwortete er mit schwerer Zunge, während es doch innerlich schon bei ihm feststand, nein zu sagen.

Sie blickte ihn traurig an, als ahnte sie, was in seiner Seele vorging.

„Ich rede dir mit keinem Worte zu," meinte sie beklommen. „Niemand soll das Schicksal eines anderen bestimmen wollen."

Schwerfällig erhob sie sich — und wieder fuhr sie mit der Hand über sein dunkles, glänzendes Haar.

Sie stand hinter ihm, so daß er den schmerzhaften Zug um ihren Mund nicht zu sehen vermochte. Aber er ahnte, daß in ihrem Herzen etwas Seltsames vorging, und rührte sich nicht. Im Gegenteil — er spürte deutlich, wie eine harte Kruste sein Inneres verschloß, und wie eine grausame Härte von ihm Besitz nahm.

Und in diesem Bewußtsein wurde er plötzlich feuerrot.

Er fuhr zusammen, als die Wirtin hinter sich die Tür zuschlug . . .

Was für ein schlechter Mensch bin ich — dachte er, und ein Gefühl der Scham durchdrang ihn. Er grub sich die Nägel in die Haut und hätte sich schlagen mögen. Am liebsten wäre er jetzt mit verbundenen Augen fortgelaufen — soweit ihn die Füße tragen konnten — niemanden sehen — niemanden hören — bis ans Ende der Welt, wo keine Seele mit ihm in Berührung trat.

Ein jammervoller Ausdruck grub sich in sein Gesicht. Was habe ich denn getan? fragte er sich leise. Bin ich wirklich ein Verbrecher, der niemandem mehr frei und offen ins Auge blicken darf? . . .

Und plötzlich fiel ihm ein, daß er oben in der Kammer seine ganze Barschaft hatte liegen lassen.

Er stürzte hinauf. Gottlob — da lag das Geld der Mutter unberührt.

Er fuhr glättend mit der Hand über den Scheitel und strich sich das Haar zurück, das trotzig über die Stirn gefallen war.

Er sah auf einmal Agnes Feustel. Und die Waschküche mit ihren Seifendämpfen stieg vor ihm auf. Und die Schusterwerkstatt mit dem zornroten Meister, der den Riemen über seinen Rücken sausen ließ. Und Agnes Feustel blickte ihn mit ihren durchsichtigen, traurigen Augen an und seufzte kaum hörbar.

Mutter, Mutter, hilf mir, betete er stumm.

Nur seine trockenen Lippen bewegten sich.

Und nun trat zur Mutter Elisabeth und sah ebenfalls mit angsterfüllten Zügen zu ihm empor.

„Was wollt ihr denn?" schrie er gequält. „Ich bin reinen Herzens — niemand — niemand — —"

Er hielt mitten in seinem Selbstgespräch inne.

„Bin ich reinen Herzens?" stammelte er verwirrt. „Bin ich es wirklich?" Jetzt war ihm klar, was er zuerst tun mußte: Nach Magdeburg gehen und auf dem Postamt nachforschen, ob ein Brief der Elisabeth für ihn angelangt sei — von diesem Brief würde alles abhängen . . . er fühlte es.

Und nun wurde ihm freier zumute — der Alp schien von ihm genommen.

Er trat an das Fenster. Eine Lerche stieg gerade langsam in die Höhe und gab schwermütige Töne von sich.

Und auf einmal vernahm er ganz deutlich, wie die Angelika mit hell klingender Stimme sagte: Es kann sehr lustig sein. — Und dann hörte er noch die Worte: Nämlich du paßt dazu!

Er drehte sich entsetzt um.

Aber niemand außer ihm war im Zimmer.

Das kann schön mit mir werden — dachte er. Ich phantasiere schon bei hellem Tageslicht.

Langsam nahm er aus dem einen Strumpf einen harten Taler, den er zu sich steckte. Dann schnürte er ihn vorsichtig zu und tat ihn wieder unter die Matratze. Er wußte jetzt, daß er heute nachmittag zu den Komödianten gehen würde, um sich die Genoveva anzusehen.

Fortsetzung in der Juli-Nummer

Ernst Schur:
Die moderne Lyrik der Belgier.

Über das dekorative Element in der Sprache als Mittel zur Form.

Wenn man die mannigfachen Äußerungen der Lyrik bei den verschiedenen Völkern, um sich die formale Vergleichung zu erleichtern und sich das Typische gegenwärtig zu halten, etwa als eine internationale Ausstellung von Gemälden vorstellt, nehmen die modernen Belgier jene Säle ein, in denen das Wirkliche, das Gesehene im Bilde zu einer eigenen Schönheit umgestaltet ist. Die Säle der Symbolisten, der Primitiven, denen eine dekorative Note eigen ist. Blasse, gebrochene Farben. Schlanke, sprechende Linien. Mit der Devise: Fernab vom Leben. Und doch — um des zur eigenen Form gewordenen Inhalts willen — Ausdruck tiefstinneren Lebens.

Die kokett-clownhafte Physiognomie des Albert Giraud (Pierrot lunaire) taucht auf. Momentbilder von starrer Monotonie. Willkürliche Form; aber doch Form. Nicht Rhythmus (der innerliche Form ist, Symmetrie in der Aufeinanderfolge). Sondern etwa vergleichbar mit den Formprägungen gewisser moderner Zeichner, deren Werke innerlich asymmetrisch sind, die sich aber zu einer äußeren Form zwingen.

Diese Freude an dem Formalen, mit der Hindeutung nach dem Exzentrischen, ergibt die Wesenseigenschaft Girauds. Das Gefühl, die tiefste Quelle der Lyrik, darf sich nur in einer Art Übersetzung nahen und die Gestalten, die alle nur Teile des Einen darstellen, sehen wir in einer gewissen Ferne, unter besonderem Licht, das scheinwerferartig-schreckhaft das Begeben beleuchtet. Wie Leute, die man an Fenstern vorbeigehen sieht, so daß die Stummheit, die Ferne ihre Gebärden seltsam und unmotiviert erscheinen läßt. Es fehlt uns ein Klang darin. Und dieser Mangel ergibt die Wesenheit, denn er macht, daß wir nach dem Herzen, nach der Seele suchen; Pierrot hat aber ein wundes Herz und eine zerrissene Seele . . .

Reflexe huschen gespenstisch über steinerne Züge. Nicht umsonst ist der Mond der stete Begleiter. Pierrot lebt in einer Landschaft, die dem Monde gleich ist. Bleiches Licht; tote Einsamkeiten; Stille . . .

Es ist, als sei das Tageslicht entflohen, als sei das Leben erstarrt und nur Schatten wandeln in leeren, klangberaubten Gefilden.

So ist es nur künstlerisch selbstverständliche Folgerung, daß die seelischen Regungen, die unter dieser starren Decke vor sich gehen, die gewaltsam ausbrechen oder schüchtern sich äußern, in der Form eine starre Ornamentik annehmen. Die dekorativen Werte fesseln. Die Linien reden in ausdrucksvoller, exzentrischer Energie, und wie mit breiter Kontur eingefaßt erscheinen die Flächen.

Rot und Weiß.

Kalte, feste, starrende Brüste,
Scharf umrahmt von schimmerndem Purpur!
Lüstern zittert Pierrot, der Feigling,
Vor seiner Herrin dräuender Nacktheit.

Siech und lechzend wirft er zu Boden sich,
Kniet und schaut empor zu den schneeigen
Kalten, festen, starrenden Brüsten,
Scharf umrahmt von schimmerndem Purpur.

Ernst und schweigend streckt die Gebieterin
Nach Pierrot die geschmeidigen Hände aus.
Langsam wühlt sie die Finger ins lockige
Haar und preßt sein fieberndes Haupt an
Kalte, feste, starrende Brüste.

(O. E. Hartleben.)

In der modernen Lyrik der Belgier mischt sich französischer und deutscher Einfluß. Die französische Note ist das Hinstreben zum Formalen, das Ausprägen des Gefühlten zur Klarheit, so daß nichts Verschwimmendes, Undeutlich-Flackerndes übrig bleibt, (dies um so bewunderungswürdiger, als das Dämmernde oft gerade das Ziel, das Gewollte des Eindrucks ist; die Klarheit der Form steht dann über dem Dämmernden des Inhalts.) Die deutsche Note ist erkennbar in dem Inhaltlichen, in der Gefühlsvertiefung, dem Verklingen im Unendlichen, dem Ganz-Persönlichen und dem Verknüpfen mit dem All-Einen. So daß die Vereinigung, die Eingliederung des einen in das andere, die Kongruenz zwischen Inhalt und Form, die bis an die Grenzlinie mit Gelingen herangeführt wird, wo Entlehnung und Einfluß zusammengehen zu dem ganz Eigen-Charakteristischen, in sich eine Vollendung darstellt, die kulturellen Wert hat.

Klingt es nicht ganz deutsch, wenn van Lerberghe das Glück mit folgenden Worten empfängt:

Da ist das Glück. Es kommt ganz sacht,
Wenn man seiner gar nicht gedacht.
Doch für das Glück ist jederzeit
Abendlampe und Tisch bereit.
O, was bringt das Glück für Segen,
Wie ein reisender Gott auf seinen Wegen.

Schmückt mit Rosen das ganze Haus,
Dann ruht es bei uns ein wenig aus.
Da schaut es schon her. Es merkt, was man will.
Es spricht kein Wort. Es lächelt nur still.
Dürfen wir Wein und Brot aufwarten
Oder Früchte vielleicht aus unserem Garten?
Komm ganz leise und sachte herein
Zu recht langem Beisammensein.
Diese Nacht sei unser Gast du, ja?
Gehe nicht fort! Bleib da! Bleib da!
(K. L. Ammer.)

In seiner Naivität ist dieses Bild das gerade Gegenteil Giraudscher Keckheit. Es ist nichts Dekoratives darin. Es ist die Einfachheit eines Kinderliedes. Und doch hat es in seiner anspruchslosen Primitivität großflächige Erscheinung, die sich unwillkürlich einprägt, da sie aus dem Intimen ein Allgemeines freundlich und eindringlich herausholt. Eine mehr malerische Manier, die das Leben selbst gibt, die verzichtet auf starre Komposition, auf linear-dekorative Haltung. Es ist Licht und Luft in diesen Zeilen, die eine ganze Szenerie kurzerhand aufbauen, frei und leicht und zwanglos.

Weich und fast mit lässiger Grazie entsteht unter den Händen dieses Dichters die Einheit von Form und Empfindung. Empfindung und Gestalt fließen in weichen Linien ineinander. Wenn er z. B. von der „Goldenen Barke" erzählt, die aus Morgenland kommt, drei junge Mädchen trägt sie, und von der dritten heißt es:

Die dritte war blond und schlief
Vorne auf dem Schiff.
Ihr Haar ist ins Wasser gefallen,
Das leuchtet wie Morgensonnenstrahlen,
Aus ihren geschlossenen Augen aber bricht
Das Licht . . . (K. L. Ammer.)

Auch das ist malerisch gesehen, malerisch als Empfindungsausdruck. Es ist ein geheimer Fluß, eine Bewegung darin, die von einem zum andern weiterfließend das Bild, das Ganze abrundet, wie etwa Ludwig von Hofmann seine dekorativ-malerischen Bilder mit einem Rahmen um-

gibt, einer farbigen, fließenden Linie, in der das Bild vertieft erscheint, fern wie glückselige Gestade.

Nicht nur die Barke gleitet, die Verse gleiten, in langsam feierlicher Bewegung. Nichts Gewaltsames stört den Fluß, den gehaltenen Rhythmus. Das Dekorative, das an deutsche Märchen (in seiner zarten Symbolik, seiner Naivität) erinnert, ergibt sich zwanglos aus der Einfachheit des Ganzen. Bilder von sanfter Schönheit, die von den Dingen nur den Duft mitnimmt.

In dieser Art berührt sich mit Lerberghe Maeterlinck, der das Volksliedmäßige, das Märchenhafte noch strenger beibehält und mit diesem Allgemeinen das Individuelle zu eigener Form verschmilzt. Lerberghe ist allgemeiner; Maeterlinck persönlicher. Infolgedessen nutzt Maeterlinck unerschrockener das Alte für sich aus. Die tiefste Schönheit der alten Märchen und Sagen schöpft er mit leichter, sicherer Hand und freut sich an dem Glanz des Alters. Die deutsche Note ist bei Maeterlinck noch stärker ausgeprägt; infolgedessen ist Maeterlinck leichter in der Form, die er oft unbedenklich auflöst, um eine weichere, hingebendere Kontur zu gewinnen. Die Quellen, die die deutsche Romantik speisten, fließen hier noch einmal. Die deutsche Romantik war sachlicher, objektiver. Maeterlinck ist ganz subjektiv. Die deutschen Romantiker bleiben damit oft am Äußerlichen haften. Maeterlinck, der in noch umfassenderem Sinne ausnutzt, legt einen, seinen ganz modernen Sinn hinein und rettet dadurch für die moderne Seele Gebiete, die sonst brach liegen. Man spürt hier den Unterschied von Kulturen. Denn daß Maeterlinck den Mut und die Fähigkeit zu diesem Vorgehen fand, ist ein Zeichen verfeinerter, persönlicher Kultur. Daß Deutschland diesen Schritt nicht tat, daß die deutschen Dichter nicht wagten, der alten Romantik eine neue, moderne Entwicklung zu geben, um damit den Sinn für das Formale zu retten, (wie sie in Novalis angebahnt war), das lag daran: sie blieben in jener Undifferenziertheit befangen, die im Sachlichen verharrt. Die Gemeinsamkeit des Sagenbesitzes führt aber nicht nur nach Deutschland, sondern auch nach Frankreich.

In das Einfache preßt Maeterlinck das Tiefste. Wenn er etwa am Schluß des Gedichts „Der Ungetreue" sagt:

> Und wenn er nun heischt noch weitere Kunde
> Und fragt mich nach Eurer letzten Stunde?
> — So sag ihm, daß ich gelächelt hab',
> Er soll nicht weinen an meinem Grab.
>
> (Paul Remer.)

Oder das Gedicht: „Sie hatte drei Kronen . . .“, in dem Maeterlinck das Wesen des Weiblichen ahnend umschreibt:

Sie hatte drei Kronen von lauterem Gold,
Wem gab sie die Kronen, sprich?

Die eine reicht sie den Eltern dar,
Die kauften drei Netze dafür von Gold,
Und hielten sie drin, bis es Frühling war.

Die andere tät sie den Buhlen weihn,
Die kauften drei silberne Garne fein
Und hielten sie bis zum Herbst darin.

Die dritte gibt sie den Kindern hin,
Die kauften drei eiserner Fesseln Zwang,
Drin blieb sie gekettet den Winter lang . . .

(Fr. von Oppeln-Bronikowski.)

Der französische Einschlag gibt diesen Lyrikern gerade so viel vom Rhetorischen, das ausreicht, den Worten und den Beziehungen formale Klarheit zu geben. Der deutsche Einschlag gibt ihnen so viel, daß in diese Form leichtflüssig der Inhalt strömt.

Alte Sagen erhalten neue Deutung; das Menschliche wird in ihnen offenbar. Tatsächliches erhält seelische Beziehung. Dadurch überwiegt schließlich das Moderne, Individuelle; es ist das Entscheidend-Stärkere gegenüber dem Archaistischen. Der französische Einschlag läßt sie die Tradition schätzen, als Halt, als Leitung. Das parvenuhafte Selbst-Sein-Wollen fehlt ihnen. Dadurch gelingt es ihnen, dem Alten neuen Inhalt zu geben. Das Archaistische der „Sieben Mädchen von Orlamünde“ erhält moderne Prägung. Denn was anders ist es, als das ganz moderne Gefühl weher Sehnsucht, wenn der Schluß lautet:

Steigen in hallende Grotten nieder,
Wagen sich noch tiefer hinab,
Finden eine Tür verschlossen,
Goldner Schlüssel schließt sie ab.

Sehn im Spalt des Meeres Fließen,
Fürchten alle den Tod,
Wagen sie nicht aufzuschließen,
Pochen dran in ihrer Not . . .

(Fr. von Oppeln-Bronikowski.)

Auch Maeterlinck ist ein Künstler der Linie. Er gibt nicht blendende Farben. Sacht verschlingen sich bei seinen Worten Linien miteinander.

So bewältigen diese Dichter die unmittelbare Gegenwart (ihrem seelischen Gehalt nach), ohne ins Triviale äußerer Nachahmung zu ver-

fallen. Ihre Suggestivkraft ist staunenerregend. Indem sie das Dasein aus dem Gefühl (und nicht aus den Objekten) auftauchen lassen, wird die Wirklichkeit vor ihnen zum Bilde, und die Dinge dienen dem Künstler. Wie wenn etwa Georges Rency in dem Gedicht „Regen" das Bild der Stadt also benutzt:

> Im Licht der Gaslaternen, so gespenstisch matt,
> In der Bogenlampen grellweißem Schein
> Durchzieh' ich die abendliche Stadt
> Mit meiner Schwermut ganz allein.
> Und sie weint so trüb und still
> In den Regen, der nimmer enden will.
>
> (Otto Hauser.)

Hier ist das Objekt fast ganz aufgelöst und erscheint nur als Mittel, als seelischer Faktor, der sich nachgiebig in die Harmonie des Ganzen dienend verfügt. Es ist wie ein Bild von Munch, dessen dekorativer Schwung, der auf seelischem Erleben beruht, den Dingen ebenfalls Gewalt antut, sie mit der Gewalt des intuitiven Erfassens zu lebenden Wesen macht: „Die Stadt weint so trüb und still . . ." Das Objekt schwindet; das Subjekt gibt sich in den Dingen, sie erstehen mit ihm neu.

In dieser Hereinbeziehung der toten Dinge, zur Widerspiegelung des Ich und der seelischen Beziehungen dienend, ist Georges Rodenbach Meister. In oft ganz künstlicher Manier geht er hier vor; dennoch haftet ihr nichts Ungesundes an. Es ist das Recht des Dichters, sich der Dinge zu bedienen, und wenn es ihm gelingt, das Tote lebendig zu machen und sich seiner zur Darstellung eines Gemütszustandes zu bedienen in einer so persönlichen Art, daß daraus das Lebendige, Kraftvolle sofort herausspringt, so fühlen wir nur das Können, die Kunst. Und Kunst, sei sie auch inhaltlich noch so pervers, ist immer etwas ganz Positives. Und hier haben wir das Gefühl: die toten Dinge leben noch, wie sie im Märchen leben. Etwas Jugendliches spüren wir, trotz der müden Allüren. Und immer wieder gelingt es den Dichtern, das Sachliche zu einem Seelischen zu formen, das Sein ins Werden wieder hinübergleiten zu lassen, wo die festen, starren Dinge von neuem in Glut getaucht werden und sich zu neuer Erscheinung schweißen lassen. Durchglüht von der Gewalt schöpferischen Wollens stehen sie lebendig vor uns.

Besonders bei Rodenbach, der sich mehr an die Gegenwart hält, dem gerade das Hineinragen des Vergangenen in das gegenwärtige Leben Stimmungen von typischer Prägnanz gibt, wird diese Fähigkeit offenbar. Zum Beispiel in den seltsamen „Spiegeln":

An jenen kurzen Spätdezembertagen schimmern
Stehenden Wassern gleich die Spiegel in den Zimmern,
Und willst du ihrer Schwermut fernen Grund erkunden,
Die Angesichte sind's, die einst in schönen Stunden
In ihren Quellen sich gespiegelt lächelmilde.

(Otto Hauser.)

Oder wenn Rodenbach sich in „Brügge" selbst gibt; die Stadt dient ihm dazu, sein Wesen zu entschleiern, seine Melancholie, seine Trauer, die doch alles treu widerspiegeln, da sie unbewegt stehen, wie stille Wasser, die das Spiegelbild ohne Falsch zeigen:

Und ist es schöner nicht, wenn die gestillten Wässer
Statt jener Schiffe, die einst ihre Woge trug,
Die großen Wolken spiegeln im Vorüberflug,
Wenn sie, was ewig ist, im Spiegel wiedersagen
Und vom Azur ihr Farbenspiel verengelt scheint,
Vom Tage, dessen Tod das Abendrot beweint?!
Und also sind wir, wie der Himmel will, der ferne,
Spiegeln getreu ihn sonnenhell und regenmatt,
All seine Wundergärten, all die Tränensterne,
Ich so wie du, — o meine Schwester, tote Stadt!

(Otto Hauser.)

Matte, gebrochene Farben. Dekorativ lineare Haltung. Man denkt an Toorop. Das Kulturelle überwiegt das Natürliche, sofern man diese Gegensatzformulierung nur als Hindeutung nehmen will, nicht als Behauptung. Diese Kultur zeigt eine feine Menschlichkeit, die genährt ist von dem Wissen um alle Dinge. Darum das Verstehen tiefer Regungen, die kaum die Oberfläche kräuseln machen. Dies wirkt um so feiner, als die Worte, der Ausdruck zur Einfachheit, zur Klarheit streben.

Ruhe ist in diesen Reichen. Und diese Ruhe gibt die Vorstellung eines Größeren, Allgemeinen. Reife treibt hier nicht zur Trennung, zur Protzerei mit Überlegenheitsposen. Das Ungestüme des Individuellen reicht nur so weit, das künstlerische Wollen zu nähren, und es behauptet in diesem Können allein seinen Wert. Dieses sanfte Leben schimmert unter dem Allgemeinen hindurch, wie wir in einem Körper die Adern aufschimmern sehen.

Man denkt bei diesen matten Farben, bei diesen feinen und doch so ausdrucksvollen Linien an die Schönheit der japanischen Holzschnitte, an die ornamentalen Linien, an die weiche Sanftheit ihrer Farben.

Diese Melancholie erinnert den tiefer Horchenden daran, daß hier keine eigenstarke Kultur wuchs, sondern Zucht und Intelligenz die Mittel



Eugen Bracht:
Der rote Acker



aus anderen Kulturen übernahmen. Doch ist diese Künstlichkeit, wenn man so will, so edel, die Menschlichkeit so reif, die Seele so differenziert, daß wir eher die Schönheit bewundern, als daß wir an der plumpen Erdenhaftigkeit jener Bemerkung haften bleiben, die besagt, daß diese Wurzeln nicht in eigenes Erdreich tief sich hineinranken. Die Blüten erscheinen um so schöner. Sie haben den Bodengeruch überwunden. Und in schleierhafter Schönheit wiegen sie sich leicht im Winde.

Dennoch ragt plötzlich eine Erscheinung auf, die imponierend über das Leben gebietet, kraftvoll und markig: Emile Verhaeren. Er tut eine neue Note hinzu. Zwar hat auch er den melancholischen Grundton aber er ist vertiefter, mächtiger. Seine Gesänge haben den Klang rauschender Orgeltöne. Er liebt das Düstere, Dunkle als Hintergrund, Farben heben sich davon tief ab; er ist nicht Linienkünstler. Er liebt das Dunkel und die Dämmerung. Er sieht Gestalten darin leben, die nach Dasein rufen. Er gibt seinen Dichtungen Perspektive und Tiefe, er überwindet das Flächig-Dekorative, in dem die anderen verharren.

So baut er aus dem Zufällig-Seienden Bilder von großartiger Stimmungswucht. Er schildert nicht, er reiht nicht Tatsächlichkeiten aneinander. Er tränkt die Dinge mit seinem Blut, und da dieses glühend und schwer wallt, ersteht ein hinreißendes Leben. Aus dem Einzelnen schafft er ein Ganzes.

Ein solches Lied beginnt etwa:

> Die alten, traurig-süßen Lieder von der Straße
> Mit ihrem schalen Reim und abgebrauchten Leid,
> Mit ihrem Holpern falsch gesetzter Silbenmaße,
> Sind noch viel düstrer Sonntags und zur Abendzeit,
> Wenn Licht und Laute sanft verloschen in der Stille.
> (Stefan Zweig.)

Das sind volle, sonore Klänge. Bilder, die ein Letztes ausschöpfen und es rückhaltlos sagen.

Oder die Zeilen aus der „Müdigkeit“:

> Aus fernen Abendtiefen klagen arme Melodien,
> Manch mattes Liederwort von einem müden Mund;
> Landstreicher wandern singend durch die Tale und
> Ziehn weiter ihren Weg — wer weiß, wer weiß, wohin?
> (Stefan Zweig.)

Mit wuchtiger Hand sind große Eindrücke zusammengebaut, die sich zu einem Ganzen fügen. Es lebt ein elementares All-Empfinden darin. Das einzelne hat volle Existenz für sich — sonst gibt meist nur die Beziehung die Farbe — und strebt doch zu einem großgefügten Ganzen.

Und so gelingt es Verhaeren, die düstere Kraft der alten Balladen mit modernen Mitteln zu erreichen, ohne in jenen bänkelsängerhaften, archaistischen Ton zu verfallen, der bei unseren patentierten Balladendichtern beliebt ist. Er hat sich ganz davon befreit und steht den Elementen als ein Großer gegenüber.

Wie prachtvoll löst er die Natureinheit auf, um, sie zu seinen Zwecken benutzend, sie, schließlich doch zur Schöpfung erhöht, auferstehen zu lassen, in dem Gedicht „Ein Abend":

Der Sonnenuntergang legt wie ein Büßerhemd
Aufs Land den Frieden und die Ruh der Abendstunde,
Scharf heben sich auf byzantinisch-goldnem Grunde
Die Dinge alle ab, doch rätselhaft und fremd.

Der Hagel ließ ein Schloßenheer die Luft durchzischen,
Nun glänzt der Himmel wie der Platz vor einem Dom;
Im Westen allgemach erlischt der Feuerstrom,
Wo Tagesgold und Silberlicht der Nacht sich mischen.

Leer ist der Horizont und öd; es zieht sich bloß
Durch Brachgefilde, hier und da bestockt mit Ginster,
Eine Allee mit Eichen, riesig starr und finster,
Weithin bis zu den nächsten Farmen, endelos.

Die Bäume gehn, sie gehn — wie Mönche wohl als Tröster
Im Leichenzuge gehen, von Abendgram erfüllt,
Wie einst die Büßer zogen, ganz in Schwarz gehüllt,
Bis ihnen fern der Friede winkte alter Klöster.

Und wie die nackten Bäume so im Dämmerflor
In langer Doppelreihe auf zum Westen schreiten,
Wo blutrot ein Päonienfeld sich scheint zu breiten,
Ist es, als zögen sie zu ihrem Gott empor,

Die schwarzen Mönche mit den abendtrüben Herzen;
Doch im Azur weit über ihrem ganzen Pfad
Erblinkt schon hell von goldnen Sternen eine Saat,
Gleich Flammen ihrer hohen, unsichtbaren Kerzen.

(Otto Hauser.)

Das sind Bilder von dekorativer Schönheit, die sich mit zwingender Gewalt loslösen von dem düstern Grunde. Kein Schildern, ein Schaffen. Das Formale wie das Inhaltliche gleich mächtig zur Wesenheit gesteigert und sich unauflöslich bis zum Eins-Sein durchdringend. Eine neue Volkskraft setzt sich damit durch und gewinnt mit elementarer Macht, von allem Kleinen, Primitivem gereinigt, künstlerische Form!

Die kulturellen Werte des Theaters.

XXV:
Karl Joël:

Ihre Anfragen beantworte ich in der Voraussetzung, daß Sie mich nicht als „Fachautorität für das Theater" nehmen: ich bin nur, wie die alten Philosophen von sich sagten, Zuschauer bei den Wettkämpfen. Meine Antwort auf die erste Frage nach dem Einfluß des Theaters auf meine ethische und ästhetische Bildung wird wohl typisch ausfallen für so manche, die in den achtziger Jahren ihre Entwicklung erlebten. Wer damals in der Hochflut des Wagnertums sich an Aufführungen auf ersten Bühnen (nur auf ihnen!) das junge Herz labte und vollsog, der hat Weihen fürs Leben mitbekommen, vielleicht einen gar zu heißen Überschwang, daß ihn die heutige Jugend oft so alt und kalt und kurzatmig anmutet, aber zugleich einen Leidens- und Siegermut, der ihm die Seele noch singen machte, wenn ihm die Füße wund wurden auf harten, dornigen Lebenswegen. Was uns blieb von Wagner, das war die Überzeugung nicht nur von der möglichen Einheit oder vielmehr vom Ineinanderleben der Künste, nein, auch vom Ineinanderleben von Kunst und Leben, von der Kunst als Lebensstimmung, von der Kunst, die den ganzen Menschen angeht, nicht nur sein Auge und Ohr und seine Mußestunden, die ihn einhüllt wie eine Toga gegen das unreine, kalte Leben, und schützt wie eine Mutter, die Überzeugung vor allem vom heiligen Ernst der Kunst selbst in unklassischer Zeit und endlich die Überzeugung vom Ineinanderleben von Kunst, und gerade dramatischer Kunst, und Philosophie. Man wundere sich nicht: die Fabel von der Einheit des größten Denkers und des größten Dichters Englands ruht darauf, daß Bacon und Shakespeare durch die Notwendigkeit *eines* Zeit- und Volksgeistes geboren wurden. Die italienische Renaissance, überreich sonst an allen Künsten, hat statt des klassischen Dramas die Dialoge Giordano Brunos. Sokrates, der die klassische Philosophie der Antike heraufführte, läßt sich an keine philosophischen Vorläufer anknüpfen, wohl aber an die klassischen Dramatiker, als deren Erben und Fortsetzer die Sokratiker ihre Dialoge dichten, Platon voran, der, wie es heißt, als Tragödiendichter begann, der die

Mimen des Sophron nach Athen brachte, sterbend noch seinen Aristophanes unter dem Kopfkissen hatte, und den selbst aufzuführen (trotz Tassos Widerspruch) sich unter bestimmten Bedingungen wohl verlohnte. Die römische Kaiserzeit hat es getan; die Duse hat es geplant. Und wie so Drama und Philosophie öfter geschichtlich ineinanderlebten, so steht Wagner als notwendiger Vermittler in der philosophischen Pause zwischen Schopenhauer und Nietzsche, sein Tristan (noch unbewußt) die höchste Ausgestaltung Schopenhauers, sein Siegfried die Vorgestaltung des Übermenschen.

Neben Wagner, doch in weitem Intensitätsabstand hinter ihm wirkte auf der modernen Bühne damals wohl nur noch einer bildend, neben dem Bacchanten der oft wohltätige Ernüchterer: Ibsen, und er erzog durch die männliche Zucht, durch die aus mystischer Schwüle sich herausringende Plastik, durch den schneidenden Wahrheitssinn seiner Dramatik, und auch er ein unbewußter Vermittler zwischen philosophischen Zeittendenzen, zwischen Pessimismus und Realismus! Daß aber zwischen Realismus und Romantik die Sehnsucht blieb nach dem klassischen Ausgleich und das ungesättigte Epigonengefühl, dafür sorgte das klassische Drama, damals wiederbelebt durch neue Bühnenmöglichkeiten (Meininger, Münchener Shakespearebühne, Devrients Faustinszenierung u. dergl.).

Mit alledem habe ich schon Ihre zweite Frage nach der Fähigkeit des Theaters zu kultureller Erziehung mehr oder minder bejaht. Aber eben nur die Fähigkeit ist bejaht. Denn das Theater ist zu allem fähig, wie eben der Spiegel alles wiedergibt. Aber es ist mehr als des Lebens Spiegelung, es ist seine Sichtbarmachung, seine Steigerung, seine Monumentalisierung. Es hat seine Nahrung, seine Höhe und Grenze nur im Leben selbst; es ist die Verlebendigung als solche, für die unser Leben nur Schattenriß ist. Es saugt das Leben aus allen Poren mit allen Kräften ein, es ist der Durchgang aller Lebensideale, aller Weltanschauungen und Berufe von der Religion bis zur Kuppelei, von der Mysterienbühne bis zum Tingeltangel, der Durchgang aller Künste von der Architektur bis zum Ballet, die Kunst der Künste, die allein von allen zugleich in Raum und Zeit und auf mehrere Sinne wirkt, und es ist das Kaleidoskop aller Leidenschaften, es hat aus Lachen und Weinen des Menschenherzens zwei eigene Künste geschaffen und kann zugleich unter der tragischen Maske lachen und unter der komischen weinen und tausend Masken aufsetzen und tausend wegwerfen. Das Theater ist mit einem Wort das größte, gestaltungsfähigste, allseitige Organ der Menschen-

seele, der Proteus. Und darum ist es die Kunst in ihrer höchsten Machtfülle und größten Gefährlichkeit, die Kunst als Staat, als Organismus und als Ungeheuer. Es ist die Konzentration und der Kampf aller Künste, die auf dem Theater in ihrer Wirkung konkurrieren, sich bedrohen, ja sich widersprechen. Es bindet die schwerste der Künste, in der nur die männlichsten Mannesgeister siegten, mit der weiblichsten Kunst, in der allein die Frauen die Männer fast übertrafen, es bindet in Drama und Schauspielkunst die höchste Schöpferkraft mit der empfänglichsten Nachbildung. Es sucht durch die größte Lüge, indem es eine Welt von Leben in drei Stunden auf zwanzig Quadratmeter bannt, die Wahrheit ins grellste Licht zu setzen. Es ist die Zauberei als Wirklichkeit, die stärkste Realisierung des Idealen, der Sieg der Illusion, die Hineinstellung eines ganzen zweiten Lebens in das wirkliche.

Aber das alles sagt nicht genug; denn das Theater ist nicht nur das Allinstrument, das Massenorgan, sofern es die Gebenden, die aktiven Kräfte konzentriert vom Dichter bis zum Lampenputzer, nein, es konzentriert ja auch die Empfangenden zum Publikum und steigert noch dadurch nach dem Gesetz der Menge, das die geballte Masse sich entzünden läßt, die Wirkung ins Unberechenbare. Der einzelne Zuschauer ist stumm und leer, in der Masse wird er zum sicheren Richter, zum Fanatiker. Es ist die sozialste der Künste, die Kunst der Öffentlichkeit. Und so kann das Theater als Massenwirkung zu allem werden, zur Kirche, zum Parlament, zum Bacchanal. Man kann mit dem Theater zu allem hindrängen, von allem abziehen. Die Kriegsdemonstrationen gegen den ersten Napoleon begannen bei einer Schilleraufführung im Berliner Theater; die belgische Revolution brach los mit einer Aufführung der „Stummen von Portici". Zugleich aber suchte Metternich durch die Wiener Theaterblüte von der Politik abzulenken, und die Regierung soll 1848 den Berliner Studenten Theaterbillette nach Frankfurt a. O. geschenkt haben. Das Theater kann alles. Und darum fordert der größte Idealist unter den Philosophen, der bis ins Herz hinein ethisch-ästhetische Platon, daß man dem, der „sich künstlicherweise vielgestaltig zeigen und alle Dinge nachahmen kann", also dem Dramatiker „Verehrung bezeuge als einem heiligen und wunderbaren und anmutigen Manne und ihn, das Haupt mit vieler Salbe begossen und mit Wolle bekränzt, geleite — aus der Stadt hinaus auf Nimmerwiedersehen." Denn er ist ein gefährlicher Mann. Nicht die ruhige, harmonische, sondern die gereizte und wechselreiche Gemütsstimmung, sagt Platon, führt der Dramatiker uns vor, „und jenes Tränenreiche und

Spaßlustige und Erotische und Begehrliche und Heftige in uns, kurz alles Schlechtere, das beherrscht werden soll und ausgehungert und ausgetrocknet, das eben nährt er und begießt er zu unserm und des Staates Verderben." Und darum weist Platon den Dramatiker aus seinem Idealstaat hinaus, wahrlich nicht aus Unterschätzung, sondern aus Überschätzung der dramatischen Wirkung.

Man begriff etwas von dieser massiven, berückenden Wirkung griechischer Tragödien bei ihren Neuaufführungen in Wilamowitz' Übersetzung unter Reinhardts Regie, namentlich beim scheinbar Lächerlichsten, bei den unisono gesprochenen Chören, in denen die Klage durch so viel Zungen, Mienen und Gesten gebrochen und vervielfältigt zum Himmel stieg. Und ich dachte dabei, daß heute in Deutschland der Humanismus in Lebensgefahr schwebt, und daß doch ein Goethebund gegründet ward, der unter dem Zeichen des großen Hellenen um Ziele verlegen war, und daß unter den tausend Idealisten, den zehntausend Mäcenen, den hunderttausend Theaterpraktikern in deutschen Landen sich keiner findet, der uns ein Bayreuth für die antike Bühne gründete! Wahrlich, reinere tragische Wirkung wird man kaum erleben, fester gebaute Muster wird unsere irrlichtelierende Dramatik nicht finden, eindringlicher wird die Antike ihre unvergängliche Macht nicht beglaubigen. Ich sehe im Theater einen lebendigen Quell historischer Bildung, aus dem noch zu wenig geschöpft worden, einen lebendigsten Seelenvermittler der Zeiten und Völker. Was ist uns das England vor drei und mehr Jahrhunderten? Und wie lebt Shakespeare und seine Königsdramen! Wie viel mehr als Dante und Milton, wie viel mehr als alle Historiker! Und die Besiegten von Sedan haben den Siegern zu verzeihen begonnen, nicht in Berlin, sondern in Bayreuth! Zwei lehrreiche Notizen brachten mir jüngst die Zeitungen. Eine englische Lehrerin bemühte sich vergebens, den Kindern die Geschichte des Landes deutlich zu machen, bis sie darauf verfiel, einzelne Szenen daraus mit einfachsten Mitteln durch die Schüler selbst aufführen zu lassen, und der Erfolg war erstaunlich. Sollte unsere Pädagogik nichts daraus für das Theater lernen und unser Theater nichts für die Pädagogik? Die andere Notiz erinnerte, daß Goethe einst zur Verbreitung der deutschen Sprache in den neuen polnischen Landesteilen Preußens vorschlug, durch Wandertruppen Szenen aus dem Leben selbst in Dörfern vorführen zu lassen. Ob unsere Polenpolitik gar nichts daraus lernen könnte? Das Theater als lockende Berlitz-School und als spielende Veranschaulichung der

Kulturüberlegenheit ohne allen Zwang! Haben nicht italienische und französische Theater im galanten Zeitalter die deutschen Höfe romanisieren helfen?

Aber nicht nur Sprachverbreiter in der Fremde, Spracherzieher in der Heimat brauchen wir. In unsern Landen, wo Rhetor und Rezitator wenig bedeuten, lehrt das Theater die Sprache reinigen, veredeln und erst genießen. Wichtiger noch ist die Erziehung zum Stil, zur edlen, freien Geste, zur großen Linie oder leichten Grazie. Ich spreche hier wider meine Natur, die schauspielerisch ganz unfähig ist. Ich glaube an die Zukunft des deutschen Lebens, gerade weil es seine Form noch nicht gefunden, weil es noch nicht ausgereift ist zur Selbstdarstellung. Die Deutschen dürfen sich rühmen, das Volk ohne Pose zu sein. Aber die Pose ist eben doch nur die leere Form, und Aristoteles hat recht, daß alles Werden zur Form strebt, die nun einmal die Vollendung, die Krönung des Seins ist. Es ist bei uns nur ein Menschentypus, ein Stil herausgeprägt, der wahrlich stark und voll ist, der bleiben soll, der aber nie Gesamtstil werden kann, weil er mehr Berufsstil ist, der militärische. Der deutsche Leutnant ist eine festgeprägte Figur — aber wäre er möglich geworden ohne die Schaustellung der Parade? An den europäischen Fremdenorten erkennt man sonst die Deutschen auf hundert Schritt an jener Ungeprägtheit der Form, jener Unstilisiertheit, die verheißungsvoll ist, die aber überwunden werden muß, wenn ein Volk zur Weltpolitik berufen ist. Franzosen und Engländer verstanden ganze Völker zu Proselyten zu machen. Eine erfolgreiche Germanisierung (ob in Polen oder in den Kolonien) wird es erst geben, wenn es einen imponierenden deutschen Lebensstil gibt. Das Volk der tiefsten Innerlichkeit darf nichts einbüßen von seinem Lebensgut, aber ein Weltgut, ein ewiger Kultureinschlag kann diese Innerlichkeit erst werden, wenn sie, ohne sich preiszugeben, sich mitteilt, sich entfaltet in der Äußerlichkeit. Die Deutschen sind das untheatralischste Volk — darum brauchen sie gerade das Theater. Sie sind die Antipoden der Italiener, denen das Theater mehr Natur als Kunst ist, die ein großes Drama nicht erzeugen konnten, weil sie es zu sehr lebten. In Shakespeare und Calderon erst hat sich die Renaissance objektiviert, monumental abgesetzt. Und im steifsten Engländer und Spanier spürt man in letzter Erstarrung noch etwas von der großen Linie Shakespeares und Calderons. Gewiß, ein Volk kann durch das Theater nur zu sehr erzogen werden, wie vielleicht die Franzosen, deren jetziger Premierminister aber durch seine Theaterfreudigkeit nichts an Energie verloren. Napoleon, Talmas Freund, der

seinen höchsten Triumph feiert, indem er das théâtre français vor einem Parterre von Königen spielen läßt, und der von Goethe ein Cäsardrama fordert. Doch jener Pariser Dichter mit seiner Apologie des Dynamitarden: denn „ach, die Pose des Anarchisten ist doch schön!" — er zeigt, daß die Pose zum Verbrechen locken kann. Aber gilt nicht vielleicht auch das Umgekehrte? Das führt auf ein moralisches Kapitel.

Vom Räuberhauptmann Musolino las ich, daß er im Zuchthaus mit Begeisterung dichtet. Ob nicht im Verbrechen viel Romantik steckt, die sich nicht entladen konnte? Lombroso weiß davon nichts, aber die Alten waren bessere Psychologen, da sie im Theater die Entladung, Mäßigung, Veredlung, die „Reinigung der Affekte" fanden. Wir Großstädter in freien oder höheren Berufen sind ja blind gegen all die mühsam verhaltene und oft nur gewaltsam hervorbrechende Sehnsucht des Volkes nach stärkerem, besonderem Erlebnis in Schau oder Tat, nach persönlicher Entfaltung mitten im Massenschritt der Tagesarbeit, nach irgend einer Darstellung von Heldentum, irgend einem Übersichhinausleben, irgend einer blutstauenden und rascher treibenden Durchbrechung des Lebensrhythmus. Und all jenen zehnmal mehr geistig als leiblich Armen, die nichts hören als das Ticktack von des Subalterndiensts ewig gleichgestellter Uhr und das sich im Einerlei der Tage drehende Mühlrad der Arbeit, was bleibt ihnen an Besonderem und Festlichem? Die Langeweile, der Sonntagsrausch, die Wirtshausprügelei, der Streik, das Tingeltangel, der Kolportageroman und das Verbrechen. Ja, das Verbrechen bleibt als stärkste individuelle Entfaltung, als einziges Heldentum, einzige Romantik in jenem dumpfen Gleichmaß in Dorf und Kleinstadt, von denen die Zeitungen nichts zu melden haben als Unglücksfälle und Untaten. Wenn die Ideale nicht ihren eingeborenen Weg nach oben hinaus können, so kehren sie sich in ihr Gegenteil; der Teufel ist ein gefallener Engel. Gewiß, die Menschen der Masse sind selten zur individuellen Tat, zum wahren Heldentum berufen. Aber das Besondere, das auch sie erleben wollen, können sie erleben im Schauen oder im Darstellen, und sie können die ungezügelten Affekte, Eitelkeiten und Sehnsüchte unschädlich erlösen und zügeln, befreien und adeln im dramatischen Spiel. Nur nicht im naturalistischen! Denn das Volk will in der Kunst die Erlösung von sich selbst, wie wir alle es wollen; der Naturalismus ist eben nur unsere Romantik. Das wahre Volksfestspiel ist nie naturalistisch. Man glaube nur nicht, daß Volksschauspiele verweltlichen, veräußerlichen, verführen müßten. Das antike Theater erstand in Volks-

chören aus dem Gottesdienst, als Gottesdienst. Die Gläubigkeit des Mittelalters schuf die Mysterienbühne, die noch im Faust und Parsifal in unsere höchste Kunst ragt. Oberammergau kann Ungläubige erbauen. Und ich kenne ein Volk, vielleicht das nüchternste, ruhigste, besonnenste der Erde, das fast einen Kultus der Festspiele treibt, das keine Schauspieler hervorbringt, weil es sein eigener Schauspieler ist. Ich fragte mich oft, was das weit mehr als andere Völker in seinen Kantonen auseinanderlebende Schweizervolk noch eint. Auch diese reinsten Republikaner haben ihren König: er heißt der Tell, und ein Dramatiker hat ihm seinen Palast gebaut. Man sehe aus der Tellaufführung in Kellers Grünem Heinrich, welche patriotischen und sonstigen idealen und lebendigen Kräfte das Volksfestspiel auslösen kann. Und war's im alten Hellas anders? Als der greise Ernst Curtius, der Auferwecker Olympias, eins der Basler Festspiele sah, bei dem zweitausend Kostümierte auftraten vor einer mit mehr als zehntausend Zuschauern besetzten Berghalde, da gedachte er Olympias. Und sind nicht die Weimarer oder Meininger Bühne allein schon genügende Rechtfertigungen der deutschen Kleinstaaterei — und genügende Überwindungen? Denn man spielte nicht herzoglich, sondern deutsch, und die deutsche Einheit ward zuerst geistig wiedererobert in Weimar.

Das Drama gehört in den gesteigerten Lebensprozeß eines Volkes, bringt ihn zum Ausdruck und kehrt wieder in ihn zurück. Geschichte wird Phantasie, und Phantasie wird Geschichte. Die Geschichte ist selber dramatisch, aber, sagt Aristoteles, die Poesie ist wahrer als die Geschichte. Urtriebe und Urkräfte der Volksseele steigen auf in Ödipus und Faust, in Tell und Siegfried. Grundgestalten des Menschenlebens enthüllen sich. Die grauen Schemen Eifersucht, Heuchelei, Liebesuntreue — wie leben sie in Othello, Tartüffe, Don Juan! Aber das Theater als m o r a l i s c h e A n s t a l t? Äußerlich ist's eher das Gegenteil. Man nehme des größten Dramatikers Lear, Macbeth, Falstaff, Jago, Shylock, Richard III.: wenn sie unseres Lebens Vorbilder würden, so könnte man nur schwanken, ob man die Menschheit mehr in ein Zuchthaus oder in ein Narrenhaus sperren müßte. Eine Frau erschlägt ihren Mann und wird von ihrem eigenen Sohn erschlagen. Welch gemeine Bande aus einem Kolportageroman! Ein Mann erschlägt seinen Vater, heiratet seine Mutter und sticht sich die Augen aus. Wie ekelhaft alles! Aber auf der klassischen Bühne heißen diese Geschichten Orestie und Ödipus! Gegen Don Juan sind ja doch unsere tollsten Lebemänner indische Büßer, und man hat

berechnet, daß Wagner für alle Verbrechen in seinen Nibelungen mehrere tausend Jahre Zuchthaus absitzen müßte, was ihm manche vielleicht gönnen. Aber die moralische Anstalt? Die Bühne gibt das Leben in der Projektion, sie muß auch die moralischen Dimensionen vergrößern, und gerade in der Vergrößerung liegt eine Reinigung. Eine kleine Kokotte auf der Bühne kann sehr unmoralisch, Messalina aber kann moralisch wirken. Jene Shakespearegestalten sind so große Schurken, daß sie schon nicht mehr als Schurken, sondern nur noch groß wirken wie Naturkräfte. Es gibt nur ein Unmoralisches auf der Bühne: das realistisch Kleinliche. Die unmoralische Wirkung ist einfach ein Kunstfehler, und so ist die wahrhaft moralische Zensur die künstlerische. Die großen Bühnengestalten sind dreifach geschützt vor unmoralischer Wirkung. Größe schafft Distanz, sie verbietet die billige Vergleichung, Nachahmung, Anwendung. Ehrt die Rampe, nicht nur weil sie leuchtet, sondern weil sie trennt! Drüben ist eine andere, höhere Welt. Nur der Ungläubige findet die Bibel unmoralisch. Gewiß führen Brücken hinüber zur andern Welt, Seelenbrücken; denn jene Bühnengestalten sind nur Ausgestaltungen eures eigenen Lebens, Fortsetzungen, Steigerungen eurer eigenen Triebe. Aber eben als Steigerungen wiederum wirken auch jene Sünder moralisch. Nicht bloß im gewöhnlichen Sinne, weil sie als Karikaturen, als Teufel abschrecken, nein, auch gerade weil sie ihr Gift ausspritzen, weil sie eure Triebe steigern bis zur Entladung, bis zur Erlösung, weil sie eure Seelendämonen in der äußersten Konsequenz sich austoben, sich ausleben lassen, weil sie nach Goethes Rezept euch des Quälenden entledigen durch erschöpfende Darstellung, durch Objektivierung, durch Konfession. Und endlich wirken sie moralisch, weil sie nicht allein bleiben und fortleben, sondern im Drama auch sich selbst erschöpfen und ausatmen, sich selbst richten, weil sie als Dissonanzen eingehen, sich auflösen in die Harmonie des Kunstwerks, wie die dunklen Gestalten des Bösen als Folie zum Lichten und Stachel zum Guten umschlagen in Jakob Böhmes Weltmysterium. Und ist nicht alles Moralische als Kampf des Guten und Bösen schon selber dramatisch? Wie sollte das Drama nicht moralisch bedeutsam sein! Drama heißt Handlung, und die Moral redet zum handelnden Willen, dessen Poesie die Dramatik ist. Und sie gibt die höchste Plastik der Charaktere und bildet und schärft so unser Richterurteil. Und das Thesendrama und die Gesellschaftssatire peitschen unser Gewissen. Wir haben nicht mehr Pranger und Feme, aber wir haben die Bühne!

Endlich die Frage über die kulturellen Fähigkeiten des modernen Theaters! Ich glaube, daß wir wie kaum eine Epoche Antriebe und Mittel haben für eine Hochblüte der Dramatik. Wir haben ein gesteigertes und konzentriertes Leben, wie es das Theater braucht. Mit dem Zug vom Land in die Stadt, mit dem rapiden Wachstum der Großstädte mit der Hegemonie Berlins wuchs und wächst der Theatersinn. Das Drama ist im Wesen städtisch, wie das Epos in der Wurzel höfisch und die Lyrik ländlich. Salon und Markt setzen sich in der Polyphonie des Dramas ab; aus einsamer Ferne monologisieren Frenssen und Spitteler. Wir sind ferner nicht nur sozialer, sondern zugleich egoistischer, persönlicher, differenzierter geworden — reichere dramatische Konflikte liegen dadurch in der Luft. Der „Individualismus" ist in den letzten Jahren nicht nur ein Schlagwort, eine oft entrollte Fahne, sondern eine siegreich drängende Macht geworden. Das Drama erstand, als sich aus dem griechischen Massenchor die ersten Individuen in eigenen Rollen ablösten. Und weiter sind wir kühler, reifer, fester, männlicher geworden. Die Lyrik blieb dem heißen Jüngling, das Epos erzählte der Greis dem Kinde, Roman und Novelle sind jetzt von Jahr zu Jahr mehr in begabteste Frauenhände übergegangen. Den Mann drängt der Schöpfertrieb zum Drama. Und wir sind reflektierter, bewußter geworden auch fürs Ideale; die Philosophie beginnt wieder das tiefgesunkene, eingeschlummerte Haupt zu heben, die Philosophie, die Schwester der Dramatik, der bewußtesten, geklärtesten, geschärftesten Poesie, die eine Dialektik der Leidenschaften ist, eine schneidende Debatte der Charaktere, eine Selbstkritik des Lebens und sich in der Konsequenz der Akte aufbauen soll wie ein Syllogismus. Aber wir sind darum nicht abstrakter geworden, sondern im Gegenteil schaulustiger, bildfreudiger. Und darum drängen wir zum Theater, das ist dem Ort der Schau. Die Kultur des Auges, die bildende Kunst scheint die Künste des Ohrs in der Herrschaft des Geschmacks abgelöst zu haben. Unsere Musik wird Tonmalerei, unsere Poesie Stimmungsmalerei; sie drängt in die Sichtbarkeit, zur Bühne, und hier in der Verbindung der Künste scheint heute das Zepter von der Musik zur Malerei übergegangen zu sein, von Wagner zu Maeterlinck, dessen Gestalten oft wie Stücke einer Vision, Produkte der Szene, abgelöste Schatten aus dem Hintergrund wirken. Doch nein, das wahre Zepter liegt bei der Regie, dieser neuen Großmacht der Künste, die den Dichter überdichtet und Carmens Töne übertönt mit Volksszenen. Das Theater hat über das Drama gesiegt. Aber man bessert nicht dadurch

das moderne Drama, daß man das Theater kleiner wünscht. Wir wollen schauen, wir wollen darstellen bis zur grellen, sinnfälligsten Wahrheit, wir haben vom Naturalismus den Mut der Entblößung gelernt, aber wir lernen jetzt auch von der Neuromantik die Kunst der Verhüllung; denn die Bühne fordert grelle Plastik, aber auch Kostüm und Maske, und so sind wir in der Schwebe zwischen den Geschmacksrichtungen gerade am besten für die dramatische Kunst gerüstet. Und wir haben ja alles: wir haben in Hauptmann den größten Volks- und Milieuschilderer, in Strauß den größten musikalischen Illustrator, in Maeterlinck den größten Stimmungspropheten, wir nehmen von Wilde und Shaw das Salz dialogischer Paradoxie und Ironie, wir haben unter unsern Dramatikern blitzend scharfe Gesellschaftskritiker, wunderfeine historische Stilisten, spannungskräftige ernste und heitere Unterhalter und namentlich in den Österreichern glänzende Spieler auf der weichstimmigen Flöte und auf allen Harfensaiten launiger Phantasie, wir haben die besten Schauspielerensembles, unendlich empfänglich für jede moderne Regung, die großzügigste, feinfühligste Regie, eine wahre Zaubertechnik und — nicht zu vergessen! — die klügsten Kritiker, wir haben alles zum großen Bühnendrama, alles, nur eins nicht: den Helden! Wir haben Wallensteins Lager, aber nicht Wallenstein; wir haben Osterglocken und Auerbachs Keller, das Studierzimmer und die herrliche Walpurgisnacht, aber wir haben keinen Faust! Wir stehen wieder an der Wende der Zeiten, nur eher der entgegengesetzten, wie sie Faust in seiner Wandlung durchlebt. Und es bedrückt der Verdacht, daß wir den großen Moment versäumt und um den Dichter der Zeit betrogen worden. Denn ich bekenne, daß ich heute noch keinen ganz großen Dichter gefunden, weil ich noch keinen gefunden, der den tiefsten, mächtigsten Kampf des Zeitalters zum Ausdruck gebracht, den Kampf des Individuums mit der Gesellschaft. Aber dazu gehörte, daß er das Ringen der individuellen und sozialen Kräfte in die eigene Brust nahm, in sich zum Austrag brachte; blinde Parteimänner sind keine Dramatiker. Nietzsche sprach wahr, als er die Tragödie aus dem Geiste der Musik und der Lyrik geboren sein ließ. Aber er belog sich selber zum Widerspruch und zum Verderben, als er in derselben Schrift die Tragödie in ihren lyrisch-musikalischen Ursprung zurückwies. Es war sein Fluch, daß er ein Lyriker blieb; er, der ringendste Mensch dieser Zeit mußte ersticken, weil er sich nicht befreien konnte in der Poesie des Ringens, im Drama. Fast scheint es, als wären wir vom heroischen Zeitalter der Bismarck und Wagner, Böcklin und Nietzsche,

vom harten Ernst der Zola und Ibsen zu rasch übergegangen zum seligen Tanz und heiligen Lachen; und es sieht aus, als ginge das Streben und Können dieser Tage auf eine große Komödie. Aber da klingt Platons Symposion in ein böses Mahnwort aus: daß Tragödie und Komödie die Sache eines Mannes sei. Nicht eines Mannes immer, eines Shakespeare, aber vielleicht eines Zeitgeists, wie Euripides und Aristophanes, Racine und Molière, Wagner und die Operette nebeneinander gingen. Wir aber wollen mit dem Satyrspiel beginnen vor der Tragödie? Ja, der Satyr triumphiert auf unserer Bühne. Vielleicht ist's ein Symbol der Verheißung. Das Drama erstand aus dem dionysischen Bockstanz — aber dazu mußten die Böcke Menschen, die Menschen Helden werden. Um groß darzustellen, muß man groß leben, groß denken, fühlen, schaffen. Das Theater ist der mächtigste Kunstausdruck des Lebens, aber eben doch nur ein Ausdruck, und von den Brettern tönt nur als vielfaches, jubelndes, klagendes Echo, was da gerufen. Das Theater ist groß, wenn es am wenigsten Theater ist — und am meisten Ausdruck der großen Seele. Wir müssen uns selbst erziehen, dann wird unser Theater erziehen.

Sehr geehrter Herr Redakteur, die Epistel ist länger geworden, als ich dachte. Das geht so, wenn unsereiner sein Herz ausschüttet, ein „Fachphilosoph“ oder doch „Philosophieprofessor“, der immer die ganze Welt als Theater nehmen und sein ethisch-ästhetisches Gewissen sub specie aeterni oder wenigstens historisch abklären möchte, soweit seine schwachen Augen reichen, und der nun bekennen muß: sieh, das Gute liegt so nah, doch das Beste liegt so fern!

Prof. Dr. Karl Joël

XXVI:
Paul Ernst:

Ich möchte zunächst gewisse Prinzipien feststellen.

Erstens. Es sind in der Dichtkunst, wie in jeder andern Kunst, von Anfang an zwei Tendenzen vorhanden: die Menschen zu erfreuen und die Menschen zu erheben. Beide Tendenzen können gleichzeitig und mit gleicher Kraft in demselben Kunstwerk erstrebt werden, oder es kann

die eine oder die andere Tendenz in einem Kunstwerk überwiegen oder sich allein mit Ausschluß der andern durchsetzen.

Zweitens. Freude und Erhebung durch das Kunstwerk wird bedingt durch die Menschen, für welche es bestimmt ist, respektive erzeugt sich durch die Wechselwirkung besonderer Begabungen und besonderen Publikums. Je höher die Bildung des für die Kunst in Frage stehenden Publikums ist — dabei kommt es nicht so sehr auf intellektuelle Schulung und Besitz von Wissen an, sondern auf Entwicklung von Geist und Gemüt, auf Richtung des Willens zum Hohen oder Gemeinen — desto höhere Ansprüche werden an die Qualitäten der Kunstwerke gestellt, desto bedeutendere Wirkungen werden ermöglicht, und umgekehrt.

Drittens. Die heutige Zeit hat einerseits die Bedeutsamkeit derjenigen Klassen und Stände geschwächt, welche früher die kulturtragenden waren, teils durch die politischen Umwälzungen, teils durch ökonomische Veränderungen, nämlich relative und absolute Verarmung der betreffenden Volksschichten; sie hat andererseits nicht nur neue große Vermögen bei Personen entstehen lassen, die kaum für sich selbst, jedenfalls aber nicht durch ihre Vorfahren Besitz an der Kultur haben; sondern auch niedrigere Bevölkerungsschichten in derartig bessere Verhältnisse gebracht, daß der Wunsch, am geistigen Leben teilzunehmen, bei ihnen auftauchen konnte; und endlich durch das, was wir heute allgemeine Volksbildung nennen, durch die Kenntnis von Lesen und Schreiben und die Verbreitung der Zeitungslektüre auch die allerletzten Klassen derart aufgeregt, daß sie zur Kultur drängen. Letzteres wird, wenigstens in den protestantischen Ländern, noch verstärkt durch den Rückgang des religiösen Lebens, durch welchen große Gebiete in der Seele des Volkes frei werden.

Viertens. Die heutige Zeit hat ihr Hauptinteresse auf die materielle Kultur gewendet und dadurch die Elemente nicht ausgebildet, aus denen die Künstler schaffen, welche auf Erhebung ihres Publikums zielen; gleichzeitig hat sie auch, um ihre Ziele zu erreichen, eine derartige Komplikation des Lebens geschaffen, daß für alle Kreise die bloße Erhaltung der Existenz unter den zeitlich-gesellschaftlichen Bedingungen so viel Kraft in Anspruch nimmt, daß nicht mehr ein Wunsch auf Erhebung, das ist auf Anspannung des Geistes, vorhanden ist; sondern auf Erfreuen das ist Abspannung und Ausruhen.

Fünftens. Wenn man aus diesen Vorbedingungen den Schluß zieht, so wird man finden: eine im Vergleich zu früheren Gesellschaften

rohe und ungebildete Gesellschaft, welche über große materielle Mittel verfügt und den Wunsch hat, sich in der Kunst von einem aufreibenden Erwerbsleben zu erholen — wird wahrscheinlich nur eine sehr niedrige Kunst schätzen und verlangen.

Sechstens. Das Theater ist durch seine wirtschaftliche Eigenart in ganz außerordentlich hohem Maße abhängig von der Gesellschaft. Die Begründung und Erhaltung eines Schauspielhauses macht die gleichzeitige Beteiligung eines großen Kreises von Menschen notwendig. Etwa ein gutes Buch, das in einer Auflage von tausend Exemplaren gedruckt wird, kann im Verlauf von einigen Jahrzehnten verkauft werden, so daß in einem Jahre vielleicht nur fünfzig Menschen im ganzen deutschen Sprachgebiet Interesse an ihm nehmen; wenn aber in einer Großstadt an einem guten Theater ein Stück gegeben werden soll, so muß man auf mindestens zehn Aufführungen im Lauf der Saison rechnen können, die durchschnittlich von mindestens 700 Menschen besucht sind: also 7000 Menschen in einer einzigen Großstadt in einem halben Jahr sollen Interesse für das Werk haben. Daß es heute selbst in Berlin nicht zehn Prozent dieser Zahl wirklich Gebildete gibt, ist wohl klar.

Siebentens. Der unter Nummer sechs erklärte Umstand macht es begreiflich, daß auch in den Zeiten, wo wir in Deutschland eine gebildete Gesellschaft und eine Art von Kultur hatten, das Theater durchaus nicht das war, was Idealisten von ihm erwarteten; von Schiller sowohl wie von Goethe liegen Aussprüche vor, welche die tiefste Verachtung für das damalige Theaterwesen ausdrücken. Heute ist es aus dem unter Nummer drei angeführten Grund sehr viel schlimmer wie damals. Aber

Achtens. Wenn eine Nation ein wirklich lebendiges Theater hat, mag es auch noch so elend sein, so ist damit doch die Form vorhanden, in welcher der wirkliche Dichter sich äußern kann: der, welcher in edler Weise erfreuen und in angemessener Weise erheben will. Daß er wirklich aufgeführt wird, ist nicht nötig: wenn nur die Möglichkeit der Aufführung vorhanden ist. Dadurch wird der Dichter gezwungen, seine Dramen in der durch das Theater bedingten Form zu schreiben — also in diesem Fall, daß sie eine Theaterwirkung haben müßten, wenn es urteilsfähige Theaterdirektoren, mittlere Schauspieler und ein gebildetes Publikum gäbe. Diese Form des in dem geschilderten Sinn theatralisch Wirksamen ist die eigentlich dramatische Form. Die dramatische Form aber hat die allerhöchste kulturelle Bedeutung, und ein

Dichter, welcher sie beherrscht, wird einen erzieherischen Einfluß auf sein Volk haben, den man nicht hoch genug einschätzen kann: auch wenn er nur selten und in dummer Weise aufgeführt wird. Worin diese geheimnisvolle Wirkung der dramatischen Form beruht, läßt sich innerhalb des durch die Umstände hier beschränkten Raumes nicht erklären; es möge die Andeutung genügen: daß notwendig durch sie das Wesentliche (Ethische) der Menschen vom Dichter dargestellt und vom Zuschauer bewertet wird.

Die Beantwortung Ihrer drei Fragen ergibt sich aus dem Gesagten sehr leicht:

1. Das Theater hat auf meine ethische und ästhetische Bildung gar keinen Einfluß ausgeübt. Ich kam das erste Mal ins Theater, als ich etwa zwanzig Jahre alt war, und sah Schiller, Shakespeare und Hebbel. Der Eindruck, den ich von den Aufführungen an den damals ersten Bühnen Deutschlands hatte, stand tief unter dem, was mir die Lektüre bot. Noch heute gehe ich nur höchst ungern ins Theater.

Dagegen habe ich vom Drama die größten Einflüsse auf meine Bildung erfahren und erfahre sie noch; hauptsächlich sind es die Werke von Schiller und den französischen Dramatikern, welche auf mich wirkten.

2. Ich glaube, daß das Theater kulturell erzieherische Werte des allerhöchsten Ranges in sich birgt, wenn der Teil des Volkes, welcher ins Theater geht, der entsprechenden Bildung fähig ist. Ob speziell das deutsche Volk überhaupt und ob diejenigen Volksteile, auf welche sich das gegenwärtige Theater stützen muß, diese Bildungsfähigkeit haben — das wage ich nicht zu beurteilen. Immerhin möchte ich doch besonders hervorheben, daß die volkstümlichen Vorstellungen und die freien Volksbühnen einen höheren Stand der ästhetischen Gesittung bei den Arbeitern wie beim mittleren Bürgertum voraussetzen lassen; aber vielleicht ist das auch eine Täuschung, und es liegt bei den Arbeitern nur Einfluß ihrer Presse und ein größeres äußeres Bildungsstreben vor.

3. Unser modernes Theater, soweit es auf die Einnahmen der Zuschauer allein angewiesen ist, kann diese Aufgaben nicht erfüllen. Etwas anderes wäre es, wenn die deutschen Fürsten ihrer Verpflichtungen gegenüber dem geistigen Leben der Nation eingedenk wären und ihre subventionierten Hoftheater in die Hände gebildeter und energischer Personen gäben; sowie wenn die Verwaltungen der größeren Städte einige Einsichten in diese Dinge gewännen.

Dr. Paul Ernst



Eugen Bracht:
Der Holzweg.



XXVII: Richard Schaukal:

Auf Ihre schätzbare Rundfrage könnte ich punktweise bequem-lakonisch antworten:

ad 1. Außer der Vermittlung der Opernliteratur, wofür ich namentlich dem Stadttheater meiner Vaterstadt Brünn mich dankschuldig fühle, keinen wesentlichen.

ad 2. Eigentlich nicht.

ad 3. „Diese Aufgaben"? Kulturelle Erziehung? Mit nichten.

Aber ich bin kein Freund der bloßen Negation und anderseits der Ansicht, daß, so belanglos im Grunde solche „Äußerungen" bleiben, jeder, der etwas Positives zu einem Gegenstand glaubt vorbringen zu können, es auch tun soll. So will ich denn, da das Thema überdies wirklich „aktuell" ist, als grundsätzlicher Gegner alles „Laisser-aller“ sagen, was ich beiläufig zu sagen hätte.

ad 1. Hier möchte ich mir erlauben, auf das Kapitel „Vom Theater" in meinem Dezember 1905 erschienenen Werk Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 2. Auflage 1906) hinzuweisen, das — nämlich das Kapitel — (im Stilistischen nicht nur „zwischen den Zeilen") an ein älteres Dokument zur Psychologie der jungen Generation, meine „Intérieurs aus dem Leben der Zwanzigjährigen" (Leipzig o. J. — 1901 — C. F. Tiefenbach), anknüpft.

Soll ich den tatsächlichen Eindruck des Theaters, die komplexe Masse des Gefühlsmäßigen, wie es sich dem fälschenden Ressentiment des Er- d. h. Hinaus-, Hinweggewachsenen darstellt, schildern, soweit die Kindheit in Betracht kommt, muß ich bekennen und das Wort hinschreiben: berauschendes Entzücken. Alles Geheimnisvolle bot das Theater. Da waren Ungewohntes, Realität des Unwahrscheinlichen, Nähe des Entfernten, Schauer der Erwartung, Ungeduld im verdunkelten Hause, Gerüche von ganz eigentümlicher Stärke und Anmut, seltsame Beziehungen zur Nachbarschaft und dem ganzen belebten Raume, da waren Abenteuer des Geistes, des Herzens, Träume vom Leben und Leben des Traumes, da war entsetzlich-angenehme (so ungefähr, nur ungefähr mag's in Worten lauten) musikalische Ergriffenheit; und dann all das reifende Schulbubenhafte, Intellektuale: das Gedächtnisbezwingende, das Thea-

tralische (Darstellerische), das Literarische, das Technische. Es ist ein unendliches Gewoge, gemischt aus allen Sinnesempfindungen und moralisch-rationalen Erinnerungen, viel zu ausdrucksam — für Worte.

Ich möchte dieses schimmernde Mosaik im Schatz meiner Erinnerungen nicht missen. Als das Schönste in allem Erleben erachte ich das Geheimnis, jenes Element schleiernder Unklarheit, das die Konturen der Ereignisse lockend und schmeichelnd hüllt. Kaum kann es für ein einigermaßen phantastisch-romantisch angelegtes Kindergemüt etwas Berauschenderes geben als diese aus Grauen und Liebe seltsam gewobene Theaterpassion, die nicht so sehr dem einzelnen Dargebotenen, noch weniger dem Biographischen eines verehrten Darstellers, sondern dem merkwürdigen Bühnenleben selbst, diesem Menschlich-Unmenschlichen der halb mechanischen, halb improvisierten Bewegungen und Worte, dem Faszinierenden gesteigerter Gestikulation, durch die Schminke erhöhter, zugleich genäherter und entfernter sinnlicher Reize, dem unheimlichen Grenzempfinden: Bühne — Zuschauerraum gilt. Da neigt sich eine in dieser und jener Rollenverkörperung zum Ideal ihrer eigenen tastenden Versuche gekrönte, nicht mehr sehr junge Sängerin aus dem Dämmer der Mittelbühne ins Grelle der Rampenbeleuchtung: sie singt, und ihre Stimme schmiegt sich wie ein Körperliches an dein lauschendes, und so sich selbst vergessendes Existenzbewußtsein; es versinkt lautlos in dir selbst, und du bist nur mehr mystische Verbindung mit dieser Stimme, hinter der maskenhaft die Körperlichkeit der Sängerin erstarrt, bis diese das Beifallsklatschen wieder ins Reale zurückwirft, nur um desto heftiger durch ein Unwahrscheinliches — dieses fremde, dir so nah gedrungene Singen, dieses nahe, dir so fremd werdende Klatschen — dich aufzuregen.

Und das fabelhafte Wirklichwerden der Figuren, der Kostüme. Dieser fürchterliche Murzuk („Giroflé-Girofla"), wie bangt man vor den Ausbrüchen seiner Wut, da man ja eingeweiht ist in den gefährlichen Betrug, dem sein Vertrauen nun ausgesetzt werden soll! Und Carmen, wenn sie vor Don Josés Dolch flieht! Don Juan, wenn Schüttern den steinernen Gast verkündet! Es ist nicht das Menschliche, nicht das Sittliche (oder Unsittliche: laxer Operettentexte), es ist das rein Faktische des vom ganzen Phantasiemenschen miterlebten Darstellerischen: Ton, Gebärde, Technik, nicht vereinzelt durch „Kritik", sondern zu einem wundervollen Ganzen künstlerisch erschaffen durch das genießende, das naive Ingenium, mit einem Worte: die völlige Illusion des Moments, der das

Wissen um die Unwirklichkeit des Erfahrenen nichts anhaben kann, die es nur sonderbar differenziert in der gruselnden Erinnerung.

Und leicht führt dieses einmal Positive ins Negative, dem Ihre zweite Frage sich aussetzt: Ob das Theater „kulturell-erzieherische Kräfte birgt".

Sofern es sich mit notwendigerweise unzulänglichen Verkörperungen dichterischer Ideale an eine verworrene Menge wendet, sicherlich nicht. Wenn es Werke vermittelt, die so einzig als ein Ganzes genossen werden können (die Oper, das Musikdrama, die Pantomime), bietet es ja manches Genußreiche. Aber „kulturell-erzieherisch", nein, diese Note kann ich seinen geschäftsmäßigen Bestrebungen nicht zubilligen. Kinder gehören überhaupt nicht ins moderne Theater. Daß dem begabten Kinde sein Besuch wie die Lektüre der „Drei Musketiere" Dumas' nicht „schadet", ist kein Einwand gegen die „kulturelle" Maxime.

Junge Leute bringen ihren Schüleridealismus mit und jubeln der gespielten Schullektüre zu. „Erzieherisch"? Eine fable convenue. Das meiste ist Tradition. Die Lehrer bereiten vor, sie rekapitulieren, immer werden sie bestrebt sein, das eigentlich „Theatralische" durch den Gehalt der verkörperten Dichtung zu verdrängen. Aus richtiger Empfindung. Denn das Theatralische verwirrt die reine Anschauung, das Künstlerische. In diesem Stadium der durch den Intellekt bereits unterwühlten Illusionsfähigkeit ist der scheinbar die literar-historischen Bestrebungen der Mittelschule fördernde Theaterbesuch der heranwachsenden Jugend durch allerlei unkontrollierbare Nebenströmungen im Sexuellen, im Sozialen, im Hedonistischen schädlich.

Erwachsene. Sie besuchen das Theater zumeist aus Gewohnheit, öfters aus Neugierde, selten aus Kunstinteresse. Und dieses zerstückelt sich nach allerlei zentrifugalen Richtungen: Wissen, Technik, Personenkultus.

Das Theater ist ein Atavismus. Es war einmal eine Institution des Kultus, später als nationales ein Element der Entwicklung der Literaturen. Heute ist es ein Mechanikum und ein Stückwerk.

Und so bin ich beim dritten Punkt: Das „moderne" Theater und „Aufgaben"? Welche andre als die Kasse einer-, die Vergnügungssucht anderseits zu befriedigen. Virtuosentum, Ausstattungsfexerei, Sensationshumbug, glatte Unterhalterei, das sind die Faktoren der großen Bühnen. Die kleinen sind Werkel. Der Abonnentenstamm läßt den „Propheten", „Die Jüdin", „Tell" so und so oft mal in der Saison duldsam passieren (Gouvernanten und arme Verwandten sitzen die x te

Vorstellung ab); man kauft Logen zu „Premièren" und „Novitäten" aus Ostersonntagsbörsezuckungen, wie man teure Bonbonnieren zeitweils da und dorthin senden läßt oder Bilderausstellungen abtut. Künstlerisch Empfindende lassen sich hie und da verleiten, ihre stillen Kämmerleinträume auf der Bühne realisiert sehen zu wollen. Sie betreten eine fremdartige Lokalität, wo die Damen „sich und ihren Putz zum besten geben", die Männer flirten oder gähnen. Der Theaterzettel ist dem Gros dieses Publikums die Hauptsache. Singt die „X.", spielt der „Y."? Rollenfragen vom Niveau der Luxusschätzer aus betrachtet.

Anderseits: der Krämer Z., die Modistin A. Das Bedürfnis nach Abwechslung im öden Werktagsallerlei fragt: Was gibt man heute? Manche „Tochter" zieht „Lohengrin" vor, mancher Sohn „Cyprienne". Das sind die Bedürfnisse. Und wiederum: der Direktor braucht die Attraktion; eine Börsenfrage, nichts anders.

Unser heutiges Theater ist wert, daß es zugrunde geht. Es ist kein „Ausdruck", sondern eine Anstalt, zugegeben eine Bedürfnisanstalt, aber ernsthaft wird man doch diese Bedürfnisse nicht werten wollen? Noch immer gibt es dramatische Individualitäten: Dramatiker sowohl als Darsteller. Sie gelten wie alles Gültige. Innerhalb der Institution sind die großen Darsteller vereinsamt. Aber gezwungen, sich einzufügen (denn die auf der andern Seite gepflegte Starbühne ist ein Unfug. Beurteilt man Kunstwerke etwa nach dem wiederholten hohen C?) Man freut sich ihrer. Aber im Grunde fragt man doch kopfschüttelnd: wozu? Daß ihnen Fabrikanten Stücke „auf den Leib" schreiben? Daß sie mit Paraderollen „reisen"? (Telegramm in der Kleinstadt: „Er kommt!" „Wer kommt??") Eines hat heute noch, heute nur Existenzberechtigung: die Groteskbühne (die Bühne als Atavismus verhöhnt sich selbst). Und daneben: ein Museum sozusagen: das Stil-Theater der Tradition (Comédie Française, Bayreuth).*) Aber dieses ist sicherlich ein Luxusartikel und also immerhin „Kultur"-Zeichen.



*) Ich verweise auf meine Aufsätze „Das Schattentheater der Traditionen", „Reinhardt und sein Werk" (beide „Gegenwart"), „Publikum. Auch eine Kritik".

XXVIII:
Rudolf v. Delius:

Auf Ihre Fragen möchte ich etwa folgendes antworten:

1. Für meine ethische Bildung habe ich in unserem Theater nur wenig entscheidende Eindrücke bekommen. Eigentlich nur Ibsen hat da unmittelbar gewirkt: am meisten die „Wildente" und „Hedda Gabler", als Möglichkeiten einer neuen Tragikomödie, die dann in Shaws „Candida" für mich eine gewisse abschließende Höhe erreichte. Was sonst an Dramen meine sittliche Weltanschauung am tiefsten ergriff: des Euripides Alkestis und Bacchantinnen, Shakespeares Kleopatra und der Troilus, Hebbels Golo, Kleists Penthesilea: das habe ich nie mustergültig auf der Bühne gesehen. Doch tiefer und gewaltiger für die Umbildung des ethischen Weltbildes waren doch wohl einmal die großen Denker (für mich vor allem Spinoza und Hegel) und dann jene umfassende Menschenschilderung in Romanen: wie Rabelais' Gargantua, Sternes Tristram, Goethes Wilhelm Meister und Tolstois Anna Karenina. Besonders das moderne deutsche Drama scheint mir die Fühlung mit dem Großgeistigen bedenklich verloren zu haben. Daher verdanke ich meine ästhetische Bildung auch vielmehr der Lektüre und der Phantasievorstellung als der Theateraufführung, die bei großen und tiefen Werken für mich meist eine Marter bedeutet. Das berückend Schöne der dramatischen Architektur wird meiner Meinung nach fast stets durch einen barbarischen Rotstift zerstört.

2. Dem „kulturell erzieherischen Werte" des Theaters stehe ich sehr skeptisch gegenüber. Die Hauptschlachten um neue Weltanschauung und Moral werden überhaupt wohl nicht vor dem Rampenlichte geschlagen. Nimmt doch dort gleich alles etwas formelhaft-tendenziös Effektvolles an. Zudem waren Sensation und Mode von jeher die eigentlichen Theatergötzen. Und eine allgemeingültige Kultur gibt es ja heute nicht mehr und kann es auch nie wieder geben, da der Einzelmensch sich von nun an wohl immer das Recht bewahren wird, aus seinem Blute und seiner Seele heraus sich seine eigene Welt mit eigenen Farben und Tönen zu erschaffen. Je eigenpersönlicher aber die Kunst wird, um so weniger kann sie mit Trompetenstößen weithin über ganze Länder zum Sammeln blasen. Der Möglichkeiten des Reif-Seins sind heute gar viele und die zudringlichen Erlöser für alle sind recht überflüssig geworden. Pathe-

tische selbstüberzeugte Verkündigung ist aber ein Urnerv der Theaterkunst. Die moderne Seele ist zu tief bei sich eingekehrt, um ihre letzten Schönheiten noch dem Schaugepränge der Bühne anvertrauen zu können. Daher müssen unsere „erfolgreichen Dramatiker", wenn sie wirken wollen, vor den innersten, stillsten aber gewaltigsten Problemen unserer Zeit die Augen schließen. Dieser Seelenverkauf rächt sich aber durch immer wieder hinter den Masken hervorbrechende Öde und Ohnmacht.

3. Darum glaube ich nicht an die Zukunft des Theaters. Und gerade die eigenartigsten Dramatiker unserer Generation, etwa Wedekind und Shaw, scheinen mir durch und durch Nihilismus und Auflösung. Sie wüten ja geradezu selbstmörderisch mit Dolch und Gift im eigenen Hause. Es ist die letzte Brut des unfrohen, eisig-vergrübelten Ibsen. Und wo sich wirklich neue Menschenwege bilden, da scheinen sie grade vom Theater weit abzuliegen. Die Morgensonnen-Energie eines Walt Whitman, die schneidende Feinheit Nietzsches oder etwa die schwere tiefe Reife Robert Brownings. Sie alle haßten Kulisse und Rampenlicht. Natürlich wird das Theater in alle Ewigkeit die Massen unterhalten und wohl auch anregen, indes meine ich, daß es nicht imstande sein wird, den heraufziehenden neuen Weltanschauungen ihren tiefsten und feinsten Ausdruck zu geben.

Rudolf v. Delius

XXIX: Rudolf Lothar:

Sie fragen mich, ob meiner Meinung nach das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt.

Ich bin der Meinung, daß das Theater überhaupt der größte erzieherische Faktor unseres Kulturlebens ist. Jede Theaterwirkung besteht in der Erregung der Gemüter. Diese Erregung kommt dadurch zustande, daß der Zuschauer durch Einfühlung in den Kreis des Dramas gezogen wird. Das Miterleben eines Konflikts ist für den Zuschauer das Seelenereignis, das er im Theater sucht. Der Zuschauer kämpft die Kämpfe des Helden geistig mit, ist mit ihm groß und siegreich, mit ihm verzweifelt, teilt seine Furcht und seine Freude, wird eins mit ihm in seinen Wonnen

und seinen Schmerzen. Der große Genuß im Theater besteht darin, Gefühle von besonderer Intensität und von einer Art, die uns das Leben nicht schenkt, durchzuleben. Darin liegt die Wonne des Leides, mit dem uns ein Trauerspiel erhebt. Und in der Komödie wiederum fühlen wir uns dem Opfer des Lustspiels — ein Exempel wird ja meistens an einem Opfer demonstriert — überlegen, wir empfinden unsere eigene Kraft mit sieghafter Freude gegenüber der Schwäche, dem Ungeschick, der Dummheit, der Verblendung, dem Hochmut, oder wie sonst die menschliche Art oder Unart heißt, die auf der Bühne zu Falle kommt. Das Kraftgefühl der komischen Lust entwickelt der Dichter dadurch, daß er sich einen Standpunkt erobert, von dem aus er das Leben beherrscht. Und was wir im Leben und in der Kunst am meisten suchen, ist ja stets eine Steigerung unseres Kraftgefühls.

Sie sehen aus diesen meinen Grundanschauungen über Theaterwirkung, welche erzieherische Kulturaufgabe ich der Bühne zuweise. Die Bühne vermittelt der Menge eine Reihe von Gefühlen, die das Leben uns versagt. Wir machen im Theater gleichsam eine Gymnastik der Empfindungen durch, und je reicher wir an Empfindungen werden, je tiefer wir in unserer Seele nach Schätzen schürfen, je feiner wir Schattierungen und Abstufungen der Empfindungen wahrnehmen, desto höher steigt unsere Kultur. Sie würde sofort verarmen, wenn das Theater wegfiele. Das Theater ist die Stätte, wo wir des Lebens bunte Mannigfaltigkeiten in kostbarer Fülle vor uns ausgebreitet sehen. Und diese Mannigfaltigkeiten kaufen wir wirklich für unser Eintrittsgeld und machen sie uns zu eigen. Jede Erziehung, beim einzelnen Individuum, wie beim Volke, beruht auf der Verfeinerung des Gefühlslebens. Und das Theater hat im höchsten Sinne keine andere Aufgabe.

Aber Sie fragen auch, ob das moderne Theater seine Aufgabe erfüllt. Die Antwort muß ich jedem überlassen, der selbst ins Theater geht. Ein gutes Theaterstück ist ein guter Erzieher, ein schlechtes Theaterstück ein schlechter Erzieher. Wenn aber der Dichter nicht die Kraft hat uns zum Miterleben, zum Mitfühlen zu zwingen, wenn wir Zuschauer bleiben und nicht Mitspieler werden, wenn Bühne und Publikum getrennte Welten sind, dann freilich erfüllt das Stück seine Mission nicht.

Rudolph Lothar

XXX: Johannes Schlaf:

1. Einfluß auf meine Bildung erfuhr ich vom Theater schon sehr früh. In meinem zehnten Lebensjahre sah ich in meiner Heimatstadt die ersten Theatervorstellungen von einer jeden Winter bei uns eintreffenden Wandertruppe; zuweilen auch von einem Marionettentheater. All diese Vorstellungen haben mich sehr stark und anhaltend mit weitausgreifenden Empfindungen und Gedankengängen beschäftigt. Sie begeisterten mich auch zur Reproduktion. Ich fabrizierte mir ein primitives Puppentheater, kaufte mir Bilderbogen mit bunten Puppen, die ich ausschnitt und auf Pappe klebte, und zeichnete mir auch selber Puppen und kolorierte sie mir, da mein Zeichentalent schon in meinem dritten Jahre erwacht war und sich schnell entwickelt hatte. Später bekam ich von meinen Angehörigen ein Puppentheater geschenkt. — Aber ich schrieb mir auch schon selbst Stücke, die ich auf diesem aufführte. Kleine, mehraktige Schauspiele, deren Themen ich mir selbst erfand, nach Anekdoten, die ich hörte, oder Stadtgesprächen u. dergl. Auch dramatisierte ich gern größere Schillersche, Uhlandsche und Simrocksche Balladen, auch wohl geschichtliche Aufsätze, die ich in meinen Schullesebüchern oder anderswo fand. — Dieser sehr starke Eindruck des Theaters hielt an bis in meine Studentenzeit hinein. Später hat er abgenommen, und heute besuche ich das Theater, besonders das Schauspiel, nur sehr selten. Es ist mir nicht entfernt mehr, was es mir in meiner Jugend und in meinen Jungemannsjahren gewesen ist.

2. Ich glaube weniger, daß das Theater kulturell erzieherische Werte und Kräfte in sich birgt, als daß es ein Ausdruck unter anderen von Kultur ist. Eine Kultur kann vom Theater weder geschaffen, noch auch so besonders beeinflußt werden; wohl aber ist das Theater ein organisches Erzeugnis, ein Anzeichen und Gradmesser der Kultur einer Nation oder einer Rasse. Eine Nation und eine Rasse vergewissert sich viel mehr ihrer Kultur durch das Theater — auch durch dieses! — als daß sie von ihm Kultur empfangen könnte. — Eine Kultur hängt einzig und ganz und gar von den religiösen, d. h. organischen Kräften, Trieben und Werten einer Rasse ab und ist deren Ausdruck; das Anzeichen, aus dem sie und ihr Wert und Stand von den Individuen

einer Nation oder Rasse erkannt werden können. — So verhielt es sich mit den altgriechischen, den spanischen und englischen Nationaltheatern. Die „Schaubühne als moralische Anstalt" oder als eine Stätte der Volkserziehung ist eine unfruchtbare, nutzlose Illusion, die das wahre Wesen des Theaters verkennt, mag es immerhin bis zu einem gewissen Grade auch seinerseits eine Rückwirkung auf die Seele und religiös-organischen Kulturkräfte einer Nation oder Rasse üben. Diese Kräfte aber können angeregt, gekräftigt, gesteigert werden vor allem und nur durch das religiöse Leben einer Rasse. Ich finde, daß die kulturelle Bedeutung des Theaters, wie der Kunst überhaupt, heute sehr kraß übertrieben wird, wenn man meint, beide könnten „die Religion ersetzen"! Das ist ein schlimmes und bedenkliches Zeichen nicht allein für die Religion der Rassen, sondern auch für Theater und Kunst selbst. Beider Niedergang steht im engsten, unzertrennlichsten Zusammenhang!

3. Wenn das Theater keine wesentlich erzieherischen Werte und Kräfte besitzt, sondern solche nur im engsten Zusammenhange mit einem starken religiösen Trieb von Nation und Rasse zu einem gewissen Teile vermag, so ist natürlich auch von unserm modernen Theater hier so gut wie gar nichts zu erwarten. Ich bin von dessen unaufhaltsamem Verfall überzeugt. Ich glaube aber, daß sich ein neues Theater bilden kann. — Der religiöse Schwerpunkt der europäischen Rassen hat sich in die Wissenschaften verlegt — wenn immerhin schon dies sich bei dem noch immer kraß mechanistischen Charakter derselben schwer erkennen läßt —, und der innerste Geist der Wissenschaft wird den Rassen über kurz oder lang eine außerordentliche religiöse Kräftigung mitteilen. Aus einem solchen Zustande kann sich wohl sehr gut auch ein neues, modern europäisches Theater entwickeln. Sicherlich aber nur aus einer naturalistischen Form heraus! Ich halte Ibsen bereits für solch einen religiösen Dramatiker.

Johannes Schlaf

Fortsetzung in der Juli-Nummer

Georg Hirschfeld:
Auf der Schaukel . . . . . Novelle

F o r t s e t z u n g.

Seinem Vorsatz, an jedem Straßenschilde Dänisch zu lernen, blieb er nur im ersten Anfang treu. Er las Banegaard. Nun ja — Banegaard! Bahnhofstraße! Das war doch einfach! Vesterbros-Passage. Passage — hm. Aber Vesterbros — das war nicht ganz deutlich. Von seinem Sprachstudium wurde er bald durch das schöne, fremdartige Bild des Verkehrs abgelenkt. Da stand er nun inmitten der erträumten, skandinavischen Menschen. Er fand sie eigentlich robuster und heiterer, als er erwartet hatte. Es waren nicht alles Gestalten aus „Niels Lyhne", die ihm da entgegenkamen. Fennimore wohl und Erik — aber die dicken und vergnügten Bürger des Allerwelts-Materialismus auch. Sie zerrissen den Schleier entrückter Beseeltheit, den Peter den Dänen aus ihrer Kunst beigelegt hatte. Das enttäuschte ihn weniger, als es ihn heiter stimmte. Er hatte genug geträumt, er fühlte wieder festen Boden unter sich. Forschend sah er den Menschen des Tages in ihre fremdartigen, aber gewinnenden Augen. Ihr Wesen und ihre Stadt, das empfand er jetzt schon deutlich, bestätigten ihm die schöne Hoffnung: Sie ruhten in einem angeborenen Geschmack. Ein künstlerischer Mensch war hier sofort kein Fremdling mehr. Die Linie dieses breiten Boulevard, den er entlangschritt, die Häuser, die Gefährte, die Kleider der Damen — alles stammte aus einer alten, vornehmen Kultur, kein Parvenütum drängte sich dazwischen. Langsam schlendernd, eingelullt von seinem etwas selbstgefälligen Kritikerbewußtsein, befand Peter sich plötzlich einem breiten Portal gegenüber, das in ein ausgedehntes Vergnügungsetablissement zu führen schien. Das tat es auch wirklich. „Tivoli" stand über dem Portal, und Peter reagierte ganz anders auf diese Entdeckung, als die Mehrzahl der deutschen Fremden. Er mißbilligte die Popularität dieses weltberühmten Lokals. Er nahm sich sofort vor, überhaupt nicht hineinzugehen. Da gab es in Kopenhagen wohl doch noch andere Sehenswürdigkeiten, als Tingeltangel mit Illumination. Der Durchschnittsreisende natürlich, der sich „amüsieren" wollte, der wurde sofort magnetisch davon

angezogen. Ein lächerlicher Kitsch wahrscheinlich, das Ganze. Peter schimpfte. Er kam allmählich in das innerliche, wortlose Räsonnieren hinein, das ihm immer wohltat, wenn er durch große Eindrücke erregt wurde. Er ging entrüstet weiter und würdigte Tivoli keines Blickes mehr. Vor dem Rathause aber blieb er stehen. Er nickte. Er nickte wie Gottvater und fand, daß es gut war.

Nie hatte er in seinem Leben ein so edles Gebäude gesehen. Er betrachtete es auf den Spitzen gehend von allen Seiten. Als er, die entzückten Augen zum Turm hinaufgerichtet, wieder zur Hauptfront kam, prallte er mit einem Herrn zusammen, der ihm schon von Tivoli aus gefolgt war. Selbst eine sonderbare Erscheinung, schien er an Peters Fremdartigkeit großes Interesse zu nehmen und benutzte jetzt die Gelegenheit des Zusammenstoßes, um ihn anzusprechen.

„Das ist herrlich — nicht wahr, mein Herr? Das Rathaus! Ja! Das Rathaus!"

Er sprach ein seltsam singendes Deutsch — ganz geläufig, aber viel weicher, viel mehr Klang darin, als Peter je gehört hatte. Auch begleiteten seine außerordentlich feinen Hände jedes Wort mit einer malenden, nervösen, leise zitternden Bewegung. Es war ein kleiner Mann von unbestimmtem Alter. Sein bronzefarbenes Antlitz hatte so schöne, schwarze Augen und so tief gegrabene Züge, daß man durch die plötzliche Gelenkigkeit des gebückten Körpers und den breiten, fast tierischen Mund ganz irritiert wurde. Ein Edelmann und ein tragikomischer Affe — diesen Eindruck hatte Peter. Zugleich fiel ihm die beispiellose Eleganz seiner ersten, dänischen Bekanntschaft auf. Dieser Mann konnte ein Fürst, ein Hochstapler oder ein großer Künstler sein. Peter wurde rot, indem er erwiderte: „Ich bin ganz außer mir über die Schönheit des Rathauses."

„O, ich liebe jeden, der wegen ßolcher Szache außer ßich ßein kann," sang der Fremde und malte mit den Händen dazu. Dann nahm er den Zylinder ab und senkte den angegrauten Kopf. „Szie ßind Fremder . . . Darf ich Szie begleiten? Ein wenig Cicerone spielen?"

Peter nahm auch den Hut ab und senkte aus Verlegenheit ebenfalls den Kopf. „Mein Name ist Kranz," sagte er förmlich.

„Szie ßind Deutscher?" war die Antwort, während Peter jetzt eigentlich den Namen des Fremden erwartet hatte und sofort verschnupft war. „Ich liebe die Deutschen. Szie ßehen die fremden Dinge wie ein Kind an! . . . Wollen Szie in das Rathaus hineingehen?"

„Lieber nicht," antwortete Peter kühl. „Sie sind sehr liebenswürdig, aber ich möchte vorläufig im Freien bleiben."

„O," klagte der dänische Sänger und grüßte zwei junge Damen, die ihm halb belustigt, halb bewundernd (so kam es Peter vor) dankten. „Aber Szie versprechen mir, daß Szie Kopenhagen nicht verlassen werden, ohne im Rathause gewesen zu ßein? Gut, gut! Szie ßind heute erst angekommen? Szo, ßo! Nun, dann werden wir die Oestergade entlang gehen, und später werden wir frühstücken."

Peter wußte nicht, ob er lachen oder sich ärgern sollte. Er war doch noch zu sehr Peter Kranz aus Schnattersheim, um sich durch die mangelnde oder jedenfalls fremdartige Form nicht stören zu lassen. Schließlich aber freute er sich doch, einen Begleiter gefunden zu haben und diesen, der außerordentlich bewandert war, ihn immerfort auf etwas aufmerksam machte, was er sonst wohl nie gesehen hätte. Während sie die bunt belebte, lustige und doch ehrwürdige Oestergade hinunterschritten, deutete der schnelle Affenarm des Dänen bald auf dieses, bald auf jenes Schaufenster. Plötzlich stand Peter zu seinem Entzücken auch vor der Auslage der königlichen Porzellanmanufaktur.

„Szind Szie auch außer Ihnen vor dem?" fragte der Cicerone mit gutmütiger Ironie.

„Na selbstverständlich!" polterte Peter gereizt. „Sie etwa nicht?! Na, ihr natürlich, ihr Kopenhagener, ihr habt das täglich! Für euch sind das einfach Suppenteller!"

Der Däne lachte herzlich. „Ausgezeichnet!"

„Ich besitze übrigens den Dackel! Den großen da! Dasselbe Exemplar!"

„Szo, ßo, den Dackel!" Der Andere sagte es mit spöttischer Güte, wie man zu einem Kinde spricht. Sie gingen langsam weiter. Peter betrachtete verblüfft die auffallendste Erscheinung des Kopenhagener Straßenlebens — die Unzahl junger, oft sehr hübscher, künstlerisch eigenartig oder eigensinnig gekleideter Mädchen. Sie beherrschten das Bild. Sie gingen allein oder zu zweien oder zu dreien — die Mehrheit aber radelte und wand sich mit kecker Sicherheit, klingelnd und die zierlichen Füße an das blanke Rad gepreßt, durch das Gewühl. Wunderliche Hüte trugen diese Damen — jeder sah wie eine persönliche Erfindung aus. Diese vielen schlanken, frohen, etwas blassen, graziösen Kinder . . . . Blond die meisten. Mattblond, wie das sonnegedörrte Gras der Dünen. In den blauen Augen ernste Klarheit, Spiegel der See. Peter lächelte.

Ihm wurde wohlig heiß ums Herz. Er sagte nichts, aber sein gelenkiger Begleiter, der fast jede der zahlreichen Damen grüßte, schien seine Gedanken zu erraten.

„Wie gefällt Ihnen unsere Jugend? Szagen Szie es! Wir haben ein ßo kleines Land! Unser Land ist eigentlich nur eine Stadt! Kopenhagen! Wir verlieren hier leicht den objektiven Blick!"

„Wissen Sie," erwiderte Peter gedehnt und errötete mit etwas plumpem Lächeln. „Hübschen Frauenzimmern gegenüber ist es verdammt schwer, objektiv zu sein."

Der Däne schwieg. Sein dunkler Blick wurde ernst und überrascht — Peters Antwort schien ihm nicht sehr zu gefallen. Er sah ihn von der Seite an, dann sagte er lebhaft: „O, glauben Szie nicht, daß es hier nur auf das Urteil des männlichen Blickes ankommt. Das wäre wohl ein großes Mißverständnis. Nein! Diese Damen sind ßehr zu respektieren, als Individuen, als Geister! Ja, mein Herr! Die Mehrheit studiert! Es sind auch vorzügliche Künstlerinnen darunter! Diese zum Beispiel, die Schwarze, ist eine unserer ersten Porträtmalerinnen! Und jene Blonde auf dem Rade —"

„Die mit der langen, roten Fahne am Panamahut? Du mein Gott, was kann denn d i e sein?"

„Szie steht an der Spitze der dänischen Frauenbewegung. Ich liebe ßie nicht, aber ßie ist nicht unbedeutend."

„Warum pudern sich denn diese bedeutenden Damen alle?"

„Spricht ßo etwas in Deutschland gegen ihren Geist?"

Peter zuckte die Achseln und schwieg. Es wurde ihm schwer, der Art des Fremden, hinter der eine liebenswürdige, aber scharfe Ironie lauerte, zu dienen. Er ärgerte sich und blieb unschlüssig stehen.

„Szie haben jedenfalls Hunger," rief sein Cicerone eifrig. „Wir wollen frühstücken! Szagen Szie mir, woran Szie gewöhnt sind!"

„Zu Hause trinke ich Milch," erwiderte Peter knabenhaft mürrisch, als gälte es eine persönliche Überzeugung zu verteidigen.

„Milch? Wir stehen am rechten Ort! Kommen Szie!"

Der Liebenswürdige wandte sich zur Seite und kletterte zu Peters Überraschung plötzlich in ein Kellerlokal hinab, das an der Straße lag. Peter folgte ihm kopfschüttelnd. Er stand in einem höchst appetitlichen und reichhaltigen Obstgeschäft. Sein unbekannter Freund deutete auf zwei mächtige Körbe mit Himbeeren und Erdbeeren. Peter sah, daß es Früchte von märchenhafter Schönheit waren. Er bekam einen Riesen-

appetit darauf, wagte aber doch noch mürrisch zu protestieren. „Ich wollte Milch . . .“

Der Däne antwortete nicht, sondern sprach eifrig und unverständlich auf das Ladenfräulein ein. Dieses schien ihn gut zu kennen, und wieder sah Peter das halb ehrfürchtige, halb belustigte Lächeln, mit dem die Kopenhagenerinnen seinem Begleiter begegneten. Seine Neugier, sein Mißtrauen wuchs. Er beschloß die Vorstellung zu erzwingen, aber willenlos mußte er dem Cicerone folgen, der ihn unter vielen Komplimenten, etwa wie ein Prinzenerzieher seinen Zögling, ins Nebenzimmer führte. Halb geschmeichelt, halb verletzt saß er ihm hier an einem breiten Eichentisch gegenüber.

„Sie sind wohl Rentier?“ fragte er plötzlich.

Der Däne lachte. „Weil ich nichts zu tun habe, als Fremde herumzuführen und gute Szachen zu essen, meinen Szie?“ Dann brach er ab, denn Fräulein Signe kam mit dem Frühstück. Er bediente Peter, als ob es gälte, eine heilige Pflicht zu erfüllen. Peter hatte sich schon darauf gefreut, dem eleganten Bummler durch die Mitteilung zu imponieren, daß er ein deutscher Künstler sei, aber der Teller mit der prachtvollen, gelblichen Milch und der Berg erlesener Früchte, der in einer blaugrünen Schüssel gehäuft war, lenkten ihn ab. Er machte sich seufzend an die Arbeit und erlebte — anders ließ es sich nicht ausdrücken — daß ihm noch nie in seinem ganzen, zwanzigjährigen Dasein etwas so geschmeckt hatte. Er pamfte selig in sich hinein. Mit dieser dänischen Sitte war er vollkommen einverstanden. Seine gute Laune wuchs, er ärgerte sich jetzt nur noch darüber, daß er seine Dankbarkeit so gar nicht dokumentieren konnte. Denn der freundliche Cicerone zahlte für sich selbst und ließ auch den Deutschen für sich zahlen. Er schien die Schranke der Fremdheit damit betonen zu wollen. Peter empfand das als sehr angenehm.

„Nun möcht' ich aber auch 'n gutes Glas Bier trinken und was Reelles in den Magen kriegen,“ sagte er, als sie wieder auf der Straße standen. Er sagte es weicher, fast demütig.

„O ja! Gewiß! Szie scheinen Appetit zu haben! Das freut mich!“

Der Däne nahm seinen Arm (noch immer nicht vorgestellt! dachte Peter) und führte ihn durch das lustige Gewühl zum Rathausplatz zurück. Sie traten in das Restaurant Bristol ein. Am Büfett wählte Peter. Er wählte, wählte, verwirrt und entzückt. Sein erfahrener Begleiter stand ihm mit ernsthaftem Rat zur Seite. Ein halber Hummer und eine Wildente waren schließlich Peters Entschluß. Das gelbe Dänenbier schäumte

dazu im Glase, sehr alkoholisch, sehr berauschend. Er stieß mit dem Cicerone an. „Wie heißen Sie eigentlich, Menschenskind?" fragte er jetzt in plötzlichem Überschwange, bittend.

„Fragen Szie mich bitte nicht nach meinem Namen," erwiderte der Fremde langsam und mit niedergeschlagenen Augen, indem er zierlich Krabben aus der dünnen rosa Beschalung löste. „Es ist noch nicht die Zeit. Ich werde bald einen Namen tragen dürfen, welcher mein wahrer ist. Wenn wir uns nicht mißfallen in dieser flüchtigen Stunde — das genügt doch. Wie?"

Peter stieg das Blut zu Kopf. Er hatte zu rasch getrunken. „Mir nicht," flüsterte er, indem er sich den Schnurrbart wischte.

Der Fremde schien diese Antwort zu überhören. Er begrüßte wieder mehrere Damen, die sich am Nebentische niederließen, und übernahm es sofort, der „swarzen" Porträtmalerin, die dabei war, ein Frühstück zu holen. Peter verschluckte seinen Zorn und lachte den Dänen, als er eifrig wie ein Kellner zurückkehrte, lustig, aber herausfordernd an. „Sie können ja alles!" rief er.

„Verachten Szie mich deswegen?" fragte jener mit leichtem Lächeln und setzte sich wieder zu ihm. Die Damen, die Deutsch zu verstehen schienen, sahen sich nach Peter um, aber ohne Interesse für seine germanische Schönheit, nur mißbilligend und ein wenig erschreckt. Besonders in den Zügen der Porträtmalerin zeigte sich dieses Gefühl, denn sie war vor Stolz errötet, als Peters Begleiter sie so ausgezeichnet hatte.

„Von Verachten ist keine Rede," erwiderte Peter gereizt. „Man ist hier eben sehr galant, nicht wahr. Aber ich verstehe diese ‚Damen' nicht. Wer sich so kleidet, wer so in ein öffentliches Lokal kommt — ich kann mir nach deutschen Sitten nicht denken, daß das wirklich respektable, junge Mädchen sind."

Er hatte es nicht laut gesagt, nur für seinen Tischgenossen verständlich. Der aber stand jetzt, wie einem Federdrucke folgend, auf und sagte nervös, mit leichtem, gleichsam entschuldigendem Lächeln: „Ich bitte mir doch zu glauben . . . Aber nun verlasse ich Szie . . . Szie sind ein deutscher Künstler, nicht wahr? . . . Ich denke es mir . . . Beim Bier ßind deutsche Künstler nicht ßo liebenswürdig, wie im Freien, wenn ßie bewundern können . . . das weiß ich — ich war lange in Deutschland . . . Ich hoffe Ihnen draußen wieder zu begegnen . . . Jedenfalls rate ich Ihnen, heute noch das Rathaus und die Glyptothek zu besuchen . . . Das Bier ist übrigens ßehr schwer . . . Ich bitte Szie um Verzeihung,

daß ich Sie darauf nicht aufmerksam gemacht habe . . . Leben Sie wohl."

Er gab ihm die Hand, verneigte sich vor den Damen und ging.

Peter saß da und kannte sich in seinem eigenen Gemütszustande nicht aus. Eigentlich war er wütend, aber er war auch beschämt. Eigentlich haßte er den Fremden, aber es tat ihm auch brennend leid, ihn verscheucht zu haben. Unruhig, in verbissenem Trotz blieb der Krakehler sitzen. Seinen Nachbarinnen, die dänisch schwatzten und leise kicherten, ohne daß man ihrer Diskretion anmerken konnte, ob der Deutsche der Gegenstand ihrer Heiterkeit war, wandte er ostentativ den Rücken. Echt pfälzisch saß Peter da, breit und rot, und knabberte am letzten Knochen seiner Wildente. Als er zahlte, eine ziemlich hohe Zeche zahlte, fragte er den Kellner halblaut, wer denn der Herr gewesen sei, mit dem er eben gegessen habe.

Der Kellner sah ihn erstaunt, mit runden Augen an und schwieg.

„Ja, ja, ich kenne ihn nicht!" flüsterte Peter ungeduldig. „Wie heißt er denn?"

„Das ist doch Herr Waldgren, der berühmte Dichter." Nach diesen Worten zog sich der Kellner mit einer gewissen Verachtung zurück.

Waldgren? . . . Robert Waldgren? Peter hatte in Tante Lindas Bibliothek zwei Bücher von ihm gefunden. Sogar in Schnattersheim war dieser Mann bekannt. Der Titel des einen Buches war ihm erinnerlich: „Sigrid und Karin". Er hatte ihn behalten, weil Sigrid darin vorkam. Zum Lesen war er nicht mehr gekommen. Und nun? Nun kannte er den Dichter. Kannte ihn? — Er trat ins Freie hinaus. Unwillkürlich fiel ihm ein, daß er Waldgren im Freien besser gefallen hatte, als beim Bier. Er lächelte und freute sich fast darüber. Dann ging er, wie einem Befehle folgend, in das Rathaus. Als er in dem prachtvollen Hofe stand, dankte er nochmals seinem Begleiter innerlichst und wünschte ihn herbei. Dann schritt er, dem Diener nach, durch viele Säle und Zimmer. Überall Eigenart und Schönheit. Und er war noch gar nicht müde. Trotz Berlin, trotz der anstrengenden Nachtfahrt, trotz der erregten, ersten Kopenhagener Stunden! Im Gegenteil — er fühlte sich frischer, als je. Es war ihm, als ob er sich in der Heimat verborgene Kräfte reserviert hätte, die hier erst, im gesteigerten Leben, zur Entfaltung kamen. Er dachte nicht an Ruhe, nicht an Obdach, nicht an Hab und Gut — ja, es gab für ihn kaum ein Morgen. Er lebte und schwebte im Augenblick. Und als er wieder, mit übernächtiger Blässe,



Eugen Bracht: Waldwiese nach dem Regen
(Zum Essay von Hans Rosenhagen).

aber heiter und aufrecht auf dem Rathausplatze stand, war es sein erster Gedanke, Waldgrens anderem Rat zu folgen und in die Glyptothek zu gehen.

Vor diesem Griechentraum nun, den dänische Sehnsucht mit kühl sicherem Geschmack in den harten Alltag hineingezaubert, gingen Peter Kranz, wie Onkel Bischoff zu sagen pflegte, mehrere Knöpfe zugleich auf. Sein pfälzisches Selbstbewußtsein hatte heute schon so manchen Stoß bekommen — hier aber knickte ihn der Sturm vollständig. Er ging mit kurzen, schüchternen Schritten aus einem Saal in den anderen und in den ersten wieder zurück — er staunte und fühlte sich elend-glücklich. Als er aber einen Aufseher gefragt, wer denn die wunderbare Sammlung gestiftet habe, ob etwa der Name Jacobsen, der golden in den Hauptsaal hinunterleuchtete, dem großen Dichter Jacobsen gehöre — in diesem idealen Reich erschien ihm alles möglich, und er wußte nicht, wie arm der Dichter des Niels Lyhne gestorben war — als ihm die lächelnde Antwort wurde: „O nein, mein Herr — Herr Jacobsen, der Stifter der neuen Glyptothek, ist kein Dichter, sondern der erste Brauereibesitzer Dänemarks" — in diesem Augenblick erschrak er vor sich selbst. Denn er mußte, mußte mit seiner pfälzischen Kehle donnernd in die stille Marmorschönheit hineinlachen. Sonderbarerweise blieb der Aufseher ganz ruhig. Er entrüstete sich gar nicht. Allmählich merkte Peter, daß er nicht laut gelacht, sondern daß ihm seine Aufregung diese Emotion nur vorgespiegelt hatte. Er senkte den Kopf und ging. Nachdenklich irrte er durch die Straßen. Am Rathause hoffte er Waldgren wieder zu treffen. Aber es war jetzt nichts von ihm zu sehen. Etwas ermattet, nicht müde, eher überwach, setzte Peter sich schließlich an einen Tisch, der vor dem Café Bristol stand. Er starrte in das Getriebe. Als er plötzlich auf die Uhr sah, erfuhr er das Unbegreifliche, daß es schon später Nachmittag war. Halb sechs vorüber. Wie lautlos, glücklich flog hier die Zeit. Er stützte den Kopf in beide Hände und betrachtete eine Dame, die am Nebentische saß und ihn ansah. Seltsam, es lag in der Stimmung dieser Stunde — er nahm das Mädchen ganz unbefangen, wie einen hübschen Gegenstand, in Augenschein. Sie aber, die Gepuderte, bunt und extravagant Gekleidete, ließ es sich lächelnd gefallen. Peter hielt sie für eine Kollegin der Damen, die Waldgren so ritterlich verteidigt hatte. Auch sie gehörte wahrscheinlich zu „unserer Jugend", auch sie war vielleicht eine „bedeutende Porträtmalerin". Unwillkürlich beschloß er mit kindlicher Reue, an ihr wieder gut zu machen, was er an Waldgrens Bekannten gesündigt hatte. Daß sie wirklich etwas ramponiert aussah und gar zu offenkundig gefärbtes,

goldblondes Haar trug, irritierte ihn nicht. Sie gefiel ihm. Er freute sich an ihrer eleganten Gestalt, die nachlässig im Korbsessel ruhte, er lächelte über die halb naiv, halb spöttisch gespitzten Lippen, mit denen sie aus einem Strohhalm süßen Eispunsch sog. Die schwarzen Straußfedern an ihrem breiten Hute flatterten im lauen Winde, und der ausgestreckte, feine Fuß im Lackschuh erregte ihn mit seiner pochenden Unrast. Plötzlich stand die Dame auf, warf eine Krone auf den Tisch und ging. Sie würdigte Peter keines Blickes. Starr, verliebt und fast beleidigt, sah er ihrer königlichen Gestalt nach. Gleich darauf war sein Entschluß gefaßt. Er zahlte ebenfalls und eilte der Entschwundenen nach. Bald sah er die nickenden, schwarzen Federn. Wohin eilten sie? Sie eilten energisch, zielbewußt auf ein hohes Portal zu, das ins Abenddunkel mit farbigen Lampen strahlte. „Tivoli" leuchtete es Peter entgegen. Er hatte den Namen heute schon einmal gelesen. Indigniert und wegwerfend damals. Jetzt aber folgte er eifrig den „Durchschnittsfremden", die zahlreich hineinströmten. Er wußte kaum, daß er es tat. Er wollte nur die schwarzen Federn nicht aus den Augen verlieren.

Schwer aber war es, in diesem bunten, zerstreuenden Wirrwarr das Wild in Sicht zu behalten. Auf einem großen Platze geriet Peter vollends in einen förmlichen Strudel hinein. Farbige Lampen umblitzten ihn, ringsum schmetterte lustige Musik. Plötzlich aber fühlte er sich am Arm ergriffen. Er sah sich zornig um. Waldgren stand vor ihm. Nun war es aus mit den schwarzen Federn. Peter wußte wieder nicht, ob er sich ärgern oder freuen sollte. „Störe ich Szie?" fragte noch dazu der Däne. Wieder mit jenem liebenswürdigen Lächeln, hinter dem eine große Bosheit lauerte.

„Gar nicht!" rief Peter unverschämt und drückte ihm die Hand. „Im Gegenteil, ich freu' mich sehr! Waren Sie heute vormittag beleidigt, als Sie so plötzlich davonliefen, Herr Waldgren?"

Wie freute er sich, diese kleine Rache an ihm nehmen zu können. Der Demaskierte errötete leicht, dann sagte er vollständig gefaßt: „O nein, Herr Peter Kranz. Ich wünschte nur, daß Szie bald in das Rathaus und in die Glyptothek gingen — darum entfernte ich mich."

„Sie sind doch der leibhaftige Satan! Woher wissen Sie meinen Vornamen?"

„Nicht vom Kellner im Hotel Bristol. Ich dachte ihn mir. Szie müssen Peter heißen."

Er faßte ihn unter und führte den trotzig Lachenden durch das Gedränge.

„Heute vormittag wollten Sie nicht nach Tivoli — nicht wahr? Das gefiel mir. Aber abends ist es vollkommen zu entschuldigen, daß Sie hineingingen."

Peter war auf seiner Hut. Er schwieg. Er wollte sich von diesem Allwissenden nicht ausholen lassen.

„Ich darf Ihnen auch wohl hier das Beste zeigen," fuhr der Däne fort, „Sonst geraten Sie leicht an das Schlechteste. Wollen wir zuerst speisen?"

„Nein! Sie denken wohl, ich esse überall, wo ich hinkomme? Nein! Ich will jetzt dahin, wo's am lustigsten ist!"

„Wo es am lustigsten ist . . ." Waldgren sagte es ernsthaft und dachte nach. „Kommen Sie."

Er zog ihn in ein wunderliches Gewirr von künstlichen Felsblöcken, die sich schließlich zu einem niederen Gang verengten, der in ein unterirdisches Gewölbe zu führen schien. Verschwunden waren Lärm, Lichter und Musik. Doch plötzlich traten die Männer in eine um so lautere, sonderbare Halle ein, die rot erleuchtet und von einer diabolischen Musik erfüllt war. Gar nicht diabolisch aber bewegten sich die guten Kopenhagener darin, tanzten, lachten und waren bester Dinge. Kreischend lief man beständig vor einem grotesken alten Weibe davon, das einen Besen schwang und des Teufels Großmutter vorstellte.

„Wir sind in der Hölle," sagte Waldgren lächelnd, aber mit müden Augen. „Ist es hier nicht lustig?"

Peter sah eine Weile in das tolle Getriebe und ließ die tanzenden Mädchen vorbei passieren. Den Hut mit den schwarzen Federn entdeckte er nirgends. „Ach, wissen Sie," sagte er schließlich, „ich finde das höchst abgeschmackt."

„Ich auch," erwiderte Waldgren. „Kommen Sie — wir gehen in den Himmel."

Bald traten sie in ein gut irdisches Etablissement ein, das von außen wie ein Variététheater aussah. Ein hoher, hell erleuchteter Saal aber begrüßte sie eigenartiger, wenn auch mit naiver Blechmusik. Alles war hier auf Licht und farbige Wolken gestimmt. Auf die Wände über den Balkons, die eine dicht gedrängte Menge besetzt hielt, waren Karikaturen berühmter Kopenhagener gemalt. Lachend erkannte Peter, daß die größte und frechste Karikatur seinem populären Begleiter galt. Mit Jubel wurde Robert Waldgren allerorts von den „Himmelsgestalten" empfangen. Am lustigsten und liebenswürdigsten von der Dame mit den schwarzen Federn. Sie konnte doch keine bedeutende Porträtmalerin sein.

Ahnungslos (oder etwa nicht? dachte Peter) holte Waldgren den verblüfften Deutschen heran und machte ihn mit dem schönen Mädchen bekannt. „Rita, die Szängerin!" rief er, mit seinen etwas schief gestellten Augen himmelnd. Rita lachte. Sie hatte Peter sofort erkannt und schien zu wissen, daß sie ihn interessierte. Er ging mit ihr umher, und schließlich tanzten sie. Durch Peters Ungeschicklichkeit immer in der Mitte des Saales, immer unter dem lustigen Symbol, das an der Decke des „Himmels" hing und ein niedlicher Luftballon war. In der Gondel saß ein hübscher Knabe, der beständig Konfetti auf die Menge schleuderte. Rita hielt inne, denn sie war schwindlig geworden. Er hielt sie mit seinen starken Armen. „Danke," sagte sie. Sie sagte es oft, denn es war eines der wenigen deutschen Worte, die sie kannte. „Wollen wir gehen?" fragte Peter. Er sah sich unwillkürlich nach dem Dolmetsch Waldgren um. Der Dichter aber war nirgends mehr zu sehen. Rita nickte. Sie traten Arm in Arm hinaus. Draußen äußerte sie ihm eifrig einen Wunsch, aber auf dänisch — Peter hatte keine Ahnung, was sie von ihm wollte. Er riet verzweifelt auf ein gutes Abendessen und wollte sie in das nächste Restaurant führen. Sie aber lachte hell auf und flüsterte, sich an ihn drängend: „Spät!" Spät? . . . Was meinte sie damit? Wahrscheinlich später. Sie konnte keinen deutschen Komparativ bilden, aber sich zur Not doch verständlich machen. Wohin mochte sie nur jetzt wollen? Er zuckte lachend die Achseln und ließ sich von ihr ziehen. Emsig strebte sie mit ihm auf eine Variétébühne zu, die im Freien errichtet und strahlend mit ihrem hüpfenden Ballett von einer dunklen Menschenmenge umlagert war. Peter erschrak. Er dachte plötzlich daran, daß Waldgren Rita als Sängerin vorgestellt hatte. Sollte sie ihm jetzt wieder entschlüpfen wollen, weil ihr Beruf sie auf die Bühne zwang? Er mußte Klarheit haben. Naiv versuchte er es mit der Zeichensprache, deutete erst auf Rita, dann auf die Bühne und machte ein ängstlich fragendes Gesicht dazu. Sie verstand ihn sofort und rief lachend: „O! Nein! Heute frei!" Dann zog sie ihn in die vorderste Parkettreihe. Die bunten Darbietungen der Bühne, für die Rita, zum „Bau" gehörig, das größte Interesse hatte, ließen Peter kalt. Er hatte nur Augen für seine Begleiterin. Endlich war die Vorstellung zu Ende, und Peter überließ dem schönen, heiter erregten Mädchen die Wahl des Restaurants. Sie starrte ihn an, dann schien ein kecker Einfall über sie zu kommen. Tänzelnd zog sie den verblüfften Deutschen mit, der von nun an einem gewissen, starken Haustier, das blind zu Markt getrieben wird, immer ähnlicher wurde. Das vor-

nehmste Restaurant von Tivoli war Ritas Ziel. Hier war nicht ihr Platz, das wußte sie wohl, aber gerade deshalb wollte sie sich hier einmal ganz unbefangen niederlassen. Sie hatte ja einen so ahnungslosen Kavalier, der sie schützte. Lächelnd, selbstbewußt in ihrer Berühmtheit und reichen Toilette stieg sie in die hell erleuchtete, offene Veranda hinauf, und Peter folgte ihr errötend, nachdem er seine Haltung durch ein unzeitiges Stolpern verloren hatte. Das Paar erregte bei der Kopenhagener Hautevolée, die an kleinen Tischen delikate Dinge schmauste, Sensation. Man steckte die Köpfe zusammen, man lachte, tuschelte und war ebenso indigniert, wie interessiert. Besonders die Damen prüften eifrig Ritas Toilette. Sie machten der „Unfeinen" das Feinste immer nach. Hätte Onkel Bischoff jetzt sehen können, wie Peter Kranz seiner Angebeteten gegenübersaß! Er hätte am Ende seine ganze Raritätensammlung dafür hergegeben. Peter bestellte. Sein Portemonnaie, ein immer dunklerer Begriff, war ihm Nebensache. Wenn er der Schönsten nur gefiel. Er stieß den Champagner mit ihr an, er war verliebt, ganz richtig verliebt in dieses hohe Kulturprodukt des Landes. An Beobachter dachte er im Schatten ihres großen Federhutes, der so reizend das unbeholfene Geplauder schützte, nicht. Plötzlich aber, als er aufsah, um noch eine Flasche zu bestellen, sah er statt des Kellners Herrn Robert Waldgren vor sich. Erst ärgerte er sich über die Störung, zumal Rita beim Anblick des Dichters ihre gute Laune verlor und befangen wurde. Dann aber wollte er ihn doch ansprechen. Doch Waldgren kam ihm zuvor, ließ seinen ernsten, etwas vorwurfsvollen Blick auf Rita ruhen, schien Peter irgendwie warnen zu wollen und entfernte sich dann, nachdem er mehrere Bekannte begrüßt hatte. Peter war sich von Champagners wegen über Waldgrens Verhalten nicht klar. Doch in seltsamer Zusammenhanglosigkeit fiel ihm jetzt plötzlich ein, daß er kaum so viel Geld hatte, um die Zeche zu bezahlen. Ich bin ein Ochse, dachte er niedergeschmettert. Warum habe ich daran nicht früher gedacht? Dann brachte die Not ihn auf die Idee, Waldgren anzupumpen. Doch der Dichter war schon fort. Ihm nachlaufen? Unmöglich! Es blieb nichts anderes übrig, als die Bestellung der zweiten Flasche zu umgehen, indem er zahlte. Rita erleichterte ihm diesen scheinbar harmlosen Entschluß, da sie müde und verärgert aussah. „Blut schwitzen" mußte Peter bei der Verrechnung mit dem Kellner. Schließlich aber stellte die Sache sich doch etwas billiger heraus, als er gefürchtet hatte — er behielt noch anderthalb Kronen übrig. Rita rauschte voraus — er trabte hinterdrein, etwas beschwipst

und nur von dem dunklen Drange beseelt, nicht auf ihre Schleppe zu geraten. Das Mädchen war verstimmt. Sie ging schweigend neben ihm her, und er überlegte ratlos, wie er sie wieder aufheitern könnte. Doch eine schreckliche, zornig bittere Stimmung bemächtigte sich seiner selbst. Er hatte ja kein Geld mehr. Aber sie hergeben, Verzicht leisten — nein, das wollte er keinesfalls. Nur ihrer sicher sein — er war es ja nicht gewöhnt, sein Glück vom Mammon abhängig zu machen. Es sollte jetzt keine Zukunft für ihn geben. Er hielt sich an die Gegenwart, an den Augenblick. Mit Gewalt zwang er sich dazu, sich selbst für einen außerordentlich leichtsinnigen Lebemann zu halten, dem alles zur Verfügung stand. Ein armer Schlucker war er nicht! O, nein! Blindlings folgte er Rita in ein Café, das neben dem Portal von Tivoli lag, in das sie eigentümlich hastig, mit forschenden Blicken einkehrte. Sie setzten sich, doch Rita schwieg beharrlich, war zerstreut und schien sich für den Deutschen kaum noch zu interessieren. Plötzlich geschah etwas, was Peter, der zornig vor sich hinstarrte, entging. Ein bleicher, vornehm gekleideter, junger Däne war in das Café getreten, blieb an der Tür stehen und musterte Rita halb spöttisch, halb drohend. Rita erblickte ihn, erhob sich sofort, wie auf ein Signal, und entschuldigte sich bei Peter, indem sie ihn in liebevoller Eingebung streichelte. Dann ging sie hinaus. Peter, der natürlich dachte, daß sie bald wiederkommen würde, blieb trübsinnig sitzen. Aber es dauerte lange — sehr lange — und schließlich wußte er sich betrogen. Die Entdeckung schmerzte ihn mehr, als sie ihn aufbrachte. Sie befreite ihn auch. Denn indem er Ritas Bild verlor, stand ihm um so deutlicher als erste, schwere Lebenserfahrung vor Augen, wie arm jede Kraft auf der Welt ohne Besitz war. Viele hätten ihn jetzt ausgelacht, das wußte er — er aber verharrte nachdenklich und traurig.

Gegen Mitternacht trat er auf die Straße hinaus. Widerwärtig war ihm jetzt der Gedanke, eine armselige Spelunke aufsuchen zu müssen. Wie ein fechtender Handwerksbursche. Brrr! Er hatte heute in großem Stil gelebt — er mußte dabei bleiben. Nur in keine dumpfe Armeleuteatmosphäre geraten — jetzt, wo die Flügel seiner Phantasie sich regten, wie noch nie. Wer mochte auch in dieser wunderbaren Sommernacht, von Sternbildern überwölbt, die tröstend in die dunkle Seele leuchteten, an Schlaf denken? Es war warm, wie am Tage, und silbern feierlich still. Peter schritt langsam die menschenleeren Straßen entlang, immer tiefer ins Neuland hinein. Eine seltsame Wonne war das — als Fremder unter Fremden — für sich entdecken, was hundert Generationen ein-

gewurzelte Gewohnheit war. Er kam durch die Oestergade auf den Kongens Nytorv, einen großen Platz, der von prächtigen Gebäuden umgeben war. Peter erkannte ihn, als er sich aus Onkel Bischoffs Schilderung erinnerte, daß das Königliche Theater am Kongens Nytorv lag. Das Theater war es, denn an seinen Stufen saßen ja die beiden Riesengestalten aus dunkler Bronze: Holberg und Oehlenschläger. Seltsam irritierend lächelten die gemächlichen Dichter in ihrer ungeschlachten Größe. Sie machten beide ein Gesicht, als wollten sie dem Betrachter sagen: so sahen wir nicht aus. Peter schritt weiter. Aufs Geratewohl durch die Bredgade, denn ein richtiger Instinkt sagte ihm, daß in dieser Richtung die „lange Linie" läge und der Hafen. Er sehnte sich nach der See. Die russische Kirche glitt wie ein Traumbild an ihm vorüber. Sie war eine Seltsamkeit mehr mit ihren goldenen Zwiebeltürmchen. Nichts anderes. Amalienborg aber, das königliche Schloß, mit seinen stolzen vier Fronten und dem uralten Reiterdenkmal, ließ ihn stehen bleiben. Er sah durch das Gittertor in den Hof hinein. Wundersam, wie grünliches Silber, leuchtete das über und über patinierte Standbild im Mondschein. Welchen König es darstellte, wußte Peter nicht. Das war ihm auch gleichgültig — er hatte nie viel historischen Sinn besessen. Dann kam er bald an das Ende der Straße und in hübsche Anlagen hinaus, wo er sich absolut nicht mehr auskannte. Der linke Weg lockte ebenso wie der rechte. Peter folgte einem kleinen See, der ihm unter hängenden Weiden still entgegenschimmerte. Als er am Ufer eine Bank entdeckte, freute er sich. Es war eine wunderliche, selbstironische Freude. Er ertappte sich dabei, daß seine Müdigkeit, die bisher nur als kleine Wolke am Horizont gedroht hatte, sachte über ihn hergekommen war. Seine Augen schmerzten plötzlich vor Schläfrigkeit. Es war eine Wohltat, sich auf die harte Bank niederlassen zu können. Nur nicht gleich einnicken, wie in Mutters Schoß — erst nachdenken, männlich klar werden über alles. Er hatte genau gezählt: Eine Krone fünfundvierzig Oere — das war sein Vermögen. Und kein Gepäck. Er lachte etwas heiser in sich hinein und schlug sich auf den Schenkel. Stilvoll war es eigentlich, einen solchen Tag hinter sich zu haben, den ersten in Kopenhagen! Aber morgen? — Und weiter? — Ganz frech sein und mit Baronallüren in ein vornehmes Hotel gehen? Das ging wegen des verfluchten Koffers nicht! Die Haltung hätte er sich schon zugetraut! O, warum mußte ihm der blinde Herr auf dem Bahnhof in Berlin begegnen! Er hatte nicht einmal eine Skizze von ihm machen können! — Schicksal. „Am

Ende hat alles doch sein Gutes," pflegte Tante Linda zu sagen. Kein großes Hotel und keine deprimierende Spelunke — bei Mutter Grün übernachten, das war das Billigste, Reinlichste und Anständigste. Hier saß er nun mit seinen müden Knochen — hier blieb er. Aber er wollte noch nicht einschlafen. Nein, wirklich nicht. Ein bißchen Zukunftspläne mußte er noch machen. Das wäre ja der Tante gegenüber unverantwortlich gewesen — dieser treuen Seele. Wenn er nur nicht immer gähnen müßte. Überanstrengung. Der Kiefer brach ihm fast ab. Er riß den Hut vom Kopf, um sich ein wenig frisch umwehen zu lassen. Also morgen früh — zunächst nach dem Koffer telegraphieren. Nein ... Blödsinn! Was blieb ihm dann zum Leben übrig? Von anderthalb Kronen? Er mußte sich doch etwas zu essen kaufen. Nicht für einen Tag, für mehrere. Das war übrigens lustig und sozial gerecht — ein so dicker, wohlgenährter Kerl, wie er, sollte auch mal kennen lernen, wie's tut ... Ganz lustig war es. Und in der Glyptothek vergaß man dann die physischen Nöte alle vor psychischen ... Er wollte morgen den ganzen Tag in der Glyptothek bleiben ... An Tante Linda telegraphieren? Um Geld dazu? Unmöglich ... Jetzt durfte er es noch nicht, sie hätte was Scheußliches von ihm gedacht, und belügen konnte er sie nicht. Ganz abgesehen davon, daß ein Telegramm die Tante ohnmächtig machen konnte, bevor sie den Inhalt erfuhr. Er erinnerte sich, daß sie nur einmal ein Telegramm erhalten — als ihr Bruder gestorben war. Seitdem gab es kein größeres Schreckbild für sie, als einen Depeschenboten. An Onkel Bischoff telegraphieren? Den ließ er aus dem Spiel. Den Giftpilz! Jetzt war ihm doch zu ernsthaft, stolz und frei zumute für die Stichelreden des Herrn Apothekers. Nein, nein ... Das Beste war, sich durchzuschlagen — morgen an Tante Linda einen Brief zu schreiben und abzuwarten, bis die Antwort kam. Das konnte vier Tage dauern, sagte ihm eine düstere Ahnung ... Na ja! ... Aber es gab ja Leute, denen es viel schlechter ging! Und Kopenhagen war schön! Kopenhagen ... Kopenhagen ...

Sein blonder Kopf fiel schwer auf die Brust herab. Erst wackelte er noch ein bißchen, in instinktivem Widerstand gegen Morpheus. Dann aber war alles vergebens. Die dänische Sommernacht hielt den Atem an — sie hörte kichernd ein überzeugtes, unbeirrbares, deutsches Schnarchen.

Traumlose Stunden zogen dahin. Und im Frühlicht, hell beschienen in seiner rührenden Versunkenheit, saß Peter Kranz noch auf derselben Stelle. „Mir ist alles Wurst," das drückte sein leise atmender Körper aus, der blonde Kopf in die Hände gestützt, die starken Beine mit den

Absätzen in den Boden gegraben. Lächelnd standen einige Frühaufsteher — Soldaten, Bäckerjungen und Dienstmädchen — um den fremdartigen Schläfer herum. Er war ja gut gekleidet — gewiß hatte ihn der Rausch übermannt und ihm den Heimweg unfreiwillig abgekürzt — ein gewöhnlicher Stromer, der kein anderes Bett als eine städtische Bank bei Mutter Grün hatte, war das nicht. Doch ernst und gestreng nahte schon der Herr Parkaufseher und scheuchte den schwatzenden Kreis, der sich um Peter gebildet hatte, auseinander. Man blieb nun in gemessener Entfernung stehen, denn den Schlußeffekt des Erwachens wollte man um keinen Preis versäumen. Peter, von dem Beamten mit weltmännischer Schonung aufgerüttelt, riß die Augen auf und stierte höchst verblüfft in die fremdartige Welt hinein. Die Beobachter lachten nicht laut — echt dänisch kicherten sie nur und wandten sich fast verschämt ab. Man genierte sich, weil es sich um keinen Strolch, sondern um einen Herrn handelte. Jetzt sprach der Beamte ernst und eifrig auf Peter ein. Der Fremde verstand kein Wort, das sah man — er hatte genug damit zu tun, sich die Ereignisse des vergangenen Tages, die diesem Erwachen vorausgegangen und seine Ursache gewesen, ins Gedächtnis zu rufen. Endlich hatte er den Faden in der Hand und klärte den Beamten in deutscher Sprache auf. Er wisse wohl, daß es verboten sei, auf einer Bank zu übernachten, doch es gebe im menschlichen Leben stärkere Mächte als das Pflichtbewußtsein, und wenn man umhergeworfen sei, wie er, zwischen Haben und Nichthaben, Sein und Nichtsein — — er faselte, sein Kopf tat ihm weh, er fühlte sich wie zerschlagen und wußte nicht mehr, was er redete. Immerhin hatte er die Genugtuung, daß der Aufseher jetzt *ihn* nicht verstand, aber um den Zuhörern zu imponieren, so tat, als wäre er des Deutschen mächtig. Er nickte gnädig und erklärte Peter mit einer entlassenden Handbewegung deutlicher, als mit einem salomonischen Urteil frei. Der Deutsche erhob sich, gähnte und suchte seinen Hut. Zu seinem Entsetzen fand er ihn nicht mehr. Da streckte ihm der Beamte den bisher verborgen Gehaltenen lächelnd entgegen. Aber wie sah der schöne, grüne Deckel aus! Er war ganz eingebeult, und die Krämpe war auf der einen Seite abgerissen. Offenbar hatte der Nachtwind ihn dem Schläfer entführt und heimtückisch unter einen vorüberrollenden Wagen geworfen. Jetzt erst, als Peter sich die Schnattersheimer Ruine besah, platzten die Beobachter los und zerstoben wie Schulkinder in alle Richtungen. Er aber riß wütend eine grüne Strähne von der Krämpe ab und stülpte trotzig den übrig gebliebenen „Hut" auf den

Kopf. Dann dankte er dem Aufseher und ging seiner Wege. — Wohin? Die Sehnsucht nach dem Wasser hatte er verloren. Ihn fröstelte. Nachttau bedeckte seinen Anzug, dessen schönes Silbergrau bedenkliche dunkle Flecken zeigte und überdies von dem harten Bette böse zerknittert war. Nein, nein, die „lange Linie" konnte ihm gewogen bleiben. Er mußte vor allen Dingen erst etwas Warmes in den Leib bekommen. So wandte er sich wieder der Stadt zu und suchte ein Kaffeehaus auf. Endlich geriet er in ein ziemlich schäbiges Parterrelokal, das in all der Unverständlichkeit ringsum wenigstens das Wort „Kaffee" an der Tür zeigte. Peter hatte einen Bärenhunger und verschlang mehrere belegte Brötchen, die auf dem Büfett lagen. Von dem Getränk, das nach Etlichem schmeckte, nur nicht nach Kaffee, brachte er nur wenige heiße Schlucke hinunter. Dann zahlte er — fast eine Krone! Doch das erschütterte ihn jetzt nicht. Er hatte etwas im Magen und war sich klar darüber, daß der Rest seines Vermögens, etwa 50 Oere, wenig Bedeutung hatte. Wer gestern abend noch mit der schönsten Frau im feinsten Restaurant von Tivoli soupiert, der konnte sich ohnehin nicht tagelang wie ein Bettler durchschlagen. Es mußte irgend etwas eintreten, heute schon oder morgen, irgend ein märchenhafter Wechsel des Glücks, ein Aufschnellen seiner Lebensschaukel zur Sonne hin — er war Phantast genug, um an so etwas zu glauben.

Die Bredgade ging er entlang. Mit gewaltsamer Fröhlichkeit, denn er war noch immer sehr müde. Auch genierte den Sohn aus guter Familie die ironische Aufmerksamkeit, die das Kopenhagener Publikum ihm schenkte. Nichts konnte seine Willenskraft so hemmen, wie das Bewußtsein äußerer Schäbigkeit. Entweihtes Silbergrau, zerstörter grüner Hut! Und ungewaschen war er, gänzlich ungekämmt — o Gott, ihn ekelte. Sollte er sich von dergleichen abhängig machen? Nein! Er raffte sich zusammen. Jetzt mußte er die Augen offen behalten für alles, was ihm neu entgegentrat. Nicht an physische Kalamitäten denken. Der Fremde, der Wanderer, der freie Kerl sein, wie gestern! Und als Künstler vorwärts kommen, mit geschärftem Blick.

Der Kuppelbau der Hofkirche, die Amalienborg gegenüberlag, lockte ihn an. Doch als er sich dem Portal näherte, grinste ihm schon von weitem „Eintritt 25 Oere" entgegen, und wütend zog er sich zurück. Die Hälfte seines Vermögens für den Anblick einer Kirche hinzuwerfen, hätte er nicht gezögert — ihn erboste nur die staatliche Willkür mittellosen Kunstjüngern gegenüber. Jeder Zoll ein Protest wandte Peter Kranz sich mit

langen Schritten dem Kongens Nytorv zu. Da lag wieder das Königliche Theater mit seinen langweiligen Riesendichtern. Er wäre heute abend gern hineingegangen. Jeder Ladenschwengel konnte sich das leisten — ein deutscher Künstler nicht. Jetzt verwünschte er Rita. 25 Kronen hatte sie ihm gekostet. Fort war sie wie ein Spuk — er hatte nicht das mindeste von ihr. Ein Abenteuer — ja — darauf war er ein wenig stolz. Er vergaß sie mit zorniger Anstrengung und eilte zur Glyptothek.

Hier kostete es nichts — natürlich. In diesem edlen Tempel verlangte man keinen Obolus. O Wonne, hier zu bleiben, hier zu vergessen. Aber was war das? Hatte er denn heute keine Augen im Kopfe? War sein Herz erstarrt? So mußte es sein, denn sie waren ihm plötzlich nur Steine, leblose Steine, die Wunderwerke, die er sah. Er irrte aus einem Saal in den anderen, und gestern hatte ihn keiner losgelassen. Ihn fror. Er dachte an Essen und Trinken, an ein weiches, behagliches Bett. Fast wie als kleiner Junge fühlte er sich, als der Vater ihn zum ersten Male in das Karlsruher Museum mitgenommen, und seine noch ungeweckten Augen gelangweilt umher geirrt waren, als einzige Freude die Bonbontüte vor sich gesehen hatten, zu Hause in Mutters Schrank. Was war doch das ganze, große Künstlertum für ein Wahn, wenn der Mensch, der darunter steckte, in Unordnung geriet? Pfui Teufel! Heute erlebte er hier gar nichts. Gestern hatte er noch stolzgeschwellt dagestanden und am liebsten mit Correggio ausgerufen: Anch' io sono pittore (obwohl dieser Ruf in einer Glyptothek nicht am Platze gewesen wäre). Und heute? — Heute schlich er sich mißmutig wie ein Nörgler davon. Eine Depression befiel ihn, wie in seinem ganzen Leben nicht. Er dachte an nichts intensiver, als an die Flecke in seiner Hose, an die Beule seines Hutes, und wo er wohl heute abend sein müdes Haupt niederlegen könnte. Ein letzter Stolz aber warnte ihn davor, der Einsamkeit seiner Erniedrigung zu entraten. Es fiel ihm jetzt nicht ein, sich an Waldgren zu wenden, den Fremden, den er hätte besuchen müssen, um einen Pump zu riskieren. Er beschränkte sich darauf, vornehm in ein Café zu gehen, dort einen unfrankierten Brief an Tante Linda zu schreiben, worin er ihr alles beweglich, aber heiter und selbstbewußt auseinandersetzte, und im übrigen bei einer Flasche Bier solange hocken zu bleiben, wie man ihn dulden würde. Die dänische Geduld war groß, aber es war ein rettender Gedanke für Peter, daß er sein Skizzenbuch aus der Tasche zog und sich als Zeichner etablierte. Den neugierigen und mißtrauischen Kellner brachte er damit auf seine Seite. Er porträtierte ihn in mehreren

Stellungen, und die Erkenntnis seines Talents ließ den Kellner alle Bedenken gegen den sonderbaren Gast vergessen. Bei törichtem Geplauder und planlos träumerischer Arbeit verging der zweite Kopenhagener Tag. Als es dunkel war, zahlte Peter mit stolzer Nachlässigkeit — dann fand er sich wieder ausgestoßen auf der unwirtlichen Straße.

Jetzt galt es, ernsthaft Kriegsrat zu halten. Zu einem armseligen Obdach entschloß er sich, indem er sein Skizzenbuch mit dem Gefühl eines reichen Mannes einsteckte, auch diesmal nicht. Aber wohin? Ihn interessierte jetzt nichts mehr, nur eine friedliche Nachtruhe. Er lechzte danach, sich durch andere Kleider und ein Bad zivilisieren zu können. Unwillkürlich schritt er dem Ausgangspunkte seiner Irrfahrt, dem Bahnhof, zu. Plötzlich blieb er stehen. Eine riesige Reklame, deren Lettern die Brandmauer eines ganzen Hauses bedeckten, fesselte ihn. Er las: J. B. Söderberg's Bryggeri — Aktieselskab. Söderberg!... Jawohl. Das war der Freund seines Onkels. Das war der Mann, dem Schnattersheim eine wunderbare Porzellansammlung dankte, der ungeheure Mengen Bier braute, nicht nur, um sein Land mit Alkohol zu vergiften, sondern um es auch durch Kunstschätze zu bereichern. Ein echt dänischer Widerspruch, den Peter jetzt erst richtig verstand. Warum war er nicht schon früher auf J. B. Söderberg verfallen? Hier lag ja der einzige Hafen für sein leckes Fahrzeug. Hatte ihm nicht der Onkel bei der Abreise nochmals das Versprechen abgenommen, daß er nach Marienlyst hinausführe und dem alten Freunde Grüße brächte? Jetzt galt es freilich, eine tüchtige Portion Scheu zu überwinden. Aber eine Blamage konnte es unmöglich werden — in solchen Dingen war Onkel Bischoff zuverlässig, wie kein anderer. Ihm war gewiß darum zu tun, dem Neffen in der Fremde für alle Fälle eine Zuflucht zu sichern. Außerdem konnte es sich bei dem ihm völlig Fernstehenden ja nur um eine Höflichkeitsvisite handeln. Selbstverständlich suchte er nur den Herrn des Hauses auf. Am liebsten in seinem Kontor. Die beiden Töchter (Peter erinnerte sich, daß J. B. Söderberg Töchter hatte) wollte er verschonen. Sein gepantertes Silbergrau und das Scheusal von Hut, das er trug, machten ihn für Damen nicht präsentabel. Aber den reichen Brauer pumpte er in Gottes Namen an. Dem ließ er Onkel Bischoffs Grüße als Bürgschaft und verschwand dann gerettet.

Als er sich aber dem Bahnhof näherte, hohnlächelte ein neues Hindernis seines männlichen Entschlusses. Er hatte ja kein Reisegeld mehr, um nach Marienlyst zu fahren! — Leer gebrannt war die Stätte . . .

Wenn eins gekneipt hat
Eine Nacht oder zwei
Und hat dann kein Geld mehr,
Versetzt er was — ei!

Zum Glück fiel ihm das wenig poetische, aber praktische Burschenlied aus der Heimat ein. Aber das war leichter gesungen, als getan. Erst etwas haben zum Versetzen — ei! Er tastete an dem ganzen, langen Peter Kranz herum, um einen Wertgegenstand zu entdecken. Der einzige, den er fand, war ein alter Siegelring seiner Mutter, dünnes Gold und ein wenig kostbarer Achat. Seine Uhr war aus Stahl und die Kette daran aus Horn. Er trug diese wertlosen Dinge lieber, als die goldenen Konfirmationsgeschenke, die zu Hause im Schranke lagen. Sie hatten eine feinere Farbenstimmung. Aber Mutters Ring versetzen? Scheußlich ... Freilich, wenn er sich vergegenwärtigte, wie die Gute selbst geurteilt hätte! ... „Nimm's, mein Junge. Versilbere es schnell, wenn du in Not bist, mein Junge!" So hörte er sie sprechen. Aber wo fand er einen Pfandleiher? Ein Schutzmann gab ihm Auskunft — der prächtige Mann sprach deutsch. Bald stand Peter bei Abraham Levy in einem trüben Kellerloch und ließ den dürftigen Patriarchen, den er am liebsten porträtiert hätte, seinen Ring prüfen. „Zwa Kronen" war das Ergebnis. Peter bestand auf drei, um ein Abendessen herauszuschlagen, aber der Alte war unerbittlich. Er schrieb ihm einen Pfandschein aus, und Peter rannte zum Bahnhof. Hier erfuhr er, daß kein Zug mehr nach Helsingör ging. Der nächste fuhr erst um 7 Uhr in der Früh! Das hieß also, noch eine zweite Nacht kampieren. Am besten im Wartesaal des Bahnhofs. Da gab es wenigstens ledergepolsterte Bänke, auf denen auszuruhen staatlich konzessioniert war. Da konnte man ohne Nachttau und Hüte entführende Stürme sanft schlummern, in angenehmer Wärme, zuweilen auch umherwandern und an eine bessere Zukunft denken. Wie schön war doch ein Wartesaal! Das hatte Peter noch gar nicht gewußt! Er ließ sich neben einem alten Frauchen nieder, das aus einer großen Düte Kirschen aß. Als sie ihn sehnsüchtig zuschauen sah, bot sie ihm lächelnd an. Er dankte errötend und beteiligte sich am Souper. Dann schlief er, fast an seine Gastgeberin gelehnt, ein. Die Nacht gestaltete sich weniger abwechselungsvoll, als Peter gedacht hatte. Sein Schlaf war bleiern, und um halb sieben erst rüttelte ihn der Bahnhofsportier, der sein Reiseziel kannte, von der Bank auf. Bald fuhr er neu gestärkt in den strahlenden Morgen.

Schluß in der Juli-Nummer.

Hanns Heinz Ewers:
Westindische Sonette.

I.

Abend auf St. Thomas.

Nun fallen Worte wie Akazientrauben
Mit fernem Abendläuten in mein Ohr;
Ein Klang, der sich in stiller Bucht verlor,
Sucht heim zum Schlag wie sturmverflogene Tauben.

Ihn jagt vom Strand ein schriller Seemannspfiff —
Da flieht er hastend zwischen Mangobäumen
Und birgt sich angstvoll in das leise Träumen
Der Kokospalmen am Korallenriff.

Und durch die Gärten geht ein Frauenschritt,
Wie weiche Windenglocken tönt sein Gleiten
Und nimmt die Sehnsucht meiner Sinne mit.

So wie Mimosen scheu nach allen Seiten
Klingt zitternd ihr Gewand bei jedem Tritt
Und will mich weit in süßen Traum geleiten.

II.

La Guaira.

Und diese wahnsinnstarke Sonne glüht.
Zwei schreiten wortlos zwischen Häusermassen
Und trinken heißen Tod aus leeren Gassen,
Wo keines Lebens leiser Atem blüht.

Da wacht der Tod, daß man ihm keines raube.
— Glutkrämpfe schütteln einen Hungerhund,

Die Rippen fliegen, Schaum entquillt dem Mund —
Den trinkt die Sonne gierig aus dem Staube.

Zwei schreiten wortlos auf verkohltem Grase.
Die Würmer pochen tief im Ahornbaum.
Und schläfrig hockt der Geier auf dem Aase.

— Das alles, weiß ich, ist ein schwerer Traum,
Den andere von uns träumen. Eine Phrase,
So leer, wie dieses Hundes Geiferschaum.

III.

Auf dem Friedhof zu San Juan de Puerto Rico.

Sacht stieg vom Graben auf der stille Hang,
Die Marmorbänke küßten rote Rosen,
Aus Lorbeer scholl ein Locken und ein Kosen,
Steinengel lauschten süßer Vögel Sang.

Gewundene Wege. Efeuranken krochen,
Ein dichter Teppich, überall hervor —
Doch ganz am End', wo sich der Pfad verlor,
Wuchs hoch ein Berg von ausgebleichten Knochen.

Kein Geld, kein Grab! — Hier liegen die Verbannten,
Für die kein Kreuz und keine Säule prahlt,
Zigeuner, Bettler, fahrige Musikanten.

O wie die Sonne auf den Schädeln strahlt!
Ich zieh' den Hut und grüße die Verwandten,
Die ihre letzte Miete nicht bezahlt.

IV.

Sto. Domingo.

So wie Kulissen wachsen diese Mauern
Verfallner Klöster, und darüber thront
— Ein Bühnenbogenlicht — der runde Mond
Und macht die falsche Stille seltsam schauern.

Kein Heute lebt in dieser schwülen Nacht,
Aus grauen Flügen der Vergangenheiten,
Die durch vergraste Gassen weit sich breiten,
Formt sich ein Spukbild fauler Moderpracht.

Mein Schädel wölbt sich, wie der runde Kasten,
Drin als Souffleur das Hirn sich kauernd ruht,
Ich geb' das Stichwort: seiden und damasten

Rauscht der Hidalgo, und des Schreibers Hut
— Heißt Cortez — duckt sich vor den Silberquasten,
Und nur im Blick schläft eines Raubtiers Brut.

V.

Urwald in Trinidad.

Und ich soll schießen? — Wo so voll und rund
Zum Überfließen schäumt des Lebens Becher?
— Da fliegen Falter, groß wie Hellas Fächer,
Und Kolibris, so klein wie Hellas Mund.

Der Boden lebt und Baum und Blüten leben,
Vom Meere atmet leicht ein kühler Hauch,
Vielhundertstimmig tönt's aus jedem Strauch
Und will sich hoch in alle Lüfte heben.

Könnt' ich doch glauben denen, die erdachten
Des Urwalds Friedenslied! O, warum muß
Das, was geschieht, mein scharfes Auge achten.

Mord mir zu Häupten, Mord um meinen Fuß —
Bin ich allein denn ungeschickt im Schlachten?
— Zwei Augen leuchten auf — da kracht mein Schuß.



Eugen Bracht: Das Bruch
(Zum Essay v. Hans Rosenhagen).

Kein Heute lebt in dieser schwülen Nacht,
Aus grauen Flügen der Vergangenheiten,
Die durch vergraste Gassen weit sich breiten,
Formt sich ein Spukbild fauler Moderpracht.

Mein Schädel wölbt sich, wie der runde Kasten,
Drin als Souffleur das Hirn sich kauernd ruht,
Ich geb' das Stichwort: seiden und damasten

Rauscht der Hidalgo, und des Schreibers Hut
— Heißt Cortez — duckt sich vor den Silberquasten,
Und nur im Blick schläft eines Raubtiers Brut.

V.

Urwald in Trinidad.

Und ich soll schießen? — Wo so voll und rund
Zum Überfließen schäumt des Lebens Becher?
— Da fliegen Falter, groß wie Hellas Fächer,
Und Kolibris, so klein wie Hellas Mund.

Der Boden lebt und Baum und Blüten leben,
Vom Meere atmet leicht ein kühler Hauch,
Vielhundertstimmig tönt's aus jedem Strauch
Und will sich hoch in alle Lüfte heben.

Könnt' ich doch glauben denen, die erdachten
Des Urwalds Friedenslied! O, warum muß
D a s, w a s g e s c h i e h t, mein scharfes Auge achten.

Mord mir zu Häupten, Mord um meinen Fuß —
Bin ich allein denn ungeschickt im Schlachten?
— Zwei Augen leuchten auf — da kracht mein Schuß.



Eugen Bracht: Das Bruch
(Zum Essay v. Hans Rosenhagen).

Ernst Otto Nodnagel:
Die Entwicklung des deutschen Liedes von Richard Wagner bis Hugo Wolf.

Über das deutsche Lied von Richard Wagner bis Hugo Wolf gedenke ich mich auszusprechen, also über einen Abschnitt in der Entwicklung des deutschen Liedes, der im wesentlichen unseren Tagen angehört. Im Rahmen des verfügbaren Raumes ist es freilich hier unmöglich, über eine geschichtliche Entwicklung, die etwa vier Jahrzehnte eines beständigen Fließens, nein, eines unablässigen Aufstieges umfaßt, gründlich sich auszulassen. Trotz der zeitlichen Umgrenzung unseres Themas kann ich daher nicht mehr geben, als die flüchtige Skizze einer Periode, deren Beginn von der größten und bedeutsamsten Umwälzung der gesamten Musikgeschichte datiert, von der großen mit dem Namen Richard Wagner verknüpften Kunstrevolution oder, besser gesagt, -Evolution. Die Schöpfungen dieses überragenden Genius sind Gemeingut der deutschen Nation geworden, sind es in kürzerer Zeit geworden, als man Jahrzehnte hindurch hoffen durfte. Und nicht allein Gemeingut der deutschen Nation, sondern bereits Kulturbesitz aller zivilisierten Nationen, denn durch die ganze Kulturwelt haben die Tondramen des deutschen Bühnenschöpfers ihren überwältigend großartigen Siegeslauf genommen.

Und dennoch wäre es verfrüht, zu triumphieren, zu wähnen, des großen Meisters Reformwerk sei bereits erfüllt, das Geschenk, das er unserer deutschen nationalen Kultur vermacht, sei bereits von uns verdient, unser rechtmäßiges Erbe. Nein! Wir stehen erst vor der neuen Pflicht, — und sie ist eine unserer ernstesten Kulturaufgaben: Wir müssen sein Vermächtnis erst noch erwerben, um es zu besitzen. Geistig müssen wir es uns zu eigen machen, denn noch stehen wir kaum in seines Geistes Vorhöfen, noch haben wir es nicht erreicht, daß seine Wunderwerke unter uns in seinem Geiste verlebendigt werden. Noch liegt der Michel in seinem Fafnerschlaf und besitzt — besitzt stumpfsinnig die köstlichsten Kulturgüter und — verwahrlost sie schnöde.

Was war der Grundgedanke von Wagners Lebenswerk, das Evangelium, für das er ein grauenhaftes Martyrium zu ertragen hatte? —: Er wollte den Kultus der Kunst wieder herstellen, er wollte unsere Bühne, die ganz und gar eine unmoralische Anstalt geworden war, befreien von dem Fluche des Materialismus und er wollte sein Volk, das er liebte, erlösen aus der Verlotterung seiner Kunstzustände und aus den Banden der brutalen Sinnlichkeit, wollte es wieder erziehen zu durchgeistigtem Kunstgenießen, wollte wieder erwecken und neu beleben seine Empfänglichkeit für ideale Güter. Ist nun dies sein Werk, an dem Hand anzulegen wir alle berufen und verpflichtet sind, ist es, frage ich, vollbracht?

Weit entfernt. Unsere Theater — gewiß, sie haben ihre Orchester vergrößert, haben bessere Dirigenten, bessere Regisseure, als vordem. Aber herrscht nicht noch derselbe Geist in den meisten von ihnen, den zu bekriegen bis aufs Messer Richard Wagner alles Behagen seines Lebens geopfert hat? Steht nicht die Mehrzahl unserer Operntheater noch heute im Zeichen Meyer-Beers? Ich wünsche nicht mißverstanden zu werden und weiß recht wohl, daß Wagners Werke allenthalben die Spielpläne beherrschen, und daß die Zahl der Meyer-Beer-Aufführungen im Vergleich zu früheren Jahren ganz bedeutend zurückgegangen ist. Aber Wagners Werke als „Repertoire"-Opern, als Zug- und Kassenstücke: Ist das nicht schon ein innerer Widerspruch? Eine Sünde wider den heiligen Geist seiner Kunst? — Und wie führt man sie auf, diese Werke? Selbst an guten Bühnen hab' ich's oft schaudernd miterlebt, daß man Wagnerschen Geist aus den Darstellungen seiner Tondramen gänzlich gebannt hatte, daß man Wagner aufführte im Geiste Meyer-Beers.

Wo sind aber die Künstler, die im Geiste Wagners ihres Priesteramtes walten, die in seinem Geiste das Publikum beeinflussen und es g e w ö h n e n an ernste Kunst und an ernstes Genießen? Und wo sind die Kunst r i c h t e r, die Wagnerschen Geistes einen Hauch verspürt haben und den Künstler zu sittlichem Ernste in seiner Kunst z w i n g e n? Die jede Frivolität unserer künstlerischen Zustände mit sittlichem und künstlerischem Ernste rügen? Im deutschen Reiche sind sie alle selten, Gott sei's geklagt, und es ist noch weit hin zu dem Ziele, daß der Lebensgedanke Richard Wagners, daß der Bayreuther Gedanke wirklich Leben gewonnen, Wurzel geschlagen hätte im deutschen Volke. Mußten wir doch unlängst erst die frivole Laxheit erleben, mit der weite Kreise der Nation unbedenklich den Raub und die Entweihung eines Nationalgutes

wie des „Parsifal" geschehen ließen, Kreise, deren Patriotismus, deren deutsche Gesinnung außer Frage steht, deren Blut in Wallung gerät, wenn irgendwo im wilden Westen, an der Schwanzspitze der Zivilisation, einmal ein berauschter Nigger die deutsche Flagge beschimpft. Und die ist doch schließlich nur ein Symbol, während der „Parsifal" eine ideale Realität, ein köstliches Reichskleinod ist.

Aber wohin verliere ich mich! Nicht über Politik wollte ich ja, nicht einmal über Kunstpolitik mich aussprechen, sondern über Kunst. So will ich denn den Blick abwenden von dem betrübenden Torso, als der das Kulturwerk Richard Wagners vor uns steht. In seiner Ganzheit ist das Riesenwerk noch nicht vollbracht und der gewaltige Genius, der es unternommen, hat uns nur erst die Grundfesten hinterlassen, das Fundament, auf dem wir eine Kultur in seinem Geiste erst aufbauen sollen und müssen.

Es ist lohnender, dahin zu blicken, wo eine Saat seiner überreichen, vielseitigen und alles umfassenden Lebensarbeit aufgesprossen ist. Wenn wir die üppige Blütenperiode unserer zeitgenössischen Tonkunst betrachten, so kann sich unsere Hoffnung wahrlich neu beleben, daß Wagners Schaffen, sein Kämpfen und Dulden für die Zukunft nicht verloren sein möge, daß unseren Enkeln dereinst auch die Kultursaat, die er ausgestreut, noch in die Scheunen wachsen möge.

Und unsere Tonkunst steht in üppiger Blütenpracht. Freilich fehlt es nicht an Stimmen, die da sagen, es sei Treibhauswuchs, ja es ist schon geradezu eine fable convenue, unsere Zeit sei musikalisch steril. Das Gegenteil ist richtig: Unsere Zeit ist nicht allein reich an wertvoller musikalischer Produktion, sie ist daran sogar relativ reicher, als die klassische Zeit. Diese Tatsache kann nur der grundsätzliche laudator temporis acti in Abrede zu stellen suchen; sie ist unbestreitbar — und ist natürlich. Denn bei der Hebung des allgemeinen Niveaus unserer kulturellen und sozialen Verhältnisse seit hundert Jahren ist naturgemäß einem höheren Prozentsatz der entstehenden musikalischen Begabungen der geistige Nährboden, die Möglichkeit einer ungehinderten Entfaltung gegeben. Zu diesem geistigen Nährboden gehört auch der Musikerstand selbst, und daß somit auch dessen soziale Hebung beiträgt zur reicheren Befruchtung der vorhandenen Schaffenskraft, das leuchtet ohne weiteres ein.

Die Leugner unserer gegenwärtigen musikalischen Blüte, die doch fast eine Wucherblume ist — lieben es, unsere Tondichter als Epigonen

hinzustellen, die von Wagners Riesengröße erdrückt werden. Nachahmer nennt man sie geradezu, und bei jedem „Neutöner" — wie Liliencron sagt — bei jedem Talent, das sich an die Öffentlichkeit wagt, suchen die zahllosen Beckmesser nicht etwa nach Neuem, sondern vielmehr nach Altem. Vom psychologischen Standpunkt aus ist das ja verständlich: die Begriffsstutzigen suchen nach Apperzeptionstützen, um überhaupt zur geistigen Aufnahme des Neuen fähig zu werden. Der stumpfe Blick vermag nur Ähnlichkeiten zu sehen, wo das scharfe Auge Unterschiede wahrnimmt. Darum bieten auch die Beckmesser stets von neuem das Schauspiel jämmerlichen Unverständnisses, denn verstehen heißt differenzieren.

Wenn man genau zusieht, sind die Ähnlichkeiten unserer Modernen mit Wagner nicht größer, als — man gestatte mir eine Parallele, die ich ohne jede Wertabschätzung, Wertvergleichung verstanden wissen möchte — also keine größeren Ähnlichkeiten, als die der Beethoven, Weber, Schubert, Mendelssohn mit Mozart oder mit Haydn.

Ist nicht eines der höchsten Verdienste, die sich Wagner um die Geschichte der Tonkunst erworben hat, die Emanzipation des künstlerischen Individuums? Und ist diese Befreiung, freie Entfaltung der persönlichen Eigenart nicht gerade das Bedeutsame, Neue, Kennzeichnende der Epoche, in der wir jetzt stehen?

Die umfassenderen neuen Kunstgesetze schnüren den Künstler nicht mehr, wie vordem, in die spanischen Stiefel enger Schulregeln, sondern gewähren ihm ungeahnt reiche Möglichkeit individueller Gestaltung. An Stelle gewisser sich immer wiederholender formaler Grundtypen ist eine Mannigfaltigkeit individuell bedingter, durchgeistigter neuer Formgebilde getreten. Gleich Sternennebeln scheint diese Fülle dem kurzsichtigen Auge ein buntes anarchisches Gewirr zu bilden. Indes der Blick, der scharf genug ist, auch Gegenwart und Zukunft historisch zu betrachten, erkennt in der Menge der Verschiedenheiten deutlich und klar die ordnenden Prinzipien, die Gesetze: Es sind die stilistischen Grundsätze, die Richard Wagner aufgestellt hat. Aber keiner der jungen Künstler ahmt ihm sklavisch nach, kaum einer wendet diese Stilgesetze auch nur mit bewußter Absicht an. Allein in jeder der verschiedenen Individualitäten erfahren die Grundsätze andere und neue Strahlenbrechungen; und gerade die Anwendung gleicher Stilgrundsätze durch verschieden geartete Persönlichkeiten ergibt jedesmal einen neuen durchaus persönlichen Stil, dessen Bestes und Eigenstes gerade das Individuelle, das Unnachahmliche ist.

Das alte Wort: „Si duo faciunt idem, non est idem!“ gewinnt in diesem Zusammenhang eine neue Beleuchtung.

Wie heterogene Erscheinungen sehen wir selbst schon beim oberflächlichsten Blick in unsere musikalische Gegenwart! ich nenne nur als Tondramatiker: Strauß, Schillings, Pfitzner, Hugo Wolf, Arnold Mendelssohn, Leo Blech, Humperdinck, Thuille, oder auf sinfonischem Gebiet Mahler, Strauß, Nicodé, Bischoff, auf dem der Chorkomposition Konstanz Berneker. Schwerlich ist einer unter ihnen, der nicht schon als Wagnernachahmer zu den Epigonen gerechnet wurde. Und kaum einer unter diesen Heterogenen hat mehr Ähnlichkeit mit Wagner, als mit irgend einem der anderen Genannten.

In Wirklichkeit ist natürlich keiner von ihnen allen künstlerisch in Erfinden oder Gestalten abhängig von Wagner, aber historisch bedingt sind sie ebenso natürlich alle durch ihn, wie er durch Beethoven, dieser durch Haydn; und ohne Wagners historische Voraussetzung wäre diese ganze neue, so reichdifferenzierte Entwicklung undenkbar. So befruchtete Wagner die künstlerische Individualität und das Schaffen auf allen Gebieten der Tonkunst.

Kein anderer Zweig unserer Kunst hat indes dem Einfluß des Wagnerschen Schaffens so reichen Segen zu verdanken, wie die lyrische Musik, die heute nicht nur quantitativ üppig wuchernd ins Kraut schießt, sondern auch qualitativ auf so bedeutender Durchschnittshöhe steht, daß wir berechtigt sind, von Wagner eine zweite Blütenperiode des deutschen Liedes zu datieren.

Dieser Einfluß Wagners auf die Entwicklung des Liedstiles ist um so bemerkenswerter, als er nicht auf des Meisters eigene Lyrik zurückzuführen ist. Wagners Betätigung auf lyrischem Gebiet ist weder von besonderem Umfang, noch sind ihre Ergebnisse an künstlerischem Wert seinem sonstigen Schaffen ebenbürtig. Außer den wenigen Liedern, die der Pariser Zeit entstammen, sind die fünf Gedichte von Mathilde Wesendonck die ganze „lyrische“ Ausbeute dieses Künstlerlebens. Kein Wunder! Denn bei Wagner strebte auch das Lyrische zur Bühne und drängte zum Drama. Aus lyrischem Drang schuf er seine beiden herrlichsten Dramen: Sowohl der „Tristan“ wie die „Meistersinger“ sind Taten der künstlerischen Selbstbefreiung, die wir unter Lyrik im weiteren Wortsinne verstehen.

Seine eigene Lyrik im engeren Sinne, also seine Liedkomposition, läßt eigentlich den Einfluß seines sonstigen künstlerischen Schaffens noch

nicht klar erkennen. Namentlich zeigt sie noch nicht das ästhetische Verhältnis von Vers und Melos in der reinen Ausbildung, die für den eigentlichen Stil Wagners kennzeichnend ist. Aber gerade dieses Spezifische des neuen Bühnenstils, gerade die technische Reform der musikalischen Deklamation ist es, aus der Wagners Einfluß auf das neudeutsche Lied herrührt. Gerade sie bedeutete etwas, das sein eigenes Vorbild in der Lyrik noch nicht ahnen ließ. Es war die befreiende Tat, durch die der Lyrik die Zunge gelöst ward, es entfesselte das Wort aus den Banden des musikalisch-rhythmischen Schemas. Erst dieser bedeutsame Entwicklungschritt ermöglichte die feine rhythmische Differenzierung und Geschmeidigkeit der Melodie, wie sie für die höchsten Zwecke des gesanglichen Ausdrucks notwendig ist, sei es nun im Tondrama oder auch nur im engen Rahmen lyrischer Gebilde.

Wagner schuf also erst die Ausdrucksmittel, die wir im weiteren Verlauf meiner Darlegungen an dem nachwagnerschen Lied beobachten können. Naturgemäß war die Wirkung seiner technischen Reform keine momentane. Gut Ding will bekanntlich Weile haben. Um Wagner selbst gruppierte sich noch eine ganze Reihe von Künstlern, die geschichtlich mit einem Fuße in der Vergangenheit, mit dem andern in der Zukunft standen. Sie gingen noch nicht vom Gedicht aus, sondern vom musikalischen Thema, dem sich dann das Gedicht unterzuordnen hatte, wohl oder übel. Ihre Kunst war dem Liede Schumanns im Grunde näher verwandt, denn dem Schaffen Wagners. Der Einfluß des großen Reformators spiegelt sich bei ihnen mehr in der spezifisch musikalischen Technik, als in dem Ästhetischen. Die freiere, reichere Harmonik, die größere Beweglichkeit der Modulation, wie sie aus der Chromatik, Enharmonik und den alterierten Akkorden, sowie der Ausnützung der Terzenverwandtschaft hervorgeht: alles das sind doch mehr technische Äußerlichkeiten. Dagegen die Ausbildung eines scharf umrissenen individuell-deklamatorischen Stiles hatte noch kaum Frucht angesetzt.

Zu dieser Gruppe von Lyrikern, die die Vorläufer des neuen deutschen Liedes waren, gehört vor allem der größte Künstler des Wagnerschen Kreises, Franz Liszt. Viele sehen ja diesen edlen Meister als den Vater des neuen lyrischen Stiles an; jedoch mit Unrecht! Denn im Wesen ihrer stilistischen Erscheinungform ist seine Lyrik von der Schumanns kaum verschieden, so bestimmt auch der musikalischen Erfindung und der harmonischen Ausgestaltung die individuellen Züge Liszts aufgeprägt sind.

Ganz vornehmlich in prosodischer Hinsicht steht Liszt noch seinen Vorgängern näher, als der Lyrik unserer Tage. Seine Melodie wächst selbst dann, wenn sie einmal korrekte Deklamation zeigt, nicht aus dem Wort hervor, ist im Grunde wohl gar nicht deutsch empfunden. Ich glaube sagen zu dürfen: der nationale Zug in Wagners Lebenswerk war es, aus dem allein das neue deutsche Lied sich entfalten konnte, und das neue deutsche Lied ist nationale Kunst. Die konnte sicherlich nicht von dem Kosmopoliten Liszt geschaffen werden. So bietet seine Lyrik, neu und reizvoll in Erfindung und Technik, stilistisch keine wesentlich neuen Züge. Durch diese Beobachtung werden selbstverständlich die Verdienste Liszts als Bahnbrecher für die Instrumentalmusik nicht im mindesten geschmälert.

Der Melodik Liszts haftet häufig eine gewisse Süßlichkeit an, die auch viele seiner Lieder etwas weichlich wirken läßt. Die Ursache dieser weichlichen und oft scheinbar trivialen Wirkung ist wohl in der reichen Verwendung alterierter Akkorde zu suchen, durch die der harmonischen Fortschreitung die Marschroute gebunden wird. Der Hörer weiß dann oft schon voraus, was notwendig kommen muß, und glaubt dann Bekanntes gehört zu haben. Eine der kraftvoller gearteten Ausnahmen bilden die „Drei Zigeuner", deren Vorzüge und Schönheiten vielleicht gerade den Lyriker Liszt weniger kennzeichnen, dafür aber den genialen Tonschilderer ungarischen Milieus von seiner glänzendsten Seite zeigen.

Der zartsinnige, liebenswerte Peter Cornelius ist nächst Liszt der bedeutendste schaffende Vertreter des Wagnerkreises; seine duftigen lyrischen Blüten sind ja jetzt längst bei uns heimisch, als liebe Freunde und als Kleinodien unserer deutschen Hausmusik. Für seine Art ungemein kennzeichnend ist ein kleines tief und stark empfundenes Lied, da es, wie auch die Poesien des Dichterkomponisten, mit echter warmer Kunst eine gewisse Künstlichkeit zu reizvoller Einheit verschmilzt. In dem „Ton" besteht das technische Kunststück darin, daß die Singstimme von Anfang bis Ende einen Ton als sogenannten Orgelpunkt festhält; dabei ist aber dennoch das Gedicht ausdrucksvoll deklamiert. Ein interessanter Beweis für das Theorem, daß es bei der musikalischen Prosodie nicht auf den Tonfall, sondern auf den Rhythmus ankommt. Der Komponist hat bei der Komposition für Gesang hinsichtlich der Prosodie die Aufgabe, die Akzente der Sprache — also Qualitätwerte — in proportionale Zeitwerte, also in Rhythmen zu übertragen; denn die musikalische Deklamation wertet, gleich den alten Sprachen, nach Quantitäten.

Cornelius nahe verwandt an Innigkeit des Gemütes und Anmut des lyrischen Ausdrucks ist Alexander Ritter, der edle, noch viel zu wenig gekannte Künstler, der auch für die künstlerische Entwicklung des Richard Strauß von großem Einfluß war. In seinen tiefempfundenen Liedern, den Ausflüssen einer lauteren keuschen Künstlerseele, zeigt sich schon das Bestreben, auch der Lyrik einen deklamatorischen Stil zu finden, selbstverständlich nicht auf Kosten der melodischen Linienführung. So finden sich bei Ritter schon interessante rhythmische Verfeinerungen, die auf die Zukunft hinweisen.

Ungemein kräftige Befruchtung hat der sonst in spanischen und persischen Liedern besonders feine und stimmungreiche Adolf Jensen durch Wagner empfangen. Insbesondere die „Meistersinger" haben in ihm einen überraschenden kräftigen Humor ausgelöst. Dieser Humor entfaltet seine Schwingen vor allem in Jensens genialem Opus 40, in dem auch der Einfluß der „Meistersinger" starke stilistische Spuren hinterlassen. Es sind 12 groß angelegte Gesänge zu Scheffels „Gaudeamus", und in ihnen schwingt sich der empfindsame Lyriker zu einer erstaunlichen Großzügigkeit der musikalischen Erfindung und Gestaltung, zu einer bemerkenswerten Kraft des Ausdrucks auf, und zu einer so urwüchsigen kernigen Komik, daß man ihn kaum wieder erkennt.

Wie eigenartig sich bei Jensen die stilistischen Ausdrucksmittel der „Meistersinger" mit seinem Eigenen zu einem künstlerischen Ganzen von prächtiger Wirkung verschmolzen, dessen war er selbst sich offenbar bewußt; ja, er hat sogar den Einfluß des dramatischen Meisterwerkes dankbar quittiert: Nur so ist es zu deuten, wenn er in dem dritten seiner genialen Rodensteinlieder das herrliche Thema des „Lenzesgebotes" von dort mit melodischer und harmonischer Treue entlehnt. Der ganze stattliche Band ist reich an echtester Musik und sprüht von köstlichem Humor und hinreißender Laune.

Alle die bisher genannten Künstler gehören der Geschichte an. Sie alle sind schon längst dahingegangen, Cornelius und Jensen sogar in der Blüte ihrer Jahre, während Alexander Ritter nach der Bitternis langen Verkanntseins vor wenigen Jahren erst von uns ging und noch die Gewißheit mit ins Grab nehmen konnte, daß sein Name und sein Schaffen — zu intim, zart und herzlich für den großen Haufen — dennoch unvergessen bleiben werden, ein künstlerischer Schatz, treu gehütet von allen, in denen das starke Fühlen eines deutschen Künstlerherzens Widerhall findet. Kurz vor seinem Hintritt begann man eigent-

lich erst, langsam sich auf ihn zu besinnen, ihm die dankbare Anerkennung zu zollen, deren Ausbleiben in der Zeit seiner Blüte wohl schuld daran sein mag, daß die Quantität seiner künstlerischen Lebensausbeute hinter der Qualität zurückbleibt. Daß unsere Sängerwelt sich ihrer Pflichten gegen den hochherzigen Menschen und Künstler noch nicht in vollem Maße bewußt geworden ist — wer wollte sich darüber wundern?

Auch einen lebenden Künstler, den Doyen unserer modernen Tondichter, dürfen wir, soweit wenigstens seine Lyrik in Betracht kommt, der nämlichen Gruppe beirechnen, während er allerdings als Tondramatiker zu der kleinen Schar derer gehört, die in der von Wagner eingeschlagenen Richtung neue Pfade bahnen: Ich meine Hans Sommer, dessen beide jüngste Bühnenwerke, „Rübezahl und der Sackpfeifer von Neiße" und „Riquet mit dem Schopf", den betagten Künstler auf die Gipfel echten künstlerischen Erfolges emporgeführt haben. Seinen zahlreichen Liedern hat es allerdings an Erfolg von Anfang an nicht gefehlt. Dank ihrer Sanglichkeit und dem volkstümlichen Zug der melodischen Erfindung, die sich oft mit liebenswürdigem Humor verbindet, hat Sommers Lyrik früh schon in weiten Kreisen des Publikums Eingang gefunden. Ich brauche daher bei der Charakterisierung dieses Künstlers nicht zu verweilen. In dem mir liebsten seiner Lieder bedient er sich zur Ausmalung einer zartsinnlichen Ballepisode mit großer Feinheit der Walzerform, die der Altmeister auch in seinem „Rübezahl" sehr glücklich und geschmackvoll in Anwendung bringt. Dies Lied „Stelldichein" offenbart übrigens auch des Komponisten Wahlverwandtschaft mit dem Modedichter der siebziger Jahre, von dem ein großer Teil der Sommerschen Texte herrührt, mit dem formgewandten, eleganten, dabei nicht stimmungarmen Julius Wolff.*)

Es wird niemandem entgangen sein, daß ich die ganze Gruppe der genannten Tonlyriker mehr von einem historischen, als von einem eigentlich kritischen Standpunkt aus betrachtet habe. Ich möchte nicht das

*) Ein besonderes kunstgeschichtliches Verdienst Hans Sommers sollte übrigens bei keiner Nennung seines Namens unerwähnt bleiben. Er war es, der durch warmherzige Artikel im „Kunstwart" den ersten Anstoß zur segensreichen Gründung der dann von Friedrich Roesch genial organisierten „Genossenschaft deutscher Tonsetzer" gab. Auch, daß er früher, bevor er sich ganz seiner Kunst widmen konnte, als Professor der Mathematik einen Lehrstuhl am Braunschweiger Polytechnikum wirkte, darf als bemerkenswert hervorgehoben werden.

ominöse Wort Epigonen auf sie anwenden, aber ich möchte noch einmal betonen, daß sie noch nicht als vollgültige Repräsentanten des modernen Liedes gelten können, sondern daß sie nur Vorläufer sind der eigentlich modernen, auf dem Nährboden der Wagnerschen Kunst entsprossenen Tonlyrik.

* * *

Bevor ich mich nun meiner Hauptaufgabe zuwende und es unternehme, die unter der Nachwirkung Wagnerscher Kunst an den Tag getretenen Entwicklungphasen des deutschen Liedes in einer Reihe ihrer nennenswerten Vertreter vorzuführen, dürfte es sich vielleicht empfehlen, daß man auf deduktivem Wege im allgemeinen über die wesentlichen Merkmale dieses modernen, oder wie ich es schon nannte, des neudeutschen Liedes sich klar zu werden sucht.

Daß das Neue, das Wagners Einfluß auch der Entwicklung des Liedes bringen mußte, nicht rein musikalischer Natur sein konnte, ergibt sich schon von vornherein aus dem Wesen seiner Kunst. Überdies haben wir schon bei der ihm geschichtlich am nächsten stehenden Gruppe von Lyrikern erkannt, daß die Anwendung der musikalischen Neuerungen Wagners noch nicht das neue Lied erzeugte. Die Erweiterung des musikalisch-technischen Gebietes, also insbesondere der Harmonik tat es nicht. Etwas stilistisch Neues, das ihre Lieder wesentlich von der zuletzt durch Schumann vertretenen älteren Phase unterschieden hätte, brachte uns jene Gruppe von Tondichtern nicht. Wenn wir aber untersuchen, worin denn das für die Vokalmusik stilistisch Neue bei Wagner beruhen möge, so können wir nicht lange im Finstern tappen. Man wähnte gelegentlich, das musikalische Leitmotiv, also die Anordnung der thematischen Arbeit nach symbolistischen Gesichtspunkten, sei das Wesentliche, und neigte sogar dazu, einen Tondichter, der etwa einzelne Themen durch einen Liederzyklus konsequent durchführte, zum „Wagner des Liedes" zu ernennen. Aber selbst, wo das geschah, wie etwa in Weingartners schöner Vertonung der „Wallfahrt nach Kevlaar" — selbst da ergab sich's, daß die Lösung des Problems nicht um einen Schritt weiter vorgerückt war. Als die Pointe der vokalstilistischen Reform Wagners mußte man schließlich erkennen: die Wiedergeburt des Rezitativs.

Lassen wir uns bei dem Wort Rezitativ nicht ins Bockshorn jagen durch die Bemerkungen, die Hanslick in seiner unheilvollen,

mit den Begriffen geistreich jonglierenden Broschüre „Vom Musikalisch-Schönen" daran knüpft. Er nennt es die Form, „die am unmittelbarsten und bis auf den Akzent des einzelnen Wortes sich dem deklamatorischen Ausdruck anschmiegt, nicht mehr anstrebend, als einen getreuen Abguß bestimmter, meist rasch wechselnder Gemütszustände", und charakterisiert die ästhetische Natur des Rezitativs damit ganz treffend. Wenn er dann im Rezitativ, als wahrer Verkörperung der modernen Lehre, uns die höchste, vollkommenste Musik sehen läßt, so wäre wohl als Verbesserung vorzuschlagen: das Rezitativ ist die vollkommenste Form der Vokalmusik. Nach dieser redaktionellen Änderung wäre aber dem federgewandten Musik-Thersites zweifellos zuzugestehen gewesen, daß er auch in der modernen Musik überraschend gut das Gesetzmäßige zu abstrahieren verstände. Doch leider sah der boshafte Raisonneur vor lauter Logik die Tatsachen nicht; er argumentiert nämlich weiter: „in der Tat sinkt die Musik im Rezitativ ganz zur Dienerin herab und verliert ihre selbständige Bedeutung". Und darin sieht er einen Beweis, „daß der Ausdruck bestimmter Seelenvorgänge mit der Aufgabe der Musik nicht kongruiert, sondern in letzter Konsequenz derselben entgegensteht." Wenn er weiter auffordert: „Man spiele ein längeres Rezitativ mit Hinweglassung der Worte und frage dann nach seinem musikalischen Wert und Bedeuten", so habe ich nichts dagegen einzuwenden, ja, ich gebe sogar zu, daß, wie Hanslick weiter verlangt, jede Musik diese Probe aushalten müsse, wenn wir ihr allein die hervorgebrachte Wirkung zuschreiben sollen. Ich bemerke freilich nebenbei, daß Hanslicks letzte Voraussetzung falsch ist, daß wir niemals in der Vokalmusik die hervorgebrachte künstlerische Wirkung allein der Musik zuschreiben sollen, sondern unter allen Umständen der Verbindung der Musik mit dem Dichterwort. — Wenn wirklich jede Musik die Hanslicksche Probe aushalten müßte, und keines der klassischen Rezitative vermöchte das, so wäre damit durchaus noch nichts gegen das ästhetische Prinzip des Rezitativs bewiesen. Und in der Form, wie Wagner in seinen Dramen das Rezitativ stilistisch reorganisiert hat, hält es sogar dem Hanslickschen Rigorosum stand. Fragen wir nur die Militärdirigenten der Kulturländer, ja, berufen wir einen Kongreß der Schusterbuben Europas ein und lassen sie über „Wotans Abschied" votieren, dann werden wir in schönster Form ein Plebiszit für das Rezitativ und gegen den öden Formalismus der Hanslickianer erhalten.

Auch das Rezitativ ist einer der Punkte, wo Hanslick aus richtigen

Prämissen just das Entgegengesetzte folgerte von dem, was eine unbefangene Logik ohne böswillige Voreingenommenheit zu folgern fände. Doch Hanslick ist ein toter Mann, war schon zu Lebzeiten so tot, wie wenige, da auf der ganzen Linie die Musikgeschichte die von ihm aufgestellten Schlagbäume überrannte und keines seiner Wegverbote respektiert hat. Ich weiß nicht, ob in Wagners Lebensgang mehr Tragik liegt, oder in dem seines verbissensten und giftigsten Feindes, der an seinem Lebensabend sehen mußte, wie kurze Beine Kulturlügen haben und daß sein ganzes Lebenswerk darin bestanden hatte, den Zeiger der Musikgeschichte um einige Sekunden zurückzuschieben, ohne das Uhrwerk zum Stillstehen gebracht zu haben. Um aber zu unserem Thema zurückzukommen: Der Schritt von Wagner zu einer wirklich auf seinem Schaffen beruhenden Lyrik war geschehen, sobald aus dem dramatischen das lyrische Rezitativ hervorging. Das lyrische Rezitativ; die Bezeichnung habe ich vor anderthalb Jahrzehnten geprägt, zunächst um meine eigenen lyrischen Arbeiten vor dem törichten Einwand zu bewahren „Aber das sind doch keine Lieder!" Um sie als Lieder anerkannt zu sehen, mußte ich sie anders benennen, war mir aber völlig klar darüber, mit der Formulierung, an der sich seitdem die Kritik die Zähne auszubeißen liebt, das Wesentliche des auf Wagnerschem Boden entsprossenen Liedes zu bezeichnen. Der Sinn scheint mir so klar zutage zu liegen, daß ich noch heute nicht verstehe, wie so mancher Kritiker daran vorübertappen konnte: die Bezeichnung sagt, daß die Rezitativform — selbstverständlich in der Entwicklungphase, die Wagner ihr gegeben, auf lyrische Kunstzwecke angewandt sei. Darin aber spricht sich vor allem der Grundsatz aus, daß der lyrische Komponist nicht mehr von dem musikalischen Gedanken ausgeht, der vielleicht schon existierte, ehe der Tondichter den Text kannte, so daß nachher vielleicht alle möglichen Textveränderungen vorgenommen werden, Wortumstellungen oder gar Wortänderungen nur um des melodischen — Vorurteils willen.

Der moderne Lyriker geht von dem Text aus; dieser liefert ihm durch seinen wahrhaftigen Rhythmus, mehr oder weniger vielleicht auch durch den Tonfall die musikalischen Grundgedanken, bei deren gesangmelodischer Ausführung dann aber stets die deklamatorische Wahrhaftigkeit der maßgebende Gesichtspunkt bleibt. Damit allein kann's natürlich nicht getan sein. Das sind die Gesichtspunkte; zu deren Anwendung gehört aber ein Musiker, gehört ein Künstler! Und wer nur ein trockenes Rezitativ, „recitativo secco" zuwege bringt, überhaupt, wem „nix ein-

fällt", der soll halt das Komponieren lassen. Das neudeutsche Lied ist das lyrische Rezitativ, insoweit dessen Schöpfer — was eingefallen ist. Und so läge es denn nahe, das Kriterium zum Teilungprinzip für unsere weiteren Betrachtungen aufzustellen: Liederkomponisten, denen was eingefallen ist, und Liederkomponisten, die — gerne möchten. Offen gestanden — das Teilungprinzip liegt zu nahe. Ich ziehe es vor, die Tondichter, denen nichts einfällt, von meinen Betrachtungen auszuschließen und nach einem anderen Kriterium für die Gruppierung des noch zu bewältigenden Stoffes zu suchen.

Ich glaube ein sehr wesentliches Kriterium zu finden in dem psychologischen Verhältnis des Komponisten zum Dichter. Das ist ein Gesichtspunkt, den es für die Vertreter der älteren Tonlyrik kaum gab. Deren Verhältnis zum Text war im wesentlichen damit erschöpft, daß das Gedicht ihnen den Vorwand und formelle Grundzüge für ein Musikstück gab. Sie taten meist schon ein übriges, wenn sie ihr Musikstück auf dieselbe Grundstimmung einrichteten, die im Texte sich aussprach. Im Grunde kam diese Lyrik auf Hanslicks „Spiel tönend bewegter Formen" heraus. Sie lieferte Musikstücke, bei denen es gleichgültig blieb, ob ein Sänger das Gedicht sang, oder ein Pistonbläser die Gesangmelodie blies. Die rühmlichen Ausnahmen sind so selten, daß sie in der Tat die Regel bestätigen. Ja, oft blieb es sogar gleichgültig, ob der Sänger den Originaltext sang, oder irgend einen in der Grundstimmung verwandten, dessen Verse sich an das gleiche prosodische Schema hielten. Als ein drastisches Beispiel möchte ich die bekannte lebenslustige Ode des Horaz in Erinnerung rufen: „Integer vitae scelerisque purus". Es ist Gemeingut unserer Liedertafeln und Schülerchöre geworden in einer Weise, — Flemming heißt, glaube ich, ihr Urheber, — die gleich groß ist in der Mißachtung des Sprachrhythmus, wie der Stimmung des Gedichtes. Die Ironie des Schicksals hat es gewollt, daß irgend ein anderer Schöngeist der wehmütigen Weise, die zu des galanten Römers liebenswürdigem Scherzlied erdacht war, einen Text unterlegte, der regelmäßig bei Schülerbegräbnissen von den Schülerchören zu Gehör gebracht wird.

Also für den modernen Tonlyriker ist sein Verhältnis zu dem Textdichter maßgebend. Und zwar handelt sich's hierbei eigentlich um eine Modernisierung der älteren Frage, ob dem Komponisten der Text oder die Musik die Hauptsache ist. Das ergäbe mithin die Möglichkeiten eines egoistischen oder eines altruistischen Verhaltens zum Gedicht. Beides ist möglich: egoistisch wird sich der Musiker verhalten,

dem sein eigenes Seelenleben das Ausdrucksobjekt ist, der von dem Gedicht nur die Anregung nimmt, seine eigene Stimmung zum Ausdruck zu bringen, dem also das Gedicht nur Mittel zum Ausdruck seines Ich ist. Das Bedürfnis, sein eigenes Seelenleben zum Ausdruck gelangen zu lassen, kennzeichnet ihn als Lyriker im eigentlichen Wortsinn.

Diesem Typus gegenüber steht der andere, dem das Gedicht nicht Mittel zum Zweck, sondern Selbstzweck ist. Kann man jenen Lyriker im engeren Wortsinn als subjektiven Lyriker bezeichnen, so wäre dem Künstler, der in dem Lied nicht sein eigenes, sondern des Dichters Empfinden zu gesteigertem Ausdruck zu bringen bestrebt ist, das Prädikat eines objektiven Lyrikers zuzubilligen. Es kann zunächst meine Aufgabe nicht sein, zwischen beiden Möglichkeiten des ästhetischen Verhaltens a priori eine Wahl zu treffen. Vielmehr möchte ich beide Klassen von lyrischen Tondichtern zunächst rein sachlich in ihren wichtigsten Vertretern näher beleuchten und dabei mit der zahlreicheren Gruppe der lyrischen Subjektivisten den Anfang machen. Sie wollen, wie wir gesehen, nur sich selber künstlerisch zum Ausdruck bringen; das Gedicht ist ihnen nur Mittel zum Zweck, zu dem Zweck des künstlerischen Sich-aus-lebens.

Dieses Verhältnis bedingt auf der anderen Seite, — wenigstens in den rein künstlerisch zu wertenden Fällen, und nur von solchen soll die Rede sein, — daß der Musiker nur dann lyrisch zum Schaffen genötigt ist, wenn ihm ein Gedicht begegnet, das mit seiner primär vorhandenen Seelenstimmung im Einklang steht. Der extremste, also wohl reinst lyrische Fall ist der, daß der Musiker unter dem Eindruck einer bestimmten seelischen Erschütterung ein Gedicht findet — oder weiß, das just seiner Stimmung entgegenkommt. Ich glaube, daß das die Fälle sind, in denen die besten subjektiv-lyrischen Lieder komponiert werden. In diesen Liedern wird aber stets die Persönlichkeit des Tondichters deutlich zum Ausdruck gelangen. Und diese Persönlichkeit wird sich durch die verschiedenartigsten Stimmungbilder hindurch gleich bleiben, denn Persönlichkeitausdruck ist Stil. Also der rein subjektive Tonlyriker wird seinen ausgesprochenen Stil haben, der, wenn er nur ein Knirps ist, sich allerdings wohl auch in der Form der Manier bekunden kann.

Schluß in der Juli-Nummer.

Robert Stiassny:
Ein Schloß im Donautale.
(Kreuzenstein und sein Burgherr.)

H i e r z u v i e r B i l d e r.

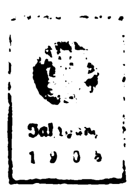
Gehören Kunstliebe und Mäcenatentum noch zum sozialen Berufe der Aristokratie, sind sie eine Standessache? Sein geschichtlich erwachsenes Vorrecht auf die Förderung der Kunst hat der Adel so gut wie die Kirche gewiß eingebüßt. Und doch hatte die Kunst unter feudalem Schutz und Schirm in mehr wie einer Hinsicht bessere Tage als heute, wo die Pflege der modernen Produktion dem bureaukratischen Staate anvertraut ist, der zur Kunst kein eigentliches Verhältnis hat, während der Besitz von Altertümern zur Mode zu entarten beginnt, der amerikanische Trustmagnaten die Marktpreise diktieren. Wogegen der Adel, selbst ein leibhaftiges Stück Geschichte, die vergangenen Dinge wenigstens als historische Urkunden zu respektieren pflegt. Gesellt sich dazu der Blick für die Erscheinung, das richtige Gehör für das Idiom, in dem die Denkmäler reden, so wird der Geschichts- und Altertumsfreund zum Kunstfreunde. Zu den Liebhabern dieses Schlages zählt G r a f H a n s W i l c z e k, der erste Kunstkavalier Österreichs, der Ende vorigen Jahres unter einer seltenen Fülle von Sympathiebezeugungen aus Stadt, Land und Reich die Schwelle der Siebziger überschritten hat. Eine halbhundertjährige Sammlerlaufbahn liegt hinter ihm. Von ihren Anfängen hat er selbst vor etlichen Jahren in einem Vortrage „Erinnerungen eines Waffensammlers“ erzählt: „Schon als Kind waren mir die historischen Heldengestalten, vor allem Kaiser Maximilian I., meine Herzensheiligen und jeder Gegenstand, den sie, wie ich mir dachte, vielleicht gesehen oder gar berührt haben konnten, war mir ebenso verehrungswürdig wie eine heilige Reliquie.“

Man vernimmt in diesem Geständnisse einen Nachhall der romantischen Begeisterung, die in der Jugendzeit des Grafen die Gemüter beherrscht und die Teilnahme am deutschen Mittelalter in die weitesten Kreise getragen hatte. Es war eine Restaurationsepoche in Kunst und Literatur bekanntlich nicht minder wie in der Politik. Romantische An-

wandlungen waren zwar schon der Zopfzeit nicht fremd geblieben. Noch tief im 18. Jahrhunderte war zuerst in Schottland und England das Verlangen nach Wiederaufnahme der lange mißachteten Gotik erwacht. Auch in Böhmen hatte man bereits anfangs des Jahrhunderts beim Bau einzelner Klosterkirchen auf sie zurückgegriffen; bald entstand in dem Potsdam Friedrich Wilhelms I. das gotisierende Nauenertor. Nachdem Goethe 1772 seine Schrift über altdeutsche Baukunst den Manen Erwins von Steinbach gewidmet hatte, ging man schon an größere Unternehmungen, wie die Löwenburg in Wilhelmshöhe bei Kassel. Aber erst in den Jahrzehnten nach den Befreiungskriegen, als die altdeutsche Herrlichkeit in mythischer Größe vor den Augen der Patrioten sich aufrichtete, kam diese Stimmung allgemein zum Durchbruche. Am Rhein setzt eine neugotische Bewegung ein, die im beginnenden Ausbau des Kölner Domes (1823 bis 1842) ihren Mittelpunkt findet. Die Burgenschwärmerei und Ruinenelegik, nicht wenig gefördert durch die Verbreitung der Walter Scott'schen Romane, erlebt damals zugleich mit dem Ritterstück ihre Blüte. Verfallene Schlösser, vom Zauber der Sage und Dichtung überrankt, werden wiederhergestellt oder ergänzt, nur zu häufig aber „verschönert" und damit verfälscht. Unbedenklich hat diese phantastische Bauromantik hochmerkwürdige Denkmäler vernichtet, um in ihren meist recht nebelhaften Vorstellungen einer dahingeschwundenen Heldenzeit zu schwelgen. Zu dem neuen rheinischen Burgenstile besitzt Österreich ein interessantes Seitenstück in der Franzensburg zu Laxenburg bei Wien. Sie ist 1801 bis 1836 entstanden, als gutgemeinte Nachahmung einer mittelalterlichen Wasserfeste, unter schonungsloser Verwendung kostbarer Architekturreste des Babenberger Fürstenhofes in Klosterneuburg aus dem XIII. Jahrhunderte.

Von solchen dilettantischen Vorbildern hatte die frühgereifte Kennerschaft des Grafen Wilczek sich loszuringen, ehe er es unternahm, ein Stück von der Schönheitswelt der Gotik im Geiste und in der Handschrift der Alten wieder aufzubauen. Zugute kam ihm hierbei, daß seine Kunstfreude keinen literarischen Ursprung hatte, sondern aus der lebendigen Anschauung, aus dem unmittelbaren Umgange mit der künstlerischen Hinterlassenschaft der Epoche geschöpft und von einem treuen Heimatssinne genährt war. Bevor er Sammler wurde, bevor er als werktätiger Helfer der österreichischen Nordpolfahrt und Mitbegründer gemeinnütziger Musteranstalten europäischen Ruf erlangte, war Graf Wilczek ein passionierter Jäger. Auf seinen Weidmannszügen zog ihn das Volks-





Eugen Bracht: Sommerabend
(Zum Essay v. Hans Rosenhagen).

tum der Älpler stets besonders an, in deren Brauch und Kunst viel von der frischen, farbigen Kultur des Mittelalters nachlebt und nachwirkt. Seine Pürschgänge wurden Studiengänge und die Eindrücke, die er auf ihnen empfing — bekennt er in dem Geleitworte einer Neuausgabe des „Jagdbuches" Kaiser Maximilians — hätten ihn dem Verständnisse für die Zeit, welche dieses Buch beschreibt, näher gebracht. Denn wieder geriet er hier in den Bannkreis des teuren Fürsten Maximilian, dieser idealen Jägergestalt und eigentlich typischen Kaisergestalt der Alpen.

Damit war seinem Sammeln Weg und Ziel gewiesen. Nicht als altdeutscher Sonderling hat der Graf eine Raritätenkammer angelegt und nicht als künstlerischer Feinschmecker aus den aufgehäuften Altertümern ein Privatmuseum sich hergerichtet. Denn so viele Erwerbungen durch Gewähltheit und Bedeutung hervorragten, das künstlerische Interesse war nicht immer ausschlaggebend. Es waren goldene Zeiten für die Sammler, die fünfziger und sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts. Ganze Gattungen heute viel begehrter Altsachen, etwa deutsche Holzschnitzereien und Eisenarbeiten des XV. und XVI. Jahrhunderts, standen noch wenig beachtet zur Seite. Versunkene Schätze gab es zu heben, dem Untergange oder der Verschleppung preisgegebene Werke zu retten. Das Finderglück des Grafen wußte die Gunst der Lage trefflich auszubeuten. Was solcherart unter seinen Händen zusammenfloß, rundete sich allmählich zu einem vollständigen Kulturinventare des Spätmittelalters ab, zu einem Bilde aus deutscher Vergangenheit, dem an Reichtum und Geschlossenheit nur wenige auswärtige Nationalmuseen standhielten. Dieses Bild verlangte nach einem Rahmen von ebensolcher Echtheit, die obdachlose Kunsthabe nach einer vertrauten Heimstätte. Es war nun ein lockendes aber kühnes Wagnis, eine solche auf den Trümmern Kreuzensteins zu gründen, der vielumstrittenen Prachtfeste, die einst ein Lehen des Altgrafen Niklas von Salm, des Türkenhelden von 1529, dann im dreißigjährigen Kriege (1645) von Torstensson in die Luft gesprengt, nach weiteren wechselvollen Schicksalen zum Steinbruche herabgesunken war.

In seiner Pietät für mittelalterliche Empfindungswerte ist Graf Wilczek sonst ein abgesagter Gegner moderner Restaurationen und Imitationen. Er weiß, daß jeder noch so stilvolle Um- oder Ausbau das Beste einer Ruine zerstört: die historische Stimmung. Demgemäß verhält er sich durchaus ablehnend gegenüber allen weiterausgreifenden Erneuerungen, von einem Restaurierungsattentate, wie es dem Otto-Heinrichs-Baue in Heidelberg zugedacht war, zu schweigen. Denn, wie

der liegen gebliebene Torso eines Bildwerkes in der Regel keine Zutat oder Fortsetzung von fremder Hand verträgt, so fallen Herstellungsbauten, selbst, wo sie sich auf Originalentwürfe stützen, selten künstlerisch befriedigend aus. Vom alten Kreuzenstein war aber außer hochromanischen Teilen der Ringmauern, einem Rumpf des Ostturmes und Resten der spätgotischen Burgkapelle nicht viel Ursprüngliches mehr erhalten. An Anzeichen, Spuren und Baunachrichten fehlte es indes nicht völlig, wie das Burgbild — halb Wehr-, halb Wohnbau — bis zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts sich entwickelt haben mochte. Die Aufgabe war also, innerhalb der gegebenen Bedingungen eine bewußte Neuschöpfung, ein individuelles Kunstwerk hinzustellen. Wie gut wurde gleich die Gelegenheit des Ortes ausgenutzt, der Bauplatz selbst. Dieses unregelmäßige Plateau des Leissergebirges, auf dem die gewaltigen, ruhigen Massen der Burg in ihrer reichen Gruppierung und schneidigen Silhouette wie ein Naturgebilde uns entgegenwachsen, wenn sie hoch über dem Stromufer aus dunklem Nadelgehölz auftauchen. Wie glücklich lösen sich die Kontraste im Gesamtbilde, wie originell sind Vorwerke, Zinnenmauern, Torturm, Wehrgang zusammengestimmt mit dem Burgkerne, der Kapelle, den Wohn- und Saalgebäuden, endlich den mächtigen Bergfried. In der Verteilung der Massen und Akzente herrscht der spezifisch gotische Rhythmus, jene eigentümliche Kurvenpoesie, die gerade durch die Verschiebungen der Symmetrie und des Gleichgewichts uns so malerisch anheimelt. Und sie geht auf und nieder durch den ganzen Bau. Echte, alte Werkstücke oder getreue Nachbildungen sind durch geistvolle Verbindungen zusammengeschlossen, die sich von der Trockenheit einer doktrinären Schulgotik freihalten, aber bis zum letzten Fensterprofil den Charakter des Stils bewahren. Nur einer jahrzehntelangen Hingabe an das gotische Bauideal, nur einem starken künstlerischen und persönlichen Willen konnte eine in allen Teilen so gleichgewiegte Leistung gelingen. Der frei auslugende Erker (das „Chörlein") des Torturmes beispielsweise mußte sich mehr als eine Versetzung gefallen lassen, bis er sich so fein wie heute der Umrißlinie des Ganzen einfügte. Die Arkaden des „Kaschauer Ganges" mit ihren Giebelwimpergen, gekuppelten Fialen und der durchbrochenen Maßwerkbrüstung darüber können in der altehrwürdigen Kathedrale Oberungarns nicht besser gewirkt haben, als im Kreuzensteiner Burghofe. Ein monumental-dekoratives Prunkstück ersten Ranges ist ferner die Halle an der Südseite, die sich durch eine Bogenstellung in einen weiten, säulengetragenen, in hoher Blendnische liegenden Söller öffnet.

Die altvenezianische, zu einem Tische umgestaltete Brunnenmündung vorne, der spätgotische Grabstein aus dem Salzburgischen an der Westwand und die in die Ecke eingebaute Wendeltreppe erhöhen den eigenartigen Reiz dieser Loggia. Die „Schnecke" ist von dem Bauherrn selbst komponiert, der überhaupt nicht bloß gelegentlich Details gezeichnet, sondern als sein eigener Bauleiter und oberster Werkmeister in den ausführenden Architekten, dem phantasievollen Karl Gangolf Kayser (gest. 1895) und Walcher v. Molthein, vielfach nur Nebenmeister gesehen. Auch seine technischen Mitarbeiter, Steinmetzen, Schmiedekünstler, Zimmerleute und Holzschnitzer hat Graf Wilczek in einer Art familiärer Kunstschule und Baubruderschaft sich erst herangezogen. Daher die Abwesenheit aller Schablonenarbeit, das Gepräge des organisch Gewordenen, allmählich Weitergebildeten, harmonisch Angealterten, das die einzelnen Bautrakte zwanglos ineinander übergehen läßt.

Derselben einheitlichen Eingebung verdankt das Innere der Burg seine brillante dekorative Wirkung. Als Sanktuarium des Hauses hebt sich mit einem vollen polychromen Farbenakkorde die Kapelle feierlich und bedeutsam heraus. Bei den übrigen Räumen ist die Gefahr glücklich vermieden, die „Kirche ins Zimmer" zu übertragen. Der imposante Saal mit den gewundenen Reihungen seines reich gestrickten Netzgewölbes — eine Reminiscenz an den Wladislawsaal der Prager Burg —, die fröhliche, ganz weidgerecht ausgestattete Jagdkammer, die ernste Bibliothek mit den rotmarmornen Mittelsäulen (nach Mustern der Feste Hohensalzburg) und den Gewölbemalereien Hans Schwaigers, des originellen böhmischen Meisters, sind Innenräume von jener harmonischen Durchbildung mehr optischer als organisch-struktiver Natur, mit der die endende Gotik schon in die Renaissance hinüberleitete. Das künstlerische Mittelalter war eben auch im Norden mindestens um zwei Generationen früher abgelaufen als das geschichtliche. In dieses versetzen uns wieder das schlicht aber würdig behandelte Archiv, die trauliche Pfaffenstube mit dem zierlich geschnitzten Pförtchen, der Balkendecke samt Durchzug (aus Nürnberg) und dem Tiroler Eisenofen, die Glöcknerstube im großen Turme, endlich das Parzival- und Badezimmer mit ihren liebenswürdigen Schildereien im Geiste und in der Technik frühmittelalterlicher Fresken von dem Münchener Maler Max v. Mann — durchwegs wahre Kleinodien einer verständnisvoll erneuten Zimmergotik. Zwischendurch schiebt sich eine Flucht von Gelassen, die in ihren lauschigen, warmen Ecken, geschützten Winkeln und mannigfachen

Treppenwitzen nicht weniger das Behagen der alten Wohnkunst atmen. Zu einer individuell-gemütlichen Gestaltung der Räume drängten hier schon die individualistischen Spätformen der Gotik, die in den Holzverschalungen, im Mobiliar und der sonstigen Ausstattung überwiegen. Die Burg ist eben keine Kulissenarchitektur, sie ist nicht als Theaterprospekt, als „Stimmungsmärchen" gedichtet, wie man seltsamerweise immer wieder liest, sondern aus einem praktischen Bedürfnisse von innen nach außen gebaut, als Behälter und Gehäuse eines bestimmten Inhalts.

Wie der Sammler gerade bei Geräten leicht der Versuchung unterliegt, Fehlendes zu ergänzen, aus alten Bruchstücken ganze Interieurs herzustellen — so hat hier eine im Nachschaffen neuformende Phantasie den Sachbesitz der Vorzeit auf seinen mütterlichen Boden, in seine angestammte Umgebung zurückversetzt, ihn nochmals eingepaßt in ein lebendes Ganze. Sorgsam ist dabei allen Stilmätzchen, einer süßlichen „Butzenscheibenlyrik" aus dem Wege gegangen: in der Einrichtung und Anordnung der Gegenstände prägt sich nur die Freude am Charakteristisch-Schönen und eine intime Spezialkenntnis des deutschen Burgenlebens aus, dessen „Zeug und fahrende Habe" man hier bis in die letzten Einzelheiten einer spätgotischen Küche beisammen hat. Was uns am Hausrate der Spätgotik, besonders an den Schreinerarbeiten fesselt, ist nicht zuletzt die tief innerliche Verwandtschaft ihrer vielgestaltigen Formen und ihrer naturalistischen Ornamentik mit dem deutschen Walde. Kaum irgendwo ist denn auch die Gotik seßhafter geworden, als in den deutschen Gebirgsländern. In ihrer Spät- und Nachblüte, als Deutschrenaissance, hat sie sich im Borne der Volkskunst geradezu verjüngt und man weiß, welcher Schätzer jeder Art vaterländischen Gewerbes Kaiser Max gewesen. In den Donauauen bei Kreuzenstein hat Maximilian öfters gejagt. Würde er heute von einem solchen „lustig gejaidt" in der Burg einkehren, so hätte er nicht nur die reichbesetzte Rüstkammer, den Stolz des gräflichen Sammeleifers, zu bewundern und unter anderen persönlichen Andenken seine wohlerhaltene Drehbank, ein Geschenk der Tiroler Landstände, zu begrüßen, er würde auch sonst sich bald heimisch fühlen in der „vernewerten" Feste: ist er doch ihr unsichtbarer Hausherr.

Damit ist schon gesagt, daß es sich in Kreuzenstein um etwas anderes handelt, als um ein großartiges kulturgeschichtliches Museum. Freilich wäre auch ein solches nichts Kleines als Ersatz des in Österreich fehlenden Cluny und als Protest gegen das mechanische Zusammenreihen toter Kunstwerke, das in den meisten öffentlichen Sammlungen noch als

wissenschaftliches System vorherrscht. Und es ist ferner klar geworden, wodurch die Burg von bloßen Stilkopien wie etwa den bayerischen Königsschlössern Ludwigs II. sich unterscheidet. Eine seltene Anempfindungs- und Durchdringungskunst hat hier das Übernommene selbständig umgewertet und die Entwicklungsfähigkeit der gotischen Formen neuerdings dargetan. Diese spontane Weiterbildung einer künstlerischen Ausdrucksweise, die in die Volksphantasie, in unsere Volksgeschichte sich eingelebt hat, gibt Kreuzenstein seine bleibende Bedeutung. Ihr verdankt die Burg auch die Teilnahme Kaiser Wilhelms II. am Fortgange und Abschlusse der mehr als dreißigjährigen Arbeit, der er gelegentlich seines Besuches im Juni 1906 bewundernden Ausdruck gegeben.

Die romantische Gotik war auf der Suche nach einem geometrisch-konstruierbaren Normalsysteme — noch Semper spricht von einer „steinernen Scholastik" — rasch in akademischer Nüchternheit erstarrt. Und zwar nicht bloß in Deutschland. Auch die Gotik eines Viollet-le-Duc scheint uns heute aus dem Ankersteinbaukasten geholt. Rücksichtslos gegen jedes provinzielle Herkommen, hatten diese Puristen sich eine Allerweltsgotik zurechtgelegt, und die Spätgotik folgerichtig als „schlechte Zeit", als Entartung verworfen. Gleichwohl hatte der Stil auf deutschem Boden erst im sinkenden Mittelalter sich recht gefunden, wie die Mannigfaltigkeit nationaler Besonderheiten und lokaler Spielarten beweist, in die er, zumal in den Grenzgebieten, auseinanderstrahlte. Dieser mit Nachdruck betonte Stammescharakter, die autochthone Note ist das Allerbeste und das Allereigenste, was in Kreuzenstein geleistet wurde. Nur mit ihrer Hilfe gelang es, Stimmung und Farbe, die ganze Atmosphäre der maximilianischen Zeit in so unvergleichlicher Weise einzufangen, daß man ein spätgeborenes Werk originaler Heimatskunst vor sich zu haben meint, ein Gesamtkunstwerk, in dem die Triebkraft der Gotik noch einmal von der Wurzel herauf ausgeschlagen hat.

Liegt in diesem Erfolge nicht ein Wink auch für die jüngste Kunstbewegung, die unter dem Feldgeschrei „Los von der historischen Richtung" sich so oft der Nachahmung zeitlich und örtlich entlegener Kulturen, ja Halbkulturen in die Arme wirft? Nicht umsonst hat ja zum Beispiel der moderne englische Möbelstil an die strenge, aber einfach-gesunde Eigenart der Gotik öfters angeknüpft. In der Tat könnten die modernen Versuche, das künstlerische Gewerbe dem Fabriksbetriebe zu entreißen und wieder auf Persönlichkeiten zu stützen, von Unternehmungen wie Kreuzenstein Mancherlei lernen. Haben doch, indes die Nutzkunst von heute meist

nur in Luxusäußerungen wirkt, selbst die handwerklichsten Schöpfungen einen unverwüstlichen Reiz: nicht allein die zwecksichere Materialbehandlung, auch das Mark deutschen Lebens spricht uns aus ihnen an.

Durch die aristokratische Kultur in Österreich geht sonst ein starker französischer Einschlag. Wenn die Schönheitssympathien des Grafen Wilczek sich dem deutschen Mittelalter zugewendet haben, so hat sein nationales Bewußtsein daran nicht weniger Anteil wie sein historischer Standesgeist. Aber seine Leidenschaft für die Vergangenheit ist nicht gleichbedeutend mit einer Reaktion für die Gegenwart. Kein gotischer Mensch, sondern ein Mann, der mit beiden Füßen in seiner eigenen Zeit steht, mit ihren bewegenden Ideen Fühlung hat, ist er weit davon entfernt, im stahlblinkenden Helm und Harnisch zu seinen Ahnenbildern sich malen zu lassen. Mit seinem weiten und freien Blick wird er den Größten aller Völker ebenso gerecht wie den Forderungen der lebenden Kunst. Nur, daß sein geschärftes Wertgefühl für das Echte ihn abhält, das viele Falsche und Gemachte in ihr zu überschätzen. Den Meistern der deutschen Renaissance ist Kaiser Maximilian mehr Anreger als eigentlicher Schutzherr gewesen. Ebenso hat Graf Wilczek häufiger als Mentor und Freund namhafter Künstler in die neueste österreichische Kunstgeschichte eingegriffen als durch Aufträge und Bestellungen. Aber er schenkte ihr ein Höheres, für das sie ihm Dank schuldet: seine gewinnende Persönlichkeit, das Bild einer Vollnatur, eines wahrhaft adeligen Edelmannes. Und damit reicht er als „Ritter vom Geiste" unserer Tage, über die Jahrhunderte hinweg, wahlverwandtschaftlich dem „letzten Ritter" die Hände.*)

*) Aus der Literatur über Kreuzenstein sei neben einer historischen Skizze J. Paukerts in der „Topographie von Nieder-Österreich" (Sonderabdruck, Wien 1899) eine vorzügliche Würdigung der damals noch unvollendeten Burg von dem seither leider aus dem Leben geschiedenen Architekten Camillo Sitte, dem Verfasser des vielgelesenen Buches „Der Städtebau" in der Monatsschrift „Kunst und Kunsthandwerk", I (Wien 1898) hervorgehoben. — Unseren Illustrationen liegen bisher unveröffentlichte Aufnahmen aus einer umfassenden Bilderserie des Hofphotographen W. Burger in Wien zu Grunde, dessen als Spezialität gepflegte Reproduktionen der Burg technische Vollkommenheit mit künstlerischem Geschmacke verbinden.

Hermann Großmann: Bedeutung der chemischen Technik für das deutsche Wirtschaftsleben.

Die chemische Industrie Deutschlands hat sich seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts außerordentlich rasch entwickelt, so daß sie nicht nur in verhältnismäßig kurzer Zeit fähig wurde, den deutschen Markt mit chemischen Produkten zu versorgen, sondern auch in stets steigendem Maße zum deutschen Exporthandel beitragen konnte. Auch das mit der chemischen Industrie eng verknüpfte deutsche Berg- und Hüttenwesen erlebte in den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Periode schnellster Fortentwicklung; erfolgten doch in jener Zeit besonders auf dem Gebiet der Kohlen- und der Eisenindustrie und ihrer Nebenzweige, und bald darauf auf denen des Kalibergbaus jene zahlreichen industriellen Gründungen und der weitere Ausbau älterer, anfangs nur kleinerer Unternehmungen. Berg- und Hüttenwesen war allerdings in Deutschland schon in den vergangenen Jahrhunderten zu einer gewissen Blüte gelangt. (Es sei an den Silberbergbau des Harzes, an die Kupfergewinnung in der Grafschaft Mannsfeld, an die Förderung von Erzen aller Art im sächsischen Erzgebirge und speziell von Arsenerzen im Glatzergebirge erinnert.) Aber man kann wohl mit Recht behaupten, daß in der Zeit von 1850 bis zur Gegenwart die Fortschritte auf diesem Gebiet, begünstigt vor allem durch die Entwicklung der chemischen Technik und der andern technischen Wissenschaften, die aller früheren Perioden weit hinter sich lassen. Aus einem ehemaligen Importland fast aller Rohstoffe und der wichtigsten Fabrikate der chemischen Industrie ist Deutschland so nach und nach eins der ersten Exportländer für chemische Produkte geworden. So hat sich besonders unser Verhältnis zum englischen Markt in dieser Hinsicht vollständig geändert. Die auch heute noch sehr bedeutende Einfuhr von Rohstoffen ist als eine tatsächliche Bereicherung der nationalen Volkswirtschaft anzusehen, denn diese notwendige Einfuhr dient, abgesehen von dem gewaltig gestiegenen eigenen Konsum, vor allem zur Erzeugung wert-

voller Fabrikate bezw. Raffinerieprodukte, die nur zum Teil im Inland verbraucht werden, zum Teil aber auch in veredelter und demnach wertvollerer Form in das Land der Rohstoffproduktion wieder zurückkehren. Den Exportwert aller chemischen Waren heute zu berechnen, ist unmöglich geworden, einerseits weil der Begriff der chemischen Industrie als solcher der scharfen Bestimmtheit und Begrenzung überhaupt ermangelt, andererseits weil durch die im Jahre 1906 erfolgte Änderung der deutschen Zollgesetzgebung die chemischen Produkte in der Handelsstatistik ganz wesentlich verschieden gegenüber den früheren Perioden behandelt worden sind. Um aber wenigstens einen ungefähren Anhalt dafür zu gewinnen, wie die chemische Industrie im Laufe der letzten 20 Jahre sich zu einer bedeutenden Exportindustrie entwickelt hat, mögen aus den früheren vergleichbaren Statistiken für die chemische Industrie nur folgende Zahlen angeführt werden, die sich auf die Ein- und Ausfuhr an Rohstoffen und Fabrikaten beziehen:

	Rohstoffe		Fabrikate	
	Einfuhr Mill. M.	Ausfuhr Mill. M.	Einfuhr Mill. M.	Ausfuhr Mill. M.
1880	111,7	36,9	102,3	200,2
1890	149,9	32,6	111,9	242,1
1895	168,9	37,2	110,9	301,7
1900	218,4	45,2	113,0	352,4
1905	290,6	66,5	140,4	475,8

Die frühere Handelsstatistik verstand unter Rohstoffen im allgemeinen Sinne

a) die eigentlichen Rohstoffe der chemischen Industrie,

b) die Droguen zum Medizinalgebrauch und zu Parfümerien,

c) Harze aller Art, Abfälle zur Leimfabrikation,

d) Gär- und Klärmittel,

e) rohe Farbmaterialien,

f) Farbstoffe.

Die Gruppe Fabrikate umfaßte: a) chemische einfache Stoffe, Basen, Säure und Salze, b) Äther und ätherische Öle, Arzneien und Parfümerien, c) Harzöle, Firnisse, Lacke und Klebstoffe, d) Sprengstoffe und Zündwaren, e) Pech, Teer und Teerdestillate, f) Schreib-, Zeichenmaterialien, Farbwaren.

Wie man es aus der Tabelle sieht, hat seit 1880 die Einfuhr chemischer Rohstoffe zwar gewaltig zugenommen, aber in noch viel höherem

Grade ist die Ausfuhr gewachsen. Nimmt man an, daß der Wert der von der gesamten chemischen Industrie erzeugten Produkte heute etwa $1^1/_2$ Milliarden jährlich beträgt, so ergibt sich, daß mindestens $^1/_3$ der Gesamtproduktion auf den Absatz an das Ausland angewiesen ist. Diese Zahl von $1^1/_2$ Milliarden Mark gründet sich auf die im Jahre 1897 vom Reichsamt des Innern veranstaltete Produktionsstatistik, welche einen Gesamtwert von 947,9 Millionen Mark laut amtlicher Ermittelung ergab. Allerdings ist diese Statistik nicht auf alle Zweige der chemischen Industrie ausgedehnt worden, aber sie bleibt mangels anderer zuverlässiger Produktionserhebungen der einzig sichere Rückhalt für alle solche Schätzungen. Die Tatsache, daß die chemische Industrie Deutschlands und speziell einzelne Zweige derselben auf den ausländischen Absatz angewiesen sind, erklärt es, weshalb diese Industrie ein natürliches großes Interesse an gesicherten Zollverhältnissen im Verkehr mit dem Auslande haben muß. Sie gibt uns aber auch gleichzeitig die Gewähr, daß selbst bei einer zeitweise verringerten Aufnahmefähigkeit oder Aufnahmewilligkeit des Auslandes unsere chemische Industrie doch einen festen Rückhalt an dem heimischen Konsum hat, der auch heut noch einer starken Steigerung fähig ist, wie die Entwicklung der letzten Jahre gezeigt hat.

Es wird heute, wo die wirtschaftliche Konjunktur von der Höhe der Jahre 1905 bis 1907 herabgesunken ist, vielfach die Frage erörtert, wie sich die fast bis zum Ende des Jahres 1907 im allgemeinen als gut zu bezeichnende Lage der chemischen Industrie in Zukunft gestalten wird, ob der vielfach sehr verstärkte Zollschutz des Auslandes unseren Export in einer Weise wird schwächen können, so daß ein starker Rückgang der Industrie eintritt, ob schließlich sich die von manchen vorher prophezeiten ungünstigen Folgen der Handelsverträge für Deutschland sich etwa schon jetzt bemerkbar gemacht haben.

Um diese Fragen prüfen zu können, müssen wir unser Augenmerk auf die einzelnen Zweige der chemischen Industrie richten, wir gewinnen dadurch zugleich auch bis zu einem gewissen Grade eine Übersicht über die volkswirtschaftliche Bedeutung eines jeden Spezialzweiges. In der folgenden Tabelle, welche dem Bericht der Berufsgenossenschaft der chemischen Industrie für 1906 entnommen ist, sind für jeden Industriezweig die Zahl der Betriebe und die Zahl der beschäftigten Vollarbeiter und der versicherten Personen aufgeführt. In der letzten Kolonne ist endlich die Zahl der beschäftigten und versicherten Personen besonders berechnet worden, welche auf e i n e n Betrieb kommen.

Gruppe der chemischen Industrie	Anzahl der Betriebe	Anzahl der versicherten Personen	Zahl der versicherten Personen in einem Betrieb
Salinen	32	2 178	68
Chemische Großindustrie	231	24 986	108
Sonstige chemische Präparate	888	32 300	36
Apotheken	68	443	6
Farbematerialien	335	12 722	37
Bleistifte	38	356	9
Anilinfarben	27	22 398	829
Sonstige Steinkohlenteerderivate	71	5 141	72
Pulverfabriken	51	2 488	48
Sonstige Explosivstoffe	116	7 673	66
Zündwarenfabriken	106	6 380	60
Abfuhr- und Desinfektionsanstalten	64	595	9
Künstliche Düngestoffe	273	9 184	33
Abdeckereien	51	230	4
Holzkohlenfabriken	46	568	12
Harz- und Pechgewinnung	39	427	10
Talgschmelze und Seifensiedereien	825	9 510	11
Stearin- und Wachskerzen	119	3 196	26
Kohlenteerschwelerei	69	2 923	42
Teerbrennerei	135	1 055	7
Ätherische Öle	212	4 229	19
Firnisse und Kitte	947	12 256	12
Dachpappenfabriken	160	2 965	18
Gummiwarenfabrikation	170	27 146	159
Imprägnierungsanstalten	38	750	19
Mineralwässer	3394	10 096	3
Summa:	8505	202 195	24

Der Großbetrieb über 50 Arbeiter ist also vor allem herrschend in der Industrie der Salinen, der Anilinfarbenfabrikation, der Industrie der Steinkohlenteerderivate, in der Pulver- und Explosivstoffherstellung, der Zündwarenfabrikation und in der Gummiindustrie. Der Kleinbetrieb unter 10 Arbeitern kommt vor allem in Betracht bei den Apotheken, welche ja keine eigentlichen chemischen Fabriken darstellen, bei der Herstellung von Mineralwässern, bei den Abdeckereien, der Teerbrennerei, der Harz- und Pechgewinnung, der Bleistiftfabrikation, und auch die Seifenfabrikation stellt im wesentlichen eine Industrie vor, in der der Kleinbetrieb überwiegt. Bei den anderen Industriezweigen ergeben sich Durchschnitts-

zahlen, welche auf ein Vorwiegen der Mittelbetriebe hindeuten. Es besagt aber die Zahl der Arbeiter, welche auf einen Betrieb kommen, natürlich allein noch nichts, hinsichtlich der volkswirtschaftlichen Wichtigkeit der betreffenden Industrie, denn Unternehmungen, welche mit nur verhältnismäßig kleinem Arbeiterpersonal wertvolle Präparate herstellen, besitzen häufig eine größere wirtschaftliche Bedeutung als solche, die gewöhnliche Massenwaren produzieren, bei dieser Fabrikation aber viel Arbeitskräfte gebrauchen müssen.

Was die Rentabilität der chemischen Industrie anbetrifft, so schwankt dieselbe selbstverständlich in den einzelnen Jahren entsprechend der allgemeinen Konjunktur, sondern auch sehr erheblich in den einzelnen Fabrikationszweigen, welche untereinander, wie oben angedeutet, große Differenzen aufweisen. Die Rentabilität eines Unternehmens wird ja durch eine ganze Reihe von Momenten bestimmt: durch den Wert der Produkte, die Kosten des Betriebes, die Intelligenz und Erfindungskraft der technischen Leiter, die kaufmännischen Erfolge des Unternehmens, die Absatzmöglichkeit und durch die Verkehrsverhältnisse, durch die Lage des Arbeitsmarktes und beim Export durch die Konkurrenzfähigkeit des heimischen Produktes gegenüber dem ausländischen, wobei vor allem die Zollverhältnisse eine wichtige Rolle spielen. Naturgemäß lassen sich für die Rentabilität der gesamten Industrie nur Durchschnittszahlen geben, deren Wert erst bei einer Vergleichung mehrerer Jahresergebnisse hervortritt. Als bestes Vergleichsobjekt müssen die Ergebnisse der Aktiengesellschaften betrachtet werden, aus deren Bilanzen sich ein Bild des Geschäftsjahres gewinnen läßt. In der folgenden Übersicht sind die Durchschnittserträgnisse der einzelnen Industriezweige für die Jahre 1904, 1905 und 1906 zusammengestellt:

	1904	1905	1906
Chemische Großindustrie	8,66	8,92	9,25
Pharmazeutische und photographische Präparate	9,67	9,35	9,98
Teerfarben	11,68	13,54	16,72
Explosivstoffe	10,40	11,96	12,65
Zündwaren	5,21	5,82	5,83
Braunkohlen	7,38	7,64	10,13
Düngemittel	8,66	9,00	9,60
Gummiwaren	8,02	7,05	7,38

Die Zahlen des Jahres 1906 stellen, wie sich aus der vorstehenden Übersicht ergibt, geradezu Rekordziffern dar. Auch während des Jahres 1907 hielt die günstige Entwicklung für die chemische Industrie als Ganzes betrachtet noch an, wenn auch naturgemäß die Schwierigkeit der Geld-

und Kreditverhältnisse, die zum Teil ganz gewaltigen Steigerungen der Rohstoffpreise und das allmähliche Abflauen der wirtschaftlichen Hochkonjunktur, besonders in der zweiten Hälfte des Jahres, sich in manchen Zweigen der Industrie unliebsam bemerkbar machten. Jedenfalls aber kann man bei Betrachtung der Import- und Exportzahlen des ganzen Jahres 1907 nicht sagen, daß die Stellung der deutschen chemischen Industrie im Kampfe mit den konkurrierenden Industrien des Auslandes irgendwie erschüttert worden sei. Dagegen sprechen vor allem auch die bis jetzt bekannt gewordenen Dividendenschätzungen für eine große Zahl von bedeutenden chemischen Aktienunternehmungen, welche auf eine recht günstige Rentabilität hinweisen. Wenn einzelne Zweige der Industrie, wie besonders die Kaliindustrie, die Seifen-, Bleiweiß- und Kohlensäureindustrie das verflossene Jahr 1907 nicht zu den erfolgreichen zählen werden, so lag das zum Teil an Verhältnissen, die ganz unabhängig von der Art der staatlichen Wirtschaftspolitik waren. Der Absatz an Kaliprodukten litt z. B. einerseits durch die ungünstigen Witterungsverhältnisse des Jahres 1907, andererseits wurde er durch den inzwischen ja glücklich beendeten Konflikt des Syndikats mit dem Schmidtmannschen Werk Sollstedt geschmälert, da das Ausland infolge der hierdurch verursachten und leider auch zur Zeit noch nicht vollständig behobenen Unsicherheit bezüglich des Weiterbestehens des Syndikats zu geringeren Abschlüssen an Kalisalzen sich veranlaßt sah. So hat auch der Absatz an Kaliprodukten aller Art im Jahre 1907 nur eine sehr geringe Steigerung erfahren, was um so bedenklicher ist, als im Jahre 1908 und in den folgenden Jahren eine nicht geringe Zahl neuer Werke an die Pforten des Syndikats pochen werden und durch ihre bloße Existenz von vornherein eine Schmälerung der Rentabilität der älteren Werke verursachen müssen.[1])

Organisationsfragen haben auch die Gesundung der schon geraume Zeit in schlechter Lage befindlichen Seifenindustrie, wie die der Industrie der flüssigen Kohlensäure bisher verhindert, denn es ist bisher noch nicht gelungen, in diesen Industriezweigen ein festes Syndikat oder wenigstens eine Preiskonvention durchzusetzen, welche der ruinösen Preisunterbietung ein Ende hat machen können.

[1]) In den ersten Monaten des Jahres 1908 hat sich der Absatz an Kaliprodukten erfreulicherweise wieder gehoben, so daß die gegründete Hoffnung besteht, daß die Entwicklung der deutschen Kaliindustrie trotz der immer stärkeren Konkurrenz sich günstig gestalten wird.

Ein genauer Vergleich der Ein- und Ausfuhrzahlen aller chemischen Produkte des Jahres 1907 ist durch die im Jahre 1906 erfolgte Änderung und weitgehende Spezialisierung des neuen deutschen Zolltarifs unmöglich geworden. Einmal, weil der neue Tarif erst am 1. März 1906 in Kraft trat, demnach zwei Monate des Jahres für sehr zahlreiche Produkte nicht in statistisch vergleichbarer Form vorhanden sind, andererseits weil naturgemäß in diesen beiden Monaten ein außerordentlich lebhafter Verkehr in Chemikalien stattfand. Wir müssen uns deshalb darauf beschränken, nur die Ein- und Ausfuhrzahlen derjenigen Hauptgruppen im neuen Warenverzeichnis hier ohne besonderen Vergleich mit den Vorjahren wiederzugeben, welche für die chemische Industrie von besonderem Interesse sind. Es sind dies besonders Abschnitt 2—4.

Abschnitt 2.

Mineralisch-fossile Rohstoffe. Mineralöle.

	Einfuhr Mill. M.	Ausfuhr Mill. M.
A. Erden und Steine	118,8	64,9
B. Erze, Schlacken usw.	331,8	25,7
C. Fossile Brennstoffe	270,5	364,9
D. Mineralöle und sonstige fossile Rohstoffe	127,4	10,2
E. Steinkohlen, Teer und Teerstoffe	10,8	30,4
	859,3	496,1

Abschnitt 3.

	Einfuhr Mill. M.	Ausfuhr Mill. M.
Zubereitetes Wachs, Fett und Fettsäuren, Paraffin und ähnliche Kerzenstoffe, Lichte, Seifen u. a.	18,2	30,1

Abschnitt 4.

Chemische und pharmazeutische Erzeugnisse, Farben und Farbwaren.

	Einfuhr Mill. M.	Ausfuhr Mill. M.
a) Chemische Grundstoffe, Säuren, Salze und andere Verbindungen chem. Grundstoffe	193,0	196,9
b) Farben und Farbwaren	19,1	241,0
c) Firnisse, Lacke und Kitte	3,7	3,8
d) Äther, Alkohole, flüssige Öle, künstliche Riechstoffe, Riech- und Schönheitsmittel	45,9	23,9
e) Künstliche Düngemittel	17,8	20,6
f) Sprengstoffe	1,98	44,8
g) Chemische und pharmazeutische Erzeugnisse, anderweitig nicht genannt	23,8	65,8
	305,3	596,8

Von den Spezialindustrien, welche im Jahre 1907 eine erhebliche Steigerung ihres Exports zu verzeichnen hatten, sei hier nur die Industrie der organischen Farbstoffe besonders hervorgehoben. So stieg die Ausfuhr an synthetisch gewonnenem Indigo allein von 11 165 Tonnen im Werte von 25,7 Millionen Mark im Jahre 1905 auf 16 354 Tonnen im Werte von 41,1 Millionen Mark. Anilin und andere Teerfarbstoffe wurden für 123,3 Millionen Mark exportiert, während der Import sich auf 5,5 Millionen Mark hielt, Alizarinrot und Anthracenfarbstoffe wurden für 20,9 Millionen Mark ins Ausland abgesetzt.

Die Einfuhr an synthetischen Farbstoffen kam der Hauptsache nach aus der Schweiz, wo sich in der Gegend von Basel eine blühende Industrie entwickelt hat, welche der deutschen Farbenindustrie leider aber zum Teil mit illoyalen Mitteln nicht nur im Inland, sondern auch auf dem Weltmarkt Konkurrenz macht. Die Möglichkeit hierzu bot das mangelhafte schweizerische Patentgesetz, das bis zu dem Erlaß des neuen Gesetzes am 1. Dezember 1907 überhaupt keinen Schutz chemischer Verfahren anerkannte. Erst unter dem Druck der deutschen Regierung ist auch dieses neue Gesetz schließlich zustande gekommen. Obwohl es auch heute noch einen *wirksamen* Schutz für chemische Verfahren nicht enthält, stellt es doch gegenüber dem früheren Zustand einen Fortschritt dar; allerdings kommt es den berechtigten Forderungen der deutschen Industrie noch immer nicht genügend entgegen. Auch England hat bekanntlich am 1. Januar 1908 eine Neuordnung seines Patentwesens vorgenommen, mit der nur wenig verhüllten Absicht, die deutsche Farbenindustrie zu schädigen und künftig eine eigene Industrie im Lande großzuziehen. Einen Vorteil wird England durch diese Neuregelung dadurch haben, daß die großen deutschen Farbwerke sich genötigt sehen werden, in England selbst zu fabrizieren, aber ob dieser Vorteil auch den englischen Industriellen zugute kommen wird, das scheint doch sehr unwahrscheinlich.

So skizzenhaft die Schilderung der chemischen Technik in ihrer Bedeutung für das deutsche Wirtschaftsleben in dem Rahmen eines kurzen Aufsatzes naturgemäß nur sein konnte, so ergibt sich doch schon aus diesen Ausführungen die Notwendigkeit für den Staat, dieser Industrie, soweit es geht, Pflege und Förderung zu gewähren. In voller Erkenntnis dieser Tatsachen haben deshalb die deutschen Regierungen an den Universitäten und noch mehr an den technischen Hochschulen große Aufwendungen für

die Zwecke des chemischen Unterrichts in reiner und angewandter Chemie gemacht. Mit Recht hat auch Geheimrat Wichelhaus, der derzeitige Leiter des technologischen Instituts der Universität Berlin, seiner Zeit darauf hingewiesen, daß alles, was seit Liebigs Zeiten für den Unterricht in Chemie von Staats wegen aufgewandt wurde, ein vortrefflich angelegtes Kapital darstelle. Wenn nun von sozialistischer Seite gesagt worden ist, daß dies alles nur wenigen Kapitalisten zugute käme, so wird man eine solche Auffassung als ebenso schief wie ungerecht ansehen müssen. Wir brauchen hier gar nicht die allgemeine kulturelle Bedeutung der Chemie für die Wissenschaft und die Technik im einzelnen besonders zu schildern, um zu erkennen, wie die Fortschritte auf chemischem Gebiet stets zum Wohl der ganzen Menschheit beigetragen haben. Es sei hier nur an die so engen Beziehungen der Chemie und der Medizin erinnert, welche wohl ein jeder in ihrer Gesamtwirkung als unendlich heilsam aus eigner Erfahrung kennen gelernt hat.

Was die Lage der chemischen Arbeiter anbetrifft, so muß hier besonders darauf aufmerksam gemacht werden, daß die in weiteren Kreisen sehr verbreiteten Anschauungen über die große Schädlichkeit aller chemischen Betriebe für die Gesundheit und das Leben der Arbeiter häufig sehr übertrieben sind. Selbst ein sozialpolitisch so linksstehender Mann wie Dr. Weil-Charlottenburg sagt in seinem Handbuch der Gewerbekrankheiten:

„Wenn man sieht, wie es gelungen ist, die Schädigungen der Arbeiter auf ein verhältnismäßig geringes Maß herabzudrücken, so stehen wir staunend vor den Errungenschaften der Allbesiegerin Technik. Ärzte und Hygieniker sind es auch hier gewesen, die der Technik die Aufgabe gestellt haben, Leben und Gesundheit der Arbeiter zu schützen. Weitblickende Fabrikanten aber bewilligten ebenso sehr aus Humanität, wie aus wohlverstandenem eigenen Interesse die beträchtlichen Mittel zur Beschaffung von Wohlfahrtseinrichtungen." Auch in ihrer Fürsorge für das Wohl der Arbeiter steht die deutsche chemische Industrie übrigens erfreulicherweise an der Spitze der Kulturvölker, es sei dies besonders hervorgehoben, da ein näheres Eingehen auf die Sozialpolitik der chemischen Industrie der Raum dieses Aufsatzes verbietet.

Betrachten wir zusammenfassend die Entwicklung und derzeitige Lage der deutschen chemischen Industrie, so finden wir ein ständiges Vorwärts-

schreiten auf dem Wege der verbesserten Technik, des gesteigerten Absatzes und verständnisvoller Sozialpolitik. Es steht zu hoffen, daß auch die teilweise ungünstigen Wirkungen der neuen Zolltarife sich nicht in der Stärke geltend machen werden, daß eine Erschütterung der Großmachtstellung Deutschlands auf chemischem Gebiet eintritt und daß auch weiterhin das Urteil, welches Professor Haller (Paris) in seinem offiziellen Bericht anläßlich der Weltausstellung im Jahre 1900 fällte, Geltung behalte: La prépondérance de l'industrie chimique allemande est un fait reconnu et indiscutable.

Burg Kreuzenstein: Westseite (Zum Essay von Robert Stiassny).



W. Höpfner:
Die Vorstrafen.*)

Die Frage, wie den Mißständen, die sich aus der Befragung der Zeugen und Beschuldigten über frühere Bestrafungen ergeben, entgegengetreten werden könne, bedarf getrennter Untersuchung für die Zeugen und für die Beschuldigten.

I. Was die **Zeugen** betrifft, so ist zunächst unumwunden anzuerkennen, daß die Befragung derselben in öffentlicher Gerichtsverhandlung nach erlittenen Strafen ihre und ihrer Angehörigen gesellschaftliche und wirtschaftliche Existenz vernichten kann, und daß es sehr möglich ist, daß das Interesse an der Feststellung der Bestrafung hierzu in keinem Verhältnis steht, sei es, weil das Zeugnis überhaupt nicht wichtig ist, sei es wegen Geringfügigkeit der Angelegenheit, in der das Zeugnis geleistet wird, sei es, weil die Bestrafung so lange zurückliegt, daß sie Zweifel an der gegenwärtigen Glaubwürdigkeit des Zeugen überhaupt nicht rechtfertigt. Recht unerfreulich ist es auch, wennschon minder schlimm, wenn bloß das Gefühl eines Zeugen, der vor langer Zeit sich einmal vergangen hat, verletzt wird; man denke an einen Fall, wie er vor einiger Zeit in der Presse berichtet wurde, daß nämlich einem 70 jährigen angesehenen Manne ein kleiner Holzdiebstahl vorgehalten worden sei, dessentwegen er als 15 jähriger Knabe eine geringe Strafe erhalten gehabt. Weiter ergibt sich aus der Befragung nach Vorstrafen in Fällen, wo der Makel in der Vergangenheit des Zeugen seiner Umgebung nicht bekannt ist, und infolgedessen der jetzige gute Ruf oder die Existenz auf dem Spiele steht, eine starke Versuchung zu unwahrer Aussage, und somit, da die Vernehmungen in der Regel eidlich sind, eine starke Versuchung zum Meineid. Auch muß die Befragung nach Vorstrafen eine sich öfters findende und durchaus begreifliche Abneigung, vor Gericht zu erscheinen und sich als Zeuge vernehmen zu lassen, steigern, und es wird sich die Möglichkeit nicht abstreiten lassen, daß geradezu Leute, die in einer Strafsache Auskunft geben könnten, sich nicht melden, um nicht als Zeuge vernommen und dabei vielleicht über ihre Vorstrafen befragt zu werden.

---

*) Vergl. „Nord und Süd“ Heft 364 S. 25, Heft 367 S. 128, Heft 368 S. 273, Heft 369 S. 393, Heft 370 S. 154.

Ob es nun aber häufig ist, daß durch die Befragung der Zeugen nach Vorstrafen das Glück einer Familie vernichtet wird, indem er seine Vergangenheit enthüllt; ob häufig Meineidsprozesse aus ihnen hervorgehen; ob oft die Aufklärung von Verbrechen nicht gelingt, weil Leute, die etwas wissen, aus Furcht vor der Zeugenvernehmung sich nicht melden, auf diese Fragen wird sich schwer, jedenfalls nicht ohne längere, umfassende systematische Registrierungen begründete Antwort geben lassen. Man muß bedenken, daß jeder Fall, wo die bedauerliche Wirkung der Ruinierung einer Existenz eintritt, viel Aufsehen erregen wird, und dadurch leicht eine vulgaris opinio von der Häufigkeit solcher Fälle erzeugt werden kann, ohne daß sie den Tatsachen entspricht.

Auf der anderen Seite steht das Interesse an der Erforschung der Wahrheit, das gefährdet ist, wenn die Unglaubwürdigkeit des Falsches bekundenden Zeugen nicht aufgedeckt werden kann, steht insbesondere die Rücksicht auf den Schutz des Angeklagten, dem es nicht abgeschnitten werden kann, das Zeugnis des falschen Belastungszeugen durch den Nachweis seiner Unglaubwürdigkeit zu entkräften. Falsche Belastungszeugnisse sind wohl die häufigsten Ursachen der Verurteilung Unschuldiger. Man wird sich nicht verhehlen dürfen, daß dies letztere Interesse in allen Fällen, wo die Beschuldigung die Ehre berührt, ein noch bedeutsameres ist, als dasjenige des bedauernswerten Zeugen, der genötigt wird eine unrühmliche Vergangenheit zu offenbaren. Es liegt in der Natur der Dinge, daß die Frage nach Vorstrafen viel häufiger in solchen Fällen gestellt werden wird, wo die Bestrafung noch im Gedächtnis der Umgebung des Zeugen fortlebt, als in solchen, wo der Zeuge allgemein als unbescholten gilt, und es fragt sich nur, ob diese letzteren — die beklagenswerten — Fälle häufiger sein werden, als diejenigen, wo die Unglaubwürdigkeit eines Falsches bekundenden Zeugen durch die Befragung dargetan wird, und zwar um so viel häufiger, daß das an sich höhere Interesse des Schutzes des Angeklagten vor dem Interesse des Zeugen zurücktreten müsse. Ich sehe nicht die Möglichkeit ab, diese Frage zu bejahen. So muß denn m. E. das Interesse des Angeklagten, als das an sich höhere, unbedingt gewahrt werden.

Was kann nun von diesem Standpunkt aus zum Schutz des Zeugen geschehen?

1. Zunächst kann darauf hingewirkt werden, daß Richter und Staatsanwalt nicht aus eigener Initiative zwecklos die Zeugen über Vorstrafen befragen. Darauf kann hingewirkt werden durch Ver-

fügungen von oben her, die von Zeit zu Zeit zu erneuern sind, bis sie sich wirklich eingelebt haben. Mehr vielleicht noch dadurch, daß die Presse immer wieder und wieder auf etwaige schlechte Gepflogenheiten der Gerichte und die daraus erwachsenden Mißstände hinweist. Es gilt ja nicht einem bösen Willen entgegenzutreten, sondern nur die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung der Sache hinzulenken und zu bewirken, daß jeder Richter und Staatsanwalt sich darüber klar ist, einerseits, wie verantwortungsvoll die Frage nach den Vorstrafen ist, andererseits, was für Vorbestrafungen denn überhaupt geeignet sind, die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu erschüttern. Es darf nicht sein, daß ein Beamter den Zeugen über erlittene Bestrafung befragt, bloß weil er meint, daß das zu einer gewissenhaften Vernehmung gehöre. Wenn es hier und da vorkommen sollte, daß die Frage nach der Bestrafung schematisch gestellt wird, so muß zur Entschuldigung der betreffenden Beamten gesagt werden, daß das Gesetz in gewissem Grade zu schematischer Fragestellung verführt, indem es einige Personalfragen bindend vorschreibt, die, wie die Frage nach dem Alter, in der Mehrzahl der Fälle, oder, wie die nach der Religion, fast ausnahmslos überflüssig sind. Bezüglich der Frage nach erlittenen Strafen hat aber der Gesetzgeber sehr geflissentlich es unterlassen, die Befragung vorzuschreiben; die Motive zur St.-P.-O. bemerken, daß die sog. Generalfragen in vielen Fällen überflüssig seien, andererseits ein Zeuge, der in der Sache selbst zu einem falschen Zeugnis entschlossen sei, schwerlich bei Beantwortung der Generalfragen dasjenige offenbaren werde, was einen Schluß auf seine Unglaubwürdigkeit gestatten würde, und daß deshalb die Fragen über Umstände, die die Glaubwürdigkeit des Zeugen betreffen, insbesondere erlittene, kriminelle Strafen, dem Ermessen des Richters überlassen sein sollen. Demgegenüber ist allerdings zu sagen, daß unwahre Angaben über Bestraftsein, bloß um bei der falschen sachlichen Aussage nicht unglaubwürdig zu erscheinen, doch wohl nicht als das Wahrscheinliche zu vermuten sind. Dazu ist die Gefahr einer Überführung des Meineids bei diesem Punkt doch zu groß. Aber welche Verurteilungen sind denn nun eigentlich geeignet einen Zeugen, dessen Aussage nicht innerlich unglaubhaft ist, für unglaubwürdig zu erklären? Das sind im allgemeinen Verurteilungen wegen Eidesdelikten, auch wohl wegen falscher Anschuldigung, wegen Verleumdung. Hingegen kann man nicht allgemein sagen, daß die Verurteilung wegen eines schweren Delikts unglaubwürdig macht. Stellt man sich vor, daß ein Zeuge, dessen Aussage zur Sache an sich

keine Bedenken erweckt, der auch nicht erkennbar irgendwie am Ausgang der Sache interessiert ist, bekannt hat, einmal wegen Totschlags oder eines Sittlichkeitsverbrechens bestraft zu sein, so wird man sich daraufhin doch kaum entschließen können, zu sagen: das Zeugnis ist unglaubwürdig. In solchen Fällen kann die Befragung schaden, ohne etwas zu nützen. Ein gewisses Mißtrauen wird öfters am Platz sein gegenüber schwer vorbestraften Entlastungszeugen, indem der Gedanke der Bestechung des Zeugen ernstlich in Betracht kommt. Zutreffend bemerkt Löwe in seinem Kommentar zur St.-P.-O., daß auch der Umstand, daß ein Zeuge gerade wegen einer strafbaren Handlung derselben Art verurteilt worden ist, wie die den Gegenstand der Untersuchung bildende ist, die Glaubwürdigkeit des Zeugnisses in Frage stellen kann, z. B. wenn für einen des gewerbsmäßigen Wilderns Angeklagten ein Entlastungszeuge auftritt, der wegen gleichen Vergehens bestraft ist. — Wenn nun hiernach die Bekundung erlittener Strafen nur in beschränktem Umfang das Urteil der Unglaubwürdigkeit rechtfertigt, also bei regelmäßiger Befragung, ob Zeuge bestraft sei, derselbe verhältnismäßig oft nutzlos genötigt würde Strafen zu enthüllen, so wird der Richter grundsätzlich dem Zeugen von Amts wegen nicht eine allgemeine Frage, ob er bestraft sei, vorzulegen haben, sondern eine Frage nur auf Bestrafung wegen solcher Delikte zu richten haben, die, allgemein (wie Eidesdelikte) oder gerade mit Rücksicht auf den abzuurteilenden Fall, geeignet sind, die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu erschüttern. Eine solche Frage wird aber auch nur dann zu stellen sein, wenn Anlaß vorliegt, eine derartige Bestrafung zu vermuten, oder (nach bereits erfolgter Vernehmung zur Sache), wenn der Inhalt der Aussage Anlaß zu Zweifeln an der Wahrheit bietet. Die Frage nach Bestrafung wegen Meineids wird allerdings mit Rücksicht auf die gesetzlichen Vorschriften über Beeidigung gegenwärtig nicht unterlassen werden dürfen, wenn nicht mit Rücksicht auf die bekannte bürgerliche Stellung (insbesondere etwaige Amtsstellung) des Zeugen der Gedanke an eine Bestrafung wegen Meineids fern liegt.

Im übrigen wird das Gericht gut tun, abzuwarten, ob seitens der Parteien die Feststellung von Vorstrafen begehrt wird.

2. Die bedenklichen Folgen der Feststellung von Vorstrafen treten nicht ein, wenn die Vorstrafen nur in die Akten, nicht aber in der öffentlichen Hauptverhandlung zur Sprache gelangen. Sonach wird es dem Schutz der Zeugen dienen, wenn bei wichtigen Zeugen bereits die Akten über Vorstrafen Ausdruck geben; der Verteidiger, der aus den Akten ent-

nehmen kann, daß eine die Glaubwürdigkeit erschütternde Strafe nicht vorliegt, wird die Frage der Vorbestrafung nicht zur Sprache bringen; insbesondere ist die Erwartung berechtigt, daß er eine lange zurückliegende Strafe eines seither Unbestraften nicht leichtfertig zum Gegenstand der Erörterung machen wird, da er hierdurch allgemeine Entrüstung hervorrufen könnte. Es dürfte sich deshalb empfehlen, daß, soweit tunlich, in schwereren Strafsachen bei wichtigen Zeugen vor der Hauptverhandlung vom Strafregister Strafnachricht eingezogen wird. Die hierdurch etwa entstehende starke Belastung der Registerbehörde kann kein ernstlicher Grund dagegen sein; auch wird die moderne Technik (etwa Abklatsche auf lichtempfindlichem Papier statt Abschrift) es wohl ermöglichen, die äußerlichen Schwierigkeiten zu verringern.

3. Der Nachweis der Unglaubwürdigkeit eines Zeugen durch Feststellung von Vorstrafen desselben darf der Verteidigung nicht verschränkt werden. Indessen könnten in der Hauptverhandlung folgende Maßnahmen zum Schutze des Zeugen getroffen werden.

Die Befragung nach Strafen könnte ganz dem Vorsitzenden übertragen werden. Einem Antrag des Angeklagten oder Verteidigers (natürlich auch des Staatsanwalts), den Zeugen über erlittene Strafen zu befragen, würde derselbe stattzugeben haben. Der Zeuge jedoch könnte zu leiser Erteilung der Antwort an den Richtertisch herantreten, die Antwort vom Gerichtsschreiber protokolliert, und dem Staatsanwalt und Verteidiger (natürlich auch den Geschworenen) die Einsicht in das Protokoll freigegeben werden.

Ein Antrag auf Feststellung einer bestimmten behaupteten Strafe oder eines angeblich begangenen bestimmten Delikts müßte vom Vorsitzenden, vorbehaltlich Entscheidung des Gerichts, zurückgewiesen werden, wenn er der Meinung ist, daß die behauptete Strafe nicht geeignet ist, die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu erschüttern. Andernfalls müßte für die Antwort des Zeugen das gleiche gelten, wie eben vorgeschlagen.

Inwieweit auf Grund der erteilten Antwort (bezw. den Akteninhalt betreffs Bestrafungen des Zeugen) über die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu verhandeln wäre, würde verschieden zu regeln sein für die Sachen von größerer und geringerer Bedeutung. In den Fällen, wo die Verteidigung gesetzlich notwendig ist, muß es der Verteidigung auch freistehen, auf Grund der Auskunft des Zeugen über erlittene Strafen auszuführen, daß derselbe unglaubwürdig sei. Insoweit aber ein Fall der notwendigen Verteidigung nicht vorliegt, wird es dem Ermessen des

Gerichts überlassen werden können, ob es die bekundete Strafe zum Gegenstand der Verhandlung über die Glaubwürdigkeit des Zeugen machen will. Angemessen ist dies, wenn das Gericht in der fraglichen Hinsicht zweifelhaft ist, und Aussicht ist, daß die Parteierklärungen zur Klärung der Frage beitragen werden. Ist ein Verteidiger vorhanden, obschon kein Fall der notwendigen Verteidigung vorliegt, so werden ihm die gleichen Rechte zuzugestehen sein, wie dem notwendigen Verteidiger. Hiernach werden dem Verteidiger stets, dem Angeklagten selbst nur nach Ermessen des Gerichts die bekundeten Bestrafungen kund zu geben sein.

Soll hiernach eine Verhandlung über die Glaubwürdigkeit eines Zeugen stattfinden, so ist im Interesse des Zeugen zu befürworten, daß für diese Verhandlung die Öffentlichkeit ausgeschlossen wird. Auch das bringt freilich den Zeugen schon in Verdacht. Aber dieses Übel kann dadurch gemildert werden, daß das Gericht, wenn es keinen Grund findet, dem Zeugnis die Glaubwürdigkeit abzusprechen, dies hinterher bei der Urteilsverkündung ausspricht.

Gegen diese Vorschläge, die durch einige Abänderungsbestimmungen zur St.-P.-O. verwirklicht werden könnten, wird freilich das Bedenken erhoben werden, daß sie das Prinzip der Mündlichkeit und Öffentlichkeit verletzen. Darauf ist zu erwidern, daß die Prozeßordnung keine Prinzipienreitbahn ist. Das Wohl und Wehe vieler Menschen muß höher stehen, als die Unversehrtheit des Mündlichkeits- und Öffentlichkeitsprinzips. Wem diese höher steht, der klage nicht über die in Rede stehenden Mißstände, sondern mache sich klar, daß es sich hier um Schattenseiten dieser Prinzipien handelt. Eine Milderung der Mißstände würde sich immerhin schon durch Beobachtung des ad 1 und 2 Gesagten ergeben.

Die Behauptung der Unglaubwürdigkeit von Zeugen kann noch auf andere Tatsachen gestützt werden als auf Bestrafungen oder Begehung von Verbrechen. Im Hinblick darauf würde es sich empfehlen (ähnlich den Beschlüssen der Kommission für die Reform des Strafprozesses) zu bestimmen, daß der Vorsitzende Fragen, deren Beantwortung ihnen selbst oder einem anderen Zeugen zur Unehre gereichen könnte, zurückweisen sollte, wenn der zu bekundende Umstand für die Entscheidung unerheblich sei. Andernfalls würde hinsichtlich der Beantwortung und Verhandlung über die Bedeutung derselben in entsprechender Weise zu verfahren sein wie bei der Frage nach Bestrafung oder Begehung bestimmter Straftaten. Zulässig müßte es sein, bereits für die Beantwor-

tung der Fragen die Öffentlichkeit auszuschließen, da sie sich möglicherweise nicht so glatt beantworten lassen, wie jene Fragen.

Den in der geheimen Verhandlung anwesenden Personen wäre (in Erweiterung der Bestimmungen des Gesetzes vom 5. April 1888) Verschwiegenheit zur Pflicht zu machen, Geheimnisverletzung für strafbar zu erklären.

4. Endlich würde es sich zum Schutz der Zeugen in der Hauptverhandlung empfehlen, wozu es keiner besonderen gesetzlichen Bestimmungen bedarf, daß gegenüber unmotivierten Verunglimpfungen von Zeugen (wo also dem Angeklagten bezw. Verteidiger der Schutz der Wahrnehmung berechtigter Interessen nicht zustehen würde) der Staatsanwalt sich bereit finden ließe, öffentliche Klage wegen Beleidigung zu erheben. Schon ein ganz vereinzeltes Vorkommen solcher Strafverfolgungen könnte auf die richtige Auffassung der Aufgaben der Verteidigung einen wesentlichen Einfluß üben.

Auf diese Weise würde sich ein erheblicher Schutz der Zeugen ohne Aufopferung wesentlicher Interessen des Angeklagten erreichen lassen.

II. Was die Befragung des Angeschuldigten über Vorstrafen betrifft, so bestehen hier die Schwierigkeiten, die sich bezüglich der Zeugen aus der Kollision berechtigter Interessen ergeben, überhaupt nicht. Es kommt hier nur darauf an, unnütze Fragen in der Hauptverhandlung zu unterlassen, und nicht zwecklos Vorstrafen aus den Akten vorzulesen. Das Gesetz nötigt dazu in keinem Falle. § 248 St.-P.-O. gestattet die Verlesung von Straflisten, gebietet sie aber nicht. § 242 ordnet die Verlesung des Beschlusses über die Eröffnung des Hauptverfahrens an; es liegt aber kein Grund vor, die Vorstrafen in diesen aufzunehmen, und sind sie doch hineingeraten, so brauchen sie, als nicht wesentlicher Bestandteil desselben, jedenfalls nicht mit vorgelesen zu werden. § 242 schreibt ferner die Vernehmung des Angeklagten über seine persönlichen Verhältnisse vor, ordnet aber nicht an, daß dieselbe sich auf die Vorstrafen erstrecken müsse. In den Motiven zu § 136 St.-P.-O. (der die erste Vernehmung des Beschuldigten betrifft) heißt es allerdings: „Etwaige Vorbestrafungen des Beschuldigten werden regelmäßig festzustellen sein." Die Notwendigkeit kann aber nur insoweit zugegeben werden, als Vorbestrafung geeignet ist, das Strafmaß zu beeinflussen oder die Annahme der Schuld des Angeklagten zu unterstützen. Bei kleinen Verfehlungen wird im allgemeinen nur einer Vorstrafe wegen desselben Delikts strafschärfender Einfluß einzuräumen sein. Es ist

durchaus verwerflich, wenn in der Hauptverhandlung Vorstrafen festgestellt werden, die nicht in den bezeichneten Richtungen bedeutsam sind; die entgegengesetzte opinio necessitatis ist nur eine Folge der Tradition. Die Feststellung in der Hauptverhandlung auf solche Vorstrafen zu beschränken, hat gar keine Schwierigkeit; das Gericht der Hauptverhandlung hat regelmäßig ein Verzeichnis der Vorstrafen in den Akten und kann es jedenfalls in allen Fällen haben, in denen es irgendwie auf die Vorstrafen ankommen könnte. Die Erörterung von Vorstrafen, auf die es nicht ankommt (also z. B. vielleicht lange zurückliegende Strafen wegen eines ganz andersartigen Delikts als des abzuurteilenden), kann also einfach unterlassen werden. Auch könnte (m. E. auch auf Grund des geltenden Gesetzes) die Erörterung der Vorstrafen, die nur für die Strafzumessung bedeutsam sein würden, bis zum Schluß der Verhandlung aufgeschoben werden und dann ganz unterbleiben, wenn nach dem Ergebnis der Verhandlung eine Freisprechung abzusehen ist. Nach alledem ist zum Schutze der Angeschuldigten eine Gesetzesänderung nicht erforderlich, sondern nur geboten, gegenüber dem Vorurteil, daß grundsätzlich in der Hauptverhandlung alle Vorbestrafungen festzustellen seien, aufklärend zu wirken.

III. Der 27. deutsche Juristentag hat (1904) den Beschluß gefaßt, daß die Strafen der Jugendlichen aus den Strafregistern gelöscht werden sollen, wenn sie während einer Zeit, welche der Verjährungsfrist entspricht und mindestens zwei, höchstens zehn Jahre beträgt, sich tadellos verhalten haben; durch diesen Beschluß solle nicht ausgeschlossen sein, daß ähnliche Maßregeln auch für Erwachsene ergriffen würden. Ich möchte bezüglich der Löschung der Vorstrafen kein abschließendes Urteil fällen, bin aber einstweilen der Meinung, daß solche Vorschläge über das Ziel hinausschießen. Ein berechtigtes Streben ist das nach der Beseitigung gewisser gesetzlicher Ehrenfolgen einer Verurteilung nach längerer tadellos erscheinender Führung. Aber langjähriges Unbestraftsein verbürgt noch nicht die innere Wandlung; eine Verurteilung wegen Eidesdelikts kann Zweifel an der Glaubwürdigkeit rechtfertigen, auch wenn noch so lange der Betreffende nicht mehr bestraft ist. Das Beweismittel, das man durch die Registrierung der Strafen besitzt, sollte deshalb nicht preisgegeben werden. Sehr zu erwägen sind aber Beschränkungen der Auskunftserteilung der Registerbehörde an andere Behörden als Gerichte und Staatsanwaltschaften.

Bildende Kunst.

Zu den Kunstbeilagen.

Eugen Bracht.

Nichts hat der modernen Kunst so viel Gegner geschaffen und eine ärgere Verwirrung in den Köpfen ihrer Jünger und Anhänger angerichtet, als die Behauptung, daß der Gegenstand der Darstellung für den künstlerischen Wert von Werken der Malerei absolut gleichgültig sei. Denn fast jedermann nahm den Satz naiverweise wörtlich. In Wirklichkeit bildet er den Schluß einer längeren Gedankenreihe und bringt eine Ansicht zum Ausdruck, deren Berechtigung selbst die wütendsten Gegner moderner Kunstbestrebungen anerkennen müssen, nämlich, daß große Kunst aus jedem Gegenstande, auch aus dem geringsten, häßlichsten und gemeinsten, etwas machen könne, das die höchste Bewunderung zu erwecken imstande wäre. Damit ist aber keineswegs gesagt, daß große Kunst durchaus solchen ärmlichen Gegenstandes bedürfe, um sich offenbaren zu können. Diese Ideenassoziation konnte sich nur dort einstellen, wo man, trotz allen Ableugnens, Kunst und Gegenstand für einen Begriff nimmt. Die beiden haben jedoch miteinander nur so weit zu tun, als sie der Wille einer Persönlichkeit in einem Kunstwerk in Verbindung gebracht. Wie nichts an sich gut oder böse ist, sondern nur in Beziehung zu einem Urteilenden, so erlangt der Gegenstand im Kunstwerk Bedeutung erst durch die Persönlichkeit des Künstlers. Man bewundert in Manets berühmtem „Spargelbündel" doch wahrhaftig nicht die Exemplare des Gemüses, die dem Maler als Modell dienten, sondern diesen selbst mit seinem Auge, seiner Hand und seiner Phantasie, die, was sichtbar schön an Spargeln ist, ans Licht hob. Ohne die Persönlichkeit des Meisters, als Gegenstand an sich, könnte ein Spargelbündel im Bilde kaum jemand sonderlich reizen.

Indessen soll man sich doch nicht einbilden, daß zwischen dem Gegenstande eines Bildes und der Individualität seines Malers gar keine Zusammenhänge vorhanden seien. Je ausgeprägter die Individualität eines Künstlers ist, um so bestimmter kommt seine Neigung für gewisse Gegenstände der Darstellung zum Ausdruck; je leichter erkennt man an seinem Werke, was ihn in der Natur menschlich und künstlerisch reizt. Dem einen dünkt nichts verlockender, als Bewegungen zu schildern, den andern ziehen Lichtprobleme; jenen die Farben in der und der Verbindung, diesen der Rhythmus der Linien an, und je nachdem

der einzelne Sympathien für dieses oder jenes künstlerische Motiv hat, wählt er seine Stoffe. Es ist gar nichts Zufälliges, daß Böcklin, der Dichter, mythische Stoffe bevorzugte, daß Leibl nicht müde wurde, Jäger und Bauern zu malen, daß Liebermann holländische Motive am besten gelingen, daß Uhde in seinen Bildern die Gestalt Christi zur Darstellung brachte, daß Menzels Schöpfungen unglaublich viel charakteristische Physiognomien enthalten. Und im Grunde hat doch kaum einer von allen diesen Künstlern etwas dargestellt, was als Gegenstand durch seine Neuheit zu interessieren vermöchte. Zola definiert ganz richtig: „Ein Kunstwerk ist nie etwas anderes als die Verbindung eines Menschen, des wechselnden Elements, mit der Natur, dem beständigen Elemente. Das individuelle Element, der Mensch, ist wechselnd bis ins Unendliche." Von hier aus wird es begreiflich, warum jemand, der allein das Inhaltliche eines Bildes zum Gegenstand seines Urteils macht, in ihm allein den Reiz der Darstellung sieht, für das Gegenteil eines Kunstverständigen gilt. Erst wenn man sich klar darüber geworden ist, daß der dauernd wirkende Reiz eines Kunstwerkes in der darin zum Ausdruck gelangenden persönlichen Art des Künstlers, den Stoff zu gestalten, liegt, ist man fähig, Kunst zu genießen; beginnt man ein Kunstwerk richtig, von der Persönlichkeit seines Urhebers aus, zu beurteilen; wird man ein Bild von individueller Haltung einem solchen, in dem nichts erreicht ist als vollkommene Korrektheit, — ausgezeichnetes technisches Vermögen in beiden Fällen vorausgesetzt — aus Überzeugung vorziehen. Schließlich hat man die Empfindung, daß es sich mit Bildern verhält wie mit Menschen. Daß die, in denen sich eine starke, selbständig denkende und handelnde Individualität ausspricht, dauernd interessieren, während der brave Durchschnitt auch hier gleichgültig läßt, und daß man am besten tut, der sich in Bildern offenbarenden geistigen und künstlerischen Inferiorität aus dem Wege zu gehen. Man ahnt aber auch, warum grade die individuellen Künstler am schwersten zur Anerkennung gelangen. Der in der Mehrzahl vorhandene Normalmensch gewöhnt sich erst nach und nach daran, eine überragende Erscheinung ohne Widerspruch hinzunehmen und ihre Vorzüge zu würdigen.

Am klarsten offenbart sich der Begriff der künstlerischen Individualität vielleicht im Landschaftsbilde, weil darin das, was man unter „Natur" im engeren Sinne versteht, am meisten zur Geltung kommt, und weil man sehr schnell konstatieren kann, daß jeder Maler die Natur anders sieht und darstellt als seine Kollegen. Wenigstens sieht jeder etwas anderes heraus oder hinein, gemäß seiner Empfindungsfähigkeit und seinem Temperament. Unschwer erkennt man passive und aktive, objektive und subjektive Künstler unter den Landschaftern und kommt dann recht schnell zu der Einsicht, daß die aktiven und subjektiven es sind, denen die Allgemeinheit ihre reiche Vorstellung von der Natur verdankt. Die aktiven Persönlichkeiten unter den Landschaf-

tern sind die großen Entdecker, welche den verborgensten und leisesten Schönheiten der Natur nachgehen und sie sichtbar machen; für die neuere Kunst also, um einige Namen anzugeben, die Constable, Cézanne und Monet. Die subjektiven suchen zwar auch nach Schönheiten in der Natur, aber sie bringen sie nur mit Rücksicht darauf zur Darstellung, daß sie in der Richtung ihrer persönlichen Stimmung liegen. Sie zwingen die Natur, Träger ihrer oft gewalttätigen Empfindungen zu werden. Sie legen in das Bild jener etwas hinein, das über sie hinausgeht und dem Betrachter Eindrücke und Gefühle übermittelt, die er von sich selbst aus niemals vor der Natur hätte, die ihn aber mit suggestiver Gewalt in eine vom Maler gewollte „Stimmung" versetzen. Es seien hier die Namen Turner, Rousseau, Corot genannt; aber auch die Romantiker, die Schwind, Böcklin und Thoma gehören zu diesen subjektiven Malern der Landschaft, und es ist nicht mehr als recht und billig, in dieser Verbindung auch den Namen Eugen Bracht zu nennen, als des Künstlers, in dessen Werk die Epopöe der Poussin und Claude Lorrain in einer der Gegenwart angepaßten Form und Empfindung ausklingt.

Denn in Brachts Bildern steckt, auch wenn er irgendein in der nüchternen Mark gefundenes Motiv malt, immer etwas Heldenhaftes, etwas, was uns über die Hast und den Lärm der Zeit hinausträgt. Nicht in der Art, daß wir uns dieser so entrückt fühlen, als befänden wir uns in der Stille der Natur, sondern mehr so, als hätten wir eine Welt vor uns, deren Bestimmung es sei, den Schauplatz erhabener, unser Selbstgefühl, unser Menschenbewußtsein stärkender Taten abzugeben. Aus Brachts Schöpfungen tönt nicht das Rauschen der Bäume melodisch an unser Ohr. Wir atmen nicht den Duft der Wiesen und Blumen und nehmen nicht die tausend kleinen Schönheiten wahr, mit denen die Natur die Augen ihrer Freunde entzückt; aber wir empfangen ein Bild der Wirklichkeit von ihm, das sich durch seine großen, festen, von allen Nebensächlichkeiten gereinigten Züge, durch wenige, stille, jedoch charaktervolle Farben so fest einprägt wie ein Erlebnis. Und wir erleben vor Brachts besten Bildern wirklich etwas, nämlich die Bekanntschaft mit einem Menschen großen Stils, mit jemand, der sich mit männlichem Geist gegen die Zermürbung durch das moderne Leben, gegen die Zerstörung ursprünglicher Empfindungen durch die kalte Vernunft, gegen das kleinliche Treiben des Tages wehrt; der Ideale besitzt und ihnen in seiner Kunst Gestalt zu geben versucht. Außerdem aber hat man den Eindruck von einem starken Temperament, in dem der melancholische Grundton vorherrscht.

Nicht zufällig erhält man aus Brachts Bildern das Geständnis, daß er, wie alle übrigen Vertreter der heroischen Landschaft, zu seinen Schöpfungen zwar von der Natur veranlaßt wird, jedoch nicht daran denkt, sie zu porträtieren. Durch seinen Lehrer Joh. Wilh. Schirmer, der wieder ein Schüler Joseph Anton Kochs und Reinharts war, besteht eine Verbindung zwischen ihm und

Poussin. Aber wenn er auch die Natur, um ein Goethesches Wort zu gebrauchen, „mit Bedeutung" gibt, so unterscheidet er sich doch von seinen Vorgängern wesentlich dadurch, daß er diese Natur nicht nur an den klassischen Stätten der heroischen Landschaft, sondern auch in Deutschland gesucht und gefunden hat, daß die große Wirkung seiner Bilder nicht ausschließlich auf der Linie, sondern auch auf der in ihnen zum Ausdruck gebrachten Stimmung beruht. Und das Erstaunlichste an Bracht ist vielleicht, daß er in einem Alter, in dem andere Maler nicht mehr das geringste Verlangen tragen, noch Neues zu unternehmen, den erfolgreichen Versuch gemacht und fortgesetzt hat, seine Art der Naturauffassung und Darstellung in Übereinstimmung zu bringen mit den Forderungen der Zeit nach Licht und Farbe. So sind von ihm alle Vorbedingungen geschaffen, die eine Weiterexistenz des Landschaftsbildes großen Stils ermöglichen könnten. Fehlen nur die geeigneten Kräfte, vor allem Persönlichkeiten. Seinen zahlreichen Schülern sind zwar mehrere seiner Kompositionseigenheiten geläufig geworden, aber keiner hat ihn an Geist, an vornehmer Gesinnung und an selbständiger Kühnheit zu erreichen vermocht. Mit Äußerlichkeiten aber ist es noch niemand gelungen, große Kunst zu machen. Es gehört ein großer Sinn dazu, der nicht eine allgemeine Eigenschaft ist, sondern ein Geschenk der Götter. Bracht war prädestiniert. Sein Lebens- und Entwicklungsgang beweist es.

Als Sohn eines aus Westfalen stammenden Justitiars, am 3. Juni 1842 in Morges bei Lausanne geboren, kam Bracht schon im frühen Knabenalter nach Darmstadt. Seine sich bald ankündigende künstlerische Veranlagung erfuhr durch den nötigen Unterricht sogleich die sorgsamste Pflege. Der Ehrgeiz des jungen Bracht war freilich nicht auf den Maler, sondern auf den Architekten gerichtet. Ein Zufall indessen ließ diesen Plan überhaupt nicht über den Wunsch hinausgelangen. Ein schöner Tag hatte den noch das Gymnasium besuchenden Jüngling zu einem Ausfluge nach Heidelberg verlockt, wo er in der Stille für sich zu malen gedachte. Ein hübscher Blick ist bald gefunden. Während der junge Mensch fleißig den Pinsel rührt, tritt ein älterer graubärtiger Herr hinter ihn, schaut ihm lange zu und sagt dann: Sie sollten und müßten Maler werden. Dieser Rat machte auf den über das schon vorher gespendete Lob des Fremden erfreuten jungen Bracht um so stärkeren Eindruck, als sich jener als der Direktor der Karlsruher Kunstschule Joh. Wilh. Schirmer zu erkennen gab und sogleich erbot, den Vater Bracht dazu zu bewegen, den Sohn Maler werden zu lassen. So geschah es, daß der Architekt aufgegeben wurde und Bracht nach Absolvierung der Schule mit siebzehn Jahren als Schirmers Schüler nach Karlsruhe übersiedelte. Vor ihm hatte einst Böcklin Schirmers Unterweisungen genossen; noch fand er Hans Thoma in dessen Klasse und schloß bald innige Freundschaft mit ihm. Als Schirmer nach zwei Jahren eine Berufung an die

Düsseldorfer Akademie erhielt, zog Bracht ihm nach. In Düsseldorf suchte er dann noch von dem dort als vielgefeierter Lehrer wirkenden norwegischen Landschafts- und Marinemaler Hans Gude zu profitieren. Daß diese Lehrjahre bei Schirmer von größtem Einfluß auf die Richtung der Brachtschen Kunstentwicklung gewesen sind, ist heute keine Frage mehr; aber ebenso sicher ist, daß die Begabung des jungen Malers von Anfang an in dieser Richtung lag. Sonst wäre es ihm nie geglückt, sie erfolgreich fortzusetzen. Um im Sinne Schirmers die Natur jenseits der Alltäglichkeit zu empfinden, mußte er selbst eine hochgestimmte, erhabener Empfindungen fähige Seele besitzen. Aber auch im Gefühl dafür, daß die frei behandelte Landschaft nur Eindruck mache, wenn ein gewisser Realismus der Darstellung vorwaltet, war er dem Lehrer von Anfang an verwandt. Nachdem Bracht in fleißigem Studium und ernsthafter Arbeit vier Jahre verbracht hatte, traf seine Familie ein Schlag, der ihn zwang, alle seine Hoffnungen zu begraben. Der Vater war ganz plötzlich in Vermögensverfall geraten und der junge Mann stand vor der Notwendigkeit, selbst für sich sorgen zu müssen. In Zweifel darüber, ob seine Begabung ausreichen würde, ihm ein Leben in den gewohnten Verhältnissen zu ermöglichen, entschloß er sich zu einem Berufwechsel. Der Akademieschüler wurde Kaufmann. Er begann die neue Tätigkeit in Verviers und durfte, vom Glück begünstigt, schon nach sechs Jahren angestrengter Tätigkeit daran denken, sich selbständig zu machen. Im Jahre 1870 eröffnete er in Berlin ein eigenes kleines Geschäft, in dem er den Wollhandel trieb.

Jedoch Brachts Liebe zur Kunst war nur unterdrückt, nicht erloschen, und während ihn seine Geschäftsreisen durch schöne Gegenden führten, erwachte sie in alter Stärke. Mit vollem Bewußtsein der Konsequenzen löste er 1874 sein Geschäft auf und zog mit den gewonnenen Mitteln nach Karlsruhe, um sich dort wieder aufs Malen zu legen. In der Lüneburger Heide sind seine ersten der Öffentlichkeit bekannt gewordenen Bilder entstanden. Der melancholische Charakter dieser Natur war ihm sympathisch, und er wußte ihr Wesen durch Einfügung von Staffage ins Romantische zu erhöhen. Im gleichen Sinne verwendete er Motive, die er auf Rügen fand. Der große Erfolg seiner Schöpfungen „Aus der Lüneburger Heide", „Hünengrab in Hümmling", „Heideschäfer", „Dünenlandschaft auf Rügen" machte ihm Mut, auf diesem Wege weiterzuschreiten. Um neue Effekte in seine Bilder zu bringen, unternahm er im Herbst 1880 mit dem Orientmaler Meckel eine Reise nach Ägypten und Palästina. Während seines halbjährlichen Aufenthalts im Orient arbeitete er unverdrossen. Die nach den Studien in Berlin gemalten Bilder „Sinai" (im königlichen Schlosse zu Berlin), „Abenddämmerung am Toten Meer" (National-Galerie), „Elias am Bache Krith", das „Quellheiligtum" u. a. fanden in Deutschland begeisterte Aufnahme und trugen dem Künstler 1882 die Berufung als

Lehrer an die Berliner Akademische Hochschule ein, an der er fast zwanzig Jahre lang gewirkt hat. Ungefähr in der gleichen Zeit trat man an ihn mit der Aufforderung heran, sich an der Herstellung einiger großer Panoramagemälde zu beteiligen. In der Tat hat Bracht dann 1883 für „Die Schlacht bei Sedan", 1885 für „Die Schlacht bei Chattanooga" und 1887 für den „Ausfall vor Paris" die landschaftlichen Hintergründe geschaffen.

Einem Künstler von der Empfindungsfähigkeit Brachts konnte es nicht lange verborgen bleiben, daß diese Art von Malerei ihn unrettbar der Veräußerlichung überlieferte. Er besann sich auf Schirmers Lehren und versuchte in dem 1889 entstandenen „Gestade der Vergessenheit" und in dem 1892 gemalten „Grab Hannibals" — um nur die bekanntesten seiner Schöpfungen aus dieser Periode zu nennen — wieder so etwas wie eine Idee von Bedeutung zum Ausdruck zu bringen. In den lauten Beifall, der diese Bilder begrüßte, tönte die Stimme eines Kritikers hinein, der „Hannibals Grab" für pathetisch erklärte, und Bracht begann einzusehen, daß eine Erneuerung und Steigerung seiner Kunst nicht vom Gegenstande her erfolgen könne. Es kam ihm zum Bewußtsein, daß Bilder, wie jene beiden, nicht die Resultate von Erlebnissen in der Natur waren, sondern Ergebnisse des Nachdenkens, für die er zuerst die packendste Form, dann erst die entsprechende Farbe gesucht hatte. Da es ihm vor allem schwer geworden war, seinen Kompositionen den richtigen koloristischen Ausdruck zu geben, erkannte er bald, daß hier seine eigentliche Schwäche lag. Er beschloß, um diesem Mangel zu begegnen, nun damit anzufangen, womit er früher geendigt hatte; also vom farbigen Eindruck der Wirklichkeit auszugehen. Bald genug wurde er sich darüber klar, daß das der einzige richtige Weg sei, um als Maler im wahren Sinne des Wortes etwas zu leisten. Die Vorstellung, sich in dieser Weise von seinen Fehlern befreien zu können, machte ihm solche Lust zu einer Probe, daß er sich mitten im Winter in einem kleinen märkischen Orte niederließ und Studien zu malen begann. Im Sommer darauf fuhr er mit dieser Art des Arbeitens im Harz und in Hessen fort und überraschte mit den Ergebnissen seines Schaffens in einer Neujahr 1900 in Ed. Schultes Kunstsalon zu Berlin eröffneten Kollektivausstellung nicht nur das Publikum, sondern auch, da er seine Entdeckungen geheim gehalten, seine besten Freunde.

Die damals entstandenen Bilder, von denen einige diesen Ausführungen beigegeben sind, wirkten nicht allein frisch und neuartig für sich — sie ließen auch, da der Vergleich mit der Wirklichkeit möglich war, erkennen, wie weit Brachts Persönlichkeit in seinen Schöpfungen zur Geltung kam. Merkwürdig, mit wie fester Hand er die Natur packte! Gewöhnlichen Augen schien sie intim und idyllisch — wie er sie hinstellte, erschien sie bei aller schönen Farbigkeit doch großzügig und erhaben. Wenn auch der strahlende Himmel, das saphirfarbene Meer, die ragenden Pinien und die blendendweißen Gebäude fehlten — vor

diesem „Holzweg" oder dem „Morgenstern über der Spree", vor dem „Roten Acker" und ähnlichen Bildern dachte man unwillkürlich an Böcklin. Ein anderer in Brachts Alter hätte sich mit diesen verspäteten Erfolgen als Maler für befriedigt erklärt und ruhig in solcher Weise fortgearbeitet. Der kühne Landschafter jedoch, der kurze Zeit nach jener Ausstellung Berlin leider verließ, um einem Rufe an die Dresdener Akademie zu folgen, dachte nicht daran, auf diesen jungen Lorbeeren auszuruhen. Er hatte sich mit seinen letzten Schöpfungen den Anschauungen der Gegenwart unter fester Wahrung seiner Individualität genähert — er wollte nun noch Berührung mit dem Leben der Zeit suchen. Er stellte seine Staffelei im rheinischen Industriebezirk auf und hat mehrere ausgezeichnete Bilder von dortigen Großbetrieben gemalt, als deren vorzüglichstes wohl die von Arbeitergestalten wimmelnde „Mittagspause im Höschstahlwerk zu Dortmund" gelten darf. Seine letzte Leistung dieser Art ist das große Bild „Muldenhütten bei Freiburg i. S.", für das von Wallot gebaute Landtagsgebäude in Dresden. Dazwischen hat der Künstler freilich immer wieder auch Landschaften gemalt, die bei aller edlen Haltung zeigen, daß Bracht sich den Errungenschaften der neueren Malerei gegenüber nicht ablehnend verhalten hat. Er ist immer bereit geblieben, seinen wohlerworbenen Ruhm aufs Spiel zu setzen, um als Kind seiner Zeit, schaffend und sorgend, an deren Freuden und Leiden teilzunehmen. Er hat als Dramatiker der Farbe mit der großen Gebärde begonnen und ist ein Lyriker der Farbe und der Stimmung geworden. Darin den besten neueren Künstlern ähnlich; aber unterschieden von ihnen durch seine Fähigkeit, im Bilde der Natur auch deren Geist zu fassen und ihn in Verbindung zu bringen mit jenen Wesensseiten seiner Persönlichkeit, die ihn als eine bedeutende Individualität charakterisieren und als Menschen, der im Vergänglichen den Ausdruck des Ewigen sucht.

Hans Rosenhagen.

— — — — — —

Ludwig Thoma: Morgen an der Donau.

Die großen Bäume — wie liebe ich sie.

Schatten schenken sie dem Müden, und Träume wohnen da für den, dem der Weg lang wurde, unter ihren grünen Kronen.

Die großen, stillen Bäume. Wie habe ich sie geliebt.

Sonne tragen sie und des Tages Hitze. Und der Sturm kommt über sie und die kalten Kugeln des Hagels prallen an ihre Zweige. Und Unwetter und Kälte kommen, während sie ihr Laub verlieren.

Aber die großen Bäume sind still und lassen das Unwetter über sich ergehen wie die Sonne.

Die großen, die stillen, die geduldigen Bäume, wie habe ich sie doch immer geliebt.

Die Menschen reißen ihnen die Rinde herunter und hauen ihre Zweige ab, und ihre emsigen

Spaten, welche die arme Erde durchwühlen, verwunden ihre uralten Wurzeln. Im Sommer wird ihr Laub geplündert. Im Herbst ihre Früchte geraubt.

Aber ihr bleibt still, ihr großen Bäume.

Ihr großen, ihr geduldigen —

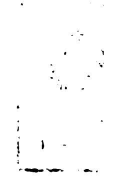
Das Unwetter tragt ihr und den Brand der Sonne. Der Menschen Grausamkeit und Dummheit und — schweigt.

Und während ihr stolz und still bleibt, ändern eure tausend Wurzeln die Erde selbst und machen sie willig für den Pflug und bereit für die Saat. Und eure dichten Kronen rufen des Himmels gesegneten Regen über der Menschen Häupter hernieder, der Menschen, die eure Haut zerrissen.

Große, stille, geduldige Bäume, wie ich euch liebe.

Ach, könntet ihr doch meine Lehrmeister werden.

Herman Bang.



[illegible]nde [illegible]

[illegible] eine rausch[illegible]
[illegible]
[illegible] mit ihr [illegible] Wind, und bereit
[illegible]
[illegible] Himmel [illegible]
[illegible]
[illegible], der Menschen
[illegible]
[illegible], geduldige Bäume
[illegible]
[illegible] doch [illegible]
[illegible]

Hermann Bang



Burg Kreuzenstein: Bibliothek
(Zum Essay von Robert Stiassny).

Philipp Stein: Dramatischer Monatsbericht.

Berlin, im Mai.

Sonst wenn die Theaterwinterstürme wichen dem Wonnemond, hatte man immer etwas, das erneuter Erwähnung wert war. Man konnte sich einiger, wenn auch weniger Höhepunkte erinnern und erfreuen und auf die weitere Entwicklung der Bühnendichtung Schlüsse ziehen. Diesmal haben wir nichts. Wir stehen da mit leeren Händen. In dieses Theaterwinters Mißvergnügen ist nichts, aber auch gar nichts gewonnen worden. Die einzige bedeutende dichterische Gabe„ Hauptmanns Dichtung von Kaiser Karl, hat sich auf der Bühne nicht behaupten können, allzu sehr versank darin das Dramatische unter dem Balladenhaften des Stoffes. Der einzige wirkliche Theaterneugewinn war das Wiedererscheinen von „John Gabriel Borkman". — Ibsens Dichtergenius ward aufs neue eindringlich und nachhaltig verspürt. Sonst allerlei Kleinwerk — darunter ganz weniges, wovon man Anregung haben konnte. In Summa: nichts.

Nun ist die Saison vorüber — vorüber, bevor man eigentlich zum Bewußtsein gekommen, daß sie überhaupt da war. Die Gastspielerei hat begonnen — bisher freilich hat sie nichts gebracht, was uns auf auswärtige Kunstleistungen neidisch machen könnte. Hervorragendes hat nur der Holländer Schauspieler Henry de Vries gezeigt, ein Verwandlungskünstler virtuoser Art, der in Hermann Hejermans' Einakter „Der Brandstifter" sieben Rollen spielt, einen idiotischen guten Burschen, dessen Bruder, einen durch traurige Verhältnisse zum Brandstifter gewordenen, verschlossenen und verschlagenen Zigarrenarbeiter, einen kurzatmigen Polizisten, einen dicken verschmitzten Gastwirt, einen altersschwachen Großvater, einen geriebenen Krämer, einen barschen selbstbewußten Handwerker. Unter diesen sieben Rollen sind fünf Episoden, der Brandstifter aber und sein idiotischer Bruder sind ausgeführte Charaktergestalten. In den Episoden zeigte de Vries seine vollendete Kunstfertigkeit, den beiden andern Gestalten aber gab er eine wirklich innerliche, künstlerische Darstellung. Verblüffend und virtuos ist die Schnelligkeit, mit der er immer wieder die Kostüme und die Masken wechselt; künstlerisch ist, wie er immer wieder als ein völlig anderer in Gestalt, Sprache und Wesen er-

scheint, bewundernswert, wie er diese Siebenrollenaufgabe über das bloße Schauspielerkunststück zu wirklicher Künstlerschaft erhebt.

de Vries war der Vorläufer der Nederlandsche Tooneelvereeniging aus Amsterdam, die im Hebbeltheater gastieren kam — dieses mit großen Versprechungen begründete junge Theater, dessen einziger wirklicher, wenn auch nicht eben großer Erfolg „Frau Warrens Gewerbe" gewesen ist, hat schon in der ersten Saison, wo es doch an Plänen und Versuchen überreich sein sollte, uns so wenig zu bieten, daß es bereits für Gastspieler seinen Spielplan eine Woche lang unterbrechen kann. Diese Niederländer sind recht brave Schauspieler, sie spielen sauber, korrekt, mit bemerkenswerter Diskretheit, die mitunter sogar zu viel Zurückhaltung aufweist. Dies zeigt sich besonders bei Molières „Eingebildetem Kranken" — sonst spielten sie eigentlich nur Heijermans, den einzigen hier bekannten holländischen Dramatiker. Sein bestes Werk „Hoffnung auf Segen" haben wir freilich seinerzeit hier durch das Brahmsche Ensemble viel eindringlicher zur Darstellung gebracht gesehen: Else Lehmanns künstlerische und persönliche Eigenart, ihr Temperament, die Wucht ihres Kunstschaffens, ihre elementare Natur hatten in der Gestalt der Jo dem Werke zu einer künstlerischen Bedeutung verholfen. Ein großes Interesse haben die Niederländer, die die beste Truppe ihrer Heimat sind, hier nicht erwecken können.

Interessant dagegen in hohem Maße war das Gastspiel Mounet-Sullys mit seiner Truppe — interessant freilich nur, weil es zu mancherlei Vergleichen Anlaß gab und zu entschiedenem Widerspruch herausfordert. Daß dieser Künstler, Doyen und Sociétaire der Comédie Française, nicht mehr im Vollbesitz seiner Mittel ist, konnte nicht überraschen. Wir sind ja gewohnt, die Pariser Kunstgrößen hier erst im hohen Alter kennen zu lernen — den alten Coquelin erst, als er ganz alt war, die göttliche Sarah erst, als sie bereits auf dem Abstieg war — nur die Desprez ist auf der Höhe ihrer Kunst, die in Temperament und Art so viel mit unserer Kunst Verwandtes hat, jung zu uns gekommen. Herr Mounet-Sully ist ein hoher Sechziger, und es ist erstaunlich, was er noch alles kann. Er ist ungemein elastisch, chevaleresk, elegant, vornehm in den Bewegungen, die Vorzüge seiner noch jugendlich erscheinenden, wohlgebauten Gestalt stellt er als Hamlet, wo er sich auch als eleganter und behender Fechter erweist, in einem für des Dänenprinzen Gemütsart allzu kokett gebauten schwarzen Trikot heraus. Aber sein Organ, das vielfach auch jetzt noch nicht der Schönheit entbehrt, ist brüchig und versagt mitunter, wie denn überhaupt in Höhepunkten öfters die Persönlichkeit nachläßt. Doch immerhin: in seinen besten Momenten hatten wir von ihm Eindrücke wie von einem französierten Sonnenthal von heute. Alles eben ist sehr klug durchdacht, von einigen Widersinnigkeiten im Hamlet abgesehen, auch psychologisch gut, alles sicher,

freilich niemals ursprünglich und elementar, niemals hinreißend. Kein größerer Gegensatz als zwischen ihm und Matkowsky. Dieser schuf jüngst als Oedipus eine bezwingende Gestalt, ergreifend, erschütternd. Beim ersten Auftreten erschien ein König, der sich aus dem Sturm und Drang seiner Jünglingsjahre herausgearbeitet hat zur Männlichkeit und Majestät des Kronenträgers, in dem es aber immer noch bisweilen gärt und grollt und auch überschäumt. Der Ausbruch gegen Kreon, der Trotz gegen Götter und Orakel ergibt sich ganz natürlich und konsequent aus dem Naturell dieses Oedipus, wie es Matkowsky angelegt. Bei Mounet-Sully erscheint das alles unverständlich, denn sein König Oedipus ist einer von den Königen, die auch schlafen gehen mit Krone und Stab. Sein Oedipus hätte sich, bevor er Jokaste ehelichte, erst die Thebanischen Standesamtsregister vorlegen lassen oder etwas ähnliches. Sein Spiel steht, abgesehen von den Schlußmomenten, völlig in der Tradition der französischen Antike — Schritt, Bewegung der Arme, der gespreizten Finger, das Spielen mit dem Tonfall der Alexandriner, alles Tradition der französischen Tragödie. Erst nachdem König Oedipus gebrochen ist und immer mehr eine bange Schuldgefühlahnung ihn umlauert, da erwacht auch in Mounet-Sullys Spiel der Künstler, aber auch da zeigt sich, besonders in der Szene mit Jokaste, manch Gekünsteltes, der Sophokleischen Größe und Reinheit Aufgepfropftes. Die ganze Vorstellung mit dem völlig unmotivierten Aufputz melodramatischer Zutaten hatte viel dem deutschen Geschmacke Widerstrebendes, aber immerhin blieb die Wirkung nicht aus, die Tragik des Schlusses ergriff.

Wie die Franzosen Hernani und Ruy Blas gespielt haben, ist ja gleichgültig — auch die beste Darstellung würde uns diese pietätvoll einbalsamierten Leichen nicht wieder lebendig machen. Aber Hamlet! Alles, was man der Hamletdichtung antut, empfinden wir ganz unmittelbar als eine persönliche Kränkung. Und wie viel solcher Kränkungen haben wir schon ertragen müssen! Als im Vorjahre der vielberufene Beerbohm-Tree uns diese Tragödie vorführte, machte er sie zur Farce: Ophelia streckte verlangend nach Hamlet die Arme aus und küßte ihn inbrünstig hinter dem Rücken Shakespeares, und wiewohl sie wußte, daß ihr Vater mit dem König hinter dem Vorhang diese Szene belauschte. In der von Mounet-Sully vorgeführten Bearbeitung von Dumas und Maurice läuft Ophelia dem Hamlet nach: „O je l'aime! O il m'aime!“ Wenn Hamlet sagt: „Schreibtafel her! Ich will's mir niederschreiben, daß jemand lächeln kann und immer lächeln und doch ein Schurke sein!“, so ziehen Herr Beerbohm und Herr Mounet wirklich ein elegantes Schreibtäfelchen vor und machen sich Notizen — ebenso tut's der Hamlet der großen Sarah und des kleinen Ferdinand Bonn, der diese „geistreiche“ Nuance wohl aus Amerika mitgebracht hat. Diese Dummheit ist also internationaler Besitz. In

dieser französischen Bearbeitung, die übrigens bis 1860 mit einem versöhnlichen Schlusse gespielt wurde, ist alles verdeutlicht, grob unterstrichen verwässert, verkürzt — selbst die köstliche Abschiedsrede des Polonius an seinen Sohn ist gestrichen.

Mounet-Sullys Hamlet braucht keinen Kommentar — es ist alles überdeutlich. Er erklärt klipp und klar, er wolle verrückt erscheinen. Und von dem Umstande, daß ein Verrückter unberechenbar, macht er überreichen Gebrauch. Ist's Unsinn gleich, so hat es doch Methode. Einzelne Stücke seiner Rede trägt er als Sänger vor. Er wirft seinen Hut in die Höhe, er streckt dem alten Polonius die Zunge heraus, er stößt Güldenkranz und Rosenstern mit den Köpfen zusammen. Er kriecht auf der Erde. Er treibt die albernsten Possen. Er lacht blödsinnig auf, nachdem er Polonius erstochen hat. Er spielt mit der Rolle, um zu zeigen, wie viel grelle Farben er auf der Palette hat. Die Monologe spricht er mit kluger Beredsamkeit, erkünstelter Gliederung — das ergreifende Selbstgespräch „Sein oder nicht sein" blieb völlig wirkungslos. Vom Anbeginn stellte er sich außerhalb des Rahmens — selbst während des ersten Erscheinens des Geistes drapierte er sorgsam seinen Mantelfaltenwurf und machte schöne Figur. Sein Hamlet war keine Einheitsgestalt mehr, er zerschlug sie in Fetzen. — Es ist schade um diesen im Irrgarten der Virtuosität herumtaumelnden Schauspieler — mitten in dem wüsten unkünstlerischen Durcheinander überraschten doch künstlerische Züge.

Gewissermaßen ein Gastspiel ist's auch, was sich jetzt im Lessingtheater ereignet. Dort wird jetzt der alte Schwank „Der Raub der Sabinerinnen" gespielt. Die Ibsen- und Hauptmann- und Schnitzlerdarsteller dieser klassischen modernen Bühne gastieren in Gebrüder Schönthan-Rollen. Erst sollte das lustige Stück nur einmal, zum Besten der Bühnengenossenschaft, gegeben werden. Der durchschlagende Erfolg hat dazu geführt, daß der „Raub der Sabinerinnen" ein Repertoirestück geworden ist und vor ausverkauften Häusern gespielt wird. Das liegt vor allem daran, daß Else Lehmann in der Rolle des Dienstmädchens in frischer, überwältigender Charakterkomik wieder eine Gestalt geschaffen hat, würdig ihrer sonstigen köstlichen Leistungen. Dann aber auch ist es ein nicht zu übersehendes Zeichen dafür, daß man nach dieses Winters Ungemach sich einmal tüchtig auslachen will. Und das geschieht hier fast ununterbrochen den ganzen Abend über.

Eine immerhin erwähnenswerte Novität hat noch das Neue Theater herausgebracht „Ramon der Abenteurer", eine Groteske in vier Katastrophen von Ernst Prange und Willy Rath. Es parodiert die Stücke von dem großen Abenteurer — eine Sherlock-Holmes-Parodie, von der die Rede war, finde ich weniger darin als eine Persiflage auf Stücke wie „Simson" und ähnliches. Die vier Katastrophen hängen nur durch die

Figur Ramons zusammen, geben aber viel Drastisches und Witziges in kecker Laune und Unbekümmertheit und wenn auch nichts Vollendetes, so doch immerhin literarisch Gewolltes. Freilich zeigt sich auch hier wie so oft in ähnlichen Fällen die Erfahrung: die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los! Denn oft scheint's, daß die Verfasser hier unter dem Banne der Geister stehen, die sie parodieren wollten — und die Grenzlinie zwischen der Parodie und der Freude an dem zu persiflierenden Genre verschiebt sich.

Zeichen der Zeit.

Moderne Urteilsfähigkeit.

Die zunehmende Sozialisierung, die das Leben der Gegenwart als vorherrschende Tendenz aufweist, fährt wie eine mächtige Walze über Menschen und Verhältnisse hin. Als loyaler Zeitgenosse hat man die Verpflichtung, den Hut in der Hand und mit offenem Mund nicht nur die stattliche Leistung dieser Riesendampfwalze, sondern auch ihr Geklapper zu bewundern. Geht man, natürlich in respektvoller Entfernung, den Spuren ihrer Bahn nach, so fehlt es — bei aller Anerkennung der großen Nivellierungsarbeit, die da getan ist — auch nicht an Werten, die auf der Strecke geblieben sind. Der Natur der Sache nach sind es individuelle Werte, die zum Opfer fallen. Von einem solchen Wert, den man mit einigem Schmerz schwinden sieht, soll hier die Rede sein: ich meine die Selbständigkeit des Urteils.

Warum treffen wir heute weniger denn je Menschen von eigenem Urteil? Es wird ja im allgemeinen nicht zu wenig geurteilt und abgeurteilt in unsrer Zeit. Schon weil man so viel lieber spricht, als denkt. Aber der eigene, originelle Ton, dessen Überzeugungskraft unnachahmlich und unersetzlich ist, wird wahrhaftig nicht allzu oft gehört.

Woran liegt das?

Sich ein eigenes Urteil zu bilden, ist eine Kunst und war es zu allen Zeiten. Auch ist der Begriff des selbständigen Urteils relativ. Es wäre eine unsinnige Forderung, von einem Menschen zu verlangen, daß er auf allen Gebieten so etwas wie eine persönliche Ansicht hat; unsinniger als je heute, wo die Bereiche praktischer und theoretischer Tätigkeit ins Unermeßliche gewachsen sind. Eine weitere Einschränkung ergibt sich schon allein daraus, daß das selbständige Denken eine gewisse Kraft des Geistes voraussetzt, die sich nicht im Besitz der Vielzuvielen befindet. Hält man dazu die Gewißheit, daß es voraussetzungslose Urteile überhaupt nicht gibt, und auch der gründlichste Kopf sich hier und dort mit Erfahrungstatsachen anderer bescheiden muß, so begrenzt sich der Begriff des persönlichen Urteils eben auf den Umkreis der jeweiligen Persönlichkeit.

Es lassen sich zwei Gründe für den Rückgang der Urteilsselbständigkeit denken. Einmal könnte er dadurch veranlaßt sein, daß die Zahl von Menschen, die kraft ihrer Eigenschaften zu eigenem Urteil befähigt sind, sich vermindert.

Diese Behauptung würde besagen: die Menschheit verliert in dem Maße an Qualität, als sie an Quantität zunimmt. Der Beweis dafür, vorausgesetzt, daß eine so ungeheuerliche, beleidigende Tatsache überhaupt beweisbar sein sollte, würde meilenweit über den Rahmen dieser kleinen Betrachtung hinausführen. Viel näher liegt der zweite Grund, den ich namhaft machen möchte: die Widerstände, die sich der Bildung eines eigenen Urteils, auch in verhältnismäßig engen Grenzen, entgegenstellen, sind heute stärker und zahlreicher als zuvor. Werfen wir ein Streiflicht auf einige dieser Widerstände.

Da ist zuerst die „öffentliche Meinung" zu nennen, dieser wechselfarbige Drache, der sich immer wieder mit dem Anspruch einer absoluten Autorität vor die Freiheit des einzelnen stellt. Schwache Menschen erliegen dem Fauchen dieses Ungeheuers widerstandslos. Aber auch Leute, die wohl imstande wären, sich gegen das öffentliche Urteil mit dem eigenen zur Wehr zu setzen, strecken die Waffen. Und doch weiß jeder: es gibt kein größeres Zerrbild der Wahrheit als eben die öffentliche Meinung. Für jeden Nachdenklichen tritt die Verfälschung in der stündlichen Geschichte ihrer Entstehung zutage. Ein besinnlicher Kopf sollte es sich zum Gesetz machen, von ihrem genauen Gegenteil auszugehen! Das heißt natürlich nicht, er soll schnurstracks das Gegenteil als Wahrheit ansehen; vielmehr sollte er vom Gegenteil aus die für seine Urteilskraft erreichbare Linie nach der eigenen, freien Meinung ziehen!

Andere, sonst verständige Mitbürger, verabscheuen zwar die öffentliche Meinung mit aller nötigen Geringschätzung; aber nur, um sich desto nachhaltiger der Ansicht ihrer Zeitung, ihres Leibblattes zu verschreiben. Wer darauf achtet, wird mit Entsetzen wahrnehmen, daß gescheite Leute eine Stunde nach dem Frühstück mit hohem Überzeugungsernst die Meinung ihrer Morgenzeitung als ihr eigenes Urteil verkündigen. Das geht so weit, daß es für den Blätterkundigen ein leichtes, sehr belehrendes und belustigendes Vergnügen ist, im Kreis von Bekannten oder Unbekannten jeden auf eine bestimmte Tageszeitung zu etikettieren. Nun kann über den Wert der Presse ein Zweifel nicht bestehen. Aber schließlich ist jeder Journalist auch nur ein Mensch und, wenn er ein kluger Mensch ist, will er mit seiner Ansicht selber gar nicht mehr geben, als eine Direktive, und kein Dogma. Überdies könnte es nachgerade einleuchten, daß ein gedrucktes Wort nicht eo ipso wahrer ist als ein gesprochenes!

Was von Zeitungsurteilen gilt, gilt natürlich genau so von parteipolitischen Anschauungen. Es ist das gute Recht des Parteimannes, seine Ansicht mit Schärfe zu vertreten. Aber nimmt er sich denn unter hundert Fällen noch einmal die Mühe, die gegnerische Meinung auch nur zu prüfen? Da heißt es doch einfach: das ist rot, also falsch; oder das ist weiß, also richtig. Es ist aber geradezu das Maß für die Denktüchtigkeit eines

Kopfes, inwieweit er in die Gründe eines gegnerischen Urteils einzudringen vermag. Unser parlamentarisches Leben z. B. leidet ungemein an dem Mangel — ich will nicht sagen solcher Denktüchtigkeit, aber an ihrer Betätigung. Wenn Herr X. auf der einen Seite des Hauses einen fruchtbaren Gedanken vorträgt, wird ihn Herr Y. gar nicht erst überlegen; er wird, was dafür spricht, gar nicht erst abwägen, sondern nur das Dawider sehen; und er wird lieber, seinem Volk zu Heil und Freude, ein Gesetz aus Prinzip verballhornen helfen, als sich ein eigenes Urteil bilden.

Gegen diese Gruppe von Widerständen, die beliebig zu vermehren ist, läßt sich geltend machen, daß sie, wenn auch in geringerem Umfang und unter anderen Namen, schon lange vor uns bestanden haben. Nicht so verhält es sich mit einer anderen Gruppe, die sich auf die Form des modernen Urteilens bezieht.

Schroffe Gegenüberstellungen sind, gesprochen und geschrieben, sehr wirkungsvoll. Den Vorzug der Wahrheit haben sie seltener. Die geniale Einseitigkeit scheidet hier aus. Von mittlerer Urteilsfähigkeit ist die Rede, und sie verliert in ihrer Selbständigkeit, wenn sie sich bestimmen und verführen läßt von der herrschenden Sucht nach Pointierung. Solch ein übersteigertes Urteil kann dem urwüchsigen, wirklich eigenen verzweifelt ähnlich sein; der, der es ausspricht oder übernimmt, wird sich selbst und andere darüber täuschen, wie über einen falschen Edelstein. Und doch sind die Bestandteile nicht echt, ist es nicht organisch gewachsen und geworden. Man denke da nur an die Leute, die es fertig bringen, privatim oder publice, jeden Tag einige Mitmenschen zu Genies, einige andere zu grundsätzlichen Stümpern abzustempeln. Der „Elativismus", d. h. das Arbeiten mit lauter „Sehr"-Werten ist ein auch sonst gerügter Unfug: er gehört hierher. Und neben ihm steht das Schlagwort, diese niederträchtige Ausgeburt der neueren Zeit, von der man mit Recht gesagt hat, daß sie allerdings schlägt, aber totschlägt — nämlich die Wahrheit. —

Nur eine Anregung für diejenigen, die etwas mehr sein wollen, als geistige Nachbeter, kann und soll in diesem lückenhaften Überblick über ein unerschöpfliches Thema gegeben werden; er hat schon seine Schuldigkeit getan, wenn der oder jener sich über die Selbständigkeit des Urteils in unserer Zeit ein selbständigeres Urteil bildet, als ich es vermag.

Dr. Heinrich Lilienfein.

— — — — — —

Peter Altenberg: Märchen des Lebens.

Peter Altenbergs kleine Skizzen sind Bilder und wollen nichts anderes sein, und von einem schönen und reichen Bilderbuch kann man nur feststellen, daß es vorhanden ist, und allen empfehlen, es recht fleißig zu betrachten; man kann es aber nicht beschreiben. Altenbergs neuestes Bilderbuch enthält jedoch weit mehr als bloße Meisterwerke

der psychologischen Momentphotographie. Wenn man aus ihm die Summe zieht, so ergibt es ein neues künstlerisches Programm, und es ist nötig, über dieses Programm einige Worte zu sagen.

Die künstlerische Entdeckung, die Peter Altenberg gemacht hat, ist ebenso originell als einfach; sie ist so einfach, daß viele sich weigern werden, sie für originell zu halten. Aber gerade diese Verbindung von Originalität und Selbstverständlichkeit macht das Wesen jeder wirklich wertvollen Erkenntnis aus. Bloß originell sein ist nämlich gar keine Kunst: man braucht sich bloß um Vernunft und Wahrheit nicht zu kümmern, und man ist schon originell. Die geniale Originalität besteht jedoch darin, daß man neue Gesetze und Beziehungen entdeckt, die zwar bisher unbekannt waren, aber dennoch die natürlichsten von der Welt sind, denn sie waren ja stets vorhanden. Kaum sind sie entdeckt, so sagt jeder: „Das habe ich längst gewußt." Dieses „ich habe es längst gewußt", das der Philister an jede Neuheit anhängt, die das Unglück hat, auch zugleich wahr zu sein, ist geradezu der Prüfstein für ihre Lebensfähigkeit.

Die höchst einfache künstlerische Erkenntnis Peter Altenbergs ist nun diese: daß das Leben das einzige wirklich märchenhafte Märchen ist und daß wirkliche Poesie und Phantasie nur in der Realität zu finden sind. Man darf diese Erkenntnis nicht etwa mit dem „Naturalismus" verwechseln. Der Naturalismus brachte das Leben, aber er unterschlug das Märchen, das im Leben steckt. Die Romantiker alten Schlages hingegen brachten zwar das Märchen, aber auf Kosten des Lebens. Daher kann man sagen, daß beide, Romantik und Naturalismus, zwei *gleich unwahre* Kunstrichtungen waren.

Die alten Romantiker waren mit der gegebenen Welt unzufrieden, denn sie schien ihnen nichts Poetisches zu enthalten. Darum bevölkerten sie sie mit allerlei Wesen und Ereignissen, die es nicht gibt. Der orthodoxe Naturalist dagegen brachte das Leben genau so, wie es ist oder vielmehr scheinbar ist: er dichtete gleichsam mit der Lupe in der Hand. Aber das Leben ist für den Naturalisten oder, wie man ihn eigentlich nennen müßte, für den Materialisten nur zur Hälfte vorhanden, denn es ist voll von Wundern und Geheimnissen, und wir nähern uns der Poesie genau in dem Maße, in dem wir uns dem Leben nähern, und der romantischeste Roman ist das Leben selbst. Der moderne Romantiker erfindet keine Märchen, aber er erklärt das Leben tiefer und vollkommener, als es bisher versucht worden ist, und indem er es erklärt, entdeckt er seine Wunder. Die alten Romantiker suchten die blaue Blume und fanden sie nicht, was ganz natürlich war, denn sie existierte nur in ihrem Gehirn. Aber mir scheint, Peter Altenberg, der Neuromantiker, hat sie gefunden: für ihn ist nämlich jede Kornblume eine romantische „blaue Blume" und jedes natürlichste, trivialste Erlebnis des Alltags das poetischeste, phantastischeste Märchen.

In früheren Zeiten setzte sich ein Dichter hin und „dichtete", das

heißt: er entwickelte Phantasie, kombinierte mögliche und unmögliche Dinge, erfand Situationen und Konflikte und dachte sich eine Menge von Angelegenheiten aus, die nur in seinem Kopfe zusammengekommen waren. Der Dichter der Zukunft wird anders arbeiten, er wird gar nicht mehr „dichten", ja er wird viel weniger dichten als alle übrigen Menschen, und gerade das wird ihn zum Dichter machen. Das klingt paradox.

Aber fragen wir uns: was ist denn eigentlich jene vielgerühmte Phantasie, die früher das Privileg des Dichters war? Sie ist nichts als schlechte intellektuelle und künstlerische Erziehung. Sie ist die Subjektivität irgend eines Einzelorganismus, die sich ungebührlich vordrängt und uns verhindert, die Poesie der Natur und des Lebens voll zu erfassen. Und doch haben Natur und Leben zehntausendmal mehr Poesie und Phantasie als der größte Dichter. Ist die Poesie der Welt etwa im menschlichen Gehirn, dieser mehr oder minder schadhaften Begriffsrechenmaschine? Ganz im Gegenteil: gerade dort ist sie am wenigsten. Der vollkommenste Dichter ist der unpersönlichste, derjenige, der einen möglichst vollkommenen Aufnahms- und Durchgangsapparat für die Poesie der Natur und des Lebens bildet, der der Poesie der Welt möglichst geringe Leitungswiderstände entgegensetzt. Ein Dichter ist ein Mensch, der Poesie empfangen und weitergeben kann, keineswegs ein Mensch, der Poesie macht. Um es in eine Formel zu bringen: der Grad seiner „Permeabilität für Weltpoesie" bezeichnet die Höhe seiner dichterischen Kapazität.

Selbsttätige Phantasie hingegen ist eine Gehirnkrankheit, und ebenso interessant, aber auch ebenso belanglos wie alle übrigen pathologischen Phänomene. Selbsttätige Phantasie ist überdies langweilig. Es gibt nur eine amüsante Sache: die Wirklichkeit. Subjektive Poesien sind daher nicht nur belanglos, sie sind geradezu schädlich. Denn sie schieben das fade Ich vor die interessanten Objekte. Man vergleiche z. B. einmal die Spiele, die die Menschen erfunden haben, mit den Spielen der Tiere. Die ersteren sind langweilige Gehirnfunktionen, die letzteren sind organische Produkte des Lebens. Man kann stundenlang zusehen, wenn junge Hunde oder irgendwelche andere Tiere miteinander spielen, aber man muß schon ziemlich von Gott verlassen sein, um bei einer Partie Billard oder Skat stundenlang kiebitzen zu können.

Daher glaube ich, daß in Peter Altenbergs Büchern viel mehr Entwicklungsmöglichkeiten stecken, als man vorläufig noch annimmt. Das Wort „Märchen des Lebens" wird vielleicht einmal eine große Dichterparole werden wie seinerzeit jene „blaue Blume". Ein einsamer verschneiter Baum, von einem Künstler photographiert, wird vielleicht einmal mehr gelten als das wunderbarste gemalte Stilleben. Der Wunschzettel eines kleinen Jungen vor Weihnachten, die trockene Gerichtssaalnotiz einer Tageszeitung, der sachliche Bericht eines Gelehrten über beobachtete

Naturwunder, das dumme Tagebuch eines Backfischs, der unorthographische Brief eines Dienstmädchens, diese und ähnliche Dinge, von einem Dichter festgehalten, werden vielleicht einmal als die einzigen echten Dichtungen gelten. Und wenn jemand einwenden sollte, daß nach dieser Auffassung die Dichter ja ganz überflüssig wären, denn alle diese Dinge seien ja schon da, so ist ihm zu erwidern: im Gegenteil! Die Dichter werden nötiger und wichtiger sein als zuvor, nämlich als Entdecker dieser Dinge, für die nur sie Augen, Ohren und Nerven haben. Aber als Entdecker, nicht als Erfinder. Das armselige „Erfinden" werden sie den Hysterischen, den Blaustrümpfen und den Köchinnen überlassen.

Dr. Egon Friedell.

IRMELIN. | IRMELIN.

Nach dem Dänischen von J. P. Jacobsen.
From the Danish of J. P. Jacobsen.

Frederick Delius.







 Ch. 77


Ir - me - lin, Herr-lich-ste von Al - - len!
Ir - me - lin, love - li - est of all!
Maestoso.
poco più vivo
Al - le Rit - ter - hel - me tru - gen ih - rer Far - ben mun - tre Pracht,
Gro - sse Frei - er - scha - ren zo - gen hin bis zu des Kö - nigs Schloss,
Her bright i - mage was re - flec - ted in the hel - mets of all the knights,
Knights by hun - dreds, no - ble woo - ers thronged the castle of the king,
f
und in vie - len tau - send Lie - dern ward ihr Na - me an - ge - bracht:
nah - ten ihr mit zar - tem We - sen und mit blu - men - glei - chem Wort:
and with ev' - ry rhyme and rhythm her fair name had been en - twined:
wooed the maid with ten - der bear - ing and with sweet and flower - ed word:
f
poco rit.
Ir - me - lin Ro - se, Ir - me - lin hold, Ir - me - lin, Herr - lich - ste von Al - len.
Ir - me - lin rose, Ir - me - lin sun, Ir - me - lin, love - li - est of all!
mf
f
cresc.
f
Ch. 77



Ch. 77 Stich u. Druck: Berliner Musikalien Druckerei G.m.b.H. Charlottenburg.

Fräulein EVA-MARIA KUNCKELL zugeeignet.

So knix ich - so lach ich.

(Rud. Presber.)

Bogumil Zepler.



 Ch. 149 *Aufführungsrecht vorbehalten*


cresc. poco a poco
Und seufzt er be-klom-men so frag' ich: „Er Wicht! Der
p cresc. poco a poco
Lenz ist ge-kom-men und spürt Er ihn nicht?“ Die
rit.
a tempo
Wie-sen im Schim-mer, und jung-grün der Mai!“ Ach, wär' nur nicht
poco string.
im-mer die Mut-ter da-bei!“
acceler.
dim.
a tempo
pp



Burg Kreuzenstein: Halle a. d. Westseite
(Zum Essay von Robert Stiassny).


cresc. poco a poco
Und seufzt er be-klom-men so frag' ich: „Er Wicht!
p cresc. poco a poco
Lenz ist ge-kom-men und spürt Er ihn nicht?“
rit.
a tempo
rit. poco string.
Wie-sen im Schim-mer, und jung-grün der Mai!“ Ach, wär' nur
rit. a tempo
im-mer die Mut-ter da-bei!“
acceler.
p a tempo
dim.
pp

Ch.119



Burg Kreuzenstein: Halle a. d. Westseite
(Zum Essay von Robert Stiassny).

Zu den Musikbeigaben.

Größere Gegensätze kann man sich kaum denken als die beiden Tonsetzer, von denen hier je ein Lied geboten wird. Während Frederick Delius mit Vorliebe sich großen schwerwiegenden Aufgaben zuwendet und vielfach, nicht bloß in seiner Harmonik, Neuland der Tonkunst zu gewinnen sucht, ist Bogumil Zepler ein Meister der musikalischen Kleinkunst, ein Vertreter des feinen Humors und ein ausgesprochener Gegner ungewöhnlicher Harmonien.

Lassen wir ihm, da er der ältere ist, hier, wo wir den Lebensgang und das Lebenswerk beider skizzieren wollen, den Vortritt. Am 6. Mai 1858 wurde er in Breslau geboren. Schon als Schüler des berühmten Elisabeth-Gymnasiums widmete er sich der Musik eifrigst, mußte aber auf Wunsch seiner Angehörigen studieren und konnte erst, nachdem er die medizinische Doktorwürde erworben hatte, sich ganz seiner geliebten Kunst hingeben. Von vornherein bevorzugte er, nachdem er bei Heinrich Urban in Berlin ernste Studien getrieben hatte, die heitere Muse. 1891 wurde sein Name in weiteren Kreisen bekannt durch seine „Cavaleria Berolina", eine recht gelungene Parodie auf Mascagnis „Cavalleria rusticana". Einen schönen Erfolg errang er 1892 mit der einaktigen komischen Oper „Der Brautmarkt zu Hira". Die abendfüllende, zuerst 1898 im Hamburger Stadttheater aufgeführte Oper „Der Vicomte von Letorière" zeigte neben sehr gelungenen komischen Partien auch Zeplers unleugbares lyrisches Talent. Den Einwirkungen der neuitalienischen veristischen Schule konnte auch er sich nicht entziehen: es beweist dies der für Fumagalli geschriebene Einakter „Die Nacht" und die Pantomime „Die Galgenfrist" (1899). Den größten Erfolg aber hatte Zepler, als er wieder zum Melodisch-Heiteren und Graziösen zurückkehrte und für Ernst von Wolzogens Buntes Theater, das 1901 gegründete sogenannte Überbrettl, Lieder wie „Laufmädel", „Königssohn", „Pfaffenkutten", „Gelbstern", „Spatzenlied", „Hummer" schuf. Als dann Wolzogen seine komische Oper begründete, wurde sie mit Zeplers Burleske „Die Bäder von Lucca" eröffnet, doch infolge des recht gewagten Wolzogenschen Textes und einer ungenügenden Aufführung hatte das Werk nicht den erwünschten Erfolg, der leider auch der Operette „Die Liebesfestung" infolge des unvoll-

kommenen Librettos versagt blieb. Hoffentlich gelingt es dem Komponisten, der übrigens auch eine Ballettsuite (Teufelsmesse) für großes Orchester geschrieben hat und neuerdings durch eine sehr gelungene „Salome"-Parodie von sich hat reden machen, eine Operette von bleibendem Wert uns bald zu schenken. Er ist auch Herausgeber der Zeitschrift „Musik für Alle" und hat dabei eine recht glückliche Hand bewiesen. — Das Lied „So knix ich", das der Sammlung „5 heitere Lieder" entnommen ist, gibt von Zeplers musikalischer Richtung eine sehr gute Vorstellung. Trotz aller Anspruchslosigkeit ist es ein recht wirkungsvolles Vortragsstück, jedenfalls eine reizende Vertonung des liebenswürdigen Gedichtchens von Rudolf Presber.

Was Zepler angeboren ist, das Volkstümliche, will auch Frederick Delius ganz offenbar in „Irmelin" (aus „5 Lieder") anstreben, aber in diesem etwas archaistisch, balladenmäßig gefärbten Liede schmeichelt sich dem Ohre eigentlich nur der Refrain „Irmelin Rose, Irmelin hold" ein, manche harmonische Wendung wird unseren Sängerinnen befremdend klingen, auch das Treffen der Intervalle wird Schwierigkeiten machen. Trotzdem werden sich sicherlich viele zu der eigentümlich-herben Tonsprache hingezogen fühlen und nicht eher ruhen, als bis sie „Irmelin" sich zu eigen gemacht haben. Delius, dessen Namen erst in den letzten Jahren bekannter geworden ist, gilt jetzt als einer der besten Vertreter der musikalischen Stimmungsmalerei; seine ungemein reiche und kühne Phantasie hat sich auch eine eigene Ausdruckstechnik geschaffen, in der er der großen Masse des Publikums nicht die kleinste Konzession macht. Delius, der von deutschen Eltern stammt, ist 1863 in Bradford in England geboren und hat schon als Knabe große musikalische Veranlagung gezeigt. Um nicht Kaufmann werden zu müssen, wanderte er als Zwanzigjähriger nach Florida aus und wurde hier Pflanzer, benutzte aber jede freie Zeit zu theoretisch-musikalischen Studien und ließ sich durch seine tropische Umgebung in seiner musikalischen Phantasie wesentlich beeinflussen. Nach einigen Jahren aber ging er doch nach Leipzig und studierte hier noch sehr gründlich bei den durchaus auf klassischem Boden stehenden Meistern Jadassohn und Reinecke. Im Jahre 1890 verlegte er seinen Wohnsitz dauernd nach Frankreich und zwar verbrachte er den Winter häufig in Paris. In ländlicher Abgeschiedenheit schuf er seit 1897 eine Reihe größerer Werke. Indem ich auf Max Chops ziemlich erschöpfende Broschüre über Delius (Verlag Harmonie) hinweise, beschränke ich mich darauf, zu erwähnen, daß die Negeroper „Koanga" 1904 in Elberfeld und das hochpoetische Musikdrama „Romeo und Julie auf dem Dorfe" 1907 in der Komischen Oper zu Berlin aufgeführt worden ist, daß der „Allgemeine Deutsche Musikverein" wiederholt auf seinen Tonkünstlerversammlungen Werke von Delius berücksichtigt hat, so in diesem Jahre die textlich auf Nietzsches Zarathustra fußende „Messe des

Lebens". Hochbedeutend sind: die sinfonische Dichtung „Im Meerestreiben" (Sea Drift), die „Appalachia" genannten Variationen über ein altes Negersklavenlied mit Schlußchor und das „Klavierkonzert" in C-Moll, das eigentlich eine sinfonische Dichtung mit obligatem Klavier ist und meines Erachtens alle Aussicht hat, sich einzubürgern. Unter den jetzt lebenden Komponisten ist Delius wohl der größte Tonpoet, jedenfalls eine Erscheinung, die berufen sein dürfte, eine künstlerische Mission zu erfüllen, wenn auch zur Zeit sein Schaffen noch nicht allgemein auf Verständnis stößt. Merkwürdigerweise hat es sich die meisten Freunde in den Rheinlanden erworben.

Prof. Dr. Wilhelm Altmann.

Redaktionelle Notizen.

Die vier photographischen Aufnahmen, die zu dem Artikel: Stiassny, Ein Schloß im Donautale, gehören, stammen aus dem Atelier des Hofphotographen W. Burger in Wien, der sich das Vervielfältigungsrecht vorbehält.

Bemerken möchten wir noch, daß sich in der Unterschrift des dritten Bildes zu „Burg Kreuzenstein" (Seite 512) ein Irrtum eingeschlichen hat. Es muß heißen: Halle an der „Südseite".

Literarische Berichte.

Alexander L. Kiellands sämtliche Werke. In sechs Bänden. (Übersetzt von Dr. Friedrich Leskien und Marie Leskien-Lie.) Leipzig, Georg Merseburger.

Der ausländische Autor findet meist ein anderes Schicksal als der einheimische. Für diesen bestehen dieselben Bedingungen des Lebens, der Arbeit, des Verkehrs, des Vergnügens, wie für seinen Leser, beide umgibt dieselbe Luft, dasselbe Klima, beide haben tausend gemeinsame Dinge, mögen sie in ihren Ansichten, ihrem Geschmack noch so verschieden sein. Er wird von seinem Leser, mag dieser auch keinen seiner Gedanken erfassen, mit einer gewissen Vertraulichkeit behandelt; der Leser maßt sich Recht und Fähigkeit an, ihn zu beurteilen, ihn zu korrigieren, ihn zu loben oder zu tadeln. Dem ausländischen Autor gegenüber ist der Leser befangen, unsicher und infolgedessen vorsichtig. Da er die Verhältnisse des Auslands, die Verhältnisse, aus denen das Werk des Autors entstanden ist, nicht kennt, muß er als gebildeter Mann Achtung, Bescheidenheit und Ehrerbietung zeigen, selbst da, wo es nicht am Platze ist, nur um der Gefahr, sich durch törichtes Urteil zu kompromittieren, aus dem Wege zu gehen. Weil ihm keiner jener Gemeinplätze zur Verfügung steht, auf denen man vor dem einheimischen Autor mit der Würde des Verständnisses, der literarischen Bildung paradieren kann, lobt er, wo getadelt werden müßte, bewundert er Absonderlichkeiten, die bizarr sind, — kurz, er behandelt den ausländischen Autor mit derselben Steifheit, demselben aufgesperrten Munde, derselben verwirrten Höflichkeit wie den ausländischen Reisenden. Und wie man diesen fürs erste nach der Eleganz seiner Koffer, dem Schnitt und der Qualität seiner Kleider beurteilt, so beurteilt man den ausländischen Autor zunächst nach der äußeren Erscheinung, der Beschaffenheit der Ausgabe und der Qualität der Übersetzung.

Kielland hat unter dieser Kurzsichtigkeit jahrzehntelang leiden müssen. Wo man ihn traf, begegnete er einem meistens in dem dürftigen Lüsterjäckchen der Reklamschen Universalbibliothek und ließ ein Deutsch vernehmen, das nicht schön war. Die Folge davon war, daß man ihn zwar nicht übersah, aber wie etwa einen amüsanten Unterhalter in der Straßenbahn betrachtete. Er hatte dasselbe Schicksal, wie Maupassant und selbst Zola, die in Deutschland lange Zeit in den zweifelhaftesten Kostümen der sonderbarsten Verleger umherliefen und einem selten aus guten Buchhandlungen, öfter aus den ver-

schwiegenen Kästen der Bahnhofshändler entgegenkamen. Ob dabei den Autor ein Verschulden trifft, bleibe dahingestellt; sicherlich hat er Schaden davon, und Kielland hat seinen Ärger darüber sehr deutlich ausgesprochen.

Nun erscheint er zum ersten Male, leider nach seinem leiblichen Tode, in einem literarisch salonfähigen Anzuge. Dr. Friedrich Leskien und Frau Marie Leskien-Lie haben eine vortreffliche Übersetzung geschaffen, die nicht nur Worte und Sätze übermittelt, sondern des Dichters Gedanken in des Dichters Form wiedergibt, die Stimmung, Luft und Klang des Originals mitbringt. Daß Kielland noch selbst an dieser Übersetzung mitgearbeitet hat, ist wertvoll, und daß ihm diese Ausgabe noch kurz vor seinem Tode eine große Genugtuung und Freude gewesen ist, macht sie unserem Herzen noch lieber.

Diese Ausgabe sämtlicher Werke Alexander L. Kiellands ist 1907 bei Georg Merseburger in Leipzig erschienen. Sie bedeutet nicht nur die endliche Würdigung Kiellands in Deutschland, sie ehrt auch durch sich selbst den Verleger.

Kiellands äußerer Entwicklungsgang weist denselben Weg, den viele nordische Schriftsteller gegangen sind: die akademischen Studien daheim in der kleinen Hauptstadt des kleinen Vaterlandes, das Leben in der großen Welt von Paris. Diese Schule hat sich bei manchem, z. B. Björnson, als ungeeignet erwiesen, bei Kielland scheint sie seine besten literarischen Eigenschaften zur Entfaltung gebracht zu haben. Der starke nordische Freiheitssinn, der sich daheim unter den kleinen Verhältnissen nirgends bewegen konnte, findet mit einem Male Platz rings um sich herum, er regt sich, wird seiner selbst bewußt und geht mit jungen freien Gedanken in die enge Heimat zurück. Die nordische Gründlichkeit erhält durch die Berührung mit dem französischen Geiste die leichte Ordnung und die durchsichtige Klarheit, die das Wesen des französischen Geistes ist. Dazu gesellt sich die Kritik und jener Duft der großen Welt der Ideen und der Moden. Dieses alles, jäh zurückversetzt in die kühle Luft der waldigen Berge Norwegens, gewinnt an Frische und Elastizität, ohne etwas von seiner graziösen Feinheit zu verlieren.

Wenn solche Eigenschaften in der richtigen Weise gepflegt werden, müssen sie Vorzügliches leisten. Kielland hat sie gepflegt. In seinen ersten Novellen zeigen sie sich noch in schwächlicher, übertriebener Pointierung, in übermäßiger Betonung und falschem Tempo. Wie es oft geschieht, haben diese bühnenmäßigen Wirkungen seinen Ruhm begründet; ein dicker Mann, der ununterbrochen über die allzu vielen Trüffeln stöhnt, wird immer das Stehparkett auf seiner Seite haben. Aber Kielland hat rechtzeitig daran gedacht, sich zu soignieren, und bereits „Garman und Worse" ist nahezu frei von dieser Art Fehlern. Die Eindrücke haben ihre Wirkung nach innen ausgeübt, das Neue hat sich mit dem bereits Vorhandenen verbunden, und die folgenden Werke zeigen Kiellands fertige Persönlichkeit. Man sieht ihn als einen scharfsin-

nigen Beobachter von Lebensverhältnissen und Typen, als einen guten Psychologen und sicheren Beherrscher der Form. Seine Schilderungen der bürgerlichen Verhältnisse zeigen seinen schnellen Blick für das Wesentliche; er langweilt nicht durch Anhäufung von unnötigem Material, er sieht nur das, worauf es ankommt. Er hat Sinn für plötzliche Perspektiven. In der Novelle „Schnee" zeichnet er einen Pfarrer, einen selbstgefälligen Haustyrannen, der durch den Kampf gegen die Dinge der neuen Zeit ungerecht und rücksichtslos geworden ist. Die langen Reden, die dieser über seine Frau, seinen Sohn und seine reizende freidenkende Schwiegertochter ausschüttet, machen auch den Leser ein wenig betäubt, so daß er kaum noch etwas versteht und jedenfalls den Pastor nicht mehr deutlich erkennt. Aber dann geht man schlafen, und Kielland erzählt, daß der Pfarrer die Gewohnheit hat, abends im ehelichen Schlafzimmer im Bett noch eine Pfeife zu rauchen und Zeitungen zu lesen. Da sieht man ihn wieder ganz, und man weiß auch, wie es mit der Rücksichtnahme in dieser christlichen Ehe bestellt ist. Die von ihm geschaffenen Charaktere sind ihm nie von einer bestimmten, rein künstlerischen Forderung vorgeschrieben. Es scheint ihm wichtiger, lebendige Menschen leben, handeln, sich entwickeln zu lassen, als daß die Schicksale sich einem versöhnlichen oder tragischen Ende zuneigen. Er sagt es dem Leben gerade heraus, daß es brutal und ungerecht ist, und er versucht nie, dem Leben eine Form aufzuzwingen, die es nicht hat. Die Komposition seiner Romane ist darum nicht immer einwandfrei.

In ihm ist das Entscheidende nicht das Künstlerische, sondern das Menschliche. Aber das Menschliche ist so rein, so hoch, daß es das Künstlerische mit sich zieht, auf ein Niveau, das es von vornherein nicht hat. Darum ist er auch trotz aller Feinheit und künstlerischer Akkuratesse das gerade Gegenteil eines Ästheten. Er schämt sich nicht der starken Tendenz, die alle seine Arbeiten tragen, die überall durchbricht, viele künstlerische Wirkungen zerstört und doch das Wertvollste an dem ganzen Manne ist, weil es keine Parteitendenz, sondern die ehrliche Gesinnung eines anständigen Mannes ist. Er kämpft für Wahrhaftigkeit der Gesinnung, — nicht für jenes Björnsonsche Idol von Wahrheit, das wie ein Moloch das Menschliche verschlingt, sondern für die schlichte Überzeugung eines gesunden und klugen Menschenverstandes. Er steht mit ganzer Front gegen jeder Art Borniertheit, jeder Art falsche und angemaßte Macht, jeder Art Heuchelei. Er verachtet die Würde, die unter der Decke christlicher Milde Trägheit der Seele verbirgt, er verachtet die Sittlichkeit, die mit den Begriffen der christlichen Moral die Leere des Herzens verklebt. Er hat ein feines Mitleid für alles, was unterdrückt und nicht zu seinem Recht gekommen ist, er hat eine Weite für alles, was nicht von der Konvention, der Staatskirche und der gesellschaftlichen Ordnung, sondern vom Menschen kommt.

Solches sind leuchtende Merkzeichen der Besten gewesen. Aber

bei vielen, die selbst unterdrückt waren, wurden sie durch Haß und Grimm verdunkelt. Kielland gehört nicht zu diesen Unglücklichen. Seine gesellschaftliche Unabhängigkeit gestattete ihm, seine Meinung nur durch die Überlegenheit ihres geistigen Inhalts wirken zu lassen, sie ohne Pathos zu sagen, mit der Verbindlichkeit eines Weltmannes, der für eine Dummheit nur ein leichtes Kopfschütteln hat, der eine Brutalität mit zwei Federstrichen abtut.

Kielland ist früh gestorben und hat das rechte Verständnis seiner Persönlichkeit nicht mehr erlebt. Aber er bedurfte es nicht, sich an anderer Leute Wertschätzung anzulehnen. Er konnte vielleicht daran zweifeln, ob er ein großer Schriftsteller sei, aber er hatte die Gewißheit, daß er Mensch war.

Otto Gysae.

Alexander L. Kielland. Else. Jakob. Zwei Novelletten: Treuherz. — Karen. Aus dem Norwegischen von Dr. Leo Bloch. Berlin W. 35, Harmonie, Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst.

Dr. Leo Bloch sagt in seinem Vorwort zu den Novelletten: „Kielland erfordert eine sehr eng anschließende Übersetzung, welche auch vor Härten dort nicht zurückschreckt, wo sie im Original vorhanden sind. Ich habe mich bemüht, beide Erzählungen in vollkommen unretouchierten Photographien dem deutschen Leser vorzuführen." Der Übersetzer stützt sich dabei auf eine Bemerkung des Autors selbst, daß seine Werke in deutscher Übersetzung etwas „Zahmes und Konventionelles" bekämen, was ihnen im Original durchaus nicht anhafte.

Man kann die Absicht nur billigen. Aber man muß sich überlegen, daß nur der künstlerisch empfindende Leser die richtigen Augen für unretouchierte Photographien hat. Die andern Leser werden sich verwundern, werden ihre Mißbilligung äußern, werden von Maniertheit sprechen. Alles auf Unkosten des Autors, der dabei nicht zu seinem Recht kommt.

Leider wird das Verhältnis der künstlerisch empfindenden Menschen zum großen Publikum durch einen Dezimalbruch dargestellt, der sehr viele Nullen hinter dem Komma hat.

Otto Gysae.

Wunder und Wissenschaft. Dr. Richard Hennig.

Eine hochinteressante Arbeit bietet uns Dr. Richard Hennig in seinem Buche: Wunder und Wissenschaft. In klarer, fließender Sprache setzt sich der Verfasser mit den Erscheinungen des Okkultismus auseinander. Zu ihrer Erklärung nimmt er das ganze Rüstzeug, das die moderne Psychologie bietet, zu Hilfe. Suggestionen, Hypnose, deren Wirkungen viel weitgehender sind, als man allgemein glaubt, zieht der Autor in den Bereich seiner Betrachtungen. So gelingt es ihm, viele wunderbar erscheinende Phänomene, wie das Gedankenlesen etc. in ihre „natürlichen" Faktoren zu zerlegen. Trotzdem bleibt auch noch dem Verfasser ein Rest von gut beglaubigten Wundergeschichten, die sich vorläufig noch nicht erklären lassen. Das Buch bietet eine Menge interessanten Stoffes, der in über-

sichtlicher Weise geordnet ist. Es kann jedem Gebildeten aufs wärmste empfohlen werden.

Zwischen Ärzten und Klienten. Prof. G. B. Ughetti. Erinnerungen eines alten Arztes. Autorisierte Übersetzung v. Prof. Dr. Giovanni Galli. Mit einem offenen Briefe von Prof. Mantegazza. Wien, Wilhelm Braumüller.

Die in leichtem Konversationston geschriebenen Erinnerungen bieten manches des Interessanten. Man weiß, daß der Kranke leidet, die Leiden des Arztes sind der großen Menge unbekannt oder werden einfach negiert. Die Aufzeichnungen lassen erkennen, daß im Verhältnis zwischen Arzt und Patienten eine Art Leidensphilosophie liegt und zwar zum großen Teil auf Seiten des Helfers. Der historische Rückblick macht das noch deutlicher. Das Buch, das aus dem Herzen geschrieben und aus der Feder eines Mannes hervorgegangen ist, der diese Art von Leiden zur Genüge an sich selbst gespürt hat, dürfte nicht nur für den werdenden Arzt ein guter Wegweiser sein im Umgang mit den Schmerzgepeinigten und denen, die sich ihn nur einbilden, es kann dem Laien fast noch mehr empfohlen werden schon deshalb, weil es ihm eine deutliche Vorstellung vom Seelenleben des Arztes verschafft. Es wird ihn zwingen, die Wissenschaft des Arztes mit andern Augen als bisher zu beurteilen, und ihn vielleicht abhalten, sich einem Scharlatan in die Arme zu werfen. Den weiblichen Ärzten ist ein Kapitel gewidmet, das im Sinne eines v. Bergmann und eines Waldeyer gehalten ist.

G. E.

Jakobus und die Frauen von Franz Karl Ginzkey. Leipzig, Verlag L. Staackmann.

Nein, es ist kein Don Juan-Roman, nicht die Geschichte eines unwiderstehlichen Helden der Liebe. Das ist der Vorzug dieses Buches. „Eine Jugend" wird geschildert, die Jugend eines Mannes, der erkennt: „Des Lebens bestes Wunder geschieht uns durch die Frauen." Eine stille Weihe und eine naive Heiligkeit geht von diesem Buche aus. Man vergißt fast, daß die Technik des Romans nicht ganz einwandfrei ist und der Inhalt oft zu weitschweifig. Jakobus wird sein Leben weiter leben und in jeder Frau eine Madonna sehen. Er ist ein Poet, und sein Schöpfer ist es auch.

A. Halbert.

Kurd Laßwitz: „Wirklichkeiten". Preis brosch. 6 Mk., geb. 7 Mk. — „Seelen und Ziele". Preis brosch. 5 Mk., geb. 6 Mk. Leipzig, Verlag von B. Elischer Nachf.

Es ist so seltsam. Da setzt sich jemand hin und will ernstlich über tiefe philosophische Fragen grübeln. Und dieser Jemand ist ein Dichter. Aber da kommen purpurschillernde Vögel von märchenhaft seltsamen Gestalten und flattern und schmuggeln sich zwischen die dürr-ledernen Worte der weisen Theorie. Und der Denkerdichter schreibt in seinem Vorwort: dieses Buch will suchen helfen! . . .

. . . will suchen helfen! — Vor-



Burg Kreuzenstein: Pfaffenstube
(Zum Essay von Robert Stiassny).

bei ist's mit der nackten Wissenschaft! Aber eine ehrliche Sehnsucht leuchtet aus den Zeilen. Die Sehnsucht ist gemeint, die eine Verbesserung nach allen Richtungen hin erstrebt; also die tatkräftige, mit Armen arbeitende — nicht die latente, wesenlose, träumerische . . .

Man kann die Welt verzerrt, absurd, bizarr, in höhnischer, idealer, humoristischer oder satirischer Beleuchtung sehen — man wird doch allemal wahrheitsgemäß den Eindruck wiedergeben können, den die Ereignisse auf einen selbst machen. Der Schöpfungsprozeß wird erst dann ein anderer, wenn die Sehnsucht ihr Gewicht in die Wagschale wirft, derart, daß der Schilderer nicht mehr das zu Papier bringt, was er tatsächlich sieht, sondern das, was er sehen möchte. Alsdann erhalten wir eine unaufrichtige Beschreibung der dichterischen Erlebnisse, die um so mehr sich von der wirklichen Empfängnis entfernen wird, je größer der Drang zum Anders- oder Besser-Erleben entwickelt ist; kurz gesagt: eine je größere Rolle die Sehnsucht spielt.

Und bei Kurd Laßwitz ist alles so wunderschön unaufrichtig! Im besten Sinne! Unaufrichtig gegenüber der objektiven alten Tradition des Sehens und Verstehens . . . Und darum ganz köstlich eigenartig!

Kurd Laßwitz feiert jetzt seinen 60. Geburtstag. Möge er uns noch oft mit solchen Beiträgen zum Weltverständnis beschenken! Sie werden uns den Horizont erweitern helfen; insonderheit deshalb, weil wir anders sehen lernen werden.

Dr. Curt Radlauer.

Drei Nürnberger Kinderbücher.

1. Allen zur Freude. Deutsche Kinderlieder seit Goethe. Ausgewählt von Martin Boelitz. Mit Bildern von Adolf Jöhnssen, Karl Dotzler und Karl Schmidt. Geb. 3.50 Mk. Verlag von E. Nister, Nürnberg.

Das ist einmal ein Kinderbuch, an dem man seine helle Freude haben muß, mag man 6 Jahre zählen oder 26 oder noch viel mehr. Mit vorzüglichem Geschick und mit dem Sinn des Dichters hat Martin Boelitz die zartesten, lustigsten und holdesten Kinderlieder ausgewählt seit Goethe bis auf die allerneueste Zeit. Da finden wir Paula Dehmel neben Rückert, Johannes Trojan neben Mörike, Falke neben Fallersleben und Liliencron, Oskar Wiener neben dem großen Wolfgang selbst und noch zahlreiche andere Große und Kleine — sehr Alte und sehr Junge. Und es ist sonderbar: wir merken den Liedern nicht an, wie viele Zeiten sie voneinander trennen. Das kommt daher, daß die Kinder aller Zeiten sich gleich bleiben, und darum auch das Lied für sie etwas Bleibendes in seiner Lieblichkeit bewahrt. Mag Goethe ihnen erzählen vom faulen Schäfer oder Klaus Groth vom Matten Has oder Viktor Blüthgen von den fünf Hühnerchen, — die Kinder werden es so wenig wissen wie die Großen, wem sie den Preis zujubeln sollen. Es ist eine Pracht, wie der Deutsche für sein Kind dichtet, und höchst eigentümlich, daß die zartesten Kinderlieder — von Männern geschrieben wurden. — Perlen sind in dem Buche. Köstlich ist die Heinzelmännchen-

historie von August Kopisch mit den humorvollen Zeichnungen; reizend erzählt Mörike von dem Elflein, das erwachte und meinte, es würde gerufen, als der Nachtwächter im Dorf „Elfe" rief. Löwenstein schildert die Geschichte des dummen Hänslein (S. 53):

„Hänslein will ein Tischler werden,
Ist zu schwer der Hobel,
Schornsteinfeger will er werden,
Doch das ist nicht nobel."

Er probiert jedes Gewerbe und bleibt der dumme Hans.

Echt kindlich und volkstümlich plaudert Paula Dehmel von den drei Hasen:

„Den größten verschicken wir,
Den zweiten spicken wir,
Der kleinste kommt ins Hundehaus
Und steckt sein Schwänzel hinten raus."

Reizende Gedichte bringt Trojan am Schluß und Blüthgen am Beginn des Buches. Die Sammlung ist alphabetisch geordnet, und das zeigt sich als sehr günstig, weil es die Zeitepochen völlig verwischt und durch das bunte Vielerlei immer erfrischend wirkt.

Wer seinen Kindern eine Gabe zuwenden möchte, deren Segen noch in späte Jahre hinüberleuchtet, der versäume nicht, ihm dies Buch zu schenken. Seine Lieder legen einen frohen Optimismus ins kindliche Herz, und das ist der beste Keim, aus dessen gesunden Trieben die schönsten Früchte reifen. Fast jedes Gedicht ist von einer anmutigen Zeichnung begleitet, so erstand dies prächtige Werk wirklich — allen zur Freude!

2. Im Sommergarten. Lieder und Märchen von Karl Ferdinands. Bildschmuck von Ernst Liebermann. Geb. 3.50 Mk. Verlag von E. Nister, Nürnberg.

Gleichfalls ergötzlich ist der „Sommergarten", der den Kindern viel Spaß machen wird und ihnen auch manche Belehrung bringt; zwischen allerlei Schwänken und ernsthaften Märchen tummeln sich lustige Gedichte, die bald zu den Lieblingen der kleinen Leser zählen werden. Welcher würde je den Dackelhund vergessen! „Dickel, Duckel, Dackel — Dackelhund, — Frißt den Tag zwei Zentner — Und wiegt sechs Pfund."

Wir finden die Geschichte vom Faulpelz, vom Mann im Nebelhaus, ein liebliches Forellenmärchen, eine Erzählung, die vom alten Kauz und der armen schönen Magd berichtet, und vieles andere. Der Buchschmuck von Ernst Liebermann steht schon auf jener künstlerischen Höhe, zu welcher der Buchschmuck moderner Kinderbücher allmählich aufzusteigen beginnt.

3. Das Puppendorf. Lustige Reime von Hans Hoffmann. Mit vielen farbigen Bildern und Zeichnungen. Geb. 3.— Mk. Verlag von E. Nister, Nürnberg.

Als drittes im Bunde verspricht das „Puppendorf" Freude und Kurzweil. Die Puppen zogen eines Tages aus, weil es ihnen gar zu langweilig daheim geworden war, und bauten sich ein Puppendorf. Wie es da zuging, wird in Reimen und drolligen Bildern erzählt. Nach fürchterlichen Abenteuern wandern

die für ihren Übermut gestraften Puppen wieder in steifen Scharen ins Menschenland zurück, zum Jubel braver Kinder.

Es ist so leicht, von Kindern, und es ist so schwer, für Kinder zu schreiben. Die Auswahl, die der Verlag Nister in Bildern, Liedern und Erzählungen trifft, zeigt eine besonders glückliche Empfindung und das feinste Verständnis für die Kinderseele.

Maria Stona.

Aus dem Nachlaß von Theodor Fontane (herausgegeben von Josef Ettlinger). Verlag von F. Fontane und Co., Berlin.

Mathilde Möhring, wir kannten dich alle, wir Jungen, deren Sehnsucht und Erfüllung einst der filia hospitalis galt. Und doch bist du anders, gar nicht oberflächlich, wie das Berliner Mädel, hast deine Kniffe, die wir beim Weibe gar nicht missen möchten — hast ein Schicksal, an dem wir teilnehmen. Theodor Fontane hat dein Leben beschrieben — das sagt alles. Mögen alle die Modernen, Hyperklugen das Buch lesen, das ein Roman und ein Kunstwerk zu gleicher Zeit ist. Die nachgelassenen Gedichte und literarischen Studien sind von einer wundervollen Klarheit und Tiefe, haben immer wieder einen starken gesunden Hintergrund: Das Leben, wie es ein Dichter sieht.

A. Halbert.

Der Mittler. Roman von Walter Nithack-Stahn. Halle a. S., J. Frickes Verlag (J. Nithack-Stahn).

Wenn ich offen sein soll: ich bin mit einigem Zögern an die Lektüre dieses Romans gegangen. Er stammt von einem Theologen und behandelt, wie die auf dem Waschzettel abgedruckte, lobende Besprechung des „Neuen Görlitzer Anzeiger" verrät, theologische Probleme. Nach eigener Aussage des Autors soll es wesentlich den Zweck haben, „davon zu überzeugen, daß der Weg des angehenden Theologen, sowie der des im Amte stehenden Geistlichen heute nichts weniger als ein breiter Weg durch Auen ist, bequem, leicht beschreitbar, nichts als Annehmlichkeiten bietend, daß er vielmehr für viele ist — ein Weg der härtesten Kämpfe, herzzernagender Konflikte und unheimlichster Anfechtungen, die je und je wohl einmal an den Rand der Verzweiflung führen, ja, in deren Abgrund hineinstoßen können." Ich habe schlimme Erfahrungen mit solchen Berufsromanen gemacht, die — merkwürdigerweise — so häufig von Unberufenen geschrieben werden, weil so häufig vergessen wird, daß man, um z. B. einen Theologenroman schreiben zu können, nicht bloß Theologe, sondern vor allen Dingen Dichter sein muß. Ich bin zu meiner Freude enttäuscht worden: diesen Roman schrieb nicht der Theologe, sondern ein Mensch und Künstler; und wenn der Theologe ab und zu ein Wörtlein mitredete, von seinen Erfahrungen und Erlebnissen dazu gab, so ist dies dem Lebensbilde, das hier gezeichnet wurde, nur zugute gekommen, es ist reicher und farbiger dadurch geworden. So ist dieser Roman ein menschlich schönes und tiefes, ein

künstlerisch reiches und lebensvolles Buch geworden. Es beschwört schwere Konflikte innerlichster Art herauf, diese sind aber in erster Linie Konflikte eines wahrheitsuchenden, mit sich selbst und den gewaltigsten Fragen des Lebens ringenden Menschen, und daß dieser Mensch Theologe ist, macht diese Konflikte nur schärfer und brennender. Wohl zeigt der Roman künstlerisch auch mancherlei Mängel; doch ich will sie nicht besonders hervorheben, um die Freude am Genuß nicht zu stören. Nur auf einen muß ich hinweisen, weil die Gefahr besteht, daß der Dichter bei einem Werke, dem er weniger aus seinem inneren und äußeren Erleben mitgeben kann, an dieser Klippe scheitert. Walter Nithack-Stahn läßt seinem Helden an irgend einer Stelle den Vorwurf machen, daß er zu kalt sei. Dieser Vorwurf trifft auch den Dichter. So geistig bedeutend sein Werk auch ist, es leidet an einem empfindlichen Mangel an Gefühl. Wir dürfen dem jungen Helden dieses Buches häufig in das Hirnkästchen sehen, dürfen beobachten, wie seine Gedanken, hin und her schießend, das bunte Gewebe seiner Weltanschauung wirken, aber nur selten wird uns ein Blick in sein Herz verstattet. Es ist auch bezeichnend, daß den zwei Liebesszenen des Buches alle Innigkeit und Wärme fehlt. Trotzdem wollen wir uns die Freude an diesem tüchtigen Roman nicht rauben lassen: er ist ein Werk, das schwere Probleme aufrollt, denen auch Nichttheologen nachsinnen sollen.

August Friedrich Krause.

Karl Larsen: Eine alltägliche Ehegeschichte. Übersetzt von Helene Klepetar. Stuttgart, Axel Juncker.

Wer sich auf Romantitel versteht, der weiß, daß bei ihnen außerordentlich gleich einfach und alltäglich gleich ganz besonders heißt. Daher ist diese „alltägliche“ Ehegeschichte nichts weniger als ganz gewöhnlich. Denn diese Frau Antonie Falsen, eine schöne, liebenswürdige, geistreiche Frau, die glücklich sein könnte mit allem, mit ihren wohlgeordneten Verhältnissen, mit dem Ansehen, ja, mit der Bewunderung, die sie bei allen Männern und Frauen genießt, dem Wohlbefinden ihrer trefflichen Eltern, dem Glück ihrer verheirateten Tochter, ihres einzigen Kindes, — will von dem Leben noch etwas mehr. Die behagliche Treue ihres vielbeschäftigten Mannes genügt ihr nicht; sie möchte gern ewige Flitterwochen und wünschte, daß dieser treffliche Gelehrte, Beamte und Mensch nichts anderes wäre, als eben ihr Gatte. Einem Hausfreund Kiaer, einem begabten und verführerischen Menschen, der von seiner Frau geschieden ist, sich nach einem neuen Lebensglück sehnt, schenkt sie Sympathie, erregt dadurch bei ihm den Verdacht heimlicher Liebe, weicht aber nach seiner brüsken Erklärung erschreckt zurück und findet Ruhe, nachdem ihr Mann sich sehr energisch mit dem Nebenbuhler ausgesprochen hat. Der Schluß ist sehr abrupt, sonst aber ist das Werk von außerordentlicher Feinheit, großem psychologischem Reiz und vollendeter Darstellungskunst.

Ludwig Geiger.

Walther von der Vogelweide, aus dem Mittelhochdeutschen übertragen, eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von **Richard Zoozmann**. Bücher der Weisheit und Schönheit. Herausgeber Jeannot Emil Frhr. v. Grotthuß. Stuttgart, Greiner und Pfeiffer.

„Hêr Walther von der Vogelweide, Swer des vergaez', der taet' mir leide," sagt Hugo v. Trimberg. Richard Zoozmann gibt dem frischesten, männlichsten, gedanken- und formenreichsten Lyriker des deutschen Mittelalters ein neues, modernes Gewand. Er hält sich nicht streng an Wort und Versmaß des altdeutschen Textes, sondern stellt und beantwortet die Frage: „Wie würde der Dichter das ausgedrückt haben, wenn er jetzt lebte?" Seine wohlklingende, den Geist und das Wesen des Originals trefflich wiedergebende Nachdichtung weckt in dem Leser die angenehme Empfindung, ein volles und wahres Ebenbild der alten Dichtung vor sich zu haben.

Th. Nöthig.

König Eri. Ein Lied der Liebe von **Maria Stona**. Buchschmuck von Josef Edgar Kleinert. Wien, Carl Konegen (Ernst Stülpnagel).

Der Inhalt dieser erzählenden Dichtung läßt sich kurz durch den Vers des vergessenen schlesischen Dichters H. K. Neumann wiedergeben: „Mehr als lieben kann doch keiner, oft nur unter tausend einer; denn die echte Liebe will schwer verdient sein und errungen. Doch wo sie ins Herz gedrungen, ist ein Eden selig still." In ein solches Paradies führt Maria Stona. Sie erfindet als echte Dichterin in der Liebe des Königs Eri zu der holden Fee der grünen Gärten nicht nur eine anmutige, mit romantischem Zauber ausgestattete Fabel, sondern findet auch schöne Gedanken, welche dem losen Märchenspiel bleibenden Wert geben. Wie sinnreich ist z. B. die doppelte Deutung der bekannten klassischen Sage von Amor und Psyche! Von hohem Streben und von ernster Lebensanschauung zeugen Aussprüche wie S. 44: „Die Kunst verlangt nach Einsamkeit, um keusche Seelen sie sehnend freit." S. 52: „Lieder sind Lichtstrahlen, die vom Himmel gleiten, der Dichter fängt sie mit silbernen Saiten." S. 123: „Ein jedes Leid umspielt ein heller Schein, man muß nur recht in seine Tiefe sehn" — u. a. Ein besonderer Schmuck des Buches sind die ihm von J. E. Kleinert beigegebenen Verzierungsbildchen.

Th. Nöthig.

Amalie Herzogin von Weimar. Von **Wilhelm Bode**. Berlin, Verlag von E. S. Mittler u. Sohn.

Am 10. April 1807 ist die Herzogin Amalie von Weimar verstorben. Hundert Jahre sind seither vergangen, und während all die Großen, die an ihrem Hofe leben durften, immer wieder in Wort und Schrift gefeiert worden sind, hat man sich ihrer, die mit wunderbarstem Feingefühl diese Männer an sich zu ziehen und an ihren Hof zu fesseln verstand, nur an feierlichsten Gedenktagen dankbaren Herzens erinnert. Hundert Jahre nach ihrem

Tode läßt Wilhelm Bode, dem wir schon manch schönes Buch über Goethe verdanken, ein Werk erscheinen, das dieser großen Frau, deren „hochverklärten Namen Amalie" Goethe nur „mit Ehrfurcht aussprechen" konnte, vor allem gewidmet ist. Bode hat die Geschichte ihres Lebens in drei Abschnitte geteilt: in dem ersten Bande „Das vorgoethische Weimar" läßt er das alte Weimar vor uns auferstehen, in das die junge Braunschweiger Prinzessin als Gattin des Herzogs Ernst August Konstantin ihren Einzug hielt, und erzählt uns von dem politischen, wirtschaftlichen, geistigen und gesellschaftlichen Zustande des Landes. Den Schluß des Bandes bilden die in Goethes Nachlaß gefundenen Blätter „Meine Gedanken", die die Fürstin nach Bodes Annahme 1772 niederschrieb. Mit dem Regierungsantritt Karl Augusts am 3. September 1775 beginnt der zweite Band. Nur wenig Tage über zwei Monate vergingen noch bis zu jenem ewig denkwürdigen 7. November 1775, an dem der junge Goethe vor Sonnenaufgang in Weimar einfuhr. „Der Musenhof der Herzogin Amalie" ist der zweite Band betitelt. Er schildert jene wilden Jahre, die Goethe und der junge Herzog gemeinsam verlebten, er zeichnet „die schönen Geister", die auf den Ruf der Herzogin-Mutter gen Weimar kamen, und gibt ein liebenswürdiges Bild all jener künstlerischen Veranstaltungen und Bestrebungen, die damals im Vordergrund des Interesses der Hofgesellschaft standen. Der dritte Band: „Ein Lebensabend im Künstlerkreise" stellt das Leben Altweimars dar von 1788, dem Jahre, in dem Goethe aus Italien heimkehrte und in dem kalten Norden sich nicht mehr zurechtfinden konnte, bis zum Todesjahre der Herzogin Amalie von Weimar. „Erhabenes verehrend, Schönes genießend, Gutes wirkend!" schrieb Goethe auf ihr Denkmal.

Dies Werk wendet sich nicht an die Gelehrten, obwohl es auch diesen durch Abdruck und Benutzung neuen Aktenmaterials eine dankenswerte Quelle sein wird. Für ein wissenschaftliches Werk ist es nicht tief und gründlich genug, übergeht es vor allem einige der entscheidendsten Fragen (etwa: wieso waren denn gerade dieses Weimar und diese Herzogin bestimmt, die größten Geister der Zeit zu vereinen im Tal der Ilm?) Ich möchte das Bodesche Werk in Parallele stellen zu Bielschowskys Goethe-Biographie, obwohl es mehr neues Material bringt als diese. Es sind Bücher, die man immer wieder mit Freude liest und die durch ihre klare, allgemein verständliche Darstellung viel zur Popularisierung unserer Großen beitragen.

Karl Georg Wendriner.

Biographien bedeutender Frauen. In Verbindung mit anderen herausgegeben von Ernst Haberland. Band VII. Rahel Varnhagen von Ellen Key. Leipzig-R., E. Haberland.

Die berühmte nordische Schriftstellerin, die in Deutschland die höchste Verehrung genießt, betont in dem ihr treffliches Buch über eine

der bedeutendsten Frauen aller Zeiten begleitenden Vorworte ausdrücklich, keine literarhistorische Studie, sondern nur eine biographische Skizze bieten zu wollen. Das Buch ist Georg Brandes „dem Kämpfer und Künstler" gewidmet, der Rahel „das erste große und moderne Weib im deutschen Kulturleben" genannt hat.

Es ist mit hoher Freude zu begrüßen, daß eine Frau von der Bedeutung Ellen Keys mit liebevoller Feder und dennoch objektiv das Bild einer kongenialen Persönlichkeit der Vergangenheit gezeichnet hat, die sie nicht nur als die größte Frau des Judentums, sondern als die größte Frau Deutschlands betrachtet. Ellen Key beschäftigt sich nur mit Rahels Persönlichkeit und Wesen und verweist alle diejenigen, welche ein Bild ihrer Zeit und Zeitgenossen erwarten, auf O. Berdrows umfangreiches Werk. Man kann Rahel getrost eine Vorkämpferin der Frauenbewegung nennen. Der ihr tief innewohnende Zug von Mütterlichkeit ließ sie für ihren Gatten zu dessen „Beglückerin", wie er sie so gern nannte, werden; in den Befreiungskriegen, wie später 1830 in der Choleraepidemie, übte sie in ausgedehntestem Maße eine aufopfernde Liebestätigkeit, und sie, die Kinderlose, äußerte selbst: „Ich bin eine Mutter ohne Kind," umfaßte mit inniger Liebe ihre zahlreichen Neffen und Nichten, die in ihr den liebsten und besten Spielkameraden sahen. Die außerordentliche Wertschätzung, die Rahel von den erlesensten Geistern ihrer Zeit, Männern und Frauen gleichermaßen, gezollt wurde, war eine wohlverdiente und ist ihr über das Grab hinaus treu geblieben. Rahel wird für alle Zeiten zu den feinsten Kulturträgerinnen gezählt werden. Im Sinne des größten ihrer Freunde, des Dichterfürsten, ist ihr „das höchste Glück der Erdenkinder, die Persönlichkeit," zuteil geworden, hat sie während ihres Erdendaseins „Edel sei der Mensch, hilfreich und gut" betätigt.

Wir können die dem Andenken der seltenen Frau gewidmete biographische Skizze ganz besonders warm als Festgabe für Deutschlands Frauen und Töchter empfehlen.

R. N.

Bericht über die Verhandlungen der Tagung von Hochschullehrern zur Beratung über volkstümliche Hochschulvorträge im deutschen Sprachgebiete. (Zweiter deutscher Volkshochschultag). Am 23. und 24. April 1906 in Berlin in der königl. Technischen Hochschule in Charlottenburg veranstaltet vom Verbande für volkstümliche Kurse von Hochschullehrern des Deutschen Reichs und vom Ausschuß für volkstümliche Universitätsvorträge an der Wiener Universität. Druck und Verlag von B. G. Teubner in Leipzig 1906.

Es ist deutlich zu sehen, wie in der Gegenwart das Bestreben nach wissenschaftlicher Aufklärung immer mehr um sich greift, wie aller Orten durch freie Vorträge und auch durch Hochschulbewegungen für die wissenschaftliche Aufklärung Sorge getragen wird. Bei diesem Zuge der

Zeit nimmt es nicht wunder, wenn auch die Hochschulen dieser Tendenz nach university extention dienen. Gerade die Universitätsgelehrten, als die Träger der wissenschaftlichen Aufklärung, dürften sich diesen Bestrebungen nicht entziehen. Dennoch stößt man auch gegenwärtig gerade in diesen Kreisen vielfach auf Antipathie gegen solche Bestrebungen. Unter diesen Umständen dürfte das vorliegende Buch, das die Absichten und Anschauungen der Freunde der Bewegung auf den Universitäten widerspiegelt, im allgemeinen eben gerade wegen der kulturellen Wichtigkeit des Problems sich großen Interesses erfreuen. Man bekommt hier vor allem auch ein Bild von der Verschiedenheit dieser Bewegung in den verschiedenen Regionen und Ländern und von den Nöten kleiner Universitäten und Hochschulen, für die wichtigern Fächer die nötigen Dozenten zu erhalten. Hier macht sich nun in der Debatte im großen und ganzen die Tendenz geltend, außerhalb der Universität stehende, aber doch immerhin akademisch gebildete Gelehrte von der Mitarbeit an der Volksaufklärung fern zu halten. Die Begründung, daß die Universitäten eben zeigen sollen, was die Universitätsgelehrten bieten, ist banal, da die Universitäten schwerlich eine Zensur über ihre Leistungsfähigkeit aus dem jene Vorlesungen besuchenden Arbeiterpublikum sich holen wollen. In Wirklichkeit verrät sich hier etwas Kasten- und Mandarinengeist, der der Bewegung nur schädlich sein dürfte. Letzten Endes wird freilich diese wichtige Kulturaufgabe sich nicht durch irgend welche private Tätigkeit, auch wenn sie staatlich unterstützt ist, erfüllen lassen. Man wird, woran man heute noch nicht einmal im Prinzip denkt, dazu übergehen müssen, staatliche Volkshochschulen einzurichten, die von der Gunst des Publikums und der Gönner solcher Anstalten unabhängig sind und deshalb allein in wirklich gründlicher Weise für wissenschaftliche Aufklärung Sorge tragen können.

Dr. Renner.

Redaktion: Dr. Sylvius Bruck, A. Halbert, Kurt Fliegel, Alex Jadassohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. Halbert-Hal, Berlin W., Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Inseratenteil: Paul Nowotny in Berlin-Friedenau.
Zuschriften und Einsendungen, ohne Angabe eines Personennamens, zu adressieren „An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32," oder „Breslau III, Siebenhufenerstraße 11/15".
Verlag „Nord und Süd" Berlin W. 35, Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders Schlesische Verlags-Anstalt G. m. b. H., Berlin, Breslau, Leipzig).
Auslieferung für Österreich bei C. W. Stern, Wien I, Franzensring 16.
Druck: Schlesische Buchdruckerei v. S. Schottlaender, A.-G., Breslau III.

Inhalt des 125. Bandes:

April/Mai/Juni 1908

EmeöWcheWnWfiYnfi

?erlagNol'öuuö Süd-Gm-bxxcYm-[Fu
krkretung für .Jen cYuchhurqfisl:
SSOoltlakuöekWhWYm-[ugmnfimt

32. Jahrgang Band 125 April 1908 Heft 373

Georg Brandes:
Griechifche Gefialten in neuerer Poefie.
Wer mit der griechifchen Poefie des Altertums nur einigermaßen
vertraut ifi- wird den Wunfch hegen- daß fie den weiten Kreifen der
Wißbegierigen in fo treuen und vorzüglichen überfeßungen als mögliä) in
den modernen Sprachen vorliegen möge. Wohl in allen Ländern macht
fich das Befireben fühlbar- eine von verfälfäienden Bearbeitungen freie
Wiedergabe der Urfchriften zu erhalten.
Das dänifche Publikum ift Wilfter- Chrifienfen-Sehmidt und Niels
Möller für ihre Übertragungen Homers und der Tragiker ins Dänifche
zu Dani verpflichtet. Die Deutfchen ergößen fich an Droyfens Arifto-
phanes, an den Wiedergaben des Euripides von Wilamowiß-Moellendorff,
die Franzofenx (die von Andrä Che-?meri einem geborenen Grieehem die
Weihe empfingen)i haben ihrer Genugtuung Ausdruck gegeben, daß ein
vom Geifie der Antike fo befeelter Mann wie Leconte de Lisle ihnen die
O r e ft i a d e des Aefchylos fchenkte- ein in Griechenland geborener Fran-
zofe wie Jean Moreas die I p h i g e n i a des Euripides bearbeitete und
Alfred Poizat die E l ektr a des Sophokles in einer Weile dolmetfchte,
daß die Wiedergabe fo wenig als möglich vom Originale abweicht.
Vergleicht man die Iphigenie von Jean Morsas mit der
Marines, fo ifi nicht zu beftreiten- daß die Verfe Moräas fchöner und
klangvoller find: überdies die griechifche Tragödie ungleich unverfälfihter,
ungleich ftrenger in ihrem Ernfi bei ihm hervortritt.
Dennoch läßt fich andererfeits aua) nicht befireiten- daß Jean MorSas'
Iphigenie trotz wiederholter Aufführung auf dem offenen antiken
Theater von Orange und fpäter auf dem OWontheater auf die Menfchen
von heute keinen wefentlichen Eindruck machtei während die in vieler
Hinficht ungriechifche Ipbigenie Racines fich der Geifiesverfaffung
der Zeit als ein lebendiges Glied einverleibte.
Ebenfowenig vermöchte offenbar felbft die tadellofefte und feinfte
Wiedergabe der I p h i g e n i a a u f T a u r o i des Euripides im Deut-
fchen fiir das Seelenleben der Nation je eine Bedeutung zu gewinnen,
[(_7i'McJ
1- »4 x1“

die fich auch nur im entfernteften dem von Goethes Iphig enie her-
vorgebrachten Eindruck vergleichen ließe.
Um auf ein modernes Zeitalter wirken zu könnenf müßen nämlich
die großen Geftalten der antiken Poefie fo umgefchmolzen oder zurecht
gemodelt werden- daß fie ihm nahe kommen.
Man kann das u. a. aus einer Zufammenfiellung von Euripides'
und Senecas H i p p o l y t o s mit der P h Ö d r e Marines erfehen- die,
wiewohl vielfach nur eine übertragung und Bearbeitung dennoä)
das endgültige und überragende Dichterwerk geworden ift, Gewiß, Eu-
ripides gab den Ton vortrefflich an und Senecas Dialog ift rhetorifch
pointiert- aber Racine er| hat mit Benüßung der Antike das Vollendete und
Tadellofe hervorgebracht- das Wefen des tragifch Liebenden entwickelt.
Dramatifih hat erfi er Phädra und .Gippolytosf Phädra und Thefeus-
einander gegenübergefiellt.
l.
In der Vorrede zu feiner I p h i g E n i e fagt Racine: Wie hätte ich
die Bühne mit dem entfeßlichen Morde eines fo tugendhaften und fo
liebenswürdigen Gefäföpfes- wie Iphigeuia fein mußtef befudeln können!
Wie meine Tragödie fchließen können mit Hilfe einer Göttin und einer
Mafchinerie oder mit einer Verwandlung die zu Euripides' Zeiten
Glauben fandx aber in unferen Tagen allzu widerfinnig und unglaubliih
wäre!
Er freut fich daher- bei Paufanias den Bericht gefunden zu haben,
die geopferte Iphigenia fei in Wirklichkeit durchaus nicht die Tochter
Agamemnons gewefen- fondern eine dem Thefeus von Helena geborene
Tochter- und fo geftaltet er nun aus diefer Sage feine Eriphile7 die zu-
folge ihrer Eiferfucht auf das zärtliihe Einverftändnis zwifchen Achill und
Iphigenia ihre Strafe verdient und an Stelle der Heldin geopfert wird.
Man pflegt Racine und den andern franzöfifchen Tragikern vor-
zuwerfen- daß fie die antiken Stoffe allzu fiat-k modernifierten. Mau
follte hier den entgegengefeßten Einwand geltend machen. Die Opferung
der Eriphile wirkt ftörend. In einer Welt- wo die Gefühls- und Denk-
weife fo zivilifiert und verfeinert ifif wie hier bei Racing bildet diefes
j'lberbleibfel der Barbar-ei des Altertumst die Menfäfenopferung auch felbfi
der minder reiäf mit Tugenden gefchmückten jungen Dame einen fihnei-
denden Mißton,

Die Iphigenia des Euripides ift ein liebliches junges Mädäfen- hell-
mit blondem Haarf eine liebevolle Tochter, die fich nach ihrem Vater
gefehnt hat und ihn daheim wünfchy ihn aber auch gern auf der Fahrt
nach Troja begleiten möchte.
Als fie erfährt, man habe fie nur berufen- um fie als Opfer zu
töten- und Agamemnon um ihr Leben anflehtf ift fie rührend fchön. Sie
wünfcht fich die Zauberfcimme des Orpheusf aber all ihre Kunft feien
Tränen. Statt eines Ölzweigs winde fie fiä) felbft um feine Knie; fie
erinnert ihn an ihre Kindheitstagef an die guten Wünfchef die er damals
für fie hegte. Dem Menfchen fei das Süßefie das Lebenslitht. Unter
der Erde gebe es nichts. Lieber das jammervollfte Leben als der ruhm-
reichfte Tod.
Achilles gegeniiber, den man für ihren Bräutigam ausgegebent der
aber nie au fie als Braut gedacht hatf empfindet fie mädäfenhafte Scheu
und Scham, Er feßt feine Ehre dareinj fie zu fchirment da fein Name
dazu mißbraucht worden iftf fie ins Verderben zu locken. Von einem
erotifchen Gefühl von feiner Seite ift nicht die Rede. Doch ob es auch
mit keinem Worte ausdrücklich gefagt ifty mag Euripides immerhin haben
audeuten wollen, daß eine jäh erwachte Neigung zu Achilles das Wefen
des jungen Weibes verändert.
Da Odyfieus mit einem großen Schwarm heranziehtf um fie fortzu-
führern und Achilles in Gefahr käme um ihretwillen einen ungleichen
Kampf zu befiehenf nimmt die zarte Jungfrau fich zufammen und emp-
findet nicht mehr mädchenhaftt fondern heroifch. Ihre Mutter werde
nicht dem Gefpötte des Hellenenheeres preisgegebenf Achilles möge nicht
büßen für feinen ehrliebenden Mut; fie wolle denn dem Tode entgegen-
gehen- wolle mit Ehre fterben als ein Weibf das Furcht und Niedrigkeit
aus feiner Bruft verbannt hat. Von ihr hänge es ab- ob Hellas* Frauen
vor den über-fällen der Barbaren gefichert feien. Die Männer wagten
fiäf hinaus in den Streit wider Hellas' Feinde; was liege alfo
an dem Leben eines einzelnen Mädchensf wenn Artemis diefes Leben
als Opfer heifche. Barbaren dürften niäyt über Hellas herrfchen- denn
der Barbar fei ein Sklave- der Hellene frei.
Und Achilles rühmt ihre Sinnesart und erklärt- der Gott würde
ihn glücklich machem der fie ihm zum Eheweibe gäbe.
Schön und würdig geht fie denn in den Toda und noä) im Augenblick
des Todes fordert fiel daß niemand fie mit einer Hand berühre, Still
und freudig werde fie ihren Hals dar-bieten.

Da tritt das Wunder eine der Umtaufch. Eine Hindin wird an
ihrer Stelle geopfert,
Racine. der 1674 feine Iphigsnie fchreibt, folgt dem Drama
des Euripides fo genau als möglich in der ganzen Szenen-
fiihrung. Er überfeßt zahlreiche Stellen. ift in vieler Beziehung bloßer
Bearbeiter. Und dennoch umgibt die Perfonen eine ganz andere Luft-
fchichte. ifi der Ton neuf die Färbung völlig verfchieden. Die Perfonen
find Fürfien in dem Sinne. in dem das Wort zur Zeit Ludwigs x17.
genommen wurde. Sie beobachten einander gegenüber eine Etikette wie
an Höfen. Sie fagen Sie zu einander. fogar der Vater zu feiner Tochter.
und ihre Gefühlsweife ifi die dcr Zeit- zu der das Stück gefchrieben
wurde.
Als Agamemnon Achilles vorfchlägh den Feldzug aufzugeben, in
dem den Tod zu finden ihm geweisfagt war. entgegnet er:
Die Ehre fprichty es ifi genugy die Ehre ift unfer Orakel. Selbfl-
herrlich befiimmen die Götter, wie lange uns befchieden ifi zu lebenf
doch unfere Ehre. Herr- ifi in unferer eigenen Hand. Wozu uns alfo mit
Gehorfam gegen die Götter quälen? Seien wir einzig bedacht. uns
unfierblich wie fie zu machen.
Hierin liegt eine andere als die griechifche Schattierung des Ehr-
begriffesx fowie eine ganz anderartige Unfierblichkeitsvorfiellung.
Diefer Achilles ähnelt nicht dem hellenifchen. der den gefallenen .Sektor
haßt und hinter feinem Wagen herfchleppt. Er hält den Federhut in der
Hand. er ifi referviert und diskret wie ein junger Prinz von Conds.
Iphigenia ift ihrem Vater gegenüber zärtlich wie die griechifche.
aber zugleich in ihrem Franzöfifch fiolz auf feine Stellung als Oberkönig
wie fie auch eine tiefere Ehrfurcht vor ihm hegt. Sie ifi jo ZSUUE
was keine Griechin iftz fie ift Damef nicht bloß Weib; fie ift fofort
unfchuldig in Achilles verliebt und mithin äußerft eiferfüchtig.
Sie weiß nicht. daß Achilles von ihrem Kommen oder der Hoäfzeit,
die man für unmittelbar bevorfiehend ausgegeben hatte. nichts ahnt.
Da wird ihr mitgeteilt. Achilles habe die Hochzeit aufgefchoben. und
nun hat fie feine Kriegsgefangene Eriphile im Verdachte. ihn zu lieben
und fich ihrer Demütigung zu freuen. Da kommt Achilles und ift iiber-
rafchtf fie in Aulis zu fehen.
11 est (10110 rrai, Waäame, et c'est 70118 que je wie.
Sie flieht ihn. er eilt zu Agamemnon und diefer empfängt ihn als
Schwiegerfohn. Aber da kommt alles an den Tag. Klytämnefira,

Iphigeuia. Achilles erfahren. daß man das junge Mädchen nur nach
Aulis gelockt hat. um es zu ermorden.
Achilles ift tief erzürnt. Er i| ins Feld gezogen. um ein den Atriden
zugefügtes Unrecht zu rächen. Er war der erfte. der Agamemnon feine
Stimme gab. ihn zum Häuptling über zwanzig Könige machte. und als
Lohn erbat er fich das Glück und die Ehre. Iphigenias Bräutigam zu
werden. Nun ifi diefe Hochzeit von Agamemnon als Vorwand für einen
Mord gebraucht worden. Doch Iphigenia fleht Achilles um Schonung
für ihren Henker an. Das ift etwas von dem ihrem Gefühlsleben durch
Racine hinzugefügten Mehr.
Als fie dem Vater von Angeficht zu Angeficht gegeniiberfieht. bittet
fie nicht um ihr Leben. Sie vergißt keinen Augenblick die Hoheit der
Prinzeffin: Mein Leben ifi Ihr Eigentum. Wollen Sie es wieder nehmen.
fo füge ich mich mit derfelben Unterwürfigkeit. mit der ich einen Bräu-
tigam von Ihrer Hand empfing. Sie wagt nur es ihm anheim zu fiellen.
ob das Leben ihr nicht fo viel des Guten gebracht habe. daß fie nicht
wünfchen könne. es aufzugeben.
Nicht für fich bittet fie: Fürchten Sie nicht! Ich bin zu beforgt
für Ihre Ehre. als daß ich nicht einen Vater wie Sie vor dem Erröten
bewahren follte. Aber ich bin nicht allein. ich habe eine Mutter. einen
Bräutigam. die ihr Glück mit dem meinigen verknüpft haben.
Doch das Lager ift in Aufruhr. Agamemnon befiehlt Iphigenia.
nicht weiter mit Achilles zu fprechen. „Welche unerhörte Strenge!"
ruft fie aus. ..Die Götter verlangten doch nur mein Leben!‟ Höchft
ungriechifch. _-
Sie ifi denn eine dem abfoluten Herrfcher treue und gehorfame
Prinzeffin. Die fiolze und felbfibewußte Hellenin ift verfchwunden. Die
Stelle der Vaterlandsliebe nimmt bei ihr der Gehorfam. die der Liebe
zum Leben tiefe. aber beherrfchte Liebe ein. Wie die griechifche Iphigenia
nie ihre Würde vergißt. fo diefe nie die Hoheit ihrer Stellung. die felbfl
von den Liebenden den ftrengfcen Anfiand fordert.
InEuripidesi Iphigenia auf Tauroi findbeiderHaupt-
perfon. der klugen und hochbegabten Priefterin des Artemis-Tempels. die
fanfteren Züge des jungen Mädchens verwifcht. Ihr Wefen ifi Verfiand und
die Leiden haben fie verbittert. Aber fie ift kein Barbarenweib. fie hat
die Bildung einer Hellenin und kraft deffen Mitgefühl mit Leiden. Die
Menfihenopfer. die fie weihen foll. find ihr ein Greuel. und als die Ra-
tionalifiin. die fie ift. faßt fie nicht. daß die Göttin fie fordern könnte;

es wäre nicht folgerichtig. verweife fie doch jeden. der fich mit Blut befleckt
hat. als unrein von ihrem Altar. Ebenfo unfaßbar ift es ihr. daß die
Götter Vergnügen an der Mahlzeit gefunden hätten. da Tantalos fie mit
dem Fleifche feines eigenen Sohnes bewirtete. Die graufamen Menfchen
müßten es fein. die den Göttern ihren Blutdurft beilegten.
Doch fie felbfi fchaudert es nicht davor. Blut zu vergießen. Die
Rache ift ihr teuer. und ihre ftete Hoffnung ift. Menelaos und Helena.
die Urheber ihres Iammers. noch einmal von den Winden nach Tauroi
verfchlagen zu fehen und den Ort zu einem Aulis für fie zu machen.
der Stätte. wo Hellas Männer mit frechen Händen fie wie ein Kalb
hinfchlachten wollten.
Dem unbekannten Bruder und feinem Freunde gegenüber freut fie
fich des von Orefies bewiefenen Hochfinns. da er Pylades nicht im Stich
laffen will; fie weiß Mannhaftigkeit und Stolz zu fchäßen. ahnt fofort.
daß er von edlem Blute fei. Später gibt fie mit lyrifchem Schwung
ihrem WonnegefühlAusdruck. ihn wiedergefunden zu haben. der ihr ihr alles
ift. Und fie verabreden die Flucht und den Bilderraub. In keiner Hin-
ficht fühlt fie fich König Thoas verpflichtet. Sie bedenkt fich keinen
Augenblick. fich und die anderen dadurch zu retten. daß fie ihn gründlich
narrt. Sie erfinnt eine Lift. und ihr letztes Wort an Thoas ift eine dreifte
Unwahrheit.
Als diefe entdeckt wird. offenbart fich Pallas Athene in den Wolken.
rettet die Flüchtlinge und ordnet alles auf recht äußerliche Weife.
ll.
Wenn Goethes J p h i g e n i e vielleicht das von allen feinen Schau-
fpielen am meifien bewunderte wurde. fo ift es. weil er den Stoff mit
feiner und feines Jahrhunderts hoher Humanität durchdrungen hat.
Diefe Iphigenie ift eine wohltuende Geftalt. Von ihr firahlt eine
reiche und verfeinerte Menfchlichkeit aus. Ihre Schönheit hat den rauhen
Thoas gewonnen. der ihre Hand begehrt. Ihr Seelenadel hat die Bar-
barei der Skythen gemildert. Hier zeigt fich keine Göttin mehr in den
Wolken. aber diefe Iphigenie ift als ein höherer Menfch faft eine
Göttin. Sie ift zurückhaltend und weiblich; aber ihr Rechtsgefühl ift
fo fiark. daß es fie dahin bringt. alles aufs Spiel zu feßen. ihr eigenes
Wohl. die Rettung ihrer Lieben. Sie kann nicht lügen. nicht betrügen.
fie muß dem König die Wahrheit fagen und feine Einwilligung zu der
Heimkehr erhalten. Sie erweicht ihn fchließlich.

Und fomit endet das Drama mit der tiefften menfchlichen Harmonie.
Es if't antik durch die Einfachheit feines Bauesz es gehört dem
Schluffe des 18. Jahrhunderts an durch feine Humanität. und es i| tief
perfönlich.
Charlotte von Stein war Iphigeniens Modell. Als Weltdame und
Hofdame befaß fie die Anmut. die alle Formen in ihrer Gewalt hat. Sie
war naturgemäß dem jungen Genie. das von Frankfurt nach Weimar
kam. an Würde und Selbfibeherrfchung weit überlegen. Goethe be-
fand fich damals. nach dem Bruche mit feiner Frankfurter Verlobten. in
erregter und peinvoller Stimmung. Da fißt Friederike und grämt fich,
dort Lili und trauert; überall ftiftet er Unheil an. Er fühlt fiäf wie
gehevt: „Bin ich der Unmenfch nicht. der Unbehauftel“
fagt Faufi.
Er wird Oreftes. den die Furien verfolgen. Bei ihr allein ift
Friede. bei der Schwef'ter. In Goethes Gedicht an Charlotte von Stein
heißt es ja doch: Denn du warft in abgelebten Zeiten
meine Schwef'ter.
Sie fchliäftet alles. ift die Schmerzenslinderin, der Engel und Schuß-
geift feines Lebens7 eine höhere Art Schwefter. Sie ift ihm die Priefterin
des Seelenadels. und er wirft fich ihr zu Füßen wie Oreftes vor den
Altar der Göttin.
Im Laufe der Jahre verfchmilzt er auch in anderer Hinfieht mit
dem Stoffe. Er felbft wird Iphigenie. Alle die Verhältniffe. die ihn
in Weimar drückten. der Zeitverluft der Rekrutenaushebung und Steuer-
verteilung. die Vernachläffigung feines Berufs. daß er nicht zum Dichten
kam. wird zu dem Drucke. der auf der Infel der Krim auf der taurifchen
Priefterin laftet, Karl Auguft mit feinem Mangel an feinem Verftändnis
für fein Wefen wird der König. der Iphigenie liebt. bewundert und
bindet. diefer tüchtige und ungefiüme König. der befiändig auf dem
Sprunge fteht. brutal zu werden. Der Barbarenkönig. der im Grunde
feines Wefens gut ift und bei dem Zartgefühl erweckt werden kann -
das ift Karl Auguft Goethe gegenüber. Iphigeniens Sehnfucht nach
der Heimat:
Das Land der Griechen mit der Seele fuchend
das ift Goethes Sehnfucht vom kalten rauhen Norddeutfchland hinweg
nach der Sonne Italiens.
In feiner vierten Geftalt erreicht diefes Dichterwerk eine unerhörte
Zartheit des Gefühls und Tons. Es hat ein Gepräge von verfeinertfiem
l):

Adel der Menfchennatur erhalten - es ift tief perfönlich und entfpricht dennoch der Vorftellung des zur Neige gehenden 18. Jahrhunderts von der Hoheit und Ruhe der Antiker jener Vorfiellungx die von Winkelmann ausgefprochen- von Leffing verkünden dichterifchen Ausdruck bei Schiller. philofophifche Erklärung bei Hegel- plafiifche Form bei Thorwaldfen fand. Man war geneigte einen Hauch >7ri|li>7er Ethik bei Goethes Iphigenie zu finden. Von feiner antichrifilichen Gefinnung gerade zur Zeit der Ausführung der Geftalt ganz abgefehenz ifi nichts in ihrer Haltung- was der Antike nicht ganz nahe käme. Es herrfcht kein geringerer Abfiand zwifchen der Iphigenia bei Euripides- diet um ihr Leben bettelnd- ein jammervolles Dafein ruhmgekröntem Tode vorzieht- und ihr- die dann gefaßt und heldenmütig für ihr Volk in den Tod gehtx als zwifäfen der Iphigenie- die bei Goethe fich erfi dazu verfieht- die Gefangenen durch eine lifiige Vorfpiegelung zu rettenz und nachher felbft die Wahrheit offenbart- weil fie nicht imftande ift zu lügen. Ia fogar bei Sophokles finden wir eine Gefialt- die fich in diefem Punkte genau mit Ipbigenie vergleichen läßt. Neoptolemos, der erft als Jünger des Odyfieus darauf eingeht- Philoktetes zu betrügen und den Bogen des Leidenden heimlich nach Troja zu entführen- dann plößliä» kraft feiner edlen Natur* vermöge des in feinen Adern rollenden erlefenen Achillesblutes umfchlägtx Philoktetes die Wahrheit mitteilt und fich weigert- ihn im Stiche zu laffen.

[Il.

Von den Geifiesgrößen des anbrechenden 19. Jahrhunderts ift Shelley derjenigex der griechifche Geftalten am vorzüglichften behandelt. „Wir find alle Griechen/ fagt er an einer Stelle; das galt von ihm.

Großartig als Diihterwerk i| fein Drama „Der entfeffelte Prometheus". das Gegenftück zu Aefehylos' „Gefefieltem Prometheus) und ficherlich nicht von geringerem Werte.

Seit die Befreiung des Menfchengeifies ernftlich begonnen hatteF befchäftigten die Prometheusqualen die allergrößten Dichter. Goethe und Byron wie Shelley. Bei Goethe ifl Prometheus der Menfchengeift- der fich vom Gottesglauben losgeriffen hat. Wir fehen ihn bei feiner Arbeit und feinem künfilerifchen Schaffen- ftolz auf feine Hütter die Gott ihm ni>)t gebaut hatx und Gefialten in feinem Ebenbilde formend. Goethes Prometheus ift der geftaltende und freie. Der Prometheus Byrons ift der Märtyrer. der mit übereinander gebiffenen Zähnen fchweigend duldet-

dem keine Mai-ter das Gefiändnis zu erpreffen vermag und der feine
höchfte Ehre darein feet. feine Qualen nicht ahnen zu laffen. Er hätte
nie wie der antike von den Töchtern des Ozeans fich tröften laffen oder
ihnen klagen mögen. Byrons Prometheus ifi der troßende und gefeffelte.
Der Shelleys ift der wohltätige Menfchengeift- der. das Böfe be-
kämpfend und eine Zeitlang davon unterjocht- eines Tags zum Entzücken
des Alls befreit und als Sieger vom vereinten Iubelgefang aller Himmels-
körper huldigend begrüßt wird.
Er ifi ruhig; er möchte die Qual. in der er verfchmachtet- nicht mit
den wollüfiigen Freuden am Hofe des Zeus vertaufäfen, Er ift ganz
Liebe zu den Menfchen. ja zu feinen Feinden. Der begeifierte und ein-
gefleifchte Heide Shelley hat Prometheus mit all der Liebe ausgefiattet-
die das chriftliche Ideal ifi. In feinem Prometheus ifi mehr Ehrifientum
als in Goethes Iphigenie. Aber Prometheus ift in feiner Liebe kein
ihrifilicher Asketf er liebt und wird geliebtx geliebt von Afia. dem Kinde
des Lichtes. der Natur.
Ungefähr mit Goethe gleichzeitig dichtet Alfieri, antikifierende Tra-
gödien. Einige find fieiff doch felbfi die ausgezeichnetfienf wie M i r r af
die ergreifend die Liebe einer Tochter zu ihrem Vater fchildert. haben kaum
allgemeines Intereffe. gehören allein der italienifchen Literatur an,
Man könnte aus einer folgenden Zeit Grillparzer. Öfierreichs größten
Dichten nennen. Seine „Medea“ aus dem Iahre 1822 ifi das Gegen-
ftück zu der des Euripides. Der Grieche ift der große Schöpfer der
Gefialt. Der Öfierreiiher hat das Motiv verflacht und verringert, Iafon
zwifchen zwei Frauen gefiellt- eine ausländifchef groß angelegte. fremd-
artige. die in feinen Kreis nicht paßt. und eine fromme kleine heimifche
„EoufineE die er nach wilden Abenteuern fo wiederfindet. wie er fie ver-
laffen hat. Und der Dichter nimmt für das Bäfchäfchen gegen das
Heldenweib Partei. Das führt jedoch keine Erneuerung oder Weiter-
bildung der Antike herbei. Seine „Hero und Leander" hat größeren
Wert,
In unferen Tagen gefchieht es immer häufiger. daß Dichter der
verfchiedenfien Länder antike Vorwürfe zu neuem Leben erwecken.
In England liegt ein Werk wie Swinburnes „Atalanta in Kalydon“
vor- unleugbar eine Schöpfung von feltener Poefie. doch immerhin eine-
bei der der Schwerpunkt ganz und gar auf der LyrikX den tiefen Chor-
gefängen ruhtf während das Leben der Geftalten fchwach ifi. Wie
Voltaire das Theater zu Angriffen auf die Kirche gebrauchter fo gebrauchte

Swinburne die Antike zu Angriffen auf Götter und Gottesglanben. Seine
Dichtung ifi der Vorwand zu Ausbrüchen niäjt fo fehr der Gottlofigkeit
wie des Götterhaffesj die in ihrer Gewaltfamkeit niäft viel mit der grie-
chifchen Antike zu tun haben- noch für deren Entwicklung irgend be-
zeichnen!) find.
In Frankreich war Leconte de Lisle vom Geifie des Altertums
durchdrungenj und er läuterte denn auch die Begriffe der Franzofen über
die Antikef doch letztere weitergeführt hat er bei feiner Strenge und Kälte
nicht. Der von chinefifrher Kultur beeinflußte und völlig ungriechifche
Paul Elaudel ift nur als Uberfeßer von Aefchylos hervorgetretenz Pierre
Louys endlich, der hinlängliche Vertrautheit mit griechifcher Sprache
und Literatur befißt. ifk in feinen Schilderungen zu fehr der Spekulation
auf Sinnenreiz verfallen, um etwas dergleichen wie Poefie bieten zu
können. Talent läßt fich ihm übrigens nicht abfireiten.
l7.
Öfterreich und Süddeutfchland find esf wo in den letzten Jahren die
intereffantefien Verfuche einer Wiederaufnahme antiker Stoffe gemacht
wurden. An Arthur Schnitzler, Beer-Hofmannt Jacob Waffermann.
Hugo von Hofmannsthal befißt erfieres eine Gruppe jüngerer Dichter von
großem Talent und entfchiedener Eigenart. Unter ihnen ift Schnißler
bisher der bedeutendfte und fruchtbarfte.
Von den anderen haben mehrere Neigung für die Umarbeitung dra-
matifcher Werke aus früheren Zeiten bekundet. So griffen Beer-Hof-
mann im „Grafen von Eharolais“ und Hugo von Hofmannsthal im
„Geretteten Venedig“ auf Stücke von Nachfolgern Shakefpeares zurück:
Der Graf von Eharolais entnimmt feine Fabel dem Drama Philipp
Mafiingers und Nathaniel Fields „Abe kater] (107717‟ aus dem Jahre
1632- das „Gerettete Venedig" Otways Drama gleichen Namens von
1682. Für den fonderartigen und tiefen jungen Dichter Hofmannsthal
- er vollendete kürzlich fein 33. Lebensjahr -f hat es zudem offenbar
etwas Lockendesf'von den Stoffen des griechifchen Altertums die be-
kannteften tragifrhen aufzunehmen und neu aufleben zu laffen.
Jch hatte, wie es fo geht, als feine „Elektra“ im vorigen Jahr die
Runde über die Hauptbühnen Öfterreichs und Deutfchlands machte- die
Kritiken über das Stück gelefen. und da fie fi>f zu einem Protefi gegen
moderne Hyfierie in antikern Gewande geftalteten, war ich den beiden
antiken Dramen Hofmannsthals, der „Elektra“ und dem fpäter folgenden

..Oedipus und die Sphinx" zum voraus fo abhold als möglich. Mit dem größten Vorurteil trat ich an fie heran. glaubte bloß auf eine Gefchmacks-verirrung oder auf Äußerungen einer krankhaften Phantafie in ihnen zu ftoßen. .
Ich fühlte mich jedoch von dem. was ich hier kennen lernte. in hohem Grade ergriffen.
In „Elektra“ überrafchte mich zuvörderft die überwältigende An-fchanlichkeit der Perfonen und der Handlung. Das Abfirakte. das der griechifäfen Szene und zum Teil auch der griechifchen Pfychologie und Diktion anhaftet. war mit dem Inbegriffe der griechifch-religiöfen Vor. ftellungen. worauf das Fühlen und Denken Elektras und Orefies' beruhen. verfchwunden. Eine neue tragifche Atmofphäre war an die Stelle ge-tretenz die Konturen gleichfam mit leuchtenden Farben gezogen; eine Vertiefung aller Gefühle. des Hafies wie der Lebenslufi. der Angfi vor Strafe wie der Sehnfucht nach Rache. vor fich gegangen! Und all das Seelifche war phyfiologifch begründet. Das Stück überftrömte von der Energie des Dichters. der Energie. mit der er fich in den Stoff ver-tieft hatte. Und rein dramatifch war die Spannkraft der Handlung von der kundigen Hand eines modernen Dramaturgen erhöht,
Die „Elektra‟ des Sophokles ifi unftreitig ein höchfi vollendetes Werk. Es i| von Leidenfchaft durchzittert und dennoch beherrfcht von der ruhigen Klarheit der grierhifchen Vernunft. einer Logik. die kein Mittelglied überfpringt. Die drei Kinder und die Mutter heben fich mit ficheren Umriffen voneinander ab; die fiarke und harte Elektra bildet den Gegenfaß zur weicheren und furchtfameren Ehryfothemis. Bei Orefies tritt die Tatkraft ftärker als das Gefühl hervor. Daß er der Mörder feiner Mutter werden foll. darunter leidet er nicht. wie ein moderner Menfch leiden würde. Selbft wenn die Wogen der Leidenfchaft am höchfien gehen. wie in den Szenen. wo Elektra Klytämnefira ingrimmig fchmäht und ihre Entfchuldigungen abweifi. hat diefe Leidenfchaft Maß und Ziel. Elektra verfichert ihrer Mutter. fie fchäme fich vor fich felbft. Sie wiffe. ein folihes zu Gerichte fißen zieme nicht der Jüngeren. der Tochter. Allein die feindfelige Haltung der Mutter reize fie. So durchgehends fort. echt griechifch. Es gibt ein Äußerfies. wohin fogar die zum Muttermorde führende Leidenfchaft nicht geht, Und von Elektras Demütigungen im Haufe hören wir ein und das andere. fehen es aber nicht vor nnferen Augen.
Bei Euripides lebt zwar Elektra in den dürftigfien Verhältniffen.

einem Bauern vermählt. der Seelenadel genug befißt. fi>) in eine Schein-
ehe mit ihr zu finden; fie ifi arm. ihr Haar gleich dem einer Leibeigenen
abgefchoren. Doch erleidet fie nicht Spott und Hohn in ihrem Vater-
haus. Des Orefies Erfcheinen ift hier von weit geringerer Wirkung. da
Euripides. wohl um nicht der Nachahmung geziehen zu werden. die
Nachricht von feinem Tode und die Wehklagen dariiber unmittelbar. bevor
er fich zu erkennen gibt. ausgemerzt hat. Bei Euripides wird erft
Aegifihos umgebracht. noch dazu. während er Orefies und Pylades gaft-
frei fein Landhaus öffnet. Klytämnefira aber gefchmaäloferweife durch die
falfche Botfchaft zu Elektra hinausgeloät. daß diefe dem Bauer ein
Kind geboren habe. für das die Großmutter das Geburtsopfer bringen
müffe. Orefies vollführt den Mord ohne zu fchwanken. erfi unmittelbar
nachher befallen ihn die Gewiffensqualen. worauf Kaftor und Polydeukes
fich in den Wolken offenbaren und Trofi fpenden. Die Anlage ifi rea-
lifiifch. die Repliken advokatorifch. das Gefühlsleben verhältnismäßig
fchwach pulfierend. Die Rache ifi erklügelt. das Bild als Ganzes verfehlt.
Bei Hofmannsthal ift alles anfchaulich und grell. Wir fehen
Elektra im väterlichen Haufe. erbärmlich in Lumpen gekleidet. ohne ge-
ziemende Aufenthaltsfiätte. von den Mägden verhöhnt. mit Einkerkerung
und den fchwerften Mißhandlungen bedroht.
Der Mutter gegenüber zeigt fie fiäi voll fprühenden Öafies. uner-
fchöpflich in den Ausbriichen ihrer Verachtung. Sie ift durch und durch
von Leidenfchaft verzehrt. Sie ifi die alte Iungfer. in deren Innerem
alles bloß Weibliche ertötet ifi. die. von einer fixen Idee. dem rachfiich-
tigen Haß befeffen. in Gefichten dem Doppelmorde vorgreift. der voll-
führt werden foll und muß. Sie lebt der Öoffnung. daß Oreft heim-
kehren werde.
Als fie die falfche Botfchaft feines Todes erhält. folgt diefer nicht
fchnell. wie bei Sophokles. die Gewißheit feiner Rettung und Anwefen-
heit auf dem Fuße.
Nein. mit ficherer Kunfi ifi eine geraume Spanne Zeit dazwifchen
gefeßt. Der Verfuch. Chryfothemis zu überreden. ift hier ungleich wilder
und graufiger als bei Sophokles.
Der Gegenfaß zwifchen den Schwefiern war von vornherein fihärfer.
Wie Elektra die verhärtete alte Iungfer. fo ift Chryfothemis das warm-
blütige frifche Weib. das mit Schrecken die Iugend ungenüßt entweichen
und fchwinden fieht. fich danach fehnt. Mutter zu werden. und lieber eine

.~,?.....:2==S® KLB-ZA.. „,3 .2 539, 3.56%.. 1...".-
: . . 7 - . . .c w a .
gagzigiginm Hg~=lay @IHQW ?Ruß
- _ . _ . . in. J-
(x
v H ..p n ._ .. y,
. ,» : .K . Kl Q
L V . . a ...- V 4 . in x l ..ß H‘
a
c* -F N,
, , o..
. , _. 1 r .7 I“ x. .
V 4 * I
l I

en*- :., - - aux-5:. u- n-.x-erer Peefi'e (fi-:org Brande
"U" -_ ---.. _-- ___- __-_
...,__-.-_ --__.-_ -- __-

. - "' r . .:. **r Zee - -.1 - *g (erfißt, "ich in eine Schein-
--*- 'e 7- "ren, 1".; if." .er ..,'eich dem einer Leibe-:genen
.4- ,'.;. Z' r: eric-de: - " .-'. .of .td-hn in. ihrem Vater-
*1-, e .'. .eure ?rf-creme. - .. 2**-1 tre-.r acringercr :*Ö'irkungt da
--x-rl ,im mu:: der ' ".!.e"0 --i-ihen zu werden, die
- 57.-- - :*..e i-.ltttun Tode ..**L Z 2 . 'cd-'i ..-331 ku: *er nurnittelbaß bevor
, .- .r erkennen gilm e; 'gm .t rat. O- ::-tdes wird erfc
* e rungebtaibh noch 'oe-iu 11"."..t'lId .r Träne. " Windes gaft-
.-.1 ein Landhaus öffnet, .L'lprrir-y-.nea .1 *- - ; - - - :life durch die
-... -e Botfchaft zu (.*ktra bin ..exp-*[7, .-7.- :- i ?ein Bauer ein
*mad geboren hab- tur der' i.- * "ep". r :- **'i riet-.*rfer dringen
nic-7e. Luiz-Z e f',..*trt :u e :.u ':* ame-h ocfi unmittelbar
nei-iiher ben-irn ij". **'1 '* t* ' * ' 7- ..e-e' K-:i't'r und Jyelydeukes
17:1* .n den Z'." *7." „*i-x' * *.3 unde-n. Lie Ankige iii rea-
tfi-Leb .m- "e-„f - -*,- '.r.*-]hlsieben rer-"almienuißig
f; *i * ** * . . . , .32.: "das Bild afs Ganze. t*erfehlt.
1 -*. *-,- * . * ".'fli).lu(itb und ger-ll. Wir feixen
»x i .1.- - . . , . räumlich in Lunipen gekleidete eine ge-
ziet -, 2 r **n :en M-'jaoen verhöhnt, mit Eiteki-ikertmg
'* - - * --. .. :xD-lungen bedroht.
.' - - ulm!" zeigt fie fich voll' freutenden :deinem uner-
--2 ,- . . -, . 3-.-dr1'jchen ihrer Verachtung. Sie ifi durch mit" durch
o - *,i. verzehrt. Sie. ift die alte Inngfer, in deren Zimmern
1-7 r - - 'xD-'liche ertötet if't- die, den einer fire-n *CW- dem rau-*finki-
41? dejef'fcn. in Gefichren dem T'ÖL'ZAKU'VL'Ö.. vet'gxeift, der voll-
rden fell und muß. Sie lebt dt". Öffne-..ig daß Treff bein--
--i-t r; nerve'.
Ale fie die falfcbe Betfcdaif 1.1"- In *e5- -nkiu, folgt kiefer nicht
:.r*: :L w'e bei Sophokles, die "3"-- .:. *1: .--n - Lotti-ng und Anwei-:n-
r-:c auf dem Fuße.
3.-.in, mit ,Leher-.r Kur-,i 1:*: r e.- qe- 1.12..- 'Z nannc 'Z-it dazwifltren
grtkkzt. Le*: Z'Z-:riuäu ("rtr-t" :;--!-**.: *.u ir' reer-.nl iii htm* ungleich wilder
und gmx-ZW* als be. Eur --:*e*.
Der (".i. *ii-.n inn.. 1-, .- . - . e*':er.' war ren vornherein fr! .'i-fer.
Wie Elrf. .r - *.- -* *.r.::e ,.e- ,'-.x:.gf»*r, io (ft Ehryfotlzenms das *rt-arm-
-xm...- j-'ii 3 *xy-:2. . .i' .-- * :Wreck-*n die Jugend ung-*nnen einigen-(een
.*rf* 1** WiKi-'L .7. ..r t man. [ehrt- Mutter zu werdem und lieber eine

Lovis Corinth: Bildnisgruppe
Familie Halbe in der Bernrieder Sommerfrifche,



Ehe mit einem niederen Gefellen eingehen- als in Unfruchtbarkeit dahin-
leben möchte.
Mit Kühnheit hat .Hofmannsthal die Szene fo geführt7 daß Elektra
eigentlich erft jeßtf da fie die Schwefier anfleht und umarmt- deren
Schönheit und Frifche empfindet. daher ihr auch verfprichy fie als Braut
zu fchmü>en und ihr Kind zu warten- wenn fie ihr zu Willen fein und
beim Morde beifiehen wolle. Jar Hofmannsthal deutet anf wie
lesbifche Infiinkte in dem vom Haffe ausgedorrten Weibe erwachenf fo
daß eine Art Liebesneigung es ergreift. eine Art Anbetung des jungen
Leibes der Schwefier.
Da diefe zu weiblich weich zur Mörderin ift. fchlägt Elektras ein-
fchmeichelnde Zärtlichkeit in wilden Zorn um, und wiederum anfchaulich.
wie Sophokles hier nicht fchildert, läßt das Drama uns Elektra mühfam
das Beil ausgraben fehen- womit Klytämneftra Agamemnon mordeteF
um notgedrungen die Tat allein zu verüben. Oreftes kommt als Bote
feines eigenen Todes und fie weift ihn mit einer Heftigkeit und einem
Abfcheu zurück. wie fie bei Sophokles nicht vorkommen. Er kann nicht
glauben. daß dies feine Schwefter fei. Elektra muß zehn Jahre jünger.
Elektra kann nicht fo verwahrloft fein. Doch fie antwortet ihm:
„ . . . Königinnen gedeihen nicht. wenn man fie mit dem Wegwurf vom
Zugemüfe füttertf Priefierinnen find nicht gefchaffen. daß man nach der
Peitfche fie fpringen läßt . . .“
Hier macht fich eine fchwache Einwirkung Shakefpeares geltend.
Wie Hamletf mehr noch als Hamlet, fpricht fich Elektra mit Ekel- wieder-
holt dabei verweilend. über das gefchlechtliche Zufammenleben der
Mutter mit dem Mörder des Vaters aus. dom vorzugsweife for daß
man den tiefen Eindruck der unleidlichen Qual ihres täglichen Lebens
empfängt. Tag und Nacht fühlt fie die brennende Schmach. der In-
grimm verzehrt fie. der Haß ift Rachedurfi bei ihr. wie der Durft des
Verfchmachtenden nach dem Labetrunk. Daher ihr Erguß über den feft-
lichen. feierlichen Tanzr der auf die Stunde der Rache folgen müffe. (Das
Motiv ift von Euripides genommen. wo der Chor, nicht Elektra. bei des
Aegifthosx nicht der Mutter Tode tanzt). Daher die Verzückung- das
Kaßenartige. Tigerhafte. womit fie Aegifth zu feinem Untergange ge-
leitet. Daher der bizarre Tanz mit ausgefireckten Armen. in weläiem fie
nach vollbrachtem Morde nach vorwärts fchreitet und fchließlich zufam-
menftürzt.
Auch aus Klytämnefira ift eine unvergeßliche Geftalt gefchaffen. halb

ägyptifch in ihrer Haltung. Sie ift von ihrer Tat vernichtet; aufgerieben
von ihrer Schlaflofigkeit und Todesangft. voll Aberglauben. Hofmanns-
thal hat ganz das antike Motiv fallen lafien. daß fie Rache für die Er-
mordung der Iphigenia genommen habe. (Wir können doch niäft an ein
von den Göttern geheifchtes Opfer glauben). Nein. alt ifi fie jetzt.
eigenfüchtig und graufatn. aber fie büßt die Untat. die fie faft vergeffen
hat - wiewohl fie ihr fiets in Erinnerung gebracht wird - diefe Unrat.
die ihr nicht von ihr felbft verübt fiheint. diefe Untat. die fie nicht ver-
fieht und für welche fie fich nicht verantwortlich fühlt. Sie trug fich in
dem Augenblicke zu. der zwifchen dem Seltfamen verflog. daß Agamemnon
jetzt gefund und am Leben. und jetzt zu Boden geftreekt und tot war.
Träfe fie ihn wieder. wiirden fie über das ganze wie zwei alte
Freunde fprechen können.
Unlöslich ifi das Moderne in der Grundauffafiung mit dem Antiken
verfchmolzen. Nur verlevt es ein wenig. wenn man auf bekannte Nede-
wendungen einer fpäteren Zeit ftößt. Hier ein paar Beifpiele.
Als Orefies Elektra in der Erde nach dem Beil graben fieht. glaubt
er. fie fei eine Mutter. die ihr Kind vergraben hat:
So haft du nichts auf Erden. was dir lieb ift.
daß du ein Etwas aus der Erde fcharren
und küffen willft? Bifi denn du ganz allein?
Sie antwortet mit den bekannten Worten. die Ehriftoffer Marlowe
Richard in den Mund legt:
I bei] o0 father, I um like no father ufw.
Ich bin nicht Mutter. habe keine Mutter.
bin kein Gefäfwifter. habe kein Gefchwifter.
Und als Oreftes vor dem Muttermord erzittert. fagt er mit Turennes
bekannten Worten:
'ku tremdlea, curcunse, tu trembleruju bien uutrernent: ufw.
Laß zittern diefen Leib. meinft du. er würde
nicht noch ganz anders zittern. könnt' er ahnen.
was ich für einen Weg ihn führen werde?
Mit ungemeiner Stimmungskraft ift der Freudenraufch in der
Königsburg nach dem Morde gefchildert.
Ehryfothemis fagt:
Hörft du nicht. fie tragen ihn.
fie tragen ihn auf ihren Händen; allen
find die Gefichier ganz verwandelt. allen
fchimmern die Augen und die alten Wangen
voll Tränen! Alle weinen. hörfi du*s nicht?

Vergleicht man eine Wiedergabe des Sophokles wie diefe mit einer
des Euripides wie Morsas J p h i g Sn i e. fo wird man finden. daß das
franzöfifche Werk. das fich an den Text hält. ausfchließlich nur durch
rhetorifche Reinheit und lyrifche Schönheit wirkt. während das deutfche
eine Neufchöpfung nicht fo fehr des fprachlichen Ausdrucks als der
Naturgrundlage ift. auf der man fich die Handlung aufgeführt denkt.
7.
Weit freier bewegt fich Hofmannsthal in „Oedipus und die Sphinx".
Er begnügt fich hier niäit wie Eorneille und Voltaire mit der Nachdichtung
oder Umdichtung des Geuipue rex. nein. die Gefialt. ihre Umgebung
und die Sage haben ihn fo gefeffelt. daß er hinter die uns aus dem Alter-
tum aufbewahrten Darftellungen zurückgeht. uns die Vorgefchichte gibt.
Mit Recht gilt :,0eclipu8 ken“ vorlängft als eines der Meifterwerke
der griechifchen Kultur.
Viele haben es fiir die vorzüglichfte uns bekannte Tragödie von
Sophokles gehalten. Keine wirkt fo gewaltig. Bei keiner ift die Koni-
pofition fo merkwürdig. Daß ihr F o r t f ch r e i t e n auf einem
Z u r ii ck g e h e n. auf einem allmählich immer tieferen Einblick in die Ver-
gangenheit beruht. macht fie fo einzig in ihrer Art. Erft Henrik Jbfen
hat diefe Kompofitionsweife wieder aufgenommen. Als die ..Gefpenfter"
erfchienen. fchrieben Profefior Schiött in Chriftiania und ich in Berlin,
ohne voneinander zu wiffen. gleichzeitig das Wort 0eujpu8 rex über
das Stück.
Von den Bearbeitungen des franzöfifchen Klaffizismus ift die Vol-
taires am interefiantefien. Sie ift ein Jugendwerk. fein ältefter tragifcher
Verfuch. Er fchrieb das Drama in der Baftille im Alter von nur
22 Jahren. Es wurde zum erften Male 1748 gefpielt und hielt fich
während der ganzen Lebenszeit Voltaires auf den Brettern.
Zu der Zeit. als es gedichtet wurde. war Voltaire bereits zu der 'Ein-
ficht gelangt. daß Corneille und Nacine unrecht hatten. moderne Liebes-
motive in die antiken Trauerfpiele einzuflechten. Allein die Schaufpieler
am 'kde-like frnngaia zwangen ihn. eine Art erotifches Verhältnis
zwifchen Philoktetes und Jokafte hinzuzudichten. das uns bar-W. beinahe
komifih ift.
Gleichwohl ift die Kompofition felbft mufterhaft. und wer Voltaires
Kritik der Szenenführung in Geäjpuei rex liefc. wird. felbft wenn er
feiner Würdigung des Sophokles mit Vorurteilen gegenübertritt. die

Schärfe und Richtigkeit des Urteils zugeben müffen- womit er es als
ungereimt nachweifh daß Oedipus fo lange in Ungewißheit über fein
Schiäfal bleibt.
Man hat fich immer und immer wieder darüber aufgehaltenf daß
Voltaire fchon hier das antike Thema willkürlich zu Ausfällen wider
Chriftentum und Geiftliehkeit gebrauäfte.
Ich mache mich anheifchig, bei Euripides nicht weniger unzweideutige
Ausfälle gegen den Glauben und feine Priefter nachzuweifen. Es
wimmelt von folchen bei ihm.
Was die Angriffe bei Voltaire betrifft- fo find fie nicht den .Haupt-
perfonen in den Mund gelegtf und der fie vorbringtz wird immer ins
Unrecht gefeßt,
Eine Nebenperfon ifi esf Araspes- die vor dem Wunderglauben
warnt.
Eine Nebenperfon ift nicht minder Philoktetesf der Argwohn gegen
die Priefter hegt. Philoktetes fpricht wie ein Franzofe aus dem acht-
zehnten Jahrhundertf der den König von Frankreich gegen das Papf'ttum
unterftüßt. Er bietet feinem Gegner und Rivalen Oedipus feinen ftützen-
den Arm.
Sootre 708 eunemjß fe '0118 otkke 1110:1 brav,
Lott-e un pootife et 70118 je ue balance pua,
Un prätre, que] qu'il noir, quelque Djeo qui 1'ju8yjre,
])0jt prjer pour* 888 roju, ef 11011 pao 188 mauäire.
Die berühmtefie Stelle des Stü>s7 die im Franzöfifchen zum Spriäz-
wort geworden iftf wird von Iokafte ausgefprochen- kurz bevor die be-
rüihtigten Priefter und Wahrfager recht behalten.
A08 prötkeo ue sont point ce q'uo Win peulue peuoe,
Piotr-e (zr-Gelernte? fait toute leur ocjeuoe.
Doch das fchließt natürlich nicht ausf daß vielleicht die tieffie Be-
friedigung bei der Behandlung des Stoffes* Voltaire bei Abfaffung diefer
Stellen empfandf in denen die Grundleidenfchaft feines Wefens fich Luft
machtef fo wenig fie mit dem Vorwurfe felbfiy feiner Poefie und feinen
Geheimniffen zu tun haben.
Die Myftik des Stoffes kommt durch die Behandlung die er in
unfern Tagen bei .Hugo von Hofmannsthal erfahren hat- zu ihrem Recht.
Mit einzelnen andern ausgezeichneten füddeutfchen Dichtern hat er
einen fiat-ken Sinn gemein für die geheimnisvollen Mächte des Dafeins-
die uns leiten und fiihren fo daß unfere Bahn mitunter ein Nacht-

wandlergepräge erhält und einer Kurve gleicht. die fich aus einer inneren Notwendigkeit heraus beftimmen läßt.
Wie in Hofmannsthals O e dip us. fo entfieht in Jakob Waffermanns düfierem und glühendem Buche A l e r a n d e r i n B a b y l o n bei einer antiken Gefialt der modernen Poefie Größe. Macht und Untergang durch das Zufammenfpiel zwifchen der großen Perfönliihkeit und dem übermächtigen Schickfal.
Des Herzens Woge. fagt Hölderlin. fchäumte nicht fo fchön empor und würde Geift. wenn nicht der alte ftumme Fels. das Schiekfal. ihr entgegenftände.
Der Teil der Oedipus-Tragödie. der auf der Unausweichlichkeit eines vorherverkündeten. daher vorherbeftimmten Schickfals beruht. läßt uns kalt. Doch ach! unfer Schictfal ift nicht minder unausweichlich. weil es nicht vorher verkündet ift. Bei jedem Schritt find wir in Gefahr.
_ Wir find. von unferer perfönlichen Befchaffenheit abgefehen. beftändig in der Gewalt des Zufalls und zudem durch unfer Wefen felbf'c in der Gewalt des Schi>fals. Wir müßten anders fein oder uns anders machen können. um ihm zu entgehen. Ein Wefen von höherer Einfirht hätte Napoleons Untergang. Heines vieljähriges Krankenlager. Bismarcls Sturz. ja Zolas plötzlichen Tod vorausfehen können.
lil,
Was Hofmannsthal an der Oedipusfage ergriffen hat. if't die tiefe Myfiik. von der fie durchwoben ift. und nun ergreift fie in feiner Darfiellung auch wieder uns.
Die Vorgefchichte fpielt fich vor uns ab. wie der von religiöfen Schreclbildern verwirrte. verzweifelte Oedipus. der in die Einfamkeit flüchtet. um feinem Schickfal zu entgehen. gerade dort davon ereilt wird und dazu kommt. feinen Vater Lajos zu töten, -* Meifterhaft ift die Schilderung Thebens nach La'jos' Tode. der Schrecken der Stadt vor der unaufhörlich ihre Opfer fordernden Sphinx (wie heutiger Zeit vor einer Seuche oder einer Revolution). der Schrei des Volkes nach einem Retter (wie man ihn gegenwärtig z. B. in Rußland vernimmt).
Mit großer Sorgfalt ift Kreon. der glühenden Ehrgeiz aber keinen Beruf. keinen Wagemut. nicht das fichere Gefühl hat. der Auserkorene zu fein. ift auch der Knabe gezeiäfnet. der fein Schwert trägt und an ihn glaubt. etwa wie in den Kronprätendenten der Sohn Peter an Skule. Kreon ifi eine unheimliche. tieffinnig ausgeführte Gefialt. Trefflich

ifi ferner die Zeichnung der beiden Königinnen. Jokafte. Lajosi Witwe.
und Antiope. La'jos' Mutter. die leßtere eine Königin. die fich noch den
Göttern verwandt weiß. Ihre Augen fehen die Nacht. auch wenn es
tagt. fo wie. wer tief genug in einen alten Brunnen ftieg. die Sterne
am Mittag fieht. Sie ringt mit den Göttern. wie eine Riefenfackel mit
dem Sturm. Kreon will Jokafte das Zepter entwinden und hat das
Volk hinter fich. doch fieht er ohnmächtig der Sphinx gegenüber. -- Da
kommt Oedipus zur Stadt. ein Knabe faft. allein. waffenlos. mit einem
Stabe in der Hand. doch fo königlich anzufchauen. den Stempel der Größe.
von höheren Mächten aufgedrückt. fo unverkennbar an der Stirn. daß
ihm das Volk entgegenjubelt. Im Innerfien verzweifelt. hegt er keine
Furcht vor der Landplage. die alle. die wider fie auszogen. überwältigte.
Tief hat Hofmannsthal empfunden. wie perfönliche Hoffnungs-
lofigkeit und das Gefühl. der Einzige. der Auserkorene zu fein. miteinander
verfchmelzen und Großtaten erzeugen können. Er hat das alte kindifche
Rätfel der Sphinx und deffen Löfung gänzlich verworfen. In pech-
fchwarzer Nacht. zwifchen wilden! Felsgeklüft. fieht Oedipus von An-
geficht zu Angeficht der Sphinx gegenüber. und da fie ihn fieht. ftürzt
fie fich rücklings in den Abgrund hinab; fie weiß im voraus. daß fie in
Oedipus ihren Meifter gefunden habe. doch auch wie teuer er.feinen Sieg
bezahlen werde.
Auf überrafchende Art wird nun Kreon. des Oedipus leidenfchaft-
licher Feind. in feinen untertänigen Diener verwandelt. Kreon hat
zweimal einen Meuchelmord gegen ihn verfucht. aber als die Sphinx
ftürzt. fühlt er. Oedipus fei mehr als ein Menfch. (So verfpricht Marfchall
Ney Ludwig LMU.. ihm Napoleon in einem eifernen Käfig zu bringen.
befiehlt bei Aurerre feinen Soldaten auf ihn zu feuern. fällt ihm aber
bei Waterloo in die Arme und kämpft für ihn.)
Was noch niemand dichterifch behandelte. hat ferner Hofmannsthal
veranfchaulicht und poetifch geftaltet. die Art der Macht. die Oedipus
zu Iokafte zieht. Hier herrfcht nichts von jenem Zauber. der den Chevalier
von Villiers zu Ninon de ("Enclos zog. Seinen Begriff von hoher und
edler Weiblichkeit hat fich Oedipus nach der Gefialt feiner vermeintlichen
Mutter. der Königin von Korinth. gebildet. Ihr unvergleichlicher Gang.
ihre fiille Würde find ihm das Ideal. Nie hat der keufche und ftolze
Jüngling ein Weib berührt. keine der vielen Jungfrauen. die fich in feiner
Heimat ohne Scham ihm darboten.
Als er zum erfien Male Jokafie in ihrer hohen Schönheit fieht.

ruft er aus: „Wer ift die Frau?" und fie; „Wer ifi der Jüngling?" Als
er aus ihrem Munde erfährt- daß fie wie das Diadem und das Schwert
des Siegers Eigentum fei: „Wer diefe Stadt erlöft. der greift nach uns."
da fühlt er. daß er der Unwiderfiehliche. Ihm ift es. als fei er der
Herrfcher der Welt. kein Stern kann ohne feinen Willen fiürzen. Vater
und Mutter find tot und fchlafen füß in ihren Gräbern. Er kann alfo
nicht von der Weisfagung des Orakels getroffen werden. Seine Kräfte
fieigen in ihm auf wie Waffer im Springquell. Und als er die Sphinx
befiegt hat und das Volk herbeiftrömt und Iokafie naht und die Sonne
aufgeht, da ruft die Königin aus:

Mir ift. ich müßt' in deinen Armen
des Todes fein.

Und er:

Um diefes Todes willen
muß ich dich lieben wie kein Mann auf Erden
fein jungfräuliäfes Weib. Um deinen Gürtel,
in diiftrem Feuer glühend. fißen die
Geheimniffe des Todes: aber in, --
ich fage dir: fo wahr der nackte Stein.
der meine Gruft hat werden follen. nun
zum Thron fich baut für mim und dich - und weiß
um nichts und ifi behängt mit Glanz
und heiliger Vergefienheit - fo wahr
als dies- was dort von Klippe fpringt zu Klippe.
geflügelt. rafend fiäf herüberfchwingt -
- -- - - - fo wahr als dies der Bote
der ungeheuern Götter iii. fo wahr
find du und ich nur Rauch. daraus fich funkelnd
gebären will ein Neuesf Heiliges.
Lebendiges!

(Er hat recht- denn Antigone wird die Frucht ihrer Umarmung.)

Und fie:

of mein König.
- - - - wir find mehr als die Götter-f wir,
Priefter und Opfer find wir. unfere .Hände
heiligen alles. wir find ganz allein die Welt!

711.

Wie man bei Racine. Voltaire und Goethe die Lieblingsideen des
Zeitalters aufzufpüren vermochte- fo hier.

Sicherlich hat Nießfihes Werk „Die Geburt der Tragödie oder
,Griechentum und Peffimismus" auf .Hofmannsthals Auffaffung der Antike

eingewirkt. Auch Nießfihes Vorftellun'g vom Ubermenfchen- fein Begriff
des .Heroifchem liegt diefem Oedipus zugrunde. Das Unheimlichej der
Bruch mit dem Gemeingültigenf ift als Jngredienz der Größe gedacht.
So bereits vor hundert Jahren bei Ehateaubriands Rene- der
von feiner Schwefier geliebt wirdF und Byrons Manfred, der feine
Schwefter liebtj oder feinem Kain, der feine Schwefter ehelicht; bei
Shelley in N o f a l i n d a n d .Q e l l e n; fo fpäter bei Richard Wagner,
wo Sigmund und Siegelinde im Widerfpruch mit der nordifrhen Sage zu
Gefchwiftern gemacht find und Siegfried, der höhere Menfch7 in Blut-
fchande gezeugt wird.
Wagner hat feinen Einfluß auf die jungen Gemüter geübt, wie
Nießfche den feinen.
Ju der Literatur des Nordens iftt foviel mir bekannt- nichts mehr
davon zu verfpüren- als ob die grieäfifche Antike die Gemüter noch be-
fchäftigte oder infpirierte. Oehlenfchlägers Sokratesf der Ariftophanes
zum Schwiegerfohn bekamj ging nicht fehr tief. Die letzten Dichtungent
deren Grundlage das grieäfifche Altertum bildet, dürften Heidergs
Weihe der Pfychw Paludan Müllers Amor und Pfyche,
T h i t o n. D i e D r y a d e gewefen feiu- fchöne Dichtungen. wenn auch
nicht fehr gehaltreiäf: Eindruck auf die Volksfeele haben fie nicht gemacht.
Paludan Müllers Kalanus entwirft ein Zerrbild der grieäjifäfen
Philofophie zu Aleranders Zeitenj um fie dem als Brahmakultus ver-
kleideten Ehriftentum zu Füßen zu legen.
Jn der neueften dänifäfen Poefiej die fiäf unmittelbar auf das
Leben beziehtj - was ein Vorzug ifi - doch allzu oft in plebejifcher Art
- was minder rühmenswert - ift der große antike Kulturfirom den
Augen völlig entfchwunden. Bauernurteile und Bauernhochfchulbilduug
find an ihre Stelle getreten. Schriftfieller werden als groß bezeichnen
die durchaus nicht auf der Höhe der Kultur des Zeitalters fiehen. Wer
aber groß genannt werden willx muß nicht nur auf der Höhe feiner
Zeit fein. er muß diefe womöglich überragen.
(Autorifierte llberfetzung von Erich Holm.

Felix Hollaender:
Die reines Herzens find. . . . . . . Roman.
Fortfeßung.
Die Kinder faßen im Walde und niemand ftörte fie. Elifabeth hatte
ein für allemal des Knaben Herrfchaft anerkannt. Und wenn fie im
Haufe trolzte und wie ein ungebändigtes. kleines Wefen die alte Therefe
quälte - im Walde war fie demütig und befcheiden.
Schwieg Alexander. fo fiörte fie fein Schweigen nicht. ging ftill neben
ihm und wartete auf ein gutes Wort.
Sie hörten die Rufe des Kuckucks. oder wenn ein Rabe ihnen zu
Häupten fein Gekrächz anfiimmte. Oder fie faßen am Rande eines kleinen
Baches und verfolgten mit ihren Blicken. wie er dahinriefelte
und die Steine weiß wufch. Zuweilen zogen fie auch Schuhe und
Strümpfe aus und gingen barfuß durch das kalte Waffer. Und wenn
fie in einen Waldgrund traten und über dürres Herbfilaub fihritten. das
unter ihren Füßen rafchelte. fo erfchauerten fie leife. Und wenn die
Sonne ihre leuchtenden Strahlen auf das Laub fallen ließ. fo wähnten
fie im Zauberlande zu fein. wo fliif'figes Gold vor ihnen lag. foweit
der Blick reichte.
..Ich möchte." fagte fie zärtlich. ..daß es immer fo bliebe. Wir
müßten im Walde eine Hütte haben und wie Hänfel und Gretel zufammen
haufen."
..So.‟ meinte er. ..und daß du eine Baroneffe bifi und ich ein
armer Schufterjunge. vergißt du ganz."
..Fiir mich bift du kein Schufierjunge." antwortete fie ftolz. ..fondern
ein verlorener Prinz. . . . Man braucht ja bloß deine Hände anzufehen.“
fügte fie bekräftigend hinzu.
..Du müßtefi einmal der Therefe erzählen. daß du aus deinem Schloß
in eine Waldhütte ziehen willfi."
..Bah." machte fie. ..Die Therefe fagt zu allem Ia; und wenn ich
es will. kommt fie mit und hält uns die Hütte rein, Aber ich will es
gar nicht. weil es am fchönfien ift. wenn wir allein find."
..Ganz närrifch bift du." entgegnete er. ..und eines Tages wirft du
noch um deinen Verfiand kommen."

Sie lachte fröhlich auf und zeigte ihm ihre weißen Zähne.
..Wenn du bei mir bift. brauche ich keinen Verfiand. Du haft ihn
für uns beide."
..So - meinfi du? Was für Zeug du dir einredeft. Nichts habe
ich gelernt. und in der Schule bin ich immer der Dümmfte gewefen.
Glaubft du etwa. daß man mit mir Bilder herausftecken kann? - Na. da
irrft du dich gründlich."
..So dumm. wie du. bin ich lange noch."
Er wurde ärgerlich.
..Was du eigentlich davon haft. durchaus meine Fehler teilen zu
wollen. verfkehe ich nicht recht.“
..Ift auch nicht nötig." gab fie zurück. ..Ich weiß fchon. was ich
will.“
..Manchmal fcheint es nicht fo.“
..Das kommt dir bloß fo vor. Alexander.“
„Kann fein.“ Er überlegte ein wenig.
..Einmal werden wir uns doit) trennen müfien.‟ fagte er langfam.
..Niemalsl‟ erwiderte fie und blickte ihn mit ernfier. entfchloffener
Miene an.
..Das ifi doch blanker Unfinn.‟ ftieß er heftig hervor. ..Was willft
du denn tun. wenn ich mich mitten in der Nacht auf die Strümpfe mache
und für immer verfchwinde?“
..Ich laufe dir nach bis ans Ende der Welt . . . Gott will es.“
feßte fie hinzu.
Ein fremder Zug. der ihn peinlich berührte. trat in ihr Gefiäft. Er
vermied es. fie anzufehen und eine Frage zu ftellenz denn er ahnte. was
in ihr vorging.
..Wollen wir ni>1t auf und davon gehen?" fragte fie nach einer
kleinen Weile kurz entfchlofien.
..-* Und elend verhungern.‟ gab er zurück. ..Oder bildefi du dir
etwa ein.‟ fuhr er fort und fah fie fpöttifch an. ..daß wir auch im
Walde auf ein Pfefferkuchenhäuschen fioßen und auf ein Tifäflein-deä-
dich?“
..Wofür hältfi du mich denn? Ich bin doch kein kleines Kind mehr.‟
..Geh' zu deinen Puppen.“ antwortete er. ..und fprich nicht fo
närrifches Zeug.“
Sie wurde rot vor Ärger.
..Ich fpiele längfi nicht mehr mit Puppen.‟ entgegnete fie ftolz.

„Seit die Mama fort ifi. habe ich fie nicht mehr berührt. Sie fißen auf der kleinen Bank und gloßen mich an. Übrigens mußt du nicht denken. daß meine Puppen ftumm find. Ich könnte dir Sachen erzählen -‟
Er lachte laut auf.
„Bitte fehr. da gibt es gar nichts zu lachen. Ich habe mit meinen Puppen über alles gefprochen und Dinge von ihnen gehört - - die Haare würden dir zu Berge ftehen!" -
„Möchtefi du es mir nicht erzählen?"
„Reim‟ erwiderte fie. „denn du bift ein fchlimmer Junge. der an nichts glaubt. - Übrigens einmal bin ich mitten in der Nacht aufgewacht, weil die ältefte Puppe ganz deutliäf meinen Namen gerufen hat. Und foll ich dir fagen. in welcher Nacht das war . .
Sie machte eine kleine Kunfipaufe und blickte ihn herausfordernd an.
„Das war in der Nachtz in der Mama das* Haus verließ. Die Puppe hat es mir vorher verraten. Lach du nur; mir ifi das ganz Wurfi. Ich weiß. was ich weiß. Puppen fehen und hören alles. Und plötzlich. wenn man es gar nicht vermutet. tun fie den Mund auf und verraten einem die Geheimniffe . . . Reiß du deine Nafenlöcher nur noch weiter auf." fagte fie wütend. „Deswegen i| es doch fo.‟
„Alfo fchön, deine Puppen können reden. Wenn du es durchaus willftz widerfpreche ich nicht. Ich fehe jedenfallsz daß du mich für noch dümmer hältft. als ich bin."
Das Weinen war ihr nahe. -
„Es ift alles nicht fo einfach.‟ fagte fie bebend. „Oder glaubfi du vielleicht aucl» daß die Höhle eine gewöhnliche Höhle ift?"
„Selbftverfiändlich glaube ich das.‟
„Dann kannfi du mir eben leid tun. Übrigens weiß ich noch ganz andere Dinge. Die Therefe legt jeden Abend die Karten. Da fieht alles drin _ auch von dir. mein Junge. Du würdeft Augen machen. wenn du es wüßtefi."
„Ich habe nicht das mindefte Verlangen danach. Alte Weiber kommen auf die dümmften Gedanken. Nächftens wirft du mir noch erzählen, daß es Zauberer und Hexen gibt.“
„Entfchuldigq das werde ich nicht tun."
„Das ift wenigfiens etwas.‟
Ein gutmütiges Lächeln glitt über fein Antliß.
Sie fing es bereitwillig auf.
„Warum zanken wir uns?‟ fagte fie. und ihre Stimme zitterte.

..Ich habe dich lieb. und alles andere kümmert mich nicht. Meinet-
wegen können die Puppen nicht den Mund auftun - meinetwegen ifi die
Höhle ein gewöhnliches Loch - und wenn du es willft. find auch Therefens
Karten Mumpiß." '
Diefe ihre Großmut befehämte ihn.
Er wollte nicht zurückfiehen und fagte: ..Wenn dich dein Glaube felig
macht. will ich ihn dir nicht nehmen."
..Bitte. bitte - jest ifi es vorbei." lehnte fie entfchieden ab. ..Zwei
mal zwei i| vier - und damit baf'ta."
..Ift denn zwei mal zwei vier? Weißt du das ganz beftimmt? -
Wenn ich nun behaupte. daß zwei mal zwei fünf ifil?"
..Gut. dann ift zwei mal zwei fünf." antwortete fie ernfthaft.
Nun war er gefchlagen. und fie lachte ihn tüchtig aus.
Auf dem .Heimweg ging mit Alerander etwas Seltfames vor.
Er hatte plötzlich das Gefühl. daß zwei Schatten ihm auf den Ferfen
folgten. Der eine gehörte feiner toten Mutter - der andere Elifabeth
von Sydow.
Von beiden Seiten hörte er Stimmen.
Die Mutter fagte: ..Iüngele. ich habe keinen Frieden im Grabe.
Das Herz. das mir im Leben von Kummer und Sorgen fchwer geworden
ifi. findet auch unter der fchwarzen Erde keine Ruhe. Alexander. laß
ab von dem böfen Gedanken und erinnere dich der Worte. die ich in
meiner Sterbefiunde zu dir fprach."
Und wie die Mutter aufgehört hatte. vernahm er die Stimme
feiner Freundin: ..Nun liege ich neben deiner Mutter. Alexander. Und
du warft es. der mia) in das dunkele Waffer trieb. -* Ach. Alexander.
warum haft du mir das angetan? Nun friere ich alleweil. und um das
Heil meiner Seele ifi es gefchehen."
Er fchritt kräftig aus.
Aber die Schatten verfolgten ihn.
Bald wurden fie gefpenfiig lang - bald verkrochen fie fich in dem
hereinbrechenden Dunkel - um fofort wieder über ihn herzufallen. wenn
er. aufatmend. fchon von ihnen befreit zu fein wähnte. Und die Schatten
und die Stimmen ließen ihm keine Ruhe.
Er begann zu laufen und fpürte. wie fein Körper in Schweiß ge-
badet war.
Es half ihm nichts,
Die Mutter fah ihn plötzlich an - mit überirdifchen Augen - und

zu>enden Lippen, Und Klein-Elifabeth erfchien ihm als der Todesengel
mit unfagbar traurigen Zügen. Sie trug ein weißes. wallendes Gewand
- und ihr Lächeln war wund und nicht von diefer Welt.
Er blieb mitten auf dem Wege fiehen.
Ein trockenes Schluchzen fchüttelte feinen Körper.
..Mutter!" fchrie er verzweifelt. ..Nimm das Leid von mir und
rufe mich! Laß mich fierben - das Leben macht mich fchlecht und elend."
Krank werden - und verlöfchen - dann war alles gut. und feine
Lafi war von ihm genommen . . . .
Und wenn fich Gott feiner nicht erbarmte - und er felbfi Hand an
fich legen würde -!?
Er erfchauerte.
Ich tue es - dachte er - ich tue es beftimmt. Dann wurde er
nicht zum Mörder und brachte nicht Schande über die tote Mutter. -
Nun jagte er heim. als ob er von böfen Mächten geheßt würde.
Er achtete kaum des Weges. fiolperte über Baumwurzeln. hörte es
im Walde raunen und rafcheln. Und ihm war es. als ob vermummte
Gefialten durch die Zweige brachen. um fich ihm in den Weg zu ftellen.
Endlich war er ihm Freien. *
Und über das Feld warf der Mond fein grünes Licht -- und über
den Wiefen lagen die Nebel. Er fpürte. wie er plößlich zu frieren
begann.
Gott fei gelobt -- die Lichter der Stadt winkten ihm entgegen.
Todesmatt kam er fpät zu Haufe an und fchlich fi>7 auf fein Lager.
In der Nacht wälzte er fich unruhig in feinen Kiffen. gab wirre
Reden von fich und fchrie gequält auf. fo daß die Schuftersleute erwachten.
Der Alte begann zu weitern und zu fluchen. daß man durch den
vermaledeiten Jungen noch in feinem Schlafe aufgefiört würde. Die
Frau aber erhob fich fchließlich murrend vom Lager. fieckte ein Öllämpchen
an und ging zu dem Bett des Jungen.
..Iefus Maria." murmelte fie. als fie in fein fieberglühendes Geficht
fah. Und in ihrer Unvernunft fügte fie hinzu: ..Siehfi du. fo geht's. wenn
man fich den ganzen Tag herumtreibt!"
Dann aber fchien doch ein Einfehen über fie zu kommen. Sie nahm
das Handtuch vom Nagel. tränkte es mit Waffer und legte es über feine
Stirn.
Der Junge ftöhnte und zog die Decke bis zum Hals.

..Nimm dich zufammen.“ knurrte die Frau. ..fonft wird Großvater
böfe. Morgen ift auch noch ein Tag.“
So lag Alexander die ganze Nacht in feinem Fieberzufiand verlaffeu
da und ftieß Angftrufe und Drohungen aus.
Am anderen Morgen kam der Doktor. der nämliche alte Herr. der
feiner Mutter in ihren lebten Wochen beigeftanden.
Er fchüttelte bedenklich den Kopf. verordnete allerhand und erklärte:
Man könnte gar nicht wiffen. was noch daraus entfiehen würde.
Während der arme Iunge von feinen Fieberphantafien heimgefucht
wurde. konnte Elifabeth von Sydow kaum die Stunde erwarten. zu der
fie ihn wie alltäglich treffen würde. Nun es bei ihr feftfiand. daß fie
ihn niemals verlaffen würde. war ihr Herz von einer lieblichen Heiterkeit
durchdrungen. Sie war bei ihm. und fein fchreckliches Vorhaben konnte
nicht zur Ausführung gelangen. Gott hatte ihr den guten Gedanken
eingegeben. feine Seele zu retten.
Wie das alles werden follte - darüber grübelte fie nicht nach.
Ihr ganzes Wefen war in einem Grade von Alexander erfüllt. daß die
alte Therefe beftändig in der Angft lebte. es müßte ein Unglück gefchehen.
für das der Baron fie verantwortlich machen würde.
..Kind. Kind.‟ jammerte fie. ..was foll denn daraus werden! Ifi
fo etwas fchon dagewefen. daß eine wirkliche Baroneffe hinter einem
Schufterjungen herläuft und fich von ihm ins Garn locken läßt! Er foll
mir nur zu Gefichte kommen. Ich wafche ihm gehörig den Kopf."
Dann fiieß fie Flüche und Verwünfchungen aus. nannte Alexander
einen verflirten Burfchen. dem nicht über den Weg zu trauen fei.
..Zigeunerblut hat er in fich - ich wette meinen Kopf darauf.‟
Elifabeth ließ die Alte fchimpfen und lachte dazu wie ein kleiner
Kobold. Ihr machte es Vergnügen. wenn die Therefe fich erregte. Wurde
es ihr gar zu bunt. fo ftampfte fie mit den Füßen auf. und ihre Augen
blißten.
Dann verftummte die Getreue.
..So hat mich deine Großmutter angefehen.‟ murmelte fie finnend.
..Die Augen hafi du von der Großmutter - und das unruhige Blut
von der Mama.“
Kam die Alte in ihrer Unruhe nicht zu Rande. umhalfte das Kind
fie und flüfterte ihr Liebesworte ins Ohr,
Und diefem Schmeicheln und Kofen gegenüber hörte ihr Zorn
und ihr Widerftand auf.

..O Jemine.‟ feufzte fie. ..was foll ich in diefem Haufe. Wenn doch
der Herrgott ein Einfehen hätte und ein Ende mit niir maäfte!“
Dann fchalt fie Elifabeth heftig aus und kanzelte fie gehörig ab: Daß
fie fich fo gegen den lieben Gott verfündigen könnte!
Die Therefe wif>7te fich mit dem roten. filbergrau geränderten Tuch
die Augen aus,
..So ein Kiekindiewelt lieft mir alten Perfon den Text. Ich fürchte.
mit mir geht's zu Ende."
Die Baroneff e lachte und rief: ..Sperr die Ohren auf. ich will dir ein
Sprüchel fagen. das ich im Lefebuch gefunden habe.“
Und dann deklamierte fie mit firahlender Miene:
Die Welt wird fchöner mit jedem Tag.
Man weiß nicht. was noch werden mag,
Die Alte fchüttelte den Kopf.
..Erzähle das. wem du willft; ich glaube es nicht.“
Das Kind ließ fie ftehen und eilte mit beflügelten Schritten in den
Wald. pflüekte am Wege Feldblumen und fummte ein Lied vor fich hin.
Und ganz erhitzt kam fie zu der Stelle. wo fie fich zu treffen pflegten.
Aber Alexander war nicht erfchienen.
Sie feßte fich ftill hin und wartete demütig. Ihre Haare wehten im
Winde. und ihre Stirn zog fich in kraufe Falten. Wo blieb er nur heute?
Stunde auf Stunde verrann . . . Und in tiefer Betrübnis zog fie heim.
Die Therefe fiellte frifche Milch und Zwieback vor fie hin. Aber fie
ftieß die Nahrung unwillig beifeite und gab einfilbige Antworten. aus
denen die Alte nicht klug wurde.
Als Alexander am nächften Tage wiederum nicht kam. fihüttelte ein
heftiges Schluchzen ihre zarte Geftalt. Und auf einmal wuchs in ihr der
Verdacht. er könnte Ernft gemacht und fich heimlich davon gefäflichen
haben.
Der Therefe fuhr der Schrecken in die Glieder. als das Kind mit
erlöfchenden Augen und verftörten Antlißes nach Haufe kam.
..Therefe!" fchrie fie verzweifelt auf. ..Wenn er fort ift. fpringe ich
ins Waffer."
Und über ihrer Nafenwurzel bildete fich eine drohende Falte. die
der Alten Grauen einflößte . . .
So hatte die Gnädige ausgefehen. bevor fie dem Baron auf und
davon gelaufen war.

Aus der Rocktafche holte fie die fchmußigen Karten hervor und
breitete fie auf dem Tifche aus.
Elifabeth verfolgte in tieffter Herzensangfi ihr Tun.
Die Alte warf die Karten ärgerlich zufammen und mifchte fie von
neuem.
..So rede doch!‟ fchrie Elifabeth und packte fie an der Schulter.
..Willft du mich denn ganz zur Verzweiflung bringen!"
..Kurieren möchte ich dich und dir einen Trank brauen aus bitteren
Kräutern und Wurzeln. damit du den Teufelsjungen vergißt.“ knurrte
fie ärgerlich.
..Du willft es mir alfo nicht fagen?"
..Kannft dich beruhigen. Er ift niäft weggelaufen - -- fondern
ift daheim - und hat Schnupfen." fügte fie verächtlich hinzu. ..Sieh
hier. hier liegt die Treff-Neun und da der Pik-Bube. Das heißt mit
anderen Worten: Er liegt im Bett und kann fich nicht rühren."
Elifabeth hätte ihr die Haare ausraufen mögen,
..Und das fagfi du." rief fie bitter. ..als ob es gar nichts wäre! O
du böfe alte Therefel"
Und nun fing fie herzzerreißend zu fchluchzen an. daß der Dienerin
weh ums Herz wurde,
..Hör' auf. Kind; ich halte es nicht aus - Ich kann dich nicht
weinen fehen . . . Hier fteht's: Er wird gefund - gefund wie ein Fifch
im Waffer. Du weißt doch. ich verfiehe mich auf die Karten. Eoeur-Aß
liegt dicht dabei. Das bedeutet nichts anderes. als daß die Krankheit
gehoben wird.“
..Du lügfi.‟ fagte Elifabeth. ..Ich fühle es. daß du lügfi.‟
„So foll mich Gott mit Blindheit fchlagen. wenn ich lüge." be-
teuerte fie.
..Ia.“ fagte Elifabeth bekräftigend. ..das foll er tun. Und ich fehe
dich mit keinem Blick mehr an. wenn du mir die Wahrheit verfchwiegen
haft."
..Ich kann mich auf die Karten verlaffen.“ entgegnete Therefe und
tat das Spiel wieder zufammen. um es einzufiecken.
Elifabeth raffte fich auf und trat dicht vor fie hin - und fagte leife:
..Liebe. gute Therefe. hilf mir! Ich muß zu ihm hin!“
..Um des Himmels willen.“ wehrte die Alte ab. ..Was kommt dir
in den Sinn! Willfi du. daß der Papa mich mit Schimpf und Schande
aus dem Haufe jagt und dich krumm und lahm fchlägt?“

Heli 373
Jahrgang

Auguï¬ Nodin: Der KuÃŸ.
1 1] 0 *4
Herman Bang.
Tert von



..Das ifi mir einerlei!‟ rief fie in heller Wut. ..Ich muß zu ihm
hin. .Haft du mich verfianden?"
Therefe feufzte fchwer auf.
..In Gottes Namen denn.‟ fagte fie cingefchüchtert. ..Morgen
wollen wir uns auf den Weg machen."
In diefer Nacht tat Elifabeth kein Auge zu.
Lieber Gott -- betete fie - gib. daß die Therefe recht hat. und daß
er wieder gefund wird. Denn wenn er fortgelaufen ifi. ift alles zu
Ende. Lieber Gott. hilf mir! - Und ich will meine ganze Sparbüchfe
dem nächfien Bettler in den Schoß fchütten. Und nie mehr foll ein böfes
Wort gegen die Therefe aus meinem Munde kommen. - Lieber. lieber
Gott - erbarme dich! - Lieber. lieber Gott - du haft mir meine
Mama genommen! - Tu mir das nicht an!“
Endliäf fchlief fie ein. Aber im Traum atmete fie unruhig und
fchwer.
Am andern Morgen klopfte die Therefe an Herrn von Sydows Ar-
beitszimmer.
Sie müßte in die nahe Stadt -- fagte fie - weil es in Küche und
Keller am Nötigen fehlte. Sie bat fich die Erlaubnis aus. das Kind
mitzunehmen. da es auch für die Baroneffe Verfchiedentliches einzukaufen
gäbe.
Der alte Baron nickte fiumm. Und die Therefe fchlich aufatmend
davon.
..So." fagte fie. ..nun können wir losziehen.‟
Elifabeth zupfte fie am Rock.
„Haft du nichts zum Mitnehmen?" fragte fie leife.
Die Alte verftand fie nicht recht.
„Was meinft du denn. Kind?"
„Du follft etwas Gutes für ihn in die Tafche tun.‟ befahl fie
kurz.
Und die Therefe ging in die Speifekammer und holte zwei große
Gläfer mit Früchten heraus.
..Bift du's fo zufrieden?"
..Ia.‟ entgegnete fie.
Der Weg erfchien dem Kinde endlos.
Es zählte fchier verzweifelt die weißen Meilenfteine. Und fiellte die
Therefe eine Frage. hörte es nur mit halbem Ohre zu und gab zerfireute
Antworten. Ihr Herz klopfte in banger Erwartung.

Hatten die Karten recht. fo war alles gut. Und die kleine Spar-
büchfe. die fie in der Tafche verborgen hatte. wurde noch heute geleert.
Aber - wenn die Karten logen - was dann?!
Sie fürchtete fich. weiter zu denken. Ihr Geficht fah fo vergrämt
aus. daß die Therefe im fiillen meinte. die Steine müßten mit ihrem
armen Kinde Erbarmen haben.
Auf der Landfiraße holte ein Bauernwageu fie ein,
..Holla." fchrie Therefe und winkte dem Fuhrmann.
Der machte „Ber“ und hielt die Pferde an.
..Geht's in die Stadt?“
Der Kutfcher ni>te.
..Wollen Sie nicht das kleine Fräulein und mich ein Stück Weges
mitnehmen? - Für einen Schnaps will ich fchon Sorge tragen."
..Immer herauf." fagte der Kutfäfer.
Die Therefe half dem Kinde. und beide feßten fich auf ein Brett
des Wagens dicht hinter dem Fuhrmann.
Jeßt ging"s im Trab. Kein Wort wurde gewechfelt. Aber als
die Stadt erreicht war. fprang Elifabeth mit einem Sah vom Wagen und
war nicht mehr zu halten. fo daß die Alte kaum noch Zeit hatte. das
Fünfgrofchenftü> für den Kutfcher herauszunehmen.
Nun fianden fie vor dem Haufe des Flickfchufiers. das man bald
erfragt hatte.
Die alten Leute riffen bei dem feltfamen Befuche die Augen
weit auf. Niemals hatte ihnen Alexander von feiner Freundin erzählt.
Und das kleine Fräulein in dem weißen. duftigen Sommerkleid mit dem
großen. roten Mohnhut machte Eindruck auf fie.
..Die ifi aus einem vornehmen Stall.‟ rannte der Schufier feiner
Frau zu. Wo hat der Junge fie nur aufgegabelt - dachte er.
Aber als das Kind angftvoll feine Frage wiederholte: ..Wohnt hier
Alexander?" nickte er bedächtig.
..Und ifi er krank?‟
..Freilich.“ erwiderte der Meifter. ..fehr krank!“ Und die Frau
ergänzte: ..Rippenfellentzündung hat er.“
„RippenfellentzündungLi" Das Kind fchrie das Wort aus ge-
quältem Herzen. ..Therefel Was ift das? Sag mins! Muß man
daran fierben. Therefe?"
Auf dem Geficht der Alten lag ein fiegesbewußtes Lächeln.
..Habe ich nun recht gehabt?" erwiderte fie triummphierend.

Und mit breiter Gelaffenheit feßte fie hinzu: ..Therefens Karten lügen nicht.“
Aber der Blick. der aus Elifabeths Augen fchoß. brachte fie zum Schweigen.
..Muß man daran fierben?" wiederholte Elifabeth - und ihre Stimme bebte vor Zorn und Angft.
Sie kümmerte fich nicht mehr um die Alten. die verdußt aufhoräften,
..Sieh mich nicht fo an. Kind!" murmelte fie erfchreckt. ..Gott wird helfen. Gott wird ficher helfen!"
„Sie find der Großvater?" fagte Elifabeth. indem fie die Frau völlig ignorierte.
Flickfchufier Feufiel ni>te.
..Ich will auf der Stelle zu ihm."
„Ich weiß nicht. ob das angeht. Der Doktor -"
..Ich bitte Sie. zeigen Sie mir den Weg.“ unterbrach ihn das Kind.
„Der Doktor erlaubt es befiimmt.‟ fügte fie in flehendem Ton hinzu.
„In Gottes Namen denn."
Der Meifter ging voran.
Elifabeth drängte Therefe zurück. ..Bleibe du draußen.‟ fagte fie gebieterifch.
Nun fiand fie vor Alexanders Kammer. und das Herz drohte ihr zu zerfpringen.
Eine Stimme in ihr fagte: Beiß die Zähne zufammen und weine nicht! Sie ballte die kleinen Hände. daß die Nägel ihr in das Fleifch fchnitten. und trat ein.
Da lag er - ein Bild des Iammers - in feiner armfeligen Stube.
Zuerfi mochte er denken. er träume; denn er blickte fie eine Sekunde mit entgeifterten Augen an. Als fie jedoch mit ihrem melodifchen Stimm-chen und einem unfagbaren Lächeln zu ihm fprach: ..Da bin ich. Alexander!‟ fiürzten ihm die Tränen aus den Augen.
„Nicht weinen. Alexander. - Nicht weinen. lieber Alexander!" flüfierte fie. während fie felbfi vor Schmerz und Gram verging.
Der Schufier hatte fich entfernt.
Sie feste fich an fein Lager.
..Ich bleibe jeßt bei dir - und jeden Tag komme ich wieder." fagte fie leife. ..Aber du mußt ganz ruhig daliegen. Alexander - darfft dich nicht rühren und regen; fonft wird der Doktor böfe."

..Gib mir deine Hand." fagte er weich.
Und fie ließ fie ihm - überglücklich.
Er fireichelte fie leife. Und fie meinte. daß er niemals fo lieb
und gut mit ihr gewefen fei. wie in diefer Stunde.
..Daß du zu mir kommen würdeft. hatte ich nicht gedacht." brachte
er mit matter Stimme hervor. ..Wie haft du nur den weiten Weg
gemacht?"
..Die Therefe hat mich hergebracht." erzählte fie eifrig. ..Aber ich
hätte auch ohne fie gefunden _- du kannft es mir glauben.‟
Und mit einer Stimme. aus der ihre tiefe Liebe wie eine Himmels-
melodie an feine Ohren klang. feßte fie hinzu: ..Am Ende der Welt hätte
ich dich gefunden. mein Alexander.“
Die Großmutter fteckte den Kopf in die Tür.
Er wehrte heftig ab.
..Laß fie noch ein wenig bei mir bleiben.‟
Die Großmutter verfchwand.
..Und nun leg deine Hand auf meine Stirn. Deine kühle Hand
tut mir gut. Elifabeth.“
Wer war fo voller Seligkeit wie fie.
Er fpürte kaum ihre Hand - fo lind berührte fie ihn.
..Du wirft gefund werden. Alexander." fagte fie. ..iäj weiß es. Gott
wird dich heilen.“
Und dabei fah fie in fein elendes Geficht und fpürte einen ftechenden
Schmerz. Und plötzlich erhob fie fich. Sie hatte das Gefühl. fie würde
fich nicht länger beherrfchen können.
..Morgen bin ich wieder bei dir.‟ flüfterte fie. ..Und nun fchlaf.
mein Alexander. fchlaf diä) gefund."
Draußen wollte die Alte fie mit Fragen befiürmen.
Sie fchnitt ihr das Wort ab,
..Liebfte. nicht reden." fagte fie ängftlich und blickte fie in zärtlicher
Dankbarkeit an.
Sie fchritt an der Seite der Therefe. die nun ihre Einkäufe beforgte.
Aber fie fah weder Häufer noch Menfchen. Nur einen armen Jungen
fah fie. der fiech und elend in einer dunkelen Kammer lag -- von böfen
Menfchen umgeben.
„Kannft du denn den langen Weg gehen. mein Herzenskind?"
Sie dachte an Alexander. der Tag für Tag den weiten Weg zurück-

gelegt hatte. um fie zu fehen, Und die Nührung flieg ihr bis zur Kehle
herauf,
..Ich bin ganz ftark. Therefe. und will laufen." erwiderte fie faft
unhörbar. ..Komm. gib mir einen Kuß und hab' mim lieb."
So fchritten fie denn riiftig fürbaß.
Ein blauer. firahlender Sommerhimmel über ihnen - und im
.Herzen eine tiefe Dankbarkeit.
..Therefe. was ift Nippenfellentzündung?" unterbrach fie mit einem
Male in erneuter Angft das Schweigen.
„Ach. Kind. das ift ein Wort wie viele Worte. Wer fierben foll.
der fiirbt - wer leben foll. der lebt."
..Laß ihn leben!" flüfierte die Kleine.
..Amen !" ergänzte Therefe.
Am Wege faß eine alte Frau mit weißen Haarfirähnen und atmete
die warme Sommerluft und genoß mit tiefem Behagen die Stille diefes
fchönen Tages. Neben ihr ftand eine hohe Kiepe -- bis an den Rand
gefüllt.
Als die beiden vorbeikamen. blickte fie aus ihrer Verfonnenheit auf.
..Gott fegne das kleine Fräulein." fagte fie und fchaute Elifabeth
aus hellen blauen Augen. die trotz ihres hohen Alters fröhlich fäfienen.
gütig an.
Sie feßten fich neben fie. um kurze Rafi zu machen.
Die Kleine reichte der Alten freimiitig die Hand und fagte: ...Habt
fchönen Dank."
Und nun blickten die drei Menfchen in den Frieden Gottes und waren
eine Weile fiill.
..Was habt Ihr da in dem Korb?" fragte die Therefe,
..Jrdene Töpfe und Schüfieln und Teller und Krüge - beftimmt für
fahrendes Volk."
..Und das alles müßt Jhr fchleppen?" fragte Elifabeth voll Mitleid.
..Stunden- und tagelang. mein liebes Kind. Und die alten Knochen
taugen noch. find rüfiig und gefund. Oft vergeht eine ganze Woche."
erklärte fie. ..bis ich von der Wanderung mit leerem Korbe heimkehre und
neue Ware einkaufe."
„Schwer habt Jhr's. Mütterchen. das muß ich fagen." meinte die
Therefe. .
Die Alte ftieß ein herzhaftes Lachen aus.
..O jemine. wie könnt Jhr nur fo reden. Ich bin's zufrieden. folange

Gott folche Tage werden läßt. Wer fo lange lebt wie ich trägt nicht nur
zerbrechliches Gefchirr auf feinem Buckel! Der weißt was folch ein
Sommertag wert ifi.‟
Und wieder atmete fie mit vollen Zügen die warme Luft - als ob
fie einen Becher zum Munde führte - und ließ ihr Auge über die fatten.
grünen Wiefen fchweifen.
Sie griff zu ihrem derben Stock.
„Nun muß das Schwärmen ein Ende haben.‟ meinte fie. Und ihr
runzliges Gefiiht leuchtete auf. als fie noäf einmal. gleichfam prüfend.
Elifabeths liebliche Züge betrachtete.
„Helf' Sie mir ein wenig. damit ich meine Laft auf den Rücken be-
komme." fagte fie zu Therefe.
„Sieh einmalt was da liegt!" rief Elifabeth und wies mit dem
Finger ein paar Schritte von fich. Während jene fich bückte. tat fie.
ohne daß eine von den beiden Frauen es merkte, ihre Sparbüchfe in den
Korb.
Die Therefe hob einen Scherben Glas auf. der in der Sonne ge-
funkelt hatte.
„Kaßengold ifi es." fagte die alte Frau. „Das liegt am Wege und
narrt und foppt allerenden die Menfchen. Nimm dich vor dem Katzen-
gold in acht„ mein füßes. kleines Fräulein!"
Und halb fegnend legte fie ihre abgearbeiteten Hände auf den Scheitel
Elifabeths.
„Und nun gehabt euch wohl! Wenn das Glü> mir gut ift, treff' ich
euch noch einmal auf meiner Straße."
Nüftig und kräftig fchritt fie vorwärts und war bald den Blicken
der beiden entfchwunden.
Nachdenkli>f fagte Elifabeth: „Alexander mag die alten Frauen ni>)t
leiden. Aber diefe war ganz gewiß eine, die auch er liebhaben würde.
Meinfi du nicht?"
„Wirfi fchon recht habent mein Herzenskind."
K * '-
„Papa/ fagte fie - und ihre Stimme zuckte bei den erfien Worten
- „Alexander ifk krank. Wir waren gefiern bei ihm. Krank." fagte
fie leife. „daß man nicht weiß, ob er gefund wird. Sie nennen es Rippen-
fellentzündung. Papa, ich habe verfprochenf ihn täglich zu befuchen.“
Der Baron fah erftaunt von den Büchern auf.

Er hatte einen langen weißen Schal mehrere Male um den dünnen
Hals gefchlungen.
,.So. fo." fagte er müde und blickte ein wenig ungeduldig in das
Geficht der Kleinen. Seine Gedanken waren weit fort. und ihre Gegen-
wart fchien ihn zu bedrücken.
Er ließ feine Hand über die fchräg abfallende Stirn und das dünne.
weiße Haupthaar gleiten.
..Ich will es überlegen." erwiderte er. ..Und nun geh und laß mich
arbeiten."
In der Tür blieb fie fiehen.
Der Baron fiudierte bereits wieder in feinem Buche und fäfien von
ihr keine Notiz mehr zu nehmen.
Sie kämpfte einen Augenblick. Dann fagte fie entfchloffen: ,.Papal"
Der Baron fah erftaunt auf,
..Du bift immer noch hier?“ fragte er. Und ein nervöfes Zucker!
ging über feine Züge.
,.Papa. er fiirbt. wenn du nicht erlaubft -"
..Hat das der Doktor gefagt?" unterbrach er fie und lächelte matt.
..Der Doktor? Nein. Aber ich weiß es. Papa!“
..Nun gut. wenn ein Leben auf dem Spiele fteht. follft du deinen
Willen haben."
Und in einer plößlichen Anwandlung von Nachgiebigkeit und Güte
drückte er auf den Knopf des Schreibtifches.
Die Therefe erfchien in der Tür.
..Der Wilhelm foll die Kalefche aus dem Schuppen ziehen und
infiand feßen.‟ fagte er. ..Und dann mögen Sie in Gottes Namen täglich
auf eine Stunde mit dem Kinde den kranken Iungen befuchen. Erkun-
digen Sie fich bei den Leuten. ob -‟
Er machte mit der Hand eine Bewegung. und das Gefpräch war
beendet.
Die beiden waren im Nu aus der Tür.
„Therefe. Papa ifi auf einmal fo gut.‟
..Gewiß ift er gut. Er kann es nur nicht zeigen - - er kann es
nicht zeigen.‟ wiederholte fie langfam.
..Ia. ja - fo ifi es.‟ befiätigte fie. ..Und Alexander geht es gerade
fo. Du. Therefe. ich habe mich niäft einmal bedankt."
..Laß gut fein. Der Papa hat das nicht gern.“
„Therefe. weißt du. was ich manchmal geträumt habe?“

„Nein. Kind.“
„Ich habe geträumt. daß er gar nicht mein richtiger Papa ifi.‟
„Pft. wer wird fo dummes Zeug fchwäßenl Wenn das nun jemand
gehört hätte!“
„Schimpf nicht. Therefe! Niemand hat es gehört!“
Der alte Wilhelm riß die Ohren auf. „Die Kalefche foll wieder
herhalten! Find' ich aber fchnurrig. Da werden wir tüchtig fchmieren
müffen. Mit der hab' ich deinen Vater und deine Mutter zur Trauung
in die Kirche gefahren . . . Baroneßchen. das ift nun bald an die fünfzehn
Jahre her. O Iemine - wie die Zeit vergeht."
„Erzähl' Er keine Romane." fagte Therefe kurz. „und fchmier' Er
die Räder." *
..Nu. nu. immer hjibfch fachte. Mamfell - - das Baroneßchen weiß
fchon. wie ich es meine."
..Laß ihn doch!" bat das Kind.
„Wie fah denn die Mama da aus?" fragte fie.
..Ach. Baroneßchen." antwortete er. „fie fah wie der Frühling aus.
Freilich - geredet hat fie kein Wort - und ernfi dreingeblickt hat fie
auäf. Ra. die Fahrt ifi ja niäit lang gewefen. und ich habe auf die Gäule
geachtet und kann dir weiter keinen Befcheid geben.“
„Aber ein weißes Kleid hat fie angehabt - niäft. Wilhelm?‟
„Ein fchneeweißes. Baroneßchen. Und ihr Geficht und das Kleid
hatten ein e Eouleur - darauf kann ich einen Eid leiften.“
„Bift du in der Kirche gewefen. Wilhelm?"
..Das verfteht fich. Baroneßchen. Und der Brummbär da auch.‟
fagte er und wies auf die Therefe.
Die Alte zog das Kind fort.
..Wenn der ins Schwaßen kommt. ift kein Aufhörens." murrte fie.
Elifabeth folgte ihr widerwillig.
„Warum bif't du fo grob mit ihm?“
„Gewefene Dinge find gewefen." gab die Alte zurück; „die foll
man nicht von neuem aufwärmen. Kind. Kommt nie was Gefcheit's
dabei heraus. . . . Und wegen deines Alexander." fuhr fie unvermittelt
fort. „brauchft du dir den Kopf nicht weiter zu zerbrechen. Der wird
gefund wie ein Fifch im Waffer. In den Karten fieht's.‟
„Gott fei gelobt.“ murmelte Elifabeth und blickte dankerfüllt zu
ihr empor.
:a .- .-

Nun kamen Tage. an denen Schmerz und Freude wie das Wetter
wechfelten.
Immer um diefelbe Stunde - pünktlich mit dem Glockenfäflag -
hielt die Kalefche vor der Schufterwerkfiatt.
Und der Knabe laufchte fehnfüchtig auf das Rollen der Räder. die
die Gefpielin zu ihm brachten.
Niemals erfchien fie mit leeren Händen. Aber immer fiellte fie ihre
Gaben heimlich beifeite. während fie nur die Blumen auf fein Bett legte.
Wie verfianden es ihre zarten Hände. den Feldftrauß zu winden.
Und mit jeder Blume. die fie pflückte. kam es von ihren Lippen: ..Lieber
Gott. laß ihn gefunden! Sonft zerbreche ich!“ Machte der Doktor ein
langes Geficht und fchüttelte er bedenklich den weißen Kopf. fo fühlte fie.
wie ihre jungen Glieder fchwer wurden. und wie ihr Herz fich zu-
fammenzog.
..'S ift eine böfe Gefchichte. von der man nie weiß. wie fie abläuft.
Heute rot - morgen tot."
Sah er dann in ihr verzerrtes Geficht. fo war es ihm leid um feine
Aufrichtigkeit. Und fie tröftend. fügte er hinzu: ..Kind. wir wollen nicht
fchwarzfehen. Der Iunge hat zähe Knochen und wird es überfiehen.“
Dann feßte fie fich mit leuchtenden Augen an fein Bett. nahm feine
Hand. die fie nicht mehr locker ließ. und tröftete ihn mit ihrer füßen
Stimme.
..Du wirft gefund. Alexander. Ganz gefund wirft du. Der Doktor
hat es gefagt.“
Wenn er fie jedoch traurig anbli>te. als glaubte er ihren Worten
nicht. überkam fie helle Verzweiflung.
..Ich kann nicht gefund werden." flüfterte er mit trockener Stimme.
..Ich habe mich an Gott verfündigt.“
Und nun erzählte er ihr in abgebrochenen Säßen die Gefäfichte von
den beiden Schatten. die ihn an jenem Abend verfolgt hatten. und wie
er Gott um fein Sterben gebeten. ..Gott firaft mich.“ fchloß er mit weit
geöffneten Augen und mit zuckenden Lippen. .
Sie hatte mit verhaltenem Atem gelaufcht. ..So wird dich mein
Gebet erlöfen." antwortete fie glaubensfiark und lächelte fromm.
Die Therefe meinte in gutmütigem Spotte: ..Wenn die Gemeinde
im ganzen Iahre fo viel zufammen beten würde. wie du an einem Tage
- dann brauchten die Leute weder Blitz noch Hagel zu fürchten. Gott
müßte ja taube Ohren haben. wollte er diä) nicht erhören."

Ob folcher Reden konnte die Kleine in heiligen Zorn geraten.
..Wenn du Gott läfierft.“ rief fie heftig. ..rede ich. kein Wort mehr
mit dir.“
Sie ließ fich nicht beirren. Auf Weg und Steg - auf Schritt und
Tritt machte fie mit dem lieben Gott Verträge.
- - - Lache nicht. alte Therefe. ob der zahllofen Gebete. die
aus reinen Herzen gen Himmel fich richten.
Gott hört die Gebete der Kinder! - - »-
Und nun fißt die kleine Baroneffe Elifabeth von Sydow mit Alexander
im Sonnenfchein. Und auf ihren holden Zügen liegt ein frommer
Glanz. der den Knaben bis ins Innerfie bewegt. Er beugt fich zu ihr hin.
fieht fie groß und ernft an und fagt mit fefter Stimme:
..Nun will ich ein Menfch werden. Elifabeth. Und alle böfen und
finftern Gedanken werfe ich ins Waffer. da - wo es am tieffien ifi."
Das Kind begreift ihn.
Große Tränen fallen langfam über feine Wangen.
..O. Alexander." ruft fie aus übervollem Herzen. ..Gott hat mich
erhört. Dies ift die fchönfte Stunde. feit ich dich kenne."
Und-ohne daß er es wehrte. küßte fie ihn mit kirfchroten Lippen,
?|- "e 'k
Die regelmäßigen Spaziergänge wurden wieder aufgenommen. Nur
daß Alexander ießt öfter als früher im Schloffe Raft machte.
Immer näher kamen fich die Kinder. Immer mehr verfenkten fie fich
in ihr Inneres. Und eines hatte vor dem anderen eine tiefe Ehrfurcht.
Sie fchlofien ihre Herzen voreinander auf und fühlten. daß fie zufammen-
gehörten. Niemand konnte fie trennen.
Der Baron faß in feinem Zimmer und arbeitete. las und las. um
nur zuweilen eine kleine Unterbrechung fich zu gönnen. wenn er die
goldgefaßte Brille von den Augen nahm und fie behutfam pußte. Für
ihn war die Welt außerhalb diefer vier Wände abgefiorben.
So dünkte es wenigfiens die alte Therefe und das Kind.
Der Flickfchufier dagegen knurrte und murrte. Er wußte jeßt. wo
fich der Iunge herumtrieb - mit wem er die Zeit totfchlug.
Dem wollte er zum Tanze auffpielen. daß ihm Hören und Sehen
verging. Er hatte lange genug gefchwiegen und vergeblich gewartet. daß
das Bürfchlein von felber zur Vernunft käme. Der aber rührte fich nicht

und träumte in den Tag hinein. Nun gut - er wollte ihn aus feinem
Dämmerdafein aufrütteln. ehe es zu fpät war. Denn das - meinte er -
war er der Verfiorbenen fchuldig.
Und als Alexander wieder einmal über Gebühr lange ausblieb. be-
fchloß er. der Sache ein Ende zu machen - mochte es nun biegen oder
brechen. - z.)
Mit harten Worten empfing er ihn. ..Wer dem Herrgott feine Zeit
fiiehlt." begann er. ..und fich an feiner Leute Kind heranfchar-
wenzelt. ift ein Tagedieb und hat unter meinem Dame nichts zu fuehen.
Damit Er mich aber richtig verfteht. Musje -- entweder Er überlegt fich
die Sache innerhalb dreier Tage. macht ein Ende mit dem Herumlungern
und fest fich hier auf den Schemel. um das Handwerk zu lernen - oder
Er mag fehen. wo der Zimmermann das Loch gelaffen hat. Wer nicht
arbeitet. mag zugrunde gehen. Und nun Punktum. Pack Er fich!‟
Alexander richtete fich hoch auf.
..Ich habe nichts zu überlegen.‟ antwortete er fiolz.
..Ganz recht habt Jhr. wenn Jhr mir die Tür weift. Jch wäre ohne-
dies gegangen. Denn -“ fügte er hinzu. ..hier hält mich nichts. Jeden
Bifien habt Jhr mir hingeworfen - nicht wie einem Hunde. für den
man doch noch ein gutes Wort und einen guten Blick übrig hat - nein.
wie einem Ausfäßigen . , . Und doch ift es nicht das." fuhr er fort. ..wo-
durch Ihr meine Jugend vergiftet habt. Darüber wäre ich hinweg-
gekommen. Aber was Jhr meiner Mutter angetan - das verzeihe ich
Euch niäft. folange ich atmen kann."
..Seid Jhr denn Menfchen!“ fchrie er plötzlich in dem Drange. alles.
was er Jahr und Tag ftumm heruntergewürgt. endlich los zu werden.
..Zu Tode gemartert habt Jhr fie."
Und -- als hätte er keine Zeit zu verlieren - wie ein Gießbach
fich überftürzend - entrang es fich ihm: ..Erbärmlich kommt Jhr mir
vor. Ohne einen Funken von Mitleid habt Jhr es mit anfehen können.
wie fie von Tag zu Tag hinfchwandl‟ Er hielt einen Moment inne.
Die Schuftersfrau war in die Tür getreten. Sie ging mit krebs-
rotem Geficht auf ihren Mann los.
„Haft du die Sprache verloren?‟ fchrie fie. „Duldeft. daß diefe
giftige Kröte fich hier breit macht?! Ein fauler Lümmel. der keinen
Finger rührt. uns das Brot wegfrißt und den lieben Gott einen guten
Mann fein läßt! - Du duldefi es?l‟
Alexander lächelte fiolz.

Eine unfagbare Verachtung lag auf feinen Zügen.
..Recht haft du - dreimal recht.“ fagte er. ..ich will mein Gift
ausfprißen! Bin ich giftig geworden. fo danke ich es Euch. - Und,
gibt es einen Gott. fo wird er Euch beiden das Sterben fauer machen, -
Und nun gehabt Euch wohl. Mich feht Ihr nicht wieder!“
Erhobenen Hauptes ging er zur Tür.
Es war eine Weile in der Werkfiatt fiille.
„So habe ich es nicht gemeint.“ fagte dann der Schulter kleinlaut
und kraute fich hinter den Ohren. ..Auf die Straße wollte ich ihn nicht
fehen.“
..Was für ein Iämmerling bifi du!‟ erwiderte die Frau. ..Wird
auf feine alten Tage mürbe! - Mag er fich an Ecken und Kanten blutig
ftoßenl - Der kommt wieder. Da draußen werden fie ihm das große
Maul klein machen! Verlaß dich drauf i“
Der Schufier fenkte den grauen Kopf.
Ihm war nicht wohl zumute.
Alexander hatte fein Bündel gefchnürt. So klein es war - es wog
niaft leicht. Die harten Taler der Mutter - in den dicken Winter-
ftrümpfen forgfam aufgehoben -- befchwerten es.
"- KK 3'-
Zweites Kapitel:
Was aber nun? Wohin fich wenden? Und was würde Elifabeth
dazu fagen. mit der er fich doch bereden mußte?!
Klopfenden Herzens trat er heute feinen Weg an und überlegte. wie
er es ihr beibringen follte.
Der Ernf't feiner Lage war ihm nie fo deutlich zum Bewußtfein
gekommen. Was follte aus ihm werden? Denn damit war doch die
Frage feines Schickfals nicht beantwortet. daß er es hohnläihelnd ab-
gelehnt hatte. zu Pech und Pfriemen zu greifen.
..Was ift denn das?“ fragte Elifabeth und fah ihn mißtrauifch an.
als er in feinem neuen Aufzuge - das Nänzel auf dem Rücken -- vor
ihr fiand.
„Fort willfi du -"
Sie riß die Augen weit auf: ..Und mich allein lafien?" fügte fie
entfelzt hinzu. Alles Leben war von ihr gewichen,

Diefer Ausbruch des Schmerzes bewegte ihn.
..Nein. nein.“ murmelte er. ..fo ift es ja nicht gemeint. Aber nach
Haufe kann ich nicht mehr. Sie haben mir die Tür gewiefen und mit
Schimpf und Schande mich davon gejagt.“
..Dann gehe ich mit.‟ fagte fie kurz entfchloffen. ..Allein bleibe ich
auf keinen Fall.“
..Und dein Papa?“ fagte er beklommen.
..Mein Papa?“
Sie lachte fchmerzhaft auf.
..Mein Papa - der kümmert fich um mich nicht mehr. wie um eine
Stecknadel. Dem ift es einerlei. ob ich im Haufe bin oder nicht."
..Ob du da nicht irrft?" brachte er nachdenklich und zweifelnd hervor.
..Ganz befiimmt nicht!‟ beteuerte fie. ..Er fiudiert ja den ganzen
Tag und hat kaum einen Bli> für mich übrig.“
..Und die Therefe?“
Sie fiußte.
..Die Therefe.‟ erwiderte fie bange. ..wird fich die Augen aus dem
Kopfe weinen. Ganz gewiß wird fie das. Aber ich kann ihr nicht
helfen." fügte fie hart hinzu. ..Ich bleibe nicht. wenn du gehft."
..Es ifi aber niäft fo leicht. wie du denkfi.‟ erwiderte er. ..Du
wohnfi in einem Schloß. fchläfft in einem weißen Bett und ißt aus
filbernen Schüffeln. Und fiatt deffen -‟
..Ich mache mir nicht viel daraus.‟ unterbrach fie ihn und knipfte
Zeigefinger und Daumen zufammen.
..Und wovon follen wir leben?"
Einen Augenblick fchwieg fie.
Dann antwortete fie verwegen: ..Wir können polnifch betteln gehen.
Ich finge Lieder . . . du - ich kann nämlich fehr gut fingen -- und
du hebfi die Almofen auf.‟
..Na. das ift ja eine hübfche Rolle. die du für mich ausgedacht.“
..Man muß es fich nicht fo fchlimm vorftellen." fagte fie ernfihaft.
..Es gibt überall gute Leute."
Ihre Sicherheit und Ruhe verblüffte ihn.
..So arg ift es ja auch nicht.“ meinte er zögernd und fchnürte
fich das Ränzel ab. ..Ein ganz armer Schlucker. wie du vielleicht denkft.
bin ich denn doch nimt.“
Er holte die wollenen Strümpfe hervor und legte fie ftumm in ihre
zarten Hände. 4 '

„Was ift denn das?‟ fragte fie ängftlich und beklommen.
..Das find lauter harte Taler." entgegnete er langfam und feierlich.
..Um Gottes willen. Alexander. du haft doch nicht -“
Er verftand fie. bevor fie noch zu Ende fprach.
„Das kannfi du von mir denken!‟ fagte er vorwurfsvoll. ..Reim
o nein!"
„Aber wie kommft du zu dem vielen Gelde?"
..Diefe Taler hat meine arme Mutter für mich zufammengefpart. hat
gehungert und gedarbt. um für mich einen Notgrofchen auf die Seite zu
legen.“
„Dann find wir ja reich." fagte fie und bli>te ihn mit großem
Refpekte an.
Aber plötzlich wurde fie ernfi.
..Deine Mutter hat an dich gedacht.‟ brachte fie mit leifer Stimme
hervor. „Und die meinige ift davongelaufen. Und wenn die Therefe
fich nicht um mich gekümmert. hätte ich fierben und verderben können. . .
Können wir die Therefe nicht mitnehmen?“
„Reim“ antwortete er entfchieden. ..Das geht auf keinen Fall."
„Du haft recht. Zunächft wiirde fie alles dem Papa verraten.‟
Sie überlegte eine Weile ftill für fich.
„Ich müßte doch noch einmal nach Haufe und meine Sachen packen.“
Er nickte.
..Ob ich meinen Schirm mitnehme?"
Er entfchied. daß es nichts fchaden könnte,
„Nein. ich laffe ihn zu Haufe. Sonfi merkt es die Therefe fofort."
..Weißt du. was für einen Plan ich habe?"
..Sag es mir rafch.‟ bat fie.
..Wir gehen bis Magdeburg. Das kann nach der Landkarte nicht
weit fein. Dann auf die Eifenbahn - bis nach Hamburg - und von
da fahren wir nach Amerika.
Im erften Augenblicke erfchrak fie doch ein wenig.
..Amerika ift ein bißchen weit.“
..Du haft wohl Angft?“ fragte er.
Sie warf beleidigt den Kopf zurück.
..Wie kannft du nur fo etwas von mir denken! - Gewiß. ich finde es
fehe fchön. fahren wir nach Amerika. Da kann uns wenigftens fo leicht
niemand finden.“
So war es zwifchen den Kindern eine befchloffene Sache. auszu-

?ZI-:w e ?2W
&ZL-W NZZ



wandern. Und zwar follte das Unternehmen auf der Stelle und mit gründlichem Ernfc ins Werk gefeht werden.
Elifabeth eilte nach Haufe. um ihre fieben Sachen zu packen. Es wurde verabredet. fich in zwei Stunden an der gleichen Stelle zu treffen.
..Ich lege mein Ränzel inzwifchen hier in den Wald - da findet es niemand - und kaufe ein großes Tuch. Ein Tuch - glaube ich - braucht man nötiger. als einen Schirm."
Das fand fie völlig in der Ordnung. -
..Nimm es nur nicht zu klein." fagte fie mit wichtiger Miene. ..damit wir beide darin Plas haben.“
So trennten fie fich in fieberhafter Erregung.
Alexander kaufte in der Zwifchenzeit für zwei harte Taler einen gewaltigen Plaid. den er auf feine Größe hin genau unterfuchte. bevor er fich für den Handel entfchied.
Als er zurückkam. wartete fie bereits auf ihn.
..Niemand ahnt etwas." fagte fie. ..Zuerfi wollte ich der Therefe einen Brief fchreiben und fie um Verzeihung bitten. Iäf habe es mir jedoch überlegt. Ihr nußt mein Brief nichts - und uns könnte er verraten."
Ihre Willensftärke flößte ihm Bewunderung ein. Sie war ja viel mutiger als er felbft. Denn wie viel Zeit hatte er gebraucht. ehe fein Entfchluß in ihm gereift war!
Zuverfichtlich begannen fie ihre Wanderung.
FortfeßungimMaiheft.

Eichendorffs Briefwechfel mit Schon.
Mitgeteilt von Karl Theodor von Schon.
Schluß.
22. Von Eichendorff.
Ew: Excellenz
danke ich herßliajft für das mir gegebene Lebenszeichen. das mich
um fo mehr erfreut hat. da dabei. trotz allem herben Schmerß und Grain.
den ich wahrlich treu und redlich in tieffter Seele mit empfunden habe.
wenigftens geiftig noch nichts von dem zu fpüren ift. was man gewöhnlich
das Alter nennt. So wahr ift es. daß der Geift der Herr. und der Körper
nur der Knecht ift. Ia. wenn die Zeit nur einen großen Gedanken
gäbe. an den man fich halten könnte. und wie ihn der fierbende Herder
fich wünfchte! Aber da ift nichts. als gemeine Konfufion. die niäjt ein-
mal zu redlichem Kampfe Luft und Kraft hat. fondern wo eine Meinung
der andern blos lifiig und hinterrücks ein Bein unterzuftellen fucht. Doch
Ew: Excellenz haben ganß Recht. der alte Gott fcheint jest mit Gegen-
fäßen zu operiren. um durch den endlichen Zufammenfioß das junge Mor-
genroth zu entzünden. Ob wir es aber noch erleben. und ob das Morgen-
roth nicht blutroth wird. ift fehr die Frage. Die Weltgefchichte datirt
bekanntlich nur nach Jahrhunderten. Da bleibt denn freilich nichts übrig.
als fich an den einzeln hervorragenden Geiftern möglichft zu erheben. und
es freut mich. daß Ew: Excellenz einen folchen in dem Engländer Grotek)
gefunden haben; auf deffen nähere Bekanntfchaft mich Ew: Excellenz Be-
fchreibung fehr begierig gemacht hat.
ich foll Ew: Excellenz m e in Bild geben. Daffelbe ift im Grunde
noch immer das alte. nur freilich von dem fatalen Flügelfchlag der Iahre
etwas verwifcht und abgenußt. Im Gantzen jedoch hat fich. wie ich
dankbar anerkennen muß. an mir das Sprüchwort bewährt: Was man
in der Jugend wünfcht. hat man im Alter vollauf. ich habe Muße genug.
zu meinen Lieblings- und. wie ich mir einbilde. eigentlichen B erufs-

1) George Grotes [listory of Greece, London 1846-50.

befchäftigungen. bin eigentlich gefünder. als in meinen mittleren Jahren,
und lebe in willkommener Zurückgezogenheit im Kreife meiner Familie.
und zwar gegenwärtig und bis etwa Mitte September. im Grünen im
Thiergarten. Von meiner Ueberfeßung der geiftlichen Schaufpiele von
Ealderon ift inzwifchen auch der zweite Band fertig geworden. und wird
fo eben bei Eotta gedruckt. Vielleicht maäfe ich mich nun auch wieder
einmal an eine felbfiändige kleinere poetif ch'e Arbeit. um zu ver-
furhen. ob ich auf dem Pegafus noch einigermaaßen fattelfeft bin. Und
fo vergeht denn die Zeit. bis fie. will's Gott. beffer wird.
Was mir aber fehr. f ehr fchmerßlich war. ift die niederfchlagende
Nachricht. daß Ew: Excellenz Hierherkunft abermals zweifelhaft gewor-
den. Leider muß ieh freilich felbft anerkennen. daß unter foläfen Um-
fiänden eine Reife in fo fpäter Jahreszeit mit gutem Freundes-Gewiffen
nicht anzurathen ift. und jedenfalls mehr Strapazen als Genuß verfpricht,
Und fo will ich denn meinen Egoismus bei der Sache redlich zu bekämpfen
fuchen und mich einftweilen mit dem leidigen Gemeinplaß tröften. daß
aufgefchoben nicht aufgehoben ift.
Alle die meinigen empfehlen fiä) gehorfamft. ich aber verbleibe mit
dem herßlichfien Wunfche. daß Gott Ew: Ereellenz noch recht lange
frifch und kräftig erhalten möge. in alter Treue und Ergebenheit
Euer Ereellenz
ganlz gehorfamfker
E i ch e n d o r f f.
Berlin. den 15 t Auguft 1852.

23. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz
gütiges Schreiben vom 9t dM: hat mich wieder recht in der alten
Ueberzeugung bekräftigt. daß Ihre geiftige Kraft weder durch Zeit noch
Umfiände gebrochen. oder auch nur gebeugt werden kann. Gott erhalte
Ew: Ereellenz fernerhin fo ftark und wohlgemuthl Von mir kann ich da-
gegen nur wenig berichten. ich habe diefen Sommer in einer fogenannten
Sommerwohnung im Thiergarten ziemlich langweilig und fehr theuer ver-
lebt. immer von Monath zu Monath noch in der leifen Hoffnung. Ew:
Ereellenz hier zu fehen. Seit Mitte September haben wir wieder unfer
Winterlager im Eadettenhaufe bezogen. Auch ich lebe hier. mitten im
Getümmel. fehr einfam. da ein gewöhnlicher Plauder-Umgang mich mehr

langweilt als erfrifcht. und ein gewählterer Kreis hier bei den großen
Entfernungen und der allgemeinen Zerfireutheit fchwer zu bilden ifi. zumal
wenn man kein fogenanntes eigenes Haus macht. Von den alten Freun-
den u. Bekannten frequentire ich eigentlich nur noch Savigny'sZ) Sie
hat durch das Alter wenig an ihrer intereffanten Lebhaftigkeit verloren.
Von meiner Ueberfeßung des Ealderon wird wahrfcheinlich zu Weihnachten
der zweite Band erfcheinen. Ob und was etwa das nächfte Iahr bringen
wird. ifi zur Zeit noch ungewiß. und alles erfi im Werden. Das ifi
Alles. was ich von mir zu fagen wüßte. möchte das Wenige wenigfiens
dazu dienen. mein Bild bei Ew: Errellenz wieder aufzufrifchen.
Daß mit Droyfen nichts werden kann. ift. der Sache wegen. recht
unangenehm. Aehnliches. wie Ew: Ercellenz erwähnen. ift auch fchon
anderwärts bemerkt worden. In irgend einer Recenfion feines York las
*ich Z: B: eine fcharfe Rüge. daß Droyfen dabei die Urtheile von Zeit-
genoffen. u. namentlich von Ew: Excellenz. über York nicht mehr beachtet
habe. Unter den obwaltenden Umftänden kann ich es allerdings nur
billigen. daß Ew: Excellenz von Droyfen abfirahiren. wenngleich noch
immer die Frage wäre. ob er in 08.811. wo fchon die Thatfachen für fich
fprechen u. die ganze Perfönlichkeit an fich ideal ifi. nicht dennoch feine
Schuldigkeit thun würde. da er fich wenigftens für feinen Gegenftand
aufrichtig zu erwärmen verfteht? Sollte aber event!: nicht vielleicht
Rofenkranzi) in Anfchlag kommen können? -
Daß Ew: Ercellenz vor den Königsberger Hehereien ein Ekel über-
komme. finde ich fehr begreiflich, Es ift indeß - freilich ein leidiger
Troft! - wohl jetzt nirgend beffer. In ganß Europa ift auf den un-
mäßigen Raufch ein erbärmlicher Kaßenjammer gefolgt.
Sehr erfreut hat mich Ew: Excellenz Aeußerung über unferen König.
Auch ich glaube u. vertraue auf feine urfprüngliche edle Natur. die mit
Gottes Hülfe doch immer wieder durchbrechen wird.
Am meifien aber freut es mich. daß Ew: Ercellenz von einer Reife
nach Berlin im nächften Frühjahr „träumen“. Möge der Traum doch
ja in Erfüllung gehen!

1) Friedrich Earl von Savigny. der Romanif't und gewefene Iufiiz-
minifter. und deffen Frau. eine Schwefter von Elemens Brentano.
2) Karl Rofenkranz. Profeffor der Philofophie in Königsberg.
'Herausgeber von Kants Werken.

Und mit diefem herßlichen Wunfche fchließe ich für heut. Alle die meinigen empfehlen fich ganz ergebenft. ich aber verbleibe mit innigfter Verehrung
Ew: Ereellenz
gehorfamfier
E i ch e n d o r f f.
Berlin. d: 16t November 1852.
im Eadettenhaufe.

24. Von Eichendorff.

Ew: Ercellenz
werden fich gewiß mit Recht verwundern. daß ich fo lange gefchwiegen habe. Allein: Gewalt geht vor Recht. ich war leider grade um die Weihnachtszeit bettlägrig. und bin eben jetzt erft wieder fo weit. um in gewohnter Weife Wanderfiab und Feder ergreifen zu können. Vor allem anderen daher nun meinen gehorfamfien und herzlichfien Dank für die fchöne Weihnachtsgabe. die bei Alt und Jung große Freude gemacht hat. und uns als ein Zeichen. daß Ew: Errellenz unfer noch fo liebreich gedenken. doppelt werth und theuer war.

Was nun die Gefchichte Griechenlands von Groote betrifft. fo habe ich foeben nach Anleitung von Ew: Excellenz Briefe darüber mit Meineckei) ausführlich gefprochen. Er verficherte. daß er. nebfi allen einfichtigen hiefigen Philologen. die große Meinung von Groote vollkommen theile. und fein Werk das auf fehr gründlichen Quellen-Studien beruhe. für eine der wichtigften Erfcheinungen der Literatur halte. wenn er auch in einigen Einzelheiten. über die er fich jedoch nicht näher ausließ. nicht ganz übereinftimmen könne. Dabei erfuchte er mich. zu fchreiben. daß die Danziger Vergangenheit zu feinen theuerfien Erinnerungen gehöre. und daß er (ip8i88jmu ner-dn) Ew: Excellenz fortwährend treu und warm im Herßen bewahre.

Daß Kniewel. der mich fo eben auf der Durchreife hier begrüßt hat. feine Frau verloren. werden Ew: Ercellenz wohl f>7on wiffen. Sie erkrankte auf einer Badereife in Salzbrunn und mußte in dem Krankenhaufe Bethanien in Breslau zurückbleiben. wo fie vor Kurßem ge-, ftorben if't.

Von mir erfäfeint nächfiens der zweite Band von Ealderon. und ein

1) Auguft Meinecke. Direktor des Joachimsthalfchen Gymnafiums.

Eyclus von Romanzen: „Julian“ betitelt. die zufammen ein winßiges Miniatur-Bändchen ausmachen werden. Leider ifi bis jetzt von beiden der Druck noäf nicht vollendet. In dem Gedicht ift der bekannte Kaifer Iulianus Apofiata gemeint.
Die meinigen. die Gottlob wohlauf find. empfehlen fich gehorfamfi.
Mit dem herßlichfien Wunfche. daß der Himmel Ew: Excellenz in diefem und recht vielen nachfolgenden Iahren fernerhin fo frifch u. kräftig Ihren intereffanten Studien erhalten möge. in alter Treue und Ergebenheit
Em: Ercellenz
gehorfamfter
Ei ch e n d o r f f.
Berlin. d: 20t Ianuar 1853.
Im Cadettenhaufe.
25. Von Eichendorff.
Ew: Excellenz
find mir durih das mich hocherfreuende Schreiben v: Lit dM: zuvorgekommen. als ich eben im Begriff fiand. pfliäftfihuldigft zu melden. daß ich erft vor Kurßem mit den Meinigen aus Sedlniß zurückgekehrt bin. wo wir den ganßen Sommer u. Herbft verlebt haben. Auch mir will. nach der langen glücklichen Abgefchiedenheit. die hiefige Atmofphäre noch gar nicht wieder behagen. die bei allem Pefiilenzialifchen noäf obendrein die hoffärtige Prätenfion hat. für die allerfublimfte u. wahre Lebensluft gelten zu wollen. ich begreife daher fehr wohl. daß Ew: Ereellenz nicht darin leben mögen. was mir freilich perfönlich f ehr leid thut. da ich eine recht innige Sehnfucht habe. Ew: Excellenz endlich einmal wiederzufehen u. mich mit Ihnen auszufprechen. was bei dem beften Willen im Briefe doch nur mangelhaft u. unbefriedigend ausfällt.
Was nun die künftige Biographie - die Gott noch lange hinausfchieben wolle - anbetrifft. fo kann ich gar nicht fagen. wie in tieffier Seele mich das offene und ehrende Vertrauen zugleich rührt und erfreut. womit Ew: Excellenz das Werk gewiffermaaßen in meine fchwache Hand legen. der es aber wenigftens nicht an Liebe und Treue fehlen folll
Zunääffi kann dabei wohl niäft davon die Rede fein. ob es der Mühe (ohne. über diefes Leben etwas zu fagen; vielmehr ließe fich fragen. ob es noch nöthig fei. wo die lebendigen Werke und das* dankbare Angedenken

einer ganßen Generation ein kräftigeres Zeugniß ablegen. als es ein
gedru>tes Buch vermag. Jndeß: die Generationen gehn vorüber. u.
liter-a acripta mauet. alfo bin ich unbedingt und aus vollem .Versen
für das Buch. Ob jedoch grade Droyfen dafür der rechte Mann fei
oder nicht. darüber getraue ich mich nicht. ein beftimmtes Urtheil abzu-
geben. da ich ihn nur einmal im Leben gefehen habe. u. wenigftens mich
der perfönliäfe lebendige Verkehr einen Mann jederzeit firherer und
fchärfer erkennen läßt. als die forgfältigfie Lectüre feiner Schriften.
Mir fiheint Droyfen. nach der Art und Weife wie er Yorct reinzuwafchen
fucht. zu den etwas fanguinifihen Hifiorikern zu gehören. die fich in der
Hive des Gefechts fafi unbewußt in eine große Partheilichkeit für ihren
Helden hineinreden. was aber im vorliegenden Falle. wo nichts rein-
zuwafchen ift. eben nicht fonderlich fchaden könnte. Auch wüßte ich in
der That für den Augenblick keinen Befferen. nicht einmal einen Anderen.
in Vorfchlag zu bringen. denn namentlich die jüngeren Leute. die fich
mir hier nahen. gehören in der Regel einem anderen Bildungskreife an.
und find zum Theil herzlichfchlechte Politiker. Doch werde ich unaus-
gefeßt daran denken. und wenn mir Einer aufftoßen follte. den ich für
geeignet halte. nicht ermangeln. darüber unter Einreichung feines mög-
lichft vollfiändigen geifiigen Signalements. fofort weiteren Bericht zu
erftatten.
Was Ew: Excellenz von dem politifchen Mißbrauch des Ehrifien-
thumsl) fagen. ift mir wie aus der Seele gefchrieben. Es ift doch
fehmählich u. wie eine bittre Ironie des Schickfals. daß wir noch bei
den Türken in die Schule gehen müffen.
Nun Gott erhalte Ew: Ercellenz trod Türkenchriften und Pharifäern
in gewohnter Gefundheit und Geiftesfrifche! Alle die meinigen empfehlen
fich angelegentlichft. ich aber bin und bleibe mit alter Treue und Er-
gebenheit
Ew: Errellenz
ganß gehorfamfter
E i ch e n d o r f f.
Berlin. den Zt. Novbr. 53.2)
im Eadettenhaufe.

1) Bezieht fich auf die Entfiehung des Krimkrieges.
2) Das Datum von Schön ergänzt.

26, Von Eichendorff.
Eurer Excellenz
geifireiche und fchlagende Aeußerungen vom 7t dM: über den Ideen-
lofen Gang der gegenwärtigen Zeit. über Radowiß und Rofenkranz
haben mich in hohem Grade intereffiert. Radowihl) kenne ich faft nur
von Anfehen. u. Nofenkranz's Aefthetik des Häßlichen habe ich leider noch
nicht gelefen. kann daher über beide niäft mitfprechen.
Sehr erfreut hat mich das Vertrauen. womit Ew: Excellenz mit
Ihre Papiere zur Aufbewahrung übergeben möchten. Um fo fchmerß-
licher if't es mir. daß ich unter den obwaltenden Umfiänden mich außer
Stande fehe. das wünfchenswerthe Afyl darzubieten. Denn erfiens würde
die Kifte. fie mag nun über Troppau oder Oberberg gehen. fich durch-
aus nicht ohne genaue Vifitation u. Durchfuchung über die Gränße
bringen laffen. Die Kifie würde. da die Gränßbehörde wenig Zeit hat.
ohne Zweifel erfi nach Wien zur genaueren Prüfung gefchickt werden;
und das hieße in der That aus dem Regen unter die Traufe kommen!
Aber auch abgefehen von diefem nicht zu umgebenden Uebelftande. fo bin
ich eben jest gefonnen. mein Gut in Mähren zu verkaufen. und ftehe
deshalb bereits in Unterhandlung mit mehreren fehr annehmbaren Kauf-
liebhabern. Denn das Gut bringt mir. wie ich mich überzeugt habe. bei
weitem weniger. als es werth ifi. und fodann erleichtert diefer Verkauf
auch die gleichmäßige Vertheilung meines kleinen Vermögens unter
meine Kinder. Kommt alfo. wie ich nicht bezweifle. der Verkauf zu
Stande. fo müßte ia) die Kifie wieder hierher nehmen. wo fie aber
wohl am fchlechtefien aufgehoben wäre. Es thut mir daher recht herzlich
leid. daß ich hiernach bei der Sache nicht wie ich wünfche behilfliäz
fein kann.
Was nun die Biographie felbfi betrifft. fo wüßte ich leider noch
immer keinen Anderen an Droyfens Stelle vorzufchlagen. Sollte nicht
vielleicht Rofenkranz. der ja auch hiftorifch gefihult und Ew: Excellenz
befreundet ifi. bereit und der rechte Mann dazu fein? - Mit mir allein
wäre der Sache fchlecht gedient; ich entbehre zu fehr alles nöthigen poli-
tifchen Apparates und Gefchi>es. um der Sache nicht zu fchaden. und
kann und darf daher hierbei nicht felbfiändig auftreten. Es gehört.
meiner Ueberzeugung nach. durchaus ein Hifioriker von Profeffion dazu.

1) Iofef von Radowiß. Diplomat und Minifter. Verfaffer der „Ge-
fpräche aus der Gegenwart über Staat und Kiräfe“.

Daß Kaulbach nach Marienburg kommt. ifi mir in der That eine
höchfterfreuliche Botfchaft. Er ift fo recht der Mann dazu. eine ganße
hifiorifche Idee mit wenigen Zügen gleichfam hieroglyphifch anzudeuten.
Alle die Meinigen empfehlen fich ergebenft. ich aber bleibe mit herh-
licher Ergebenheit '
Eurer Ereellenz
gehorfamfter
Ei ch e n d o r f f.
Berlin. d: 14t November 1853.
im Kadettenhaufe.
27. Von Eichendorff.
Euer Ereellenz
danke ich für das gnädige Schreiben vom 10 dM. recht von ganzem
Herßen. Es war mir doppelt tröftlich und erfreulich. Einmal als Zeichen.
daß Ew: Excellenz noch immer fo wohlwollend des alten Freundes ge-
denken. der. trotz feiner fatalen Faulheit im Brieffchreiben. doch feine
aufrichtige Ergebenheit treulich bewahrt und bis an fein Lebensende
unveränderlich bewahren wird. Sodann aber auch als ein fchlagender
Beweis. daß das Alter auch feine Ausnahmen macht. und keineswegs
überall den Geift herabzuftimmen vermag. Ew: Excellenz Anficht der
gegenwärtigen politifchen Zuftände ifi durchaus frifch und kräftig. und
mir wie aus der Seele gefchrieben. Es fcheint in der That. als folle
nun Satanas durch Belzebub vernichtet werden. gleichwie in der Urzeit
erft Lindwürmer die Drachen auffreffen mußten. damit eine höhere Ge-
neration Platt gewinne. Ob die Dummheit deshalb klüger werde. ift.
freilich eine andere Frage. Das Befte dabei ift indeß. daß die Welt-
gefchichte nichts darnach frägt. fondern rückfichtslos ihren Weg fortgeht.
und der liebe Gott zuletzt doch Recht behält. Das Humoriftifche. das nie-
mals fehlt. wird unter folchen Umfiänden nur defto luftiger. wie ZtB:
diefe moderne Iohaniterwirthfchaft. die eigentlich völlig profaifch nur
für Bethanien fiäft. Daß Ew: Ereellenz Sich jest weniger für die
eigene Lebensbefrhreibung intereffiren. finde iä) fehr begreiflich. Die
Nachwelt aber wird diefelbe dereinft nur um defto entfchiedener auf-
faffen.
Sehr erfreulich ift es. daß fich nun in Arnau wieder ein Familien-
kreis gebildet hat. Die Familie ift doch die fchönfie Tröfteinfamkeit.

Von mir felbft wüßte ich eben nichts befonderes zu berichten. Mein inneres Leben. das Ew: Ercellenz fo gut und vielleicht beffer als ich kennen. fpinnt fich noch immer an dem alten Faden fort. Aeußerlich aber ift mir bei meinem Einfiedlerleben Gottlob! nichts Bemerkenswerthes begegnet. Nur hat leider das Wetterleuchten des Krieges mich diefen Sommer verhindert. nach Mähren zu reifen. wo die Einquartirungen und Durchmärfche fiäf jeßt befiändig kreutzen und befonders mein. an der Heerfiraße belegenes Sedlniß berühren. ich habe mia) daher dießmal mit dem Berliner Sande begnügen müffen und anftatt der Karpathen den hiefigen Kreußberg bezogen.

Alle die Meinigen empfehlen fich angelegentlichft. ich aber bin und bleibe mit alter Treue und Ergebenheit

Ew: Ercellenz

gehorfamfter

E i ch e n d o r f f.

Berlin. d: Lit Juli 1854.

28. Von Eichendorff.

Ew: Ercellenz

haben mich hocherfreut. daß Sie fich meiner wieder einmal fo liebreich erinnern. und ich beeile mich. dafür meinen herzliäfften u. gehorfamfien Dank zu fagen.

Leider kann ich. wie die Sachen nun einmal ftehen. Euer Excellenz angedeutete Fegefeuer-Idee nur vollkommen theilen. Sieht man. wie unendlich viel da noch zu läutern ift. fo begreift man wohl. daß es noch große Stöße geben muß. bevor es beffer wird. Und fo muß man fiäf denn fchon in die leidige Fatalität fügen. in dem allgemeinen Läuterungsprozeffe. und alfo vorläufig in einem ..gährenden Sumpfe“ ftecken zu bleiben.

Hier ift bekanntlich Alles in eine ruffifche und eine antiruffifche Parthei zerfpalten. Glücklicherweife ift die leßtere. felbfi unter dem Militair. die beiweitem zahlreichere. und ich felbfi gehöre entfchieden zu derfelben. Im gemeinen ruffifchen Volke ift ohne Zweifel noch viel urfprüngliche Kraft. die uns noth thäte. aber eine rohe und flavifche. mit Servilismus fiark verfeßte Kraft. Die. von der neuen Eivilifation gehörig beleckte Arifiokratie Rußlands dagegen ift bloß der Affe aller Unarten. Verkehrtheiten und Lafter des civilifirten Europas. Von der flavifchen Rohheit aber kann eben fo wenig. als vom Affenthum das

Heil kommenj am wenigfien für das Chrifienthum7 das die Ruffomanen
befiändig im Mundej aber fchwerlich im Herßen haben.
Schon rüften fich die Kammern von allen Seiten wieder zum An-
zugej und man ift fehr gefpannt auf das Debut der neuen erften Kammer.
Wir wollen fehen!
Daß Ew: Erceflenz mein letztes Buchl) mit Interefie gelefen habenj
ifi mir in jeder Hinfieht fehr wichtig. ich habe darin wenigfiens geftrebtf
mich möglichft über die Partheien zu fiellen, und es freut michf daß
Ew: Ereellenz das anerkannt haben.
Daß Olfers") fo feindlich gegen Marienburg auftrittf überrafcht
mich einigermaaßen. Doch was kann einen jeßt hier noch überrafchem wo
Allesj in Kunfi und Lebenf in lauter erbärmliche Cotterien auseinander-
fällt! Nunj das rechte Marienburg werden fie doch nicht überwältigenj
und eben fo wenig Ew: Excellenz Bild jemals herunterziehen- das der
Gefäjichte bleibend angehört. *
Meine gute Frau war krankj ift aberj Gottlob- fchon wieder in der
Genefung. Alle die meinigen empfehlen fich angelegentlichftj ich aber
bin und bleibe mit alter Treue u. Ergebenheit
Ew: Errellenz
gehorfamfier
E i ch e n d o r f f.
Berlinj den 13t November 1854.

29. Von Eichendorff.

Ew: Errellenz
haben uns Alle durch die herrliche Weihnachtsbefcheerung auf das freu-
digfie überrafchtj und ia) beeile mich dafür meinen ganz gehorfamfien
und herßlichfien Dank zu fagen. Die Kupferfiiche follen über meinem
Schreibtifrh hängen- nicht um mich an Ew: Excellenz zu erinnernj denn
dazu bedarf es keines Bildeß fondern damit Ew: Excellenz Bildj das
mir jederzeit aus dem ganz idealen Marienburg am klarfien hervor-leuchtet,
auch bei mir lichte Gedanken we>e.
Mit diefer jeßigen Fürfienwirthfchaft fängt in der That die Ge-
fchichte ordentlich an ironifth zu werdenj und es hat wirklich eine fa|
komifche Seitej wie diefe kleinen Potentaten ihre fpaßhaften Vorfechtey

1) „Zur Gefchirhte des Dramas“. Leipzig 1854.
2) Ignaz von Offer-h Generaldirektor der Mufeen.

die politifchen Romantiker. fo unverfehens und in vollem Ernfte beim
Worte nehmen. Gebe Gott. daß diefe bittere Enttäufchung. die aller-
dings fchon etwas nach Ideen fchmeckt. auch endlich wieder einmal einen
rechtfchaffenen Kampf von Jdeen herbeiführe. Denn es gehört in der
That die Geduld eines Kameels dazu. um foviel Unfinn zu ertragen. als
uns jeßt aufgeladen wird.
Zu dem erfien Großföhnchen gratulire ich aus ganzem Herzen. Möge
er dereinft feinem Großvater nachfolgenl
Meine arme Frau ift unwohl. Sie und alle die meinigen empfehlen
fich hochachtungsvollfi. ich aber bin mit nochmaligem herzlichen Danke in
unwandelbarer Treue und Ergebenheit
Ew: Errellenz
ganß gehorfamfter
Ei ch e n d o r f f.
Berlin. d: 19 t. December 1854.

30. Von Eichendorff.

Ew: Ereellenz
ermangele ich nicht die Beilageni) gehorfamfi wieder zurückzufenden mit
dem innigften Danke für deren Mittheilung u. das mir dadurch erwiefene.
mir fehr wohlthuende Vertrauen. ich habe diefelben mit dem größten
Jnterefie durchgelefen. da fie mir das Theure Bild in einigen Haupt-
momenten wieder einmal recht lebendig auffrifchten. Irgend etwas
meinerfeits hinzufchreiben konnte ich wohl nicht. denn ich ftand perfönlich
den Sachen fiets zu fern um mir irgend eine faktifche Bemerkung zu er-
lauben; und was die Form anbetrifft. fo fcheint mir diefe ruhige u. einfach
thatfächliche Widerlegung hier gerade die angemeffenfte u. fchlagendfie.
Dagegen erfüllte mich bei Lefung der Anlage Abfcheu u. eine tiefe Ent-
rüfiung über die feige Gemeinheit der Welt die alles Hohe anzufchwärßen
ftrebt. Doch wozu wäre eben das Hohe .auf der Welt. als um das
Gemeine in allen feinen Geftalten u. Larven zu bekämpfen u. nieder-

1) Ein mutmaßliches Konzept Schöns zu einer folchen Beilage be-
handelt ausführlich die von dem ..Hofdemagogen" Friedrich Förfier in
feiner ..Neueren und neuefien preußifäien Gefchichte" und von anderen
gegen ihn gerichteten Angriffe und die dabei wefentlichen hiftorifäfen
Vorgänge. Ein Heft des Förfierfchen Werkes dürfte die welter unten
erwähnte Anlage gebildet haben.

zuwerfen. Und das haben Ew: Excellenz immer u. überall redlich
gethanl
Neues wüßte ich von hier nicht zu beriäften. was Ew: Errellenz
nicht fchon aus anderen Quellen beffer wüßten. Alle die Meinigen emp-
fehlen fich angelegentlichfi. ich aber bin u, bleibe immerdar. mit alter
Treue und Ergebenheit
Ew: Errellenz
ganz gehorfamfter
Ei ch e n d o r f f.
Berlin. 22. Januar 1855.

31. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz
haben mich durch das gnädige Schreiben v: 11 ten October auf das
höchfie erfreut. Um fo unangenehmer ift es mir daher. daß fich meine
Antwort fo nngebührlich lange verzögert hat. ich habe nehmlich. bei der
Zerriffenheit meiner Familie. durch ein unwillkürliches Verfehn. das
Schreiben erft vorgeftern erhalten u. bitte daher um nachfichtige Ent-
fchuldigung.
Diefes ganze Iahr war überhaupt für mich ein durchaus ruhelofes
u. konfufes. Schon im Januar wurde meine gute Frau bettlägerig an
einer eingewurzelten u. hartnäckigen Leberkrankheit. Ich mußte daher
mit ihr durch *6 Wochen in Karlsbad verweilen. den übrigen Theil des
Sommers verlebten wir in Eöthen. Hier aber erkrankte meine Frau von
neuem fo heftig. daß ich auf der endlichen Reife nach Neiße über 14 Tage
in Berlin liegen bleiben mußte. u. erft am 15 ten November hier an-
langte. wohin mein Schwiegerfohn feit dem Mai d. I. verfeßt ifi. Leider
ifi meine Frau noch immer fehr leidend u. ermattet. Mein Sohn Rudolf
hat in Danzig als Hauptmann feinen Abfchied genommen u. ift fchon im
September d. I. mit feiner Frau gänzlich nach Sedlniß überfiedelt. wo
er fortan das Gut felbft bewirthfchaften will. Mein älterer Sohn
Hermann. Affeffor in Aachen. ift foeben von Paris zurückgekehrt. wohin
er auf Kofien der Regierung gereift war. Dies ifi der kürzte Abriß
unferes wechfelvollen Lebenslaufes in diefem Sommer. Hier in Neiße
-bin ich noch zu neu. um mich in den veränderten Verhältniffen orien-
tiren zu können. Doch ift die Stadt freundlich. die Umgegend fehr fchön
u. fo werden wir uns hoffentlich auch hier wohl einrichten können.

Mein Sohn Rudolf ifi bereits feit 2 Jahren wieder glü>lich ver-
heirathety) bei feiner Hochzeit waren wir nicht gegenwärtig. Und fo muß
ich denn der großen Freude entfagen. bei diefer Gelegenheit Ew: Excellenz.
der gnädigen u. fehr verlockenden Einladung zufolge. in dem fchönen
Marienburg wiederzufehn.
Leider aber muß ich nothgedrungen auch einer anderen Freude ent-
fagen. der Freude nehmlich. an Ew: Ercellenz beabfichtigten Biographie
felbfithätig theilzunehmen. Ich fühle mich feit einigen Jahren mit dem
zunehmenden Alter fo fortwährend kränklich. ftumpf u, abgefpannt. daß
ich den feften u. leider unverbrüchlichen Entfchluß fafien mußte. die
Feder ganz wegzulegen. fobald meine gegenwärtige Arbeit über die
deutfche Poefie vollendet ifi. Ieder einigermaaßen befonnene Schrift-
fieller muß felbft am beften wiffen. wann er aufzuhören hat. u. diefel-
Moment ifi für mich gekommen. Die Sache erfordert u. verdient volle
frif äie Kräfte. die ich nach gewiffenhafter Ueberzeugung nicht mehr
dazu bieten kann. ich hoffe und vertraue daher. daß Ew: Ereellenz mich
unter diefen wefentlich veränderten Umftänden ohne Groll u. nach dem
alten Grundfaße: ultra poeae nemo 0bljgutor. eines Wortes ent-
binden wollen. mit defien Erfüllung Ew: Excellenz u. dem fchönen Unter-
nehmen am allerwenigfien gedient wäre.
Ew: Excellenz geifivolle und großartige Anfiäft des Zeitgeiftes u. der
gegenwärtigen Weltverhältniffe hat mich tief erfreut. ich theile fie durch-
aus in allen Punkten. Möchte mir Gott doch noch einmal die Freude
fchenken. das alles mit Ew: Ercellenz in guter alter Art mündlich durch-
fprechen zu können. Jedenfalls bitte ich aufs dringendfte. mir auch ferner-
hin Ihr troftreiihes Wohlwollen u. Theilnahme zu gewähren. Alle die
meinigen empfehlen fiäf gehorfamft; ich aber bin und bleibe überall u.
unter allen Verhältniffen mit alter Treue u. Ergebenheit
Ew: Ercellenz
gehorfamfter
E i ch e n d o r f f.
Neiße. d. 17 ten November 1855
Friedrichfiadt. breite Straße bei Rieger.

1) Mit Maria Thymian. die ebenfo wie die fpäter heimgeführte
Gattin Hermann von Eichendorffs. Klara Simons. hochbetagt noch am
Leben ifi.

32, V o n S ch ö n (Konzept ohne Unterfchrift).
Pr. Arnau den 25. Novbr. 1855.
Des Königl. Geheimen Rath. Herrn
Baron vEichendorff
Hochwohlgebornen
in
Neiffe
OberSchlefien,
frey
Für die Nachrichten. welche Sie. mein verehrter Freund! von Ihren
u. der Jhrigen. LebensSchikfalen in der vergangenen Zeit diefes Jahres
mir gegeben haben. danke ich Jhnen verbindlichft. Die Kränkliäfkeit
Ihrer Frau Gemalin. war an fich ein Uebel. aber für Sie muß es noch
befonders das Unangenehme mit fich geführt haben. daß Sie dadurch
genötigt wurden. auf häusliche Dinge Jhre Aufmerkfamkeit zu richten.
woran Sie bey der fiätten Vorforge Jhrer Frau Gemalin für Sie. nicht
gewöhnt waren. Gottlob! daß es jeßt beffer geht. verfichern Sie Jhrer
Frau Gemalin meine .Hochachtung Von der lieben Frau Therefe hätten
Sie Etwas fäfreiben follen. womit ich meine Anna. welche eben bey mir
ift. hätte erfreuen können.
In meiner LebensWeife. ift. feitdem ich Jhnen zuleßt fchrieb. nichts
Bemerkenswerthes vorgekommen.
Was den weiteren Inhalt Jhres Schreibens. nehmlich meine Lebens
Befchreibung betrift. fo hat bey unferer Verhandlung darüber niemals bey
mir der Gedanke einer Verbindlichkeit für Sie ftatt gefunden. ich theilte
Ihnen meinen Wunfch mit. daß Sie. wenn ein Anderer die eigentliche
Arbeit übernehme. Sie Jhren guten Geift darüber ausgieffen möchten.
Mein Leben hat in fo fern es Werth hat.
n.) aus Vernichtung des Schlechten. u.
b.) aus Produkten eines Lebens für Jdeen beftanden.
Von dem Erften. war Jhnen als mit mir der früheren Generation
angehörig das. was zu bekämpfen war. bekannt. (Sklaverey. Hader der
Stände unter fich. Vernichtung der Selbftftändigkeit unferes Staats durch

Napoleon. Rufifche EholeraGefeßgebungi) p) und Sie konnten daher vor
Anderen. meine Oppofition dagegen würdigen.
Noch mehr Aber traten Sie bey dem produktiven Theil meines Lebens
(Marienburg und Schule pp) vor meine Seele. weil Sie. mein werther
Freund! hier mit mir. Selbft thätig gewefen find. Sie konnten. wenn es
Ihre Ueberzeugung war. vor Allen Menfchen. bezeugen. daß ich das
Schlechte verabfcheut u. verfollgt. u. einem Leben für Ideen nachgeftrebt
habe.
Unfere Verhandlungen hierüber habe ich aber immer nur mit dem
Gedanken geführt. daß Alles Ihrem freien Entfchluß. nach meinem Tode
vorbehalten blieb. ich habe deshalb weder in meinem Teftamente darüber
Etwas bef'timmt. noch meinen Kindern erklärt. daß Sie die Gefchichte
meines Lebens fchreiben würden. Meine Papiere follen bey meinem
Schwiegerfohne Brünnek niedergelegt werden. fo. daß. meinem Willen
nach. diefe erft. in Ihre Hand kommen würden. wenn Sie fie ausdrük-
lich forderten.
Aus diefem Allen. werden Sie mein verehrter Freund! erfehen. daß
von einer Verbindlichkeit für Sie. welche ich zu erlaffen hätte. hier gar
nicht die Rede feyn kann.
Haben Sie nach meinem Tode noch Luft u. Kraft zur Sache. dann
forderen Sie meine Papiere von meinem Schwiegerfohne Brünnek. Haben
Sie aber dann nicht volle Luft u. Kraft zur Sache. dann forderen Sie
meine Papiere nicht. u. Niemand wird Ihnen die Bearbeitung derfelben
zumuten.
Ihr Zeugniß:
der Sie mich geiftig u. gemütlich am richtigfien zu beurtheilen im
Stande find. daß. wie oben bemerkt. [ich] das Schlechte gehaßt u. verfolgt.
u. Ideen zu leben. geftrebt habe. würde allerdings wichtig feyn. Aber
dies können Sie auch.
wenn es Ihre volle Ueberzeugung ift.
in anderer Form. als gerade in einer LebensBefchreibung. wenn es
etwa erforderlich feyn follte. abgeben.

l) 1831 feßte Schön bei der Eholeraepidemie in Königsberg die von
Berlin gekommenen nach dem Arzte Ruft benannten verkehrten Anord-
nungen. die die Volkswut entfeffelt hatten. eigenmächtig außer Kraft.
Eichendorff zollte diefem Vorgehen in kräftigen Worten Beifall. Vergl.
A. d. Pap. Schöns Band l Seite fill.

?em ?nme-?SS
am? ...ZZ 2:. .ZZ-.7.... :Z m w .. m

Napoleon. Ruftfcbe (i.l-.1.;'.*lei 'Igel-un") r) und Sie konnten daher vor
Arderen. meine Zero-.v7 .q- d um' "d-7er'.
Noch m*'*i Ali-r tr * .- .'--c b - -, 7|. * - tu*t:orn Theil meines Lebens
(Mariinlur; und . -: ..3 :t- um . .i lc. n-iil Sie. mein werther
Freund! biet :eit -- r .*- .. -' .:._,- mut; .- -'-t Sie konnten. wenn es
Ihre lieber-*1*: .-.: 1- x ä, 5 e'- .q ."'n- e* n Lungen. daß i3() das
Schleäfie reru... . . *' :: . r - *':ir Ideen nachgeftrebt
halle.
lie-ier.- '-.---.. - m: -'.-e . ..l-rc immer nur mit dem
Gedanken .*.7- .x : ' - * *1-,- ..- 'x--t- Muß. nach meinem Tode
vorl.:.-:-,-- n..- - ,-4- . o : - -i meinem Teftamente darüber
Etui*: - - i.- 7 '- . .5. rt. daß Sie die Gefchichte
1-- cl * *.- ' . ' i. Papiere follen bey meinem
Et“ - ! - - . * *irden. fo. daß. meinem Willen
1: " "**'- ..e .* . .- ' .n wiirden. wenn Sie fie ausdrük-
.x _ _, l
. . - .- .:: .c .ic .nein ver-el-.ter Freund! erfehen. daß
r» * ;-e. welch.. i-h zu erlaffen hätte. hier gar
,-.i * . - - . i *..de neck' *Luft -t. Kraft zur Sache. dann
.-
, *- - - - nun-*7.: Snyrriegerfohne Brünnek. .Haben
.' . . .: -. -. --. -;. 3-74-- zur Sache. dann forderen Sie
.-
*' . - . . *- ,* m: r -.*-: .*Zkr-.n d-e Bearbeitung derfelben
r *c'- F
.- --,- ...-- - - -. .- .*.-r* riö-*igfirn zu beurtheilen im
"3. dc.“ *- i '.- t.. dk.» Schlechte gehaßt u. verfolgt.

. - - . .- rde allerdings wichtig feyn. Aber
' l '-..r 3
. rcleberzeugungift.
. .nde-.-
- .- - -*-*.er LebensBcjciuribung. wenn es
.-a oj-:e.abgeben.
': .- ---' e.. 5-1,»lcraeviden.ie in Königsberg die von
*--1,11 .- * r, - ..- .. . i'm RM brannten verkehrten Anord-
:ä-n-u -' , -72 'Liz-t iin-(en. eigenmächtig außer Kraft.
' ..c -- t . :-.**..'*.'i“ n in kräftigen Worten Beifall. Berg!,
-' l. r - ' :- Od J .L :it: l'll.

?um ?Zee-?Y
.3S .ZZ 82 â€žFZ-ZM.. Z 3 P â€ž P .2..

F
.1'- _KA
[ZW-Kid* ..RÃ„-
:f--gmr p.. i(4 "*-
Q , i '.

...- b
'
-e.

Ueberhaupt
mein werther Freund! ift der Gedanke. für meine LebensGefchichte Etwas
zu thun. bey mir wankend geworden. Biographien u. Memoiren find jetzt
ModeSache. u. ModeArtikel geworden. und dieß widerftrebt meinem
Wefen. Die heilige Schrift fagt: Die Werke follgen Einem nach. fie
fpricht aber nicht von gedrukten Buchftaben. welche nachfollgen follen.
Mag Marienburg pp reden. wenn die That des Redens werth ift. Dem
Teufel in's Geficht zu fehen. ja ihm in's Geficht zu fchlagen. ift unbedingte
EhriftenPflicht. u. Ideen zu huldigen. ja! ihnen Tempel zu bauen. ift
Schuldigkeit. und die Schrift fagt:
Und wenn ich Alles gethan habe. was ich zu thun fchuldig war.
bin ich nur ein unnülzer Knecht.
ich thue daher Nichts mehr. für meine LebensBefchreibung. Mit Varn-
hagen habe ich mich ganz aus einander gefeßt.
Mit Marienburg geht es noch immer gut. Daß die große Faeade.
in welcher der Eingang zum Säflofie ift. in ihrem friiheren Glanze
wieder da fteht. habe ich Ihnen fchon gefchrieben. In diefem Iahr ift
der frühere a>ftekige Ekthurm nach der Nogat zu in feiner früheren Herr-
lichkeit wiederhergefiellt. Ueber die FreskoBilder. welche der König im
oberen großen Remter durch Berliner Maler. nach der Anleitung des
Geheimerath r. Olfers hat ausführen laffen. werden Sie in einem der
letzten Stüke der Augsburger Allgemeinen Zeitung des Ausfiihrlichen lefen
können. Seit Schinkels Tode hat Marienburg mit dem Berliner Kunft-
wefen nicht allein nichts gemein. fondern dies fteht mit Marienburg
fogar in Oppofition. Nicht allein. daß die befien diefer FreskoBilder
gewöhnliche SchloßftubenBilder. alfo unwürdig für Marienburg find. hat
der Königliche GeneralDirector der Mufeen den größten Mann feines
Zeitalters. welcher unter den Hochmeiftern vor allen vorleuchtet. den Be-
gründer der Eultur im Norden von Europa und zugleich den des preuf-
fifchen Staates. der durch Annahme des fchwarzen Adlers in feinem
Fluge zum Lichte. Ziel und Zwek diefes Staats angab und befiimmte.
diefen Mann. in Marienburg in einen beinahe dunkelen Winkel gefiellt
und zwar in einer Form. welche mehr einem Ladendiener als einem
eminenten Geifte gleicht.
Die Familie v. Kunheim will die frühere Thüre zwifchen dem oberen
kleinen Remter und dem oberen großen Remter (dem Saale unferer

Königlichen Familie) wiederherftellen. und So Pförtner auf dem Gange
vom Hochmeifier zum Königtume werden.
Es ift auch davon die Rede den Gang zur S>jloßkirche und die goldene
Pforte wieder herzuftellen. So ift noch Gottes Segen mit Marienburg.
Jm öffentlichen Leben wird der Kampf der neuen Zeit mit der ab-
geftandenen alten Zeit noch immer wüthiger. und Louis Napoleon läßt
es nicht an Aufregung der alten Matrone fehlen. Oeftreich hat die
Jdee des Staats dadurch förmlich auf den Kopf gefiellt. daß es Schule
und Eenfur der Kirche übergeben hat. Repräfentation ifi bei uns ein-
geführt. damit der König erfahre. wie dem Volke bey den Operationen
des Minifterii zu Muthe ift. und doch! wird jeder als .Hochverräther
behandelt. welcher nicht der untertänigfte Knecht des Minifkerii ift. Diefer
heutige Zuftand ift aber der WeltOrdnung ganz gemäß. denn unferem
wie dem Deutfchen Volke überhaupt. fehlt noch der Sinn für öffent-
liches Leben. und da. wo Einficht nicht dahin führt. bleiben als Förderungs-
Mittel nur offenbareWiderfprüche übrig.welche klar in dieAugen fpringen.
Und fo hoffe ich. daß es unferem klugen und gefcheuten Könige bald
klar feyn wird. daß es fo. wie es jeßt geht. nicht lange mehr gehen kann.
und daß Jdeen wieder zu ihrem Rechte kommen müfien.

33. Von Eichendorff.

Ew: Errellenz
war ich foeben im Begriff. wieder ein Lebenszeichen von mir zu geben.
als Jhr herßlicher u. herßergreiffender Gruß vom 26t dM: anlangte.
den ich daher auch augenblicklich zu erwiedern mich beeile. Ja. mein
mich beglückendes Verhältniß zu Ew: Excellenz. meine Anhänglichkeit und
Treue foll und wird niemals wie der fchöne Rhein fich im Sande ver-
laufen; fie kann vielmehr duräj herben Schmerß und Unglü> nur immer
noch inniger und vertiefter werden!
Ew: Excellenz wollen wiffen. wo ich bin. und wie ich mein Leben
eingerichtet habe? Wie ein Schiffbrüchiger. deffen Lebensfchiff zer-
fchlagen. rette ich mich an das nächfte Eiland. und halte mich. da ich
meine liebe Frau verlorenF) zu den Kindern. Aber bei meinem Sohne
Rudolf. der jeßt in Sedlniß lebt und wirthfchaftet. kann ich nicht wohnen.
weil mich dort alle die alten Pläße allzu fchmerßlich an die Vergangenheit

1) Sie fiarb am 3. Dezember 1855.

erinnern würdenz und ein Aufenthalt in Aachen. wo mein Sohn Hermann ifi. könnte auch nur von kurßer Dauer fein. da Hermann wahrfcheinlich noch in diefem Iahre Regierungsrath werden und anderweit verfeßt werden wird. Daher bleibe ich einftweilen in Neiße bei Therefe. mit der ich hier unter Einem Dache wohne. und die treulich und liebreich für mich forgt. Hier habe ich indeß oft Gelegenheit. über mein Alter zu erfchrecken: faft alle meine alten Bekannten find gefiorben. und Oberfchlefien ift mir fremder geworden. als jede andere Provinß. Die einförmige Zeit. die über dem Grabe meiner Frau dahingegangen. fängt endlich an. den unerträglichen Schmeriz immer mehr in fiille Wehmuth aufzulöfen. In folcher Vereinfamung aber ift mir Ew: Excellenz freundfchaftliches Andenken doppelt tröftlich und theuer. ich bitte daher herßlich. es mir auch ferner bewahren zu wollen. und verfichert zu fein. daß. folange ich lebe. mit innigfter Verehrung und Treue bin und bleibe Ew: Ereellenz

gehorfamfter

E i ch e n d o r f f.

Neiße. den 30t Ianuar 1856.

34. Von Eichendorff.

Ew: Excellenz

haben. wie ich fürchte. ein allzugroßes Vertrauen zu meiner Geifteskraft. fo daß mein armes Buch über die Poefiei) wohl etwas fiark hinter der Erwartung zurüäbleiben dürfte. Jedenfalls aber haben Ew: Excellenz geifivoll und fcharf gerade das bezeichnet. was ich mit dem Busfe vorhabe: eine Darfiellung nicht der einzelnen literarifchen Eaprie-en und Virtuofitäten. fondern des nothwendigen in n e r e n Ganges unferer Poefie überhaupt. woran es allerdings unferer fogenannten Literaturgefchichte bisher noch fehr gefehlt hat. Ob und wie ich mein Ziel erreicht habe. fieht dahin; auch bin ich noch lange nicht am Schluffe. Denn ich habe noch kein Buch mit fo großen und zum Theil erfchütternden Unterbrechungen gefchrieben wie diefesz es ift ein wahres Schmerßensbuch zu nennen. Sehr wahr bemerken Ew: Errellenz. daß ich Alles. was an und in mir ifi. vorzüglich der anregenden und tiefbewegten Zeit zu verdanken habe. in die meine Iugend gefallen. Das Leben ift überall die befie und gründlichfie Lehrmeifterin. Bücher können nur einßelne Fingerzeige

1) ..Gefchichte der poetifchen Literatur Deutfchlands". erfchienen erft 1857.

geben. Ew: Ercellenz haben Daffelbe in Ihren'. großartigeren Ent-
wickelungsgange bewährt.
Hocherfreut hat mich befonders was Ew: Ercellenz in namentlichen
Bezug auf Macauley und [?]1). mit gewohnter Klarheit über das Ver-
hältniß von Philofophie und Gefchichte fagen. Die Gefchichte ift in der
That felber eine tieffinnige Philofophie. es kommt eben nur darauf an.
fie tieffinnig zu deuten. was freilich jederzeit nur Wenigen gegeben ift.
Auch ich glaube. oder hoffe wenigfiens. daß wir uns auf den jetzigen
..Eifenbahnen der Weltordnung“ aus der gegenwärtigen Ideen-Kon-
fufiou noch glücklich hindurchfchlagen werden.
Möchten diefe wenigen Züge genügen. auch mein inne re s Bild
bei Ew: Ercellenz einigermaßen wieder aufzufrifchenl
Mit der innigften Verehrung und Ergebenheit
Ew: Errellenz
gehorfamfier
E i ch e n d o r f f.
Neiße. den 25 t Februar 1856.
1' _ L' *
Eichendorff an den Rittmeifier Herrmann
von Schön.
Verehrtefter Herr!
Mit tiefer Erfchütterung habe ich die Kunde von dem Dahinfchciden
Ihres unvergeßlichen Herren Vaters erhalten. und danke herzliäfft. daß
Sie und Ihre verehrten Gefchwifier bei dem fchmerßlichen Ereigniß Sich
meiner erinnert haben. Die Welt hat einen ihrer geifiigen Heroen ver-
loren. ich aber außerdem noch einen liebevollen väterlichen Freund. deffen
Bild ich lebenslang mit unverbrüchlicher Treue im Herden bewahren
werde.Sie werden daher hoffentlich auch ohne befondereVerficherungen und
herkömmliche Trofiesworte. von meiner innigften Theilnahme überzeugt fein.
Mit der Bitte an Sie u. Jhre verehrten Gefchwifter. mir auch
ferner Ihr gütiges Andenken erhalten zu wollen. hoehachtungsvoll
Ihr
ergebenfter
Iof:v:Eichendorff.
Neiße. d: 30t July 1856
1) Schwer leferlicher Name. vielleicht_ ..Momfen“.

Die kulturellen Werte des Theaters.
A17:
Heinrich Mann:
1. Ich weiß von ethifcher Vertiefung erft durch äfihetifche Ver-
feinerung; aber in meiner Erziehung war das Theater nicht vorgefehen.
Die Hingebung und die fchwelgerifchen Entzückungen. die Entdeckung
meiner felbfi. die die Kunfi des Wortes meine fchönfte Iugend lehrte.
hatte ich nicht vom Theater. Auch entbehrte ich es nicht: phantafie-
begabt genug. um auf die meift dürftigen Belebungsverfuche. die das
Theater am Wort anftellt. verzichten zu können. Heute gehe ich viel
ins Theater: aber um mich zu zerftreuen. weil ich einer Spiegelung des
Zeitgeifies beiwohnen will. oder als träte ich in eine Gefellfchaft und
bliebe unfichtbar. die andern aber verrieten mir ihr Wefen. (Und dazu
braucht's ja keine bedeutenden Anläffe; auf der Bühne genügt einer
Schaufpielerin. um in Bewegung zu kommen. ein fchwaches Stück. wie der
Frau im Leben ein mittelmäßiger Mann genügt.) Erlebniffe. deren
Wegfall mich ärmer gemacht hätte. erfuhr ich nur in der italienifchen
Oper. Wenn die Helden des Giacomo Puccini fangen. empfand in,
manchmal voller mich felbft. und eine Romanfzene entfaltete fich mir
ftürmifch.
2. und 3, Manche Erfcheinungen erfchweren freilich den Glauben.
daß das Theater erziehe. Die Bürgerdamen verlangen von einer Schau-
fpielerin. daß fie für 180 Mark Gage ihnen alle neuen Parifer Modelle
vorführe. fie felbft aber verharren in Reform und Loden. (Soweit das
Afihetifche.) Nun Schillers Freiheitsdramen hundert Iahre lang wirken
konnten. laufcht ihnen ein Parkett von Byzantinern. (Soweit das
Ethifihe.) Dennoch weiß ich. daß das Theater erziehen kann. Nur muß
man maßvoll von ihm denken. in der Art der Romanen. Man muß das
Höchfte nicht von einer Anfialt erzwingen wollen. die von der Mafie ab-
hängt. Man muß fich nicht auf den nie erlebten Begriff eines Tempels
verfieifen. wo fchon ein Salon. ein Debattierklub. eine Lehranfialt des

guten Gefihmacks. an Feiertagen auch der mitfühlenden Menfchenerkennt-
nis. Ideal genug wäre. Die Thefen des Sohnes Dumas waren allen zu-
gänglich. betrafen die Meiften. deuchten Vielen fogleich anwendbar: fo
drängten fich Millionen. wo fie fchmetterten. Flauberts heiliger Antonius
ging Wenige an. außer den Straßburger Theologen und der Kaffiererin
eines Parifer Fleifchersz und der Verkauf erlahmte nach wenigen Taufend.
So ifi's in der Ordnung. Das Schöne ifi das Vorrecht Weniger. Nie-
mandem fiel es damals ein. mit dem Theater zu hadern. weil es keinen
Antonius hervorbrachte. Und dies war eine Blütezeit Frankreichs. Aber
es blühte im Roman. Das Außerfte an redender Kunfi gehört (inner-
halb der modernen Demokratie) fchwerlich aufs Theater. Es ift nicht
mehr als Irrtum. fordert man es vom Theater. Die wichtigften Kritiker
Deutfchlands verbringen jeßt ihr Leben in vollem Irrtum. Sie richten
ihre Anfprüche und Schmähungen. ihren leidenfchaftlichen und kunfireichen
Eifer an ein ganz und für immer ungeeignetes Objekt. Sie rufen mit
nie ermüdender Entrüfiung nach Ananas. wo augenfcheinlich nicht mehr
und nicht weniger als ein Kartoffelacker ift. (Und es macht fie nicht
fchöner. daß das Theater. dem fie fich überlegen wiffen. ihnen meiftens
nur Vorwand ift. in recht hellem Licht die eigene Perfönlichkeit fpielen
zu laffen. Sie follten vielleicht den Stolz haben. ihre Perfönlichkeit an
widerfiandsfähigeren Werken. fiärkeren Menfchen zu meffen.) Gegen das
äfthetifche Wirken des Zeitungsromans finden fie nichts einzuwenden
(und es ift auch gleichgültig genug): aber wenn ein Bühnenfchriftfteller
in aller Ehrbarkeit feinem Publikum. der Mafie. der es gefällt. fein Beftes
vorfkellt. fchäumen fie Geift. gebärden fie fich. als fei Kupfervitriol über
Rebläufe zu fprißen. in leßter Not die Macht einer Seuche zu dämmen.
Und doch ift nichts gefchehen. als daß Scharen. die für einen Dichter
ohnedies verloren find. fich ein Theaterftüik angefehen haben. Dies ge-
wöhnliche Theaterfiitck. fo unftatthaft es in der Literatur wäre. fteht auf
der Bühne immer noch über dem Niveau derer. die ihm zulaufen. kann
fie immer noch etwas Haltung und Gefchmack. den Drang naäj Selbft-
befreiung. ja am Ende ein wenig Menfchlichkeit lehren. Und es ftiftet
keinen Schaden. Wetin es eine Dichtung von den Brettern verdrängt.
werden die Wenigen. denen die Dichtung gehört. fie im ftillen inniger
vernehmen. Was kann die Kunfi durch große Öffentlichkeit gewinnen?
Was ift gewonnen. wenn am Schluß einer Tragödie Wedekinds die Leute
fich zum Lachen und zur Liebe gekißelt fühlen? ("Am Schluß von ..Hufaren-
fieber“ aber genießen fie reine Befriedigung.) Soll das Theater. das

allem Volk offen fieht. denn erziehenj mißgbnne man ihm nicht den Lehr-
.toff von Volksfchulen. Die Bildung derert die höher fieigcn. braucht nicht
das Theater. ÜN
?(72

Hermann Heffe:

Hier in aller Kürze meine Antwort auf Ihre drei Fragen:

l. „Welchen Einfluß hat das Theater auf Ihre ethifche und äfihetifrhe
Bildung ausgeübt?“

K e i n e.

ll. „Bringt das Theater kulturell erzieherifche Werte in fich?"

I a.

[ll, „Ift es zu erwartenj daß unfer modernes Theater diefe Auf-
gaben erfüllt?"

Nein.

XW:

Franz Blei:

Wo man im befien Falle aus der Hiftorie nur die Gefeßmäßigkeit
des Gefchehenen einfehen und daraus über die Gefeßmäßigkeit
des Werdendcn und Künftigen keine Kenntnis erwerben kannR
die mehr ifi als gröbfie Allgemeinheit. fo bleibt nichts anderes
übrig, als daß man gläubig wartend vor dem itehtf was
wird. wenn defien Verlauf auch aller Erfahrung widerfpricht
und alle Vorliebe beleidigt. Alfo: man will unferer Zeit. der man
unausgefeßt die Kulturlofigkeit vorwirftj damit Kultur beibringenj daß
man beim Ende anfängt. ihr die feinften Dinge kultivierten Lebensj defien
letzte Ergebnifie vorfeßt- in der Annahmej daß der Barbar die fehlende
Vorausfeßung: die Bildung die durchformte Gefelligkeit und den
ficheren Gefchmack, fchon felbfl entwickeln wird. Man ferviert
dem Bauer die Delikatefien aller Zonen: er wird fchon lernen-
ob man fie mit Gabel oder Mefier ißt. Sicher: zwifäjen den
Anfchauungen unferer Künfie und den Lebensformen der Menge

gähnt ein Abgrund; Stimmen fchreien herüber. hinüber. man verfieht
fich nicht. Ein paar verfuchen zu fpringen. drüben. herüben,
fallen in den Abgrund. Die drüben fprechen in dem gewiffen Ton vom
Publikum. die herüben von den Narren auf der andern Seite. Wenn es
überhaupt zum Verfiehen kommt. ift es ein Mißverfiehen. weil fich die
Snobs zu Mittelsperfonen machen.
Das i| verwirrend. oft lächerlich. war nie Art einer Kulturbildung.
aber: es wird fo fein müffen.
Die alten Kulturen waren - taufendmal ift's gefagt -- immer
nur die Angelegenheit. die Äußerung einer Elite: Befiß und Bildung waren
in e in e r Perfon. Da dies nun nicht mehr fo ifi. und in den heutigen
Formen der Wirtfafaft auch nicht herzufiellen ift. follen uns auch die alten
Kulturen als ewig vorgehaltene Beifpiele nicht mehr beläftigen wollen.
Es find neue Bedingungen. die fich in neuen Formen ausdrücken werden.
Man foll uns mit der Renaiffance in Ruh laffen. einen Großhändler von
heute nicht mit der Erinnerung der Medici plagen. den Damen von
Berlin W nicht den Salon der Dudeffand einreden. Dadurch werden fie
nie lernen. ob man die Salanganen unferer Künfie mit dem Löffel oder
mit der Gabel ißt. Lieber follen fie fich noch einige Iahre blamieren. Es
ift nicht fo fchlimm. Die Nichtstuer haben hier kein Wort. Nur die
Tätigen. Die alles einfchließende äfthetifche Formel der letzten zehn
Jahre war ein Irrtum.
Wo alles Wirtfchaftliche fo unficher i| vom Heute auf das Morgen.
nicht nur in der Klaffenteilung fich ausdrückt. fondern innerhalb der
Klaffen felber. wo heute in einer neuen Erfindung Riefenkapitalien in-
veftiert werden. die morgen eine andere Erfindung vernichtet - wo foll
da Ruhe. Behagen. Sammlung. Gefelligkeit werden. als welche Vor-
ausfeßungen des kulturellen Lebens find? Da werden die Künfte: Freude
der Künftler felber. Snobismus der Nichtstuer. Schwäßer und fchlechten
Erben. die gelegentliche Abreaktion des vom Tagesgefchäft Müden. Alfo:
ftille feine Bücher. grelle Kunfiftücke. Metropoltheater (oder Brahm oder
Reinhardt: was gerade ..die Novität" ift).
Das muß fo fein. Man muß damit zurecht kommen. Wer da
fchimpft. wißelt oder fich zurückzieht. der liebt das Leben nicht. Alles
gehört zum Ganzen. Der jätende Gärtner wirft das Unkraut auf einen
Mifthaufen. aber auch der gehört zum Garten. Wohin in aller Welt foll
man das fogenannte Schlechte dennfiecken als wieder nur in die Welt.
aus der es genommen ifi.

Die Menge ift gern beifammen und zu möglichfi viel. Auch beim
Kunftgenuß. Das hat viele Gründe. die hier nicht weiter zu erwähnen
find. Diefe Neigung der Menge gibt dem Theater feine Stellung in der
erfien Reihe der Künfie. vom Publikum aus. Auch von der Kunft aus
könnte dem Theater diefe Stelle in der erfien Reihe zukommen; das viele
ift hier in einem gegeben. das kein willkürliches. fondern ein organifches
ift; der Vorgang: für die Leidenfchaften und Energien der Zuhörer. das
Bild: für die Augen. das Spiel: für die übrigen Sinnlichkeiten. Keine
andere Kunft hat das. Keine hat deshalb auch größere Schwierigkeiten
reizvollfter Art zu überwinden.
Das Theater fiheint mir der ficherfte Gradmeffer für die Vorbereitung
der Menge zu fein. für die kulturellen Mögliäfkeiten. Und wird daduräf
das fiärkfie Mittel zur Erziehung diefer Menge. Wenn man die Moral
nicht als Bürgertugend und polizeiliches Unbefcholtenfein auslegt. wenn
man endlich einmal diefe Dilettantenphrafe von der moralifchen Jn-
differenz der Künfte aufzugeben fich entfchlöffe. dann wird jeder das
Theater als moralifche Anfialt erkennen. Den Künftler bildet feine eigene
Kunfk. fie beftimmt ihn. fie charakterifiert ihn. Das gleiche wirken die
Künfte auf den Nichtkünftler. die Menge. Nicht zu jenem „guten"
Menfchen macht den Künfiler fein Kunftwerk. nicht zu braven Bürgern
macht das Theater die Menge: folche Wirkungen gelingen nicht einmal
den himmlifchen und irdifchen Gefeßbüchern. die mit ftärkeren
Mitteln arbeiten. Aber die Kunft fteigert das Wefentliche. fei
es wie immer. fie differenziert den Charakter. lockert. löft.
bindet neu. zeigt Möglichkeiten. Leben. wirkt Taten aus. Beim
Raubmörder findet man den Schauerroman. Napoleon liefi den
Werther . . . Und das Theater verfügt unter den Kliniken über die meiften
Mittel folcher Wirkung. Es ift die erfte moralifche Anfialt.
Hier der Parvenü. die Spekulation. die Arbeit. die Macht. die Bru-
talität und der rohe Wiß - dort die Delikaten. die durch alle Kulturen
Gereiften. die Anftrcngungen der Künfte: es wird fchon über alle Unzu-
länglichkeiten und Lächerlichkeiten zu einem Jneinander kommen. zum
großen Schmerze des Snobs. die diefer vorläufigen Trennung ihre Erifienz
verdanken.
Wann das fein wird? Nach dem bevorftehenden großen Konkurfe
der falfchen Werte. In ein paar Jahren.

Wilhelm von Scholz:
Ich muß Ihre Frage enger faffen. um fie beantworten zu können.
Das Wort „Theater" begreift Grenzformen in fich. die allzuweit vonein-
ander abftehen. als daß irgend etwas Eindeutiges. im Hinbliä auf Ihre
Umfrage. darüber zu fagen wäre. Ich will fiatt vom Theater nur von der
Bühnendarftellung großer dramatifcher Werke fprechen.
Deren Einfluß war fchon früh lebhaft und ftark auf mich. Nirgends
wurde fo. wie etwa bei der Aufführung Schillerfcher Tragödien. hoher
Sinn in mir geweckt und mein Wollen auf große Ziele gerichtet. Das
Leben. das über das Empfinden hinausliegt. das Leben der Tat. des
Wollens. des Kämpfens. hat zuerft von der Bühne herab zu mir gefprochen.
Es find meine tiefften menfäflich-künfilerifchen Erfchütterungen gewefen.
als ich fpäter fiaunend die Welt der großen Dramen im Spiel des Lebens
wieder erkannte. als ich Spiegelbild und Urbild einander gegenübertreten
fah.
Das Drama. das aus dem befien. fiärkfien Wollen der Menfchheit
erwächft. aus den Tatkonflikten. die das Leben uns hinwirft und die groß.
rein. ohne Ausweichen zu löfen. der überwirkliche. ideelle Sinn in uns
verlangt. vermag dies hohe Wollen auch weiterzuleiten und zu wecken. -
Bis ins Äußerliche geht diefe Einwirkung des Dramas. Ich habe oft
junge Leute aus dem Theater kommen fehen - mit einem feierlichen
Schritt. einer vielleicht komifchen Gefte von Pathos. die ihnen fonfi fremd
war. Sie waren erfüllt von Perfönlichkeitsanregungen. die fie fteigerten
und über den Bereich ihrer Alltagsintereffen erhoben. Wiederholen fich
folche Erregungen. fo wandelt fich die Perfönlichkeit langfam dauernd nach
' ihnen und wird wertvoller.
Das moderne Theater - hier nehme ich das Wort im Sinne der
Umfrage - erfüllt feine Kulturaufgabe genau infoweit. als es dem Drama
großen Stils. dem klafiifchen und dem werdenden. dient und fich mit all
feinen Mitteln ihm unter-ordnet. Es verfehlt fie überall dort. wo es fich
felbft vordrängt und die Stücke nur als Vorwand nutzt. um an ihnen feine
eigenen Künfie zu zeigen,

XW:
A. Fitger:
Das Theater hat zu Zeiten in meinem Leben eine große Rolle gefpieltz
zu Zeiten war es mir faft bis auf die leßte Spur entfchwunden. Die
erfien Vorftellungen einer kleinen wandernden Truppe. die ich in meiner
Heimatftadt Delmenhorft fah: ..Kiithchen von Heilbronn" und ..Preziofa".
erregten mich unbändig. und obwohl ich kaum zwölf Jahre alt fein moäjte.
bemühte ich mich. meinerfeits aus Gefchwifiern und Spielgefährten eine
Truppe zufammen zu bringen. um aus dem Gedächtnis auch das Käthchen
und ein anderes Ritterftück zu fpielen. in dem ein famtener Pantoffel
irgend ein verhängnisvoller Gegenftand gewefen fein muß; aller eigent-
liche Jnhalt ifi meinem Gedächtnis entfchwunden. Epoche machten aber
zwei Befuche im Bremer Stadttheater; eine Aufführung des ..Freifchüßen"
und Emil Devrient als Rubens in Madrid. Den Zettel bewahre ich mir
noch als Reliquie auf; ich war völlig in eine Traumwelt entrückt. Der
bewunderte Emil Devrient und noch dazu in der Rolle eines Malers!
Fafi wäre ich übergefchnappt vor Begeifierung.
In meiner Gymnafiafienzeit war in Oldenburg ein vortreffliches Hof-
theater. über dem noch derGlanz vonJuliusMofens fo herzbrechend enden-
der Dramaturgie fchwebte; aber da meine Schulzeugniffe immer entfeßlich
fchlecht waren und ich nur in den beiden brotlofen Fächern: Zeichnen und
Rezitieren deutfcher Gedichte eine Nr. 1 aufzuweifen hatte. fo war mir
der Befuch des Theaters. trotzdem er für Schüler nur 25 Pfennige koftete.
felten erlaubt. Unvergeßlich werden mir die beiden Teile von Shakefpeares
„Heinrich UL". „Hamlet" und ..Faufi" mit der Seebach als Gretäfen
fein. Jugenderinnerung ift ja freilich keine Kritik; allein ich wüßte mir
auch heute. wenn ich alles recht überdenke. nichts Vollendeteres als jenen
Falfiaff und _jenen Prinzen Heinz. und ich hatte als Siebzehnjähriger
gar nicht übel Luft. mit der Flamme meines Herzens. die noch dazu die
Tochter eines Schaufpielers war. durchzugehen und auch Schaufpieler
zu werden. O heiliger Thespis. wie würde ich mir vorkommen. wenn ich
jetzt vielleicht noch den alten Moor fpielen müßte! Als ieh die Aka-
demie in München bezog. nahm die Malerei natürlich den erfien Rang
in all meinen Befirebungen und Jntereffen ein. und das Theater trat
weit in den Hintergrund; das Drama noäj mehr als die Oper. die

mir damals als etwas Neues aufging und mich zu dem anbetenden Verehrer Mozarts machte. der ich bis auf den heutigen Tag geblieben bin.
Das große Ereignis meiner Münchener Zeit war die Schillerfeier 1859 und der Vortrag des Liedes von der Glocke. mit dem die alte Frau Sophie Schröder. die noch in Schillers Zeit hinüber-reichte. das Publikum zu heiligen Tränen rührte.
Als ich meine Studien in Antwerpen fortfeßte. verfchwand das Theater ganz; nur zweimal bin ich feinetwegen nach Brüffel hinüber gefahren: einmal um die Riftori zu fehen. die trotz der fchlechten Stücke. die fie fpielte. einen überwältigenden Eindruck machte. und einmal um Frau Miolan Earvalho als Rofine im ..Barbier" zu hören. In Rom ging man nur (eine prachtvolle Aufführung von Schillers Maria Stuart im Theatre Valle ausgenommen) in das Volkstheater Vallatto. obwohl es darin von Flöhen wimmelte und fo ftank. daß mein Freund Hans Kugler meinte. wenn man das Haus abriffe. würde der Geftank noch drei Tage wie ein maffiver Block ftehen bleiben; aber gefpielt wurde vorzüglich. Als Kuriofum fei hier erwähnt. daß ich auch einmal in einem Sommertheater. das auf dem Grabe des Augufius errichtet war. eine Vorfiellung von Onkel Toms Hütte gefehen habe.
Es heißt oft. daß man. um das Theater wirklich zu genießen. HabituS fein müffe; wer nach langer Paufe wieder ins Theater komme. habe taufend Dinge zu tadeln. ja. finde oft die illufirefien Mimen unerträglich. So ging es mir. als ich nach Deutfchland heimkehrend den erften Winter 1865-66 in Wien verlebte und dort die weltberühmte Burg befuchte. Ich kann nicht fagen. wie enttäufcht ich war. Diefes deklamierende Pathos. diefe gefpreizten Gebärden! Aus dem Wallenftein bin ich nach dem zweiten Akt fortgelaufen; erträglich waren Scribe und Bauernfeld; aber man geht doch nicht ins Wiener Hofburgtheater. um Scribe und Bauernfeld erträglich zu finden.
Nach langen Iahren völliger Teilnahmlofigkeit berührte ich mich erfi wieder 1870 in Bremen mit der Bühne und dramatifcher Dichtung. und zwar etwas in dem Genre meiner kindlichen heimatlichen Direktorentätigkeit. indem ich Stü>e fchrieb. einfiudierte. ich felbfi natürlich die dankbare Rolle. Regie führte ufw.. auch gelegentlich einen Feßen Dekoration. z. B. die Mofesfiatue Michelangelos oder Raphaels Sirtinifche Madonna als Transparent malte. Das alles bewegte fich in dem zwar fehr großen. doch anfpruchslofen Rahmen eines Vereins. mit dem ich zu jener Zeit herzlich befreundet war. Aber im Grunde ging die Sache mich

tiefer an. als daß mir die Belebung eines einzelnen Feftes genügt hätte. und
ich fchrieb ein leibhaftiges. fünfaktiges. für die Bühne berechnetes
Trauerfpiel. Den üblichen König Saul hatte ich mit Ausfchluß der
Öffentlichkeit bereits in Rom abfolviert. nun kam ein Kaifer Heinrich l7.
dran; zwar nicht ein eigentlicher Heinrich l7.. diefer war relativ Neben-
perfon; der Held des Stückes war Adalbert von Bremen. der große.
kulturkämpferifch gefiimmte Erzbifchof. Das Stück wurde am Hoftheater
in Oldenburg und Stadttheater in Bremen aufgeführt und hatte bei den
Landsleuten einen großen lokalpatriotifchen Erfolg. Na ja! Aber ich
fühlte doch Luft und Liebe erfiarken. und ich fchrieb bald darauf die
..Het-e". die zuerft mit der Geifiinger in Leipzig gegeben wurde. und deren
Erfolg fich dann freilich nicht auf das landsmännifche Kirchturmrayon
befchränkte. Die fchönfie Errungenfchaft. die ich der „Here‟ verdanke.
ifi die Gunft. die der Herzog von Meiningen. der das Stück alsbald in
das Reiferepertoire feines Hoftheaters einreihen ließ. mir gewährte
und wandellos bewahrt hat. Was folche Gunft. abgefehen von
ihrer rein menfchlich -perfönlichen Seite. äfihetifch zu bedeuten hat.
das wird nur der völlig zu würdigen wiffen. der mit den künfilerifchen
Grundfäßen und Intentionen des hohen Herrn näher vertraut werden
durfte. der mindefiens jene unvergleichlichen Schöpfungen der Meininger
Bühne in ihrer Glanzzeit genofien hat. Durch die Meininger wurde mir
das Theater zu einer ganz neuen Welt; da erft fühlte ich: Als ein
dienendes Glied. das felber kein Ganzes werden kann. an ein Ganzes fich
anzufchließen. fei das wahre Wefen der Kunfi. nicht nur der theatralifchen..
nein. jeder Kunft überhaupt. und wenn von einer ethifchen und äfthetifchen
Bildung. welche das Theater etwa auf mich ausgeübt haben follte. hier
die Rede ift. fo muß ich folche erziehende Wirkung im wefentlichen von
dem Augenblick an datieren. da ich mich der Meininger Bühne und ihrem
erlauchten Protektor und epic-iron rectol* nähern durfte,

Die gegenwärtige Umfrage fcheint mir nicht auf eine Darfiellung
der theatralifchen Karriere der einzelnen Autoren gerichtet zu fein; darum
breche ich hier den Bericht über das Schickfal meiner weiteren Stüäe ab.

Ob das Theater einen Einfluß auf meine Bildung ausgeübt
hat. ifi nach dem oben Gefagten keine Frage; denn das
Theater an fich ift ja nur eine Erfcheinungsform der drama-
tifchen Dichtung. und es dürfte nicht leicht eine Seele geben. auf welche
diefe Dichtung nicht einen unbereäfenbaren Einfluß gehabt hätte. Ich
glaube. fie wirkt von allen Dichtungsarten. ganz abgefehen von der

Bühne. am ftärkften. und eine Sprache. die es nicht bis zum Drama
gebracht hat. wie z. B. die hebräifche oder perfifche. leidet erheblichen
Mangel. Ich felbft kenne viele der berühmteften Dramen nur aus der
Lektüre; andere habe ich in einer fo unzulänglichen Bühnendarfiellung
gefehen. daß fie mir geradezu gefchunden und gerädert fchienenz z, B.
Goethes Jphigenie; und wiederum gewährte mir manche Bühnendar-
ftellung Vergnügen an Werken. welche zu lefen mir unmöglich wären;
z. B. Robert und Bertram. So laffen fich im einzelnen wohl die Wir-
kungen von Dichtung und Aufführung auseinander halten; aber im all-
gemeinen fließen fie doch ftets ineinander über.
Wenn man aber bedenkt. daß Taufende zur Lektüre eines Dramas
nicht die nötige Phantafie mitbringen. die ihnen das Gelefene fofort in
anfchauliche Bilder von Himmel und Hölle. von Sonnenfchein und Sturm.
von Palaft und .Hütte überfeßt. und daß diefe Taufende deshalb gar leicht
den ganzen unermeßlichen Schatz dramatifcher Dichtung ungehoben auf
fich beruhen lafien. dann ift das Theater als einziger Vermittler gar
nicht hoch genug zu fchätzen. Eine unferer allerftärkften Kulturmächte
haben wir in ihm zu verehren. Jch habe doch felbft. als ich hinter den
Kulifien neben einem wachthabenden Feuerwehrmann ftand. diefen bei
einer ergreifenden Stelle in den bitterften Tränen auffchluchzen fehen.
Das ift doch die Wirkung. die der Dichter angeftrebt hatte. und
die ohne die Aufführung ficherlich nicht eingetreten wäre. Und ebenfo
wertvoll wie die tragifche ift die komifche Wirkung. Wer lacht denn bei
der Lektüre eines Luftfpiels. ja. wer lieft denn ein Luftfpiel? Die Bühne
aber bringt den Segen reiner Freude. Und im Luftfpiel bringt fie ihn
noch öfter als in der Tragödie. Vollends in der Oper. Der koftbare
Hort der Oper eriftiert ja nUr durch die Bühne. auf der Bühne. So
fchäße ich prinzipiell das Theater als einen hochwichtigen Faktor in der
Bildung unferer Zeit.
Wie freilich im Einzelnen. Tatfächlichen diefer Faktor befchaffen
fein mag. das entzieht fich meinem Urteil. Ein eifriger Theaterbefucher
bin ich nie gewefen. und feit Jahren kaum noch Bremen verlaffend. komme
ich felbft in Bremen nur fehr felten in die Loge. Seit zwanzig Jahren
habe ich nicht ein einziges der aktuellen Stücke der Saifon gefehen und
die berühmten Namen ihrer Autoren find mir nur Namen. Jch glaube.
außer meinen eigenen Stücken ifi der ..Fechter von Ravenna" die jüngfte
Tragödie. die mich ins Theater gezogen hat. Man kann eben nicht den
ganzen Tag als fleißiger Maler tätig fein. und noch abends Sammlung

.'-
A
_ . . .
, n _ .; .nh
c a . V
x .. x
. 7-(V
I
I a
'- v\
. K
.
u , ,w .
.~ÖNÄ-,>
..,* „. „W „NP-„WWW

'F I) .
ÖMZ.“
HIM? „W,
.F1 u. .,lu\
re f". I
®w%.na
T IWW
L r.
owd
no.“ .
.n an.“ N ,.
r AIG.U.IFQ
BWrNmg
...le
s o.. gg
Nsdm a
oUllttql
a-"loll
[N6. FKK-..W
P ICOM*

Tin'

für den Tempel Melpomenes und Thalias haben. Darum muß ich für die
Frage. welche erziehende Wirkung von dem fpeziell modernen Theater
zu erwarten wäre. mich leider inkompetent erklären. Aber warnen möchte
ich wohl im allgemeinen vor der allzueifrigen Gründung neuer Theater:
wenn die nötigen Finanzen auch zu befchaffen find. woher follen all die
nötigen Talente kommen? Der Vorrat eines Volkes an theatralifchen
Talenten ifi doch nicht unbegrenzt.
Y .
ALL:
Hedwig Dohm:
Die erfte Frage: ..Welchen Einfluß hat das Theater
auf Ihre ethifche und äfthetifche Bildung geübt?"
kann ich nur dahin beantworten. daß - foweit mein Erinnern zurück-
greift _ das Theater einen wefentlichen Einfluß auf mich nicht ge-
habt hat.
Die zweite Frage: Ob das Theater kulturell er-
zieherifche Werte und Kräfte in fich birgt - ifi felbft-
verfiändlich zu bejahen. Die fiarken fozial-ethifchen Wirkungen hervor-
ragender Bühnenwerke fpringen in die Augen. wenn auch hier die Mei-
nungen. welche fozialen Wirkungen zugleich den Anforderungen hoher
Ethik entfprechen. auseinandergehen. Viele fehen ja heute noch in der
franzöfifchen Revolution nichts als einen Knäuel fchwarzer Greuel. In
manchen Mädchenfchulen wird es noch fo gelehrt.
Eine Rede im Reichstag wirkt. ungleich ftärker als ein Leitartikel in
der Zeitung über dasfelbe Thema. Erkenntniffe. Reformbeftrebungen. die
in wiffenfchaftlichen Schriften - es können auch populäre fein - nieder-
gelegt werden. bleiben lange Zeit hindurch nur ein Befiiz kleiner Kreife
fortgefchrittener Menfchen. Ein Funkenfprühen durch Nebel.
Bemächtigt fich die Bühne diefer Erkenntniffe. diefer Reformideen.
fo gewinnen fie gewifiermaßen einen Leib. Vor den Augen der Zufchauer
entwickeln fich mit pfychologifcher Folgerichtigkeit aus Wort und Idee
Handlung und Tat. Das Funkenfprühen wird Flamme.
"um,
.- '
.. .*-

Zuweilen wirkt ein geniales Bühnenwerk geradezu wie ein Schein-
werfer. der mit feiner fafzinierenden Leuchtkraft dunkle Nächte tagklar
erhellt. Ein drafiifches Beifpiel dafür find Ibfens ..Gefpenfier".
Das gedruckte Wort verhält fich etwa zur Bühnenwirkung wie eine
Kontourzeichnung zu einem farbigen Gemälde. ..Die Vielzuvielen". -
die die Kultur doch zur Durchführung ihrer Pläne braucht -- werden
durch die Zeiäfnung nicht gepackt.
Man hat behauptet. daß die Aufführung der ..Hochzeit des Figaro“
von Beaumarchais das Signal zum Ausbruch der franzöfifchen Revo-
lution gab. Die Aufführung der ..Stummen von Portici“ foll in Italien
einen Aufruhr angefiiftet haben.
Ein Scheinwerfer war das ruffifche Drama: ..Der Revifor". der
die bodenlofe Korruption des ruffifchen Beamtentums vor aller Welt in
grelles Licht rückte.
Zur Unterminierung der heutigen Eheform haben die Ehebruchs-
dramen wefentlich beigetragen.
„Don Karlos". ..Kabale und Liebe". Hebbels ..Maria Magdalena"
- wie blißartig mögen fie in die Rückftändigkeiten ihrer Zeit einge-
fchlagen haben. natürlich immer unter dem Widerfpruch derer. denen
Ruhe die erfie Bürgerpflicht ift.
Von dem erzieherifchen Kulturwert der äfihetifierenden und ethi-
fierenden Kraft klafiifäfer Bühnenwerke zu reden. erfcheint überflüffig.
Dramen von rein poetifcher Schönheit. wie die Dramen von Hof-
mannslhal oder Maeterlinck. nähern fich in ihrer äfthetifierenden Wirkung
den klaffifchen Werken an.
Auch die dritte Frage: ..Ift es zu erwarten. daß unfer
modernesTheater diefe Aufgaben erfiillt?" dürfte un-
bedingt bejaht werden. Nicht nur ift es zu erwarten. die moderne Bühne
hat bereits bemerkenswerte Proben ihres Wollens und Könnens geliefert.
Wieder nenne ich in erfter Reihe die ..Gefpenfter". Gewiß. längft vor
Ibfen hat man in Büchern und Brofchüren - neuerdings auch in Vor-
trägen - auf die Folgen hingewiefen. die phyfifche oder geifiige Ver-
kommenheit der Eltern auf die Nachkommenfchaft übt. Ein Funken-
fprühen. Ibfens Sturmdrama entloderte ein Feuer. Es ift recht eigent-
lich die Tragödie. die Furcht und Mitleid erregt.
Möglicherweife ifi es zum Teil Ibfen zu danken. daß man in neufter
Zeit ernftlich Gefeßesvorfchriften in Erwägung zieht. die berufen find.
die Art an die Wurzel des übels zu legen.

Als Bühnenwerk von ftarker fozialethifcher Wirkungs- und Werbe-
kraft bezeichne ich Hauptmanns „Weber'Z „Hanneles Himmelfahrt",
„Rofe Bernd') das „Friedensfeft“,
Für ein kulturerzieherifches Werk halte ich auch „Frühlings Er-
wachen“ von Wedekind, von dem konfervative Elemente der Gefellfchaft
fich mit Schandern abwenden, darunter Mütter- deren Söhne möglicher-
weife wie Moriz Stiefel zugrunde gegangen find* oder zugrunde gehen
können.
Wie viel Schriften find nicht über Pubertätsgefahren und Sexual-
pädagogik gefchrieben worden.
Ein Funkenfprühen.
„Frühlings Erwachen" fchreibt ein flammendes Menetekel in das
Hirn der Gefellfchaft. Freilich erzieherifche Konfequenzen hat der
Dichter aus feinen Entfchleierungen nicht gezogen. Diefes Drama fieht
noch aus. Wedekind wird es fchwerlich fchreiben.
Auch Sudermanns „Ehre“ und „Heimat“ gehören in die Kategorie
der kulturerzieherifchen Theaterfiücke. Vielleicht dürfen wir in Zukunft
auch auf Bernhard Shaw rechnent den Gedankenlefer par excelwnce,
den genialen Sezierer, der Hirn und Herz der MenWen bloßlegt.
Daß die Wirkungsmöglichkeiten des Theaters bei weitem noch nicht
ausgefchöpft worden find- glaube ich. Daß die Bühne ein Areopag fein
könnte, mitberufen den Kultur-ideen der Zeit zu ihrem Recht zu verhelfen-
liegt im Bereich der Möglichkeit,

Gufiav Falke.- l
Dörten . . . . Erzählung,
Schluß.

Wie hatte Dörten fiä) gefreutx als Hinnerk wieder in Schönboeken auftauchte. So hatte fich nur noch ol Trina Meefch gefreut. Nun brauchte Dörten ihr Schuhzeng doch nicht mehr zu „Laus“ nach Mühlen-beck zu bringen. Hinnerk hatte feinen Schufierfchemel kaum zwei Tage in Schönboeken aufgeftellt- da hatte Dörten fchon Arbeit für ihn.

„DagX Hinnerki“

„Dag, Dörten!“

„Nat büfi wedder dor?"

„Dat fchalls ja wol(wohr warrn."

Das war die er|e Begrüßung gewefen. Und dann hatte ..Dinner-_k Dörtens Säynhe kritifch betrachtet und das gelaffene Wort gefprochen:

„Lüfter ifi din Fot ok nich worrn.‟

„Wo fchall he wollt" hatte fie etwas empfindlich geantwortet.

„Mit de fin Hamburger Dams könt wie hier nich konkurrieren."

Da hatte er gelacht und gemeint7 mit den feinen Hamburger Damens hätte er auch nichts im Sinn. Er hätte allzeit Heimweh nach Schönboeken gehabt und wäre nun frohe wieder zu Haufe zu [ein.

„Nu loop man düchtig Schoh af- dat de Draht nich kolt ward."

„Dat will'k dohn7 Hinnerk. Ick gah all Sündag to Danz.“

„Deern- en beeten klöger büi't doch worrn."

„Dat fchail ick woll meenen."

Das war die erfte Unterhaltung mit Hinnerk gewefen. Dörten hatte nachher zu ihrer Mutter gefagt: „Wat is he doäy förn netten Minfäpen worrn." ..

Ia- fo war es früher. Und jetzt? Reini Dörten war nicht fefi-licher Stimmung, Aber als der große Tag kam, wo Jochen Schröder fein Tuthorn für Möhlenbeck reinigte- und Fritz Frahm feinen Grüngetupften malerifch um den mageren Hals legte- fiand Dörten in ihrer kleinen Kammer vor dem halbblinden Spiegel und pußte fich mit ihrem bißchen Puß nmftändlich heraus. Sie |e>te einen alten plumpen Schildpatt-

kamm in ihr volles Haar und legte eine große Bernfteinkette an. die gut
zu ihrer breiten und vollen Geftalt paßte. Sie hatte eine dünne weiße
Blufe und einen fchlichten. dunkelgrauen Rock. dazu einen fchönen roten
Unterrock. was-alles ihr prächtig und feftlich dünkte. In den Gürtel
wollte fie unterwegs ein paar Kornblumen ftecken. Drei blutrote Phan-
tafierofen zierten ihren fchwarzen Strohhut. So geputzt. würde fie fich
vor Lene Staak nicht zu verftecken brauchen. Die hatte nur ihr wein-
rotes Wollkleid mit dem fchwarzen Lißenbefaß. das fie Sommer und
Winter zum Ausgehen anzog. Das leßte Mal. bei Philipp Ofiermann in
Rohrhagen. war der Stoß durchgefcheuert gewefen. und Lene hatte mitten
im Tanze aufhalten und die Stoßliße abreißen müffen. Karl Negen-
dank follte fie zwar abgetreten haben. aber er beftritt es entfchieden. Er
war auch wohl im Recht gewefen. Lene war unordentlich genug. Das
war fie fchon in der Schule gewefen. Es wäre nicht verwunderlich. wenn
die Liße heute noch nicht wieder angenäht wäre. Hinnerk follte fich nur vor-
fehen. ..De Mann kann nich fo veel in de grote Döhr inföhrn. as de
Fru ut de lütt Döhr rutdreegen kann.“

K tk sie

Alles. was Schönboeken an Tanzbeinen zu fiellen hatte. ging am
Sonntag Nachmittag auf den Weg nach Möhlenbeck hintereinander her.
Das heißt. der Grüngetupfte hielt fich an Jochen Schröders Seite. Hinter
diefen beiden aber. nicht wiffend. ob fie fich anfchließen oder lieber zurück-
bleiben folle. ging Dörten. Hinter Dörten aber pfiff eine lu|ige Stimme:
..Fifcherim du Kleine". Das war Hinnerk Schofier.

Hinnerk pfiff fo laut. daß Dörten es hören mußte. Täte fie nun.
als höre fie es nicht. und ginge obendrein mit dem dummen Bengel da
vorne. ob er fich dann wohl fir ärgern würde?

Aber da. wo die Boeker Au in einem weiten Bogen an den Möhlen-
becker Weg herankommt. treffen fie alle zufammen: Jochen Schröder ift
'Lehen geblieben. wie er es immer tut. wenn er etwas Wichtiges zu er-
zählen hat,

..Dat is de Dodenkuhl."

Jochen zeigt mit feinem Tuthorn. das in einem fchwarzen Lafiing-
beutel fteckt. aufs Waffer.

..Dodenkuhh warum Dodenkuhl?“ fragt Fritz Frahm.

..Dor is mal en Deern in verfupen.“

..En Kind?“

..Ne. en grote Deern. ut Boek.“
..Ill das fo tief hier?“
..Dat mütt woll. Sünfi harr fe fik woll en anner Flach utföcht.‟
Und dann erzählt Iochen die Gefchichte von Stine Asmuffen. die
mit dem Pafiorenfohn aus Hinfchendorf ein Verhältnis gehabt und fich
hier ertränkte. als er fie in ihrer Not verließ. Iochens Vater war noch
mit ihr zufammen in die Schule gegangen.
..Se wär en bannig hübfche Deern wefen. mit 'n lütte Musplacken
_ be de Näs rüm. - He fchall nich veel dögt hebben.“
Es war eine alte Gefchichte. die aber noch immer von Mund zu
Mund ging. _
Eine Liebestragödie auf dem Lande? Friß Frahms Phantafie be-
kommt Dampf. Sie arbeitet gewaltig. Aber da kommt Dörten Plück-
hahn langfam heran. und Stine Asmufien liegt wieder vergeffen in ..de
Dodenkuhl",
..Süh. Dörtenl‟ rief Jochen. ..Büfi jümmer achterran wefen?‟
Und da kam ein fchneller leichter Schritt. -
..Süh. dor is ja Hinnerk Schofier ok all. Nu kümmt fe jo woll
all tofamen.“
Und Fritz Frahm nahm den Hut ab vor Dörten und dienerte und
warf den Grüngetupften mit einer läffigen Bewegung über die Schulter
zurück. Und Dörten wurde rot. wie die Rofen auf ihrem Hut. und ftrich
mit der Hand ein paarmal an ihrem Rock herunter. ganz unnötigerweife.
denn er fchloß fich glatt und prall um ihre runden Hüften.
Hinnerk Schofter wollte von der Toteukuhlengefäfichte nichts wiffen.
..De Lüe fnackt allerhand torecht. Dor kann ja gar keen Minfch
in erfupen."
..Dat is 'n orig Loch.“ verteidigte Ioäfen die Möglichkeit.
..Und fpöken fall fe hier ok noch." Hinnerk lacht überlegen. der auf-
geklärte Hinnerk. ..Ii fünd all ol Wiewers!"
..Segg dat nich. Hinnerk.“
Iochen ift überzeugt. daß es allerlei zwifchen Himmel und Erde gibt.
wovon unfere Schulweisheit fich nichts träumen läßt. Man fieht es
feinem Gefiiht an. Friß hätte es auch lieber gefehen. Stine Asmufien
läge wirklich da unten im Loch und erfchiene nachts dem einfamen Wan-
derer. wehklagend und warnend vor firäflichem Umgang mit ungeratenen
Pafiorenföhnen. Aber die Welt wird immer nüchterner. Das Roman-
tifche fiirbt immer mehr aus. Wie viel Poefie liegt im Aberglauben.

Stine Asmuffen könnte fiä) wirklich verdient machen nach ihrem Tode
und gern ein wenig fpöken.
Dörten aber dachte:
..Wenn di dat ok mal fo gahn däh, O Gott. o Gott. nel“
Sie warf einen ängftlichen Blick nach dem Waffer. das fo unfchuldig
und munter dahinfloß. Nur ein paar Weiden legten einen dunkleren
Schatten auf den klaren Spiegel der Au.
..Heft di ja bannig fin makt. Dörten.“ fagte Öinnerk.
Dörten lächelte etwas verlegen. ..Js ok min befi." fagte fie in un-
fchuldiger Eitelkeit. Sie hatte wohl bemerkt. daß Fritz Frahm fie fchon
die ganze Zeit mit prüfenden Blicken beobachtete.
Sie gehen jeßt alle nebeneinander her. in der ganzen Wegbreite.
Jochen zwifäfen Fritz und Dörten. Jeder fiellt Betrachtungen über den
Feftfiaat des anderen an.
..Dörten. Dörten.“ denkt Hinnerk. ..mit den Slipps fangt he di am
End doch noch.“
* Aber Dörtens Meinung ift: ..De Bengel füht as 'n Aap ut.“
Dagegen gefällt Hinnerk ihr gut. Er trägt einen dunkelblauen
Jackettanzug. weiße Wäfche mit Stehkragen und einen kleinen runden
fchwarzen Hut. Sogar einen Zipfel des weißen Tafchentuches hat er
kokett aus der Brufttafche gezogen.
..Allens für Lene.“ denkt Dörten.
Jochen ifi der einzige. der nur mit fich felbft befchäftigt ift.
..Verdammte Hitt hüt." fchilt er und zieht feinen Rock aus.
..Und dorbi fchallft noch Wind maken hüt Abend.“ lacht Hinnerk.
..Dat fegg man. Ji hebbt denn Spaß und ik hev de Arbeit."
..So fchallt ok wohl fin. Jochen. Sünft keem wohl fach keen Ball
to fiann.“
* 'k -K
Ein ganzer Leiterwagen voll Hinfchendörfer hält vor dem Blauen
Engel. als die Schönboekener ankommen. Friß Blei klettert grade vom
Wagen. Und Fiken Fehrs. die mit ihrem Rock hängen geblieben. kreifcht
laut auf. weil Emil Meincke - Emil mit'n Poll - fich einige Dumm-
heiten erlaubt.
Noch drei Paare arbeiten fich vom Wagen herunter. Das ifi ein
Lärmen und Begrüßen. Sie kommen ja alle in der Abfirht. einmal recht
vergnügt zu fein. ..Nu wüllt wie uns mal fir amufeern."

-Und es ift wirklich ein Vergnügen. bei Peter Blin>mann zu tanzen.
So einen Saal gibt es nicht wieder in der ganzen Umgegend. Bei Peter
Moor in Hinfchendorf tanzt es fich auch gut. und Iohannfens Saal
in Süfel ift berühmt wegen der Bilder. die Gufiav Schau auf die Wände
gemalt hat. Gufiav Schau ift Süfeler Kind und hat es vom Kuhjungen
zum' Kuhmaler gebracht. und die Süfeler find ftolz auf Gufiav Schau.
Aber zum Tanzen ift Iohannfens Saal ein bißchen zu klein. Da kann man
fich im Blauen Engel bei Peter Blinckmann anders ins Zeug legen. Man
kann den linken Arm in die Seite fiemmen und den rechten gerade
.ausftreckem wie eine Wagendeichfel. und hat doch noch Platz zum freien
Herumfchwenken. wenn man einen Puff hier und da nicht fo genau
nimmt.
Bunte Bilder find freilich nicht im Blauen Engel. Die Wand ift
in halber Höhe grau gefirichen. mit einem blauen Band. und die obere
Hälfte und die De>e einfach geweißt. Aber Peter Blinckmann hält
was auf feinen Saal. In jedem Frühjahr läßt er ihn hübfch auffrifchen.
fo fieht er immer hell und freundlich aus. Und das foll ein Tanzfaal auch;
,er muß ordentlich lachen. wie die luftigen Mädchenaugen. die nach den
Burfchen ausfchauen. und wie die übermütigen Burfchenaugen. die die
Tänzerinnen fo aufmunternd' anblitzen.
An der Rückwand von Peter Blinckmanns Saal läuft eine kurze
Galerie hin. da filzen die Mufikanten und brauchen den Tanzenden nicht
den Platz zu beengen. Da filZ-t Jochen Schröder mit feinem Tuthorn. und
Krifiian Seidentopf mit feiner Klarinette. und der kleine dicke Karften
Krüß mit der Baßgeige. Er hat ein rotes Geficht. über das er in jeder
Paufe ein paarmal mit einem blauen Tafchentuch hinfährt. wobei er die
Unterlip'pe breit vorfchiebt und hörbar über fie hinbläf't.
Der befie Mann da oben aber ift Willi Rafpe. Der fireicht die
Geige. Und wie fireicht er fiel Mit energifchem Bogen hält er die ganze
Gefellfchaft da unten zufammen. Eins. zwei. drei. eins. zwei. drei.
Eigentlich wäre das Karf'ten Krüß feine Sache gewefen. Schrumm
dideldum. fchrummdideldum. Aber Karf'ten Krüß. fo gut er es macht.
kann doch gegen Willi Rafpe nicht aufkommen. ..Der hat 'n Akzent in
feinem Spiel. das ift einfach großartig." behauptet Peter Blinckmann.
Fritz Frahm warf freilich von Zeit zu Zeit einen verlegen lächelnden
Blick nach der Galerie hinauf. Wenn Willi Rafpe. kühnen Vertrauens
gar zu voll. die Befiimmung der Tonhöhe dem Zufall überließ. Aber
Fritz Frahm hatte unrecht. hier feinen ftädtifchen Maßfiab anzulegen.

Doch was fragt Friß Frahm heute nach Recht und Unrecht. Er
läßt den Grüngetupften durch den Saal hinter fiä) herwehen. wie die
hellen Wimpeln eines leichten Kreuzers. der auf Kaperjagd ausgeht.
..Watt is dat för'n witten Botterlicker." hatte Fritz Blei gefragt.
Und in der Tat. man konnte Friß Frahm auch mit einem Schmetterling
vergleichen. der von Blume zu Blume flog. Er hatte zuerfi Dörten um
einen Tanz gebeten. aber Dörten hatte ihn weggefchickt.
,.Unbegreiflichl Was fällt der ein." dachte Fritz halb geknickt.
halb empört.
* Aber Dörten wartete auf Hinnerk. Wenn fie gleich mit dem
dummen Bengel tanzte. würde Hinnerk fie vielleicht gar nicht holen. und
feinetwegen ifi fie hier. Aber Hinnerk tanzt zuerfi mit Lene Staak. die
ohne Iohann Erikfon da ifi. und Dörten muß fich mit Iofeph Kafch
begnügen. mit ..lütt Iofeph". der bei jeder Schwenkung die linke Schulter
fo komifch in die .Höhe zieht und immer ..dwatfche Schnärke“ im Kopf hat.
Friß Frahm aber hatte eine kleine niedliche Deern aus Rendsburg
erwifcht. eine Schweftertochter von Peter Blinckmann. die zu Befuch war.
Die fagte gleich in ihrem fchleswigfchen Dialekt: ..Das ift aber fzu fzön.
daß Szie hier fzind. hier tanzen fzie alle fzo anders."
Mit der tanzte er fich ein. und ihre Gunft gab ihm dann ein An-
fehen bei Wine Gutfchmann und Life Menk. Unfere Erfolge im Leben
hängen oft von den fonderbarften Umfiänden ab.
...ße is dor mank. as de Uhl mank de Kreien.“ dachte Iochen Schröder.
fchielte über fein Tuthorn hinweg in den Saal hinunter und blies ge-
waltig.
Tut tätä . . . tut tätä . . .
„He is fo fin. de Katt kennt em nich."
Tut tätä . . . tut tätä . . .
..Wat he woll en utgeben deiht?"
Tut tätä . . . tuttärätätä . .
-1- -1- .-
Dörten wartete noch immer auf .Hinnerk Schofier. Diefer und jener
kam und tanzte mit ihr. Sie ließ fich durch den Saal fchwenken und
hatte kein Vergnügen daran. Sie hätte nun auch mit Fritz Frahm ge-
tanzt. Aber Fritz Frahm war nicht in Verlegenheit. Er hatte Auswahl
zwifchen Stadt und Land. zwifchen Bildung und Natur. Wine Gutfch-
mann war'kein übles Mädchen und hatte leichte Füße. Und Stadt

Rendsburg ließ alle Fontänen der Koketterie gar lieblich fpielen. l'lberall
im Saal flatterte der Grüngetupfte.
Hinnerk Saß fchien nur Augen für Lene Staak zu haben. Ießt
freilich hatte er fie grade zu Plaß geführt. dienerte aber fchon wieder
vor Gufte Prebrow.
Da kam Lene und warf fiäj neben Dörten auf den Stuhl.
..Deern. mi is all ganz düfigl Dat is ok fonn fwüle Luft hier.‟
..Dat geit fach an.“ meinte Dörten kurz.
Lene wehte fich Kühlung zu.
..He hett jo noch gor nich mit die danzt. Deern. Dat is ja woll
rein ut mit ji beiden.‟ fagte fie kurzatmig. ftoßweife.
Dörten mußte es löffelweife fchlucken.
..Wat fchall ut fin?‟ fragte fie giftig.
..Mit denn witten Botterlicker dor.“
..De fchall ok man wegblieven.“
..Dor kümmt he all.“
Richtig. Fritz Frahm kam quer durch den Saal.
..Nu fchallk wat beleben.“ lachte Lene.
Einen Augenblick fchien Fritz Frahm fich zu befinnen. aber Dörtens
Blicke. in denen der Groll auf Lene noch funkelte. fchreckten ihn ab. Schnell
entfchloffen machte er Lene eine feiner fchönfien Verbeugungen.
..Gott bewohr mi.“ rief Lene. ..Wenn't denn nich anners angeiht.
Eenmal övern Barg.“
Fritz aber warf Dörten einen Blick zu. der deutlich fagte: ..Du haft
es nicht anders gewollt.“
Dörten war dem Weinen nahe. ..Dat wär n' Niedertracht von
Lene.“ Zum Glü> kam Lütt Iofeph.
„Magft mi lieden.
Kannft mi kriegen.
Wullt mi hebben?
Kannft man feggn.“
Dörten verfuchte zu lachen. aber es mißlang.
..Na. is din Pott entwei gahn?“ fragte lütt Iofeph. ,.Iümmer
vegnögt Deern. de Tieden fünd flecht nog." Damit faßte er fie um die
Taille.
Sie tanzten immer hinter Fritz und Lene her. Lene lachte fie über
Frißens Schulter an und fchnitt Grimaffen. die Dörten nicht verfiand.
Fritz Frahm aber fand Iofeph Kafch komifch und ftellte Vergleiche

zwifchen Lene und Dörten an. Was hatte er nur an dem Mädchen fo
befonderes gefunden. Hier waren viele. die hübfcher waren als fie;
Wine Gutfäfmann entfchieden. Und dann diefes Ballkoftüm ftandihr fo
unvorteilhaft; wie konnte man fich nur fo ausfiaffieren. War das diefelbe
Dörten? Was die Kleider doch maäfen. Aber durfte er fich dadurch
beirren laffen? Diefe Plünnen zog fie ja wieder aus. und dann würde
fie wieder das frifche. unverdorbene und unentftellte Naturkind fein. feine
..Urkraft". Als Goethe Friderike Brion im ftädtifchen Puß fah -- -
..Sett di dahl. de Stohl kümmt gliek.“ fagte Lütt Iofeph. Da faß
Friß Frahm auf dem Fußboden und Lene Staak fchalt: ..Seh di doch
eu beeten för. Emil.“
..Wenn ji gegen uns anfuhrwarkt." war die Antwort.
..Wokeen hett fuhrwarkt? Ii hebbt fuhrwarktl“
Lene konnte einen Streit ausfechten. fie war nicht bange.
Emil mit n' Poll warf wütende Blicke auf Friß. der fich unter dem
Gelächter der Umfiehenden aus feiner demütigenden Lage erhob.
..Wenn he nich danzen kann. fo denn mütt he hier nich kam'n.“
..Iunge. Junge! Peter Blinckmann fin Parkett is glatt."
..Bliev an de Ehr. denn fallft du nich von Böhn."
„Wo keen Kerl hinfallt. dor fieiht ok keen wedder op."
Das gab eine volle Fuhre Spott für FrilZ Frahm.

K K *

Hinnerk war nicht im Saal. Hinnerk ftand draußen an der Tonbank
und trank mit Ludolf Schütt ein Seidel Bier. Ludolf Schütt war
auch in Hamburg gewefen.
„Donnerwetter, Dat is 'n anner Snack. In'n Apollofaal. nicht
wahr. Hinnerk? Und de lütten Deerns! Iunge. Junge! All fo appe-
titlich.“
Hinnerk gab das zu. ..Und die Blumenfäle. Ludolf.

Denkft du der Zeit
Wo wir noäf jung waren?
Iung noch waren.
Du. mein' Marie?"

fang er.
..Magft dat nich. denn fluck dat dahl.“ fagte eine fette Stimme
hinter ihm.
..Ei. füh da. Timm. büft ok hier?“

Dorfen Gufiav Falke

Timm feste grade das kleine Spißglas wieder auf die Tonbank.
...Poll di an Tun. de Himmel is hoch. Süh. Hinnak. wo geiht?“
..Jümmers op twee Been. Timm.“
Da festen fich Hinnerk und Timm und Ludolf Schütt an einen
Tifäj und befiellten eine Runde Bairifäj. Drei Runden tranken fie.
Timm Katterfeld bezahlte. Er hat es dazu. Er ift ein „Großer“. Er
hat einen fchönen .Hof mit einem gewaltigen Namen. Er ift der Timm
Katterfeld aus Hinfchendorf. der mit feinem Pafioren um die Kleekoppel
prozeffiert und den Prozeß gewonnen hat. Das hat ihm ein Anfehen
gegeben. Drei Jahre hat der Prozeß gedauert. Ja. Timm Katterfeld
läßt fich nicht an den Wagen kommen. Aber er ift deshalb beileibe nicht
ftolz. Das zeigte fich auch jeßt. als er mit Hinnerk Schofier und Ludolf
Schütt an einem Tifche faß. Sie hatten im felben Regiment gefianden.
und die alte Kameradfchaft hielt vor. wenn aua) natürlich für gewöhnlich
kein freundfchaftlicher Umgang fiattfand. .
Jeßt hatte Ludolf Schütt den Mut. dem großen Timm ..Re-
vangfche" anzubieten. Timm Katterfeld aber wollte von ..Revangfche“
nichts wiffen.
Dann wollte man es wenigfiens ..ausknobeln‟.
Gut.
Wohl fünf Minuten fchüttelte Timm den Becher. Dann ftülpte er
ihn mit einem dröhnenden Schlag auf den Tifch. fo daß die Würfel neben-
einander zu liegen kamen. ohne fich zu rühren.
..Sößteinl“ rief Ludolf und griff nach dem Becher.
Ludolf Schütt hatte eine weiche Hand. Die Würfel rollten fanft
auf den Tifch aus. legten fich finnig einer neben dem anderen hin.
..Beeter watt. as gornir. feh de Wolf. da freet he 'n Mück." lachte
Timm. Ludolf Schütt hatte nur dreizehn geworfen.
Jn diefem Augenblick kam Peter mit dem Bier. Er wifchte um-
ftändlich die naffen Ringe vom Tifch. und Hinnerk faß dabei und ließ
ungeduldig die Würfel im Becher tanzen. Er war noch dabei. als Dörten
im Gafizimmer erfchien. Sie fuchte ihn und fah ihn voll Verwunderung
mit dem großen Timm an einem Tifch fißen. Da getraute fie fich nicht
heran und wollte grade in einem Bogen um den Tifch herum. als Hinnerk
zum Würfeln kam. Das raffelte und praffelte nur fo. und ein Würfel
fprang vom Tifch grade vor Dörtens Füße.
..Dat hett he rutl“ fpottete Timm Katterfeld.

Dörten bückte fich unwillkürlich. aber zwei. drei Hände kamen ihr
zuvor.
Da gewahrte Hinnerk fie.
..Profi. Dörten." rief er und hob fein Seidel. Sie nickte ihm zu
und ging hinaus. ..Dörten!" rief er hinter ihr her. Aber fie hörte
es nicht mehr.
Er fchlug fich mit der Hand leicht aufs Knie. wie einer. der fich
plötzlich einer Vergeßlichkeit befinnt. ..Dat is aber doch gegen alln
Anfiand." dachte er. ..Du heft jo noch gor nich mal mit er danzt."
Aber als er fich nachher im Saal - Ludolf Schütt hatte übrigens die
Runde verloren - nach ihr umfah. war fie nicht da. Da tanzte er mit
Fiken Fehrs und gleich darauf noch mal mit Lene Staak.
Lene war nicht mehr in rofiger Laune. Iohann Erikfon hatte ihr
doch feft verfprochen zu kommen. Es war neun Uhr und der rothaarige
Schwede war noch nicht da. Er hatte fie mit Punfch traktieren follen.
Sollte ihm das leid geworden fein? Er galt für ein wenig knickerig.
Lene hatte großen Durfi. Mit Rückficht auf den zu erwartenden
Punfch hatte fie bisher nur Kaffee und Braufe getrunken. Das ..lap-
perige" Zeug mochte fie nun nicht mehr. und fo bat fie Hinnerk. ihr ein
Glas Bier zu holen.
K *|- e'-
Dörten war in den Garten hinausgegangen. Sie war jest ganz
unglücklich. Hinnerk hatte mit dem großen Timm Katterfeld an einem
Tifch gefeffen. Was war das für ein Umgang für ihn. Nun würde er
die Nafe hochtragen. Er hatte ja immer oben hinausgewollt. Warum
war er nicht wie die anderen zu Hof gegangen und Knecht geworden.
Aber Hinnerk Saß mußte etwas Befonderes werden und mußte nach
Hamburg und das Tafehentuch aus der Tafche hängen laffen und Steh-
kragen und weiße Manfchetten tragen.
Der Garten war halbdunkel. In den Lauben zifchelte und tufchelte
es. Da faßen glückliche Paare und genoffen ihre Heimlichkeit. Sie
erkannte Albert Schmidt und Guf'te Klamm. Die gingen fchon feit
FWeihnacht miteinander und wollten noch diefen Herbft heiraten.
Hier fühlte Dörten fich doppelt ausgefchloffen. Sie warf einen
Blick in den Saal zurück. Der lange Flügelbau griff weit in den Garten
hinein. Sie fah durch ein halb geöffnetes Fenfier. wie Hinnerk Lene
Staak das verlangte Bier brachte. Sie [achten fich an. Hinnerk hielt

das Seidel hinter fich und fchien erfi einen Bringerlohn zu beanfpruchen.
Das trieb Dörten alles Blut zu Kopf. Aber Lene wehrte ab.
..Dat wär aber ok to groote Niedertracht wefen."
Dörten fah noch. wie fie Hinnerk zunickte. Sie haßte Lene in diefem
Augenblick. Ein wehes Gefühl fiieg in ihr auf. Sie war dem Weinen
nahe. Um Lene bemühte er fich. fie aber ließ er links liegen.
Und felbft der dumme Bengel. der Frahm. der fie mit feiner Auf-
dringlichkeit zum Gefpött für das ganze Dorf gemacht hatte. -- hier ver-
leugnete er fie und .hielt es auch mit Lene.
Doch nein. Hier hatte fie felbfi Schuld. Er hatte fie gleich zuerfi
aufgefordert. Aber fie hatte doch erfi auf Hinnerk warten wollen. Hinnerk
war fchuld. Hinnerk ganz allein. Aber fie wollte es ihm zurückzahlen.
Gerade mit dem dummen Bengel. dem albernen Tropf. möchte fie. ihm
zum Troß. jetzt tanzen. Sieh. fo gleichgültig ift mir. was du darüber
denkfi und fagft. Siehfi du? Ießt tanze ich fogar mit ihm.
Aber der Frahm wird fchon nicht wieder kommen.
..De hett fick düffe himmelblaue Pogg ut Rendsburg angelt. Datt'
's ok fon fines Minfch. Dat is denn ok recht fo. Dat paßt tofam.
Vörnehm to vörnehm und gering to gering. So hett dat fin Ordnung.
Und Hinnerk Schofter foll ok man von Timm Katterfeld laten. Wat will
he mit de grooten Buuren verkehren."
Dörten wäre am liebfien nach Haufe gegangen. Auf diefem Ball
war keine Freude für fie zu holen. Aber fie fcheute fich. den dunklen Weg
allein zu gehen.
Es war fchwül und gewitterig. Aber über den fliifiernden und tufcheln-
den Lauben fianden die Sterne. Aus dem Saal klang die Mufik und
das Schurren. Schleifen und Stampfen der Tanzenden durch die offenen
Fenfier in die Sommernacht hinaus. Was follte fie alleine hier im
Garten? Ob fie nicht doch beffer wieder hineinginge? Es hieß aus-
halten. bis alle heimgingen. .Hinnerk und Iochen Schröder und Fritz
Frahm. Aber das konnte fpät werden.
Sie trat unwillkürlich näher und fah wieder durch ein gefchloffenes
Fenfter in den Saal hinein. Ihre Augen fuchten Hinnerk. fanden ihn
aber nicht. Der faß wohl wieder mit Timm Katterfeld zufammen und
fpielte den großen Herrn. Aber da war Lene! Sie tanzte jeßt mit Iohann
Erikfon. So war der Schwede alfo doch gekommen. Beide fahen erhitzt
aus. Lene lachte übers ganze Geficht. Die konnte fchon lachen. Der
ging immer alles nach Wunfch. Und dabei war fie noch fo herzlos und

*boshaft und lachte über andere und verfpottete fie. Nein. mit Lenen war fie von heute ab auch fertig. Alle. alle taugten nichts!
K ?l- *
„Szie fzollten mal nach Rendsburg kommen. Es fzind fzu fzöne Bälle in der Harmonie.“
Die kleine Rendsburgerin hatte offenbar Feuer gefangen.
Fritz Frahm fühlte fich. er war in Don Juan-Stimmung. Sollte er nach Haufe gehen mit dem quälenden Zweifel. ob Dörten ihm wirklich nur aus Schamhaftigkeit einen Korb gegeben hatte? Lene Staak hatte nämlich zu ihm gefagt: ..Tanzen Sie man mal fir mit ihr 'rum. Dörten is man bloß n' bißchen fchenierlich. Das mit'n Korb hat fie nich fo gemeint.“ War das nun Gutmütigkeit von Lene gewefen. oder Bosheit? Wollte fie nur ihren „Int“ haben?
Jeßt fah er Dörten von draußen durch das Fenfter gucken. mit einem höchft unglücklichen Geficht. Sofort war er bei ihr.
..Gott. watt hebb i> mi verführt!“
..Das tut mir leid. Jch habe Sie überall gefucht. Fräulein.“
„Se hebben mi fökt? Dat bünn ick jo all wenndt.“ fagte fie fpilz.
„Warum find Sie fo unfreundlich? Einen Tanz können Sie mir doch gönnen?"
„Unfreundlich will ick nich wefen fin.“ fagte fie etwas verwirrt von diefem offenen Vorwurf, ..Aber Se lopen mit ja jümmers na. und dat fchickt fich nich. Dat mag ick nich lieben.“
Da wurde nun er wieder verlegen. Sie hatte fich vom Fenfter abgewandt und war in den dunkleren Garten zurückgetreten,
..Wollen Sie mir nicht einen Tanz fchenken?“ bat er. ihr folgend.
„Jck wull am leevften na Huß.“ fagte fie.
„Einen Tanz. dann bringe ich Sie nach Haufe.“
..Um Gottes willen!" rief fie abwehrend. „Datt latens man blieben."
Aber fie wunderte fich doch. daß fie nicht mehr Zorn auf den Sprecher empfand. Seine Stimme zitterte vor Erregung. Seine gutmütigen Augen fahen fie bittend an. So hatte fich noch keiner um fie bemüht. Sie war verlegen. verwirrt. Wie fprach er doch fchön und fließend und fo zu Herzen gehend. Der Grüngetnpfte hing ihm malerifch über die Schulter. Sie dachte an die Himmelblaue. was die wohl für Augen machen wiirde. wenn er nun auäj mit ihr. mit Dörten. tanzte.
Fritz merkte. daß er das Spiel halb gewonnen hatte. Sie waren

immer etwas weiter in den Garten hineingeraten. Eine dunkle Laube
in der Nähe lud zum Sißen ein.
„Sie müffen mir nicht böfe fein/' fchmeichelte er. „Aber warum
find Sie auch fo hübfch."
Sie lachte leife auf. wie einef die das beffer wiffe und auf Schmel-
cheleien nichts gebe. Aber es hatte ihr doch gefchmeichelt.
Sie hatten fich beide gefeßt. halb mechanifch. Dörten dachte an
Albert Schmidt und Gufte Kamp.
„Ift dat in fchwüle Luft hüt nacht."
„Im aber doch fchön. Hier wenigftens in der Laube. Etwas Ruhe
tut fo wohl." Und er fpraäf von nordifchen Sommernächten und dent
Zauber der Stillez und legte leife feinen Arm um ihren Leib. Sie nahm
ihn weg und wollte aufftehen. Aber er zog fie wieder auf die Bank
zurück. Und fie ließ es gefchehen. und ließ auch feinen Arm um ihre
Hüften. Ihr war mit einmal fo wunderlich zu Sinn und fie atmete fchwer.
Und in diefem Augenblick küßte er fie.
Dörten ftieß einen leifen Schrei aus und wollte fich frei machen.
Aber es gelang ihr nicht gleich und fie mußte einer Flut von Kiiffen
flandhalten. unter der ihr Widerftand erlahmte. Mit gefchloffenen
Augen, wie gelähmt faß fie da. War fie denn ganz willenlos? Dem
leifeften Druck feiner Arme gab fie nach. Ach, es war ja nun auch alles
gleich. Warum follte fie fich nicht küffen laffen? Sie hatte fich ja fo oft
danach gefehnt. einmal ordentlich geküßt zu werden. Das war es alfo?
Konnte es einem wirklich fo gleich fein. ob man Hinnerk oder Lütt Iofeph
oder Albert Schmidt oder irgend einem anderen im Arm lag?
Törichte. überfchwengliche Worte. die fie kaum verfiandf klangen ihr
in die Ohren.
Nachher. im Saalf überfiel fie eine heiße Scham. Sie tanzte mit
Fritz Frahm einen lärmenden Galopp quer durch den Saal. glaubte
Lene Staaks fpöttifäfe Augen zu fehen und .Sinner-ks verwundertes Lachen.
Hatte die Nendsburgerin ni>ft die Nafe gerümpft? Sie faß grade
unter der Galerie. ganz allein. Und da tanzte Lütt Iofeph mit Fiken
Fehrs.
„Magft mi lieden.
Kannfi mi kriegen,
Wullt mi hebben?
Kannft man feggn."
Ü

Mar Liebermann:
B i e r g a r t e n,
Text von Gabriele Reuter.



Gufiav Falke: Dörten

Dörten war verfchwunden. Fritz fuchte fie vergeblich im Saal und
im Garten.
..Wen fzuchen Szie denn fzo eifrig?" fragte die kleine Rends-
burgerin. die mit ihrem Onkel Blinckmann vor der Tür ftand.
Im Gafizimmer lärmte noch die fette Stimme des großen Timm. und
hämmernde Schläge auf den Tifch und der Klang rollender Münzen ließen
erkennen. daß drinnen Karten gefpielt wurde.
..Peter. noch 'n Schampus!" krähte eine heifere Stimme.
Ein paar junge Leute gingen grade fingend um die Hausecke:
O meine liebe Lene. liebe Lene. liebe Lene.
O meine liebe Lene. wie fchön ifi die Lieb!
Als er Dörten nirgends fand. vermutete er fie auf dem Heimweg
und ging ihr nach. Er konnte fie doch nicht alleine in der Nacht naaj
Schönboeken gehen laffen.
Er hatte beim Kommen nicht auf den Weg geachtet. Als er eben
das Dorf hinter fich hatte. überfiel ihn der Zweifel. ob er auch recht
ginge. Alles fah fo fremd aus. in diefem nächtlichen Zwieliäft. Die
Sterne ftanden zwar am Himmel. aber was wollte ihr Leuchten befagen.
Im Weften war der Horizont rabenfchwarz. Da ftand noäj immer das
Wetter.
Er kam an eine alte Eiche. die er wieder erkannte. Sie fteht rechts
vom Wege in der Ecke von Peter Prebrows Kuhkoppel. Kurz und vier-
fchrötig ift fie. von wunderlicher Gefialt. oben ganz kahl. Wer fie einmal
gefehen hat. vergißt fie nicht wieder.
Er war alfo auf dem reaften Weg. da mußte er fie bald einholen.
Lange konnte fie noch nicht vorweg fein.
Etwas rafchelte über den Weg. von .Knick zu Knick. Etwas Dunkles,
Langes. Eine wildernde Katze? Ein Wiefel?
Bang bün ich nich. aber ganz gefährlich [open kann ick. feggt
Krifchan Bumann.
Fritz war nicht tapferer als Krifchan Bumann. Natürlich lief er
nicht. aber der Gedanke. daß fie zu zweien fein würden. wenn er Dörte
erfi eingeholt. hatte doch etwas Tröftliches für ihn. Er pfiff leife vor
fich hin. Und fah alle Augenblicke nach der dunklen Wolkenwand.
Ift das eine fchwüle Nacht! Ihm ifi wirklich ganz beklommen.
Diefe hohen Redder find dea) auch eigentlich recht unpraktifch. Man iii
ganz eingefchlofien und kann nicht mal um fich blicken. Wie leicht kann
einem etwas pafiieren. und kein Menfch wird es gewahr. Eigentlich war
7* - 9()

es ja wohl ganz unmöglich. daß Dörte hier allein in der Nacht diefen Weg
ging. Am Ende tanzte fie jetzt mit Hinnerk Saß. und er lief hier klopfen-
den Herzens durch diefe unheimlichen Redder. Aber nein. da faß fie wirk-
lich auf einem Stein am Wege. Eine dunkle Geftalt. die er zuerft kaum
erkannte. Als er heran kam. ftand fie auf und fagte mit hörbarer Er-
leichterung. aber nicht ohne Verfiellung: ..Wülln Se ok all na Huus?‟
..Ich kann Sie doch nicht allein gehen laffen. Mitten in der Nacht.
Und das Gewitter kann auch jeden Augenblick kommen.“
Sie fah nach dem Wetter.
..Dat kümmt fach noch nich. Aber bannig düfter is dat hüt nacht.“
„Sind Sie bange?“
Er fühlte fich ficher in ihrem Säjuß und flellte feine Fragen in
lautem und überlegenem Ton.
..Bang? Ne. wat fchall ick woll bang fin. Aber unheimlich ift
dat doch.“
Aber fie war doch bange. richtig bange. Ihr war die Totenkuhle
plötzlich eingefallen. Stine Asmuffens arme Seele follte ja manchmal
umgehen. Ganz gräfig war ihr mit einemmal geworden. Wäre fie
doch nur im Blauen Engel geblieben, Nun tanzte gewiß Hinnerk Saß
mit Lene. und fie mußte hier allein an der Au vorbei.
De Dodenkuhll
Dörten war froh. daß Friß jeßt bei ihr war. Vor drei Tagen hatte
fie ihn noch in die Au ftoßen wollen. Sie hätt*s ja natürlich nicht getan.
aber eine ordentliche Wut hatte fie doch auf ihn gehabt. Und nun ging
fie hier mit ihm allein zwifchen den dunklen Reddern und freute fich.
daß er bei ihr war.
..Dat 's 'n ganz wunnerliche Welt. Dat kümmt ganz fonnerbor
männigmal. Dor fchall man doäf denken. dat kunn gor nichangahn.
Mit rechten Dingen nich.“
So dachte Dörten und fah ihren Begleiter ab und zu von der
Seite an.
..Ne. ne. fo'n Tofiand. He hett mi ja woll ordnlich küßt. hett mi
ordntlich affküßt.“
Wieder geht ein Blick nach der Seite.
..Du müft di doch woll rein fchamen. - die brennt ja noch de
Backen _ dat wär ja. als wenn fo'n uthungert Hunn in de Wußkamer -“
..Dor is fe!‟ unterbrach fie laut ihren Gedankengang,

Ia. da war fie. die fchauerumwobene Totenkuhle. Ganz reglos
fchien fie dazuliegen. fah unheimlich genug aus in der Dunkelheit. Die
Weiden waren wie lauter fchwarze Gefialten. Ein leifes. dumpfes
Raufchen klang zum Weg hinauf.
..Mi ifi ganz gräfig to Moot.‟
..Aber wiefo? Fürchten Sie fich?"
Es war. als lief ein leifer Wind über das Waffer. Fritz warf
einen haltigen Blick über die Schulter. Eine unheimliche Gegend war
es doch.
..Vadder hett fe ok nok fehn.‟ flüfierte Dörten.
Er lachte gezwungen.
..An fo etwas glaubt man doch nicht."
Dörten hatte zwar die lebendige Stina Asmuffen gemeint.
..Ne. glöben fchall man fo wat je nich. aber feggn dot de Lüe
dat jo.“
..Es gibt keine Gefpenfier." fagte er beftimmt.
Sie hatten die Totenkuhle hinter fich.
..De givt dat ok woll nich." fagte fie zweifelnd. ..aber min Mooder
er Süfter hett doch mal 'n Mann fehn. de all Iohrn vorher ftorben wär.“
Ein erfies Wetterleuchten löfte fich vom fchwarzen Horizont und warf
ein fchnell verlöfihendes bleiches Licht auf Weg und Aue und zwei er-
fchreckte Gefichter.
Fritz. das unheimliche Loch erft im Rü>en. war fchnell gehobener
Stimmung.. Er taftete nach Dörtens Hand. die ihm aber entzogen wurde.
..Wie herrlich ifi doch fo ein Nachtgang. Die ftillatmende Natur.
Der Friede rings. Diefes Aufblißen des Wetters. als ob fich plötzlich
das leuchtende Auge des Himmels auftäte.“
Aber Dörtens Gedanken waren jest bei Hinnerk. Eine Wegbiegung
noch. dann waren fie bei der Schufierkate. Und jeßt - das war fchon
die Dornenhecke. Da ftand der kleine krumme Apfelbaum. Wie poffierliäf
der im Dunkeln ausfah! Und da war die Stelle. wo Hinnerk übern
Zaun gefragt hatte: Na. Dörten. wonehr is Hochtied?
Das war vor vier Tagen gewefen. Und nun ging fie hier in der
Nacht mit dem dummen Bengel allein. hatte mit ihm getanzt. hatte fich
von ihm küffen laffen! Was war das? Wie kam das alles? Dörten
wußte keine Antwort. Ihr war das alles wie ein Traum. Verworrenen,
befangenen Gemütes ging fie neben ihm her. Da verfuchte er noch einmal.
ihre Hand zu faffen.

„Ne. ne!‟ fagte fie breit und abwehrend. fchob die Hand hinter den Rücken und ging einen Schritt zur Seite.
Vor ihrer Tür bat er fie um einen Kuß.
„Ne. nel" .
Er legte den Arm um fie. Das war natürlich wieder ihre dumme ..Schenirlichkeit‟. die fie den Kuß verweigern ließ. Aber fie fiieß ihn zurück. daß er beinahe zum zweiten Male an diefem Abend unfreiwillig zum Niederfißen gekommen wäre. Sie fchloß fchnell die Tür. und er ftand allein in den erfien. fchwer herabfallenden Regentropfen,
-e ' .-
Das Wetter. das fo lange im Wefien gezögert hatte. war dann fchnell heraufgekommen und hatte fich mit großer Gewalt entladen. Wafferfluten raufchten vom Himmel. als follten die paar Katcn von Schönboeken vom Erdboden weggewafchen werden.
So fchlimm if't es nun aber nicht geworden. Schönboeken fieht heute noch. Die Sünden feiner Bewohner waren damals auch nicht fo groß. daß fie ein folches Strafgericht verdient hätten. Wie es heute damit fieht. bleibt dahingeftellt.
Alfo Schönboeken 'land noch. als am Morgen feine wenigen. über- nächtigen Kätner vor die Tür traten. um fich den Schaden zu befehen. Bis vier Uhr hatte das Unwetter gewütet. dann erft hatte man fiäf einem kurzen Morgenfaflaf hingeben können. Ioehen Schröder fchnarchte noch. als alle anderen fchon längfi auf den Beinen waren und fich ihr Leid klagten.
Zwifchen Iochens Haus und der Plüähahn-Kate hatte ein zerftören- der Strom des Gewitterregens das Geranienbeet verwüftet. Die Pforte nach der Plüekhahnfchen Bleiche überfpült - ein Gefchlämm von Sand und Kies zeigt noch das Strombett an - und drüben zwifchen Bleiche und Ziegenftall einen kleinen See gebildet. auf dem jetzt Kohlblätter. Holzfcheite und ein paar Eierfchalen umherfchwammen.
Bis in den Ziegenftall ftand das Wafier. und Dörten war mit Schaufel und Befen dabei. den Stall zu reinigen. als Fritz Frahm. feine Toilette beendend. mit einem erften Bli> durch die Gardine lugte.
Jetzt fteht er bei ihr und bietet feine .Hilfe an. Aber Dörten ifi übel- gelaunt. Daran ift nicht allein das Unwetter diefer Nacht und die überfchwemmung des Ziegenfialles fchuld. Sie wird dunkelrot. als fie Friß Frahm fieht. und wünfcht ihn weit weg.

Er aber freut fich. fie wach und rüftig zu fehen. Er hat böfe Träume
gehabt. Von Stine Asmuffen. die dann Dörten Plückhahn war. und ihn
triefend von Schlamm von fich [ließ: ..Lat mi! rög mi nich an. ick möt hier
iimgahn.“ Und er hatte große Angft ausgeftanden. wie unter dem Ge-
wiffensdruck begangenen Mordes.
Und jetzt erhebt fich Jochen Schröder von feinem Lager. reckt fich
und fieht mit einem Male verftört um fich.
..Dunner. wat *n Nacht! Herrgott. fchallt wohr fin?‟
Und jeßt wiffen fie es alle. Friß Frahm und Dörten und die beiden
alten Frauen. was wahr fein foll. Nein. was wahr ifc. Jochen hat's
mit eigenen Augen gefehen.
Dörten fteht leichenblaß an der Tür des Ziegenftalles. den Befen in
der Hand. ..Wo kant angahn. wo kant bloß angahn!‟ murmelt fie tonlos
vor fich hin.
..Ifi's denn gefährlich?‟ fragte Fritz Frahm.
Jochen zuckt die Achfeln.
..Dat fchall fick ja utwiefen. He föll lingerlang dahl und Hinnerk
fiunn da. mit'n Meß in de Hand. und keek uns an. as wüß he niäj. wo dat
togahn wär.“
Und während Jochen die ganze Gefchichte noch einmal ausführlich
erzählt. ift Dörten mit einemmal verfchwunden.
..Hinnerk . . . o. du leeve Gott . , . Ne. ne. ne . . .
So verftört vor fich hinjammernd. war fie nach der Schufterkate ge-
laufen. Aber Trina Meefch fagte: ..Hinnerk flöpt noch. He is de ganze
Nach opwefen. Dat ol afige Weder wär ok to dull. He flöppt wohl bit
Merdag to.“
Wußte Trina nichts von der fchrecklichen Gefchichte? Oder war
alles nicht wahr? Jochen kam gewöhnlich mit einem kleinen Brand vom
Tanzboden nach Haufe. Vielleicht waren das alles nur Träume. Phan-
tafien. die die unaufhörlich niederzuckenden Bliße und der knatternde
Donner bei dem im Raufch fortduffelnden Jochen ausgelöft hatten.
Aber Dörten war doch fo voller Angft. Sie mußte fich ausfprechen.
mußte Trina Meefch fragen.
..Barmherziger Gott." rief die Alte und fchlug ihre knochigen Hände
zufammen. ..Schweden Johann? Is he dood?“
Sie [landen vor Hinnerks Kammer und horchten. Sie hörten laute
unregelmäßige Atemzüge. vom tiefen Schnarchen unterbrochen.
F'

' ..Hebbt fe Strict hatt?“ fragte Trina Meefch: flüfternd. mit zittern-
der Stimme. *-
..Dat hebbt fe woll. Trina - O ne. o ne . . ."
Dörten brach in leifes "Weinen aus. Die Alte fah fie groß und
argwöhnifch an. -
Inzwifchen ging die Schreckensgefchichte fchon von Mund zu Mund_
und Iörn Kleefaat fagte: ..Dat is 'n Fall. dat is *'n afigen Fall."
..Wenn he man wedder opkümmtl He hett en origen Stich weg.
grad in de Bolt. Se hebbt fik ja woll um de Deern vertörnt.‟
Das_ fagte Harm Lüders. der Briefträger. der Iörn einen Brief aus
Kiel gebracht hatte und grade in Boek gewefen war.
..Wat förn Deern?" fragte Iörn.
..Lene Staak fchallt ja wohl wefen fin.‟
Iörn wiegte halb bedauernd und halb mißbilligend den Kopf.
..Iümmers de verdammten Frunslüe.“
..Se fchall ja all lang op en anner eiferfüchtig wefen fin." fagte
Harm Lüders. ..Und fon Deern is ja ok nich vörfiih'tig. und lett fik mit
all beid in."
* ..Hett fe dat' dahn?“
..Ick bünn nich biewefen." lachte Harm Lüders.
Aber es ift eine alte Sache. wer nicht dabei gewefen ifi. weiß immer
am meiften. Und ift es nun gar ein Landbriefträger und heißt Harm
Lüders. dann hat Frau Fama leichte Arbeit. Nicht daß Harm Lüders
befonders fchwaßhaft gewefen wäre. Im Gegenteil. er war fich bewußt.
als Beamter eine gewiffe Pflicht zum Bewahren von Geheimniffen zu
haben. Aber gerade deshalb drückte er fich immer fo vorfichtig und ver-
klaufeliert aus. daß man fich alles mögliche und unmögliche dabei denken
konnte.
..Dat fünd fo Mutmaßungen. Die Lüe redt fick ja geern allerlei
torecht. Ick will nix feggt hebbn."
Trotzdem ging von ihm der Vers herum:
Harm. makt Larm.
De Kuckuck will* ftarb*n.
De Hahn will legg'n.
..Dat dröff ick nich feggn."
Natürlich verhielt fich auch hier die Gefchichte wieder anders. als
fie jeßt von Mund zu Mund ging. Es war ein einfacher Streit gewefen.
zwifch'en Hinnerk und Johann Erikfon. angefangen mit einer Neckerei.

Das Wort ..Kaffer“ war auch gefallen. Aber Johann Erikfon war fchon
mit erhißtem Blut in den Blauen Engel gekommen. und Hinnerk Saß
war von Timm Katterfelds Champagner auch fehr obenauf gewefen. der
Mann mit den weißen Manfchetten und der vornehmen Freundfchaft. der
einen einfachen Knecht fchon mal hänfeln durfte. Lene Staak war ganz
unfchuldig daran. Denn daß fie fich nachher von dem angetrunkenen
Schweden dem haltungsvollen Hinnerk Schofter mit dem Stehkragen zu-
wandte. kann man ihr nicht als Schuld anrechnen. Freilich. ihren
Schwedenpunfch hatte fie weg. und Johann Erikfon mochte es ihr als Un-
dankbarkeit auslegen.
Wer weiß. was alles in Johann Erikfon grollte und kochte. ob es nur
der Alkoholteufel war. der ihn plötzlich wie finnlos auf Hinnerk ein-
dringen ließ. fo daß es im Handumdrehen zur Schlägerei kam. Und da -
Ludolf Schütt hatte es gefehen und Jofeph Katfch und Willi Suhr und
deren Mädchen. Wine Gutfchmann und Therefe Wiefe und wie fie alle
hießen. eine ganze Maffe Zeugen waren da. die alle befchwören konnten.
daß Johann Erikfon zuerft das Meffer gezogen hatte.
..Weg mit din Meß!“ hatte Hinnerk noch gerufen und war ein
paar Schritte vor dem blind auf ihn Eindringenden zurückgewichen. Und
auf einmal fiel Johann mit einem lauten Schrei hin. So war es ge-
wefen. Hinnerk hatte in Notwehr gehandelt.
Und grade als Johann Erikfon auf der Erde lag. und Hinnerk
verfiört und leichenblaß vor ihm ftand. das offene Meffer in der Hand.
da war auf einmal das Unwetter draußen losgebrochen. Ganz unheim-
liche Bliße zuckten vom fchwarzen *Himmel herunter. und der Donner
knatterte wie Gefchüßfeuer. und der Regen praffelte herab und fäubcrte
die Lauben draußen von den leßten Liebespaaren. die nun ganz verfiört
aus dem Aufruhr draußen in die Verwirrung drinnen hinein gerieten.
Ja. das war ein böfer Freudenfchluß gewefen! Und Peter Blinek-
mann war außer fich. So etwas mußte im Blauen Engel paffierenl Nie
war eine Schlägerei bei ihm vorgekommen. Alles war immer in Frieden
verlaufen. Und am nächften Mittwoch follte in demfelben Saal eine
Pafiorenkonferenz fiattfinden. Der Herr Superintendent traf fäfon
morgen ein und wollte im Pafiorat Wohnung nehmen.
Der blaue Engel von Rendsburg aber hatte Schreikrämpfe be-
kommen.
K K K
:05

Ein dumpfer Druck lag auf ganz Säfönboeken. Johann Erikfou
lag fchwer darnieder. und Hinnerk hatte fich vor Gericht zu verant-
worten. Der Gendarm hatte ihn in Mar Prebrows Wagen abgeholt.
Dörten melkte an diefem Morgen Jörn Kleefaats Kühe. fchweren
Herzens und ungefchi>t. fo daß fie die braven Tiere unruhig machte.
..Bunte Liefe" brüllte und fiieß den halbvollen Eimer um. und ..Swatte
Dübel" wollte durchaus nicht ftillftehen; Dörten mußte wiederholt mit
ihrem Hüker nachrücken.
..Dat is 'n Fall! Dat is "n afigen Fall." hatte Iörn gefagt.
..Da kann he noch mit vör de Gerichten kam'n."
Dörten wollte das Herz fiillfiehen bei dem Gedanken.
..Wenn fe em infieckt. gah ick in de Au. He kümmt ja nich wedder
rut. De Mörders ward ja hinricht. - Leere Gott. lat Johann wedder
beeter warrn. lat em niäf ftarben. Hinnerk kunn ja ganz gewiß ni
dafür.“
So betete Dörten in ihrer Angfi auf Iörn Kleefaats Koppel. den
Milcheimer zwifchen den Knien. Verwundert fah ..Bleß" fich nach ihr
um: Warum läßt du mich warten? Mit ihrem hübfchen braunen Schwanz
fchlug fie fich indes die Fliegen von dem blanken Rücken. --
Als Dörten mit den vollen Eimern von Iörns Koppel kam - fo
fchwer hatte die Tracht fie nie gedrückt - kam ihr Mar Prebrows Wagen
entgegen. Mar Prebrow fuhr felbfi. Hinten auf dem Stuhl aber faß
Hinnerk Saß und neben ihm Friech Witt. der Gendarm.
Da fingen Dörtens Arme an zu zittern. daß die Tragketten die vollen
Eimer hin und her rifien und von der Milch verfchütteten. Sie mußte
die Eimer niederfehen. Die Tracht fank ihr von den Schultern und fiel
klirrend hinter fie.
Der Wagen rollte fchnell vorüber. Hinnerk fah blaß. aber ruhig aus.
Mit einem kurzen. ausdruckslofen Blick fireifte er fie. Ob er fie gar nicht
erkannte?
..Hinnerk. min Hinnerk!" fchrie Dörten und lief dem Wagen ein
paar Schritte nach.
Friech Witt und Mar Prebrow drehten fiäz beide um. aber Hinnerk
rührte fich nicht.
Schluchzend fiand Dörten bei den Milcheimern. die Hände vors
Geficht gefchlagen. Und dann fank fie in die Knie. legte den Kopf auf
einen Eimer und weinte fich aus.
..Dat is nu de Straf davör. dat du di hefi von em küffen laten.

dat du mit em danzt heit -- und büft Hinnerk nich tru bleven . . .
und büfi na Huus [open . . . Wärft doch man dor bleven. Dat harr ja
all nich paffeeren kunt . .
So quälte fie fich und machte fich Vorwürfe. und aus ihrer großen
Qual wuchs der alte Haß auf Fritz Frahm wieder geil und fieil auf.
Ein blinder Zorn kochte in ihr. Davon fprach der kräftige Ruck. mit
dem fie zuletzt ihre Tracht wieder aufnahm. und die heftigen Schritte. mit
denen fie vorwärts ftrebte. fo rafch die vollen Eimer es zugaben.
Aber welcher Teufel führt jest Fritz Frahm daher? Tieffinuig fieht
er vor fich nieder. fchlendert mal rechts. mal links an den Weg ran. rupft
einen Halmen. eine Blume. greift blind über fich ins Redderbufchwerk
und zerrt und reißt an Nuß- und Buchenlaub. Liegen ihm die Gefcheh-
nifie diefer Tage auch fo fchwer im Gemüt? Sind feine Gedanken bei
Hinnerk Schofter. oder bei Dörten Plü>hahn? Aber nein. er hat
einen Brief in der Hand. Das wird es fein. Er trägt ihn offen
in der Hand. Und er hebt ihn jetzt in Augenhöhe. und feine Blicke
wollen ihn noch einmal überfliegen. als fie auf Dörten fallen. Friß
Frahm läßt die Hand mit dem Brief finken und macht große Augen. über-
rafchte Augen. Aber ein Funke von Freude leuchtet darin auf. Ge-
dämpfte Freude. Denn wer hat jetzt in Schönboeken zur lauten Freude
den Mut?
Und Dörten kommt näher. wirft einen böfen Blick auf Fritz Frahm
und geht vorüber. Er hat fchon einmal nach dem Ballerlebnis einen
folchen Blick bekommen. Hat er nicht Anrecht. befiegeltes Anreäjt. auf
freundlichere Augen? Hat fie nicht in feinen Armen. an feiner Brufi
gelegen? Hat fie nicht feine Küfie geduldet? Und hat er fie nicht durch
dunkle Nacht einen gefahrvollen Weg treu und ficher nach Haufe geleitet?
So geht er über den Weg an fie heran.
Eine kürzere und fonderbarere Unterhaltung hat er nachher nie
wieder mit einem Mädchen geführt.
..Watt wull'n Se von mi?" knurrte Dörtenz jeder Ton zitierte vor
innerer Erregung.
..Na nu?" Sein Erfiaunen war ehrlich und begreiflich.
..Du Snüffelinski! Du - du! - Du wullt hier wedder herum
fpionieren? -- 'n anftändig Mädchen in Verruf bringen . . . Du - du!
Wo keen is Schuld an aliens? . . . O. du niederträchtige Kujon. du!“
Halb kreifchend. halb fchluäjzend hagelten diefe Worte auf den Er-
blaffenden und ganz Verblüfften nieder. Und jedes Wort begleitete ein

Stoß ihrer geballten Fauft. und zuleßt trommelte fie wie finnlos auf den
Armfien los. *
..Aber ich bitte - aber - was foll denn das? Ich verbitte mir das
- und zwar ganz energifchl -- Sind Sie verrückt geworden?“
Er konnte kaum zu Wort kommen und 'wich Schritt vor Schritt vor
ihren blinden Fäuften zurück.
„Ut'n Dörp mit di! Ut'n Dörp fchalltft du." fchrie Dörten. während
ihr die Tränen über die erhißten Backen liefen.
* Bang bün ich nich. aber ganz gefährlich lopen kann ich. feggt Krifchan
Bumann.
Immer fchneller retirierte Fritz. Es blieb ihm nichts anderes übrig.
Hier waltete die blindentfeffelte Urkraft.
Dörten fchüttelte beide Fäufte hinter ihm her. Schweratmend |and
fie und fah ihm mit funkelnden Augen nach.
„Dat hett mi Luft geben . . . dat harr kam'n müßt, Nun ward
mi wedder woll. So'n Kafper. fo'n elendigen . . . De wull mi wat bör-
fnacken?"
Sie fpuckte aus und fcheuerte heftig mit dem Arm über die heißen
Lippen. als könnte da noch irgend ein vergeffener Kuß von dem unglück-
lichen Liebhaber hängen geblieben fein. Ganz rein follten ihre Lippen
fein von diefen demütigenden Berührungen.
Bei jedem Schritt klirrten die Deckel auf den Milcheimern. fo
erregt blieb fie. und fie mußte dreimal die Tracht abfeßen und tief
Atem holen und warf böfe Blicke nach den Eimern. als ob fie fäfuld
wären. daß fie ihr heute fo viel fchwerer wurden als fonfi. Und Bleß.
die dummerhaftige Kreatur. hatte doch obendrein noch einen halben Eimer
voll verfäfüttet.
K K K
Als Kaffen Klüth fpäter mal über die Boeker Grenzkoppel ging.
ohne „Kaffeebraune‟. denn auf dem Felde trug fich Kaffen Klüth wie
jeder richtige Verwalter: große Krempers und kurze Ioppe. wozu diesmal
noch die kurze Pfeife mit dem gemalten Hundekopf kam -- als Kaffen
Klüth fo längs den Knickwall mit feinen langen Beinen durch die
Furchten |akte. fah er etwas Weißes im Bufch hängen. das da fo fonderbar
hing. daß es ihn reizte. es herunterzuholen. Es war ein Brief. befchmußt
von Staub und Fliegen. aber fonft wohlerhalten. Schöne. fchlanke
Schriftzüge. und ein feines Monogramm in der linken Ecke. Kaffen

Klüth war nicht neugierig. dazu hatte er als herrfchaftlicher Gutsver-
walter den Kopf viel zu voll von wichtigen Dingen. Aber fo etwas lief't
man denn doch. überfliegt es wenigftens mit einem rafchen Blick. Und
man fängt noch mal von vorne an und lief't es ganz. wenn es ein Brief
*ift wie diefer.
* ..Lieber Friß!
Mit ,wäfferndem Neid“ lefe ich von dem herrlichen Fund. den Du
Glücklicher in Deiner ländlichen Abgefehiedenheit gemacht haft. Das muß
ja eine Königin an Wuchs und Haltung fein nach Deiner Schilderung.
Ia. unfere armfeligen Stadtfchönen mit den mageren Gliedern. Natur!
Rafie! das fage ich auch immer. Und diefe ,Urkraft' bift Du willens.
Dir zu zähmen. und bift auf dem befien Weg dazu? Beneidenswerter
Jüngling. dem die Götter ein folches Weib in den Schoß werfen,
Daß Du diefe Perle der ländlichen Flur zur Heldin einer Idylle
machfi. war mir intereffant zu lefen. Aber Herameter? Ich warne Dich.
Man liebt fie nicht. und fie find fchwer. Aber Du mußt es wiffen. Möge
Dir ein Seitenftück zu .Hermann und Dorothea* gelingen.
Halte mich auf dem Laufenden. wie fich diefes bukolifche Gedicht
realiter weiter entwickelt. und gedenke beim erften Kuß auf die Lippen
Deiner Dorfprinzefiin Deines vor Neid berftenden
Willi Schmidt.“
Kafien Klüth. als er den Brief gelefen hatte. drehte ihn ein paarmal
um. fchüttelte den Kopf und lachte. Er fah nach dem Datum. Der Brief
hatte fich vielleicht fchon vierzehn Tage hier auf den Feldern herum-
getrieben. Kaffen Klüth dachte an allerlei Leute feiner Bekanntfchaft. die
ihn wohl hätten verloren haben können. Da war der junge Lehrer in
Süfel und die beiden jungen Hilfsprediger. die mit auf der Paftoren-
konferenz in Möhlenbeck gewefen waren; der eine fah verdammt weltlich
aus. und zum Cölibat waren fie ja beide nicht verpflichtet. Und dann
waren die Forftgehilfen in Hinfchenberg da. und Heinrich Ahrens mit
der befferen Gymnafialbildung. der neue Schreiber auf Rohrhagen. An
alle diefe dachte Kaffen Klüth. aber an Fritz Frahm dachte er nicht. denn
von dem wußte er nichts. So hat er heute noch Heinrich Ahrens im Ver-
dacht. wenn er fich zufällig mal diefes Briefes entfinnt. was natürlich
felten genug vorkommt.
Kaffen Klüth zerriß den Brief. ballte die Feßen zufammen und
warf fie in den nächften Graben; da wachfen nun Nefieln darüber.
Der ihn aber empfangen hatte. riäftig von Harm Lüders zugeftellt.
weilte nie mehr in diefer Gegend. Der urkräftigen Aufforderung. Schön-
boeken den Rücken zu kehren. war er im Zorn und Scham nachgekommen.
wc)

noch bevor Jochen und irgend ein anderer der Eingefefienen aus Dörtens
Mund den eigentlichen Grund feiner fchnellen Abreife erfahren konnten.
Iener Brief mußte als Vorwand dienen: Wichtige Nachrichten. die ihn
fofort abriefen. -
..Wüllt Se nich adfchüs feggn?“ hatte Jochen gefragt. und mit der
Pfeife nach der Plückhahn-Kate gezeigt. ..Ick glöv. de Deern is to Huus.“
..Nein. nein. grüßen Sie nur.“
Das war ihm fchmerzlich fchwer geworden. diefer Gruß an Dörten.
aber Jochen wurde doch durch diefen Auftrag hinters Licht geführt. Doch
Jochen machte fich fchon feine Gedanken. Daß fie fich nicht ganz auf
falfcher Fährte bewegten. erfuhr er dann fo gut. wie alle andern. In
der ganzen Gegend - ein Halbkreis von Iochens langem Arm befchrieben
- breitete fich die Kunde von Dörtens Tat aus. Harm Lüders nahm
diefe Gefchichte mit in fein Repertoire auf. Fritz Frahm hat fich nie in
diefer Gegend wieder fehen laffen. Hinnerk Saß aber kam nach kurzer
Unterfuchungshaft wieder frei. Sie konnten alle bezeugen. daß er in
Notwehr gehandelt hatte. Selbft Lene Staak fagte für ihn aus.
Waren es die Augen. mit denen Dörten den zurückkehrenden Hinnerk
empfing. oder war es der Schrei. den fie Mar Prebrows Wagen nach-
gefchickt hatte. und der ihm bis in die Stille der Unterfuchungshaft
uachgeklungen: Hinnerk. min Hinnerk? Oder hatte Trina Meefch ihm
von Dörtens Tränen erzählt? Oder hatte ihre Heldentat an den Kafper.
den elendigen. fie fo in feinen Augen gehoben. daß er fie zur Frau be-
gehrte?
Genug. die erfte Hochzeit. an der der inzwifchen wieder hergeftellte
und durch Lenens Vermittlung verföhnte Johann Erikfon wieder teilnahm
_ er ift übrigens nachher auf dem Hof geblieben. wobei Lene auch ihre
Finger im Spiel gehabt haben foll - diefe erfie Hochzeit war die von
Dörten und Hinnerk.
Und es war am Tag nach diefer Hochzeit. da faß Dörten auf Hinnerks
Schoß - orig wat fwor is fe. _ und ließ fich von ihm küffen und* küßte
ihn wieder.
..Wat is man doch dat Gröttft? Dörten?“ fragte er mit einem
Schelmengeficht.
..Din Blindheit. Hinnerk."
..Na. wunnern deit mi ok. wo ick di fo lang överfehn kunn. Aber
wo keen kann op jede Kleinigkeit acht geben.“

Ricarda H uch:
Merkwürdige Menfchcn und Schickfale
aus dem Zeitalter des Riforgimento.
I
Silvio Pellico.

Vergleicht man die Flüchtigkeit des Lebens mit der Dauer von
Kunfiwerken. fo kann es fcheinen. als wäre jenes nun dagewefen. um diefe
hervorzubringen. und man denkt wohl mit Wehmut und Erftaunen. wie
viele Tage voll Sehnfucht. Schmerz und Kampf. abgeriffene Rofen. es
brauchte. bis das Schöne. ein Tropfen duftenden Öles entfiand. Zwei
Juwelen erzeugte das 64 jährige. mühfame Leben Silvio Pellicos: das
Drama Francesca da Rimini und das Erinnerungsbuch: Meine Ge-
fängniffe; das erfie die Effenz der fich öffnenden Blüte. der höchft
gefteigerten Iugendempfindungen. das andere aus Kampf und Ent-
fagung gepreßt. gleichfam der leßte Atemzug einer zarten. doch tapferen
Seele. die. nachdem fie das Schickfal überwunden hat. unterliegt. Zur
Zeit ihres Erfiheinens wurden die Gefängniffe auch in Deutfchland viel
gelefen und unter Tränen bewundert; jeßt find die unglücklichen Vor-
kämpfer des fertigen Italien vergeffen. höchftens daß noch Schüler des
Italienifchen an der leichten und reizenden Sprache diefes Buäfes ihre
erfien Lefeverfuche machen.
Das Tatfächliche im Leben Pellicos ift merkwürdig genug. um ohne
weiteres zu intereffieren: ein junger Mann voll Geift und Empfindung
erringt. obwohl arm. durch feine Begabung rafch ein nicht geringes
Anfehen in den erfien Kreifen Mailands. der laute Ruhm des drama-
tifchen Dichters wird ihm zuteil. zugleich ift er Freigeift und Patriot. er
liebt und wird geliebt. die Fülle mannigfaltigen Lebens umdrängt feinen
Weg _ da fchneidet ihm das Schickfal. wie nur je als Zufall verkleidet.
die Zukunft ab; nach langer quälender Unterfuchungshaft wird er in
den Kerker des Spielberg geworfen und verläßt ihn acht Iahre fpäter
als alter. den Iefuiten ergebener Mann. der eine innige und aufrichtige.
lll

aber doch befchränkte Frömmigkeit zum Maßftabe der menfihlichen Handlungen macht,
Was für Kämpfe müffen fich abgefpielt habenz bevor eine folche Wandlung fich verwirklichte! Jil überhaupt eine fo durchgreifende Wefensänderung, wie fie hier vorzuliegen fcheint- möglich? Sind es nicht nur Anpaffungen derfelben Seele an ein anderes Klima des Glückes? Und wie war diefe Seele befchaffem die- fo fanft und zurückhaltend, fich feheinbar in fo heftigen Abfchnitten- fich felbft verratend entwickelte?
Wie immer in ähnlichen Fällen liegt auch hier die fchroffe Veränderung im Grunde nur in der Formf die das Innere wählte um fieh auszudrii>enz fehen wir näher zux fo finden wir) daß der bigotte- altjiingferliehe Silvio derfelbe i|f wie der freidenkende- leidenfehaftliäfe Jüngling außer daß ihm die Bildfamkeit und Empfänglichkeit der Jugend abhanden gekommen ift.
über feine körperliche Veranlagung fagt Silvio felbft: „Joh bin überzeugt- daß ich mit einer geringen Dofis Leben und beinahe gar keinem Gleichgewiiht der Säfte geboren bin; das beweift die Rachitis meiner Kinderjahre- die kleine Figurf die mir geblieben ifir die Krämpfe- die Reizbarkeit meiner Nervenr die Schwäche meines Magens.“
Es fcheintx daß in der Familie eine Neigung zur Nervofität und zu einem bei der aufrichtigen Frömmigkeit und bilrgerlichen Ehrbarkeit überrafchenden Leichtfinn vorhanden war. Von einem Großvater wird erzähltf daß er ein leidenfchaftlicher Lottofpieler war und diefem Hang znuliebe einige Male fogar feinen Hausrat verfeßte. Silvios Vater war ein gutherziger Mann von fchwaehem Charakter- der weder feinem Leben noch dem feiner Kinder eine fefte Richtung zu geben wußte; eine kleine diehterifche Begabung fcheint ihm im Grunde wichtiger gewefen zu fein als fein Beruf- den er mehrfach wechfelteF allerdings auch durch die Not der Zeit gedrängt. Er hatte einmal eine Nervenkrankheit verbunden mit „Erregung der PhantafieK wovon er fich plötzlich geheilt fand- nachdem er dem heiligen Franziskus eine neuntägige Andaiht dargebraäft hatte. Eine bedeutende Perfönlichkeit fcheint die Mutter gewefen zu feinf eine Savoyardim äußerft willenskräftig und von großem Einfluß auf die Familie. Der Umftand- daß fie zehn Kinder gebar und felbfi nährte„ fcheint für ihre Gefundheit zu fprechenz andererfeits untergruben vielleicht diefe Geburten ihre Kraftf denn Silvio fchreibt im Jahre 1819- daß fie fchon feit Jahren fafi beftändig leide.
[[2

r._>—-_ ~~ _.*-..-.--... - -
Q..-
_4.

_..:..,.~.. ,w.:E._,.rJ=,..n. .ZL-„Ö
:2. P..__2?.“.. 3:;
2:4,: :1L WIG-:.-
.JXZN >73?? ZZ.:
PL m::
._.&E..E. :AO

Z9? ?xs-:N
„LZ-....9
...LZ

'l'li ll\l'vll'll'1'l'" i' "*.'1.'|'|['71"'
.l'li“ .l ..'L'

q..



fowohl phyfifch wie moralifch. In beiden Eltern fcheint das Empfin-
dungsleben überaus lebhaft gewefen zu fein. was die Mutter bei der
Erziehung bewußt zur Geltung brachte. Zwifchen Eltern und Kindern
und den Gefchwiftern untereinander herrfchte die innigfte Zärtlichkeit.
„'l'oj, u0tre Unrjette, 1108 frieren et moi.“ fchreibt Silvio kurz nach der
Befreiung aus dem Kerker an feine Schwefter Iofephine: „110118 nommen
cke-8 oma-aux cl'uue uicbäe, qui 118 8011i: 1111112 part d. leur* nine que
lokßqu'jlo ae cbuebotteut it l'0rej11e ce joli petit Manage: „je
t'aime, je t'uilue, je t'uiwe“.
Von den zehn Kindern fiarben fünf in zartem Alter. Silvios älterer
Bruder Luigi hatte große Ähnlichkeit mit ihm in der geiftigen Veranlagung.
doch war er nicht kränklich und im Gegenfaß zu dem kleinen. unfcheinbaren
Silvio eine hübfche elegante Erfcheinung. Stolze und feurige Gemüts-
art wurde ihm nachgefagt; er war.ehrgeizig. unruhig. immer unglücklich
verliebt. trotz redlicher und edler Gefinnung leichtfinnig und weniger fähig
fich zu beherrfchen als Silvio. Verfchwenderifche Lebensweife verleitete
ihn zu einer firafbaren Handlung. die fich vertufchen ließ. unter deren
Folgen aber er und die ganze Familie lange litten. Auch er war dich-
terifch begabt und fchrieb Komödien in Verfen. die die Freunde fchäßten.
doch wurde ihm das Machen noch fäjwerer als Silvio. Beide waren. bei
großer Liebenswürdigkeit im gefelligen Umgang. melancholifch. Luigi wie
es fcheint ganz ohne innere Widerftandskraft. Silvio wollte ihn die
lebten Briefe des Jacopo Ortis. den italienifchen Werther. nicht lefen
laffen. weil das Buch feine periodifchen Rafereien verdoppeln und ihn ins
Verderben reißen könnte.
Die Schwefter Marietta. die während der Gefangenfchaft Silvios
in ein Klofier eintrat und dort ftarb. war von 'jeher leidend. weniger
Giufeppina. die jüngfie. die ihren Bruder pflegte und überlebte. Giu-
feppina. die ihr Leben befchrieben hat. erzählt. wie fie als junges Mädchen
beim Abftauben der Bücher ihres älteren Bruders heimlich Romane und
Theaterfiücke gelefen habe und dadurch fo fiark berührt worden fei. daß fie
befchlofien habe. fich in einem klöfterlichen Leben gegen die Gefahren der
Welt abzufchließenz denn fie dachte. wenn fie ..einem fympathifchen Ge-
genftand begegnet wäre. würde fich ihr Herz leicht haben feffeln laffen‟.
Diefes angfivolle Umbiegen des erwachenden Lebensdranges in gänzliches
Entfagen hat an einem jungen Mädchen etwas Abnormes. In fpäteren
Jahren wurde Giufeppina von einem deutfchen Konvertiten verehrt. der
ihr nicht gleichgültig gewefen zu fein fcheint. Auch an ihr tadelte Silvio

eine gewiffe Neigung leichtfinnig zu wirtfchaften. die fich freilich nur
bei Gelegenheit ihrer Mildtätigkeit gegen Arme und Kranke zeigte.
Nach einer Überlieferung der Familie brach Silvios Krankheit in
feinem erfien Lebensjahre aus. als er nachts durch miauende Kaßen aus
dem Schlafe gefchreckt wurde. Seitdem wuchs er nicht mehr mit Aus-
nahme des Kopfes und feine Glieder verkrümmten fich. Von den Ärzten
aufgegeben wurde er durch die nicht nachlaffende Pflege feiner Mutter
am Leben erhalten. deren Bemühungen es auch gelang. ihn wieder gerade
zu machen; freiliäf mußte er während der Kinderjahre an Krücken gehen.
Sehr quälten ihn Angftzuftände. die fich fo äußerten. daß er in den
dunkeln Ecken des Zimmers kleine alte Frauen zu fehen glaubte. vor
denen ihm graute. Derartige Vifionen und Beängf'tigungen wiederholten
fich fpäter noch einmal. als er in Venedig in Unterfuchungshaft war.
Herangewachfen war er kräftiger. ohne doch jemals gefund zu fein. Er
konnte fich niemals in normaler Weife ernähren. und die Klage: ..Diefe
Lungen fcheinen müde zu atmen.“ kehrt fein ganzes Leben hindurch wieder.
Zuweilen legte er fich felbft die Frage vor. ob gefchlechtliche Ausfchwei-
fungen an diefer Zerftörung feines Organismus fchuld fein könnten; aber
er hatte fich folchen nur fo kurze Zeit hingegeben. daß ein nur einiger-
maßen gefunder Körper dadurch nicht hätte erfäfüttert werden können.
Der angeborene Mangel an Lebenskraft verbunden mit den An-
fprüchen eines lebhaften Verftaudes und einer gefieigerten Empfindungs-
fähigkeit war ein Mißverhältnis in Silvios Anlage. Durch Begabung
und Gefühl zu hochgehendem Ehrgeiz und überfchwenglichem Verlangen
erregt. fah er fich zu beftändigem Verzichten gezwungen und verbrauchte
feine Kraft in bitteren Kämpfen. um den Zwiefpalt in fich felbft zu über-
winden und nach außen nicht merken zu laffen. Die heimlichen Leiden.
die er als Kind ausftehen mußte. wenn er die Gefchwifier fröhlich fpielen
fah und fich nicht daran beteiligen konnte. festen fich in veränderten
Formen feine ganze Iugend hindurch fort. Wenn ihm in feinen leisten
Lebensjahren mit Unrecht vorgeworfen wurde. er verfielle fich. fo ift doch
das wahr. daß er fein eigenftes Fühlen früh vor den Menfchen zu ver-
bergen fich gewöhnte. Der fchüchterne. immer fanfte und freundliche
Silvio mißachtete die Menfchen im allgemeinen und fonderte fich im
Geifte hochmütig von ihnen ab. Diefe Gefinnung äußerte er nur gegen
feinen Bruder Luigi. der fie teilte. ..Auch ich habe mich mehr als einmal
wegen der Verachtung getadelt. die ich für die Dinge und Menfchen emp-
finde; aber ich habe ihren und meinen Wert genau abgewogen und mim

immer etwas mehr als vorher gefäfäßt." Und wieder: ..Deine Briefe . . .
erheben mich fozufagen aus der menfchlichen Gefellfchaft. um mich mit dir
ich kann nicht fagen wohin zu fiellen. aber wo die Welt zu unferen Füßen
ift. Unfere beiden Seelen haben viel Stolz . . . Die Achtung des Publi-
kums reizt mich faft gar nichtz und das kommt gewiß von der Verachtung.
die es verdient. und die ich wider Willen für alle meine fterblichen Brüder
fühle mit Ausnahme fehr weniger." Nach feiner Anficht haben die
meiften Menfchen nur einen Augenblick. wo fie liebenswert find. hernach
entwiäeln fie fich nicht weiter und find dann ..verächtlicher Kot. der
verpeftet. was ihnen nahe kommt."
Bei diefer Einfchäßung ihrer felbft und der andern war ihnen die
Armut doppelt unerträglich. die ihnen den Plaß unter denen anwies. denen
fie fich überlegen fühlten. ..Zn viele Umftände." fchreibt er an Luigi.
..haben fich einem befieren Gebrauch unferer Fähigkeiten entgegengefeßt.
aber wenn das Gefchick uns auf einen höheren Schauplatz gefiellt hätte.
weiß ich. daß wir Außergewöhnliches leiften könnten. Das ifi nicht Stolz;
aber je mehr ich unfer Empfinden mit dem der anderen mefie. defto mehr
befiärke ich mich in der Notwendigkeit. die Allgemeinheit der Menfchen
unter uns. nur wenige über uns zu ftellen." ..Verruchte Gefellfchaft!"
ruft er einmal beim Befprechen der Geldforgen aus. die die Familie
bedrücken. ..wir find darin. fo bleiben wir darin und verhehlen wir unfern
Zorn." Obwohl von wohlwollenden Freunden umgeben. fchreibt er dem
Bruder: ..Fremd bin ich gleich Dir in diefem Jahrhundert. in diefer Ge-
fellfchaft. oder beffer gefagt in diefem Weltallz fremd allen außer Dir
allein." und nennt ihn und fiä) ..ein verfelztes Rad. das nichts mit der
großen Mafchine der Gefellfchaft verbindet."
Ein Herz. das fo warm fühlte. der Liebe fo fehr bedurfte und doch
fo überaus empfindlich gegen jede Berührung nicht ganz mit ihm überein-
ftimmender Perfönlichkeiten war. hatte eben dadurch eine natürliche Anlage
zur Frömmigkeit. Zunächfi drückte fich diefe nur in einem fortwährenden.
unbeftimmten Suchen nach etwas aus. das Halt und Befriedigung gäbe,
und in einem ungebärdigen Zurückftoßen aller ihm erreichbaren irdifchen
Dinge. Gläubig im katholifchen Sinne war er als junger Mann indeffen
durchaus nicht. ja er fprach von allem Konfeffionellen wie von etwas längfi
überwundenem. weit hinter ihm Liegenden. Er empfiehlt feinem Bruder
Kant. mit dem er einen hohen Flug tun werde. Da man einmal vom
Baume der Erkenntnis gegeffen habe. gebe es keine andere Süßigkeit. als
fo viel wie möglich davon zu fchme>en. Häufig fehlt feinen Äußerungen

jede Pietät für den Glauben feiner Kindheit- der noch immer der feiner
Eltern und jüngeren Gefäjwifier war, „Nur der Unwiffende/' fchreibt er*
„ein altes Buch in der Hand, das er nicht verfteht7 entfcheidet anmaßend
über die Geheimniffe der Schöpfung und ftirbt zufriedenf daß er fie erkannt
hat." Über den jüngeren Sohn des Grafen Potro fagt er: „Dafüh daß
er von Mönchen erzogen iftj |e>t er nicht einmal fo fehr voller Vorurteile;
nicht dureh das Verdienft diefer Mönchez fondern weil fie fo verhaßt find,
daß die von ihnen erzogenen jungen Leute ungefähr grade das Gegenteil
von dem glauben- was ihnen gelehrt worden ift.“ Als fein jüngerer
Bruder Franz den Entfchluß faßte Geiftlicher zu werdenx verfuchte er ernfi-
lieh zu bekämpfenf was er Luigi gegenüber für eine Tollheit erklärte: „Eines
Tages, hoffe ich, wird er fich vor Lachen die Seiten halten- wenn er an
das Dreie> denkt- das er fich auf den Kopf feßen wollte.‟ Jedenfalls
beklagt er Francesco, weil diefe Torheit einen Anftrich von Melancholie
verratef der ihm immer bleiben werde.
Dunkler und fchwerer konnte fie nicht fein als feine eigene. Schon
als Kind hatte er oft gefagt: „Ach- der fäjönfte Tag meines Lebens wird
der meines Todes fein." Diefer fchmerzliche Seufzer kehrt in jeder Lage
wieder. „Ich bringe ganze Tage ftumm in meiner Kammer zu/' fchreibt
er im Jahre 1815- bald nach der erfolgreichen Aufführung feiner
„Francesca'J „allein, mit keinem andern Troft als meiner gewöhnlichen
überlegung: ehe hundert Jahre vorüber find* wird diefes Herz aufgehört
haben zu fchlagen; ach jaj ehe hundert Jahre vorüber find.‟ Er nennt
fich des Lebens fatt, aller menfchliäfen Dinge überdrüffigj das Leben ein
übelj eine Fur-ier die fich an dieFerfen des Menfchen heftet- der nicht die
Kraft hat fie abzufrhütteln. „Auch ich fierbe vor Schwermut/ antwortet
er Luigi- der in ähnlichem Sinne an ihn gefchrieben zu haben fcheint. „vor
Unzufriedenheit mit mir felbft und vor Abfcheu gegen die verdummte Ge-
fellfchaft diefes Landes. Auch in mir ift jeder Ehrgeiz erlofchen."
Man fpürt die hoffnungslofe Müdigkeit einer Seelex die in fich die
Kraft nicht findet- aus der fie Leben faugen kann. Das Bedürfnisf
fich an einen Stärkeren anzufchließen- machte ihn zur Freundfchaft ge-
eignetf und zwar waren die Männerj die er liebtef fafi immer folchej wie
fie auch auf Frauen den größten Eindruck zu machen pflegen- kraftvolle,
rückfichtslofe- herrifche. Es ift eigentümlicl» daß große Fehler, ja Lafterj
wenn fie auf einem Übermaß von Raturkraft beruhten und mit Talent
verbunden warenz einem Manne in feinen Augen nicht nur nicht fchadeten,
fondern fein Gefühl erfi recht zu entflammen fchienen. Derj den er zuerft

zum Freunde wähltef war Ugo Foskolof ein genialerf zügellofer- durch
verhängnisvolle Leidenfchaften zerrütteter Mann, deffen unf'terbliihes Ge-
dicht- „Die Gräben) einen entfcheidenden Einfluß auf die geiftige Richtung
Silvios ausgeübt haben foll, Er nannte ihn den größten Mann feiner
Zeit- eine Steller die er im Alter Manzoni einräumte. Den Arzt und
Patrioten Rafori- der wegen einer anf'tößigen Lebensführung ebenfo be-
rüchtigt war„ wie berühmt durch Geift und wiffenfchaftliche Bedeutungt
verehrte ert ohne die gegen ihn gerichteten Anklagen durchaus: zu befireiten.
über Byront den er in Mailand perfönlich kennen lerntef fchrieb er feinem
Bruder: „Kalte Verruchtheit ift eine zu hervorragende (eminente) Eigen-
fehafy als daß ich nicht fchr zögern follte- fie für in der menfchlichen
Natur liegend zu halten; aber gefeßt auci» daß diefer entfeßliche poetifche
Charakter in Lord Byron wirklich wäre- er gefällt mir überaus.“ Was
Confalonieri betrifft, von dem er fagtf daß er keinen mehr als ihn geliebt
habe- fo betont er zwarf daß die gemeinfame chrifilich-katholifche über-
zeugung die Grundlage ihrer Freundfchaft bilde; aber alles fpricht dafür,
daß es vielmehr das Kräftige- Stolze und Belebende in Confalonieris
Natur wart wodurch er fein Herz beherrfchte. Mit Lodovico de Breme,
einem feinem religiöfem fchriftftellerifch begabten Mannet befreundete
er fiel) nach feinem eigenen Geftiindnis nur- weil diefer ihn liebte und
fuchte. In einem Gedicht von der Größe Gottes, das er in feinen leßten
Lebensjahren machte, feiert er Gott als den Stärkfient an den feine
Schwäche fich anlehnen könne.
Es wäre indeffen falfchf fich Silvio Pellico als einen Schwächling
vorzuftellenz der kleine- kränkelnde Mann befaß jene Standhaftigkeit und
Selbftüberwindung- jenen moralifchen Mut, an dem auch *zarte Frauen es
oft kraftvollen Männern zuvortun. Aueh artete er in diefer Hinficht nach
feiner Mutter und fagte felbftf er wage est fich in einem mit ihr zu ver-
gleichem nämlich im Mut- womit er ohne Zweifel den Mut meinte- das
für Recht Erkannte ohne Rückficht auf die Folgen zu tun- und das fchwerfie
Leiden zu tragenf ohne es merken zu laffen und fich dadurch in der Aus-
übung der Pflichten fiören zu laffen. Er war nicht fähigf fich etwas zu
erkämpfen und zu erzwingenf wohl aber fich deneu- die er liebtef zu opfern.
Man muß die Unbeugfamkeit feiner Urteilskraft bewundernf mit der er
troß der Heftigkeit feiner Empfindungen jedem- fich felbfi und feinem
Schickfal gerecht werden konnte. Wenn er einerfeits an kraftvolle Na-
turen fich leidend anfchloßf behauptete er fich doch neben ihnen; die unbe-
fiexhliche Reinheit feines Charakters machte ihn zum Vorbild für Jüngere,

zum Erziehen geeignet. Er liebte den Umgang mit heranwachfenden
Knaben und wußte fie an fich zu fefieln. vermutlich durch eine glückliche
Ve-einigung von Strenge und Liebe. vollem Verfiändnis. kindlicher
Sinnesart und geiftiger und moralifcher Überlegenheit. Was er an
Erwachfenen verachtete. die Trägheit. das Verfumpfen und Verfaulen.
gilt nicht für die Jugend mit ihrer Triebkraft und ihren unbegrenzten
Möglichkeiten; fie befriedigte fein äfthetifches Gefühl und zugleiäf einen
pädagogifchen Zug. der ihm eigen war.
Silvio Pellico ift als Menfch der echte Vertreter des romantifchen
Typus. wie er in Deutfchland am vollkommenften durch Ludwig Tieck
dargeftellt ift. Wie die deutfchen Romantiker ift er immer wünfchend
und fehnend. nie befriedigt: ..Der Menfch von Phantafie und Herz trägt.
wo er auch fei. einen immer fchmerzliehen Durft nach unerreichbar-en Ge-
nüffen mit fich: in der Einfamkeit fehnt er fich nach Gefellfäjaft. und
in Gefellfchaft verlangt er nach Einfamkeit. und nie hat er weder Ein-
famkeit noch Gefellfchaft. wie er fie fich wünfchte.“ Wie die deutfchen
Romantiker ift er heimatlos geboren. fremd in feinem Vaterlande. obwohl
er es liebte. fremd in der Welt. voll Heimweh nach einem überirdifäjen
Reiche. Wie fie war er. obwohl den Frauen fehr ergeben und in der
Jugend heftig verliebt. doch mehr zur Freundfchaft als zur Liebe ge-
eignet. ..Die Freundfchaft.“ fagt er. ..ift die Art der Zuneigung. für die
ich mehr als für jede andere Leidenfchaft des Herzens veranlagt bin."
Wie fie begann er mit kühnen Zweifeln. um unbeweglich fefk an einen
Glauben gekettet zu enden.
Er war. wie jene. eine durchaus kontemplative und paffive Natur.
fchon dadurch zur Melanäjolie beftimmt. und litt fowohl unter dem
Zwange. fich dem Jnfichfelbfiverfenktfein zu entreißen. wie unter dem Be-
wußtfein der Untätigkeit. Wie jene von einer der Neugierde verwandten
Luft nach Wifien und Entfchleiern aller Geheimniffe befeelt. wandelten
ihn häufig Stimmungen an. wo er das Wiffen verachtete. ein kulturlofes
Leben pries und den eigenen Erkenntnisdrang als Sünde empfand.
..Manchmal habe ich beinahe Gewiffensbiffe. daß ich den Stolz meines
Geiftes genährt und gewagt habe. das Weltall mit meinen Augen zu
meffen wie ein Gott. und ich fehne mich nach dem Frieden der Unwiffen-
heit. wie der dürftende Hirfch nach der Quelle verlangt!“ Wie jene machte
er die eigentümliche Beobachtung an fick). daß ein frühes. maßlofes
Schwelgen in der Phantafie ihn erfehöpft und ausgeleert habe. wie wenn
es wirkliches Erleben gewefen wäre. ..Diefer mehr kontemplative als

ausübende Charakter hat mich feit meiner Kindheit in die Region der
Phantasmen geworfen. wo ich mich damit abmattete. fie zu erkennen. zu
zergliedern und wieder zufammenzufeßen. da es mir fchien. ich könnte
aus diefem Ehaos die fchönfte der Welten machen. Niemand kann
fich die Unordnung meines Gehirns in meiner Kindheit vorfiellen. Diefe
innerliche Tätigkeit hat mich vorzeitig mit allen Ideen von Tugend und
Vet-bremen vertraut gemacht. und mit 18 Jahren. wenn das moralifche
Leben der andern Menfchen beginnt. war meines fozufagen im Unter-
gehen. Müde und aller Dinge überdrüffig. habe ich feit damals den
Tod erfehnt. und wenn diefer Wunfch einmal auch in der Ruhepaufe
der Leidenfchaften fich in einem Herzen feftgefeßt hat. ift er ein unheil-
bares Gift. das. wenn es das Leben nicht gewaltfam abkürzt. es mit
dauernder Melanafolie durchdringt."
Silvio erklärt hier zugleich die auch an den deutfchen Romantikern
zu beobachtende unnatürliche Verteilung der Lebenskraft. vorfchnelles
Reifen und Wellen. fo daß fie entweder jung ftarben oder nach kurzer.
auffchäumender Iugend in ein müdes. langfames Abfterben verfielen. wie
wenn allzufchnelles Verbrennen der zugemeffenen Feuerung durch vor-
fichtiges Sparen eingebracht werden müßte.
Die eigentliche Blütezeit Silvios fällt in die Iahre 1815-20. die er
in Mailand im .Haufe des Grafen Porro-Lambertenghi als deffen Se-
kretär und Erzieher feiner Söhne verlebte. Schon vorher aber hatte er
das Drama Francesca da Rimini gefchrieben._das im Iahre 1815 auf-
geführt wurde und ihn. der bisher nur durch feine Liebenswürdigkeit
und feinen Geift anziehend war. berühmt machte, Für die italienifche
Literatur bedeutete die Francesca eine Neubelebung der in einem feelen-
los gewordenen Klaffizismus erftarrten dramatifchen Poefie. ja mehr.
fie war der erfte künfilerifche Ausdruck modernen Empfindens. das fich
in dem traditionellen Stil nicht wiedererkennen konnte. Man fah zum
erfien Male nicht den verfieinerten Faltenwurf der griechifch-römifchen
Toga. hörte nicht die antiquarifchen Reden eines Ecifar oder Brutus.
fondern man liebte. litt und wütete in einer vertrauten Welt. Es war
eine Wirkung. die man mit der der bürgerlichen Rührftücke. wie Leffings
Sara Sampfon. vergleichen kann. infofern das Stück von der Ubertrieben-
heit des Stils einen Schritt zur Natürlichkeit machte. fich alfo gewiffer-
maßen von der Kunft entfernte. um das Gefühl zu gewinnen. ohne welches
das auserlefenfte Kunfiwerk leblos bleibt.
Die Sprache wurde von manchen Seiten getadelt als nicht ganz

gebildet und nicht italienifch. Allerdings waren die Pellico franzöfifchen
Urfprungs und das Franzöfifche Silvio wie das Italienifche geläufigz
vielleicht aber gehörte gerade der fremde Blutstropfen dazu. um das
marmorne Pathos. das auf der Bühne herrfchte. beweglich zu machen.
Die Einfachheit und Anmut der Sprache. die niemals ihren Reiz ver-
lieren kann. fiel damals mehr als jetzt auf. die einen bezaubernd. wie fi_e
die andern entrüftete. wo es im allgemeinen dem Dichter vorgefchrieben
war. in der Tragödie den Kothurn anzufchnallen. Obwohl die Francesca.
wie fchon oft bemerkt wurde. lyrifchen Charakter hat. entbehrt fie der
dramatifchen Wirkfamkeit durchaus nicht; fie ift knapp. gedrängt vorwärts
fchreitend. das Intereffe nie erlahmen lafiend. Der Auftritt. wo Paolo
und Francesca fich ihre Liebe bekennen. füß im Tone. im Tempo hin-
reißend. einfach und empfindungsvoll. ohne gemeinpläßig und weichlich
zu fein. wird immer zu den klaffifchen Liebesfzenen des Theaters gehören.
Was Silvio Pellico fehlt. ift Tiefe der Ideen und der Anfchauung. Reich-
tum und Originalität der fchaffenden Phantafie. Fülle der Geftaltenz
aber er hat das Gefühl und den Jnftinkt des Säfönen. die den Dichter
machen. Mit der Francesca hat ein ftarkes Gefühl. von einem guten
Gefchmack geleitet. ein in feinen Grenzen vollkommenes Kunfiwerk ge-
Waffen-
Die Aufführung. die am 18. Juli im Teatro Re fiattfand. hatte un-
eingefchränkten Erfolg. Die Darftellung war vollendet; den Paolo fpielte
ein Riminefe. der. von häßlichem Äußern. wenig für die Rolle des Ge-
liebten geeignet fchien. fie aber fo glänzend verkörperte. daß er das
Publikum begeifierte. Carlotta Marchionni. die erfte Schaufpielerin
Italiens und von ihren Verehrern als die erfte Schaufpielerin Europas
angefehen. konnte als Francesca ihr Talent. tragifche Leidenfchaft mit edler
Natürlichkeit darzufiellen. wie nie zuvor entfalten. Sie war fo eins mit
diefer Geftalt. daß ihr Name mit dem der Francesca von Rimini ver-
bunden geblieben ifi.
Silvio Pellico war unter den Zufäjauernz erft gegen das Ende der
Aufführung wurde bekannt. daß er der Verfaffer war. Man urteilte
allgemein. daß feit Alfieri keine folche Tragödie gefchrieben fei. und viele
fahen es als einen Vorzug an. daß Pellicos Dichtung mehr zu Herzen
gehe als die Alfieris. Geld trug ihm der Erfolg nicht ein; aber er hatte
fich in den Mailänder Kreifen. wo moderner Geift gepflegt wurde. einen
Namen gemacht. Es drängte ihn. feinen jungen Ruhm durch neue Werke
zu befeftigen; fein Ziel war. eine neugeartete Tragödie zu fchreiben. die

frei vom Druck der Ariftotelifchen Gefeße wäre, zuvor aber wollte er
mit mehreren orthodoxen Dramen feinen Ruf fo ficher machen, daß er
das anftößige Wagnis unterftüßen könne. Jndeffen wurde es ihm fchon
die befcheidenere Aufgabe auszuführen fchwer. Außer dem Drama
„Eufemio di Meffina" vollendete er nichtsz fchwelgte fiatt deffen in
Entwürfen. Eine Reihe von Tragödien befchäftigte ihn nacheinander:
Attilio Negolo Lombardoz J Brescianiz Matildez Danter Pifonez Beatrice
d' Eftef Pia de' Tolomeiz und von mehreren wurden einige Akte fertig.
Außerdem maäfte er den Plan zu einer Novellez die der Italiener heißen
und den idealen Typus des italienifchen Patrioten aufftellen follte, und
arbeitete an einem Gedicht über Eola di Rienziz in dem erz wie es fcheint.
den höchfien Auffchwung feines patriotifchen und religiöfen Freiheits-
dranges zufammenfaßte.
Obwohl Silvio nach feiner eigenen Ausfage das Entwerfen von
Büchern leichter fiel als das Machenf jaz es feinen Geift fehr anfirengte
etwas zu fchreiben. und dies innere Hindernis zu einem großen Teile
die Urfaihe feines zerfplitterten Schaffens war. muß man don) zugeben,
daß feine Lage im Haufe Porro gefammelter Arbeit nicht günf'tig war.
Graf Porto gehörte zu den reichften Arifiokraten Mailands und
|and mit dem Grafen Eonfalonieri an der Spiße der liberalenz anti-
öfterreichifchen Partei. Sein Haus war allen namhaften Einheimifchen
und Fremden geöffnet; er befchüßtez fo gut er es verftand. die Künfie und
intereffierte fich befonders für die Fortfchritte der Kultur auf technifchem
und induftriellem Gebietz wie er denn die Dampffchiffahrt. die Dampf-
fpinnerei. die Gasbeleuchtung und anderes in die Lombardei einführte.
Troß diefer großartigen und nützlichen Tätigkeit nahm man ihn nicht
ernfiz es fcheint. daß er fich mehr von einem rafchen Temperament. als
von vernünftiger Einficht und Befonnenheit leiten ließ. „Graf Potro
iit ein fehr aktiver Menfcl» derz obwohl zerftreut. feine eigenen Gefchäfte
verftändig überwacht. Er kennt die Nichtigkeit der fozialen Unterfrhiede.
über die er fich unbefangen luftig macht. Feind Napoleons glaubt er
nicht an die glänzenden Tugenden der Fürften noch an den Freifinn der
Völker. Er verachtet die Menfchen und hält fie für geboren zur Sklaverei.
Er wünfcht die Vervollkommnung der pofitiven Wiffenfchaftenf weil fie
in einem Lande. wo die Literatur nur befiehen könnez wenn fie fervil
fei', nüßlicher fei als diefe. Ein lebhaften ungeordneter Kopf- aber mehr
dem Anfchein nach als in Wirkliäfkeit." Man hat den Eindruck. daß
Pellico die Grundfäße des Grafen aus defien eigenem Gerede abgeleitet

habe. dem nicht allzu große Wichtigkeit beizumeffen ift. An anderer Stelle nennt er ihn einen fehr leicht zu beeinfluffenden Menfchen. der immer von redlichen Leuten umgeben fein müffe. Sein Wefen berührte Silvio offenbar fremdartigz vielleicht gerade deshalb hebt er feine Warmherzigkeit immer wieder hervor. die ihn trotzdem gewinnt. Er fei von allen mailändifäfen Ariftokraten der aufrichtigfie. liberalfke und mutigfte. fagt er. beftrebt. fich die guten Seiten des Mannes gegenwärtig zu halten. der ihm. wie es fcheint. Vertrauen. Zuneigung und Hilfsbereitfchaft in vollem Maße entgegenbrachte. Was Silvio geradezu unheimlich berührte. und was er immer wieder unter Staunen und Kopffchütteln hervorhob. war die uuermüdliche Betriebfamkeit des Grafen. „Diefer gute Graf Potro.“ fchreibt er. ..i| einer der Menfäfen. deren Tätigkeit unerfchöpflich ift. Er fest alles und alle in Bewegung. Meine Lebenskraft hingegen i| halb verfiegt. ich möchte immer an einem Säfreibtifch fißen. - Iäf möchte immer in vollkommener Unbewegliäfkeit hingeftreckt fein. fo groß ifi mein Widerwillen gegen jede Tätigkeit und gegen die Bewegung.“ War Porto im Haufe. fo nahm er Silvio. ohne etwas von deffen Leiden zu ahnen. für fein Gefprächs- und Gefelligkeitsbedürfuis in Anfpruch und verwickelte ihn irgendwie in feine Gefchäftigkeit. Darüber tröftete Pellico fich einigermaßen mit dem herzlichen Gefühl. das er für den Grafen hatte. nichts aber milderte feine Bitterkeit über den Zwang. fich an der Gefellfchaft des immer mit Menfchen erfüllten Haufes zu beteiligen. ..Effem Befuche. Spaziergänge. Unterhaltungen.“ fchreibt er. ..und _jeden Abend das Gemüt von derfelben Verachtung der Komödie. die ich gefpielt habe, zernagt.‟ Er genießt die Einfamkeit wie früher die Küfie eines Mädchens. „Am Ende eines jeden Tages bete ich zu Gott. daß er mich von der Gegenwart eines jeden befreie. damit ia) mit mir allein fein kann.“ ..Oh wie gern möchte im Mönch in einem Klofter werden. wo man nicht Pfalmen fänge. aber wo ich zu vollftändiger Einfamkeit verdammt wäre.“ Nicht ohne einen leifen Schauder lieft man diefe Klagen. wenn man an die zehnjährige Verlaffenheit des Kerkers denkt. die den Unglücklichen erwartete. und man erinnert fich der Worte Iphigeniens; Ihnen zum Schaden erfüllen die Götter die Wünfäfe der Menfchen.

Indeffen wie fehr Silvio unter der Abhängigkeit und ihren Folgen litt. darf man doch aus der verzweifelten Unzufriedenheit. die er oft gegen feinen Bruder äußerte. nicht fchließen. daß er fich durchaus und immer unglücklich gefühlt habe, Kaum hätte er die Rolle des guten Gefellfchafters fo gut fpielen können. wenn er nicht. dem Augenblick

hingegeben- den Reiz der Fröhlichkeit und der Sympathief die er erregte, empfunden hätte. Obwohl er urteilend über den Menfchen feiner Umgebung ftand- ließ er fich doch durch fie beeinfluffenr wovon vielleicht ein fchon in feinem Ruhebedürfnis begründeter Trieb nach übereinftimmung die Haupturfache war. Nun befand er fich in einem Kreife von jungen Menfchem die fich als moderne im Kampfe gegen eine baufällige Kultur fühltenX ein Gefühl- das durch den .Haß gegen die Fremdherrfchaft und die Hoffnung zum Stürze derfelben in irgend einer Weife beitragen zu können, dramatifch zugefpißt und gefreigert wurde. Es wäre nicht natürliäf gewefen- wenn die allgemeine Erregungf die ihn umgab- Silvio Pellico nicht auch ergriffen hättet der fchon durch feine nervöfe Konflitution dem modernen Menfihentnm angehörte7 und den jedes große Gefühl zum Mitfchwingen brachte. Err der ein Stück voll romantifchen Geiftes gefchrieben hattet war berufen in dem Kampfe gegen den Klaffizismus eine Rolle zu fpielenx und hat in der Tat feine und treffende Urteile in der großen literarifchen Streitfrage ausgefprochen.

Ganz deckten fich feine Anfichten nicht mit denen der deutfchen Romantiker; überhaupt war fein Geifi weniger fyftematifG- er folgte feinem Gefchmacß ohne fich an Einteilungen zu kehren. Er verehrte Schiller- Leffing- Goethe und Shakefpearez feine Abneigung gegen Arioft erklärt fich aus feinem Mangel an Humor und feinem an Schiller erinnernden Idealismus. Manzonis Earmagnola fand er nicht hinreißend, weil die Helden der Wirklichkeit zu ähnlich gelaffen wären. Es war nach feiner Anfiäft der Zweck der Poefier erzieherifch auf die Menfchheit zu wirken; Dichter-r die das nicht täten, feien nichts als Schwäßer. Das Drama follte insbefondere die vaterländifchen Helden feiern. Von Foskolo fagte er, daß er noch zu fehr unter dem Einfluß der griechifch-lateinifchen Kultur ftehe und feine Zeit nicht geniigend zu fchälZen wiffe. Für das Wefen des Romantifchen- fofern es das Moderne ift„ ich möchte fagen das Gefleigerte- Verdichtete und Verfeinerter hatte er ein überrafchendes Verftändnis. „Sei gewiß“ f>frieb er feinem Bruder, „daß die Poefie der Befchreibungen und dergleichen Oberflächlichkeiten alle fünfzig Jahre ihren Wert verliertf und daß die gebildeten Völker entweder aufhören werden eine Poefie zu haben- oder nur eine folche genießen werden- die tiefer ift, philofophifrheh mehr in wenig Worte zufammenfaßt- fchwerer und reicher an Gefühl . . . Die Worte verlieren täglich an Wichtigkeitf und nur die Ideen erringen eine große."

An die Ausführungen Friedrich Schlegels- daß die Schriften des

romantifchen Dichters in die Atmofphäre eines myfiifchen Liebesgefühls
ganz eingehüllt fein follten. erinnert die folgende fchöne Betrachtung.
die Silvio an den Sternefchen Yorick knüpft: „Was für ein Gefühl
herrfcht darin vor? Es ift nicht Liebe. es ift nicht nur Freundfchaft.
es ift etwas Myftifches. das der Unterfuchung fich zu entziehen fcheint . . .
Es gibt eine dritte Art des Gefühls. die auch Liebe ift. Es gibt Ge-
müter. die im höchften Grade zum Mitgefühl (pjetü) und zur Melancholie
geneigt find. denen die Gewohnheit gewifier natürlicher Ideen: Leben.
Tod. Schönheit. Verwefung. Tugend. Treulofigkeit. Ideen. die fich. ohne
daß man es will. jeder Erfcheinung der Einbildungskraft beimifchen. viel
von der Fähigkeit. fich für die einzelnen Dinge zu begeifiern. nimmt. Sie
fehen das Gute und das Böfe nie getrennt. Sie würden fich vielleicht
an einem Unternehmen für die Freiheit des Vaterlandes beteiligen:
aber ohne Ungef'tüm. da fie die Ketten und die Qual fehen. die der Tyrann
den Großherzigen bereitet. Ein Mädchen. eine Blume. ein Freund macht
fie lächeln. aber weder dies Lächeln noch die Fröhlichkeit. die fie fich
felbft zuweilen anbefehlen. zerftreut einen Augenblick ihre innere Traurig-
keit. Diefer müde. begierig nach entzückenden Empfindungen. fuchen fie
fie mit mehr Sorgfalt als die leidenfchaftliäjen Menfihenz in der Mitte
von Kannibalen. würden fie fich noch bemühen fie Brüder zu nennen.
um des Glü>es willen. zu glauben. daß der Menfch Brüder habe. Solche
Gemüter find es. die natürlicherweife jene dritte Art der Liebe fühlen.
von der ich Dir gefprochen habe. Der Zauber ihres Stils hat etwas
Reizendesz er erinnert ein wenig an jene Träume. in denen man beglückt
durch unbekannte Gefilde voll fihöner Gegenftände irrt. von denen man
weder die Namen noch die Formen mehr erfaffen kann. wenn man
aufwacht.“
Als zu diefen Gemütern gehörig. die zugleich über und fern von allem
ftehen. was fie lieben. erwies fich Pellico in dem literarifchen Kampfe. den
er als ein Führender mitmachte; er tat es. aber ..ohne Ungeftüm". „Dein
Ludovico (de Breme).“ fchreibt er dem Bruder. „ift ganz entbrannt in
dem Kriege der Romantik und des Klaffizismus. Du wareft fchon bevor
diefe Namen entftanden Romantiker im guten Sinne. wie es alle die find.
die über Literatur mehr mit dem inneren Gefühl als mit der künfilithen
Kritik der Schulen urteilen."
Jn noch geringerem Grade. als für literarifche. konnte Silvio fich für
politifche Streitfragen ereifern. Bei Gelegenheit einiger Bemerkungen
über Napoleon fagt er im Jahre 1815: „Übrigens fegne und verfluihe

ich die politifchen Ereigniffe wie die Sonne und den Regenj und dann
merke icht daß wir toll findj zu loben und zu tadelnj was unvermeidlich
ifi. Was ift der Zweck von demf was wir gut oder böfe nennen? Der
Fortfchritt der menfchlichen Gefellfchaft; ihre Belehrungz das Dafein der
Weltenj die Luft des Zufallsj oder nichts von alledem? Ich weiß es
nicht." Man vernimmt die Sprache eines Menfchem der in den irdifchen
Reichen nicht zu Haufe ift.
Nichtsdeftoweniger und trotz feiner häufig geäußerten Verachtung
der Italiener feiner Zeit liebte er fein Vaterland. Er liebte es nicht mit
der Einfeitigkeitj Ausfchließlichkeit und Kurzfichtigkeit fo vieler Patriotenj
fondern weil er dort aufgewachfen warj weil er es kannte- weil es fchön
und unglücklich war. Die fchönen Strophen des Paolo in der Francesca
an Italiem die in jener Zeit fo viele Male die Hörer zu ftürmifchen
Zeichen einer verbotenen Begeifierung hinriffen- find ohne Zweifel einem
echten Gefühl entfprungen; aber mehr die in diefem Gefühl liegende
Schönheit als fein Gegenf'tand machten es ihm wefentlich. Der von
Kannibalen umringt fich noaj bemüht hätte fie Brüder zu nennen; war
gewiß bereit; fich der Empfindung der Vaterlandsliebe hinzugeben. die
teure Freunde- verehrte Männer bewegte.
Wie es zu gefchehen pflegt; wenn eine neue Richtung aufkommt-
trugen fich die Vertreter derfelben mit dem Gedanken; eine Zeitfchrift zu
gründenj in welcher fie ihre Ideen verfechten und vertreten wollten; end-
lich näherten fich mehrere Kreife von talentvollen und modern gefinnten
Männern, die fich bisher von ferne intereffiert doch mißtrauifch beobachtet
hatten, fanden die gemeinfame Grundlagej und der Plan wurde ins
Werk gefeßt. Sie nannten das Blatt- das eine Waffe gegen alte leb-
lofe Formen, den Klaffizismus und das öfterreichifche Syftem fein follte-
den Conciliatorej weil er die entgegengefeßten Meinungen zu vermitteln
befiimmt fei.
_ Wer jetzt die großej mit fchönen- klaren Lettern gedruckte Zeitfchrift
durchliefij wird fie ebenfo langweilig und unerheblich finden- wie fie da-
mals aufregend und bedeutungsvoll war; ein Beweis für die Enge und
den Druck jener Zeitt wo das, was heute landläufig zu fagen ifij ein
Wagnis wart und dafürj daß das fogenannte Aktuelle feinen Reiz verliert,
wenn der Augenbli> vorüber iftj dem es diente. Allerdings ift auch in
Rechnung zu ziehen- daß die Zenfur oft gerade das Wefentliche fkrich und
überhaupt die Artikel fo fiark befchnitt, daß man Mühe hatteF die entfian-

denen Lücken zu erfelzen. Jm Notfalle war es Silvio Pellico. der ein-
fprang. fei es weil er der gefälligfie. oder weil er am flinkften mit der
Feder war. oder daß feine Stellung als Sekretär des Grafen Potro es
ihm nahelegte. Die öfterreichifche Regierung die den Eonciliatore von
Anfang an ungern geduldet hattet gab ihrer zunehmenden Mißbilligung
deutlichen Ausdruck; allein die Herausgeber wollten den Wink nicht ver-
fiehen und fuhren fort, ihre anriichige Oppofition der Zenfur zu unter-
breiten, Am 29. Oktober wurde Silvio Pellico auf die Polizei gerufen,
um fich wegen der kecken Sprache feiner Artikel zu verantworten; er
antwortete kaltblütigz daß nichts gedruckt worden fei, was nicht die
Erlaubnis der zenfierenden Behörde erhalten habe. Troß feiner Schwäch-
lichkeit und Gefühlsreizbarkeit war Silvio nicht etwa furchtfamz übrigens
fühlte er fin) in feinem Rechte und feiner Sache ficher.
Fortfeßung in der Mai-Nummer.

Otto Helmut Hopfen:
Die Vafe des Vergefiens.
Ach, wer beilet die Schmerzen
Des. dem Valfam zu Gift ward?
Der im) Menfctzenhak
Aus der Fülle der Liebe trank!
Crit verasztet, nun ein Verliebt-r.
Ze er heimlich auf'
Se nen ei enen Wert
In ung'n gender Seldftfucht.
Y' auf deinem Platter.
ater der Liebe. ein Ton
Seinem ohr ver-nehmlich.
So erqulclte fein Herz!
Goethe. Harzreife im Winter.
. ..Der Welt entrückt in meiner Villenfefie
Blick' ich vom Hügel auf die Stadtquartiere.
Blick' auf Firenzes Kuppel und Paläfie.
Derweilen mir im Garten weiße Stiere
Mit rotem .Kopfpuß an Olivenäfie
Beim Pflügen fireifen; wundervolle Tiere.
Wie fehwerer. bunter Segen quillt's aus Frühlingsgauen.
Und Singen jauchzt zum Himmel auf. zum dunkelblauen.
Die Bauern fingen. und ihr Sang begleitet
Der Hände Werk feit dreimal hundert Jahren.
Dasfelbe Werl. auf felbem Grund bereitet
Fiir Deiche errn. - Das lärmende Gebaren
Der olksau wühler hat fie nie verleitet;
Genügfam. fleißig. wie die Väter waren.
Befihen fie. was ihnen niemand möchte rauhen:
Die Hälfte des Ertrags von Milch und Öl und Trauben.
. Warum auch follten fich die Menfchen ändern.
Wo doch der Emafluß mit wilden Wo en
n je d e m Herbfi aus feinen hohen ändern
erfiörend ausbricht und den weiten Bogen -
ertoÖa talwärts - nur mit fchmalen Bändern
m ommerfchilf zum Arno kommt gezogen;
o gleich. in ewigem Grün. des Ölbaums Silberglänzen
Den Pinienwald berührt. hoch auf des Berges Grenzen.“
. Der .Künfiler fprach's und wehrte den Gedanken.
Die neben ihm auf breitem Kiesweg fchritten.

Doch heftig wie Genefungflehen der Kranken.
Schnlerzreiche Stimmen fich Gehör erfiritten:
„Was bleibfi du noch 'k Wer - glaubfi du - wird dir danken.
Daß du verfieckt im Heimatland gelitten?
Zieh fort! Ein neues._Leben blüht in neuen Ländern.
Dort eile hin. um dich und dein Gefchick zu ändern.“
„Mich ändern? - Kann ich's denn? - Auf der Terraffe
Die beiden Löwen mit den Wappenfchildern.
Sie trugen fiets die dräuende Grimaffe;
Und mag der Regen ihre Züge mildern.
Mag einfi verwitternd Grün auf grauer Muffe
Sie fchmückend töten gleich viel Heldenbildern. -
Ihr Wefen bleibt. und bleibend ift das fiolze Zeichen
In meinem alten Wappenfchild: Der Baum von Eichen.“
Er trat zu feines Plaßes Valufirade
Und fah das Land bewegt von heiliger Luft
Der Fruchtbarkeit in warmem Sonnenbade;
Gleich jungen Frau'n mit fiolz gefchwellter Brufi
Schien jeder Halm des Segens fich bewußt. -
Unwillig dreht' er fich zur Schloßfaffade.
Davor ftand überm Kies auf fchwarzer Marmorbafe
Ein mächt'ger Bronzeguß. fein leuchtend Werk. - die Vafe.
Und aus dem määjt'gen Rund. zum Knäul verworren.
Viel Rofenblüten an zerhaclten Zweigen.
Zerriffene Blätter. erdige Wurzelknorren '
Den Sonnenftrahlen ihre Wunden zeigen.
Er fieht die Fafermaffe fchnell verdorren.
Die Blüten langsam fich zum Sterbeniineigen.
Und ruft: ...Sina ! Erdrückend follen Humusfchichten
Im_Vafeninnern eure Zeugenkraft vernichten.
Jen reichen Lande fei's'ein Fleck der Leere.
Unfruchtbar will ich diefe Stelle haben!
Drum ward viel Meter tief der Grund gegraben.
Für diefes Marmorfockels große Schwere.
Niemals foll Grün und nie die duft'ge Beete
Das durfiige Auge. noch die Zunge laben.
Ein Bild des Haffes jedem. der hier Schönheit fucht.
Verfenge blendend rings die Luft. Du bift verflucht.
Verfchwinden mußten all die Freudenblüten.
Zuerfi die Refen über den Portalen;
ie hunderttaufend Rofen. die dort glühten;
Ich riß fie aus; - fie deckten'mir die Zahlen '
Der Sonnenuhr und ließen Vögel brüten;
Die fangen. ach. fo laut von meinen Qualen.
Die gelben Kletterrofen wucherten zu fchnelle,
Ich pflanzte fchlanke vier Eypreffen an die Stelle.

Otto .Helmut Hopfen:
Die Weile d Bergeffens

M i q_L-.
-4
-x
- K
_'
'
»O
1-4.
15.
„---.- e _*-“-_"-“_-'
_ _ ..--4_ _z ._ .. __-
Es ift vollbracht. *Lenin fchwiiidet, (drinini und Trolle-i.
“"cii will euch nicht in iiic-ineni neuen Leben;
_ihr lähnit die Kraft und iiiaclit zum halben Wollen
Das ichicifalzwingeiide Befrei.ingfri-eben.
Feri. Mitleid niit dein ewig faminervr-llen
iind rüctinürtc' fchauenden Lilli-Gefic-rnMilel-en.
Laß der Erinnerung Spur aus mein-*r Zukunft iiierzen.
:iii-l 'Trotz mich und Bereich-rung fällen fta'r init Schmerzen.
So fei's. Die Linie licht. von niir eriiii-tiki,
Dat'- iede Schi-id in fie hinüber aiiille.
Daß jede Sei-nl'uciii nach verlorenen Stunden.
Daß jeder Stilfiei diefer Todesftille
:in ihr mit Grubesili-tiiiiii'i'n iiecii gebunden.
Galilei-ig fuchend hat mei.: iiünftlerioiqe
Öj-*s macht-ige Gefäß gebildet und ..e
&je eiiiailliert und rund niit am: mil.. -
'
'
e
.L
i
"Ä-:r .iiüiiftler fchritt ini .irc-i8 nine 'Lie-e .becken
line prüfte nochmals den gelungen-ii c" ie;
So fait getönt. kein Fehler zu Wide-ier..
Kur .üiinfi erhoben bitterfier Verdiuß
'Zr edler Form feldli Wahn iind Haft und Schrecken.
Für jeden *Linde-:ii tragifchc-r Genuß.
lind doch für iliii nur Groll. "Metall gewordene Schiri-icli.
So hielt er wiedci. fclilug .in ein :iii-lief iind fprach:
.
„*'n'oai einmal zeige. Vale. mir den Herrn.
Den teuflifchen. den Freund. der wie* *Jenni-lite.
Aid könnten Narren nur aus na'. und fern
Mein Schaffen rreiien. das er ielbf'i veraltete;
Zeig niir die Glut iii feinem “Llugeniierin
Tic nie veri'ilzibai: niir den .Jo-n elitfaciui:
Den Nebenbuhler _ii-ige. dit roll Sai-indication
Mich und die .iiniil'i verriet aus Zügeliciein *iii-id
Da fieht er vor niir: Starr dac- fciiwarie Haar.
Gedallt die Fünfte. während ihn ergeht.
Daß übers Blaclifeld der Bari-bunten (Haier.
Ein *Reiifchenwild niit Spiez; und Hunden heizt;
Voll Kälte fieht er. daf; ein Schlangenpaar
Ein hilflos Weib vor feinen-i .*riif'i z-*rielzn
lind tritt *- der einigen (Hüte 'der Natur (ii-ni .Helme -_

In einer» blühenden Eichbaiinio al-geii-.iuiie Krone.
:ich will iii-i nicht nieht- fehii. --- Geliebte Schale.
Dein zweites Wandbild fell den Grain zei-reißen.
Denn freundlich fcheint es gleich dein Originale
Das Nahen fchöneii Giü7ies zu rei-heißer..

.Die
Ba
..._---“ ._* __ __--
*'*t' des Net*
Otto Helmut .zZ-o
4 _
_--- ...b-__-
Die!
_.-_

-..____ ....-. . .

Q'
"F
Tech bring wie !»*'-i iwniiqilei-eii der Kranken,
Seliiiieriieicl e Sei-.linien fiel' ("ever erfiritteii:
„Was dleioft di. noch '4 Aer -- .ilaiibfi dri -- wird dir kanlei.,
?aß du verfieiit ini .Peitiiaii-iiik gelitten 'i
*Sieh fett! Lin neuer L'i'l'ili rliiiit in neiieii Ländern.
Tori eile hin, ii*ii ricl: uiid dein Gefriiicl zii ändern."
„.)iiiii ändern? - .Kiiiiii icli]- detiii'? -- Auf der Tflfalif
Die eeifen Löwen init den Maxi-enickiilderin
Sie trug-ii "terr- die dräueiiri* (**rini-iiie;
lind nine der Regen iliie Jimi.- iiiiikern,
Mair einit :*ei-ie-iternd (ri-iii. auf grauer Mafie
Sie iet-iiiiirfiiid töten alein» rie' .Veldenbildcrm -
il-ir Wefen lil-rie‟, iind bleibiiid ift des fii»l.,e Zeichen
:in meinem nilin Wappenfäiilt: Der Baum von Eichen.“
K
n
Er trat iii feines ?Kanes Bal-ifirade
'ind "ab das Lan(bewegt von heiliger Luft
*Jet Friiiii darf-*it in 'variiieiii Eonmnbade;
c*ile-ieh jungen Waren mit fioiz qiitijwellter Bruü
7-iien jeder (*alii* des Segen-:- fich bewußt. -
l..ivill.e drei-ii' er [icli ziir Seliiofcfiiiiade.
.. aeor i“t.ii*.d i'ieerni .iii-*8 auf ictiwarzer Mariiiorliilie
."i-i reitet i'aer Nummern?, ie-.ii .eiiciiteiid Werlz - die Lie-fe,
,. _- -
lind aus dein iii-icht'geii Niindf zum Knäul verivorrcn.
:Kiel i"ioieiibli'iten uli zgrbaiiten Zweigenf
?eriiiiene Blatter. .reine Wiirzellncrren
Den Son'ienftinlileii ilire Wunden zeigen.
Er fielit die .*x“.7ii*rniiii*'e fäinell verbot-ren,
Die Blüten liiriai.-iii ii-li zum Sterbeniiiieigenf
lind ruft: ,.'Ziiiuri Erütiickeiid feilen Hurtiuslchiclfnen
Jin Bai'eninnern eure Zeugeiilraft vernichten.
In* ren-lien Lande fei's'*ein Fleik der Leere,
lliifriiciitbar will im diefe Stelle babeni
Örii'n ward viel Meter tief der Grund _gi-graben,
Fiir diefes *."iarinorfoelels große Siiiivere.
Niemals fell Grün iind nie die duii'ge Beete
Das diirüige Auge, noch die Zunge laden,
lÖin Bild ers Hafleö iedeiii, der hier Selibnbeit limit
Bette-.M blend-nd rings die Lilli. Du bifi verflucht,
rin-.en niiit'nen all die Freudenbii'iten,
di.. :Tic-fen über den Portalen;
i *-:*e-..*rtiaiif*.-nd Noir-ii. die dert gli'.liten;
i r lie aus; - fie deciten'mir die Zahlen
r :in-*eriiilir und ließen Vögel brüteii;

't …nei-ii, alt», fo laut von nieiiieii Qualen.
.ixllien .Kletterrofen wutberteii zii febiielle.
(li rilaiiite felilaiike vier Eiipreffen an die Stelle.
..
L
„-2-"1 N) f-, -*y.-]7...9
, .x -*

Otto Helmut Hopfen:
Die Vafe des BWV
10.
13.
I4.
15.
Es ift vollbracht. Drum fchwindet. Grimm und Grollen.
ch will euch nicht in meinem neuen Leben;
hr lähmt die Kraft und macht zum halben Wollen
as fchickfalzwingende Befreiungftreben.
Fort. Mitleid mit dem ewig jammervollen
Und rückwärts fchauenden Ani-Gefiern-Kleben.
Laß der Erinnerung Spur aus meiner Zukunft merzen.
Mit Trotz mich und Verachtung füllen fiatt mit Schmerzen.
So fei's. Die Vafe fieht. von niir erfunden.
Daß jede Sätuld in fie hinüber quille.
Daß jede Sehnfucht nach verlorenen Stunden.
Daß jeder Seufzer diefer Todesfiille
:Zn ihr mit Grabesklammern liegt gebunden.
(,rlöfung fuchend hat mein Künfilerwille
Dies mächtige Gefäß gebildet nnd gegoffen.
Es emailliert und rund init acht Reliefs unifchloffen."
Der Künfiler fchritt im .Kreis ums Bronzebecken
Und prüfte nochmals den gelungnen Guß;
So fatt getönt. kein Fehler zu entdecken.
Zur Kunfi erhoben bitterfter Verdruß.
?n edler Form felbfi Wahn und Haß und Schrecken.
*ür jeden Andern tragifcher Genuß.
Und doch für ihn nur Groll. Metall gewordene Schmach.
So hielt er wieder. fchlug an ein Relief und fprach:
..Noch einmal zeige. Bafe. mir den Herrn.
Den teuflifchen. den Freund. der mich verlachte.
Als könnten Narren nur aus nah und fern
Mein Schaffen preifen. das er feibft verachte;
Zeig mir die Glut in feinem Augenftern.
ie nie vertilgbar niir den Zorn entfachte;
Den Nebenbuhler zeige. der voll Sehändlichkeit
Mich und die Kunft verriet aus zügellofem Neid.
Da fieht er vor niir: Starr das fchwarze Haar.
Geballt die Fünfte. während ihn ergeht.
Daß übers Blachfeld der Bacchanten Schar
Ein Menfchenwild mit Spieß und Hunden heßt;
Voll Kälte fieht er. daß ein Schlangenpaar
Ein hilflos Weib vor feinem Fuß zerfeßt.
Und tritt - der ewigen Güte der Natur zum Hohne -
In eines blühenden icbbaums abgehaune Krone.
ch will ihn nicht mehr fehn. - Geliebte Schale.
ein zweites Rundbild foll den Gram zerreißen,
Denn freundlich fcheint es gleich dem Originale
Das Nahen fchbnen Glückes zu oerheißen.

16.
17.
18.
19.
20.
wei Frauen fiehn in meinem Gartenfaale;
ie würdige Mutter trägt zum Haar. dem weißen.
Erlefne Witwentrncht; um ihre Tochter rollt
Ein Meer von bunten Seiden. und das Haar ift Gold.
O heikles Kunfiwerk. jugendfchöne Glieder.
Ein Strohhut hängt. mit Blumen reich gefchmückt.
Von ihrem Arm an Seidenbändern nieder.
Er gibt den Augen Halt. die rings entzückt
Umhergefpäht und doch fo fcheu fich wieder
Gefenkt, Die Mutter preifi fich hoch beglückt
Und nennt den Sturz der Perde juft vor meiner Türe
Willkommenen Zufall. der zu meinem Reiche führe.
Mit Mißtraun hört' ich von dem feinen Munde
Die Neugier halb verfiecken halb verraten.
Die Neugier nach dem rätfelhaften Grunde.
Weshalb ich felbft Europens Mäzenaten
Die Tür verfehloffen hielt und doch die Kunde
Nicht hinderte von meinen Künfilertaten.
Sie fprach noch mancherlei; doch vom erlitt'nen Schrecken
Sprach fie kein Wörtchen mehr. - Was wollte fie bezwecken?
Sie fchien zufrieden. den Geheimnisvollen
n feiner weltentrüekten Arbeitklanfe
u fibren. um dann hafiig heim zu trollen
Und i ren Freunden bei dem nächf'ten Schmaufe
Des ätfels Löfung prahlend aufzurollen:
Ha. wir. wir kommen jufi aus feinem Haufe.
hr wißt noch nichts. doch uns ließ er die Gottheit fehn.
in_ Marmorwerk von größter Kühnheit wird erfiehn.
O falfches Spiel gefelliger Eitelkeiten.
Was blies iäj dich nicht fort wie Nebeldunfi? -
Mäzen von heut? - er kann nur dahin fchreiten.
Wohin die Mode weift und Fürfiengunfi;
Und reiche ?cum felbfi Frauen unferer Zeiten
Berechnen i ren Vorteil bei der Kunfi;
Es ift ein füß Gefühl. Genies zu protegieren.
Nur muß der günfi'ge .Kauf nach Jahren hoch rentieren.
O laßt uns bei vergangenen Nationen.
Bei längfientfchwundenen in die Lehre gehn.
Um glücklich fruchtbares Zufammenwohneu
Von Reichtum. Wiffen und Talent zu fehn.
Mög' ewiger Ruhm Firenze-3 Namen lohnen
Für diefes Dreiklangs hehres Phänomen;
Sein Nachhall läßt noch heute taufendfach ertönen
Das hohe Lied vom Dienfi des überirdifch Schönen,

21, Und duf von Ewigkeiten eingeborenz
22.
23.
24.
25.
26.
Von Waffen Erde. Luft und Licht betreutf
Du, der ich meine Seele zugefchworem
Ohn' daß es mich im Elend felbft gereutz
Duz die mich fchi'ilztef daß nicht fchmerzverloren
Mein Haupt dem Jrrfinn eine Höhle beutz
O heilige Kunft, gewählte mii-7 mit reinen Händen
Ertraumte Meifierwerle glorreich zu vollenden.
Bewirke duf Vergang'nes zu vergeffenf
Daß ich das Herz mit Schaffenfreude ftahle;
Gib mir zurückf was ich bereits befeffenf
Daß ich mich nicht nur mit Entwürfen quelle. q
Wer kann fich Marmor aus dem Hirne preffen7
Wer formt aus Luft fich Saul' und Kapitäle? -
Zum Vafenguß hab' ich mein Haus aufs neu verfchuldet.
- Umfonft; denn noch vergaß ich nichtz was ich erduldet,
Da fxncht fie noch die zierliche Matronef
Da l chelt noch mein Bild ihr zugewandt-
Da pendelt noch der jungen Amazone
Der Blumenftrohhut in der fchmalen Hand.
Noch immer ftrahlt der Zbpfe goldene Krone
Gleich einem Doppelreif ums Haupt gefpannt - - -
Ach Goth ach Gott! Du wirffi entzückter Au en Luft
Warum? warum?! als Glut in die bewegte ruft.
Und nicht genug; dann Wirkt dein Warner-Wille
Uns Rauchf der fchnell den klaren Schein verhülle.
Das Feuer brennt trotzdem! - Wie feltfam ftille
Erblaßt fo plötzlich, faft verfibrtf die Maid;
Ich forfche nach dem Sturz; fie leugnet jedes Leid
Und zeigt [ich doch zum ruhen gern bereit
Zeh ließ die Fraun allein und pflückt' in meinem Garten
ie befien Früchte- um den Damen aufzuwartenf t
Und fah erleichterh wie die beiden aßen
Und ern vom roten Wein ein wenig tranken;
Und freute mich, als wir beifammen faßen
?in iunftbegeifiert einigen Gedanken.
ie vorher und nie nachher gleichermaßen
Hört ich fiir wen'ges mir fo reizend danken
Und war von ihrer fichern Grazie fo erührtz
Daß ich fie bis zur Schwelle meiner .Zunft geführt,
Doch als die Hände juft den Riegel greifen-
Erllang es laut inmir: Halt einz Verräter.
Soll Frofi des Unverfiands die Knofpe ftreifen? -
- Erfchrocken bat ich halblaut: Späten fpater;
Das Werk muß erfi zu voller Blüte reifen.

27.
28.
29.
30.
31.
Auch ward's empfunden fiir den blauen Äther.
Drum. - ift's vollendet erfi im Freien aufgefiellt.
Mag kommen. wer da will. und fchann. ob's ihm gefällt.
Beklemmend hört' ich in den nächften Wochen
Durchs Haus den Schlurchefchritt der Einfamkeit.
Sie kam zu jeder Mahlzeit angekrochen
Und machte fich in meinem Bette breit,
Wie gern hatt' ich mit meinem Freund gefprochen
Und ihn in mein Erlebnis eingeweiht. -
Doch mußt' ich fchweigen. fah er doch im Liebes-Weben
Nur unentrinnbar wiiften .Kampf auf Tod und Leben.
Nun ar bei mir war alles ihm verpbnt.
Was nderen erfirahlt als Dafeins Preis.
Er [bfie mich aus jedem leichten Kreis
Und hat mein Schaffen - das er nun verhöhnt' -
Zn guten Stunden freundlich einft gewöhnt.
aß hbchfie .Kunfi verlangt den tieffien Fleiß.
Warum er fo mir half und mich doch niederdrt'ickte.
Das fragt' ich nie. bevor der große Wurf mir glückte.
Der große Wurf: Mein P h b b u e. Gott der Sonnen.
Er war ein Tropfen nur der reichen Quelle.
Ein Quäntchen bloß von dem. was ich erfonnen.
Und dennoch hat er niir mit Blihesfchnelle
Den hbchfien Ruhm bei jung und alt gewonnen.
Am erfien Tag fchon drängten fich zur Stelle.
Um diefes Werk als neues Wunder zu oerehren.
Viel Krbfuffe und .Kenner beider .ßemifphc'trem
wei Frauen galt mein Sinn. und wahnbetbrt
ußt' immer wieder Gudrun ich betrachten; -
Mein Ohr hat ihren Jubel nur gehört. - - -
ch feh's im dritten ild. Doch voll Verachten
eigt's einen Menfchen abfeits und verfibrt:
ein Freund. der ält're von uns beiden. der Bekannte.
Des Namen vor dem Phbbus keine Zunge nannte.
Ich laufchte nicht. wie hoch fie von mir dachten; -
Die Lippe fchwieg. Das Auge konnt' nicht fchweigen.
Sein wilder Blick. von Hochmut angefchwollen.
Mußt' jedem Kinde feinen Zwiefpalt zeigen.
ch aber hab' nichts Böfes glauben wollen.
reund. fprach ich. wirft du heute mit mir grollen.
Wo Weisheit fich und Reichtum vor mir neigen?
Sei froh. -* - - Er zifchelte: Du bifi von Gott verlaffen.
Um diefes fehlerhafte Werk nicht felbfi zu haffen.

32.
33.
34.
35.
36.
37.
Dann fchlendert' er - die Hände in den Tafehen -
Den Kiesweg weiter und dann auf undinieder;
ä) feh ihm nach in fiummemiüberrafchen;
ann überdeck ich beider Augen Lider.
Urn aus des Herzens Tiefen Rat zu hafehen.
Entfäzuidigung. Klarheit - - nichts. Ich blicke wieder
Auf mein gelun nes Werk. auf alle. die mir's loben.
- Und will nur Schönes fehn; der Zwift ward aufgefchoben.
Und augenblicks aus feinem Wunderbronnen
Schöpft mir der große Schöpfer eine Gnade:
Umgießt mein Marmorwerk mit hellfien Sonnen.
Daß felbft der Schatten wird zum Glutenbade.
Daß atmend lebt. umblaut von Himmelswonnen.
Was ich erfchuf nach Vorbild der Iliade:
Der Sonnengott hoch überm Viergefpann im Wagen
Durch alle Lüfte fiegreich. f'iürmend fortgetragen.
Und wie zur Abendzeit am weiten Meere.
Wenn fanft ans Ufer breite Wogen ifchen.
Wenn fchweigfam rudernd zwifchen Filipp und Schüre
Die Männer fortziehn. um des Nachts zu fifihen.
Sich Nebelbildungen als Wollenchbre
Zn Farbenglut verfunkener Welten kmifchen. --
o zitterte mein Herz vor lichtdurchglühter Kühle
In tieffter Andacht unausfprechiicher Gefühle.
So wird der Augenblick im Nichtsvermiffen.
Ein fiiil Gebet. ein überirdifch Schweben;
Der Stolz. fich größer als der Ruhm u wiffen.
Gebiert den Vorfaiz zu dem höchfien treben q
Wer das gefühlt. - und würd' ihm dann entriffen.
Was Ehre. Liebe. Glück und Reichtumßgeben. *-
Nie wird er unter ehn. in diefemeWeltgetriebe.
Doch welches Herz üngt nicht an Reichtum. Ehe und Liebe.“
Des Mittags heiße Sonnenfira len fuhren M
Wie taufend Lanzen auf das ronzebecken.
Dann prallten fie zurück von den Figuren.
Als gält' es Erzgepanzerie zu fchrecken.
Und fchnell begannen liappernde Lemuren
Die Glieder nach dem Künfiler auszufirecken. - -
Wie Meffer blitzt' es grell vor ihm iin Lichte *- -
Er taumelt. füllt. -* Jin Schatten ward der Spuk zuniÖte.
Und wieder. daß er Luft und Schmerz erneue.
Reißt's ihn zu feiner Vafe 'Schildereim li' .
_.,Zeig du dich. Bild. an dem ich fiets mich freue.
Ich rahme dich rnit Robbialränzen ein
Und über Wipfel in die Lüfte fireue

40.
41.
42.
Lebendig ich der Engel Ringelreihn.
Das Völkchen fchwebt und tanzt und lacht undfingtund fchaut
Vom Himmel nieder auf die reiche fchöne Braut.
O köfilich Bild. wie lieb' ich deine Weite.
Toskanas Glanz. er ift noch heute wahr.
Und „fie“ fo fchön in fruchtbarem Gebreite.
Gewifi viel fchöner. als fie jemals war. -
Wie fliegend vor dem bräutlicben Geleite.
Demantenes Glißern im gewellten Haar.
Gleich einer Siegesgöttin kommt fie mir entgegen. - -
Sie fchien mir all mein Glück. und gut wollt' ich es hegen. ..
Man fagt: Im Traume fchenkt's der Herr den Frommen.
Mag fein; denn als fie mit dem großen Schwarm
In der Enthüllung meines Werks gekommen.
ar recht verwahrlofi Schloß und Park und Farm.
ch felbfi erniüdet. halb verwildert -. arm.
oher ich da den Werbemut genommen.
ch weiß es heute nicht und wußt' es damals kaum; -
ie meine Braut. - fo fchnell. fo gern. wie nur im Traum.
Daß wir uns wenig kannten. fchreckt' mich nie.
Denn zart. wie man die fchönfie Phantafie.
Die plößlich lebt. nur immer hüten mag.
Wie man den güldnen Traum am hellen Tag
Mit Lächeln nachfühlt. fo empfand ich „Sie"
Und freute mich der Zeit. die vor uns lag;
Dann follten wir vereint des Herzens .Knofpen brechen.
Dann alles Heimlichfiejvon Lipp' zu Lippe'fprechen.
Ach hätt' ichämit erfahrenem Verfland
Des Feindes damals diefes Kind durchfchaut.
Yhr tragifch Wefen. ihre Qual erkannt.
efpürt. daß fie zum Kuß fich überwandt.
Und als des ottgeweihten Künfilers Braut
Lichtzart die Ziehe körperlos empfand; -
Nie hätt' ich fieghaft meiner Glut vertraut!
Doch fo mußt' ihre .Keufchheit ihren Reiz vermehren;
Und. ich_ war» zukunftfroh“ die* Liebe fie zu. lehren.
Auch brachte nun ein jeder neue Morgen
Mir Zeitungfiöße. Briefe. Bücherkiften;
„Kollegen“ kamen. um mich anzuborgen.
Une mich zu interviewen. Journaliften.
?Och follte fchreiben. reden und beforgen.
as wir im neuen Haushalt haben müßten;
Ein Prinz erfchien. ein Fürfi. Tourifien. Tagediebe.
Und_raubten niir die Zeit zur Arbeit und zur Liebe.

Otto Helmut Hopfen:
Die Vafe des Vergefi'ens
43. Verwundert nahm ich's eine Weile hin
45.
46.
47.
48.
Und fah das Pflänzlein Ruhm mit güldnen Blättern
Von Tag zu Tag in höh're Sphären klettern.
Der König gar und felbfi die Königin
Sie fchauten's an; und mein war der Gewinn.
Schnell fchirmt es mir das Dach vor Sturm und Wettern.
Verfchönert Park und Farm und treibt die Gläub'gerfcharen
Gleich einem Wunderfchwert durch feinen Glanz zu Paaren.
Allein dies Treiben währte lange Zeit.
Bald drückte mich die Frou der Eitelkeit;
Doch zeigt' ich mich zum Torendienft bereit.
Sonft hätt' ich Gudruns Kinderfinn verleßt.
Denn ihre Mutter fchien fo fehr ergeht.
Auch reäznet' ich getrofi. daß mir zuleßt
Von Sommerfonnenglut Erlbfung würde kommen.
Sie hat die ganze Schar auch wirklich fortgenommen.
Verfchwunden waren alle mir im Nu;
Kein Wagen hielt vor meinem Gartentor.
Kein Pärchen gab fich bei mir Rendezvous.
Kein Schweißer brüllte Weisheit in mein Ohr.
lind kein Talentchen legte Proben vor.
Wie labte mich die lang entbehrte Rühl -
Da. kurz vor Nacht hört ich die Eingangsglocke klingen. -
Zwei Damen baten. fchnell fie nach der Schweiz zu bringen,
Wie klang mir diefer Wunfch fo fHmerzlich fremd!
?Letzt fortJl.. Seid ihr ein Teil denn je n e r Welt?
icht frei. gleich mir. vom Druck. der uns gehemmt?! - -
Sie fchwiegen. Und in meine Seele wellt
Trüb:trübes Ahnen. Doch zurück gedämmt
fr's rafch. zu rafch an Gudruns Bild zerfchellt. - -
aßt. fprach ich lächelnd. Eure Freunde weichlich fliehn.
Weshalb in ihrem Schwarm durch alle Länder ziehn?
Mein lieber Sohn. erklang es unterdeffen.
Es wird auch Ihre Zeit nicht überladen.
Bei diefen Freunden manchmal gut zu effen.
Mit diefem Schwarm zu jagen und zu baden.
Wer das nicht tut. ift gar zu fchnell vergeffen. -
Doch. - fürchten Sie davon als .Künftler Schaden.-
So fchließen Sie fich ab. wie's Ihnen wohl gefällt.
Wir müffen dann erft recht für Sie zur großen Welt.
Mich fchiert kein Menfch! - rief ich in Schmerz und Wut -
Und weil Ihr Kind gewiß gleich mir empfindet.
Wird Gudrun. wenn fie mir im Arme ruht.
Zufrieden fein. daß all dies Pa> oerfchwindet.
uf daß fich ungefiört mein Schaffensmut.
*[37

49.
50.
51.
52.

Was ihm behagt. in eigenen Formen ründet.
Nur Mittel. frei zu fchaffen brauch' ich. keine Mode.
Und kann den Ruhm entbehren bis nach meinem Tode.
Frei? Frei *t mein lieber Sohn. Ich kenn' der .Künfiler viele.
Doch kenn' ich keinen Großen. der nicht wollte.
Daß anderen Künftleru. was er fchafft. gefiele.
Und daß die Menge täglich Beifall zollte.
Faul blieb dagegen mancher fern vom Ziele.
Dem reiches Heiratgut ins immer rollte. -
Madame! - rief ich *- Sie! unten wahrlich nicht geringer'. .
Anf meine Lippen legten fich zwei zarte Finger.
Gudrune fprach: Ich bitt' euch. ftreitet nicht;
Wie quält ihr mich, Laßt ab. Ihr könnt euch fchreiben,
Wir müffen fort. Nur das hat je t Gewicht.
Kein Waffer fieht man mehr im rno treiben;
Die Sonne Menfch und Tier zu Tode flieht;
ch fürchte krank zu werden. müßt' ich bleiben.
ir grant; doch will ich - Sandro - dich nicht feige fliehn.
Befiehl. - fo bleib' ich. Zürnft du 'i - Bitte. laß mich ziehn.
Wie lacht' ich fröhlich auf dies Wort und fchlang
Um ihre Taille meinen Arm. Wir gingen
Zum Schloßportal zu meiner Lieblingsbanh
Und feßten uns. wo Büfchelrofen hingen:
?Och wies mit ftolzer Hand vom nahen Hang
is zu der Berge weiten Zauberringen
Mein Reich. in dem zum Schrei der Grillen. die dort wohnen.
Glühwürmchen Lichter leuchten ließen - viel Millionen.
Gudrune. fagt' ich. fich den Mondenfchein
Sich märchenhell auf hohe Saaten le en;
Nach Tagesgluten. die mir Öl und Abi-in
Und taufendfach des Bodens Kraft erregen.
Fällt nun der Tau. fällt milder Nachtwind ein;
?ser oben bringt die Sonne nichts als Segen;
ie kühl läßt fich's in dichten Mauern mittags ruhn;
Jahrhunderten gefiel's; drum geht nicht fort. Gudrun.
Ach. Sandro; gut. daß Mutter uns nicht hört.
Sie wär aufs neu verleßt und tief empört.
Dein Haus ifi hoch und hat gewaltige Mauern . . ..
Doch nicht für uns. noch nicht; mit leifem S auern
Bedenk' ich. wenn ein Men ch dein Wort erf hrt.
Welch Lärm. - Geduld. s wird nicht lange dauern.
So weil' ich Tag und Nacht mit Recht in Haus und Garten
Doch heute wär s verfrüht. Warum willfi du nicht watteni

O_tt_o Helmut Hopfen:
Die Vafe des Vergehens

54.
55.
56.
Warum? Warum? - Sprich mir nicht vom Gefchwäße
Der Andern. -- Wärfi du mein mit Leib und Seelen.
So wüßtefi du ..warum". ohn' dich zu quälen.
Was Elende mit niedrigem Geheße
Verleumderifch den Schwankenden erzählen. -
Warum ich mich am Warten nicht ergeße'i
Warum 'i - Weil mich entflammt des SommersSonnenglut!
Und du? Was trieb zu mir dich. wenn nicht heißes Blut?
Wie heftig. Sandro. fragf't du. was mich trieb? -
Warbf'i du denn nicht um mich und haft mich lieb?
Und ich - nun ja . . ich hab' zu dir begehrt.
Und ließ drum lifiig fiürzen hier mein Pferd.
Weil alles. was man von dir fprach und fchrieb.
Geheimen Zauber burg. den ich verehrt;
Und du -- befirickteft du mich nicht mit zartem Wort?
Doch jetzt erfchreclft du mich. Laß los; ich möchte fort.
Sei nicht verleßt; Gudrun. ich war zu wild.
Geduld. ganz recht. Vielleicht noch kurze Frifi
Sich trennen. bis der Herbf't uns freundlich ift.
Bis jeder Luxus dir entgegen quillt.
Bis du hier Frau wirft. keufches Gnadenbild.
Zieh hin; [eb wohl. Doch bleibe. wie du bifl.
Und kehr mir bald zurück. Du kannft noch nicht erfaffen.
Daß wir mit Land und Luft auch eine Welt verlaffen.
der Mai-Nummer
Schluß in

Iofeph Aug. Lux:

Die moderne Architektur in Deutfchland.

Immer mehr rückt die Architektur in den Mittelpunkt des Intereffes. Das hat die moderne Bewegung bewirkt. Gewerbe und Technik. die fogenannten niederen und hohen Künfte. bedürfen_eines fefien Stünpunktes. einer organifchen Zufammenfaffung zu einer praktifch bef'timmten Einheit. die von dem menfchlichen Geheimnis der Schönheit geadelt ift. Diefer natürliche Schwerpunkt aller Künfte ift die Architektur. Jn den letzten 30 Jahren war die Malerei alles. Rings um fie war die Kunft erlofchen, Nur fie nährte die heilige Flamme. Das war das Zeichen eines ungefunden Zuftandes. denn auch fie bedurfte monumentaler Wirkungen. die fie nur von der Architektur erwarten konnte. ' Sie zog fich auf das Staffeleibild zurück und bildete eine Welt für fich. die neue Schönheiten offenbarte. die Wunder des Lichtes und der Farbe. und von William Turner über die franzöfifchen Jmpreffioniften bis zu Whiftler eine ununterbrochene Kette leuäitender. farbenfprühender Wunder bot. Ganz Europa fah durch die Kunft des franzöfifchen Jinpreffionismus und die Maler in Deutfchland. Öfterreich. Italien. Skandinavien. Rußland und alle flavifchen Künftler hatten die Parifer Marke. England hatte die Entdeckung gemacht: der große William Turner hatte das magifche Tor des Farbenraradiefes weit geöffnet. Aber Frankreich herrfehte in dem Wunderland mit einer Unumfchränktheit. wie es vorher in der Zeit des Abfolutismus in der dekorativ gerichteten Barockarchitektur geherrfcht hatte. Man kann fagen. daß in den letzten dreißig Jahren die impreffioniftifche Malerei die einzige Lichtquelle war. in der die Schönheit der Dafeinserfcheinungen fichtbar wurde. Die Technik wurde groß. aber fie war mathematifch konftruktiv befiimmt. nicht organifäj in künfilerifcher Auffafiung und bot dem Leben keinen Schönheitswert. Die Architektur ftand abfeits und pflegte eine unvolkstümliche akademifche l'lberlieferung. die beftenfalls dem Gelehrten Befriedigung verfchaffte. Sie hatte mit dem Leben des Volkes und der Gegenwart keinen inneren Zufammen-

hang. Oder fie fiel Spekulationsintereffen anheim und fchuf die trau-
rigen baulichen Zuftände. in die die Mehrzahl der Städte geraten find.
die in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts ihren wirtfchaftlichen Auf-
fchwung genommen haben. Nur Orte. die den Auffchwung nicht mit-
machen konnten und zum Bauen kein Geld hatten. blieben von diefen
zweifelhaften Segnungen verfchont. Sie find heute Gegenftand der ent-
zückten Betrachtung und liefern für den Städte- und Hausbau feine
künftlerifche Gefeße. die mit Überlegenheit angewendet fein wollen. Die
Malerei entbehrte felbft der großen monumentalen Aufgaben und verfiel
naturgemäß in jenem Teil. wo fie mit der Architektur in Beziehung tritt.
Daß Mofaikbilder naturaliftifch wie Ölgemälde behandelt wurden.
ferner daß Freskenbilder den Eharakter einer vergrößerten. illuftrierten
Gefchichtsilluftration empfingen und theatralifch wurden wie eine
fchlechte Oper. beweift zur Genüge. daß nach der architekturalen und
dekorativen Seite hin die künftlerifche Disziplin in völliger Auflöfung
begriffen war. England. im Guten wie im Schlechten. um eine küch-
tige Spanne voraus. befaß aber damals fchon eine aufkeimende Architek-
tur. die aus der lebendigen Bauüberlieferung des Volkes ihre Kräfte
fog und künftlerifch beftimmt war. Mit Ruskin als Wortführer
traten um die Mitte des Jahrhunderts neben den Erneuerern des Kunft-
handwerkes Maler auf. die zunächft aus Protefi gegen die akademifche
Schablone neue formale Schönheiten fuchten. die mit individuellem
Leben erfüllt waren. Sie fanden Anregung und Stärkung in der früh-
italienifchen Kunft. die alles befaß. was fie felbft fuchten. Naturwahr-
heit. dichterifche Verklärung und die Strenge des Architekturgeiftes. Es
war die Gruppe der Präraphaeliten. deren Mitglieder fpäter mit Morris
in der Arts and Erafts-Gefellfchaft gemeinfame Wege gingen. Jn
ihren berühmten Effays. den Arts and Erafts-Effays legten die Mit-
glieder die Ergebniffe ihrer Unterfuchungen und Erfahrungen nieder. die
fie in den dekorativen Künfien. in der Buchkunft. in der Keramik. den
Metallarbeiten und Gläfern. in der Wohnungsausfiattung. den Geweben
und Stickereien gewonnen hatten. indem fie fich auf die fait ganz ver-
fchüttet gewefenen handwerklichen Überlieferungen der ar>jitektonifch
geführten mittelalterlichen Gotik ftüßten. Dem Entrüfiungsfturm. der
fich gegen die Malergruppe der Präraphaeliten bei ihrem erften Auf-
treten richtete. gebot die machtvolle Autorität Ruskins Einhalt. der fich
begeiftert für die junge Gruppe erklärte. und die Unnatur der angeblich
von Raphaels Vorbild ausgehenden akademifchen Frifiertheit nachwies.

indem er im Hinblick auf die Wandteppiche von Raphael die Unmög-
lichkeit aufzeigte. daß Ehriftus nach dem Schlaf und der fturmbewegten
Nacht auf dem Meere ein fchön gefcheiteltes und gelocktes .Haupthaar
tragen konnte. Diefe Beweisführung ift zwar mehr fauftgerecht als
künftlerifch. aber fie fand vielleicht gerade darum bei dem englifchen
Publikum Verftändnis. und erfüllte ihren guten Propagandazweck zu-
gunfien der neu auftretenden Künftler. die fich aus Protefi gegen die
Akademie Präraphaeliten nannten. Nach der monumentalen Seite der
Malerei im Hinblick auf die Architektur trat Burne Jones in der Gruppe
der Präraphaeliten und in der fpäteren Arts and Erafts-Gefellfchaft be-
deutfam hervor. Am berühmtefien find fein_e ..Säjöpfungstage‟ geworden.
Die Stoffe zu den Glasfenfiern und zu den Gobelins. in denen noch
Morris Hervorragendes leifiete. wurden größtenteils der heimifchen.
keltifch-ritterlichen Legenden-Überlieferung. der Artus- und Gralsfage
entnommen. und ihre zeichnerifche und technifehe Behandlung zeigt eine
durchaus handwerkliche. im befien Sinne architektonifche Auffaffung. im
Gegenfaß zu den Ölbilderimitationen der phantaftifchen Gobelinwebereien
und Glasmalereien. Das Auftreten diefer Künftlerfchar und befonders
Burne Jones bezeichnete den Anfang einer neuen Monumentalmalerei.
zu der felbftverftändlich die Bildweberei. die Glasmalerei und das Mofaik-
bild gehörten. Auf dem Kontinent traten außer Puvis de Ehavannes
Monumentalmaler auf. die. jeder für fich. den Zufammenhang mit der
Architektur fuchten und neue Symbole mit der großzügigen .Harmonie
rhythmifch empfundener Flächen- und Farbenerfcheinungen zu verbinden
fuchten. .Hans von MarÖes. der fich in den Jrrgärten der großen italie-
nifchen Überlieferung verlor und nicht zu den Quellen kommen konnte;
der holländifche Javane Jan Toorop. als Symbolift und Neoimpreffio-
nifi hervorragend bekannt; der Schweizer Ferdinand Hodler. der die
großartig aufgefaßten Glasmofaiken mit Szenen aus der Schweizer-
gefchichte für das Rathaus in Berlin lieferte und gegenwärtig für
die neue Univerfität in Jena Fresken malt; und endlich Guftav Klimt
in Wien. deffen Aulabilder für die Wiener Univerfität durch die fchmuck-
fieinartige. ganz flächenhafte. dekorative Behandlung. duräj die Neuheit
der fymbolifchen Darftellung und durch die außerordentliche Feinheit. man
möchte fafi fagen Klangfchönheit des farbigen Elements die ungewöhn-
lichften und intereffanteften Erfcheinungen der neuen Monumentalmalerei
bilden. ungewöhnlich auch durch ihr eigentümliches Schickfal. indem fie in-
folge des bornierten Proteftes der Wiener Univerfitätsprofefforen ihrer

Beftimmung nicht zugeführt wurden. Es darf fchließlich nicht vergefien
werden. daß der Imprefiionismus auf dem Wege über den Neoimpreffio-
nismus felbfi eine Entwi>lung zum firengen Stil nimmt. allerdings
nicht durch die lineare Wirkung. fondern durch die Farbenbehandlung.
die ungemifchte. man könnte fagen. heraldifch reine Farbenelemente auf
die Leinwand bringt und die optifche Verbindung dem Auge überläßt.
Sie nähert fich auf diefem Wege felbft durch die Farbenwirkung in der
fchmuckfteinartigen flächigen Wirkung. die allerdings am ausgefprochenfien
in der modernen Graphik im Farbenholzfchnitt. im Plakat wirkt. in das
Staffeleibild übergeht und von dort den Ring zur architektonifchen
Malerei. zum Monumentalbild. zur Glasmalerei und zum Mofaik wieder
fchließt. Schon find unter den Impreffioniften van Gogh und Gauguin
inftinktiv mehr zum Stil geneigt. Valotton. um nur ein Beifpiel zu
nennen. ift fchon vollends fiilifiert. Wenn fich die Augen der impreffio-
niftifchen Maler und ihres Publikums von Paris erholt haben werden.
wird ein Staunen fein über die dekorative Kraft und Eigenart. die in
der älteren heimifchen Überlieferung. der ethnographifchen. wie der alt-
meifterlichen liegt. die geiftig verwandt mit jenen Erfcheinungen find. die
heute als aufregende Neuheit gefürchtet oder geliebt werden. Am
reichfien aber und am unerfchöpflichften wird der verfihlofiene Brunnen
der flavifchen Überlieferung fein. In der Mufik wie im Ornament haben
fie den größten volkstümlichen Reichtum. Sie haben die Zukunft. Die
Völker der Zivilifation. der Weiten Europas hat fich in diefer Hinficht
vollfiändig erfchöpft. Im Ornament hat er nichts zu geben. wie eine
mehr oder weniger perfönlich behandelte ftilifierte Wiederholung orna-
mentaler Elemente. die vorher fchon unzählige Male abgewandelt worden
find.
Auf dem Kontinent bewirken. wie bekannt. die englifchen Einflüffe
eine Wiederbelebung der gewerblichen Kiini'te. die vorzugsweife von
Malern ausging. die ornamental überwog. obzwar es fich. wie fich in der
fpäteren Entwickelung herausfiellte. nicht um den äußeren Schmuck. fon-
dern um innerlich befiimmte. fachliche. künftlerifch architektonifch einheit-
liche Gefialtungen handelte. Infiinktiv fuchten die jungen Künftler. die
fich dem Kunftgewerbe zuwendeten. Architekturaufgaben in die Hand zu
bekommen. Bauaufträge. Einzelfamilienhäufer. die individuell durázge-
bildet werden konnten. weil fie dadurch von einem gegebenen. alles um-
faffenden. einheitlichen Gefichtspunkt aus die kunftgewerbliche Produktion
beftimmen und in einen Gefamtorganismus vereinigen konnten. Viele

Erfahrungen mußten von dem englifchen Vorbild übernommen werden. vor allem der Fleiß und die Gründlichkeit. mit denen die Vorgänger ihr Reformwerk verrichteten. Und wo die Erfahrungen und Erkenntniffe diefes Vorbildes nicht mit reiflicher Überlegung und Anwendung auf die heimifchen Verhältniffe genutzt wurden. mußten die eigenen Fehler demon- |rativ helfen. Mit wachfendem Intereffe an den gewerbliäfen Künften und der von diefen befiimmten häuslichen Umgebung wuchs das Interefie für die *Architektur und ihre Aufgaben. Naturgemäß. Die jungen Bannerträger gingen voran und verkündeten eine neue Wahrheit. die uralt ift. Aber fie waren alle Autodidakten. fie hatten den ungeheuren Vorzug der Frifche und der Begeifterung. durch die fie in den Zeiten der Gärung die ganze öffentliche Stimmung mitriffen; jedoch der Mangel an pofitivem Architekturkönnen befäfränkte fie. von einigen ungewöhnlichen Ausnahmen. wie Peter Behrens als Erbauer des Krematoriums in Hagen und van de Velde als Baufchöpfer des Falkwang-Mufeums von H. Ofihaus. abgefehen. zu kleineren Alltagsaufgaben der Architektur. die über das Familienhaus nicht weit hinausreichen. während die großen monnmentalen Aufgaben. die das moderne Leben ftellt. die Großftädte. der Riefenverkehr. der ungewöhnliche Bauorganismen verlangt. den eingefeffenen Künftlern vorbehalten bleiben miiffen. die von Haus aus das immenfe Nüftzeug des Architekten haben. oder es infolge eines außerordentlichen inneren Berufes in ungewöhnlicher Selbftzucht autodidaktifch erlangten. wie in den genannten. fehr feltenen außerordentlich refpektablen Ausnahmen. Die anderen find die Maler-Architekten. ein Begriff. der im Gegenfaß zum verzopften Akademiker oder zur gefchäftemachenden Baufpekulation vorteilhaft das künfilerifche Anrecht vertrat. Aber über die Schultern der Maler-Architekten weit hinaus ragt der berufene Monumental-Architekt. der in den erften Jahren der Bewegung nur deshalb iiberfehen werden konnte. weil die Allgemeinheit mit den kleinen Aufgaben des Kunftgewerbes und des Kleinhausbaues befchäftigt war und weil es vor diefer Bewegung keine Zeitfchriften und Publikationen gab. die die Öffentlichkeit an den wartenden großen Bauaufgaben unferer Zeit intereffieren konnten. Im Laufe diefer Jahre jedoch wurde die Öffentlichkeit auf dem Weg über das Kunftgewerbe und feine äfihetifche Erneuerung an die Architektur gewöhnt und die Behandlung von Baufragen rückte in den Vordergrund. Die Architektur beginnt. wie gefagt. in der öffentlichen Aufmerkfamkeit einen Platz einzunehmen. der ihr gebührt und den bis dahin als unmännliche Statt-

halterin die Malerei eingenommen hatte. Langfam gewinnt die Öffent-
lichkeit wieder den Gefichtsfinn fiir die Baukunft. Wenn auch die großen
künftlerifchen Bauaufträge zum Glück nicht von Volksabftimmnngen ab-
hängen (wie es Ende 1907 in Wien gegen den Mufeumsbau Otto
Wagners verfucht wurde). fo ift eine vornehme Baugefinnung immerhin ein
wichtiges Poftulat der allgemeinen Bildung und eine Grundlage. die
dem Künftler Hoffnung gibt. Wie hoch ein Volk zu bilden ift. zeigt feine
Baukunfi. Und fchließlich kann auf die Dauer keine Kunft eriftieren.
wenn fie des Interefles und der Liebe der Menfchheit entbehrt.

Ein neuer Beethovenfchafz.
Schluß.
Befter Bernardus non Sanctus!
Man will oder will man? - Jä) fende Ihnen die Schrift hier
zurück. die ich gelungen fand. was ich angemerkt. werden Sie vielleicht
gar nicht berückfichtigen. dies fteht Ihnen frei. denn ich kann hier nicht
fagen 9.116116 jo 80110 pitt0re nun bitte iäf Sie aufs innigfte laffen
Sie felbe abfchreiben. ob ein Stempelbogen und welcher. weiß ich nicht.
fragen Sie jemanden aus der Staatskanzelei mir ift es nicht eingefallen.
fonft hätte ich geftern unferen Cardinal gefragt - Seine Emminenz.
weläfer übrigens fogleich felbft die Schriften übergeben wollen - haben
fehr gelacht. wie in. Ihnen erzählte. daß die felbige Perfon. wider welche
das Gefuch eigentlich abgezweckt war. aufgefordert zur Protefiation da-
gegen wurde. dies deucht mir könnten Sie noch contraf'tiren dagegen. ebenfo
könnte der Or. Cnrator noch einen Stich bekommen. daß die L. R. auf
felben fo wenig Vertrauen gehabt. daß ich noch einen der L. R. Ver-
trauen befißenden Mann l)r. Adlersberg l?) beigefellt habe. - und nun
leben Sie in will Mann und Mann will fort. bis lauter will will will will
Mann Mann etc. etc etc. hervorkommen - wegen der Bibliothek
hoffe ich bald in einiger Zeit etwas anbringen zu können -- der Anfang
ift gemacht -
Jhr Beethoven.
Lieber B.
Jch fuchte Sie gefiern abends als mir O. Jhren Brief brachte. Sie
waren aber abwefend. obfchon mir O. gewiß verficherte. Sie zu Haufe
zu finden - natürlich fchrieb ich Blöchl. gleich noch gefiern abends im
Wirtshaufe. daß er K. durchaus zu der Ober A.-s Hinterfchaft
nicht bringen folle. dies müßte ich O. geben. daß er es noch heute be-
forgte früh genug. im hoffe es wird gefchehen fein. - Wegen der Mutter
wußte ich fchon. denn fie war gefehen worden. indem fie fich zu B. begab.
ich fchickte mit Fleiß Oliva zu ihm und ich war es der ihm auf . . .
ohne zu entdecken. daß daß ich es wußte. ihm etwas darob zuzufelzen.

Einem Menfchen. d e r mir einen f o l ch e n B r i ef gefchrieben. kann
man fchon etwas ftarke . . . Mittel darreichen. Ich mag wegen diefer
pefierfiillten Perfon kein Wort mehr an H. Blöchl. verlieren. ich fende ihm
durch Steiner fchon heute den Betrag für den künftigen am 22. Auguft
(?) einfallenden Monat in d i e f e r Lage. worin wir uns jeßt befinden.
indem einmal die beftialifche Mutter. wie ich fehe. überall ihren Pefthauch
verbreiten (?) kann. laffe ich mich nicht auf einhalb zu bezahlen. ein.
Karl hat höre ich von Oliva. Blöchl, um Erlaubnis gefragt ob
er mir feinen lateinifchen Brief mit meinen Namenstag fchreiben fell?
- Jch bin daher der Meinung. daß Sie K. in Gegenwart des H1-, N.
erklären. daß ich kein en Br i ef von ihm wolle. d i es hätte er längft_
tun follen. und mir feine fchlechten Streiche. wozu er fich von feiner
Mutter teils und teils auch aus eigenem Antriebe hinreißen ließ. ab-
bitten follen. feine Verfiocktheit. feine Undankbarkeit. feine Gemütlofigkeit
beherrfcht ihn fo. daß er. indem Oliva da war. fich nicht einmal nach mir
erkundigt hat. ja als ich ihn das erftemal zu Blöchlinger bei der Hand
hinführte. zog er fobald wir ihnen nahe waren feine Hand von mir
zurück. und dies fpäter als ich noch einmal mit Oliva da war wi e d e r -
fort. meine Geduld hat ein Ende. ich habe ihn aus meinem Herzen
ausgeftoßen. viele Thränen um ihn diefen Nichtswürdigen geweint. nur
wenn er v o n f e l b ft den Weg finden wird. fich mir zu nahen. und daß
ich erft Proben habe. daß fein _fäflechtes .Herz gebeffert ift. will ich fehen.
ob ich ihn wieder anerkennen werde. meine Liebe zu ihm ift fort. er
b r au ch t e Sie. ich habe der feinigen nicht nötig. und feit er ihr diefer
Pefterfüllten nahe war. und jetzt wieder ift. will ich nichts mehr
von ihm wiffen als daß ich für ihn bezahle und fonft forge. -
Dem Herrn -Magiftrats 1)!: - v. - . . . . habe ich fagen laffen.
daß meine Zeit es nicht erlaubt. fonfi wäre ich heute felbft gekommen.
ich werde aber ehftens das Vergnügen der Obervormundfchaft meine
Aufwartung zu machen - nun aber glaube ich. daß es nötig ift uns auf
die Hinterfüße zu felZen indem wir die Schrift. welche der Erzherzog
Rudolf dem E. Ludwig übergeben hat. noch nachfragen. daß ich felbft
die Vormundfchaft übernommen. daß der vorige Referent diefe Same
abgegeben aus Urfache. der Parteilichkeit befchuldigt geworden zu fein.
kurzum. daß der Mag. . . . immer eine Partei wider mich bilde. und
das Erziehungswerk dadurch geftört werde. und ohnehin durch fein
Einmifchen mein Neffe ein ganzes Jahr verloren habe an feinen Studien.
daß er wegen ihren elenden Klatfchereien und Gewäfche und das Gehör.

wel>7es die Mutter dort immer erhält. immer vorgreifen wird (?). und
im immer . . . . werde. daß fie fich alles g e g en mich erlauben. ohner-
achtet mein Neffe von mir erhalten wird. auch mein H. Bruder mit unter
der De>e fiecke. (er hat jest ein Gut von 20.000 Thaler oder Gulden
gekauft. und Sie können gewiß denken, daß er jest befiehen helfe) indem
er ihn zu Apotheker wolle- etc. Wir bitten alfo entweder um beides näm-
(ich: daß man ihn nach Bayern laffe und daß dem Mag. aufgetragen
werde. mein Erziehungs w e rk nicht ferner zu ftören und fich in nichts
mehr einzumifchen oder um eins oders andere. diefe Schrift können Sie an
Erzherzog Rudolf richten. dem Sie fie auch felbft übergeben können.
wie noch einmal mit ihm fpremen können. und ihm vielleicht zufällig be-
kannt werdc. welches nicht unangenehm fein wird. ich werde ihn von
allem unterrichten. diefe Schrift foll der Erzherzog den übrigen voran-
gefchickten beifügen. er will f e l b | mit dem Kaifer fprechen - Sie können
mir nun darüber antworten. was K. betrifft. fo if: es fo gefchrieben. daß
er es von Ihnen aus dem Briefe hören foll- es verfieht fich von felbfk,
(ich liebe ihn noch wie fonft ohne Schwäche und zu große Vorliebe. ja
ich kann wirklich fagen. daß ich offt um ihn weine.)*) meine Lage mit
meinen verfchlofienen Sinnen ifi an fich fo hart und welche widrige Er-
eigniffe und abfcheuliche Begegnungen für fo große Aufopferungen. welche
auch diefes fchlechte Volk hat gewußt härter zu machen - Oli wifien
Sie wohl wie er bei mir fieht allein leider bedarf ich in meiner ifolirten
Lage dg. Menfchen. er fällt mir .zur Laft in Nü>ficht des Geldes noch
obendrein- wie es fcheint betrachtet er fich als bef oldet von mir,
was ift da zu ändern - Ergebung - meine Gefundheit ift fehr ange-
griffen, fodaß ich kaum beim Schreiben aushalten kann. - Gehen Sie
nun hin zu Blöchl. ich mag nicht mehr dort hingehen weil ich diefe ab-
fcheulichen Begegnungen zwifchen mir und diefer Perfon nicht leiden
will und ihre Klatfchereien gegen mich nicht widerlegen will,
In Eile Ihr Beethoven.

An Hrn. von Bernard!

Lieber Freund!

So lange wir uns kennen. fo kann ich doch nicht verfchweigen. daß
mir Ihr Wefen offt Kummer verurfacht hat. Sie fcheinen gerne Schmei-
cheleien von elenden Menfchen Gehör zu geben. und erfcheinen Elenden

*) Diefe Stelle ift im Originalbriefe mit Bleiftift gefirichenl

als Protektor, hiedurh fchaden Sie Ihren Freunden indem Sie bei dg,
Protektionen alles gut und aufs Befte finden wollenf die jeßige Gefhihte
beweifi wiederj wie fehr Sie falfh gegriffen habenf und Ohne Nüekfiht
mir neuerlihen Verdruß zu dem alten noh hinzugefügt haben. Diefer
Menfh ift offenbar ein roher, fehr roher Menfch - feinen armfeligen
Ideen haben Sie Beifall gegebenj und den Freund verraten- nur zu
wohl merkte ih diesj wie fhlaff alles in Rückfiht der böfen Perfon
angeordnet wurde7 Oliva war niht fein genugf und Sie niht grob genug
für diefen nihtfhweizerifhen Flegel- denn er ift, wo er auh
nur her fein mag, ein Flegel. - Aus Ahtung für mich fprah
er wegen mir und Vernunft welhe Logik- dagegen empfiehl er
fih wieder I h r e r G e w o g e n h e i t - dies follte niht anfieekend für
Sie feinf von einem folhen Wiht ehrt gar nichts. - Allein -
ih muß fagenf es ahndet mirz daß Sie ebenfo mein Freund als ein Stück
Feind find. -- Mein Neffe wollte alfo wirklich ganz feindlih gegen mih
gefinnt fein- und wenn er es wäre- fo wollte er alfo hierin fortfahren
.dürfenj oder verfiehen gemaht werden können- ob er di ef e Rab e n-
mutter mehr liebt oder mih? Diefen armfeligen Ideen-
diefes elenden pädagogifhen Wihtes geben Sie Ihren Beifall_ ohne an
die gänzlihe Unrihtigkeit davon zu denkenf Sie felbft noh vor einigen
Tägen in der Stadt gaben mir deutlih genug zu verftehen- daß mein N,
»mih haffe _- es verfluht und verdammt über das elende Menfhen-
gefindel.

Bildende Kunfi.

Welchen Einfluß hat Tizian auf die moderne Malerei ausgeübt?

(Eine Umfrage.)

Es heißt zunächft den vagen Ausdruck ..moderne Malerei“ mit tat-
fächlichem und begrifflich klar begrenztem Inhalt erfüllen. will man ver-
fuchen. die fo einfach klingende und doch fo verzwickte Frage zu beant-
worten. ob Tizian die moderne Malerei beeinflußt hat.

Meier-Graefe erklärt kurz und bündig: ..Mit Rubens und Velasquez
kann man die ganze moderne Kunf't machen." Damit ift deutlich genug
gefagt. was die Sezeffioniften und ihr Anhang unter ..moderner Malerei“
verfrehen und verftanden wiffen wollen.

Die Möglichkeiten impreffioniftifcher Betätigung befiimmen alfo hier
die Weite des fraglichen Begriffs. Und diefe Weite ift in der Tat *un-
erfchöpflich und unbegrenzt für den Eingeweihten; fie engt fich aber fofort
zur zum mindefken vorurteilsvollen Einfeitigkeit in den Augen jener. denen
impreffionifiifches Erleben und Erkennen ungeahnte Dinge find.

Fiir diefe große Mehrzahl ift die ..moderne Malerei“ der Inbegriff
der Leiftungen aller der Maler unferer Zeit. deren klangvolle Namen all-
gemein geläufig find. Ein Lenbach und ein Böcklin. die nach Gefchmack
und Urteil der Jmpreffionifien nichts. ja gar nichts mit dem Wefens-
finn unferer Zeit verbindet. find troß allem der großen Mehrzahl noch
immer die geheiligten Vertreter der Moderne. die felbft Manets und Monets
Bedeutung weit überftrahlen. Hält man fich - nur um der Befchränkung
willen - an diefe beiden einander innig vertrauten. von der deutfchen
Nation noch heute am meifken gefeierten zeitgenöffifchen Meifter. fo ift
mit einem Schlage die Bedeutfamkeit von Tizians Einfluß auf die mo-
derne Malerei bewiefen.

Lenbachs ganze Kunft wäre ohne Tizian gar ni>ft denkbar! - Urn
ganz an der Oberfläche der Betrachtung zu bleiben. überblicke man jene
Reihe weithin berühmter Bilder. in denen der Münchener Meifter mit

dem großen Venetianer geradezu zu rivalifieren fuchte. Die verfchie-
denen Selbfibildniffe Lenbachs find rührende Dokumente für feine bedin-
gungslofe Hingabe an die Zauberwelt der Tizianfchen Malerei. Ifi nicht
Lenbachs ..Tochter des Herodias mit dem Haupt des Johannes" eine voll-
kommene Kopie von Tizians ,.Lavinia". troß der Veränderung des Themas
und trop der modifchen Variation des Koftümes? Und wie fehr halten
fich etliäje von Lenbachs Kinderbildniffen an Tizians berühmtes Porträt
der kleinen Tochter des Roberto Strozzi? Wer aber die wunderbare
Kopie Lenbachs nach diefem Kinderbild des Venetianers jemals in der
Schackgalerie gefehen hat. begreift nicht nur die durch diefes Beifpiel an-
gedeutete Abhängigkeit. fondern er ift da angefichts der noch größeren und
bedeutfameren Kopien. die man dort nach Tizian von Lenbachs Hand
findet. von der Ehrfurcht ergriffen. die diefer feinem großen Lehrmeifier
entgegenbrachte. und der Liebe. mit der er feinem Beifpiel zu folgen fich
bemühte. Das wunderbarfte Dokument hierfür aber bietet die Sammlung
des Grafen Schack in Lenbachs Kopie des Wunderwerks. das man himm-
lifche und irdifche Liebe zu nennen pflegt.
Wie die fonnigen Strahlen diefes Zauberbildes in die geiftige Werk-
ftatt Lenbachs hineingeleuchtet haben. fo haben fie auch den Weg. den der
Maler Böcklin ging. in feiner ganzen Breite mit ihrem Märchenglanz
übergoffen. und kein anderer Einfluß war fo nachhaltig und andauernd
auf das Schaffen des Schweizers. als der. der fich feinem Suchen und
Grübeln aus diefem einen Werk des Venetianers erfäjloß. Ein Bild wie
..Poefie und Malerei" und verfchiedene ähnliche Dekorationsftücke weifen
fchon ganz äußerlich hierauf hin. Auch Rudolf Schicks Tagebuch zeigt.
wie Boecklin immer wieder und wieder auf diefes Bild Tizians zurück-
kommt und welche Anregung und welchen Maßftab für jedes Kunft-
fchaffen Boe>lin gerade von diefem Tizian herzuleiten pflegte.
So ift zweifellos für die räumliche Weite des Laienblicks Tizians
Einfluß auf die moderne Malerei nicht nur vorhanden. fondern fogar
überragend.
Aber ebenfo unbedingt muß der Venetianer den Rubens. Hals und
Velasquez den Plaß räumen für die. die mit logifchem Scharffinn und
innigerer Fühlung das Problem des Jmpreffionismus als das allein-
gültige Problem unferer Zeit erkennen und in Lenbachs wie Boecklins
Art die Beziehung zu diefem wefentlichften Phänomen unferer Geiftes-
kultur vermiffen. Wo aber auch in diefem engeren Kreis das hiftorifche
Interefie über Rubens hinansreicht. führen natürliche Zufammenhänge

den Suchenden auf diefem Wege zu dem immer lebendig fprudelnden
Quell. den das Genie Tizians allen fchönheitsfrohen Menfchen für ewige
Zeiten erfchlofien hat.
Paul Kraemer.
Ludwig Fahrenkrog:
Tizian: Himmlifche und irdifche Liebe. Der Zinsgrofchen. Lavinia.
Flora. [47101111119 W IWW Moto.
Liebermann; Frau mit Ziege. Altmännerhaus. Reiter am Strande,
Simfon und Delila - oder
Menzel - Leibl - Zügel - Uhde - Slevogt - Balufchek -
Balufchek - Balufchek? umfchlagen: andere Seite!
Klinger: Kreuzigung Ehrifti. Pieta. Salome. Vom Tode.
Thoma - Stuck (Stu>?) - Safcha Schneider - Fahrenkrog.
d. h. ich. Der Einfluß Tizians auf mein Schaffen? Daß ich nicht
wüßte.
Wie man der über und über roten Rofe im Garten finnend im
Genuß und mit Andacht huldigt. ohne daran zu gedenken diefer Rofe
Schöpfer fein zu wollen. fo ftand ich 1894 in der Galerie Borghefe zu
Rom jener Blume aus dem Garten der Ruhe. der ..Himmlifchen und
irdifchen Liebe“ gegenüber. Ich habe die Rofe im Garten nicht zerftückt.
um neugierig zu erfahren: wie das gemacht fei. Ich dankte dem Schöpfer.
der fie fchuf.
Dann fah ich auch den ..Zinsgrofchen“l Der Gleichklang der
Dinge in diefem Werke ift wunderbar - nach jeder Seite hin - und
in den Tonwertenl Welche malerifche Größe! Man erzählt fich: Tizians
Ehrgeiz hätte dies Werk erzeugt. um zu zeigen. wie er Dürers durch-
bildende Kraft mit eigener Größe der malerifchen Anfchauung zu ver-
binden wifie. Die Legende klingt glaubhaft. Nie mehr hat Tizian in
der Größe und der Durchdringung malerifcher und geiftiger Auffaffnng
fich übertroffen. I ch kenne auch keine andere Ehrifiusdarftellung. welche
diefer an Hoheit. Würde und Liebe gleichkäme. Herz und Sinn erleben
vor diefem Bilde eine Feierftunde. Aber Urfache zu nachfchaffender Be-
geifterung ward diefes Werk mir niäjt - ebenfo wenig wie die Lavinia.
Flora oder eine der vielen Venufie Tizians.
Dieser fchönheitstrunkene (eigentlich) Nur-Maler ift keine Kampf-

natur. die an der Seele Saiten zerrt. alle feine Pfade führen in das
Land der Liebe. der Schönheit und der Ruhe und alle feine Mittel find
gefiimmt auf ein Abgeklärtfein in Farbe. Ton und Linie. Wenn auch
-mit verfchiedener Kraft: aus jenem Lande wanderten B. Plockhorft. Fr.
Aug. Kaulbach. Böcklin. Rafael Schufter-Woldau zu uns her,
Hat nun Tizian die „Moderne“ beeinflußt? Gott. ja! Jede Größe
übt noch iiber das Grab hinaus Einfluß aus. ift Grundftock und Urfache
künftiger Kunft, Aber auch nein! Eigentlich fogar richtiger: nein.
Tizians Kunft ift uns nicht nahe. Seine Abficht auf Malerei: ja. Aber
wie andere Aufgaben ftellte uns die Zeit der Luft und des Lichtes. von
Impreffionismus. Stimmung und andern Dingen zu gefchweigen. Dann
aber eben: Was ift die Moderne? (Das größte Chaos von Kunf'tan-
fchauungen.) Ift es die Art der Überhaupt m a l e r. welche alle Dinge
da außen abmalen. oder find es die Bildner. die fich in ihren Schöpfungen
felbf't gebären? Ift es der Impreffionift oder der Stilift. der Typen-
fchaffer oder Nachahmer? Siehe oben. Wer weiß. wie das enden wird,
Heute ift Tizian noch eine ruhende Größe kämpfenden Gewalten gegen-
über.

Fidus:

Um Ihre Rundfrage über den Einfluß Tizians auf die moderne
Kunft fachlich zu beantworten. müßte ich Tizian beffer kennen. als es der
Fall ift. Ich habe von feinen Werken bei meinen ganz vereinzelten Be-
fuchen deutfcher Galerien und in Venedig flüchtig gefehen. alfo fie nie
„findiert“. noch weniger als manchen andern alten Meifter. Und dies
-ift eigentlich fchon ein Zeichen. daß er auf mich. als Modernen. jeden-
falls kaum einen Einfluß ausgeübt hat. Tizian war mir immer zu
fehr Virtuofe und Weltmann. friiher hätte ich gefagt ..zu wenig
Ethiker“. um mich zu feffeln. Er ift mir mehr bloßer Spiegeler feiner
Zeit. als Schöpfer eigener Schönheitswelt. Technifche Feinheiten kann

man aber auch bei anderen lernen und vor allem aus dem felbftändigen Naturftudium herausentwickeln. Unter Naturftudium verfiehe ich allerdings nicht das fachfimpelnde Kopieren von Naturerfäjeinungen. fondern das wiffenfchaftliche Anfchauen des Gefeßmäßigen und das tat-philofophifche Einleben in die Natur. Dies kann der wirklich fäjaffende -Künftler nicht durch die Brille irgend eines alten Meifiers tun. der naturgemäß im Naturwifien und Erkennen rückftändig gegen uns fein muß.

Dagegen ift es natürlich und felbfiverftändlich. daß auch der felbftändigfie Künftler von der Gefamtheit vergangener Kunft allerlei äußere und innere Anregungen empfängt. Und wenn bei mir. außer meinen direkten Lehrern. befondere alte Meifier zu nennen wären. fo ift es niäjt gerade Tizian. eher Leonardo. Michelangelo. Dürer und Rembrandt. Was aber die „Moderne" angeht. fo zerfplittert fie fich doch in fo viele Individualitäten. daß man bei fafi jedem Künftler einen andern hiftorifchen Anklang herausfinden könnte - leider. da es ein Zeichen unferer akademifchen Rückwättferei im allgemeinen ift. Z. B. haben die Präraffaeliten. d. h. die wirklichen. nicht die englifchen. in ihrer herben Knabenhaftigkeit viel mehr Widerklänge in unferer erneuten Naturaliftik. als die reifen Cinquecentiften. deren Parallele bei uns wohl erft kommen wird.

Im übrigen aber glaube ich. daß wir einer aktiven künftlerifchen Kultur entgegengehen. die über folche kurzgefchichtlichen Vergleiche hinausgeht. weil wir vor einer Renaifiance nicht nur der Form. fondern des Geifies [Lehen. Wir find auf dem Wege Hellenentum zu v e r w ir klich e n und nicht nur humaniftifch zu verhimmeln. Die großen Durchbrüche der Wiffenfchaft. der Hygiene und der Technik lieferten die äußern Grundlagen dazu. die Religion einer dogmenlofen Wahrhaftigkeit und liebenden Lebensbejahung dürfte die inneren Bedingungen ergeben. Weil aber der Erkenntnis darüber fchon fo viel geworden ift. daß die bloß literarifche Ausfprache derfelben trotz aller religiöfen und äfthetifchen Heuchelei fchon zur Trivialität wird. fo ift es um fo mehr der anfchaulichen Kunfi und der lebendigen Tat vorbehalten. das letzte Wort zn fprechen. es Fleifch werden zu lafien. Und gerade weil diefer Erkenntnis foviel Heuchelei gewalttätig entgegenfteht. mindeftens eine moralifche ..Indifferenz". über die einfi auch ein Tizian. ein Raffael. ein Rubens. ja ein Holbein (ein Deutfcherl) fich nicht erheben konnten. fo muß die neue felbfifchöpferifche. geifiige Kunft und die neue Tat um

fo viel reiner. herrlicher und heldenhafter werden als die jener Zeiten.
Je tiefer der äfthetifche Verfall. je größer müffen die ausgleichenden
Gegenwirkungen fein.

Walter Leiftikow:

Auf Ihre Frage. welchen Einfluß Tizian auf mein Schaffen aus-
geübt hat. glaube ich ohne weiteres Nachfinnen: gar keinen »- antworten
zu müffen.

WH?-

Max Slevogt:

Tizian. der Stolze. Große. hat auf die Kunftübungen und Anfchau-
ungen unferer Tage keinen Einfluß. Hans von Marees. Feuerbach.
Böcklin waren wohl in einem folchen Sinne die letzten feiner Gefolg-
fchaft in Deutfchland. foweit wir es jeht überfehen können.
Unbefchadet oder infolge feiner nicht bezweifelten ..Göttlichkeit" ift
er uns nicht mehr fo ganz lebendig; er begeiftert den genießenden
Menfchen in uns. zwingt uns zur Huldigung. - aber er irritiert unfere
Nerven nicht. - er revolutioniert uns nicht!
Er felbft fcheint keine Nerven befeifen zu haben: diefe über alle Zu-
fälligkeiten erhabene. majeftätifche Kunfi eines ..Großen Herrn". diefe
prächtige fonore Harmonie. bleibt uns ein feierliches Traumland. von
dem wir nichts in unfer Leben herübernehmen können und wollen.
Was von ihm. und daß zu lernen wäre. muß fich jeder fagen - der
Pulsfchlag einer Zeit ift aber eigenwillig und ftark.
Die Dornenkrönung feiner letzten Zeit in München. ein dunkles

Männerporträt. - fpäter in Rom die „Himmlifche und irdifche Liebe“
haben auf meine Erziehung ftark eingewirkt. - aber erft. was uns
als Mann ergreift. wirkt beftimmend auf unfere Zeit weiter.
In der
Jugend lieben wir eigentlich in den erwählten Göttern mehr uns und
nnfere Vorfiellungen.

Das Urteil

(Zu Augufte Nodins Baiser.)

Die großen Kunft-Schaffenden.
die einzelnen. ach fehr vereinzelten
Riefenbäume i'm Zeitwald können
nie von der Mitwelt beurteilt wer-
den. Sie verwirren und über-
wältigen unfer Urteil in einem
Grade. daß fie fich ihm in Wirklich-
keit ganz entziehen.
Eben jener Überfchuß an all
unferen eigenen Eigenfchaften. der
der Urfprung und die Summe ihres
Genies ift. reißt manche der Mit-
lebenden zu Empörung hin und
treibt andere zum Geläafter. In-
dem die Genies unferer Zeit uns
in übergroßen Linien wieder
fchaffen. fcheinen fie für die Menge
nur unfere Karikatur wiederzuge-
ben. und der Kampf. den die Mit-
welt um die Werke des Genies ent-
fefielt. wird umfo heftiger und umfo
anhaltender. als jedes Genie damit
beginnt. in der Form felbfi mit dem
überlieferten Ausdru> zu brechen
und das Ioch der Tradition abzu-
werfen. das die Freiheit feiner
Schultern behindert: für feine neue
Stärke fucht es die neue Form.
Und alle Leibeigenen der Tradition.
die eine ererbte „Schule“ für ein
ewiges Gefeß halten. erfüllen die
WMC-7*"
Luft mit Schreien gegen jenen. der.
um von feinem „Eigenen" zu fpre-
chen. mit feinen eigenen machtvollen
Lippen fpricht.
Die Schar der fogenannten
Kunfikenner geht fo oft Hand in
Hand mit den Hunderttaufenden der
Menge. und fie fcharen fich um den
Riefen in der Kunft unter A-bas.
A-bas-Rufen und Hohngelächter.
Eine Zeitlang.
Denn oft tritt der Umfäjlag ein.
Das Genie drückt der Mitwelt
fein gewaltiges Knie auf die Bruft
und zwingt fie zu Boden.
Und nachdem man den Meifter
im Ehore verleugnet hat - verherr-
licht man ihn im Ehor.
Man pliindert die Sprachen um

Worte. aus denen man Kränze flechten kann. Man jagt die Ewig-größten der Vergangenheit von ihren Sockeln herunter. um den neuen Siegesherrn auf das leere Piedefial zu fiellen . . .
Aber der Urteilsfpruch des Raufches ift ebenfo unficher. wie der der Kampfeszeit töricht war.
Man laffe Leonardo an feiner Ehrenwand hängen und Michel-angelo da ftehen. wo er fieht.
Erft die Jahrhunderte können ermeffen. ob fie Ebenbürtige gefun-den . . .

Herman Bang. Gabriele Reuter
So dahte ih- während ih. das
Bild des „Baifer“ vor Augen. aufs
neue in Gedanken durh die Glypto-
thek Kopenhagens wanderte. den
Wallfahrtsort. den kommende Ge-
fhlehter auffuhen werden - jene
Nahwelt. die allein einem Rodin
feinen unfterblihen Plaß fhenken
kann. Herman Bang.
Mar Liebermann: Biergarten.
Sommer. heißer. fonnenfunkeln-
der Hohfommer. Man fühlt draußen
den weißen Glafi auf den weiten
Feldern liegen. auf den langen
Chauffeen mit ihrem tiefen. meh(-
artigen Staub. man fühlt die
dumpfe Glut zwifhen den hohen
Häufermauern der Straßen fhwe-
len. Man ahnt den Shweißdunft
der Menfhen- die arbeiten müßen
in den hellen zitternden Hihwellen.
Und nun der grüne Shatten
unter dem weitgreifenden Geäfi.
unter den Laubmaffen der fhönen
Baumriefen. Wie kühl wirkt er in-
mitten des grellen Sonnenfheins.
der ihn rings umflutet. Durh alle
Spalten im dihtgedrängten Blätter-
werk verfuhen die Strahlen ihn
mit Wärme und Helle zu durh-
dringen. ihn mit Gold zu durh-
fhimmern. ihn mit zahllofen
Flämmhen und Flecken luftig-
gelben Lihtes zu fhmücken. Auh
auf die rauhen Holzbänke und
Tifhe wirft das Sonnenliht in
koketter Shelmerei feine Funken.
Tupfen und Kringel. Aber die glatte
weiße Hauswand bietet dem Spiel
feiner Strahlen eine breitere An-
griffsflähe - hier vermag es
ruhiger zu lagern. Doh wieder
zieht der grüne Shatten wie ein
feiner Shleier fih über das Liht,
es mit dem Boden. mit dem Baum-
riefen. mit dem goldurhzitterten
Laube zu einer vielfältig geglieder-
ten Symphonie von Shatten- und
Lihttönen zu verbinden.
Die Welt fommerlihen Frie-
dens. die der Meifier in der Wieder-
gabe fo ftiller Erdenwinkel mit
ihrer heimlih-farbigen Sonnen-
ftrahlenfhönheit hier gefhaffen
hat. fie ift in Wirklihkeit nur ein
armer bayerifher „Keller“. ein
Biergarten. wo Bauern. Taglöhner.
Fuhrknehte nah des Tages Laft
und Plage bei ihrem Maßkrügel

fißen und fih's wohl fein laffen.
Ein ftummes. fiilles Behagen
fhwebt um die runzligenf wetter-
harten Kerle. von denen wohl einer
oder der andere mit bajuvarifhem
Zorn lospoltern mag. wenn der
Shaum zu hoh im Steinkrug fieht
und „die Maß“ niht ordnungs-
mäßig gefüllt ifi. Dann kriegt"s die
Wirtin zu hören. die fih weniger
durh behende Zierlihkeit hervor-
tut. als daß fie durh foliden
Umriß der Gefialt für die nährende
Güte des von ihr verfhenkten
Bräus Zeugnis ablegt.
Ob einer der Gäfie den köft-
lihen Reiz des grüngoldenen Liht-
zaubers umher wohl fo reht emp-
findet? Shwerlih - und doh
genießen fie die Ruhe. den Frieden
des durhwärmten Baumfhattens.
wie ihn doh nur Menfhen ge-
nießen können. die zuvor in fhwerer
Tagesarbeit ihren Shweiß ver-
goifen haben - genießen fie als Ge-
fhöpfe, die noh ganz eins find mit
der fie umgebenden Natur. die noh
niht über fie zu grübeln oder fie
äfihetifch abzufhäben gelernt haben.

Darum ftrömt die Stimmung der friedvollen Vefperftunde diefes goldigen Sommernachmittags fo ungebrochen auf uns über. daß wir dort fißen möchten. auf einer von den langen Holzbänken. die Ellbogen auf dem Tifche. den Kopf in beide Hände geftülzt. dem Spiel des Lichtes zuzufchauen - wie es gleitet und hufcht und flimmert - fich verändert und mählith blaffer und ruhiger wird - daß wir dort die Stunden verträumen möchten und fehen. wie die Schatten grauer. farblofer dunkeln. eine feuchte Kühle weißlich nebelnd aus dem Boden fteigt. mit einem leifen Dunft von Malz und Handkäs gemifcht - bis die Riefenbäume als finftere Maffen uns zu Häupten drohen -- der Hausknecht die leeren Krügel fammelt und die kurze warme Sommernacht fich in den Garten fchleicht . . . Gabriele Reuter.

Adolf von Menzel: Fräulein von Knobelsdorf.

Diefe Arbeit des jungen Menzel ift von einer Einheitlichkeit. die dem Menzel von fpäter nicht mehr gegeben war. der mit der Schärfe des Verfiandes die Seele totfchlug und durch Einzelnes das Ganze gefährdete. Ia es lebt in diefem Bildnis eine folche Empfindungswärme. eine folche Andacht vor dem Schönen. wie ich kaum wüßte. daß ich fie je wieder bei Menzel gefunden hätte. Man kann meinen. daß es liebenswürdig ift. diefes Bildchen - aber es ift mehr als das. Grazie und Ernft. Erziehung des Körpers und der Seele. Mädihenanmut und Sinneskeufchheit. all' das lebt hier ungezwungen und unbewußt. ein Etwas. das fich von felbft ergibt. .Hier ift kein Menfch. der etwas geworden ift. dank von Einflüffen. fondern ein Menfch. der etwas ift und war. Diefes Figürchen atmet eine unraffinierte und ftarke Kultur. Ich glaube nicht. daß fie hausbacken ift. aber ich meine. daß fie leife. fehen und erftaunt ift . . . wie ihre braunen Augen. Vielleicht ift fie nicht fehr klug. aber fie wird fich immer für das Richtige entfcheiden. Leidenfchaften werden ihr fremd fein; und fie wird fehr gemeffen durch das Leben gehen. fo wie fie

eben durch diefen Garten hier ge-
gangen ift; - und fie wird auch
im Leben oft ftehen bleiben und Ein-
fchau und Umfchau halten . . . fo
wie fie es hier tut. bevor fie in das
.Haus tritt. Ihr Leben wird fehr
ruhig dahinfließen und fie wird -
da fie fich immer gleiäf bleibt -
unbefleckt aus dem Leben gehen: eine
Mädchenfeele noch als Großmutter.
Es gibt folche Frauen. Sie wird
feelifch ftets im gleichen Zeitgewand
gehen - und wenn längft die
Stürme das Alte weggefegt haben
follten. Sie wird vielleicht geiflreich
fein und fie wird mufikliebend fein
- aber ein Schöngeift wird fie nicht
fein.
Ia wir lieben diefes Bildchen.
weil wir fühlen. daß es von einer
Menfchenraffe erzählt. die anmutiger
und keufcher und unpofierter war.
als es die um uns find. Von uns
felbft - ach - zu fchweigen. Wir
lieben es des wundervollen Einklangs
wegen zwifchen Menfch und Garten.
Diefer hier gehört noch ihr Haus
und ihr Garten; wir find geduldete

Georg Hermann

Mieten die fich nicht zu laffen
wiffen - felbfi auf eigenem Grund
und Boden, Wir gehen nach der
Mode und dem Gutdünken unferes
Schneiders- die hier geht in der
Tracht ihrer Zeit. Alles an ihr ift Ein-
klang, Derart müfien fich die jungen
Mädchen gekleidet haben. die fo aus-
fahen. Gewiß - fie find nicht fehr
feingliedrig. Hand und Fuß find
derb. Aber ihr Gang ift fchön- wie
der eines Rafiepferdes. Sie lafen
nicht Mörike und nicht Hölderlin-
aber fie deklamierten Rücker-ts
„Liebesfrühling‟ und Ehamifios
„Frauenliebe und Leben". Denkt
man nicht. wenn man diefes Mäd-
chen betrachten an das Geißblatt-
gerankr das die Mauer umfpinnt?
An Blumen. die in Vorzeiten „weit
hinten in Großmutters Garten"
blühten? Diefe Frauen waren gar
nicht fehr fchön - die nervöfe Fein-
heit hat ihr Geficht noch nicht recht
gemeißelt - aber wir werden immer
bezaubert durch die Freiheit ihrer
Stirnen und die keufche Grazie ihrer
Halslinien. Es verbirgt fich nichts
bei ihnen, und felbft ihre hellen
Träume liegen zutage. Man fieht
durch fie hindurch, wie durch einen
Krifiall.
Diefe altfränkifche Kleidung hat
den Stil des ganzen Menfihen -
fie ifi nicht elegant mit der Note
des Efprits - aber fehr kapriziös
durch einen feinen und unauffälligen
Gefchmack. Nichts ift Flitter dabei-
alles ift echt und ehrlich. Ia) erinnere
mich an berü>endes. verblichenes
Mattrofa in diefem Kleid. Der Hut
ifi* noch in Wahrheit ein Hut und
er fchwebt nicht auf dem Kopf wie
der Geii't Gottes über den Waffern
überall und nirgends. Er umfchließt
und man glaubt an feine Beftim-
mungx Sonne und Wind abzuhalten.
Die Blumen des Gartens fchmücken
ihn und ni>)t das Sammelfurium
eines Plunderkafiens.
Ich glaube- daß diefe Frauen
mehr geliebt wurden, weil alles an
ihnen eben mehr Frau war. Man
verfieht vor ihnen Freiligraths
„Ruhe in der Geliebten“.
Aber all das find ja fekundäre
Dinge - die nur mit der Kunft

mitlaufen. Sprechen wir von ihr.
Ich finde diefen Wechfel der
Flecken kö|lich. Und nun erfi
diefe Auflöfung des Dunkelsx das
die Figur umrahmt nach den Seiten
hin: das Fenfier hinter der Tür und
der Himmel. in den die Bäume
fchneiden! Ich finde die malerifche
Breite in diefem Bildchen köfilich!
Wir fpüren jedes Blatt, jede Kante
des Türkenfchalß ohne daß wir
dariiber einen Augenblick das Ganze
vergefien. Diefes Stück Garten da-
hinter ift Money nicht Menzel.
Wie kühl find die Stufen- wie
dämmrig das Haus! Alles ifi hier
noch Temperament und Gefühl-
nichts ift Verftand. Der Mathe-
matiker der Zeichnung- der Fana-
tiker des Naturergründens - Fana-
tiker find ftets peinliä) - hier ift
er noch ganz Maler. bezaubert durch
das holde Bild der Wirklichkeit. Er
hat fonft die Natur belauerß be-
fchlichen und belaufäft - hier liebte
er fiel liebte fie einfach. Und das
ift mehr, Georg Hermann.

Philipp Stein:
Dramatifcher Monatsbericht.
Von einem reichlichen Bündel neuer Bemühungen der Berliner Bühnen ift aus der Berichtzeit bis Mitte März wiederum zu melden - vielerlei. aber doäz nur wenig. Kaum etwas. das die Spielzeit überleben dürfte. wie viel fleißige Arbeit auch eingefeßt ift. Auf die bange Direktorenfrage ..wie machen wir*s. daß alles frifch und neu und mit Bedeutung auch gefällig fei." hat noch weniger als in den leßten Jahren gerade diefe Spielzeit Antwort geben können. Man muß verfuchen fich zu helfen - ..auf nnfern deutfchen Bühnen probiert ein jeder. was er mag!“ Das bißchen literarifche dramatifehe Produktion reicht bei weitem nicht aus. und unliterarifch mö>)te man doch auch nicht fein. folange es nicht Erfolg verfpricht. Da macht man denn aus der Not eine Tugend. und das Theater wird literarhifiorifih. Man hilft fich mit Ausgrabungen.
Der jüngfie diefer Verfuche. Abgetanes neuzutun. ift die Aufführung der ..L y f i ft r a t a“ des Ariftophanes im Deutfchen Theater in einer Bearbeitung von Leo Greiner.*) Aber wohl nicht ausfälließlich der Mangel an neuen Aufgaben wird die Direktion zu der

*) Wedekind und Co.. Berlin.

Aufführung verlo>t haben. fondern wohl ebenfo fehr die günftige Gelegnheit. Regie-Großtaten zu leiften. Und das ift in hohem Maße gefchehen. es gab vorzügliche Szenenbilder. Momente von wirklich fzenifcher Schönheit. und ein oft fortreißendes Temperament ging durch die Scharen der athenifchen Frauen. oft mit ganz elementarer Macht. Mitunter. fo in der Szene. da die ftreitluftigen Athenerinnen mit ihren gefüllten Wafierkübeln gegen die lendenlahmen Greife vorgehen. und in dem ker-ken Liebesgetändel zwifchen Kinefias und feinem Weibchen vielleicht auch zuviel.
Die Komödie als folche aber kann das Publikum von heute nicht fonderlich fefieln. Vor ein paar Jahren hat Paul Lindau das

Werk in Wilbrandts Bearbeitung
unter dem etwas fchiefen Titel ..Der
Frauenftaat“ vorgeführt - damals
hatte der zarte Dichter der „Maler"
den alten Arifiophanes gar vieler
charakterifiifcher Wendungen und
Tendenzen beraubt. Diesmal hat
Leo Greiner ..frei nach Arifio-
phanes" die Komödie bearbeitet. fo
frei. daß er ganz fiillos auch noeh
Shakefpeare im Arifiophanes zu
Worte kommen läßt. indem er aus
defien ..Viel Lärm um nichts" einen
Ratsherrn und einen Schreiber
16()

heranzieht. Den rechten Arifto-
phanes haben wir weder durch Wil-
brandt noch durch Greiner kennen
gelernt. Wenn man aber denn
durchaus jede in der Weltliteratur
bedeutfame und berühmte Dichtung
auf das lebendige Theater zerren
will. fo darf man doch nicht. um
möglicherweife ein Kaffenftück dar-
aus zu machen. die Linien der
Dichtung verwifchen. das. was für
die Formen. die Ausdrucksweife. die
ganze Pfpche der Dichtung und der
Zeit. in der fie entfiand. charak-
terifiifch ift. umbiegen und umwan-
deln. bis möglicherweife etwas wie
ein Kaffenftüik herauskommen
könnte. Will man wirklich des
Ariftophanes Komödie. in der er die
Athener zum Frieden ermahnt. in-
dem er zeigt. was im andern Falle
durch einen konfequent durchgeführ-
ten Weiberfireik für die kriegs-
lufiigen Männer Schlimmes ge-
fchehen könnte. durchaus auf die
moderne Bühne bringen. fo muß
man auch den Mut haben. die Ko-
mödie zu zeigen. wie fie wirklich ift.
und fich nicht fo unfrei zeigen. daß
man nur frei nach Ariftophanes fie
behandelt. Die Eigenart des Dich-
'ters geht fonft verloren. die Kennt-
nis feines Wefens wird nicht ge-
fördert. das Zeitkolorit des Werkes
wird verlöfcht. Aber in welcher
Gefialt auch die „Lyfifkrata" auf
der Bühne erfcheinen würde. ein
merklich unmittelbares. lebendiges
Interefie vermag fie nicht mehr zu
erwecken. Der köfiliche Grundge-
danke der Komödie aber. die Idee
des Weiberftreiks. alfo das eigent-
liche Thema des Werkes ift ja längfi
für unfere Dichtung gerettet. ift fo
ganz in das Leben nnferer Gegen-
wart hineingefeßt. fo völlig auf-
gefogen worden. daß es uns nicht
verloren gehen kann: in einer feiner
prächtigfien und herzigften Komö-
dien. in den ..Kreuzelfchreibern" hat
Anzengruber diefes Ariftophanifche
Motiv wieder auferftehen laffen.
und es fpiegelt fich dort in allerlei
Strahlungen. felbfi bis zum Tra-
gifchen. Weshalb alfo erft noch
„Lyfiftrata" felbfk bemühen?
Unter dem Mangel an neuen
Aufgaben hat auch das noch fo

junge. erfi feit Januar eröffnete
Hebbel-Theater bereits zu leiden.
Darum hat es jetzt auf drei Ein-
akter von Strindberg zurück-
gegriffen. die. als fie zuerft erfchie-
nen. - wenigfiens zwei davon --
für die Pfychologie des Dichters
(denn ein folcher ift er wirklich)
intereffant waren. aber heute nicht
mehr Theaterleben haben. Strind-
berg hat bekanntlich zahlreiche Ein-
akter gefchrieben. und da ihm diefe
Form befonders gut lag. hatte
er fich anfangs der neunziger *Jahre
die Theorie konftruiert. der Einakter
f ei das berechtigtfieBiihnenfiüik. denn
der Vorhang zerreiße fonft jedesmal
die Stimmung. und der Dichter
miiffe in jedem Akte neu-anfangen.
das Publikum für das Ganze zu ge-
winnen. Aus jener Periode
Strindbergs. die verblüffend und
überwältigend mit glänzenden Ar-
beiten wie „Gläubiger“. ..Gräfin
Julie" und der graufamften feiner
Schöpfungen „Der Vater“ einge-
leitet wurde. fiammen auch die jetzt
neu aufgeführten Einakter „Vorm
Tode". „Mit dem Feuer fpielen"
und „Samum".*) Letzteres hat man

7*) Elf Einakter. Herm. See-
mann Nachfolger. Berlin.

felbft früher niemals aufzuführen
verfucht- felbft damals nichtz als
Strindberg noch zu den allerin-
tereffanteften Erfcheinungen zählte-
als erf ein orthodor-fanatifcher
Weiberhaffer- mit feiner tiefein-
bohrenden, blendenden pfychologi-
fcheu Birtuofität das ganze Welt-
elend auf das Weib zurüikführteX
als er in feiner Beichte eines Toren
und anderen erzählenden oder dra-
matifehen Bekenntniffen immer
wieder wie in pathologifcher Kon-
fequenz gegen das kämpfte- was fein
Phantom Weib warf kämpfte mit
echt weibifthen Mitteln, mit unab-
läffigen Nadelfiichen. Und doch-
troß aller antifeminiftifchen Be-
feffenheit- war diefer aufrechtex von
Rache gegen das Weib erfüllte
Kämpet der fich kühulich feinem
Antipoden Ibfen entgegenfielltet
fo viel erfreulicher als der myftifch
angehauchte- gläubig bekehrtet pa-
triotifch-hiftoriographifrh fäfreibende
Strindberg von heute . . . „Samum“
ift ein wirklich unerlaubt fehlechtes
Stü> und wohl jeßt nur aufgeführt
wordeny weil es eben noch unauf-
geführt war. Es fpielt in einer
arabifchen Grabkammer mit einem
Sarkophag mitten auf dem Boden.
Ein franzöfifcher Leutnant- bleich
und verwirrt und fchwankend,
fpricht mit halber Stimme: „Der
Samum ift da.“ Seine Führerin
Biskrat der die Franzofen ihren
Geliebten Ali erfchlagen haben,
nimmt dafür an dem Leutnant
graufe Naehe - fie hat zwar bereits
einen neuen Geliebten, dem fie
durch die Stärke ihrer Naehe er-
weifen willz daß fie würdig iftL
"feinen Sproffen unter dem .Gemen
zu tragen. Biskra kann alles -
das nimmt Strindberg den Frauen
befonders übel: befchwert er fich doch
in feinen „Bekenntniffen" und inden
„Gläubigern“ ganz ernfthaft dar-
über) daß die Frau- die er fchwim-
men gelehrt habef nun befier
fchwimme als er. Seine Biskra
gefteht: „Ich kann alle Geheimniffe,
die man braucht- um einen feigen
Franken aus dem Leben zu fcheu-
ihem alles - bis zur Bauchredner-
kunft." Jar Strindbergs Frauen-
gef'taltenx alfo die Summe der

Weiber-t wie er fie fieht (oder fah?)-
find fcheufc'jlig bis zum Bauchreden,
und fo fuggeriert Biskra dem unter
dem Einfluß des Samums hinfker-
benden Leutnant Charles- daß feine
Frau feinem Freunde Jules bauch-
rednerifäf zärtlich allerlei Liebes zu-
flüftert- daß ferner fein Sohn
Georges geftorben iftx fuggeriert ihm
dann durch ihre Weibskünfte- daß er
felbft fchon tot fei- und hält ihm
zum Beweife dafür feinen eigenen
Totenfchädel entgegen- bis er vor
Entfeßen wirklich tot zu Boden
fällt. Ießt ift Biskra würdig- die
Mutter des Sohnes ihres Geliebten
zu werdenf der fie in feine Arme
nimmt. Die Hörer vergaßen ob
der Greuel ganz- daß es fich um ,
ein Schulbeifpiel von der Frauen
Scheufäligkeit handeltex daß Strind-
berg wieder nur beweifen wollte,
quo() erat äemouatraoäum, und
wandten fie, recht unwillig gegen
das recht unangenehme Stucki das
ebenfo gut wie der andere Einakter
„Vorm Tode“ heißen könnte. Das
ift die Gefchichte eines Mannes,
der fein lebelang unter der Ty-
rannei feines lügenhaften Weibes
gelitten hatf der dadurch Stellung
und Anfehen verloren hatf den Re-
[6.7.

fpekt bei feinen Kindern. der. um nicht zu verhungern. die Milch der Kalte trinkt und den Speck der Mäufefalle ißt. der das Leben nicht mehr ertragen kann und. um den Töchtern was zu hinterlaffen. fein Haus anzündet und ihnen. nachdem er Gift genommen. die Feuerverficherungspolice übergibt. Wie foll auch ein Mann gegen eine tote Frau und drei lebendige hartherzige Töchter aufkommen? Es finden fich immerhin einige gute pfychologifche Feinheiten in der Durchführung diefes kraffen Strindbergfchen Schulbeifpiels. Eine Fülle glilzernder Bemerkungen. geiftvoller Antithefen. pfvchologifcher Tiefgründigkeiten in dem Kaße- und Mausfpiel der beiden Gefchlechter offenbart die Komödie ..Nicht mit dem Feuer fpielen“. In vorzüglichem. flottem Natürlichkeitsdialog. mit vielen witzigen Wendungen. mit leicht komifäjen Situationen und einer durchaus überzeugenden Schilderung unfpmpathifcher Leute ifi das Ganze durchgeführt. das oft beluftigt. aber doch einen bitteren Gefchmack hinterläßt. Der Mann. die Frau. der Freund -- fie fpielen mit dem Feuer. Die Frau und der Freund gefiehen offen ihre Liebe dem - Gatten. der fie bittet. einander nun zu heiraten. Damit if't das bißchen Romantik des Verhältnifies verloren gegangen. die Liebesleute fühlen fich nicht mehr angezogen. der Freund geht. die Frau verbleibt dem Manne. In der Darfiellung der Strindberg-Stücke konnte das junge Theater bereits ein treffliches Enfemble vorführen, während die er|en Aufführungen diefer Bühne noch im Zeichen fchaufpielerifcher Unzulänglichkeit gefianden hatten. Mit Hebbels ..Maria Magdalena" war keine Wirkung erzielt worden - es fcheint übrigens. daß diefes Lieblingskind der Literaturgefchiäjte. wie fich in diefer Saifon auch im ..Kleinen Theater" felbft mit Agnes Sorma gezeigt hat. nicht mehr imfiande ift. die Hörer zu halten und in den Bann zu tun. Auch mit Julius Babs tragifcher Komödie ..Der Andere") war

kein Erfolg zu erringen. Bab i|
ein eifervoller Theatertheoretiker.
Er weiß durchaus. wie es gemacht
werden muß. Er weiß es und kann
es zum Teil auch machen. Fehlt
jedoch das eine. was eben nicht ge-
macht werden kann: das Dich-
terifche. Dem Thema feiner Ko-
mödie haben fich überdies bereits fo
viel Größere zugewandt. fo Molidre
und Kleift und Hauptmann. daß
die Aufgabe befriedigend zu löfen
um fo fchwerer war. An den von
jenen Dichtern behandelten Stoff
vom vertaufchten Gatten und in
eine andere Lebensfphäre Erhobenen
hat fich hier ein Theaterfchriftfieller
gewagt. der zwar bereits mancherlei
zu fagen hat. aber es noäj nicht ein-
dringlich genug zu fagen weiß: ..es
krabbelt mir wohl an den Ohren.
doch zu dem Herzen dringt es nicht."
heißt's prophetifch im zweiten Teil
Fauft. Wie aus dem anfänglichen
Spaß. der mehr äußerlich als mit
überzeugendem Ubermut begründe-
ten Fopperei fich ein Konflikt des
Ichbewußtfeins und daraus ein
tragifches Finale entwi>elt. das
vermag man nicht einzufehen. das

*) S. Fifcher. Berlin.

wird nur gefagt. aber nicht er-
wiefen. Die letzten Entfchließungen
find nicht motiviert. weder bei dem
vorgeblichen Gatten. noch bei der
Frau, Und doch find die äußeren
Gef_c_hehniffe des Stückes ganz
nebenfächlich. das einzige was in-
tereffieren könnte. mußte das Pfy-
chologifche fein. das bei Bab dies-
mal noa) gar keine überzeugungs-
kraft hat und intereffant nur ge-
wollt. nicht erreicht ift.
Nur zu einem Publikumserfolg
'hat es die jüngfie Arbeit L u d w i g
Fuldas. fein fünfaktiges Luft-
fpiel ..Der Dummkopf“ im
Neuen Schaufpielhaufe gebracht.
Der allzu fehr auf Theatereffekte
zugefpißten Arbeit liegt eine durch-
aus glückliche und gute Idee zu-
grunde. die freilich immer wieder
und allzu direkt verdeutlicht wird:
die Fährlichkeiten. denen der reine
Tor. ein im Sinne der Realpolitiker
und krafien Egoifien dummer
Menfeh ausgefeßt ift. der Idealifl.
der fich überall an den harten Kan-
ten und Ecken des alltäglichen
Lebens wund fiößt.
über diefe Arbeit und noch zwei
Premieren im nächfien Heft.

31188, vl'UZS...
uirseuiieo.
(bö'eabarg.)
FTWmxx-keeät WXÖEWÜZ".
'klang Zorro-.nn
blauer-neo. u, .1.4. 360.

(Zoo-oz.
Mario.

"ie "ein (ler wma,- *, l(inel . alien ciann
wie u'edt 11er' Winti, e Fix-ij . aber! elarm
aus (ill-t - eben
din fliegt er*

Wit antigen- Zrlaudnis aus Verl-1383 „lim-mania" 6, in. v. l-l„ ker-[in N. 35.
l7!

ZeltlÃ¼pft (lui-011 (L35 Tor,
Ã¼ - be.- Ã¤ns lil-2er,
[riet-ter'. am sp - kel-baum lu - 0m- par,
bringt clir- ein Wi * '. 88e8 &dirk-eben (La - 110|-,
m poco a poco rail. W W _Ã„

pvc-bt an W ken - ster- biext's in lind?
uncl aus .lem Zebjkf - oben Zahl-It's' ein schon WMI?
Mit-fc an ein 30]. -128Â»
Sprinxt ein 30.M-tel-lsa
>l VGM Z-

l
_L

l
i-i--v-l
i
i...

.. 7 7
sy . 1'01- cben au.
Wera-eben der. aus.
' "_U

W NÃ„

"jo weht aer- Vinci, krieg-t un - 8er
pedo ralf.

klimt - alien claim schlÃ¤ft ea 5-0 - Sabre-incl_ not-.11W Zinni-LÃ¼mmel nimmter clenlnmk,
rat(. >_- cx a ter-nm

km - gen clio l-Jn . Zimt-chen sation auf? yklÃ¼alct ihm ein Stern - lain mit

uke-ny()
l73

301 - -nero Lieb', e181. inuZItcku Rhinfen 80n8t kriegst su 68 nicht.
trio Novi Ã¼er Nimh_ iriagt un - 86x-]Ljncl - cken (kann

> poco WM.

mÃ¼cdst eg go-Zcliu-iuÃ¤.

WW
'
> poco ralf,
l74

Zu den Mufikbeigaben.

©2777-

Wenn von Engelbert Hum-
perdinck gefprochen wirdj denkt
man zunächfi immer an feine ent-
zückende und erfolgreiche Mär-
chenoper „Hänfel und Gretel",
Daß der berühmte Komponifi
außerdem noch eine Anzahl wert-
voller anderer Werke gefchaffem
vor allem fich auch der Liederver-
tonung in ziemlich ausgedehntem
Maße gewidmet hat, daran denkt
die große Menge oft gar nicht.
Und doch muß fich eigentlich jeder.
der die reizenden Kinderlieder aus
„Hänfel und Gretel" kennt7 fagen-
daß deren Schöpfer doch gewiß auch
fonft Perlen auf dem Gebiet der
Liederkompofition uns gefchenkt
haben muß, Und in der Tat ift es
fo. In bewußtem Gegenfaß zu
jenen hochmodernen Komponiftenf
deren Lieder anfpruchsvolle Kla-
vierfiü>e find. während die Sing-
ftimme dazu ganz unmelodifche
Phrafen teils geifireich deklamiertj
teils nur fiammeltz hat .Humper-
dinck eine große Anzahl fehr fang-
barerj für das deutfche Haus be-
rechneter Lieder gefchriebenF die zum
Teil auch in einer Bearbeitung für
Männerchor vorliegen und auch in
diefer Form fehr zweckentfprechend
find, Man glaubt Volkslieder zu
.ZW We
hören. fo fchlicht und einfachf fo
natürlich klingen diefe dabei fehr
fein und forgfältig gearbeiteten.
meifi auch reizvolle Stimmungs-
malerei bietenden Liederj deren
naiver Ton durchaus nicht erkün-
fielt ift. Eine Anzahl diefer Lieder
find direkt für Kinder berechnet-
für die der Komponift übrigens
auch ein „Deutfches Kinder-Lieder-
buch" beftimmt hat. Eine vortreff-
liche Probe der Humperdinckfchen
Volkslieder bietet „Rosmarin“.
Der Text ift der Sammlung „Aus
des Knaben Wunderhorn" ent-
nommem die in neuerer Zeit mit
Vorliebe u. a. von Guftav *Mahlerj
Theodor Streicher und James
Rothfiein für ihre _Liederkompofi-
tionen benutzt worden ift. Nach
einem kurzen fich gleich dem Ohre
einfchmeichelnden Vorfpiel feßt die

fehr fangliche7 recht anheimelnde Melodiej die dura) eine einfache-klangfchöne Klavierbegleitung unterftiißt wird- ein. Die drei erften Verfe find gleichlautendj im mittleren Teile des vierten wird die aus dem Vorfpiel bekannte Phrafe auch für die Singftimme verwendet.
Wenn man „Rosmarin" auch nur einmal gehört hati wird man feine Weife nicht fobald vergeffen.
Hans Hermannz defien in Konzerten recht beliebtes Wiegenlied „Sufe brufe" hier neben dem Humperdin>fchen „Rosmarin“ er-
L75

fcheint. verdankt feine größten Erfolge und feine Beliebtheit. nicht bloß in der Berliner Gefellfchaft. ausfchließlich der großen Zahl feiner oft von liebenswürdiger Schalkheit und feinem Humor ftroßenden Lieder. zu denen neuerdings auch einige fehr wirkungsvolle Balladen gekommen find. Das fehr dankbare und fiimmungsvolle Wiegen-
i-Ö" g
Literarifm
Das große Schweigen von Martha Löwitt. Stuttgart. Are(Iuncker.
Die Verfafierin. die mir bisher nicht begegnet ift. entwickelt in diefem Buche eine Kunft. bei der die Sprache manchmal nicht zu genügen fcheint: es ift die Kunft des Malens. des Schwelgens in Farben. Eine Sprache. der man das Ringen anmerkt. Die Verfafferin ift noch niäjt zur vollen Reife gediehen und doch gebietet fie über eine erfiaunliäje Virtuofität. Am wenigfien genügt der Titel. Das große Säjweigen läßt eigentlich etwas ganz anderes erwarten; der Ausdruck wird auch nicht völlig erklärt. Er bezieht fich auf die Unfähigkeit zweier Mitglieder der reichen. felbftbewußten Fabrikantenfamilie Felger. für das
I
lied weifi eine vortreffliche Ergänzung der Singfiimme durch die Klavierbegleitung auf. die das Wiegen fo fein nachahmt. Reizend macht fich der Auffchwung bei den Worten „Weht um das Gärtchen“ und der hübfche Ubergang vor dem zweiten und dritten Vers. Süß verhallend ift der Schluß.
Prof.))I*. Wilh. Altmann.
e 23erimta
Innerfie. das in ihnen lebt. den rechten Ausdru> zu finden. Die Erzählung felbft bedeutet nicht viel: der fäjöne Florian Felger bleibt nach gemeinen finnlichen Genüffen mit Fabrikmädchen und einem lüderlichen. weil nicht durch wirkliche Leidenfchaft hervorgerufenen Umgang mit der Frau feines Kompagnons einfam und elend. Seine Schwefter Gudrune. die den Maler Lucian nicht bekommen kann. vermählt fich mit einem Kraftmenfchen. mit dem fie unglücklich wird. und

fiirbt bald nach deffen Tode. Aber das Ausmalen aller diefer. weniger der Wirklichkeit entnommenen. als mit |arker Phantafie erfonnenen Charaktere zeugt von einer mit ganz eigenartiger Poefie ausgeftatteten weiblichen Pfyche. Ludwig Geiger.

Redaktion: [Ar. SylviusVruek.A.Halbert..KurtFliegel.AlerJadasfohn.
Verantwortliä. für den Inhalt: A. H a l b e r t - H al. Berlin W.. Schöneberger Ufer 32.
Verannvortlich für den Jnferatenteilw Paul Nowotny in Berlin-Friedman.
Zufchriften und Einfendungen. ohne _Angabe eines Perfonennamens. zu adreffieren
..An die Redaktion von .Nord und Süd in Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 3a.“
oder ..Breslau lll. Siebenhufenerfiraße 11/15".'
Bei-lag ..Nord und Süd" Berlin W'. 35. Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders
Sch'efii'cbe Verlags-Anfialt G. m. b. H.. Berlin. Breslau. Leipzig).
Drink: Schlefifche Buchdruckerei v. S. S cb o t t l a e n d e r. Breslau lll.



?LMU-P, 2-1": :JULI lxZÃ–ZT' px.â€œ K'

..Z I

[.7 JY-ZWC'LZ

LLWNQW'J *ZZ-.NU Fax; D. IWW!? PLNL-NJ. 82Uhr." u'. 35'
Ã„".
Detlev von Liliencron.
(Nach einer Radierung
von Io hn Philip p.)

Eur
?VW
_"4- _W

X ,
R
x,
l
NikklÃ¼gNÃ¼lÃ¶WliiÃœii-WÃ¼b . xi
(Jen Yin*- i 1...* :kYc'l:
("WWW WÃ¼et'FScbuhg ?q Mafia-u
- 3.: ,fax-:gang Band i:z Mai then x: r:: 374

0,.
n
n..
v
e.
.....
2
Rena!
'.\ F 1
S
:Kalb mm*
\
iii
"ek,
xl(
â€˜
a
_ X
**
von

-*
-_\.L

CmeömclcheWnatWflfi

?erlogNolü und SühGmbH, cYet-[in
ertretung für .Jen c?Fu-:hhctnen-:4l:
SWWWöerYchüfYnlmmnfinu

32. Jahrgang Band 125 Mai 1908 Heft 374-



Detlev von Liliencron:
Die Ranßau und die Pogwifch.
Schaufpiel in fünf Akten.
Perfonen:
Chriffiern (Chrifiian der Erfie)f König von Dänemark.
(Nur im fünften Akt)
Geert (Gerhardx Graf von Oldenburgf Bruder des Königs.
Heyno mit dem Vogenf Anführer der auffiändifchen Leibeigenen.
Sihack Ranßow*), Adelsmarfchall.
Henning Pogwifch.
Wolfgang Pogwifchf fein Sohn.
Detlev Buchwaldt.
Kai (Cajus) Thienen.
Jofias Qualen.
Ludeke Rumohr- des Königs Rat. Hölfieinifcbe
Wulff Wohnsfleth. Ede-[leute.
Erich Krummendieäf neunzig Jahre alt.
(Nur im erften Akt.)
Hennecke Ahlefeldtf
Timmo Vrocldorff-
Wittekopp Blowe-
Iven Reventlowf
Oligarda Ranfzow7 Gemahlin Schar! Ranßowß Schwefier
von Henning Pogwifch,
Heilwigf ihre Tochter.
Caja Wohnisflethf Schwefier Wulff Wohnsfleths.
Pagen.

Ritterf Page-17 Knappen, Auffiändijcye Leibeigene-
Der Vogt von Schloß Ranßow- Ein Höriger, Diener.
') Sprich "iq-'BU'-
Zeit: Ende 1459 und Anfang 1460.
O rt: Erfier Akt: Am Vollrathsbach bei Kiel. Zweiter Alt: Schloß Ranßow
bei Plön. Dritter Akt: Ein freier Plaß im Walde bei Schloß Ranßow.
Vierter Akt: Schloß Farve bei Oldenburg in Holfleinf Burg von Henning
Pogwifch. Fünfter Akt: Ripen in Finland,

Die Rantzau und die Pogwifch Detlev v. Liliencron

Erfter Akt:
(Szene: Ein freier Platz im Winterwalde. Im Hintergründe fieigt das
Holz fanft. In der Mitte diefer Erhebung ein Weg. der von der Höhe auf
die Bühne läuft.)
Erfier Auftritt.
(Eine Verfammlung von vielen Rittern im ruhigen Durcheinander. Jui Vorder-
grunde heben fich ab Schack Ranizow und Henning Pogwifch im Ge-
fprächJZAnzüge: Reiche Pelze oder Rüfiung. Keiner ohne Schwert. Die
Pagen fämtlich in enganliegenden Pelzen. Aus dem Hintergründe. auf dem
Wege.'fteigt Kai Thienen herab. Er geht auf Schack Ranßow zu.) _-
Henning Pogwifch:
Kai Thienen naht. um dir zu melden. Rantzow.
K ai T h i e n e n:
Die Knappen pflöckten fern im Holz die Hengfte
Und lagern lärmend um ein luftig Feuer.
Der Pagen blütenjunge Rofenhecke
Schützt unfern Kreis vor jedem Eindringling.
Und ehrerbietig fchweigt der Winterwald.
Lim deiner Rede Klingen nicht zu fiören.
S ch a ck R a n tz o w:
Sind wir. Kai Thienen. alle nun vereinigt?
Kai Thienen:
Nur Detlev Buchwaldt fehlt. der Prohnsdorfer.
Und Ludeke Rumohr. des Königs Rat.
(fich umfchauend.)
Zweiter Auftritt.
(Während der leßten'Worte Thienens ift oben auf dem Wege ein Page.
Jven Reventlow. erfchienen und fchreitet vorwärts; auf der Mitte bleibt er
ehrerbietig fiehen [betritt alfo nicht die Bühne].)
Kai Thienen:
(nachdem er*den*Pagen erblickt hat. zu Scheck Ranßow)
Der Page Iven Reventlow fieht oben.
(Schack Ranßow fieht dahin. dann hebt er deni rechten Arm. Das
Murmeln fchweigt.)

D e r P a g e
(mit heller Knabenfiimine)
Der Ritter Detlev Buchwaldt . . .
(Der-.Page ab.)
Dritter Auftritt.
(Es 'erfcheint Detlev Buchwaldt von oben.*auf dem Wege, Im Panzer.
Detlev Buchwaldt ift fiarkbäuchig. mit gutmütigem Geficht. behäbig. immer
vergnügt, [Kein Falfiaff))
Detlev Buchwaldt
(im Hinunterfieigen)
Schön. mein Junge.
(Das Hinunterfieigen fällt ihm etwas befchwerlich. Er lüfter den
Helm und wifcht fich [der rechte Stahlhandfchuh ift abgezogen]
von der Stirn den Schweiß.)
Verzeiht. ihr Herrn; Verzeihung. Ranßow. mir,
(Die Ritter umringen ihn lachend. Er lacht.)
Ein Zahlgefchäft hielt mich vom Kommen ab.
(Mit gefpreizten Beinen. im Erzählerton)
Ihr wißt. daß Lübeck fechs von meinen Vettern
Von ihren Burgen wie die Fahnen hißte.
So daß fie bald mit weitgereckter Zunge.
Rabengefchmückt. im Winde fchaukelten _
(lächelnd. mit etwas zum Himmel gedrehten Augen)
Nur weil von Lübecks Überfluß fie nahmen.
(Kleine Paufe)
Heut nun. nicht weit von hier. dicht vor dem Walde.
Rollt mir. juft will ich einbiegen. ein Wagen.
Der fchwer bepackt. mit Plan bedeckt. entgegen.
Vier Reifige umritten ihn gemächlich.
(bewegter)
..Halh Schufte! Steht! Woher des Wegs. wohin ?"
(mit einer runden Handbewegung)
. Ruf ich den Pfefferfä>en hnldvoll zu.
..Von Kiel. mein gnädiger Herr. von Kiel nach Lübeck.
Wo unfer Kaufherr wohnt. Hans Efchenbach."

..Aus Lübeck feid ihr? Ei. dann öffnet mir.
(fchlau ausfehend)
Ich bin ein Zollbeamter."
(bewegter)
Das verftanden
Euch die Begleiter falfch. und ihre Lanzen.
O. diefe ganz verdammten Kißelftöcke.
Berührten unfanft Brünne mir und Helm.
..Ihr Büffel." tob ich. ..wollt den Ritter ftoßen?"
Und wie der Pfeilflug fuhr mein Schwert heraus.
Zwei traf ich gleich. daß fie wie Federn flogen.
Und in den Schnabel rafch der Tod fie nahm.
Der über uns als Riefeneule fchwebte.
(lachend)
Die andern flohn wie hundgeheßte Schafe.
Inzwifchen hatte fchlau der Wagenknecht
Die Pferde abgefträngt und war entwifcht.
(fchmunzelnd)
Des Fuhrwerks Inhalt fchaut ich dann mir an.
Und packte meinem Knappen übern Sattel:
Zwölf Ellen flandrifch Tuch in roter Farbe
Und fpanifäfe Seidenftrümpfe wohl drei Dußend.
Auch fand ich fieben edle Islandfalken.
Vom Bürgermeifter Lübecks. Hans von Brömbfen.
Beftellt - und nahm fie mir.
(lachend)
Der Wagen fteht
Noch voll. wenn ihr . . .
Mehrere Stimmen rafch durcheinander:
Wo. Buchwaldt. wo. fprich. wo?
Detlev Buchwaldt
(fich lachend durch den Kreis drängend)
Jfi hier kein Trunk zu haben? Weh. der Staub.
Den mir die Hufen in die Kehle warfen.
Wulff Wohnsfleth:
Hier in der Nähe fließt der Vollrathsbach.
Ein kräftig Wäfferlein , . .

Detlev Buchwaldt:
Daß dich die Peft!
HenningPogwifch:
(der finfier abgekehrt fiandj zu Schack Ranßowj der wenigfiens
im Anfang Buchwaldts Erzählung mit unverkennbarer Spannung
gefolgt ifi.)
Willfi du das Poffenfpiel nicht enden. Ranßow?
Ich denke. Wegelagererfcherze könnten . . .
S ch a ck R a n ß o w
(laut- zuerfi etwas im Befehlston)
Die firenge Ritterfchaft bitt ich ums Wort:
Vielliebe Redliihef Erfahrne. Treue!
Daß heute wir am Vollrathsbach verfammelt .
(Die Ritter haben fich im Halbkreis um den Adelsmarfchall geftellt.)
Vierter Auftritt.
(Der Page Iven Reventlow erfcheint auf dem Wege von der
Höhe und bleibt wieder auf der Mitte fiehen.)
K a i T h i e n e n
(zu Schack Ranßow)
Der Page Jven Reventlow fieht oben.
(Scharf Ranßow hebt den rechten Arm.)
D c r P a g e:
Graf Geert von Oldenburgj des Königs Bruder.
Wünfcht den erlauchten Herrentag zu grüßen.
S ch a ck R a n ß o w
(kurzj fiolz. hochmi'itig)
Der Adel Holfieins w ü n f ch t für fich zu fein.
(Der Page alu)
Ich fprach im Namen von euch allen doch?
(Lebhafte Zufiimmung von allen Seiten. In ruhigem Tone
fortfahrend)
Der Graf von Holfiein. Adolfj Schleswigs Herzog.
Liegt heut vielleicht in feines Priefiers Armen-
Um letzte Beichte ihm ins Ohr zu flüftern . . ,

Ihr wißt es alle . . . lind gefenkten Hauptes
Steht an der Gruft des großen Schauenburgers
Das ganze Land und weint um feinen Tod.
(:Kleine_Paufe)
Wir aberf wenn die fchwere Marmortruhe
Begrüßung feiert mit den Ahnenfärgen-
Wir haben rafch und kurz uns zu entfäfließenz
Ob wir Ehrifiian von Dänemark uns wählen-
Ob Otto wir von Säfauenburg befiimmen.
Das treue Holfienvolk . . .
Henning Pogwifch
(fchnell)
Und Schleswig bleibt?
S ch a ck R a n tz o w:
Das eben ifi'sl Wird Otto Landesherrl
Verweigert über Schleswig die Belehnung
Ihm König Ehriftian- und aufs neue wird
.Holftein getrennt vom Bruderzweige Schleswig.
Fünfter Auftritt.
(Der Page ift wieder auf der Höhe erfchienen, fieigt abwärts und bleibt auf der Mitte des Weges fiehen.)
K a i T h i e n e n
(zu Schacl Ranßow)
Der Page Iven Reventlow fieht oben.
(Sch-1c! Nanßow hebt den rechten Arm.)
D e r P a g e
(immer die helle lufiige Knabenfiimme)
Graf Geert von Oldenburgj des Königs Bruderj
Gab mir den Auftrag. die fehr edlen .Herren
Um einen Augenblick Gehör zu bitten.
S ch a ck R a n tz o w
(ärgerlich)
Ihr hörtet's! Hab ich's nicht befiimmt gefagt:
Der Adel Holfieins wünfcht für fich zu fein!
(Der Page ab.)

Henning Pogwifch:
Des Königs Bruder. Rantzow!
S ch a cf R a n ß o w:
Den er haßtl
Nie fah ich fo. wie giftgefchwollne Säjwäne.
Die um ein Weibchen auf die Hälfe fchlagen.
Zwei Brüder wütend aufeinander ftoßen.
(fehr ruhig werdend)
Und kurz und gut: des Königs Majefiät.
Wenn wir zum Grafen ihn von Holfiein wählen.
Läßt ungeteilt Schleswig und Holftein . . .
Henning Pogwifch:
Ranßow!
S ch a ck R a n ß o w:
Und wählen wir den Schauenburger Otto.
(fpöttiicb)
Der. nur entfernt verwandt. in Pinneberg
Am Hungertuche nagt mit fieben Söhnen .
Henning Pogwifch
(auffahrend)
Willft du dem Dänen unfer Land ausliefern?
(raläl)
Darum: dreihundert Jahr hat Holfiein fich.
Mit feinen Schauenburgern an der Spiße.
Gewehrt mit letztem Zahn der Dänenherrfchaft.
Und nun foll Ehriftian? . . . Will das der Adel? . . .
(zu Schack Ranßow gewandt)
Und du. der noch im letzten langen Kriege
Uns führteft und die Dänenbuben triebfi.
Ein Eherub mit dem Flammenfchwert. du willft . . .
Sechfier Auftritt.
(Der Page ifi wieder auf der Höhe erfchienen. fieigt abwärts und bleibt auf der Mitte des Weges fiehen.)
Kai Thienen
(zu Schack Ranizow)

Der Page Iven Reventlow fteht oben.
(Scharf Ranßow hebt den rechten Arm.)
D e r P a g e:
Des Herzogs Kämmerer. Iofias Qualen.
(Der Page ab.)
Siebenter Auftritt.
(Es ericheint auf der Höhe der Ritter Jofias Qualen im Pelz.
mit Schwert. Et fieigt langfam hinab; noch ehe er die Bühne
erreicht. mit ausgebreiteten Armen- in ernfiem, nicht weiner-
lithem Ton.)
Iofias Qualen:
Bedecit mit fchwarzem Tuch Schwertknauf und Schärpe.
Und hört der Glocken abfchiedöde Klänge
Von Turm zu Turm die trägen Flügel jehlagen:
Der Graf von Holftein. Adolf. Schleswigs Herzog.
Ift heut an meinem Herzen fanft entfchlafen . . .
(Die Ritter. die fich Joiias Qualen entgegengedrängt*haben,_gM
Zeichen der Befiürzung und großer Trauer. - Die'lfolgenden
vier Vet-fe initffen wie im Durcheinander gefprochen werden.)
Wulff Wohnsfleth:
Der Herzog tot. fagft du? . . .
K ai T h i e n e n:
Unglaublich ift's.
Und doch find wir verfammelt ja . . .
.Henning Pogwifth
(bitter)
Zur Wahl,
S eh a > Oi a n ß o w:
O fprich. wie ging er heim. gib uns Bericht.
Wie ftarb der letzte große Schauenburger?
Iofias Qualen:
Um Mitternacht entließ den Priefier er.
Ich blieb alleine mit dem gnädigen Herrn.
In meinen Armen lag er "till und friedvoll.
(wie in di'lfierer Erinnerung)
Der Wind durchfirich die Pappeln vor den Fenftern,

Und einfam klang der Stundenrufer Stimme.
Am Schallbrett ihrer Keulen dumpfes Dröhnen.
Nichts regte fich. die Diener fchliefen längft.
Nur aus der Nebenkammer. einförmig.
Ertönte murmelnd das Gebet der Mönche.
(Kleine Paufe)
Da rief ein Käuzchen aus den Gartenbäumen.
Und um des Herzogs Lippen glitt ein Lächeln;
Ihr wißt. wie er von je das Tieräfen liebte.
(Kleine Panfe)
Dann fiel"s mir auf: Die Wangen fanken ein.
Das Kinn ward fpilz . . . Erfchrocken bog ich mich
Auf ihn hinab: ..Gib Kunde. großer Herzog.
Wer foll in Schleswig-Holftein folgen? Otto
Von Pinneberg. aus deiner Väter Stamm?“
Und ängfilich horcht ich . . . doch ein Jucken nur
Um feinen Mund verriet. daß er verfkanden.
Und jenes Zucken war's. wir kannten's alle.
Wenn er gutmütig über jemand fcherzte.
Den er als harmlos Menfchenkind durchfchaut.
(Paule)
Dann war's. als ob er fähe fchon des Todes
Schneefeld. das kahle. flache. fchweigende.
Ganz unermeßlich vor fich ausgebreitet.
Und nieder bog ich mich zu ihm von neuem:
..Dein Neffe. König Ehriftian von Dänemark.
Dein Liebling. dein Verzug? . . .“ und einmal noch
Schlug er die großen. lieben Augen auf.
Und feufzte tief . . . und ifi zu Gott gegangen.
(Schweigen. Paufe)
Und das Geheimnis nahm er mit hinüber,
S ch a ck R a n ß o w:
Vollzählig find wir alle beim Begräbnis.
(zu Jofias Qualen. rafch)
Haft eilig Boten du dem Könige . . .

Die Ranczau und die Pogwifcl) Detlev v. Liliencron

Henning Pogwifch
(fich überfiürzend)
Dem Grafen Otto auch nach Pinneberg
Gefandt?
Iofias Qualen
(kühl)
Ich tat. was meines Amtes war.
S a, a ck R a n tz o w
(ip-BMW)
Dem Grafen Otto . . . ah . . . er kommt . . . gewiß . . .
Wenn's nicht zu kalt fiir ihn . . . er hat den Säjnupfen.
Henning Pogwifch:
Den Grafen„ bitt ich, laßt in Frieden, Ranßow.
S ch a ck R a n ß o w
(bochmütjg)
Den mag ich nicht zum Herrn. den will ich nicht.
Von einem Kleinftädter will ich mich nicht
Regieren laffen . . .
Henning Pogwifch:
Mäßige dich7 ich bitte.
S ch a ck R a n h o w:
Gib ihm ein Schweinchen in den Stall. zwei Kühe.
Die auf der Weide tafiend er befühltj
Und wenn fie täglich fett und fetter werden.
So hat er feine Freude dran.
Henning Pogwifch:
Genug.
S ch a ck R a n ß o w:
Und mehr Gehirn als das des kleinen Spaßen.
Der fich auf feinem Dach die Federn putzt.
Hat nicht Graf Otto . . .
.Henning Pogwifch
(fehr erregt)
Bei Sankt Jürgen. Ranlzow!
Ich halte zitternd Ruhe . . . fprich nicht weiter . . .

Iofias Qualen:
Bei Ehrifti Wunden! Heiligt heut den Tag.
Entweiht ihn nicht! Die Leiche liegt noch oben.
S ch a > R a n ß o w:
Wenn in Sankt Lorenz wir fie beigefetzt-
Soll gleich darauf der Adel fich verfammeln,
Und unverzüglich muß die Wahl gefchehn.
(lautf jedes Wort für fiäz)
Ich wähle König Chriftian zum Grafen!
Henning Pogwifch
(feurig)
Den Grafen Otto ich!
S ch a ck R a n ß o w:
Her zu mir- die für
Den König find zum Herrn von Schleswig-Holftein.
Henning Pogwifch:
Und her zu mir, die für den Grafen Otto!
(Es entfieht eine heftige Bewegung.)
Achter Auftritt.
(Während diefer erfcheint auf der Höhe der Page und bleibt
wieder auf halbem Wege ftehen.)
K a i T h i e n e n
(zu Schack Ranlzow)
Der Page Iven Reventlow fieht oben.
(Schack Ranßow hebt den rechten Arm. Alles fchweigt,)
D e r P a g e:
Des Königs Ratf der Ritter von Numohr.
(Der Page ab.)
Neunter Auftritt.
(Auf der'Höhe erfcheint der Ritter Luder Rumohr im Pelze-
mit Schwert. Er fieigt langfam bergab.)
Lüder Rumohr:
(mit heiterer Stirn; llug- ruhig, geiftig hochflehend)
Auf Pfeilfchußweite hört ich euern Zankt

Und glaubte fehl zu reiten. wähnt ich doch
Um eine Dirne Streit bei Knecht und Knappen.
(Die Ritter find ihm entgegengekommen.)
Iofias Qualen:
Du? Lüder? Daß ein Engel dich gefandt!
Verhindre. wenn dir möglich. daß wir nicht
Uns trennen hier zur Rechten und zur Linken.
LüderRumohr
(den alle gewiffermaßen ehrerbietig anhören. Schack,Ranßow'_*“und
Henning Pogwifch fiehen getrennt. Beide finfier. troßig).
Noch liegt des Herzogs Leiche nicht im Sarge.
Noch ifi der Maurer am Gewölbe nicht.
Daß er die Decke fprenge für den Müden.
Der feinen Vätern fich gefellen will -
Und fchon zerrt ihr an feinem Hermelin.
Um weffen Schultern ihr ihn legen wollt.
(Kleine Paufe)
Elf Jahre finds. daß ich dem König diene.
Von Adolf ihm. durch den er König ward.
Empfohlen. Und ich dien ihm wahrlich gern.
Ehrifiian hat einen großen. weiten Blick.
Er wiirde Schleswig nicht von Holfiein trennen,
Otto von Pinneberg. der Schauenburger.
(mit feinem Spott)
Gewiß ein Biedermann. ein wackrer Herr.
Hat Recht auf Holftein. doch auf Schleswig nicht.
Henning Pogwifch
(unter den Augenlidern nach Leider Rumohr fchielend)
Wie viel ift König Ehriftian dir fchuldig?
Lüder Rumohr
(ruhig bleibend)
Bei Gottes Glanz! Wärft du nicht Henning Pogwifch.
Und kennt ich nicht dein treues Polterherz.
Dir. bei der heiligen Jungfrau. gäb ich Antwort.
Daß. taumelnd. du die Sterne tanzen fäheft!

Detlev v. Liliencron: Die Ranlzau und die Pogwifch

Henning Pogwifch:
Rumohrl . . . Mein hißig Blut . . . du mußt es wiffen.
In weläjem Sinne ich die Worte warf.
L ü d e r R u m o h r
(mit heiterer Stirn)
Heut find wir unter uns und ich kann fprechen:
Wem fchuldet nicht von uns der König Geld?
K ai T h i e n e n:
Die bodenlofe Tafche nennt man ihn.
L ü d e r R u m o h r
(ohne auf Eajus Thienen gehört zu haben)
Und wenn's fo ift. wer wäre unter uns.
Der ihm d e s w e g e n feine Stimme gäbe!
(mit feinem. liebenswürdigem Spott)
Des Königs ewige Geldnot . . . nun . . . nicht jeder wird
Geboren mit dem feinen Sinn des Rechnens.
(warm)
Sein Herz kann keinem Bittenden verfagen.
Wenn er verfchwendet. ift es nicht für fich.
Und wir in feinem Rat. wir finden fchon
Die Wege. daß die Stauung fich verläuft.
Detlev Buchwaldt:
Dann bitt ich. wenn die Sehleufen aufgezogen.
Mir die fechstaufend lübfche Mark zu fenden.
Lüder Rumohr:
Im denke. bei dem Worte Lübeck. Detlev . . .
Detlev Buchwaldt:
Ach was. ich mein's nicht fo . . .
Lüder Rumohr:
Des Königs Größe . . .
S ch a ck R a n 8 o w
- (ich-lewis. filme")
Ich danke dir. Rumohr. für deine Worte . . .
13 L93

Nicht bin ich Freund des langen Hin und Her-
(die einzelnen Worte wie gehackt)
Und hier mein Schwertj um Kreuz und Knopf die Fanfi,
Reiß ich heraus für Holfieins neuen Grafen,
Fiir Säfleswigs Herzog: König Ehriftian!
(Er zieht.)
Henning Pogwifch
Iofias
(zieht ebenfalls; hißig)
Und ich für Ottoj Grafen Schauenburgl . . .
Und wüßt ich. daß ich nachts von fern als Bettler
Im Tannforfi meine Schlöffer lodernd fähe.
Und hörte. wie durch praffelndes Gebälk
Der Notfchrei meines Weibes gellend klingt7
Und wüßt ich das im vorausj niemals würd' es
Mich abhaltenj für Otto einzufiehn.
Q u a l e n
(dazwifchen tretend)
Hört auf! Hört auf! Laßt eure nackten Schwerter
Nicht mehr das Licht der Sonne fehn! Steckt ein!
Wenn wir nicht einig werden könnenj laßt
Das Reich entfcheiden und den deutfchen König.
WulffWohnsfleth:
Den deutfchen König? Und das heilige Reich?
Weiß wohl das Reich kennt wohl der Kaifer felbft,
Daß Deutfche wir? Wann hat d e r je geholfen?
Wir fiehn allein feit hunderten von Jahrenj
Der Dänen Einmarfch fchwertblank zu verlegen.
Schack Ranßow:
Wulff Wohnsfleth geht mit uns?
WulffWohnsfleth.
(trocken)
Das weiß ich nicht-
Erft will ich mein Gebet am Grabe fprerhen.
(vollfiändig wie abwefendz mit auf einen Punkt gerichteten Zuge.)
- - - Eine gelbe Rofe will ich

Auf feinen fchwarzen Marmorfarg hinlegen.
Und wenn die Morgenröte durch die Scheiben
An Sarg und Rofe Lebensgrüße fendet.
Will ich am Pfeiler fiehn und fie betrachten.
Und über die Vergänglichkeit nachfinnenl
(Kleine Paufe)
Des Lebensgottes fcharf gefchwungne Peitfche
Treibt unbarmherzig uns und mitleidlos
Von Ort zu Ort. bis in der Gruft wir endlich
Mit vielen. vielen Wunden Ruhe finden.
(Er bleibt. ftarrend. rnit etwas geöffnetem Munde. fiehen. bis er wie aus einem Traum erwacht.)
K ai T h i e n e n:
Wulff Wohnsfleth fabelt.
Detlev Buchwaldt
(für fich)
Wie gewöhnlich. wieder
Törichtes. dummes Zeug . . .
Henning Pogwifch:
Ranßow. einmal noch . . .
S ch a ck R a n ß o w:
Als Antwort ftoß ich wild ins Horn. es töne
Wie Braufen des Gerichts für König Ehriftian.
Henning Pogwifch:
Nun denn. zur Teilung! Hier für Schaumburg!
S ch a ck R a n ß o w:
Und hier für Oldenburg! Ehrifiiern. er lebe!
Detlev Buchwaldt:
Ich bin für Schauenburg. denk ich des Grafen.
Mit dem ich manchen ftolzen Ritt gemacht.
(Er geht zu Henning Pogwifch. Der Adel teilt fich nun fo. daß die Hälfte zu Henning Pogwifch. die Hälfte z Schack Ranßow geht. und fich hinter diefen aufftellt. Wulff Wohnsfleth bleibt in der Mitte und entfernt fich dann langfam. in Gedanken. nach links. Ranßow und Pogwifch haben die Schwerter in die Schei-den gefieckt.)

S ch a ck R a n ß o w:
(wie-zählend. indem er fich umfieht)
Bei mir die Reventlow. die Wittorp. Ratlow.
Die Gadendorp und Ahlefeldt. Rumohr.
.Henning Pogwifch:
Bei mir die Qualen. Brockdorff. Thienen. Buchwaldt.
Die Blome. von der Wifch und Damme . .
Zehnter Auftritt.
(Auf der Höhe erfäjeint der Page Iren ReventlowZund eilt den
Berg hinab auf die Bühne zwifchen die beiden Parteien. fo daß
er genau in der Mitte fich abhebt. Gleich hinter ihm erfcheint
auf der Höhe Erich Krummendieck im härenen Gewande; der
Mufchelhut hängt an der Seite, In der Rechten hält er einen
Pilgerftock, Bart und Haare. [akenweiß. hängen (lang herab.
Zwei Pagen haben ihn untergefaßt und helfen ihm. Sie kommen
fehr langfam den Berg [Weg] hinab. Während deffen)]
D e r P a g e:
(nachdem er fich zuerft vor Scheck Ranßow und dann vor der
Ritterfchaft verbeugt hat. mit klingender Knabenftimme)
Nie fah fo alten Mann ich noch im Leben
(fich umfchauend zum ege)
Wie jenen Mönch mit Mufchelhut und Stab.
Er wollt zu euäf. ..Gib deinen Namen erft.“
Sagt ich ihm ehrerbietig. Doch er fchwieg . . .
(Kleine Paufe)
Auf einen Feldftein fest er fich; wir Pagen
Umftehn ihn neugierig und fchaun ihn an.
..Ich bin der Winter. ihr feid Frühlingsblumen."
So fprach er endlich. mit dem Kopfe nic-tend.
Und dann nach einer Weile: ..Unten find
Von meinem Stand und Stamme fie verfammelt."
Dann ftand er auf und ftüßte fich auf uns.
Und Reden führend. die wir nicht verftanden.
Schritt weiter er und weiter immer vor.
Bis auf die Höhe dort . .
(Erich .Krummendieck ifi unten angekommen. Er bleibt fiehen
und fieht von unten. mit gefenkten Augen. die Verfammlung an.

rechts und links von den Pagen gefiiißt. Alle umdrängen ihn.
doch fo. daß er alsxEinzelperfon. in der Mitte. vom Zufchauer
gefehen werden kann)
Erich Krummendieck:
Vom heiligen Grabe bin ich hergepilgert.
Und meiner Sünden fprach der Papfi mich los.
Ju Rom wollt ich den letzten Seufzer tun.
(langfamer)
Doch fchlug der Hammer meines Herzens fort.
Als wollte er niemals diefes Leben fprengen.
(Kleine Paufe)
Noch einmal trieb es mich mit tiefer Sehnfucht:
Raufchend den eigenen Schritt durch Herbfieslaub
In meinem fiillen Heimatswald zu hören . . .
(mit tiefgefenktem Haupt)
Und euch zu fehn. von euch Verzeihung mir .
Henning Pogwifch:
Wer bifi du. fprich, Spann uns nicht auf die Folter.
Erich Krummendieck:
Ihr kennt mich . . . Ich bin . . . Erich Krummendieck . . ,
(Große Bewegung. Alles entfeßt aus feiner Nähe.)
S ch a ck R a n ß o w:
Du? . . . Der Verräter Erich Krummendieck?
(mit fchneidender Stimme zu den Pagen)
Hinweg von ihm. fonft wird der fchwarze Ausfaß
Am Himmelstore felbfi nicht euch entlafien.
Henning Pogwifch
(befchwichtigend)
Sein Alter. Ranßow.
S ch a ck R a n ß o w:
Den Verräter fchiißt
Kein Alter je. und wär es taufend Jahre!
Schon mit der Königin Margareth hat er
Sein Schwert in edelm Holftenblut gebadet.
([eife. verächtlich)

Y Ranlzau und die Pogwifch Detlev v. Liliencron
Der fchwarzenf feurigen Semiramis
Ein Lufigenoß - fein Vaterland vergeffend.
(edel)
Zuerfi die Heimat, dann die Herzensdame , . .
(laut) herrifch)
Zurück von ihm! Als Adelsmarfehall will ichs.
Gehorcht! und wenn es aua) das letzte Mal ift.
(Scharf Ranßow mit [einer Partei und den Pagen rechts ab;
nach links Henning Pogwifch mit feiner Partei. Erich Krum-
mendietk7 an einem Baum niedergefunken, bleibt allein auf der
Bühne einige Sekunden lang.)
Elfter Auftritt.
(Auf der Höhe erfcheint in ftrahlender Nufiung Graf Geert von
Oldenburg. Cr bleibt oben ftehen.)
Graf Geert von Oldenburg:
(drohend mit der Fauft nach unten zeigend)
„Der Adel Holfteins wünftht für fich zu fein" . . .
Hochmütig Narrenvolk. Mit euern Pferden
Spaun ich euch in den Pflug und fchwing die Peitfche,
Biniaferfk Herr. . .
(tut klirrend einige Schritte hinab; fiehen bleibend)
Dem alten Dummkopf Otto
Hang Schellen ich um feine Schlotterfchultern.
Und laß ihn tanzen wie den zahmen Bären.
(Kleine Paufe)
Und meinen vielgeliebten Bruder Chrifiian.
(wild)
Ihn würg ich. fei's auf feinem Throne felbft.
(finfiek)
Ift ihm nicht Dänemark zuteil geworden.
Als fchenkt ihm einer ein Stück Roggenbrot.
Und nun möcht' er noch Schleswig-Holfiein haben.
Sind wir nicht einer Mutter Söhne beide?
(Cr fthreitet klirrend ganz hinab; unten gewahrt er den wie tot
' daliegenden ene, Krummendietk)

Ein Mönch. der hier im Walde eingefchlafen?
_(Er_ betrachtet ihn genauer)
So dacht ich wohl als Kind mir Abraham.
Wenn er mit langem Bart zum Opfer fcheeitet.
(Erl-rührt ihn an)
Steh auf ! Sonft wird der Frofi dich knicken. Alter.
(Erich Krummendieck erwacht. fieht ihn entfeßt an.)
Erich Krummendieck:
Bifi du Sanct Michael. der Erzengel?
(Kleine Paufe)
Mit deinem Eifenfuße tritt mich tot.
Graf Geert von Oldenburg:
Du wunder-licher Abraham. wer bifi du?
Erich Krummendieck:
Tritt mich mit deinem Eifenfuße tot.
Graf Geert von Oldenburg:
Dir helfen will ich. armer alter Mönch.
Hier in der Näh erblick ich eine Kate:
Die guten Leute hol ich her zu dir.
Daß wir dich auf die Lagerftätte tragen.
Erich Krummendieck:
Gib deinen Segen mir. Sanct Michael. r
Der Tod krallt feine Finger mir ins Herz.
(flehentlich)
Gib deinen Segen mir. Sanct Michael.
(wieder zufammenbrechend.)
Graf Geert von Oldenburg
(für li-h)
Ein armer Toller . . .
(laut)
Gottes Segen. Greis.
(Cr fegnet ihn)
Nun aber fuch* ich Menfchen . .

Erich Krummendieck:
Laß mich fterben . . .
Alleine . . . will ich . . . fierben. ohne . . . Menfchen . . .
Graf Geert von Oldenburg:
Wie heißt du?
Erich Krummendieck:
Frag mich nicht . . . Aus diefem Lande . . .
Vom Adel Holfieins bin ich . . . laß . . . mich . . .
fchlafen . .
(Er fiirbt.)
Graf Geert von Oldenburg:
(im links abgehen)
..Der Adel Holfteins wünfcht für fich zu fein.‟
Zwölfter Auftritt.
(Von rechts erfcheint Heyno mit dem Bogen. in zerriffener
Kleidung. Der-rechteZArm ifi verbunden. Graf Geert. fafi an
der linken Kuliffe angekommen. wendet fich rafch zu ibm. ans
Schwert faffend.)f
Heyno mit dem Bogen*
(mit ungefchickter Verbeugung)
Halt. gnädiger Herr. verzeih. ich hörte dich.
Was nur der alte Mönch vielleicht verftanden.
(ihn von der Seite anfchauend)
Nimm mich in deine Dienfte. gnädiger Herr.
Graf Geert von Oldenburg'
(verwundert)
Wer bifi du. frecher Menfch. wo kommfi du her?
Heyno mit dem Bogen:
Man nennt mich Heyno mit dem Bogen. Herr.
Auf jenem kraufen Eichenbaume faß ich. *
(er zeigt rückwärts reäzts in die Kuliffe)
Und wartete auf meinen lieben Junker.
Und kauerte zufammen wie die Wildkaß.
Die fich vom Aft zum Sprünge fertig macht.

Und lauerte auf meinen lieben Junker.
Ihm wollt ich. wie dem Hafen. an die Gurgel.
Wenn zur Verfammlung er gekommen wäre.
Graf Geert von Oldenburg:
Das hätt dir nichts genußt. denn viele waren's.
Doch was trieb dich zu folcher Raferei?
Heyno mit dem Bogen:
Feldvogt bin ich. und fchlug nicht die Leibeignen.
Wie mir's befohlen war von meinem Junker.
Und in den Block dafiir ward ich gefpannt.
Drei Tage. bis mir fait der Rücken fprang.
Graf Geert von Oldenburg:
Und dann?
Heyno mit dem Bogen
(wild)
Bin ich entflohen in die Wälder.
Von Bluthunden verfolgt; hier. fieh's am Arm.
GrafGeertvon Oldenburg -
(ihn unterbrechend)
Was willfi du. Heyne. nun?
Heyno mit dem Bogen
(ihn mißtrauifch von der Seite anfchauend)
Die Herren morden.
Den roten Hahn auf ihre Schlöfier feßen.
Graf Geert von Oldenburg:
Doch du alleine nicht?
Heyno mit dein Bogen:
Nein. mit den Bauern.
Ich reiz fie auf. ich fiachle fie. und fchiire.
Bis lichterloh . . .
Graf Geert von Oldenburg:
Halt! Haft du's nicht gehört
Von deinem Baume dort. wie fie fich zankten?
Das Morden und das Brennen werden wohl

Sie felbft beforgen. diefe Herren von Holfiein.
(Kleine Paule)
Ich nehme dich in meine Dienfte. Heyne.
Wir fprechen's näher ab im Weitergehn.
(wollen links ab.)
Heyne mit dem Bogen
(indem er [ich zu Erich Krummendieck niederbeugt)
Der alte Mönch i| tot!
Graf Geert von Oldenburg:
Er fchlaf in Frieden.
(Spbttifch. im Verfchwinden in der Kuliffe)
He. Heyno. komm! Wir zählen hier nicht mit;
..Der Adel Holfteins wünfcht allein
zu fe i n".
i' 'K
Die junge. zielklare Direktion des Friedriä) Wilhelmfiädtifthen
Schaufpielhaufes in Berlin hat das Richtige erkannt: Ein Dichter wie
Detlev von Liliencron. der uns fo viel Starkes. Gefundes und .Helles
fchenkte. hat ein Recht. auch mit feiner dramatifchen Produktion zu
Worte zu kommen.
Wir freuen uns. den -erfien Akt diefer vor Jahren entftandenen Dich-
tung unfern Lefern zuerft bieten zu können.
Die Redaktion.

Ludwig Stein:
Die neuromantifche Bewegung unferer
Tage.

.Klafiizismus und Romantik löfen einander in ewigem Rhythmus ab.
Wie alle Bewegung in der Natur nach Spencer und Dühring in einem
firengen Rhythmus verläuft. fo pendeln auch die Kulturbewegungen aller
Zeiten zwifchen verftandesgemäß-philofophifcher und gefühlsmäßig-theo-
(ogifcher Begreifung der Welt. zwifchen Rationalismus und Myftik.
zwifchen Klaffizismus und Romantik hin und her. Es ebbt und flntet mit
firenger Periodizität in den geifiesgefchiaztlichen Erfcheinungen ebenfo wie
im Bewegungsrhythmus am Meeresflrand. Hat fich eine mächtige Ver-
ftandeswelle über ein ganzes Gefchlecht innerhalb eines führenden Kultur-
fyfiems mit zermalmender Wucht ergoffen. fo flaut fie nach erreichtem
Höhepunkt merklich ab und ebbt zurück. um einer fie überflutenden Gefühle-
welle Plaß zu machen.

Die Gegenfäße von klafiifch und romantifch empfangen. wie Oskar
F. Walzel gezeigt hat. bei Schiller die formelhafte Gegenüberftellung von
naiv und fentimental. bei Goethe die von gefund und krank. bei Friedrich
Schlegel die von objektiv und intereffant. bei Niehfche endlich die von
apollinifch und dionyfifch (wie wir hinzufügen). Wir möäzten diefem
Urgegenfatz die Faffung geben: Konträrverhältnis von Ruhe und Bewe-
gung oder von Sein und Werden (Eleatik und Heraklitik). Es heißt die
romantifche Bewegung gründlich vorbei verliehen. wenn man fie mit der
herkömmlichen Etikettierung: ..Einfeitige Uberhebung des Gefühlslebens.
befonders der Phantafie". oder gar als überreizte ..Phantomenjagd" ver-
ächtlich abtut. Die Romantik ift eben nicht Ausfluß einer perfönlichen
Kaprice diefes oder jenes Romantikers oder gar müßige Spielerei einer
dialektifchen Schäferfiunde. fondern der notwendige Ausdruck einer tief-
gehenden Lebensftimmung. Die Romantik bekämpfen heißt alfo nicht. fie
herabfeß'en. fondern fie analyfieren. auf ihre verborgenen pfychologifihen
Beweggründe zurü>führen.

Der buchhändlerifche Freund und Befchülzer der Romantik. Eugen
Diederichs in Jena. hat alles daran gefeßt. jener Neuromantik die Wege

zu ebnen. deren Grundtendenzen Ludwig Eoellen (,.Neuromantik". Jena. Diederichs. 1906) in einer Sammlung früher erfchienener Effays bloß-gelegt hat. Meine grundfäßliche Gegnerfchaft hindert mich nicht. fondern nötigt mich geradezu. der neuromantifchen Bewegung unferer Tage ern-fiefte Aufmerkfamkeit zu widmen und ihre bemerkenswerteften Hervor-bringungen. wie die beiden Werke von Ricarda Huch: ..Blütezeit der Ro-mantik“ (zweite Auflage) und „Ausbreitung und Verfall der Romantik“. fowie das Werk Karl Ioöls: ..Nießfche und die Romantik“. ebenfo achtfam wie bedachtfam zu verfolgen.

Eine Ablehnung der romantifchen Richtung in der Philofophie be-deutet noch lange nicht den romantifchen Geifi in Baufch und Bogen ver-urteilen. alfo jene Gefühlsmotive und Denkantriebe. die im oben aufge-zeigten Rhythmus immer wieder zur romantifchen Lebensftimmung drängen. in Acht und Bann tun. Nur dann kann man fich vielmehr gegen die unausbleiblichen Gefühlswallungen des Romantizismus mit Erfolg wehren. wenn man ihn bis in feine tiefften pfychologifchen Ver-äderungen und Veräfielungen verfolgt. Für die Romantiker ifi nun von jeher alle Poefie nur eine Philofophie des Herzens. wie alle Philofophie nur eine Poefie des Kopfes ifi.

Für die Romantiker ift die einzelne Perfönlichkeit das Um und Auf, der Ausgangs- und Endpunkt alles Denkens. kurz. mit Friedrich Schlegel zu fprechen: das Zentrum. Darum ifc denn auch die Zentrumslehre Friedrich Schlegels. wie Marie Joachimi in ihrem Buch ..Die Weltan-fchauung der Romantik" (Jena. Verlag von Eugen Diederichs) vortrefflich gezeigt hat. das dialektifche Rückgrat alles romantifchen Philofophierens. Der Geniekultus. die ..blaue Blume". die alles überfchattende und über-firahlende ,.Ichheit‟ - fie münden in jene Zentrumslehre Friedrich Schlegels. des eigentlichen Philofophen der Romantik. deffen äfthetifäj-optimifiifcher Univerfalismus auf keinen Geringeren als auf Kepler hin-deutet. worauf ich Marie Joachimi hinweifen möchte.

Klaffiker und Romantiker löfen aber einander nicht bloß im ftrengen gefchichtli>7en Rhythmus ab. wie wir gezeigt haben. fondern in einer und derfelben Perfon wohnen häufig genug zwei Seelen. Die Verfiandes-feite treibt zur Ruhe der Klaffizität. während die Gefühls- oder Gemüts-hälfte nach Romantik leäjzt. Bald herrfiht die ..Ordnungsbefiie‟. bald der „Rebell" in ihm vorz bald fühlt fich der Menfch in feiner unaufheb-baren Gedoppeltheit als Gattung. dann denkt er klaffifch. bald als Indi-viduum. dann fühlt er romantifaj.

überträgt man diefen unaufhörlichen Kampf in der Menfchenbruft
von der einzelnen Perfönlichkeit auf ganze Generationen oder auf herr-
frhende religiöfe und philofophifche Strömungen. fo tritt uns das gleiche
Bild der Gedoppeltheit und Zwiefpältigkeit entgegen: auf Aktion folgt
regelmäßig Reaktion. auf Revolution Contrerevolution. auf Reformation
Refiauration. Was beim einzelnen Individuum Stimmung ift. das heißt
bei einer politifchen oder religiöfen Bewegung: Tendenz. Nichts ift
falfcher. fagt Wilhelm Dilthey (,.Das Erlebnis und die Dichtung". 1906.
S. 223). als die Annahme. man habe es in der Romantik mit einer ein-
zelnen Richtung zu tun. Es ift vielmehr die Tendenz einer ganzen Ge-
neration. welche in den Neunzigerjahren heraustrat und von 1790 bis
1800 jene entfcheidende Lebensepoche durchmachte. welche zwifchen dem
zwanzigften und dreißigften Lebensjahre liegt. Die Elemente intellektueller
Kultur. die damals aus der friiheren Generation vorlagen. waren in
erfier Linie diePoefie von Goethe und Säfiller. die philofophifche Revo-
lution. in der Kant. Jacobi. Fichte und Schiller hervorgetreten waren.
endlich die gewaltige Bewegung und Gärung in den Naturwiffenfchaften.
So mannigfach die Ausgangspunkte von Fr. Schlegel. Hardenberg. Tieck.
A. W. Schlegel auch waren. fo bilden fie doch ein ,.Schuß- und Truh-
bündnis“ - eine Schule. Wie konnte nur. fo fragt Dilthey weiter. auf
die Dichtung Goethes und Schillers diefer jähe Abfiurz. diefe ganz hetero-
gene Entwicklung. diefe fchrankenlofe Herrfchaft der Subjektivität. der
Phantafie. der Hingabe an die Natur. ja feffellofer Willkür folgen?
Wir antworten: Abgeklärtheit und Leidenfchaftlichkeit. Ruhe und Bewe-
gung. Klaffizismus und Romantik. löfen einander in zyklifchen Schwin-
gungen periodifch ab.
Das Unterirdifch-Dionyfifche in der Menfchennatur rebelliert mit
der unwiderfkehlichen Gewalt der Inftinkte gegen das oberflächenhafte
Apollinifche. Nicht der Lorbeer als Siegespreis. fondern Ringen und
Taften als Selbfizweck heißt jeßt die Parole. Ausruhen wie ein emeri-
tierter Schulmeifier. mag das Ideal der Klaffik fein; aber die Romantiker
reizt nicht das Ziel: der Friede. fondern der Weg: der Kampf. Das
Brodelnde. Gärende. Chaotifche. die Unraft im Kampfe aller gegen alle,
kurz das bewegliche Gleichgewicht in der Gefellfchaft mit ihren kulturellen
Werten. gewährt ihnen eine geradezu athletifche Freude. Die Romantiker
jonglieren mit Gefühlen und balancieren mit Stimmungen. Fragmen-
tarifch ift alle Romantik. fagt Karl Joel. weil fie Unendlichkeitsdrang i|.
und das heißt geiftige Leidenfchaft. Unendliches läßt fich nicht ausdrücken.

nur andeuten. unddas Fragment gehört darum geradefo zur Form der Romantik wie das Symbol. Die Romantiker find die geborenen Bildungsariftokraten. welche ihr egozentrifihes Ich. den heiligen Genius. das übermenfchliche Genie dem platten Werktagsmenfchen. dem ..Bildungsphilifter“. wie ihn lange vor Nießfche Tieck bereits verhöhnte. troßig entgegenfeßen. Und fo fieht denn Joel in der Romantik einen allmenfchlichen Typus. eine gewaltige. immer wiederkehrende Geiftesmacht. den notwendigen Keim alles Großen und Guten. Die Romantik. die gefiern noch fo nächtlich fchien. wie eine Fledermaus in fehlafenden Ruinen. erfcheint Ioöl ein glänzender Vogel. der uns mit jugendlichem Flügelfchlag umfajwirrt. Es gilt jetzt. diefen Edelfalken zu zähmen. Es wird fich ergeben. fo fchließt Ioöl fein merkwürdiges Bua). daß Romantik kein bloßer Gegenfaß zur Klafiik ift. fondern ihre Vorausfeßung. daß Romantik der Raufch der Jugend ift. über den fich die Klaffik erhebt. als die Reife. und es wird fich ergeben. daß wir die Romantik durchleben müfien. um reif zu werden.
Das geckenhafte Kokettieren mit dem Ubermenfchentum macht fo wenig zum Romantiker. wie das bloße Auffetzen eines Zylinders zum Gentleman oder das Anheften eines Kotillonordens zum wirklichen Ritter ftempelt. Treffend führt daher Joöl (Seite 356) aus: Das bloße Vortreten des Gefühlswder des Willens macht nicht den Romantiker; fonft wäre jeder wilde Triebmenfch fchon Romantiker. Erft das refleriv gewordene Gefühl. die intellektualifierte Leidenfchaft. gerade die Zerriffenheit der Seele durch die Mifchung ihrer Funktionen ift romantifch. Alfo der Hinzutritt der Ratio ifi notwendig und macht erft die Romantik voll|ändig. Ganz ähnlich fieht Marie Joachimi das Problem der Romantik an. Seit Ricarda Huch ift dies die herrfäjende Beurteilungsweife geworden. Die Romantik wollte die Deutfchen ..tiefer fehen. größer denken. wahrer fühlen lehren. Deshalb fuchte fie alles Leben in Poefie zu tauchen". Denn das Erkennen. meint Marie Ioachimi. erreicht niemals das Leben. Deshalb gehen die Romantiker feit Schelling mit Vorliebe vom Organismusbegriff aus. wie fie früher mit Fichte vom „Ich" ihren Anfaßpunkt nahmen. Das All fymbolifiert fich den Romantikern zur Perfon. woraus jener organifch-vitalifiifche Neofpinozismus bei Friedrich Schlegel erwächft. den neuerdings Ehamberlain in feinem „Kant“ und Graf Hermann Keyferling im ..Gefüge der Welt" in den Vordergrund des philofophifchen Intereffes gefchoben haben. Aber felbfi der Myftizismus der Romantiker. insbefondere ihres philofophifäfen Wortfiihrers Friedrich

Schlegel. ift niäft phantaftifche Gefühlsfchwärmerei. fondern bei Friedrich
Schlegel ift. nach Maria Ioachimi. nichts ohne Logik. auch feine Geheim-
niffe. auch fein Myftizismus nicht (Seite 45). Wie man fieht. kommen
die wertvollften Arbeiten über die Weltanfchauung der Romantiker. welche
die neuromantifche Bewegung hervorgerufen hat. darin überein. daß
auch die Romantik ihre immanente Logik hat. wie dies Ricarda Huch
gegen die noch lange niäjt überholte Darfiellung von Haym fieghaft be-
hauptet und jetzt mit Hilfe von Joöl. Ewald. Joachimi und Walzel end-
gültig durchgefochten hat.
Es gibt logifch gerichtete Naturen. die fich nur in der Welt des
Beweifes heimifch fühlen. und myftifch geftimmte. die nicht überzeugt.
fondern überredet. nicht belehrt. fondern erbaut fein wollen. mit einem
Worte nicht wiffen. fondern glauben möchten. Und fo ganze Gene-
rationen. Die klaffifche Wifienfchaft hat es mit der Gattung. die roman-
tifche Kunft mit dem Individuum zu tun. Ihr welthiftorifcher Konflikt
ift das Kreuz aller Philofophie. das Univerfalienproblem. nämlich das
unlösbar tragifche Verhältnis von Einheit und Vielheit. von Individuum
und Kollektivum. von Anarchismus und Abfolutismus. von Exemplar
und Gattung.
Daher rühren die unaufhebbaren Kämpfe zwifchen Klaffizismus
und Romantik. jene ewigen Tantalusqualen der künftlerifchen und lite-
rarifihen Erhebungen und Bewegungen. wie fie in Naturalismus. Sym-
bolismus. Präraffaelitentum. im poetifchen Dreigeftirn Ibfen. Tolftoi
und Nießfche. in dem künftlerifchen Dreiverein von Maeterlinck. Lieber-
mann und Rodin. im äfthetifchen Dekadententum von Burne Jones.
Stephan George und Hugo v. Hofmannsthal fo wefensverwandt in die
Erfcheinung traten. Die Romantik ift augenblicklich wieder obenauf.
genau fo wie vor einem Jahrhundert nach Schiller und Goethe. nach
Kant und Herder die Schlegel und Stolberg. die Novalis und Hölderlin.
die Waäenroder und Tieck. die Arnim und Brentano. die Ehamiffo und
Fouqnö. die Werner und Goerres. die Hofmann und Hauff. Damals
gaben die Uhland und Heine literarifch ebenfo den Ton an. wie eine
Generation vorher philofophifch der Willensromantiker Fichte. der Phan-
tafieromantiker Schelling und der Begriffsromantiker Hegel. bevor er in
der ..Phänomenologie des Geifies‟ feinen dröhnenden Abfagebrief an
die Romantik richtete.
Diefen fietigen Rhythmus von Klaffizismus und Romantizismus
hat Ludwig Eoellen in feiner ..Nenromantik" befonders betont. Ihm

ift klafiifche Kunft ..eine Kunft des Friedens. des ruhigen Befißes".
..Nicht mehr in fchweifender Sehnfucht und im Kampf mit den Rea-
litäten des Lebens ringt der Künfiler nach der Offenbarung des Ab-
foluten. Alles Chaotifche ift in fefte Formen des Dialektifchen ge-
bändigt. die es mit rhythmifch geordnetem Pulfe des Lebens erfiillt.“
Jn der Wiedererweckung des Myftizismus. defien ..Philofoph‟ Maeter-
linck ift. fieht Coellen die überrafchende innigfte Verwandtfchaft unferer
heutigen neuromantifchen Literatur- und Kunftbewegung mit der deut-
fchen Romantik vor hundert Jahren. ..Die blaue Blume" von ehedem
heißt heute: traumhafte Myfiik. paffiv reizfames Äfihetentum und lebens-
fremdes Schweifen. Alle diefe Neuerfcheinungen find aber „keine Ata-
vismen. fondern fie find als periodifche Erfcheinungen anzufehen. die in
der Zeit einer Kulturfchwenkung mit innerer Notwendigkeit auftreten."
Diefe Periodizität fieht Coellen felbft in der Stellung der einzelnen Gene-
rationen zum Abfoluten. Es treten danach gefonderte Perioden auf.
die durch eine markante Änderung in dem Verhältnis des Abfoluten zu
den Erfcheinungsformen eingeleitet und charakterifiert werden. Myfiik
und Logik heißen die beiden Grenzpole im Geifiigen. Natürlich haben
auch die Romantiker ein ..reftlofes Einheitsbediirfnis und einen nimmer-
fatten Univerfalismus‟ (Joachimi). aber fie fiillen diefes Bedürfnis durch
myfiifches Schauen durch grüblerifches Verfenken in die Tiefen oder
Untiefen des eigenen Ich. Mit Fichte findet Fr. Schlegel in feiner
zweiten Periode ..im Subjekt. im geiftigen Jch die große Offenbarung
der Welteinheit“. Von hier aus ift nur noch ein Schritt zur Schlegel-
fchen ..Zentrumslehre". die aus Schellings Naturphilofophie heraus-
wuchs. wie Marie Joachimi richtig gefehen hat. Denn von Schelling
entlehnt Schlegel jenen. die Romantik beherrfchenden Organismusgedan-
ken. dem das Fithtefche Ich auf makrokosmifchein Wege zu einem geifiig-
lebendigen Welten-Ich. das man nur durch Intuition zu erfchauen ver-
mag. geworden ift. Der Mechanismus von Maß und Zahl wird ver-
lafien; die Zweckbetrachtung rückt in den Vordergrund. Die Gedanken-
linie der Romantiker geht nicht f>jnurftra>s über Spinoza zu Parmenides.
fondern fie kommt auf Zickzackwegen über Leibnizens Monas Monadum,
den ftoifchen K670; ernennt-erntet; und Ariftoteles' [tec-(irn; zu Platos
Jdeenlehre. Wenn nach Friedrich Schlegel. dem Philofophen der Ro-
mantik in engerem Sinne. als welchen ihn Marie Joachimi endgültig
erwiefen hat. alles aus einem gemeinfamen Mittelpunkte heraus erklärt
werden muß. diefer Mittelpunkt aber als Keim. als organifch-leben-

WF
Flameng. FÃ¤cher-boot von Dieppe.
(Mit Text von Guftav Falke.)

:iX-*x (Ãœ,

:Li-["4.
.1 O:: *bin *.
Willi/*ZKM i7
l1(

diges Wefen begriffen wird. fo ift die logifch-mathematifche Bahn end-
gültig verlaffen und die teleologifch-myftifche tritt an ihre Stelle. Ge-
fellt fich bei Friedrich Säjlegel vollends die ..Urliebe". der platonifche
Eros hinzu. und wird diefer Mittelpunkt zum ..Höchfien". zur „Fülle“.
zu „Gott" emporgetrieben. deffen romantifche Attribute: Unendlicher
Geift. Schönheit. Gefühl. Enthufiasmus. Liebe heißen. dann ift das
romantifche Weltbild fertig. Die Gottheit als ..abfolute Fülle". als
..fühlendes Urfcuer oder Liebe" bringt den ..alten romantifchen Hang
zum Myftizismus" zu krönendem Abfchluß. Pythagoras und Heraklit
find alsdann reftlos in die Romantikerphilofophie eingegangen.
Daß die Romantiker infolge 'ihres äfihetifch-organifazen Welthildes
überwiegend zum Optimismus neigen. verfteht fich nach alledem von
felbfi. Die Romantik. fagt Marie Ioachimi. ift eine der ftärkf'ten Lebens-
bejahungen. die nur denkbar ift; denn aus einem lebenden Mittelpunkte
heraus fchöpfen fie Liebe und Verfiändnis und Anteilnahme an allem
Lebendigen. Sichtbaren und Klaren; zugleich aber tiefe Achtung vor dem
Unergründeten. Geheimnisvollen. Gefiihlsmäßigen. Diefes Gefühls-
mäßige aber erfaffen wir nur durch ein ..rein metaphyfifches Schauen"
(Eoellen). das an dic 1-ntj0 intuitiru und den amor bei intellectunlin
bei Spinoza gemahnt. Denn mit Spinoza meint der Neuromantiker
Eoellen: Das Jnfirument des Myfiizismus und feines metaphyfifchen
Schauens ift die Intuition. jene Erkenntnisart. die die untrügliäje Ge-
währ der Wahrheit in fich trägt. Nicht das myfiifche Empfinden. fährt
Eoellen fort. ift dunkel. fondern vielmehr das vernünftige Erkennen.
Diefes ift ein ftets unvollkommenes. das immer nur das Sein in einer
angenäherten. maskierten Form erfaßt. Das myftifche Säfauen dagegen
ift die unmittelbare Offenbarung des Seins. Nur erft. wenn die Er-
kenntnis der Vernunft getragen wird durch die Intuition des Myftizis-
mus. gelangt der Menfä) zur harmonifchen Auffaffung des Seins. Diefe
harmonifche Auffaffung hinwieder bringt den Neuromantikern jenen ..vor-
wärts drängenden Optimismus" zum Bewußtfein. der uns lehrt ..aus
jedem Ereignis eine Befreiung zu höherer Lebensform zu fchaffen".
Ähnlich Marie Joachimi: Die Romantiker find Optimifien und Gläu-
bige in bezug auf den ewigen Fortfchritt des menfchliajen Geiftes.
So verführerifch und lockend diefe optimiftifche Folgerung der Ro-
mantiker den Vertretern des ..fozialen Optimismus" auch fein mag. fo
müßen wir diefen romantifchen Optimismus gleichwohl grundfäßlich ab-
lehnen. weil wir feine myfiifchen Prämiffen nicht zu teilen vermögen.

Auch wir fehen zwei große Tendenzen in der kulturgefchichtliäfen Entwicklung des menfchlichen Gefchlechts deutlich auseinandertreten. bald fich kreuzend und verfchlingend. bald einander hemmend und aufhebend: Gefühl mit .feinem Organ: Religion. Vernunft mit dem ihrigen: Philofophie. In einer fpäteren Entwi>lungsphafe des Menfchengefchlechts fiehen einander gegeniiber: Der Verftand mit feinem Organ. der Wiffenfchaft. welche mathematifch-logifch verfährt. von den Inhalten abfieht. abftrahiert und nur die formale Identität von A und B. das heißt die Vielheit der Erfcheinungen auf zahlenmäßig ausdrückbare Ordnungsferien zurückführt. Für die Wiffenfchaft. die Statifiik zum Beifpiel. find A und B. ein Bismarck und ein Kretin vertaufchbar und verwechfelbar. In der Geburts- oder Todesftatiftik find Bismarck und der Kretin nur eine leere. tote. fubftituierbare Eins. Den reinformalen Gefeßen der Zahl find die Inhalte ganz gleichgültig. 2 >(2 ift und bleibt 4. gleichviel ob es fich um Bäume. Menfchen. Planeten oder Götter handelt. Die Ordnungsferie der logifch-mathematifchen Wiffenfchaft alfo. wie fie uns in der Aftrophyfik-eine ..Mathematik der Natur" befchert hat. ift eine ftreng gefehmäßige. unaufhebbare. weil der menfchliche Geifk dura) die Anerkennung diefer logifch-mathematifchen Ordnung nur fein eigenes Wefen bejaht (identifiziert). alfo in derjenigen Domäne verbleibt. in welcher ihm unanfechtbare Hoheitsrechte zuftehen. Nicht fo die Kunft mit ihrer pfychologifihen Wurzel. der Phantafie. .Hier ift nicht mehr das Typifche. das Wiederholbare. das Vertaufchbare. kurz das Gattungsmäßige der entfcheidende Gegenfkand. fondern umgekehrt: das Individuelle. Einmalige. Unwiederholbare. unvertaufchbar Perfönliche. Und fo ift es denn ganz natiirlich. daß Vernunft und Verfiand die Ordnungsferien in Philofophie und Wiffenfchaft herfiellen. während Gefühl und Phantafie mit ihren Organen von Religion und Kunft das intime Perfönliche. alfo Unklaffifizierbare. weil Unerfeßliche. zum Inhalt haben. Wiffenfchaft und Philofophie bedürfen daher der Forfcher und Denker. bei denen der mathematifch-logifch gefchulte Intellekt vorwiegt. Religion und Kunft hingegen find auf Propheten. Erlöfer. Heilige. Helden und Genies gewiefen. bei denen Gefühl. Wille und Phantafie die entfcheidenden feelifchen Lebensmächte ausmachen. Von jenen wird die Zukunft - Sonnen- und Mondfinflerniffe etwa _ berechnet. von diefen nur geweisfagt. Iene behandeln das Gattungsmäßige. das im Wandel und Wechfel Gleichbleibende. alfo den Typus. diefe. die Künfiler zumal. das Einmalige. Perfönliche. das in diefer Zufammenfeßung nie-

mals wieder in einem zweiten Exemplar angetroffen wird. Jene ver-
fahren daher naturgemäß kühl. fachlich. leidenfchaftslos. unperfönlich -
kurz klaffifchz diefe hingegen temperamentvoll. impreffionifiifch. enthufi-
afiifch. eminent perfönlich - kurz romantifch. Euklid dort. Iefajas hier.
Jene verkünden logifch-mathematifche Wahrheiten. deren Gegenteil un-
denkbar. weil mit innerem logifchen Widerfpruch behaftet ifi. die alfo
..ewige Wahrheiten" im Sinne Leibnizens darfiellen. diefe hingegen offen-
baren Ahnungen und Deutungen des Kommenden. Enträtfelungen von
Völkerfchickfalen. kurz Erwähnungen und Erbauungen. Die Voraus-
fagen jener haben daher unbedingte. die Prophezeiungen diefer hingegen
nur bedingte. d. h. moralifche Gewißheit. Jenen glauben wir heute an-
fiands- und fraglos. diefen jedoch in der Regel nur bei einem bluti-
cjnjnm eu post. Handelt es fich um wiffenfajaftliche Wahrheiten. die
mit Maß und Zahl erreichbar find. fo haben unftreitig Denker und
Forfcher. welche mathematifch-logifch verfahren. das letzte Wort zu
fprechen. Gilt es jedoch der moralifchen Gewißheit. der Schönheit. dem
Gewiffen. dem Gefühl. dem unaufhebbar Perfönlichen. wohin wir mit
Zirkel und Zollftock. mit Titrier- und Färbemethoden. mit Lupe und
Skalpell niemals gelangen werden. fo gebührt Religionsftiftern und
Künftlern unweigerlich der Vortritt.
Sehr fchön hat Houfton-Stewart Ehamberlain in feinem Kant-
Buch diefen foeben hervorgehobenen Gegenfah herausgearbeitet: Der
mathematifch-mechanifch denkende Geift. das heißt derjenige. welcher_ auf
dem Standpunkte des gefeßgebenden Menfchen fieht. tritt bewaffnet mit
feinen Gefeßestafeln auf das unfaßbare Weltganze zu und zwingt ihm
fein Säjema auf. wogegen der Priefier des Auges die willenlofe .Gin-
gabe an die Anfchauung lehrt. jene ..ganz eigene Art von Forfchung".
wie fie Goethe nennt: ..die Anfrage an die Natur." Mit Schiller und
Kant erfaßt Ehamberlain das Wefen der Religion ebenfo wie das der
Kunft viel tiefer. als es in der landläufigen Schulphilofophie üblich ift.
Sobald der Menfch. heißt es bei Ehamberlain. die Natur gefialtet.
fchafft er Wiffenfchaft. und indem er das tut. tritt er felber aus dem
Chaos hervor und ift Perfönlichkeit. denn er bewährt fich als frei. Aus
einem Sklaven der Natur. folange er fie bloß empfindet. fagt er mit
Schiller. wird der Menfch ihr Gefeßgeber. fobald er fie denkt.
Für die ..denkeude Betrachtung der Dinge" aber. wie man die
Philofophie vielfach definiert hat. ift die romantifche Methode des in-
tuitiven Schauens der denkbar verkehrtefte Weg, „Roman" und ..Ro-

mantifch" hängen nicht bloß fprachliaf. fondern auch begrifflich zu-
fammen. Die romantifchen Philofophen aus der Schule Friedrich
Schlegels. aber auch die Neuromantiker nnferer Tage erfthaffen ver-
mittels ihrer konfiruktiven Phantafie gleichfam den Roman des Univer-
fumsz fie erdichten den Weltzufammenhang. fiatt ihn zu erforfchen. Nicht
das diskurfive Denken. das vielmehr in Acht und Bann getan wird.
führt die Feder. fondern das ..myfiifche Schauen“. dem freilich auch
Denker erften Ranges gewaltige Konzeffionen gemacht haben. Spinozas
ratio jn'cuitiru und amor [wi, Humes Voranfiellung jener Einbildungs-
kraft. der fich die ganze Außenwelt zu einem bloßen Glauben verflüch-
tigt. Kants Auffafiung vom Wefen der Religion als ,.Gebären der
Gottesidee aus den Tiefen des Gemütes“ (Ehamberlain). ganz zu
fchweigen von der romantifchen Trias: Fichte. Schelling. Schopen-
hauer - fie alle haben in fchwachen Momenten vorerft Lethe getrunken.
ihren mathematifch-logifchen Untergrund zeitweilig verleugnet. um zu-
leßt am romantifchen Göttertrank. an Nektar und Ambrofia. an den be-
täubenden Säften der ..blauen Blume" fich zu beraufchen. Auch So-
krates hat den Göttern feinen Hahn geopfert. Wir verftehen nach alledem
die verborgenen pfychologifchen Triebfedern der alten wie der Neuromantik
fehr wohl. aber gerade wei(wir fie verftehen. find wir doppelt auf nnferer
Hut. Der Weg der Ratio ift ein geradlinigerz er fiihrt zu ..ewigen Wahr-
heiten". aber infolge feiner Geradlinigkeit dünkt er temperamentvollen
Naturen. die nur auf bunte. farbige Reize reagieren. etwas einförmig
und uninterefiant. während der Roman des Univerfums. wie ihn die
Phantaften unter den Dichtern und Denkern träumen oder dichten.
prickelnd in alle Poren dringt und alle unfere Sinne gefangen nimmt.
Diefer dialektifche Weihrauch hat aber feine Gefahren. Es hat von
jeher. von den Schlegels und Stolbergs an bis zu Brunetiere und
Maeterlinck. diefe Stimmungsphilofophie nach Rom geführt. In feinem
Buche ..Goethe und die Romantik" hat Oskar F. Walzel diefen unwider-
flehlich katholifierenden Zug aller Romantik. dem alles Mittelalterlich-
Romantifche und Ehriftlich-Mythologifchc plötzlich wieder modern wird.
glücklich herausgefiellt. Die Rebellen und Revolutionäre des Denkens.
die Nörgler und Kritiker des Beftehenden. die gefchworenen Verun-
glimpfer der Ordnungsbeftien und Bildungsphilifker enden - im Klofter,
in welchem die feelifche Revolte endgültig zur Ruhe gekommen. in der
ehernen Umklammerung des Dogmas erfticket ift. Der ehemalige Gott-
fucher und Gefellfchaftswühler wird von den polppenartig fich ans-

fireckenden Fangarmen des Zeremoniells und Rituals fiir immer ein-
gefangen. Der Romantiker fchlägt um und wird Klaffiker. Aber ein
religiöfer Klafiiker. zumal der Katholizismus mit feinen unwandelbaren
Heilswahrheiten der Typus des religiöfen Klaffizismus ift. wie der Pro-
tefiantismus. der an der Mutterbruft der deutfchen Myftik erftarkt ift
_ Luther verehrte den Meifier Eckhart über alles - mit feiner Voran-
|ellung der ..Gefinnung". der ..Perfönliihkeit" im Gegenfaß zur alles
nivellierenden katholifchen Werkheiligkeit religiöfer Romantizismus ift.
Ginge es unfern modernen Romantikern aller Schattierungen nicht beffer
als ihren geiftigen Vorfahren und Vettern. den franzöfifihen und deutfchen
Romantikern. fo vermöihte ich in der neuromantifchen Bewegung unferer
Tage. die ich pfychologifäj fehr wohl begreife und würdige. nicht mehr
und nicht weniger zu erblicken als eine fchwere geiftige Krife. eine tief-
gehende feelifche Verfiimmung unferes gefamten Kulturkreifes. Die
Neuromantik ift der Ausdruck des Kulturiiberdruffes nach der negativen,
der Erlöfungsbedürftigkeit nach der pofitiven Seite.

Felix Hollaender:
Die reines Herzens find. . . . . . . Roman.
Fortfeßung.
Der .Himmel lachte. und die Kinder waren felig. durch die geheimnis-
volle Pforte des Lebens zu fchreiten . . . “
Was für ein wundervoller Tag war das! Es fchien. als ob die
Sonne die ganze Erde in Glanz getaucht hätte. Auf den Wiefen lag
in großen regelrechten Kegeln das trockene Heu. Und Männer und
Frauen luden es auf die Erntewagen. Und die fiattlichen. braunen
Ochfeu waren davor gefpannt und warteten nur darauf. es unter Dach
und Fach zu bringen. Die roten und blauen Röcke der Frauen und die
Blufen der Männer hoben fich als bunte. fatte Fle>en von dem Grün
der Wiefen ab. Und hinter den Wiefen lag rotes Ackerland - mit
Runkeln und Kartoffeln bepflanzt. Acker und Wiefen aber fäumte der
dunkele Wald ein. Über die Kornfelder wogte leife der Wind. fo daß die
Ahren wie fliiffiges Gold fich hin und her bewegten.
„Wie fchön das alles' ift.“ fagte Alerander voll Andacht. ..Und
wie feltfam. daß das Korn jedes Iahr um die gleiche Zeit reift und Menfch
und Tier ernährt.“
Sie hörte ein wenig zerfireut zu.
Es fiel ihr im Augenblick gerade ein. ob wohl die Therefe inzwifchen
ihre Flucht bemerkt und dem Papa verraten hätte. Ihr Herz fchlug in
dem Gedanken.
Nun zogen fie eine große Streäe weiter und fprachen kein Wort
miteinander. Sie fpürte in ihrem zarten Körper eine tiefe Müdigkeit.
Aber eher biß fie fich die Zunge ab. als daß fie es ihm eingeftanden hätte.
Als er jedoch aus eigenem Antrieb vorfchlug. ein wenig zu rafien. war fie
fofort dabei. Und nun feßten fie fich an den Rand eines dunkelen Wäffer-
chens. das von Erlen und .Hollnnderfträuchen eingezäunt war. und fogen
den Duft der Blüten ein.
..Jetzt wollen wir mahlzeiten.“ fagte Alexander. öffnete ein Bündel
und holte einen Laib Brot heraus. von dem er fachkundig abfwnitt.
..Und Wurft und Käfe habe ich auch bei mir.“ meinte er fröhlich.
Sie aßen mit Behagen. Und Elifabeth kam in eine ausgelaffene
Stimmung.

..Du darfft es mir glauben." beteuerte fie. ..fo gut hat es mir noch
nie gefchmeckt. Wenn man nur etwas zu trinken hätte!"
..Ift's weiter nichts." erwiderte Alexander. ..dafür foll bald ge-
forgt fein.“ x
Er nahm einen Becher aus dem Ranzen und füllte ihn mit klarem
Waffer. Das mundete ihnen wie edler Wein.
..Reim was für ein gefcheiter Junge bift du!" fagte Elifabeth. ..An
alles haft du gedacht!"
Zärtlichkeit und Bewunderung lagen in ihrem Ton.
Alexander fühlte fich gefchmeichelt. Er kam fich wie ihr Befchüßer
vor. Und ein großartiges Gefühl von Liebe und Verantwortlichkeit er-
füllte fein Herz,
..Willft du nicht ein wenig fchlafen?" fragte er beforgt. ..Wir
haben noch einen weiten Weg vor uns."
Sie fchüttelte fröhlich die Locken.
..Ich brauche nicht zu fchlafen.“
..Gut - fo gehen wir."
Und munter fehten fie ihre Wanderung fort,
Auf dem Wege trafen fie eine wohl hundertköpfige Schafherde. Der
Hirt trug einen langen. blauen Kittel. der ihm bis zu den Füßen reichte.
Und ein großer. zottiger Schäferhund mit böfen fäfwarzen Augen kläffte
ihnen entgegen. Der Hirt brachte ihn zur Ruhe. Und die Kinder freuten
fich des Anblicks.
..Weißt du. Alexander. was ich finde?‟ fragte fie. ..Ich finde. daß
ein Rudel von Tieren immer fchön ausfieht. während ein Haufe von
Menfäzen einem wehe tun kann. Woher kommt das nur?"
..Ganz recht haft du! - Die Tiere find eben befier als die Menfchen.
deren Bosheit man fofort fpiirt."
Was war das?
Seltfame Klänge trafen plößlich ihr Ohr. Und weiche Melodieen
ftrömten leife in den Frieden und in die Schönheit diefes Sommertages.
Sie ftanden fiill und laufchten.
Jetzt verftummte die Mufik, Und nur wenige Schritte entfernt von
ihnen ftand ein großer Mann in einem verfchliffenen Soldatenmantel _
eine blaue Mütze auf dem Kopf. Unter dem rechten Arm hatte er eine
Krücke. Und über der Bruft - an einem Ledergurt befeftigt - trug er
eine Ziehharmonika, Er hatte einen grauen Schnauzbart. kurz gefchnit-

tenes weißes .Haar und lifiige. verfchmißte. helle Augen. Troh der Krücke
trug er fich ziemlich ftraff und gerade - wie er denn überhaupt von
fchlanker. elaf'tifcher Statur war,
..Poß Blitz - was für merkwürdige Zaungäfte feid ihrl“ rief er
den Kindern zu.
Die fianden eine Sekunde wie vom Schlag getroffen da. Das
dauerte jedoch nicht lange.
Alexander fand feine Faffung bald wieder. Er fah das fchlaue Ge-
ficht des Alten und antwortete dreift und vergnügt:
..Wir find auf der Landpartie. Kamerad.‟
..Kamerad? Wer ifi denn Sein Kamerad?!‟ fchnauzte der Jnvalide.
..Hat Er vielleicht Anno 70 vor Sedan geftanden - oder gar im Feld-
zug von 66 die Kanonen donnern hören!? Weiß Er Grünfchnabel. was
eine Granate ift? Hat Er einen Streiffchuß im rechten Bein. daß Er
durchs Leben humpeln und auf der Ziehharmonika fpielen muß. um Sein
bißchen dreckiges Dafein zu frifienl?‟ polterte er unaufhörlich.
..Alexander hat es ja gar nicht fo böfe gemeint.‟ mifchte fich Elifabeth
in das Gefpräch. die inzwifchen auch ihre Courage wiedergefunden hatte.
..So - Alexander heißt er.“ fagte der Alte und blinzelte nun ein
wenig nach der Kleinen hin. während er den Jungen wieder fcharf aufs
Korn nahm.
f ..Schöner Name. mein Bürfchchen! Und wo foll die Reife hin-
gehen?“
Alexander ließ fich nicht aus dem Text bringen.
..Ich titulier' Jhn: Herr Kamerad - und bitte Ihn. nicht zu
fchnauzen. Spiel Er uns lieber eins auf der Harmonika! Wir hören Ihm
gar zu gern zu.“
..So - Waldkonzert befiellt das Herrchen. Und was zahlt Er für
das Entree?“
..Will Er Gefchäfte mit uns machen. dann laß Er's bleiben.“ ant-
wortete Alexander trocken. ..Ich habe es mir freilich anders vorgeftellt.“
..J der Taufend - ifi kaum aus dem Ei gekrochen und will einem
alten Krieger die Leviten lefen! - Schockfchwerenot - daß dich die
Motten freffen! Soll ich dir eins mit der Krücke auswifchen?"
Elifabeth zog Alexander am Arm.
„Laß uns fortlaufen.‟ flüfierte fie.
Er fchüttelte fie leife ab.

..Wirf't dich doch nicht ins Bockshorn jagen laffen!“ entgegnete er
refolut.
..Bravo. mein Iunge! Reißausnehmen vor einem krumm ge-
fchoffenen Inbaliden! Profit die Mahlzeit - das wäre ja noch fchöner."
Er lachte bärbeißig auf. und feine kleinen Äuglein funkelten.
..Und nun fpiel' ich Ihm eins auf. Wie Er fich dann revanchiert. i|
Seine Sache."
Er fkellte fich in Pofitur und fpielte: ..Säfier dreißig Iahre bift du
alt . . . _ .
Die Kinder laufchten andächtig. l *-
Als er geendet. fagte Alexander: ..Er kann fchnauzenz aber Er kann
auch fpielen _ und offen geftanden - Sein Spiel gefällt mir beffer.
als Sein Schnauzen!"
Der Alte fchmunzelte.
..Haft das Maul auf dem rechten Fleck. Iunge! Du gefällft mir.
Parbleu. die Kameradfchaft wird angenommen! Und was Seine Papiere
und den Paß anbelangt. fo wollen wir das linke Auge zudrücken und drei
eine gerade Zahl fein laffen. - .Cilmi-5, enfants (le ma patrick!“ fchrie
er mit Kommandofiimme und begleitete dazu auf der Ziehharmonika.
..Ganzes Bataillon vorwärts mar-feh!"
Die Kinder (achten laut auf. So hatten fie plötzlich einen Reife-
begleiter gefunden und fchritten vergnüglich fürbaß.
..Alfo - Er heißt Alexander! Und wie nennt fich die Demoifelle?“
..Elifabeth von _ -“
Der Iunge gab ihr einen kleinen Puff. fo daß fie in ihrer Aus-
kunft inne hielt.
..Von hohem Adel alfo!" ergänzte der Invalide. ..Elifabeth von
Jßenpliß vielleicht? Mir folks recht fein.“
Elifabeth zwinkerte Alexander zu.
..Niäft gerade von Ißenpliß - aber doch fo ähnlich.“ fagte fie
fchalkhaft.
,.Ia. das ift nun eine böfe Sache.“ nahm der Alte das Wort wieder
auf. ..Wir Mannsleute werden ja fchon einen Unterfchlupf finden.
Aber was fangen wir mit einer kleinen Prinzeffin an? Ein Bündel Stroh
ifl ein übeles Ruhekiffen. Und dabei muß man dem Herrgott danken.
wenn man noch eins findet."
..Bin nicht verwöhnt - habe nie anders als auf Stroh gefchlafen."
log Elifabeth kräftig.

Alexander blickte fie verdußt an: Die fchneidet nach unten auf.
Auch gut.
..Wenn ich die Prinzefiin auf der Erbfe wäre." fügte Elifabeth iiber-
mütig hinzu. ..gingen wir nicht auf ein und derfelben Straße."
Der Abend begann heraufzudunkeln und fpann Felder und Wälder
in leichten Nebel ein. Der Erdgeruch ftieg aus der dunkelen Scholle
empor.
Alexander nahm das große Tuch heraus und hüllte fich und Elifabeth
darin ein. Sie tat ihren Arm in den feinen und fchmiegte fich eng an ihn.
Wie unter einem fchühenden Dach fchritten die Kinder einher.
Der Alte dachte: das ift ein fonderbares Paar und kommt direkt aus
dem Märchenwald,
Die drei fprachen eine Weile nicht miteinader. Das Dunkel des
Abends tat ihnen wohl und barg fie in fein Schweigen. - Nun aber
fahen fie in der Ferne freundliche Lichter auftauchen.
..Wir kommen in das Dorf." unterbrach der Invalide die Stille.
..und müfien jest Kriegsrat halten. Da kenne ich eine Schenke. in der
man für feinen Zehrpfennig eine warme Suppe bekommt und ein halb-
wegs anftändiges Nachtlager. Eine prächtige Scheune. Kinderchen. und
frifches Stroh -- daß einem das Herz im Leibe lacht. Seid ihr mit
von der Partie. fo lade ich euch ein.“
Die beiden nahmen den Vorfchlag dankbar an. lind der Gedanke
an einen Teller warme Suppe erzeugte in ihnen eine wohlige Stimmung.
..Ia.“ fagte der Alte. ..wer wie ich viele Nächte auf dem Felde
kampiert und von St. Petrus* guter Laune abhängt. weiß. was fo ein
Unterfchlupf wert ift. Halt: .Reales Wirtshaus zum Goldenen Adler* -
hier kehren wir ein.“
Und mit fettem Griff klinkte er die Tür auf.
Sie traten in einen niedrigen. verräucherten Raum. deffen Decke
auf braunen Holzbalken ruhte. Eine große Hängelanipe erleuchtete die
Schenkfiube. in der fchmale Tifche und Bänke fianden.
Außer den Wirtsleuten hinter dem Ausfchank war in der Stube
nur eine alte Frau. die ihren großen braunen Tragkorb neben fich auf die
Erde gefeßt hatte und langfam und bedächtig aus ihrem Teller löffelte.
Sie blickte beim Eintritt der Ankömmlinge empor.
Alexander und Elifabeth waren noch immer in ihrem Tuche einge-
mummt. das wie eine Tarnkappe ihre Gefichter verbarg.

..I der Taufend.‟ rief fie. ..fehen meine alten Augen recht? Ift das
nicht der Herr Major?"
,.Leibhaftig." entgegnete der Alte. ..Und halten Ihre morfchen
Knochen noch zufammen. Frau Bafe? 'S ift etliche Wochen her. feit wir
uns zuletzt begegnet find. dünkt mich."
„Was fchwadroniert Er da? Meine alten Knochen? Will fich wohl
gar über mich luftig machen -- der Herr Major!"
Elifabeth fchrak bei dem Ton diefer Stimme zufammen: Um Gottes
willen - das war ja die Alte mit den irdenen Töpfen. die fie nach ihrem
erfien Krankenbefurh mit der Therefe auf der Landfiraße getroffen hatte!
..Iefus Maria.‟ flüfterte fie Alexander zu. ..machen wir uns fchien-
nigfi davon! Ich kenne die Frau!"
Zu fpät. Die Handelsfrau hatte fich fchwerfällig von der Bank er-
hoben.
„Was bringt Ihr denn da für eine Reifebegleitung mit. Herr
Major?“
Der Invalidc hatte die Ziehharmonika auf einen der Tifche gelegt
und war zu Alexander und Elifabeth herangetreten.
..Nehmt nur euer Tuch ab. Kinderchen. und macht's euch bequem!
- Und Sie fchere fich nicht um fremder Leute Angelegenheiten - ver-
fiande-vous?! - Geht ja vor Neugierde faft aus den Nähten!" fügte er
hinzu. während fein ärgerlicher Blick von ihr zu den Wirtsleuten hin-
überglitt.
Die Händlerin lachte auf.
..So ein großfpuriger-Hanswurftl‟ rief fie. ,
Er tat. als überhörte er ihre Worte. und nahm den Kindern. fo
fehr Elifabeth. der der Säfre> in die Glieder gefahren war. fich fträubte.
das Tuch ab.
..Ifi's denn die Menfchenmögliäfkeitl Das kleine Fräulein von
Sydow?“
Die Alte fchlug die Hände über dem Kopf zufammen und eilte
auf das Kind zu. das fie in ihre Arme fchloß.
..Baroneßchen. wie kommft du denn in diefe Gefellfchaft?"
,.Pft." machte Elifabeth und legte ihr die Hand auf den Mund.
Sie fah in des Kindes angftvolle Augen und blickte zu Alexander
hinüber.
..Hm.‟ maäfte fie und fixierte noch einmal den Jungen. Stillt

euren Hunger - dachte fie bei fich - und werdet mir nicht fcheu. Danach
komme ich fchon hinter das Geheimnis. Geduld muß man haben.
..Nun fürs erfte Platz genommen.‟ fagte fie gutmütig.
Die Kinder felzten fich.
..Und ein Süppchen werden wir wohl auch nicht verfchmähen!"
Sie ftreichelte liebevoll Elifabeths Wangen. während aus ihren
Augen forgende Zärtlichkeit leuchtete.
Alexander. dem bei diefem Abenteuer zuerfi nicht ganz geheuer zu-
mute war. beruhigte fich allmählich. Die Alte flößte ihm Vertrauen ein.
und der Jnvalide forgte für Unterhaltung.
..Hätte mir's auch nicht träumen laffen.“ meinte er zur Händlerin.
..daß ich heute abend noch im Adler auf fo eine flotte Tifchdame ftoßen
würde. Was meint Sie - Frau Bafe? Wollen wir nicht heute noch
das Tanzbein fchwingen?“
„Er kann Sein lofes Maul niäzt halten." gab fie zurück - mit ganz
anderen Gedanken offenbar befchäftigt.
..Und Ihr ift nicht wohl. wenn Sie einem nicht den Tert liefk. Einen
Korn. Herr Wirt!"
Die Alte lachte tüchtig.
..So ein Süffel - fpielt fich auf den großen Herrn auf l Wo ifi
Er denn wieder herumgefirolcht. Herr Major?"
..In die Kreuz und in die Quer. Die Knndfchaft liegt weit aus-
einander.“
..Kundfchaft?" Sie fah ihn mit überlegenem Spotte an.* ..So
ein Flanfenmacher - redet von Kundfchaftl"
Die Wirtin fiellte vor die Kinder zwei kleine Schüffeln mit dampfen-
der Suppe.
..Laßt's euch fchmecken." fagte die Händlersfrau. ..Aber hübfch
pufien. Baroneßchen. damit Sie fich nicht die Zunge verbrennt!"
Der Jnvalide nippte von feinem Branntwein und fchnalzte vor
Behagen. -
..Was verfteht Sie von meiner Knnft!" fagte er. ..Uber Töpfe
mag Sie mitreden. Hat Sie für einen Dreier Mufik im Leibe?‟
„Reim" antwortete die Alte lachend. ..Rede Er nicht von Leib-
mufikl Ein anftändiger Menfch fpricht von fo etwas nicht! Er ift und
bleibt ein Farenmacher."
Der Kriegsmann fchlug mit der Fanft auf den Tifch.
..Das böfefte Maul fünfzig Meilen in der Runde! So wahr mir

Gott helfe! Wenn Sie einmal ftirbt. muß man Ihr die Zunge befonders
totfchlagen! Ich beftehe darauf. bevor man Sie in die Grube tut!“
..Er ftirbt vor mir.‟ antwortete fie kaltblütig. ..Verlaß Er fich dar-
auf. Bei Seinem Suff macht Er's nicht mehr lange!“
..Nun wird's zu bunt. Müde und abgearbeitet kehrt man ein -
und Sie bringt einen um den Abendfrieden!“
..Abgearbeitet? . . . Wenn Er nur nicht fo auffchneiden würde! --
Den Leuten die Almofen aus der Tafche ziehen! - Quarkfpißen. Herr
Major! Bei mir nicht! Da muß Er fich andere Gäfie ausfuchen.‟
Der Jnvalide erhob fich gravitätifch.
..Jft Sie von der Tarantel geftochen! Wer hat Sie gefucht! Nächfiens
wird Sie noch erzählen - ich hätt' Ihr einen Antrag gemacht.“
Die Alte hielt fiäj die Hüften.
..So ein Krüppel redet von Hochzeit!
finde ich noch einen anderen!“
..Von Rechts 'wegen müßt' ich Ihr die Krücke über den Buckel fchlagen.
damit Sie endlich einmal Ihr ungewafchenes Maul hält! -- Hat Sie vor
Gravelotte geftanden? Sind Jhr die Granatenfplitter in die Knochen
gefahren?“
Er zeigte auf fein rechtes Bein.
..Wo find Jhre Kriegstaten? Heraus mit der Sprache!"
Sie klopfte ihm gutmütig auf die Schulter.
..Mir will Er doch nicht einreden. Er habe fich das in der Schlaäjt
geholt! - Seine Frau. die Gott felig haben möge. wird Jhm um Seiner
Großmäuligkeit willen eine Ladung Schrot verabfolgt haben. Recht hat
fie gehabt! Und Er fchlägt nun Kapital daraus und erzählt Kriegs-
gefchiäjten. - Mir nicht. Herr Major! Mir nicht! Da muß Er früh
auffiehen.‟ -
Elifabeth und Alexander lachten wie aus einem Halfe. und der
Jnvalide fiimmte mit ein.
„Wenn ich mich mit Jhr einlaffe. hat Sie recht.‟ fagte er. ..Profit.
Frau Bafe!“
Er holte die Harmonika und begann zu fpielen.
Und nun horchte auch die Alte. Denn die Töne. die feine krummen
Finger dem Infirumente entlockten. gingen ans Herz.
..Ich hatt' einen Kameraden. einen beffern find'ft du nicht!“ fpielte
er. Und fein verwittertes Geficht nahm einen verträumten Ausdruck an.

Herr du mein Gott - da

Als er geendet. rief die Alte: ..Herr Wirt. einen heißen Grog für den Major! Er hat doch Mufik im Leibe."
Elifabeth winkte Alexander.
Sie fchlichen vor die Wirtsftube. Und da erzählte fie ihm von ihrer erften Begegnung mit der Handelsfrau.
..Wenn fie uns nur nicht verrät." fchloß fie furchtfam.
..Ich glaube es nicht. denn fie hat gute Augen." entgegnete Alexander.
..Aber trotzdem wollen wir vorfichtig fein. Laß dich nicht von ihr aus-fragen."
..O nein. fo dumm bin i>f nicht."
Sie traten wieder in die Schenkftube.
Der Major hatte feinen Kopf auf den Arm gelegt und war felig eingefchlafen.
..Hört mal. Kinder." fagte die Händlerin. ..nun wollen wir ein ernfthaftes Wort miteinander reden. Das geht doch nicht mit rechten Dingen zu. daß ihr von Haufe fortgelaufen feid. Und dir. Baroneßchen. hätte ich fo etwas gar nicht zugetraut! - Was wird die alte Therefe dazu fagen? Und gar der Herr Baron - wie wird er die Augen aufreißen!"
Die Kinder fchwiegen hartnäckig.
..Baroneßchen. machft du dir denn gar keine Gedanken dariiber? - Das ganze Unwetter bricht über den Kopf der Therefe herein. Die muß es ausbaden! Haft du daran fchon gedacht?"
Elifabeth verzog das Mündchen.
..Und Er ift doch fchon ein großer Junge." wandte fie fich an Alexander. ..Weiß Er denn. was für ein Unrecht Er auf fich lädt? - Es kann Ihm paffieren. daß fie Ihn hinter Schloß und Riegel ftecken. wo er Zeit hat. iiber feine Dummheiten nachzudenken. - Kinder. feid nicht fo ftarrköpfig!"
..Das find wir nicht." entgegnete Alexander. ..Aber bitte. laffen Sie ab. uns zu quälen. Ich kann nichts weiter fagen. als daß wir fort mußten."
Die Alte hob drohend den Finger. ,
..So leicht ifi es nicht abgetan. junges Herrchen. Das ift eine fchöne Gefchichte. die ihr euch da eingerjihrt habt."
Elifabeth blickte flehenden Auges zu ihr hin.
..Ach. mein Engelsköpfchen. fieh mich nicht fo an. Denkft du. ich habe deine Guttat vergehen? O. da bifk du im Irrtum! Was foll denn nun aber werden? Nehmt doch Vernunft an! Wollt durch die Welt

ziehn wie zwei kleine Vagabunden . . . Kennt ihr denn die Welt? Ihr
kennt fie nicht. Laßt euch von einer alten Frau fagen. daß es da draußen
jammervoll zugeht . . . Und wenn du großer Iunge nur für fechs Dreier
Grips im Kopf hätteft - du würdeft dich fchwer hüten. das Kindchen
aus dem Haufe wegzuloiken!"
..Das hat er gar nicht getan!“ rief Elifabeth unwillig. ..So etwas
dürfen Sie nicht fagen. fonft bin ich böfe mit Ihnen. - Und nach Haufe
gehe ich nie mehr. Papa wird der Therefe den Kopf wafchen. und am
andern Tage werden fie fich wieder vertragen . . . Ich bleibe bei
Alexander. Ich gehe nie mehr von ihm. Ich fchwöre es!"
..O du liebe Unfchuld du! Wie foll das enden? - Kinder. laßt
euch raten und kommt zu Verfiande. Mein Wort darauf - der Herr
Baron wird dich in die Arme nehmen und gut mit dir fein!“
..Vor dem Papa habe ia) keine Angft."
„Seh" nur einer den Eigenfinn an! - Und wie wollt ihr euch denn
durchfchlagen?" fuhr fie mitleidig lächelnd fort. ..Glaubt ihr. die ge-
bratenen Tauben werden euch in den Mund fliegen? Oder die fieben
Zwerge werden euch den Tifch decken. wenn Hunger und Durft euch
plagen?"
..Ich werde für uns beide forgen." entgegnete Alexander.
..Pohtaufend. was für ein Held Er ift. Nimmt den Mund voll. als
könnte Er Butter und Brot vom Himmel holen. Bürfchlein. wie fiellft
du dir das vor? Willft du Holz hacken? Willft du das Vieh hüten oder
den Acker beftellen und dich als Knecht verdingen?"
..Auf fo viel Fragen kann ich nicht antworten." entgegnete er
übellaunig. ..Etwas wird fich fchon finden."
..Meint Er? Und wenn fich nun nichts findet? . . . Und was foll
aus der Baroneß werden? Hat Er fich im ftillen gedacht. daß die Baro-
nefie inzwifihen das Federvieh rupft? Seh' Er fich einmal die Finger
von dem kleinen Fräulein etwas genauer an - dann geht Ihm vielleicht
doch am Ende ein Licht auf."
..Fürs erfte." fagte Alexander. ..find wir Gott fei Dank verforgt -
und damit Sie fich nicht weiter den Kopf zerbricht. fo will ich es Ihr
verraten: Hier drinnen" - er klopfte auf fein Ränzel - ..find zwei große
Strümpfe mit Talern vollgeftopft. Die reichen eine Weile."
..So? Er führt eine Barfchaft mit fich! Und wie ift Er denn zu
dem Gelde gekommen? - wenn man fragen darf."

..Auf eine redliche und ehrliche Art." erwiderte der Junge ftolz.
..Das Geld habe ich von meiner toten Mutter."
..Man follte Ihn überlegen." fagte die Alte. ..Und Seine felige
Mutter würde fich gewiß im Grabe umdrehen. wenn fie wüßte. was
für faubere Gefchichten ihr Früchtchen ausgeheckt! . . . Und wenn die
Taler klein gemacht find - und Er wird fie fchon klein machen. davor
ift mir nicht bange - was gefchieht dann?"
..Dann find wir in Amerika!" antwortete Alexander hochgemut.
..Und da drüben gibt's Arbeit in Hülle und Fülle."
..Sieh einer an." fagte fie. ..über den großen Teich will Er mit der
Baroneffe. Fein ausgedacht. Allen Refpekt. junger Herr! Er ift ein
Teufelskerl! Ift ihm bei uns zu enge geworden. Will mit dem Fräulein
von Sydow nach Amerika. Vielleicht als Schiffsjunge. he? Und die
Baroneß fchabt in der Schiffsküche die Rüben!"
..Warum denn nicht?" warf Elifabeth ein. „Ift denn Rübenfchaben
ein Verbrechen?"
Die Alte lachte grimmig auf.
..Das Vögelchen ift ihm ins Garn gegangen. Ein Verbrechen ift es
nicht. mein Engelsköpfchen. Aber für eine Baroneß fchickt es fich nicht . . .
Junge." wandte fie fich von neuem an Alexander. ..nimm deinen Vet-ftand
zufammen und mache kehrt. ehe es zu fpät ift . . . Willfi es am Ende
riskieren. daß der Gendarm dich am Wickel kriegt? . . . Nein. mein
Junge. auf diefe Weife geht es nicht! Willft du durchbrennen - in
Gottes Namen! Aber das Kind laß aus dem Spiele."
..Ich werde nicht dulden. daß man ihr ein Haar krümmt."
..O - auf der Landftraße kann ihr Schlimmeres zuftoßen . . . Alfo
kurz und gut - du haft ein Einfehen - oder ich mache mich auf die
Socken und gehe zu dem Herrn Baron."
..Wenn du das tuft." fagte Elifabeth wütend. ..fo ift es mit nnferer
Freundfchaft aus."
Die Alte wifchte fich mit der Hand über das Geficht.
..Ein Närrchen bifi du! Wirft es mir fchon eines Tages Dank wiffen.
daß ich mich dir in den Weg gefiellt habe - daß ich -"
..Niemals!" unterbrach fie Elifabeth.
..Nun gut. Ich tue es auch nicht um des Dankes willen. Ich tue
es. weil es nötig ift. Bafia! Man muß immer tun. was das Gewiffen
von einem verlangt!"
..Da haft du'sl" fagte Alexander leife. „Man foll fich mit alten

Weibern nicht einlafien. Das kommt davon. Nun fißen wir gut in der Tinte.“
Elifabeth maäjte eine jämmerliäje Miene. Das Weinen war ihr nahe. -
..Laß gut fein." flüfterte er ihr zu. als er ihr betrübtes Geficht fah. ..ich forge fchon dafiir. daß wir aus der Patfche wieder herauskommen." Und mit lauter Stimme rief er - als verftünde er fich wer weiß wie gut aufs Reifen - die Wirtin: ..Frau Wirtin. wir find müde. Jch möchte die Zeche und das Nachtlager bezahlen."
..Nun. gar fo viel gezecht habt ihr ja nicht." meinte die Wirtin. ..Das Süppchen wird euch nicht in Raufch verfeizt haben. Wir wollen's billig machen: Zehn gute Grofchen für Abendefien und Nathtquartier."
..Zehn gute Grofchen." wiederholte Alexander. Es kam ihm gewaltig viel vor.
..Dafür kriegt Er und das Jüngferchen auch ein reines Bett. wo fich's gut ruhen läßt.‟
..Schön. So will ich nicht handeln." gab er zurück. ..Komm. Elifabeth. wir wollen fchlafen gehen."
Die Wirtin leuchtete mit einer kleinen Laterne voran.
..Seid ihr böfe mit mir?" rief die Händlersfrau. ..Und wollt mir nicht einmal Gute Nacht wünfchen?"
„Ich bin nicht böfe." erwiderte Elifabeth. ..Traurig bin ich. daß Jhr uns verraten wollt. Das hätte ich von Euch nie erwartet!"
Alexander drehte fich um.
..Jch kann mich nicht verftellen. Ich habe eine ehrliche Wut auf Euch! Tut was Jhr wollt; nur verlangt nicht. daß wir noch obendrein mit Euch Freundfchaft halten follen!"
..Ein couragiertes Bürfchlein ift Er _ das muß man fagen. Und ehrliche Feindfchaft ii't mir lieber als halbe Freundfchaft. Was nüßt's. Ich kann Jhm nicht helfen. Uberfchlaf' Eris. Morgen in der Frühe wollen wir weiterreden."
..Abgemacht. Sela!" ergänzte Alexander.
Die Händler-in drückte Elifabeth ein Weilchen an fich und verfuchte. ihre hellen Augen in des Kindes Innere zu bohren. Aber die Kleine wich ihr aus und machte fich fanft los.
..Nun kommt. Kinder!" rief die Wirtin. ..Es ift an der Zeit!"
Sie folgten ihr.
Der Jnvalide hatte noch immer den Kopf auf dem Tifch und fchnarchte.

Die große Hängelampe fchwelte bereits. Und der Wirt hinter dem
Schenktifch hatte fich ebenfalls die Pudelmütze über die Ohren gezogen
und war eingenickt,
Der Mondfchein fiel ins Zimmer.
..Wach' Er auf!‟ fagte die Handelsfrau mürrifch. als fich die Tür
hinter den Kindern gefchloffen hatte. ..Er hat lange genug gedöft.“
Dabei rüttelte fie den Juvaliden tüchtig am Kragen.
..Die Fahne nicht locker gelaffen. Kamerad - Immer weiter -
immer weiter!‟ phantafierte der Alte im Schlafe.
..Haft recht. mein Guter! Die Fahne nicht locker gelaffen!“ wieder-
holte die Händlerin. ..Aber jetzt ift es Nacht. und die Kanonen haben
längft zu donnern aufgehört.
Und von neuem packte fie ihn an den Schultern.
..Heda. was ift denn los? Wird zum Appell geblafen?“
Der Invalide rieb fich fchlaftrunken die Augen . .
..Ihr feid's! - Vermaledeit - nicht einmal den Schlaf gönnt Ihr
einem! - Und was glotzt Ihr mich denn an. als ob Ihr des Teufels
Großmutter wäret?“
..Mir ift gottesjämmerlich zumute. Major. Spielt mir eins auf !“
gab fie zur Antwort,
Er erwachte allmählich.
..Seit wann haben die Nachteulen Kahenjammer?“ fragte er.
..Herr Major. verbrenn' Er fich das Maul nicht. Das Leben ift
eine fchwere Angelegenheit. Kommt einem manchmal in die Quere. daß
man mit den alten Armen um fich fchlagen möchte.‟
..Hat Sie einen Moralifäjen?“ fragte der Invalide und zwinkerte
mit feinen klein-en Auglein. ..Mach' Sie fich keine Sorgen!‟ fügte er hinzu.
..Sie ift hart gefotten. Bei Ihr hält er nicht lange an.“
..Herr Major. ich bin zu Scherzen nicht aufgelegt. Behalt' Er feine
Weisheit für fich.‟
Und ohne Übergang fuhr fie fort: ..Was foll man denn nur mit den
Kinderchen anfangen? - Wie übel muß man ihnen mitgefpielt haben.
wenn es ihnen graut. nach Haufe zurückzukehren!“
..Eine fchlimme Gefchichte!“ bekräftigte der Invalide. ..Der Junge
ift übrigens ein Mordskerl.“
..Um das Bürfchchen ift mir nicht bange. Aber wenn dem Engels-
köpfchen ein Leids gefchieht. hab' ich keine ruhige Stunde mehr. Ich
muß mit dem früheften zum Herrn Baron - fo fauer mir der Gang

wird. - Hat Er vom Baron von Sydow gehört. dem die Frau davon-
gelanfen ift. und der fich feitdem in feine fchweinsledernen Folianten
vergräbt und darüber das Leben verfchläft? - Kann mir's vorfiellen. daß
fo ein junges Blut da zu frieren beginnt."
..Sydow - Sydow -" wiederholte der Jnvalide.
..Mein Hauptmann hieß Sydow. Dem haben fie vor Gravelotte die
Brul't zerfchoffen. - Vorwärts marfch. Kinder. die Schanzen geftürmt
und die Fahne nicht locker gelafien . . . Hauptmann von Sydow . . .
Ich erinnere mich ganz deutlich."
„Hör" Er mit feinen Kriegsgefchichten auf. Mir fteht heute nicht
der Sinn danach.“
..So wollen wir das Hochzeitslager auffuchen. Frau Gevatterin.
Hier wird*s ohnehin ungemütlich.“
Und er fchielte nach der Hängelampe. die in den letzten Zügen unruhig
hin- und herflacterte.
„Spar" Er fich Seine Witte! Und morgen week' Er mich mit dem
früheften. Ich habe es fchwer in den Knochen und fürchte am Ende noch
zu verfchlafen.“ . . ., f 7 Z
..Sie kann fich auf mich verlaffen.‟ -.;
Die Alte bückte fich nach ihrem Stock. den fie drohend in die Höhe hob.
..Er ift ein nnficherer Kantonifil Und wenn Er mich im Stiche läßt.
ift"s mit nnferer Freundfchaft aus - daß er's weiß. - Jch laffe mir den
Schädel fpalten. wenn dem Baroneßchen auch nur ein .Haar gekrümmt
wird! - Und nun lege Er fich aufs Ohr. und fchlaf' Er den Schlaf des
Gerechten. wenn das bei ihm möglich ift.“
Sie nahm ihren Tragkorb. fiellte ihn hinter den Säfenktifch und
humpelte fchwerfällig hinaus.
Der Jnvalide kroch langfam hinter ihr her.
r- * -i-
Jn der Kammer der Kinder brannte ein dürftiges Talglicht.
„Wenn du Angft haft.“ fagte Alerander. ..fo bringe ich dich heim.“
Sie hob beteuernd die Hände: ..Nicht vor dem Teufel habe ich
Ang|-‟ antwortete fie feft. ..wenn du bei mir bift.‟
„Gut, Das habe ich mir gedacht. Und durch das Gefchwäß der
Alten darf man niäft irre werden."
Sie nickte ftill.
..Ich denke es mir fo.“ fuhr er fort: ..Wir fchlafen nur ein paar
Stunden. und dann rücken wir aus. Wenn die erwacht. hat fie das Nach-

fehen und mag getrofi hinter uns herhumpeln. Wir find dann über alle
Berge."
..Es wird fchon am beiten fo fein." entgegnete fie. ..Ubrigens." be-
gann er von neuem. ..darf man fich duräj folches Gerede nicht einfchüchtern
lafien. Wie viel Iungen find in die weite Welt gezogen und haben
drüben ihr Glück gemacht. Ich kann es dir fchwarz auf weiß zeigen.
Freilich darf man kein Hafenfuß fein! . . . So - und nun lege dia)
hin und f>jlafe. Du mußt müde fein. Denn wahrhaftig. wir find eine
gute Strecke gelaufen."
Er hüllte fie forgfam in die De>e ein.
Als fie ihn aber bat. nun ebenfalls das Lager aufzufuajen. fchüttelte
er ruhig und befiimmt den Kopf. ..Laß mia) noch ein wenig bei dir
fihen und mach' dir keine Sorgen um mich."
Nun hielt er ihre Hand in der feinen. bis fie regelmäßig atmete und
eingefchlummert war. --
Und wie fie fo da lag - ernft und blaß - das zarte Gefichtchen wie
eine feine Gemme gefchnitten - klopfte ihm das Herz.
Durch die winzigen Fenfterfcheiben fiel das grüne Licht des Mondes
und warf auf Elifabeths Antlitz feinen Schein. In der Kammer war es
fo fiill. daß man eine Stecknadel hätte fallen hören.
Auf den Fußfpihen trat er an das Fenfter und blickte in die Nacht
hinaus.
Die Bäume ftanden groß und unbeweglich da. Die Sterne funkelten
über ihren Kronen. Der Mond goß über die Landftraße fein Licht aus.
Er laufchte mit verhaltenem Atem. Und geheimnisvolle Schauer
durchdrangen ihn.
Als aber das erfte Frührot am Horizonte auftauchte. weckte er fie
fanft.
Sie erhob fich haftig . . .
Auf Strümpfen. die Schuhe in den Händen. tafieten fie fich durch
die Tür und wagten erft aufzuatmen. als draußen die feuchte Morgenluft
ihnen entgegenfchlug. Nun beflügelten fie ihre Schritte. bis das reale
Wirtshaus zum Goldenen Adler hinter ihnen lag.
..Diesmal wären wir mit dem Schreck davon gekommen." fagte
Alexander_ und küßte fie auf die Stirn.
Da lachte fie befeligt.
..Ein Abenteuer war es doch.“ meinte fie fröhlich.
..Vor ähnlichen behjite uns Gott!" entgegnete Alexander. ..Mit alten

Weibern - du darffi es mir fchon glauben - ifi nicht gut Kirfchen
efien."
Am Himmel verzehrte fich mählich der Mond und ließ nur noch
einen blafien Schimmer übrig. Von den Blättern tropfte der Morgen-
tau auf die Kinder.
Elifabeth fröfielte es. Er hüllte fie in das Tuch wie in einen dichten
Mantel. trotzdem fie fich heftig wehrte.
„Und du. mein Alexander. frierft.‟ klagte fie.
„Laß dich nicht ane-lachen. Lifabetl. mir ift warm und wohl zumute.“
Und mit Knabenausgelaffenheit feßte er hinzu: „Ich trinke die Morgen-
luft.“
Sie blickte ihn bewundernd an.
„Ifi es noch weit nach Hamburg, Alexander?" fragte fie.
„Kannß nicht fagen."
„Wie fieht denn fo ein Schiff aus?‟
„Im" meinte er. „wenn ich das wüßte. Aber mächtig groß ift es
gewiß. An die taufend Menfchen gehen wohl hinein.“
„Wenn der Sturm kommt- muß es fchrecklich fein/ feufzte fie kaum
vernehmlich. „Ich denke es mir wenigfiens graufelig- wenn es nach allen
Seiten hin- und hergefchaukelt wird."
„Mache dir keine Gedanken darüber." fagte er tröftend. „Die meiften
Fahrten - habe ich gelefen - gehen glatt von fiatten. Ich möäite
übrigens mal einen Sturm erleben! Ich denke es mir prächtig."
,-O. lieber nicht!" brachte fie zitternd hervor. „Es ift fchon fchreckliäf
genug auf dem Lande. Wie muß es erft draußen auf dem Meere fein . . .
Ich fage dir- Alexander.‟ fuhr fie eifrig fort, „im wache jedesmal in der
Nacht auf- wenn ein Gewitter ift. und eine gräßliche Angfi habe ich.
Ich denke immer: Was machen nur die armen Tiere - die Bäume -
die Sträucher -- die Gräfer - die Blumen!"
„Närrifches Zeug redefi du- Elifabeth. Die Tiere finden im Walde
ihre Zuflucht - und was hat das Unwetter mit den Bäumen und
Sträuchern zu tun ?“
„O. Alexander. daß du das nicht fühlft! Haft du nie gehört. wie
die Bäume feufzen. wenn der Sturm fie fchüttelt? Ich glaube befiimmt.‟
fagte fie ernfihaft. „daß die Bäume und die Sträucher und die Blumen
es fühlen wie wir - ja vielleicht noch mehr. Und die Therefe meint
es ebenfalls. -- Wie leieht kann fie der Bliß treffen! Und wie oft reißt
fie der Sturm aus der Erde. Ich habe laut aufgefchrieen. wie ich nach

einem furchtbaren Gewitter am anderen Morgen einen Baum mit allen
feinen Wurzeln am Wege liegen fah . . . Wenn der Wind zu pfeifen be-
ginnt. kriege ich fchon eine Gänfehaut. Du nicht?“
..Nein. Elifabeth. an fo etwas habe ich noch nicht gedacht, Und
Furcht vor Gewitter kenne ich nicht . . . Es kann ja fein. daß du recht
haft." meinte er nachdenklich. ..Ich habe mir darüber noch nie den Kopf
zerbrochen. Ia. mich dünkt es. als ob ich auf die Bäume immer neidifch
gewefen wäre. Die können fich den ganzen Winter ausruhen - und
wenn der Frühling kommt. werden fie grün und fchön. Die Menfäjen
haben es nicht fo gut. Ein Baum wird mit dem Alter immer fchöuer -
der Menfch immer häßliäfer . . . So. und da fehe ich eine Wirtfchaft.
wo wir frühfiücken können. Ein Schluck warmer Kaffee - denke ich --
wird uns gut tun."
Mit wenigen Schritten war das Ziel erreicht.
Sie festen fich unter einen mächtigen Lindenbaum. der mitten im
Garten fiand. und harrten. daß eine hilfreiche Seele fich ihnen nahen
follte.
Es verging jedoch eine Ewigkeit - und mochte er noch fo laut ..Holla
- Heda - Wirtfchaft!" rufen -- es meldete fich niemand. denn es
war noch friiher Morgen.
Das kleine Fräulein hielt fich mit übermenfchlicher Kraft aufrecht.
..Weißt du was." fagte er. ..du fest dich auf meinen Schoß und
fchläffi noch ein bißchen."
Und ohne ihre Antwort abzuwarten. zog er fie an fich. Und wieder
mußte die Reifedecke herhalten. in die er fie wie ein Wickelkind einpaäte.
Sie ließ alles mit fiäf gefchehen. Und bald war fie in feinen Armen
fefk eingefchlummert. Sie atmete tief und ruhig. und auf ihren liebliäfen
Zügen lag ein leifes Lächeln. das ihn rührte.
..Baroneßäjen." fagte er zu fich felber. ..ich will dich fchon behüten
und befchüßen. Die alte Urfchel braucht fich keine Sorgen zu machen."
Aus dem Wirtshaus kam die Schleußerin und fah verwundert auf
das zarte Liebespaar unter der alten Linde. „PW" machte er. ..wir
wollen fie nicht wecken. Wir find nämlich früh aufgebrochen." felzte er
erklärend hinzu. ..und haben einen weiten Weg hinter uns."
Die Schlenßerin nickte. Sie war eine große. hagere Perfon. die
nicht viel Worte machte.
..Wir möchten einen heißen Kaffee und frifches Brot dazu." fagte er.
Er zog ein Beutelchen aus der Tafche. damit fie kein Mißtrauen und

keine Sorge um die Zehe hätte. Bei feiner Bewegung wahte Elifabeth
auf und rieb fih die Augen.
..Ausgefhlafen?“ fragte er fröhlih.
Und fie antwortete: ..Gottlob ja - und frifh bin ih wie ein Fifh
im Waffer."
Der dampfende Kaffee ftand vor ihnen und große Shnitten Shwarz-
brot mit frifher Butter dazu.
Sie ließen es fih wohl fein. und alle Sorgen waren wie fort-
geblafen.
..Ia." meinte er. ..fo ein Frühfiiick im Freien mündet doh anders.
als im dumpfen Zimmerloh. Und bei der nähften Bahnfiation feßen
wir uns in den Zug. und das Laufen hat ein Ende . . . Heda. Shleußerin.
wie weit ifi es noh bis zur Station?"
Elifabeth betrahtete ihn mit Entzücken.
„Wie du kommandieren kannft." meinte fie fiolz. ..Wer hätte dir
das zugetraut?"
..Ah. Elifabethhen.“ entgegnete er. ..mit dem Kommandieren hat
es bald ein Ende. Habe ih erfi die Teerjacke an. dann heißt's parieren.
Was tut's! Auh das will gelernt fein. Aber auf den Mafibaum
klettern und über das weite Meer blicken - das denk' ih mir wunder-
fcbön.“-
..Still - da kommt die Shleußerin."
Er wiederholte feine Frage.
„Zwei gute Stunden werdet ihr zu laufen haben."
Er blickte nah der Sonne. die hoh am Himmel fiand.
..Shönen Dank.“ fagte er und legte ein Geldftück hin. um die
Rechnung zu begleihen.
..Ihr habt wohl einen reihen Juden totgefhlagen?“ fragte die
Shleußerin lächelnd.
..Es wird fhon fo fein.“ erwiderte er pfiffig,
„So nehmt euh vor dem Gendarmen in ahtl" warnte fie. ..Der
maht die Landfiraße unfiher."
Er lahte herzhaft auf.
„Wir haben leihtes Gepäck und rafhe Beine. Uns erwifcht er
niht."
„Man foll den Tag niht vor dem Abend loben!" antwortete
fie kurz.
..Shönen Dank für den guten Rat. - Der Kaffee hat uns gefhmectt.

- Und diefe Linde hat es in fich . . . Wer weiß. ob wir fie noch einmal
wiederfehen.“
Und nachdenklich betrachtete er ihren mächtigen Stamm.
..An die hundert Jahre kann fie zählen.‟ fagte er.
..Dreihundert Jahre ift fie alt!‟
..Dreihundert Jahre.“ rief Elifabeth bewundernd. ..Was mag die
alles erlebt haben.“
Die Schleußerin blickte fie prüfend an. Und das Kind errötete.
..*s ift gut. daß fo ein Baum nicht reden kann.“
Elifabeth mied ihren Blick.
..Wir müffen gehen.“ drängte Alexander. ..Es ift die höchfte Zeit.“
Hand in Hand verließen fie den Garten. ohne fich noch einmal urn-
zuwenden.
Die Schleußerin dachte: Die Linde wird euch nicht verraten. Aber
fo ein merkwürdiges Paar wie euch hat fie gewiß noch nicht befchattet.
fo alt fie geworden ift.
Auf der Landftraße furrten Schmetterlinge und Libellen an ihnen vor-
bei. und die Sonne brannte. Zuweilen begegnete ihnen ein Ochfengefpann.
das langfam und träge des Weges zog.
Die Kinder fangen mit lauter Stimme; ..Das Wandern ift des
Müllers Luft - Das muß ein fchlechter Müller fein - Dem niemals
fiel das Wandern ein.“
Aber ihre Kehlen wurden durch die Glut des Mittags trocken. Und
Elifabeth fühlte. wie ihr das Laufen fauer wurde. und wie der Schweiß
auf ihre weiße Stirne trat.
..Ausgelittenl“ rief er. ..Da ift der Bahnhof l“
..Gott fei Dank!‟ murmelte fie. ..Ein bißchen müde bin ich doch
geworden.“
..Hier kannft du ansruhen nnd Limonade trinken.“ munterte er
fie auf.
Sie traten in den Wartefaal ein. in dem fich keine Menfchenfeele
befand.
Alexander befiellte Limonade und zwei Gläfer und ging dann an den
Bahnfchalter. Sie mußte ein paar Minuten anf feine Rückkehr warten.
In diefer Zeit des Alleinfeins wurde fie ängftlich. Und plößlich fehrak
fie jäh zufammen.
..Was war denn das?‟ flüfterte fie bebend. Hatte die Therefe fie
nicht eben beim Namen gerufen? . . .

Felix Hollaender: Die reines Herzens find
..Therefe. bifi du es?‟
Sie horchte angefpannt . . . Nichts regte fich . . . Und doch -
ganz deutlich hatte fie die Stimme der Therefe gehört . . . .
..Alerander. mir ift fo angft!“
Sie fiel ihm fchluchzend um den Hals.
..Und eben war miris. als ob die Therefe dicht hinter mir fiände , . .
Lache nicht. Alexander - ich habe ganz deutlich ihren Ruf gehört.“
Er fireichelte fie wie ein kleines Kind. Und bei feiner fanften Be-
rührung wurde fie wieder ruhig.
„Aufgepaßt. Elifabeth. Alle Not und Furcht hat ein Ende. In einer
Stunde geht der Zug nach Magdeburg. Magdeburg liegt an der Elbe
- und von da kann Hamburg nicht weit fein. Denn Hamburg liegt -*
fo viel ich weiß - ebenfalls an der Elbe.“
..Ifi das ficher?‟ fragte fie.
..Ich will nicht darauf fchwören.“ erwiderte er. durch ihre Frage
fchwankend geworden. ..Aber ich glaube mich befiimmt daran zu er-
innern. daß Hamburg an der Elbe liegt . . . Es liegt ficher an der Elbe.‟
fuhr er wie erleuchtet fort. ..denn von da gehen ja die großen Dampfer
nach Amerika. Jeßt gibt es keinen Zweifel mehr.
Er fchenkte die Limonade in die Gläfer.
„Stoß an mit mir. Elifabethchen.“
Die fchweren Gläfer gaben keinen guten Klang.
Sie nippte ein wenig. und auch er feste kaum das Glas an den
Mund.
Und auf einmal fprang fie - von einer böfen Ahnung ergriffen -
auf und eilte ans Fenfier.
Ihr feines Ohr hatte das Rollen eines Wagens vernommen.
Der Junge folgte ihr langfam.
Und jest fchrie fie gellend auf und klammerte fich feft an ihn - als
fürchtete fie - der Boden täte *fich unter ihr auf . . .
Auch aus Alexanders Zügen wich jeder Blutstropfen .
Nur noch wenige Schritte entfernt war die alte Kalefche. und dar-
innen faß - troh der glühenden Hiße in eine graue Deäe gehüllt -
der Herr Baron von Sydow. Oben auf dem Kutfcherbock thronte
mit fchwer bekümmerter Miene der alte Wilhelm.
Und jest hielt der Wagen vor dem Bahnhof. Und in einer Sekunde
mußte der Baron im Warteraum fein.
..Ich laffe dich nicht!‟ wimmerte fie fchmerzhaft.

K
Und er antwortete: ..Ich habe keine Furcht - fo wahr mir Gott
helfe."
Der Baron öffnete die Tür - und fein erfier Blick fiel auf die
Kinder. die feft umfchlungen vor ihm ftanden.
Ohne Alexander eines Blickes zu würdigen - als ob er über ihn
hinweg in die Luft fähe - nahm er Elifabeth an die Hand und fagte:
..Wir wollen nach Haufe fahren."
..Papal" fchrie fie krampfhaft auf. ..Ich fterbe. wenn Alexander
nicht bei mir ift . . . Lieber Papa. habe Mitleid!"
Es zuckte um die Mundwinkel des Barons.
..Nicht fo lärmen!" fagte er. und aus feiner Stimme klang mühfam
unterdrückter Zorn.
..Papa. ich gehe ins Wafferl" jammerte fie.
..Herr Baron. darf ich etwas fagen?" brachte Alexander erfchüttert
hervor.
..Kein Wort!" entgegnete Herr von Sydow kurz und hart. ..Mit
einem fchleäften Menfchen habe ich nichts zu tun."
..Ich bin nicht fchlecht!" fchrie Alexander gequält.
..Ein Vagabund und Taugenichts bift du! Ein ungerateuer
Junge . .
..Das ift er nicht!" unterbrach ihn Elifabeth verzweifelt.
Und gleichfam fchüßend ftellte fie fich vor Alexander.
Aus ihren Augen blißten Trotz und Kühnheit.
..Wilhelm!“ rief der Baron.
Der Alte. der an der Tür geftanden. trat gefenkten Hauptes ein,
Er brummte beim Anblick Elifabeths unverftändliche Worte. Sein
Auge war umflort.
Der Baron richtete fich auf und fah Elifabeth kalt und fcharf an.
..Wenn du nicht auf der Stelle gehorchft." ftieß er in gedämpftem
Ton hervor. ..fo werde ich dich zu zwingen wiffen. - Aber außerdem."
fuhr er langfam und fchneidend fort. ..wird Wilhelm unverzüglich den
Gendarmen holen. der diefes Bürfchlein hinter Schloß und Riegel bringt.
wo er Zeit hat. über feine Streiche nachzudenken. Nur wenn du folg-
fam bifi. laffe ich Gnade für Recht ergehen.‟
Sie fah entfeßt zu Wilhelm hinüber. als hielte fie es für ausge-
fchloffen. daß der alte Mann folche Sünde auf fich laden könnte.
Aber Wilhelm fiand wie ein begofiener Pudel da und wagte niäjt zu
widerfprechen.

Schnürte dem Komteßchen jemand den Hals zu? . . .
Es konnte keinen Laut hervorbringen. Seine verängfieten Augen
|arrten fuchend in die Luft. als müßte irgendwoher noch in leßter Minute Hilfe nahen.
..Elifabeth - um des Himmels willen - Elifabeth. komm zu dir!“
flehte Alexander - ihre Hand ergreifend.
Da fah fie ihn in unfagbarer Liebe an.
Ihr Widerftand war gebrochen.
„Alerander. vergiß mich nicht. wie ich dich nie vergeffen werde.“
hauchte fie. während ein wundes Lächeln ihre Züge beherrfchte . . .
„Nie vergeffe ich dich!“
Es klang wie ein Gelöbnis.
Das Kind bli>te ihn groß und ernft an. fo daß er erfajauerte. Es
nahm feine Worte wie einen unverbrüchlichen Schwur in fich auf.
..Genug. genug.“ fagte der Baron und drängte die Kleine zur Tür.
Sie wankte hinaus.
Alexander fah noch. wie der alte Wilhelm fie fiühen mußte. damit
fie nicht umfiel.
Und gleich darauf rollten die Räder. und der Wagen fuhr mit der
kleinen Elifabeth davon.
Er riß die Augen weit auf und ftarrte ihr betäubt nach. Und als
das Geraffel der Kalefche längft verhallt war. ftand er noch immer unbeweglich am Fenfter.
..Einfieigen nach Magdeburg!‟ rief eine Stimme.
Er hörte es nicht.
Ein gellender Pfiff fuhr durch die Luft. Er vernahm ihn nicht.
Der Zug fefte fich in Bewegung. Er fah es nicht . . .
In feinem Hirn war nur der eine Gedanke: Mitten während der
Fahrt fpringt fie aus dem Wagen und kommt zurück.
Er brach auf einem Stuhl zufammen und ftierte vor fich nieder.
So verharrte er fiundenlang.
Aber plötzlich fuhr er in die Höhe. und ein Stöhnen entrang fich
ihm. Jemand hatte ihn leife berührt. Und wie er jäh aufblickte. ftand
vor ihm der Harmonikafpieler. der, mit fanfter Hand durch fein Haar
fuhr.
„Junge. Junge!“ fagte er weich und weiter gar nichts. Da erwachte Alexander aus feiner Starrheit - und auffchluchzend lehnte er
fich an den alten Mann.

„Weine dich aus- mein Junge. Weine dich ruhig aus. is ifi nicht
der erfte Jammer- der dich trifft -- 's wird nicht der leßte fein. Das
Unglü> i| da. damit es über den Menfchen kommt und ihn mürbe macht.“
Er fchwieg und hockte fich neben Alexander hin. Und nun fprach er
kein Wort mehr- fondern überließ den Jungen feinem Schmerze. Nur
zuweilen fah er ihn behutfam an und nippte an feinem Branntwein.
Und dann verfiummte Alexander.
Die Lider fielen ihm fchwer zu. Der Kopf fank ihm auf die Brufi.
Nur noch ein unruhiges Jucken. ein fchreckhaftes Zufammenfahren
fchüttelte feinen Körper. g
„Schlaf dich gefundf mein Junge!"
Er legte ihm den Plaid unter den Kopf und breitete feinen alten
Soldatenmantel über ihm aus.
„Sol nun fpiele ich dich in einen fröhlichen Schlaf."
Und mit vorfichtigen Händen entlockte er der Harmonika halbe und
gedämpfte Töne.
Und wirklich fchien es- als ob die fanften Klänge dem armen Jungen
Frieden fchufen.
Fort eßun in der Juni - Nummer.
g

XX:
Julius Bad:
Die Umfrage ift an ..Fach -Autoritäten" gerichtet. alfo an
Leute. die ein Stück ihrer Lebensarbeit an das Jnftitut „Theater"
gehängt haben. Nun. zu deren Ehren wollen wir dos) annehmen.
daß fie ihr Leben und jene Kunft nicht durch eine liebeleere
Zwangsehe gefchändet haben. daß fie fich aus „Beruf" dem Theater
zuwandten. und daß alfo das Theater auf ihre äf'thetifche und ethifche
Bildung einen fehr tiefgehenden. wo nicht entfcheidenden Einfluß gehabt
hat. Damit aber ift noch nicht der mindefte Beweis erbracht für den
allgemein kulturellen Wert des Theaters. Denn nicht die Einwirkung
auf eine Anzahl befonders Disponierter der kulturellen Oberfchicht. nur
die Erfchiitterung großer künfilerifch normal indifferenter Maffen aus
jeder Schicht des Volkes könnte dem Theater eine kulturelle Bedeutfamkeit
verleihen.
Um alfo diefe beiden völlig getrennten Fragen abzuhandeln. will ich
zunächfi die Frage nach dem ..Einfluß des Theaters auf meine ethifche
und äfthetifche Bildung" beantworten. Mein Leben ifi nun von dem
Augenblick an. da es eine felbfiändige. von meinen inneren Bediirfniffen
einigermaßen fouverän geleitete Entwicklung nahm. in fo unaufhörlicher
mannigfaltiger Berührung mit dem Jnftitut des Theaters gewefen. hat
fo unausgefelzt Erfchütterungen und Bereicherungen erfahren. die in
irgend einer Art. in irgend einem Grade mit der Schaubühne zufammen-
hingen. daß ich keinen Zeitabfchnitt und keine Schicht zu nennen wüßte.
in der das Theater meine menfchliäje „Bildung" nicht beeinflußt hätte.
Da es nun unmöglich Abficht diefer Umfrage fein kann. Lefer mit den
einftweilen doch recht wenig allgemein intereffanten Tatfachen meiner
Biographie zu befaffen. fo will ich die Fülle der Einwirkungen. die das
Theater auf miäj geübt hat. nur einigen allgemeinen Gefichtspunkten ein-
ordnen. unter denen meine Erfahrungen für einen gewiffen Kreis zeit-

genöffifcher Kulturjugend vielleicht ty p i f ch find. Nur was am eigenen
Erleben etwa doch außerperfönliches. allgemeines Säjickfal ift. kann recht-
fertigen. wenn ich hier mit irgendwelcher Bedeutung von meiner pri-
vaten Erfahrung fpreche: 7 _
Das Theater hat zunächfi für mich die Bedeutung gehabt. die es
wohl für die meifien empfänglichen Großfiadtjungen hat: es war die
erfie und deshalb illufionsfiärkfie Berührung mit der Kunft -- war
meine Traumwelt. die fich mit beglü>ender Stärke und Klarheit vom
Alltag abhob und fchon dadurch der erlöfende Tummelplaß aller gären-
den. wirklichkeitüberfliegenden Kräfte wurde. So hat. glaube ich. das
Theater noch heute wie zu Wilhelm Meifiers Zeiten für fenfible Charaktere
der bürgerlichen Kultur etwas myfiifch Lockendes. Feierliches - fafi
Heiliges. Ein Theaterbefuch ift in diefem Stadium ein richtiger ..Feier-
tag". Nur äußern fich die hundert Iahre Entwicklung von Wilhelm
Meifier bis heute wohl darin. daß dies Stadium der Theater-Religiofita't
heute in noch jüngerem Alter abfolviert wird. Mit 20-22 Iahren
find Großfiadtkinder meift fertig damit. Befonders Veranlagte natür-
lich ausgenommen. - Perfönlich will ich übrigens noch bemerken. daß
bei mir der für diefe Periode beinah normale Wunfch. felbfi ..Schau-
fpieler" zu werden. fich nie gemeldet hat. Zu aller Zeit fchreckte mich
ein letzter bürgerlicher Infiinkt vor der entwurzelnden Verfchmelzung
mit diefer innerfien Form des Theaters zurück - des Theaters. dem ich
mich von einer Fülle innerer Verwandtfchaftsgefühle geleitet doch immer
wieder aufs allerfiärkfie anzunähern fuchte. Stets trieb es mich. dies
rätfelreiche Phänomen fo nah wie möglich zu fehen. - aber als Publikum,
als Kritiker. als Dramaturg. als Dramatiker. felbft als Regiffeur bleibt
man noch in gewifiem Grade ..Zufäjauer". Nur der Sch aufpieler
tritt ganz ins Innere der Theaterkunft. an ihm nur vollzieht fich jene
Umwandlung. die wir andern genießend. urteilend. ratend. leitend mit-
erleben. nur er übertritt die Schwelle. hinter der die Auflöfung des bürger-
lichen Individuums. feine Umfchmelzung in neue Geftalten. dies eigent-
liche Myfierium des Theaters liegt. Stets befirebt. mich diefer Schwelle
aufs äußerfte zu nähern. hinderte mich doch fiets unüberwindliche Scheu.
auch nur einen Fuß über diefe Schwelle zu fehen.
Auf jene Zeit. in der mich das Theater als Gefamt-
erfcheinung. als finnlich faßbarfte Form der außerwirkliihen Kunfi
ergriff. folgte eine Epoche. in der es vor allen die P erf ö n-
lichkeit einzelner großer Schaufpieler war.

..._...>.-_ _.
-...

F U'. "Ze

1!* "*7 el' "t x "Fl-t *1'. ..'"1'L" ..'F'.. .Lo
. ..er-..1. ,
. e "x .

i.i[k 'l i tik-iii..

i 'ii-ib-- .'ii
1'- "Fr-i.
..b
F*
Petit .
th
e
l'lll
0
E
evis
UK

(Mit Teck von Julius
q]
*x
..lil



deren theatralifrher Ausdruck mir zum Erlebnis wurde. Iofef Kainz
z. B. hat mir jene Gruppe feelifcher Kräfte. deren künfilerifäfe Offen-
barung man etwas dürftig Neuromantik nennt. viel eher geweckt. ge-
flärkt. befiätigt als irgend ein gleichgearteter Künfiler des Worts oder
der Farbe. Und fpäter ift mir das Erfaffen fchaufpielerifrh geformter
Menfchlichkeiten in Baffermann. Oskar Sauer. Matkowsky vor allem
und in einigen anderen von großer Bedeutung gewefen. (über diefen
Teil meiner Theatererfahrung habe ich in einigen Schriften „Was ift uns
Kainz?" _ „Matkowsky" et., Reäfinfchaft zu geben verfucht.)
In den letzten Jahren ift mir. ohne daß die Wirkungsart jener
friiheren Stadien jemals ganz aufgehört hat. das Theater. vor allem als
pfyäfologifches Phänomen eine Lebensfrage geworden.
Während mir die Betrachtung des theatralifchen W i r k u n g s prozeffes
in feiner finnfälligen Helle der reäfte Weg zum Erfaffen gewiffer künft-
lerif>7er und fozialpfychologif>7er Probleme überhaupt wurde. wuchs
mir darüber hinaus das Wefen des fchaufpielerifäfen W i r k e n s zu einer
Metapher. in der fich die als höehft nötig gefühlte Kritik des P e rfö n-
li ch k e i t s b e g ri ff e s ausfpreehen ließ. Es ift dies letztere Erleben
der Theaterkunft. das mich glauben läßt. die in allen Formen modernen
Lebens drängende Perfönliehkeitsfrage werde über kurz oder lang einen
mäáftigen Impuls erhalten miiffen durch eine ..Philofophie der Schau-
fpielkunfi" - wobei es fehr offen gelaffen fein foll. ob ich oder ein
anderer. Berufenerer. diefes ficher notwendige Buch fchreiben wird.
Negativ möchte ich fchließlich noch bemerken. daß mir das Theater.
vielfach wie gezeigt wichtig durch fein Eigenleben. *als literarifche Mitt-
lerin. als Trägerin des Dramas w enig bedeutet hat. Die Lebens-
kräfte meiner eigenen dramatifchen Produktion haben theatralifche Er-
fahrungen wohl genährt. aber niemals erzeugt. und zu Genuß und
Verfiändnis der großen Dramatiker bin ich in der Regel mehr durch
das Buch als durch die Bühne gelangt. Nur etwa bei Shakefpeare.
diefem Theatraliker W77 REMO. und bei einigen modernen Bühnen-
pfychologen. deren allzu feine Linienführung erft die fiarke nachzeichnende
Hand eines geifireichen Menfchendarftellers deutlich machte. war der
Theatereindruck dem der Lektüre überlegen. Was aber die uns blut-
nächfien Dramatiker großen Stils. was Hebbel. Kleifi. Grillparzer. An-
zengruber. Ibfen angeht. fo habe ich viel herrliche Einzelleiftungen. aber
fehr felten eine „gute“ Vorfiellung gefehen - d. h. eine Vorfiellung. die
mir reicher und richtiger als meine Lefephantafie fchien und die mir

deshalb auch im literarifchen Sinne bedeutend gewefen wäre. - So i|
mir. der ich doch dem Theater fo viel verdanke. gerade diejenige Leiftung
der Schaubühne. die oft als die erfte und wefentlichfte genannt wird:
die Vermittlung und Erhellung dramatifcher Poefie die leßte und ent-
behrlichfte gewefen. In diefem Punkte find meine Erfahrungen aller-
dings vielleicht nicht typifch - vielleicht lefe ich jedes Drama fchon
zu fehr als Theatraliker. als ..Regiffeur" (im weiteften Sinne diefes
Wortes). um der Infzenierungsarbeit eines anderen Regiffeurs rein ge-
nießend. unkritifch gegenübertreten zu können. Aber obwohl untypifch.
fchien mir doch dies Verhalten zu den Darbietungen der Schaubühne er-
wähnenswert. weil hiermit gebührend betont wird. wie viel die Theater-
kunft. jenfeits jedes literarifchen Mittlerdienftes. zu bieten hat durch die
einzig ihrer Form eigenen Kräfte.

In der Darftellung defien. was diefes den eigenen Formen der
Bühnenkunfi entquellende Leben für mich geleifiet hat. glaube ich
dagegen etwas Typifches dargetan zu haben - typifch nämlich für eine
recht große Zahl junger Leute. die unter gleichen fozialen. kulturellen
und ähnlichen individuellen Bedingungen wie ich aufwachfen. alfo für
junge Leute der bürgerlichen Schicht. von großftädtifcher Geburt. von
äfthetifchen Neigungen und einem zur Stärke dramatifcher Akzentuierung
neigenden Temperament.

Obwohl es nun eine an Zahl. vielleicht auch an kulturellem Ein-
fluß nicht ganz geringe Schar von Menfchen ift. deren theatralifches Er-
lebnis in diefer Art verläuft. fo fcheint mir damit noch lange nicht der
Beweis erbracht für eine kulturell erzieherifche Wirkung des Theaters.
Von der wird man. wie gefagt. erfi fprechen dürfen. wenn nicht nur eine
zweifellos befonders theatralifch disponierte Schicht. fondern das
V o l k s g a n z e vom Theater kulturelle Einflüffe erfährt -- oder doch
erfahren könnte.

An diefe Kulturmiffion des Theaters glaube ich allerdings auch;
und ich glaube nicht. daß fie erft wirkfam werden wird. wenn unfer
Theater im Sinne der Wagnerianer und Bühnenfenfualiften (d- 18. Fuchs)
zu einer religiös-myfiifchen Feftarena hinauf oder richtiger zurück-gefchraubt
fein wird. (Zurück - denn die felten ganz unfinnige Entwi>lung der
Gefchichte führt au s dem öffentlichen Myfterien-Feftfpiel in den diffe-
renzierungsfähigen gefchloffenen Raum für das pfychologifche Drama!)
Nein. ganz ohne diefe - eine utopifche Umwandlung der ganzen heu-
tigen Gefellfchaft vorausfeßende! - Revolutionierung ihres Wefens

kann die „Schaubühne“ fruchtbar fein für die menfchliche Kultur. Und
zwar denke ich dabei nicht an die ..moralifche Anfialt‟ oder überhaupt
an die Inhalte. die etwa von der Szene herab verkündigt werden
können. Religiöfe. moralifche. fozialpolitifche Inhalte können ja in
taufenderlei Formen propagiert werden. und felbft wenn das Theater die
w i r k f a m ft e Form diefer Propaganda wäre (was ich fehr bedingt zu-
geben kann). fo wäre der daraus refultierende Effekt doch keine kul-
turelle Leiftung der T h e at e rku n fi. wie fie hier zur Diskuffion fieht,
So nennen darf man. wie mir fcheint. nur die Kräfte. die unmittelbar
den auf der Schaubühne gebotenen K u n ft f o r m e n entfströmen. Die
Theaterkunft wirkt kulturell heilfam. weil fie eine Kunft ift. weil fie
äfthetifäje Erlebniffe auslöfi. und fie fpielt kulturell eine hervor-
r a g en d e Rolle unter den Künften. weil fie nach ihrer Organifation
die finnlich gröbfte. eindringlichfie Wirkungsart hat und dadurch im-
ftande fcheint. die populärfie. d. h. die die weiteften Schichten ergreifende
Kunft zu werden. Was die Theaterkunft als Kulturmacht im Volke
wirken kann. ift alfo annähernd dasfelbe wie jener Eindruck. den ich in
der vorher gefchilderten Entwicklung als erftes Stadium fchilderte: eine
Traumwelt. die fich mit beglückender Schärfe und Klarheit vom Alltag
abhebt. Dies fcheint mir ja die ungeheure kulturelle Leifiung aller
Kunfi: den Menfchen aus feinem von taufend praktifchen Notwendig-
keiten gebundenen Wirklichkeitsleben auf eine Spanne Zeit hinaus ver-
feßen in eine Welt. die von andern Gefeßen. von Prinzipien der fieht-
baren Schönheit. der weifen Kraft geformt ift. Denn fo hält die Kunft
das geiftige Wefen. die „philofophifche“ vom nächften drängenden ab-
[krahierende Spannkraft des Menfchen wach. fo hält fie diefer Arbeits-
mafchine der modernen Gefellfchaft einen Blick offen in das aus tieferen
Quellen ftrömende Leben der Natur. fo forgt fie. daß der M-enfäj nicht
ganz ..politifches Tier“. fondern mit einem Reftchen feines Gefühls Natur-
wefen bleibe -- daß jene auf Kraft und Schönheit gerichteten Elementar-
triebe nicht ganz verkümmern. aus denen fich doch fchließlich alle s -
auch die gefellfchaftliche Organifation! -- erhalten. neu fchaffen muß.
So ift die Kunfi das heilige Gefäß. in dem fich das Lebenselixier für
jede menfchliche Gefellfchaft erhält. Jede Kunfi - aber keine dient mit
fo brutaler Deutlichkeit ihrem Zweck wie das Theater. Denn die
Theaterkunfi bietet die vollkommenfte und die fchwächfte
I l lu f io n zugleich. Das ift nur fcheinbar parador. Die Bühne ftellt
wirkliche Menfchen von Fleifäj und Bein hin. läßt fie fpreäjen und handeln

- das gibt eine Illufionsftärke. die die bemalte Leinwand. die gedruckte
Sprachkunft nie hat. die auch noch das |umpffie Gemüt in feinen Bann
zieht. Aber andererfeits ift in keiner Knnft das Außeririrkliäfe. das
einer ganz andern anßerpraktifchen Kategorie angehörende Leben des
Kunftwerks fo unverwifchbar betont. Jene naturalifiifche Unterfchiebung.
mit der fich der Philifter fo gern um die Erfchütternng durch die Eigen-
gefeße der Kunft hernmdrückt. jene Unterfchiebung. mit der er fich das
einzigartige Raumwerk des Malers zur „Abbildung" einer vertrauten
Realität. das Sprachkunfiwerk zum „Bericht" feiner Wirklichkeit ftempelt
- diefe gefährlich gefällige. die Knnft um ihre befte freimachende Kraft
betrügende Täufchnng ift hier nicht möglich. Zu grell betont der Bühnen-
raum und die in ihm unumgänglichen hundert grellen Stilifierungen:
hier ift „nur" Spiel. „nur" Jllufion. hier lebt ein anderes. unwirk-
lichen Gefeßen ftreng folgendes Leben. hier ift eine zweckfreie Welt des
Scheins. Tummelplah der Träume. der Phantafie - der Seelen. Noch
von den ..Gebildeten" haben viele im Kern den Unterfchied zwifchen
einem Bildnis und einer Photographie nicht begriffen - aber den
Theatervorgang für die bloße Nachahmung eines irgendwo
a n d e r s W i r k l i ch e n zu halten. das gelingt auch dem Naivften nicht.
So verfagt hier die Lift. mit der der Jnfiinkt des Bürgers diefvogelfreie
Kunft wieder in feine Zweckwelt einzufangen fucht. Und zugleich ift die
Körperknnft des Schaufpielers fo fiark. daß der Naive viel leichter
den Theatervorgang. wie etwa ein Bild. als n e u e f e l b ft ä n d i g e
Wirklich k eit aufnimmt. (Dies kommt daher. daß die Schaufpiel-
knnft keine abgelöften Werke. fondern nur den Schaffenden beim Werke
kennt - als die urzeithaftefte. nndifferenziertefte der Künfte. So fieht
hinter dem Werk des Menfchendarfiellers (..Fauft") ein fpürbares Leben
(Fanftdarfteller). das gleichfam durch Betrug dem Zufchaner die Re-
alität der Geftalt mit fnggeriert.) Auf der einen Seite alfo von unent-
rinnbarer Illufionskraft. auf der andern mit nnausweichlieher Klarheit als
unpraktifches Spiel charakterifiert. hat das Theater eine einzigartige
Qualität. einfachen äfthetifch ungeübten Naturen das Wefen der Kunft
zu vermitteln. ihnen Erlöferin vom Alltag. Befreierin aller phantaftifchen.
lebenfpendenden. naturnahen Seelenkräfte zu werden.
Dies halte ich für die große Knlturmiffion des Theaters und dies
wird - und damit .komme ich zu Ihrer dritten Frage -- das Theater
um fo befier leiften. je mehr es fich von den lehren Endes kunfttötenden
Prinzipien des Naturalismus befreit; je mehr es betont K u n ft fi ä t t e.

nicht Alltagskopie zu fein. Literarifch eremplifiziert halte ich eine fchön
ftilifierte Aufführung vom ..Sommernachtstraum‟ und felbfi vom ..Ver-
fchwender“ für kulturell erziehlicher als die ..echtef'te“ ..Weber“-Auf-
führung. Denn zu einem aufwühlenden Miterleben zwingt der rechte
Dichter auf der rechten Bühne in b e i d e n Fällen - die „Weber“ aber
bergen für ein u n g e ü b t e s Publikum gerade die G e f a h r. daß fie rein
praktifch. nur in ihren Konfequenzen für die reale Welt ergriffen werden
könnten - und daß fo das künfilerifch-befreiende. das vom Praktifchen
befreiende ausbleibt. Daß fie dafür ethifche Werte haben. zählt gar nicht
-- denn politifches Wiffen. foziales Empfinden. moralifäjes Bewußtfeiu.
religiöfe Andacht. das alles kann auf viele Art vermittelt werden. Aber
nur auf eine Art. nur durch die Kunft wird die beglückende Spielkraft
der Seele entbunden. ihr beftes göttlich freies. fchöpferifches Teil. Und
das Theater ifi für viele die einzig zugängliche oder einzig verfiändliche
Form der Kunfi. Deshalb hüte fich gerade die Volksbühne vor
moderner. realifiifcher Produktion. die in ihrem kü n ft l e r i f ch e n
Wefen erfi dem unterfcheidungsfähigen Auge des Vielgebildeten faßbar
ift. dem einfachen Geift aber oft zu einer rein praktifchen Tendenzkund-
gebung. alfo zu einer durchaus außerkünftlerifchen An-
g e l e g e n h e it wird. Hier hat der einfache Mann oft fehr gefunden
Jnfiinkt für das. was ihm not tut. Bei der Begründung der Berliner
„Freien Volksbühne" erklärten die Arbeiter bekanntlich. ihr Verlangen
fiände nicht nach Hauptmann und Ibfen. fondern naäj Schiller und
Goethe. Sie hatten recht - niajt die Diskuffion feiner praktifchen. die
Entfeffelung. Erweckung feiner außerpraktifchen Lebenskräfte verlangt
das Volk von der Theaterkunfi - und dies gewährt Goethe fich e r e r.
d e utlich e r als Ibfen. Womit ich natürlich nicht gefagt habe. daß
Ibfen keine Kunfi zu bieten hat! Aber erft nach langer Vorbildung follte
es die Leitung einer Volksbühne wagen. ihrem Publikum ..realiftifche“
Kunfiwerke vorzuführen. Werke. die ihren Stoff aus der Lebensfphäre
der Zufchauer wählten.

So viel zum Repertoire - aber auch Schaufpielkunfi und In-
fzenierung werden an kultureller Fruchtbarkeit gewinnen. wenn das heute
noäj vielfach herrfchende kleinliche Bemühen um „Echtheit“ durch groß-
zügige. finnlich und finnbildlich ftarke Stilifierung erfeßt wird.

Was nun fchließlich rein praktifäj die Ausbreitung der Bühnen-
kunfi anlangt. fo bin im nicht dafür. die Geburt der uns vielfach emp-
fohlenen ..Feftfpielhäufer“ und „Zukunft-Schaubühnen“ abzuwarten -

einfach weil diefen Infiituten die Geburt eines neuen Dramas, einer
neuen Theaterkunfiz einer neuen Wirtfchaftsordnungf kurz einer neuen
Kultur vorangehen müßte. - Statt defien fchlage ich vor. am Beftehen-
den zu bauen und fich fogar des befcheidenen Wertes unferer „Schiller-
theater" und unferer Volksbühnen einftweilen zu freuen. Befcheiden ift ihr
Wert. weil fie für wenig Geld noch nicht viel. d. h. erftklaffiges bieten
können. Gedeihlicher fchien mir. wenn unfere a l l e r e r ft e n B ü h n e n
von öffentlichen Behörden oder privaten Korporationen Subventionen
erhieltenz gegen die Verpflichtung. wöchentlich mit ihren erfien Kräften
1 bis 2 Gratisvorfiellungen abzuhalten. die zweckgemäße Befeßung des
Zufchauerraumes für diefe Vorftellungen fcheint mir (bei Heranziehung
der Gewerkfchaften z. B.) durchaus möglich. Auf diefe ganz und gar nicht
utopifche Weife wäre befie Theaterkunfi fehr weiten Kreifen zuzuführen,
und das große Freiheitsland der Phantafie würde fich Taufenden neu
erfchließen.
xxl: '
Fritz Engel:
Wer Ihre erfte Frage beantworten will, wird mehr über fiel)
felbftf als über das Theater nachdenken müffenf und wird Ihnen dankbar
fein. daß Sie ihn zu der Frage an das eigene Ich zwingen: Was war
es denn eigentlich. was dich von Kindesbeinen an jeden Theaterbefuch
als ein befonders holdes Ereignis begrüßen ließ? Nun dennf ich prüfe
mich und glaube zu merken, daß das Theater nach und nach folgende
Empfindungen bei mir berührte- und zum Teil befriedigte. zum Teil erft
recht lebendig machte: die Neugierde: „Theater“ - was ift das über.
haupt? Die Wißbegierde: Wird Tell das Schweizervolk befreien oder
nicht? Das unfchuldige finnliche Intereffe: Ift diefes Gretchen nicht
wirklich zum Verlieben? Dann die Phantafie: Wer doch auch König
mit Krone und Purpurmantel fein könnte!
Zuletzt reifer geworden. reagierte ich nur noch auf die äfthetifche
Wirkung des Theaters. Der Organismus eines Schaufpiels- der Zu-
fammenhalt einer guten Aufführung die zweckmäßige und bedeutende

Gebärde des Darftellers und die Art feines Vortrages weckten in mir
ein Formgefühl. das ich nunmehr nicht miffen möchte. Nach dem Gang
meiner perfönlichen Entwicklung habe ich erft aus dem Mikrokosmus des
Theaters fchließen gelernt auf die Gefeßmäßigkeit. die allen irdifchen
Dingen. jedem Bauwerk. jedem Gemälde. ja der ganzen Natur' zugrunde
liegt. und ich lernte begreifen. daß Schönheit ohne Ordnung nicht denkbar
ift. So muß ich den Einfluß des Theaters auf meine äfthetifche Bildung
fehr hoch einfchäßen.
Dagegen kann ich mich nicht erinnern. daß die Bühne ethifch auf
mich gewirkt hätte. Oder doch nur in einer verfchwommenen Weife.
indem ich mir wünfchte. fo edel wie Egmont. fo ftolz wie Tellheim. fo
opferfreudig wie Pofa zu werden. Indeffen fürchte ich. daß ich fo ftolz.
fo edel. fo opferfreudig nicht geworden bin. und daß ich fchon eine
Stunde nach folchen guten Vorfähen derfelbe war wie vordem. Erft
das Leben felbft war es. das mir einen nicht immer leichten Unterricht
im Ethifchen geben mußte.
Und damit habe ich die Brücke zur Beantwortung Ihrer zw e i t e n
F r a g e. Ich glaube. daß das Theater eine fehr hoffnungsvolle Kultur-
miffion hat für die äfthetif che Erziehung eines Volkes. und zwar
faft aller Schichten. Aber e t h i f ch e Einflüffe wird es nur üben können
auf die wahrhaft Einfältigen. auf die voll Naiven. auf die ganz Gläu-
bigen. die in jedem Priefter das Mundftück des Himmels. in jedem Dichter
den fchlackenlofen Verkünder des Guten. und in jedem Bühnenhelden ein
anfeuerndes oder warnendes Beifpiel fehen. Diefen Menfchen. die ich
ehrlich beneide. ift die äfthetifch heute nicht vollgültige Kunft darum
auch die liebfie. nämlich jene Kunfk. die ganze Tugend und ganzes Lafter
zeigt. die jede Tugend in den Himmel hebt und das Lafier in die Hölle
ftößt. So macht es der Herr Pfarrer auf der Kanzel auch.
Auch für Frage drei möchte ich den von Ihnen aufgeftellten
Begriff. ..kulturell erzieherifche Werte". in einen ethifchen und einen
äfihetifchen Teil zerlegen. Dann meine ich. daß unfer heutiges Theater
fich um die fittliche Hebung der Nation nicht viel bekümmert. ja im
allgemeinen es fogar ablehnt ihr zu dienen. Nur von zwei Männern
weiß im. daß fie in der Bühne ein Erziehungsmittel fehen. Der eine
ein nationales. der andere ein foziales. Diefe Männer heißen Wilhelm ll.
mit Hülfen im Gefolge und Rafael Löwenfeld. mit der Suite der ..Freien
Volksbühnen“.
Dagegen ift gewiß. daß für die Pflege des lediglich Schönen auf

nnferer neueften Bühne. und zwar feit dem Auftreten Mar Reinhardts. fehr viel und Hoffnungsvolles getan wird. Das Extrem der Nüehtern-heit. das der Naturalismus uns aufgezwungen hat. ift abgelöft. vorläufig noch durch ein anderes Extrem. dur-ä) den ungezügelten Naufch der Farbe und der Bewegung. Aber immerhin. wir haben eine Saat. die Fruäft verfpricht.

7W- &7M

MU: _

Thomas Achelis:

Die aufgeworfene Frage gehört zu den fäzwierigften und bedeutfamfien der ganzen Kulturgefehichte. foweit man darunter die geiftige Entwicklung der Menfchheit verfteht. Sie läßt fich nicht erakt beantworten. fondern nur auf Grund allgemeiner. kulturpfychologifcher Erwägungen. Wenden wir uns (unter Ausfchluß der Inder und Ehi-nefen) den Griechen zu. fo ifi ein unmittelbarer Einfluß des Theaters auf die Gefchmacksbildung. auf die künftlerifche Durchbildung. z. B. bei den Athenern zu Perikles' Zeit. ganz unverkennbar. Das Theatergeld. das diefer große Staatsmannallen athenifchen Bürgern zahlen ließ. war nicht nur eine fozialpolitifihe. demokratifehe Maßregel. fondern fie ver-folgte aueh einen höheren Zweck. eben den. den Durchfchnittsmenfchen zur Kunft zu erziehen. Denn hier kann nur. was klar zutage liegt. un-mittelbare Anfchauung. langjährige Erfahrung ein einigermaßen ficheres Urteil ermöglichen. nicht bloßes Vernünfteln aus leeren Begriffen. um mit Leffing zu fprechen. Es ifi deshalb keine Frage. daß uns in diefer Beziehung die beffer gefchulten Romanen. insbefondere die Franzofen. fehr überlegen find. Faft dasfelbe gilt für die fittliche Weltanfchauung; es ift kein Zufall. daß zwei. fonft fo verfchiedenartige Denker wie Plato und Roufieau die Kunft und fpeziell das Drama. als die lebendigfte Dichtung. aus ihrem Zukunftsftaat verbannt wiffen wollten. Wer denkt bei diefem Problem nicht an die denkwürdige Schillerfche Abhandlung: Die Schaubühne als moralifche Anfialt betrachtet? Gewiß ift Schiller vor dem Verdacht gerechtfertigt. mit der faden Aufklärungsphilofophie, die felbft bei einem Lefiing ..das Unterrichtende" noch fo in den Vorder-grund treten läßt. das Moralifche zum Rü>grat des äfihetifchen Genufies

zu machen. Man darf bei ihm vielmehr fich des Vifcherfchen Wortes
erinnern: das Moralifche verfteht fich immer von felbft. Und doch hat
Schiller bei aller Betonung der Freiheit für die Kunft ihre verfittlichende
Wirkung und Erziehung nicht ftark genug betonen zu können geglaubt.
Darin liegt es. wie es der feinfinnige Denker des genaueren in der Ab-
handlung: über den Grund des Vergnügens an tragifchen Gegenftänden.
auseinanderfeßt. daß wir die Abficht. die Tendenz forgfältig vom Erfolg.
von der Wirkung trennen. Jede echte Kunft veredelt uns dadurch. daß
fie uns vom Niedrigen. Gemeinen. Zufälligen. Einzelnen in das Reich
des Erhabenen. Großen. Notwendigen. Typifchen erhebt. und nur wer
innerlich verroht und verkommen ift. kann fich diefer tiefen ethifchen Wir-
kung. die in befonderen Fällen fogar zu einer Wiedergeburt des ganzen
Menfchen zu führen vermag. entziehen. Mit den letzten Ausführungen
ift die zweite Frage fchon beantwortet; wie friiher. fo kann und wird auch
jeß't die Pflege echter Kunft. die von zufälligen Tagesmeinungen und vor-
übergehenden Moden frei ifi. ein Born für die fittliche Stärkung und För-
derung des Menfchen fein. Aber freilich - es gehört dazu eines immer-
hin empfänglichen Gemütes. um für den Durchfchnittsmenfchen eine tiefere
Wirkung. einen Wandel in der Uberzeugung und in der Lebensführung
zu erzeugen. Wo die Abftumpfung des Habituss eingetreten. das
Theater lediglich Unterhaltungsmittel geworden ifi. da kann von diefer
ethifchen Erneuerung nicht die Rede fein. ebenfo wenig wie bei dem
lediglich berufsmäßigen Kritiker (bei Schiller: Kenner genannt).
dem es allein um gewiffe formale äfthetifche Beziehungen zu tun ift. Noch
fchwieriger endlich ift die (3.) Frage zu beantworten. ob derartiges von
unferem jetzigen Theater zu gewärtigen ift; hierzu bedarf es einer um-
faffenden Kenntnis des Materials und einer dementfprechenden Prophe-
zeiung für die Zukunft. Ganz allgemein läßt fich nur feftftellen. daß es.
wie anderen Zeiten. fo auch der Gegenwart an und für fich möglich fein
muß. bezüglich des Theaters diefen hohen kulturgefchichtlichen Beruf zu
erfüllen. Eine andere Frage ift es. ob Wildenbruch. Hauptmann. Dreyer
oder gar Lauff dazu imftande find. aber man braucht nur den einzigen
Namen: Jbfen anzuführen. um eben an diefe Möglichkeit im vollen Um-
fange zu glauben.
/

Wil):
Max Nordau:
Uber den Punkt Ihrer Umfrage. der eine autobiographifche Ant-
wort erfordert. bitte ich rafch hingweggehen zu dürfen. denn mit dem
franzöfifchen Dichter halte ich dafür. daß ..das Ich hafienswert ifi.“
(„de (noi est bnißsuble.“)
Das lebendige Theater hat auf mich nie den geringfien bildenden
oder umbildenden Einfluß geübt. In der Jugend hatte ich niäjt oft
Gelegenheit. es zu befuchen und mich an künftlerifch hochfiehenden Vor-
fiellungen zu erfreuen. und feit meinem Alter der Reife lebe ich im
fremdfprachigen Auslande. wo ich eigentümlicherweife zur Bühne keine
innere Beziehung gewinnen kann. Ich empfinde die Gefialten. die hinter
der Rampe fprechen und handeln. nicht als zu mir gehörig. Sie gehen
mich nichts an. Sie regen mich höchfiens zur Verftandes-. nie zur Ge-
fühlsanteilnahme an. Es geht mir mit ihnen wie dem Kirchenbefucher,
der bei einer ergreifenden Predigt allein nicht weinte. weil er nicht zur
Gemeinde gehörte.
Dagegen haben dramatifche Dichtungen beim Lefen immer den
tieffien Eindruck auf mich gemacht. Das Literarifch-Schöne trat mit
zuerft in der Geftalt der Tragödien von Sophokles. Goethe. Shakefpeare
und teilweife von Schiller. Grillparzer und .Hebbel entgegen. Rach
einigen fchmerzlichen Enttäufchungen vermied ich es grundfäßlich. meine
Lieblingswerke aufführen zu fehen. Die Darfiellung fiel immer bis zum
Parodifiifchen gegen das Bild ab. das ich von der Dichtung in der Phan-
tafie hatte.
Meine Ethik ift vom Theater unberührt geblieben. hat aber von ihm
infofern Entwicklungsdränge_ empfangen. als es auf fie als Reiz zur
entrüfietfien Abwehr und zum fchrofffien Widerfpruche wirkte. Mein
Sittengefeß fieht nämlich zu den moralifchen Anfchauungen faft aller mir
bekannten. ernfi zu nehmenden dramatifchen .Helden im äußerfien Gegen-
faß und vertieft fich in dem Maße. wie diefer mir heller zum Bewußtfein
kommt.
Und nun wollen wir von den ..erzieherifäjen Werten und Kräften“
des Theaters fprechen. ..Die Schaubühne als moralifche Anftalt be-

traihtet“ - nicht wahr? Ach. unfer Schiller! Was hat der edle
Schwärmer mit diefer begeifterungsvollen Abhandlung für Verwirrung
in verqualmten Köpfen angerichtet! Wir haben ja. wenn anders die
Zeitungsberichte Glauben verdienen. erfi neulich aus erlauchtem Munde
das Apophthegma vernommen: ..Nach dem Gymnafium die Hochfchule.
nach der Hochfchnle das Theater.“ Alfo das Theater die leßte Halt-
fielle auf dem mühfeligen Werdegang vom Pennäler zum Mufterkultnr-
menfchen; der Heilsabfchluß der Metamorphofe. die den Frofch in den
Mulus. dann in den Fuchs und ganz znleßt in den glorreichen Premieren-
tiger verwandelt. Einen kräftigen Blaft in diefen alten fchummerigen
Phrafennebel. Großartige Redensarten von den erzieherifchen Werten
des Theaters kann man. ohne in Gelächter loszuplahen. überhaupt nur
im ftillen Kämmerlein. am Schreibtifch. umgeben von tieffinnigen. rhyth-
mifch oder regellos fchaumfchlagenden Büchern. machen. Ich möchte
den fehen. der fie noch im wirkliäzen Theater. auf einem Sperrfiß. zwifchen
zwei Weltkindern mit Zettel. Pralinss und Operngucker. ernfien Ange-
fichts wiederholen könnte!
Man erhebe doch den Blick vom Gedruckten und fchaue ins Leben!
Wer geht ins Theater. zu welchem Zwecke geht man dahin und was
nimmt man daraus mit? Von lyrifch geftimmten Jünglingen. die zu
klaffifajen oder doch poetifchen Stücken gehen. um fiäf an fchöner Sprache
zu beraufchen und beim Anblick der Schaufpieler. und noch mehr der
Schaufpielerinnen. in den Jllufionen ihres Alters üppiger zu fchweigen.
fei abgefehen. Sie bilden einen fo kleinen Bruchteil des Theaterpubli-
knms. daß man fie vernachläffigen kann. Sie tragen zu den Erhaltungs-
koften des Schaufpielunternehmens fo unerheblich bei. daß nur die Leiter
unterfiiißter Anftalten dem Bildungskomment zuliebe anf fie manchmal
ein wenig Riickficht nehmen. Sonft aber geht in das Theater ein jeden
Schwunges bares. nnheilbar blafiertes Publikum. das im Modeftrom
mitplätfchern. feine Abendftunden elegant totfchlagen. feine fozialen
Appetite fättigen. fich unterhalten. fich pervers kißeln lafien. lachen will.
Ganz befonders lachen. Zu welchen Stücken läuft die Menge. die der
Logen und Parkettfiße ebenfo hnrtig und gedrängt wie die der Galerien?
Zu Schwänken. zu Poffen. am liebften zu jenen. die fich Luftfpiele nennen;
denn zu den naiv eingefiändigen Hanswurfteleien. zu den offenfichtlichen
Elownerien zu gehen. fchämt fich der Gefellfchaftsmenfch doch. auch wenn
er an Geifi und Gefchmack ungemilderter Ianhagel ifi. Nächft den Lach-
fiücken üben die ftärkfte Anziehung Werke. die fich an die Gafferei und

Mauläfferei und an die minderwertige Näherinnenfentimentalität im Großftadtmenfchen wenden: alfo dieAusfiattungsleiftungen. reicheDamen-toiletten. bunte Männerkoftüme. Gefangvereins- und Kommerslieder und billige Scheiden-Meiden-Leidenpoefie bieten. und folche. die mit fchwüler. ungefunder Sinnlichkeit noch weniger empfehlenswerte Triebe erregen. Was hat das alles mit Kultur und Erziehung zu tun?
Es ift ein Glück. daß das Theater kein Kulturverbreiter und Er-zieher ift. Denn die Kultur. die es verbreiten würde. wäre eine folche. in der der öde Spaß der oberfie Wert wäre. und die Erziehung. die der andächtige und lerngierige Zufchauer darin empfangen würde. wäre die zu allen Formen des Irreredens und der Serualpfychopathie.
Man wendet vielleicht ein: ..Nun ja. das ift das Bild des Theaters. wie es ift. nicht des Theaters. wie es fein follte. Und warum follte es nicht fein können. wie es fein follte?"
Warum? Weil die Sittengefchichte keinen Rücklauf. keine Umkehr zu den Anfängen kennt. In feinen Urfprüngen hängt das Theater mit der Religion zufammen. Bei den alten Athenern war eine Aufführung eine Glaubenszeremonie. der Befuch einer Vorftellung Gottesdienft. Das hörte aber fchon etwa im 3. Jahrhundert vor Ehrifti Geburt auf und bei den Römern war das Schaufpiel nie etwas anderes als Kurz-weil. Im Mittelalter diente das Theater wieder der Theologie. Das chrifiliche Myfterium knüpfte an die antiken Feftfpiele mythifchen Inhalts an. Die Bühne war in oder vor der Kirche aufgefchlagen. Die Vor-fiellungen fanden an den großen Feften ftatt. Der Inhalt der Spiele war biblifch. Sie waren eine anfchauliaje Ergänzung des Katechismus. Sie bildeten gewiffermaßen eine gefprochene Armenbibel. Damals konnte vom erzieherifchen Werte des Theaters die Rede fein. Es erzog wirklich das unwifiende Laienvolk zum Glauben oder hatte doch diefe Abficht. Aber feit das Myfterium fich zur weltlichen Dichtung entwiäelt hat. ift die pädagogifche Tendenz und Wirkung aus dem dramatifchen Gedicht verfchwnnden und das Publikum weint ihr keine Träne nach.
Und daß das heutige Drama fich wieder zum Myfterium zurü>bilden wird. das glaube ich trotz der Ober-Ammergaufchwärmerei hyfterifcher Angelfächfinnen. deutfcher Myftiker und überall dabei fein wollender Börfenfnobs nicht.
Unfer modernes Theater dient darfiellenden Künfilern als Stätte eines felbftvergötternden Virtuofentums. Schriftftellern als Kampfplatz

von Eitelkeit. Ehrgeiz. Erfolgfkreberei und gewöhnlicher Geldgier. Unter-
nehmern als Goldmine. Für höhere Kulturaufgaben und erzieherifches
Wirken ift da kein Plan.
M:
Eugen Kilian:
Meine äfihetifche Bildung ift von frühefter Jugend an fo eng
mit dem Theater verknüpft. daß es mir unmöglich ift. beides zu trennen
und mir meine Entwicklung ohne den Einfluß des Theaters vorzu-
ftellen.
Ich würde mich. wenn ich meine Lebensarbeit dem Theater
widme. ohne zu glauben. daß das Theater kulturell erzieherifche Werte
und Kräfte in fich birgt. für einen Hanswurft halten - felbft m i t jenem
Glauben komme ich mir von Zeit zu Zeit wie ein folcher vor.
Unfer modernes Theater erfüllt feine kulturelle Aufgabe fo
gut und fo fchlecht. wie diefe zu allen Zeiten von dem Theater erfüllt
wurde. Ich glaube nicht an die Sage von der guten alten Theaterzeit.
Die kulturellen Elemente ftanden zu allen Zeiten. wo Theater gefpielt
wurde. in verfchwindender Minderheit zurück gegeniiber d e n Elementen
der Bühnenkunfi. in denen nur das oberflächliche Unterhaltungsbedürf-
nis. die rohe Schauluft und der Hang nach Senfation ihre Befriedigung
finden,
Fortfeßung in der Iuni - Nummer,

Ricarda H uch:
Merkwürdige Menfchen und Schickfale
aus dem Zeitalter des Riforgimento.
I,
Silvio Pellico.
S ch l u ß.

Etwa um diefe Zeit. in der Mitte des Jahres 1819. trat in den über-
mütig bewegten Kreis das Schickfal. unfichtbar den Schritten eines
hübfchen. fröhlichen jungen Mufikers angeheftet. des Romagnolen Piero
Maroncelli. Er kam mit der doppelten Abficht nach Mailand. fein Brot
zu verdienen und eine Gruppe der Earbonari zu begründen. der in der
Romagna fehr verbreiteten geheimen politifchen Gefellfchaft. der er an-
gehörte. und die in die Lombardei noch nicht eingedrungen war. Im
Haufe der Schaufpielerin Earlotta Marchionni lernte Silvio ihn kennen.
und ein Gefpräch über Mufik und Literatur erregte fofort in beiden
gegenfeitiges Interefie. das durch den gleichen Gefühlszuftand. in dem
beide fich befanden. noch vermehrt wurde. Maroncelli nämlich war ebenfo
verliebt in Carlotta Marchionni. wie Pellico in ihre Eoufine Terefa. die
bei ihr und ihrer Mutter lebte. fo daß beide demfelben Verkehr zuftrebten.
ohne fich doch im Wege zu ftehen. und zum Austaufche ihrer Empfin-
dungen und Erlebniffe natürlicherweife veranlaßt wurden.

Terefa Bartolozzi. die Eoufine der Earlotta Marchionni. genannt
Gegia oder Gegina. war. wie Angelo Brofferio in feinen Denkwürdig-
keiten fagt ..das fchönfte. liebfte. wißigfte Teufelchen. das jemals vom
Himmel gefallen fei". Sie habe germanifäje Schönheit und Florentinifäfe
Lebhaftigkeit in fich vereinigt; blaue Augen. lachender Mund. blondes
Haar und weiße Hautfarbe hätten ihr Äußeres reizend gemacht. eine
ungefucht poetifche Art fich auszudrücken. liebenswürdige Offenheit und
feltene Warmherzigkeit ihre Anziehungskraft vollendet. Auch andere
fagen. daß fie zwar der Earlotta an Schönheit nicht gleich gewefen fei.

aber durch den Zauber ihrer Perfönlichkeit ebenfo feffelnd gewirkt habe.
Sie hatte dichterifche Begabung und konnte durch ihren Gefang ent-
zückenz doch trat fie für gewöhnlich nicht auf. fondern befchäftigte fich mit
dem Haushalt.
Es gibt Zeiträume im Leben der Menfchen. wo alles fich zufammen-
zudrängen. zuzufpißen. zu gipfeln fcheintz wo die äußerfte Gefpanntheit
aller Gefühle und Strebungen irgend ein Ereignis verlangt und weis-
fagt. das entladend oder ablenkend wirke. um. wie es auch fei. dem Zu-
|ande. der fiä) nicht mehr fteigern kann. ein Ende zu machen. Jn einer
folchen Verfafiung befand fich Silvio in dem Jahre 1820. das ihn dem
Kerker überlieferte. Sein freundfehaftlicher Verkehr mit den beiden
Eoufinen und feine Liebe zur Gegia befkand feit Jahren; erft in diefem
Sommer aber. als die Gefellfchaft Marchionni fich in Mailand aufhielt.
fprach er ihr fein Gefühl aus. wodurch das bisher zurückgehaltene mächtig
und meifierlos wurde und ihn überwältigte. Der Umfiand. daß er fie im
Haufe der Tante von Verehrern umgeben fah. daß die frühere Zurück-
haltung durch den Umgang mit Maroneelli bereits durchbrochen war.
mag. abgefehen von der natürlichen Entwickelung. zu dem nunmehrigen
Siäwffenbaren und Anwachfen der Liebe beigetragen haben. Obwohl
Gegina Silvios Leidenfchaft nur mit Freundfchaft erwiderte. faßte er
den Gedanken. fie zu heiraten. fei es nun. daß er felbft fich. oder daß fie
ihm Hoffnung machte. ihre Neigung würde fich noch gewinnen laffen.
„Ach.“ fchreibt er ihr. „warum hat mir der Himmel ein ganz in Liebe
entbranntes Herz gegeben und mich ni>7t mit allen den äußeren Vor-
zügen gefchmückt. die Liebe gewinnen. die eine wahre Leidenfchaft ein-
flößen. Warum habe ich nicht den taufendften Teil deiner Anmut. deines
Reizes. des Zaubers. der über deine ganze himmlifche Perfon ausgebreitet
ift! Lache nur. und die gute Eoufine Carlotta mag mit dir lachen. ich
erlaube es euch. aber es ifi fo: niemals hat mir etwas daran gelegen. ob
ich häßlich oder fchön feiz jeßt zürne ich der Natur. daß fie mich nicht
zum fchönfien. liebenswürdigfien. verführerifcheften der Menfchen ge-
macht hat."
Man kann Silvio Pellico nicht gerade häßlich nennen; feine Bilder
zeigen eine hohe Stirn. fehr fäimale Lippen. feine Züge. die leicht etwas
Scharfes. Spißes haben könnten. Sein Mitgefangener Alexandre Andry-
ane fpricht mit Wärme von feinem fanften. fchwermütigen Geficht. das
himmlifche Güte aus-drücke. von den edlen Verhältniffen feiner bleiäien
Stirn. von feinen Augen voll Zärtlichkeit und Poefie. von dem feinen

Lächeln feines Mundes. was alles zufammen außerordentlich gewirkt habe. Wie gut man fich diefe Art von feelifcher Schönheit Pellicos vorftellen kann. fo begreift man doch. daß es nicht gerade die war. die ein Mädchen verliebt machte. befonders da feine fehr kleine Gefialt das wefentlich Unmännliche der ganzen Erfcheinung vollendete. Wäre Silvio aber auch der Geliebten ficher gewefen. fo fah er doch keine Möglichkeit vor fich. fie zu heiraten. Seinen Eltern. kleinbürgerlich und fromm wie fie waren. flößte der Verkehr ihres Sohnes mit der Schaufpielerin Schrecken ein. auch Graf Porto fah ihn ungern. Seine Mittellofigkeit und Abhängigkeit fchienen der Verwirklichung feines Sehnens jede Ausficht zu rauben. So marterte ihn zugleich der Zweifel an der Liebe feiner Geliebten. und die Furcht. die faft Gewißheit war. daß er fie. felbft wenn fie ihn liebte. nie würde befißen können. Zur Arbeit hatte er keine Sammlung mehr; ohnehin war der Eonciliatore aufgehoben; aber es fcheint. daß er auch feinen Pflichten als Hauslehrer nicht wie fonfi naäjkam. Er fah fich im Widerfireit mit den geliebten Eltern. mit dem Grafen Porto. mit fich felbft. ohne Hoffnung und Troft von irgend einer Seite. als zuweilen in der Nähe der Geliebten fein zu dürfen und mit Maroucelli. was beide bewegte. befprechen zu können. Aus den kurzen Briefen. die er dem Freunde im Laufe des Sommers fchrieb. fpricht ein verzweifeltes Gemüt. das weder mehr leiden. noch auch handeln kann.

Im Juni fchrieb er an feinen Bruder Luigi nach einem Befuche in Turin bei den Eltern: ..Trotz meiner großen Liebe für diefe Teuren machte es mir die fehlende Gewohnheit mit ihnen zu leben fchwer. ihre gotifchen Anfichten über Religion und Politik zu ertragenz fie gehören dem vergangenen Jahrhundert an und wir nicht dem gegenwärtigen. fondern dem künftigen; es ift beinahe unmöglich. daß wir uns verliehen, Glaube mir. aus diefem Grunde ift es eine Vorfehung. daß wir nicht zufammen leben; wir würden weniger geliebt werden und würden weniger lieben: traurige Wahrheit!"

So fcharf war bei diefem zärtlichen Sohne das Gefühl der Entfremdung gegen die Eltern geworden. die ihn weder in feinem Denken. noch in feiner Liebe verliehen wollten. Er war entfchloffen. ihres Kummers und ihrer Vorfiellungen ungeachtet. von Gegia nicht zu laffen. Ende Augufi verließ die Gefellfchaft Maräjionni Mailand: Silvio mußte die Geliebte fcheiden fehen. ohne fich mit befiimmten Hoffnungen auf die Zukunft tröften zu können. Maronrelli. der fich in der gleichen Lage befand. war nicht weniger niedergefchlagen. und es war in diefer

Jahrgang
1 9 0 8
Prof. Herm. Muthefius:
Haus Bernhard im Gru-
newald. (Mit gütiger
Erlaubnis der Verlags-
anfialt F. Bruckmann.
Miinchen.) Zum Efiay
von J. A, Lur.
" ...'...q' ..nur

j "1]
'-"".f['c l:-
."*""*ii[.7 4*
d(
-N-F.. .7 ...e-_1* *
u. ., _O-_-„_.-_ -..O-„,_.,_..
Ü*--'--'-"' "l-"k
. ki
*'-
Jeu
..-..-.-._ f»
**-" *Wü-"- - t* s7*: -- - . ..
' 'tn-r. .Tee-».3 ' ...,-_- *-.. .. *-
i ' . . q euro-a K
WD
,* e-



Stimmung. daß die beiden Freunde die eine Zeitlang vernachläffigte
Politik wieder aufnahmen.
Im April 1819 hatte Silvio feinem Bruder gefchrieben: ..Es if't
gefagt worden. daß alles. was in Italien liberal fei. Earbonaro fei;
aber fei ruhig. es gibt auch nicht die entferntefke Beziehung zwifchen
einer dunklen Sekte. die fich verbirgt. und einer freimütigen Gefellfchaft.
die die Meinungen öffentlich bekennt und druckt (wenn fie kann).“ In-
zwifchen hatte er einen Earbonaro. nämlich Maroncelli. perfönlich kennen
gelernt und fich mit ihm befreundet. Wenn er fich jest leicht überreden
ließ. der ein| geringgefajälzten Verbindung beizutreten. war es. weil der
Freund fich ihm in einem befferen Lichte hatte zeigen können? oder weil
er ihm blind vertraute? oder weil fein Gemüt fo bewegt und voll war.
daß er es gleichfam nur nebenher tat. ohne fein ganzes Bewußtfein
hineinzufeßen? Man kann fich auch denken. daß er nun einmal in der
Verfaffung war. gewagte Entfchlüffe zu faffen. daß er fich am wohlfien
fühlte. wenn Gefchehen und Erregung um ihn her war. Eine fonderbare
Unbedenklichkeit kennzeichnet die Handlungsweife der beiden Freunde in
diefen Women. die Maroncelli zwar natürlich. an Pellico aber etwas
Außergewöhnliches war. Gerade am 31. Auguft. einige Tage nachdem
die geliebten Eoufinen Mailand verlaffen hatten. erfchien das kaiferliche
Edikt. das den Earbonaro mit Todesftrafe. den der einen Earbonaro
kennte und niäft anzeigte. mit fchwerem Kerker bedrohte. Was für einen
verhängnisvollen Schritt er demnach tat. indem er Earbonaro wurde.
deffen fcheint Silvio fich kaum bewußt gewefen zu fein. Er daäjte daran.
weitere Anhänger zu gewinnen. gab Maroncelli. der nach Genua reifen
wollte. zu diefem Zwecke eine Empfehlung an feinen Bruder Luigi und
forderte den Grafen Potro zum Beitritt auf. der ohne weiteres »ein-
willigte.
Porto. immer unternehmend und betriebfam. dachte die Angelegen-
heit im großen zu betreiben und einen Maffenbeitritt im Volke zu ver-
anlaffen; Silvio hatte vor. die patriotifchcn Freunde dafür zu intereffieren.
wozu fich gerade jeßt eine Gelegenheit bot. Es fand nämlich die erfie
Fahrt eines Dampffchiffes auf dem Po ftatt. wobei die Unternehmer. die
Grafen Porto und Eonfalonieri anwefend fein wollten; Potro nahm
feine Söhne und ihren Erzieher mit. Man reifte zuerft nach Venedig. das
Silvio wegen der Oberflächlichkeit und Gleichgültigkeit des dort herr-
fchenden Lebens fehr mißfiel; das Volk fehlen ihm weder feiner großen
Vergangenheit eingedenk. noch der fchmählichen Gegenwart fich bewußt

zu fein. Auf der Riickreife befuchte man in Mantova den befreundeten
Grafen Arrivabene- dem Silvio in Gegenwart* feiner Zöglinge beiläufig
von den Carbonari fprach. Als diefer begriff- daß es fich um eine ernft-
lich gemeinte Aufforderung handelteF gab er einen abfchlägigen Befcheid.
Inmitten der fröhlichen Gefellfchaft guter Freunde fühlte Silvio
-fich elend. „Was für eine Qual ifi das Herdenleben (Che 811])p1j2j0
j] ?leere jo greggeA" fchrieb er feinem Bruder aus Mantova. Als er
am 9. Oktober wieder in Mailand eingetroffen war, erfuhr er in der
Wohnung Maroncellisf den er fofort auffuchte- daß diefer zwei Tage
vorher verhaftet fei. Um einen Freund zu warnen, von dem er fürchtete,
daß er durch gewifie bei Maroncelli gefundene Papiere kompromittiert
werden könntet reifte er an den Comerfee- wo diefer zu Haufe war. Der
fchweizerifchen Grenze fo nahef hätte er fich leicht in Sicherheit bringen
können; aber weder ihm noch dem Grafen Porto kam es in den Sinn-
daß ihnen Gefahr drohen könne. Silvio war in Schmerz verfunken- weil
feine Hoffnung die Geliebte unterwegs zu fehenx durch den GrafenPorro
vereitelt wart der aus gefchäftlichen Griinden die Reife hatte abkürzen
und von Mantova geradewegs nach Mailand reifen müffen. Dazu bekam
er Briefe von feinen Eltern- die fich wohl auf feine Heiratspläne be-
zogen und ihn niederfchlugen. Bevor er den Eomerfee verließ- fihrieb
er an Gegia: „Beklage mich, beklage micht meine gute Freundin- ich
werde niemals glücklich fein! Jede Hoffnung auf eine fchöne Zukunft
-verfchwindetf und je mehr ich mich in der Unmöglichkeit fehex die grau-
famen Befchlüffe zu überwindenx die mich von dir trennenf def'to mehr
fühle ick» daß ich dich liebeX und daß ohne dich mein Leben nur Bitterkeit
hat." Unterdeffen hatte die Polizei ihn gefnchtf den die erfien Ausfagen
des Maroncelli belaftet hattenr und beobachtete das Haus des Grafen
Porto. Sowie er am Nachmittag des dreizehnten Oktober dort anlangte,
wurde er verhaftet und in das Gefängnis Santa Margherita gebracht.
' In feinen erften Verhören nahm Silvio den Standpunkt eine der
einem Rebellen feinem politifäfen Feinde gegeniiber angemeffen ift: er
leugnete und verfchwieg- fich bewußt- daß es feine erfte Pflicht war, die
Sachef der er fich ergeben hattet und die Genoifenx die ihre Vertreter
wareny nicht zu verraten. Zu feinem Unglück deckten fich feine Ausfagen
nicht mit denen Maroncellis, der gewiffe nachgewiefene Tatfachen nicht
hatte leugnen können- und der in feiner Notlage auf eine Art der Ver-
teidigung verfallen war„ von der er Silvio nicht vorher in Kenntnis hatte
feßen können. Dennoch ließ diefer fich nicht entmutigen und verwirrenz

er verfiel fogar auf die Lift, einen fcheinbar heimlichen Brief in die
Hände der Richter fallen zu laffen- und fiihrte fie zweckentfprechend aus.
Eine Zeitlang hatte es den Anfcheim als würde er aus Mangel an Be-
weifen entlaffen werden.

Erft in Venedig, wohin Pellico im Februar des folgenden Jahres
(1821) gebracht wurde- trat eine Wendung ein. Dort war fein In-
quirent jener Antonius Salvotti- den die gefchichtfäfreibenden italienifchen
Patrioten ihren Märtyrern wie einen Geift der Hölle gegenüberzuftellen
pflegten- von dem fich die Angeklagten ihre gefährlichen Geheimniffe- fie
wußten felbft nicht wier ablocten und entreißen ließen. Auch ihm in-
deffen widerftand Pellico anfänglich; fein würdiges Benehmen, feine
Tapferkeit, die Reinheit feiner Gefinnung erwarben ihm die Achtung und
Sympathie des Richters- der doch alles anwenden mußte- ihn zu Gefiänd-
nifien zu veranlaffen. Was ihn bewog das Leugnen aufzugebenr war
hauptfächlich der Umftandx daß er es nicht hätte fortfeßen können7 ohne
Maroncelli und einen andern Freund„ der verhaftet worden warF geradezu
Lügen zu ftrafen. Es beftand natürliäf für einen jeden die Möglichkeit,
das Syftem des Leugnens durch Dick und Dünn zu treibenx und dem
Richten ja fogar dem mitangeklagten Freunde dreifc ins Gefecht er-
wiefene Tatfachen abzuftreiten; aber wenn den meiften- und gerade den
feiner geartetenr fchon das Lügen an fich fauer wurde, fo fehlte ihnen
vollends die Kraft- die offenkundige Lüge aufrecht zu erhaltene womit
etwas Humor oder fchaufpielerifches Temperament allenfalls leichter
fertig geworden wäre. Überhaupt begingen in den erfien Prozeffen faft
alle den Fehler- da fie nom keine Erfahrung und keine Kenntnis der
Gefeße hatten- daß fie im Anfang alles zugaben- was ihnen belanglos
fihiem wodurch fie fich denn in Widerfprüche verwickelten- vieles zugeben
mußten und fchließlich keinen anderen Ausweg mehr fahen- als alles zu
gefiehen.

Pellico- ein innerlicher und ethifch veranlagter Menfcl» war feit
feiner Gefangennahme von dem Zwiefpalt der Pflichten- in den er fich
verfeßt fahr zerrifien. Es hätte feinem Gefühl entfprochen- fich offen zu
feiner Handlung zu bekennen und die an ihn gerichteten Fragen der Wahr-
heit gemäß zu beantworten; allein ebenfo lebhaft war fein Wunfä» die
Freunde- insbefondere den Grafen Porro- den er lieb hatte und zugleich
als Wohltäter verehrte- der Kinder hattet feine Zöglingm nicht ins Ver-
derben zu fiürzen. Es ifi behauptet worden- Silvio habe nicht eher zu-
gefianden- daß Potro Earbonaro fei- als bis Salvotti ihm auf Ehren-

wort verfichert habe. der Graf fei entflohenz feftzuftellen ift das jedoch
nicht. Immerhin. wenn er es nicht mit Beftimmtheit wußte. konnte er
annehmen. der fo deutlich Gewarnte werde fich inzwifchen geflüchtet
haben.
Was Silvios Widerfiandskraft lähmte. war auch feine fchon erwähnte
Art. fern von den Dingen und über ihnen zu bleiben. Er war kein
Parteimann. konnte fich vielmehr gut auf den Standpunkt derer verfehen.
*die ihm vorwerfen konnten. er habe das Glü> vieler einzelner aufs Spiel
gefeht. ohne eine befiimmte Ausficht für das Ganze. etwas Gutes oder
Großes zu erreichen; ganz befonders auf den Standpunkt der öfter-
reichifchen Regierung. die' in ihm einen Aufwiegler. einen höchft ftraf-
würdigen Verbrecher fehen mußte. Um fo mehr rührte ihn die Menfchen-
freundlichkeit. mit der ihn der durchaus öfterreichifch gefinnte Tiroler
Salvotti behandelte. Diefer. ein Menfchenkenner und Silvio fehr zu-
getan. fuchte durch das Gewiffen und durch das religiöfe Gefühl auf ihn
einzuwirken.
Im Laufe der Unterfuchungshaft. namentlich feit er gefianden hatte
und fich auf den Tod vorbereiten zu müfien glaubte. veränderte fich
Silvios Gemützuftand. Er war nun allein. vom Leben abgelöft. Gott
oder denn dem Unbekannten gegenüber. Das verhältnismäßige Sicher-
heitsgefühl. das ihn befeelt hatte. folange er Glied eines ihn hebenden
und tragenden Kreifes gewefen war. fchwandz der Einfluß der patrio-
tifchen Freunde wurde erfeßt dura) den Salvottis. eines Mannes von
unbeugfamem Charakter und unerfchütterlichen Grundfäßen. daher wohl
geeignet. feine Gefinnungen dem empfänglichen Dichter einzuprägen.
Inneren Frieden hatte keine Philofophie Silvio jemals gegeben;
ja er hatte fich oft nach der einfachen Gefühls- und Denkweife feiner Kind-
heit. die noch die feiner Eltern und Säjwefiern war. zurückgefehnt. ohne
doch ernftlich zu denken. daß fie ihm wieder zugänglich werden könnte.
Das Unglück führte ihn den verlaffenen Weg zurück. Wie fein eigenes
Körpergewicht. fo muß der Menfch auch das Gewicht feiner Seele tragen.
und es gibt viele. die. fchwach. krank oder träge. ihr Leben lang bemüht
find die Lafi fo viel wie möglich auf andere abzuwälzen. Solche find
geborene Konvertitenz fie pflegen nach kürzerer oder längerer Gegenwehr
im Schoße einer religiöfen Gemeinfchaft zu enden. die fie mit einem Male
von ihrer Bürde erlöfi. Vielleicht hätte Pellico diefe Richtung in jedem
Falle eingefchlagen; gewiß befehleunigte es der ungeheure Schickfalsfchlag.
der ihn unvorbereitet und nicht einmal durch fefte politifche Überzeugungen

oder Leidenfchaften gerüfiet traf. Das Gewicht feiner tödlich getroffenen
Seele wurde ihm zu fchwer: er brauchte Gottf um es mit ihm zu teilen.
Indeffen vollzog fich der Umfchwung durchaus nicht ohne innere Kämpfef
indem das Selbfibewußtfein des gebildeten Mannes fich dagegen em-
pörtef auf das eigene Denken und die dadurch gewonnenen Ergebniffe
zu verzichten. Es ift bezeichnendf daß er Salvotti bat- ihm einen gebil-
deten Priefter zu fchicken- der imftande feif feine Einwürfe und Bedenken
zu widerlegen. Erft allmählich lernte er esx auch in einem geifiesrohent
nnwifienden Priefier den von Gott Geweihten zu verehrenf und im
gleichen Maße nimmt man an ihm jene Gereiztheit gegen die Wiffen-
fchaft und ihre Anhänger wahr) die fafi allen denen eigentümlich ift- die
ihr Urteilsvermögen dem Glauben zum Opfer gebracht haben. In feiner
Erzählung von der Gefangenfchaft kann man verfolgent wie fein Stolz-
fein Ehrgeiz und feine Empfindlichkeit fich immer wieder gegen die Vor-
fihriften der chrifilichen Demut auflehnen; fie ganz zu ertöten gelang ihm
nie, obwohl die neuen Ausdrucksformen fie bis zu einem hohen Grade
tänfchend verhüllten.
Als Silvio im Jahre 1830 den Spielberg verließf machte er diefelbe
Erfahrung wie alle feine Leidensgenoffenf daß er zwar die Freiheit wieder-
erhalten hattet aber nicht zugleich die Kraft fie zu genießen. Selbft der
Taumel des Wiederfehens mit den geliebten Eltern und Gefchwifiern
hatte viel vom Säfmerzz er konnte in diefer Zeit nie unterfcheidenf ob
fein Empfinden mehr freudig oder peinvoll war. Sein erfter Befnch
in Turin foll den beiden Coufinen Carlotta und Gegia gegolten haben.
der Freundin und der Geliebten; wie fehr voll Wehmut und Bitterkeit
muß diefe Begegnung für ihn gewefen fein- dert obwohl erft 41 Jahre
'alt- wie ein Greis und ein Mönch von allen Lebenshoffnungen ausge-
fchloffen war. Sein Äußeres war niemals geeignet gewefent bei
Frauen Liebe zu erregenf jetzt wirkte die kleine magere Geftalt- das
bleiche Geficht mit den unficher blickenden Augenf das langfame, müh-
iame Gehen enttäufchend und abfchreckend fogar auf Männer, Von jeher
leidendf war er jetzt fafi immer bettlägerig- unerträglichen Kopffchmerzen
und Atemnot unterworfenz unmöglich ift es übrigens nichtf daß nur die
notgedrungene Ruhe und Mäßigkeit des Kerkerlebens ihn fo lange er-
halten hatte. Trotz fo unüberwindlicher Erfchwerungen waren die erfien
Jahre nach der Rückkehr vergleichsweife g l ü rk l i chf wo das Zufammen-
fein mit der Familie nach langer Trennung eine befiändige Quelle der
Freude war und überhaupt das Freifein an fich durch den noch frifeh

bewußten Gegenfaß als ein Gut empfunden wurde. In diefen Jahren
entfiand das Wer-kt das feinen Namen weitberühmt machte- die Gefchichte
feiner Leidenx die er „Meine Gefängniffe“ betitelte. Wie der in füßen
Farben zufammenklingende Bogen fich durch die Wolken fpannt- wenn
das Wetter verraufeht ift- fo breitet fich oft die Anmut des Kunfiwerfs
über Qualen aust denen es entfprungen iftf und macht fie zum Bilde- das
wir ergriffen anfchauen. Wer könnte jemals- ohne immer von neuem
bezaubert zu werden- den Schilderungen des klafiifchen Buches folgen.
dem ebenmäßigen Reigen melodifcher Worm die Iammerf Graufen- Ekel
und Demiitigung mit fchliehter Unfchuld und Klarheit an uns vorüber.-
führen? So malten ehemals fromme Maler, etwa ein Fra Angelico,
die Matter des Herrn und der Heiligen; das Gräßliche treu darftellend.
doch durch den Schimmer der Farbe und die Anmut der Linie zu einer
fehönen Erfiheinung umwandelnd.
Verfchiedene Umftände bewogen Silvio Pellico feinen Stoff fiark
einzufehriinkenx vor allen Dingen Rüäficht auf die zurü>bleibenden Ge-
fangenen und gewiffe Angeftellte des Spielberg- deren Gutmütigkeit hie
und da eine Art von Verkehr zwifchen den der Vorfchrift nach von-
einander Abgefchlofienen ermöglicht hatte. Seine Beteiligung an den
politifehen Angelegenheiten zog er vor überhaupt nicht zu berühren- teils
aus- berechtigter Vorfichh vielleicht auch aus künftlerifchem Inftinkt.
Denn gerade weil vieles7 was der Zeit gehört und feine Bedeutung mit
der Zeit verlierh in den Gefängniffen wegfällt- gewinnt dies Buch den
Charakter des Unvergänglichen- während andere Denkwürdigkeiten mit
allzuviel Zufälligem und Nichtwefentlichem belaftet untergehen. Jede
Zutatf fo erwünfcht fie dem Hifioriker fein möchtef wiirde das Gleich-
gewicht und die Rundung der Gefchichte nur fiören. Es ift wahr- daß
man zunächfi- getäufeht durch die Leichtigkeit- die die Kunfi dem Werke
verliehen hate fowohl das zugefügte Leiden als weniger graufam empfindet,
wie den Kampf und Sieg des menfchlichen Geifies als weniger erhaben.
In den Denkwürdigkeiten des Andryane zum Beifpiel tritt uns das groß-
artige Ringen des Geiftes- der- da ihm alle Quellen verftopft werden,
fich aus fich felber ernähren mußt der fich unterfängt den Tod der Ver-
dumpfung und Erftarrung- des Austrocknens und Erfiickens- der über ihn
verhängt ift- ganz wehrlos und ohne Hilfsmittel vermöge feiner höheren
Natur zu überwindent unmittelbarer und packender entgegen. Aber was
auf den erften Blick milde und abgefihwächt erfcheintx ift ftark genugf um
fich dauernd einzuprägen: wir fühlen am innigften mit dem DulderX deffen

befcheidene Gebärden und Klagen kaum verraten. was er erlitt. und
wiffen es ihm Dank. daß er uns mit dem Martyrium zugleich die Ver-
klärung teilhaft werden läßt.
Wir können nur fchwer verftehen. daß dies Buch. das Erzeugnis
derwunderbaren. feltenen Augenblicke. wo unerhörte Leiden von einem
Herzen weggewälzt wurden und es in einem unnennbaren. aus Schmerz
und Seligkeit gemifchten Gefühl ganz und gar erzitterte. von einem
großen Teil der Zeitgenoffen wie ein irgendwelchen Tendenzen dienender
Zeitungsartikel angefehen wurde. Allerdings rührte es an die leiden-
fchaftlich gefpannten Intereffen der Zeit. fo daß die meifien Lefer fich ge-
wiffermaßen als mitbeteiligt an den dargeftellten Ereigniffen fühlen
mochten. Das neue Gefchlecht von Revolutionären. das inzwifchen auf
den Kampfplalz getreten war. nahm Anftoß an der dogmatifch katholifchen
Gefinnung. zu der Silvio fich bekannte.-ja an der Milde. mit der das
Opfer feinen Quälern zu verzeihen fchien. Während er mit feinem
Schickfal auf die Art fertig geworden war. daß er die Region des Haffens
und Gegenhaffens. der Rache. des Glücks und Unglücks entfagend verließ.
um eine zu fuchen. wo die Gegenfäße in der Erkenntnis verfchwinden.
hätten die Patrioten gewünfcht. daß er das alte Kampfgefchrei wieder-
holte und die Waffen mit doppelter Erbitterung führte. Andererfeits
konnten die Klerikalen der äußerften Richtung es Silvio nicht vergeffen.
daß er fich überhaupt einmal mit dem Earbonarismus eingelaffen hatte
und Freigeift gewefen war. und daß die Öfierreicher und öfterreichifch
Gefinnten ein Jntereffe daran hatten. das Buch zu verunglimpfen. ift
felbfiverftändlich. Sie fuchten dem Stoß. den feine Enthüllungen gegen
fie führten. dadurch zuvorzukommen. daß fie feine Glaubhaftigkeit be-
ftritten; fo tat Metternich den Ausfpruch. daß kein wahres Wort darin
wäre. was Ehateaubriand an Einzelheiten nachzuweifen fuchte. wobei er
aber nichts als feine eigene Unkenntnis der Tatfachen und Dreifiigkeit
im Auff'tellen von Behauptungen an den Tag brachte. Sogar Salvotti.
der eine hohe Meinung von Pellicos Eharakter hatte. war der Meinung.
er fei noch kein vollendeter Ehrift gewefen. als er das Buch gefäjrieben
habe.
Bei dem außeritalienifchen Publikum war der Erfolg durchfchlagender
und reiner. Der Anteil. den die Kreife der Frommen und Reaktionären
in :Piemont an dem Buche nahmen. war. wenn auch echt. doch nicht ganz
frei von dem Wunfche. ihre Partei durch den Namen des Verfaffers zu
verherrlichen; mehr und mehr zogen fie ihn in ihre Sphäre und trennten

ihn los von dem eigentlich lebendigen Blutwege Italiens. das den großen
Kämpfen und Siegen von 1848 zudrängte. Die Jugend war bereit. dem
Dichter der Francesca. dem Märtyrer vom Spielberg zu huldigen; das
aber verzieh fie ihm nicht. daß er fich zu denen hielt. die feine Vergangen-
heit als eine durch fchwere Leiden gefühnte Verirrung betrachteten. und
die ihn nicht wegen. fondern troß deffen liebten. was dem Patrioten
feine Ruhmestitel waren. Wie im Grunde jeder findet. was er zumeifk
fucht. fo wurde Silvio Pellico die Verborgenheit zuteil. die er ängftlich
erfehntez man wundert fich. wenn man fich erinnert. daß er im Jahre 1848
noch am Leben war. Starb er auch erft im Jahre 1853. feine Gefchichte
hört mit feiner Rückkehr vom Spielberg auf. Etwa bildet der Tod feiner
Eltern. der in den Jahren 1837 und 38 erfolgte. noch einen Abfchnitt.
nach welchem er noch müder und verzichtender erfcheint als vorher; 1841
fiarb fein Bruder Luigi. einfi fein Liebling. defien unruhiges Streben
ebenfalls im Schoße der Iefuiten völlige. totenähnliche Ruhe gefunden
hatte. Der Vereinfamte wurde unter dem Titel eines Bibliothekars Mit-
glied des Haufes Barolo. fo daß er fich nun äußerlich ungefähr in der-
felben Lage befand wie in der Glanzzeit feiner Jugend. Die Gräfin
Barolo war eine fireng klerikale und konfervative. wie es fcheint gelit-
und temperamentvolle Dame. die auch auf Andersdenkende anziehend
wirken konnte; fie verbrachte ihre Zeit mit Ausübung einer durch die
Geifilichkeit geregelten Wohltätigkeit. wobei fie fich des Beiftandes von
Pellico gern bediente.

So groß der Abftand zu fein fcheint zwifchen dem jungen verliebten
Dichter. der erlefene Gefellfchaften dura) feinen Geift unterhielt und oft
durch feine kecken Angriffe auf das Legitime verblüffte. und dem alt-
jüngferliihen. mönchifch trüben Einfiedler. diefelbeu Grundzüge feines
Wefens laffen fich doch nachweifen; diefelbe zärtliche Hingebung gegen
feine Familie und feine Freunde. verbunden mit derfelben Neigung fich
abzufondern. Auch damals hatte er von der allgemeinen Meinung ab-
feits gefianden. nur war diefe inzwifchen eine andere geworden. Wie
früher erftrebte er Liebe und Duldung der Menfchen. wenn es auch
früher nicht vom chrifilichen Standpunkte aus gefchahz aber ebenfowenig
wie früher vermochte er feiner Abneigungen Herr *zu werden.

In dem nachfichtigen Tone. mit dem er von feinen Gegnern fpricht.
fpürt man die Feindfeligkeit. die nicht ausdrücklich zu äußern das einzige
Ergebnis feiner Anftrengungen ift. Nach wie vor reizteu ihn alle Menf chen.
deren Meinungen von den feinen abwichen und deren Liebe und Wohl.-

wollen er nicht ganz ficher war; er verwünfchte insgeheim die jungen
Leute. die ihn auffuchten. um ihm ihre dichterifchen Verfuche zu unter-
breiten oder fonfi in Lebensfragen feinen Rat einzuholen. Den Umgang
mit Frauen zog er auch jetzt im allgemeinen dem mit Männern vor.
feine innigften Gefühle galten aber wie in feiner Jugend Freunden. die
ihn durch die Kraft ihrer Natur gefeffelt hatten.
Auf dem Spielberg hatte Silvio Gelegenheit gehabt. mit dem Grafen
Eonfalonieri vertraut zu werden. den er aus den Zeiten des Eonciliatore
kannte. ohne ihm doch näher gekommen zu fein. Der Zauber diefes rätfel-
haften Mannes nahm ihn ganz gefangen. „Ich hatte andere Freunde.“
fchrieb er von ihm. „aber keinen lieberenz“ und wirklich ftehen feine an
ihn gerichteten Briefe an herzlicher. ja leidenfchaftlicher Wärme und Er-
gebenheit denen nicht nach. die er als Jüngling an Ugo Foscolo fäjrieb.
Als er die Freiheit erhielt. war es ihm eine große. fchmerzlich empfun-
dene Beeinträchtigung. daß er Eonfalonieri zurücklaffen mußte: ..Gott
iü mir deffen Zeuge.“ fchreibt er ihm. ..daß ich wirklich. o ja wirklich.
wenn ich Dein Unglück auf Koften meines Lebens könnte enden laffen. es
von Herzen gern tun würde. Der Himmel gab mir zu verfchiedenen
Zeiten verfchiedene gute Freunde. und ich habe fie noch lieb und ihr
Andenken; aber Du bift der. gegen den meine Seele fich am fchranken-
lofefien fo viele Male ergoffen hat. Du bift der. mit dem mein Herz aus
den größten Urfachen am völligften fympathifiert.‟ Die Ausdrücke feiner
Zärtlichkeit haben oft das Feuer der Verliebten: „Es ift mir.“ fchreibt
er. ..als würden Deine Gegenwart und Deine Stimme mich auferwecken.
wenn ich tot wäre.“
Dem Grafen Porto und feinen Söhnen bewährte er treue Anhäng-
lichkeit. ebenfo den anderen Ingendfreunden. deren Anfchauungen doch
mannigfach von den feinigen abwichen; in folchen Fällen glich feine
Pietät das Trennende aus.
Den Vorwurf der Bigotterie fuchte er Freunden gegeniiber. an deren
Meinung ihm gelegen war. von fich abzulehnen; doch ift er wohl nicht
ganzdavon freizufprechen. Wenn er immer nur die Katholiken gelten
läßt. fie als Auserwählte. alle anderen mit Unwillen und Gereiztheit be-
trachtet. fo verführen freilich die Angehörigen anderer Parteien auf ihre
Art nicht anders. und es bleibt als ein zuungunften der Frommen
iprechender Reft höchftens. daß die auf dem Grundfalze der Menfchen-
liebe aufgebaute Religion fich am fchlechtef'ten mit hochmütiger Aus-

fchließlichkeit und Mißachtung anderer verträgt. Übrigens war fich
Silvio diefes Widerfpruchs bewußt und bemühte fich, zwar vergeblichj
ihm auszuweichen. Der frömmelnde Tour die übertriebene, füßliche.
Sprache des Konvertiten, die feinen Briefen häufig eigen iftj berührt
jedem der nicht zur Gemeinde gehörtf unangenehm. Wir finden da die
zu Redensarten herabgewürdigten Äußerungen der Ergebung in Gottes
Willen und der Bewunderung feiner Gütej die unglückliche Neigung das
Heilige mit dem Alltäglichen zu verquicken und das Streben nach Griff-
licher Heiterkeitj das leicht ins Alberne fälltf das aber an dem traurigen
Pellico mit dem alten, verkümmerten Geficht etwas Rührendes hat,
Hervorheben muß man auch die Tapferkeitj mit der er fich zu feine-'n
Anfichten bekanntej die jest niGt minder anftößig warenj als feine frei-
geifterifihen in feiner Jugend; auch in diefer hohen Furchtlofigkeitj die
das fchwache- ängfili>je Männchenj wenn es galtj entfalten konntej war'
er derfelbe geblieben, "
Im Grunde waren die Bigotterie und der Iefuitismus das unficht_-'
bare Klofterj das den Erfchöpftenj gegen Licht und Lärm und jede Be-
rührung über-empfindlichen fchüßend vom Leben abfchloß. Mit feiner'
Sehnfucht nach Ruhe und Einfamkeitj feinem Bedürfnis nach Anlehnung"
und brüderlichem Umgangj feiner Reizbarkeit und Gebrechlichkeit fchie'n
die Natur ihn zu einer Art von klöfterlichem Leben beftimmt zu haben.
Es ift unmöglich ihm zu zürnent daß er dem öffentlichen Leben nieht ge-
waäjfen warj daß er mit verftändnislofer Ungerechtigkeit von der großen"
Bewegungy die er miterlebte und die er mit eingeleitet hatte, fich ab-'
wendetej wenn man die tiefe Melancholie empfinden aus der feine Seele
wie aus einem Grabe heraus zu feinen Freunden fpricht.
„Diefe meine fchwache Gefundheitt“ fchreibt er an Eonfalonieri,
„zwingt mich oft mich der Bücher und jedes Studiums zu enthalten. Ich
muß vegetieren. Zuweilen zwinge ich mich fleißig zu fein und finde Ver-
gnügen daranj aber ich kann es nicht fortfeßen. Gottes Wille gefchehe.
übrigens liebe ich die Literatur nochj aber nicht mit der Leidenfchaft
meiner jungen Jahrej und ich fehe einj daß meine Begabung weder
fruchtbar noch erfien Ranges i| . . . Ich befchäftige mich ein wenig mit
den Wohltätigkeitsanftaltenj die die Marchefe Barolo hier gegründet hat,
und mit anderen Dingenj die mir zufagen; das unterbrochen durch ein,
Stündchen Einfamkeitj dem Gebet gewidmetj durch ein bißchen Geplauder
in der Familie oder mit Freunden genügtj um mich einen Tag naäj dem
anderen hinbringen „zu laffenj nicht mit Fröhlichkeit - Fröhlichkeit

kenne ich nicht mehr! - aber mit Ergebung. - in Frieden und fanfte Traurigkeit.“ '

Und an denfelben: „Du und andere gute Menfthen ratet mirzu fchreiben. Einfluß auf die Geifier auszuüben zu fuchen. um fie zum Guten zu führen. und im Übermaß Eurer Freundfchaft übertreibt Ihr mein geifiiges Vermögen. Eure Abficht ift gut. und ich würde Euren Rat be- folgen. wenn ich könnte. Mir fehlt Gefundheit. mir fehlt jener Stachel des Ehrgeizes und der Hoffnung. der anfpornt. mir fehlt das Vertrauen in meine Kräfte. von denenich weiß._daß fie in Wahrheit fchwach find. Ich bin ein Menfch. der wenig Atem hat. ein Menfch. der unweit feines Grabes filzt und lächelt. wenn er die Stimmen hört. die ihm zurufen: fiehe auf!‟ In einem Brief an den Grafen Porro nennt er fich ..fehr alt geworden. fehr heimgefucht von phyfifchen und moralifchen Schmerzen. vielleicht fehr nahe daran kindifch zu werden. aber nichtsdefiowenige'r noch lebendig genug. um Euch warm zu lieben und immer mit Innigkeit der fchönen Jahre zu gedenken. die wir zufammen gelebt haben.“

Auf die Nachricht. daß Confalonieri nicht in die Heimat zurück- kehren könnte. wie er gehofft hatte. fchreibt er ihm: „Wahr ift es. daß Du in jedem Lande Menfchen findeft. die Dich achten und lieben. fei es aus alter Freundfchaft oder wegen des gerechten Anteils. den Dein Unglück und Dein Charakter einflößtz ich begreife. daß das nicht genügt. um Deine betrübte nnd trofibedürftige Seele zu befriedigen. aber doch muß diefe-all- gemeine Sympathie Deine traurigen Stunden ein wenig lindern.“ Aber dann unterbricht ,er fich mit dem klagenden Ausruf: ..Was fage ich? _Ach nein. mein geliebter Freund! Du und ich und taufend andere. die un- glücklich wie wir find. wir find fo enttäufiht. daß die flüchtigen Tröftungen uns nicht mehr genügen. uns keine Illufion mehr verfchaffen." ..Unheil- baren Leiden unterworfen und alt. wie wenn er 100 Jahre alt wäre.“ nennt er fich mehrere Jahre fpäter. Als er einmal in der Kirche der Vifitandinen. des Ordens. dem feine verfiorbene Schwefter Marietta angehört hatte. den Gefang der Nonnen hörte. dachte er daran. daß einfk ihre Stimme dort erklungen war. daß feine Eltern wohl oft dort gewefen waren und ihr gelaufcht hatten. und daß wohl unter ihren Gebeten ein fchmerzvolles für den unglücklichen Gefangenen auf dem Spielberg ge- wefen war. „n (Le teilen lösen je 1116 trouvle un moment, el; je nenn qu'il F 3. (kann 111011 coeur- quelquea kleinen 181-11198.“ Indem er dem Freunde Confalonieri den Tod feines Vaters. dem der der Mutter vorangegangen war. mitteilte. fchreibt er: ..Oh. wie diefe Todesfälle. die

ich mit angefehen habef mich die Nichtigkeit der Erde fühlen laffen!
Was find die Jahrej was ift die Zeit? Wie die Lebensalter fliegen und
alles verraueht! Auch ick» der gefiern jung war und den Tag vor gefiern
ein Kind, bin heute altj und ziehe den Atem mit Mühef und wenn ich noch
ein paar Jahre weiter kommej wird mir das alles wie der flüchtigfte
Traum erfcheinen." Es klingt wie ein Reim auf die Seufzer feiner
Jugend über die Vergänglichkeit des Lebens. „Dann werden die Meu-
fchen nicht wiffenj" fehrieb er feinem Bruder in den Jahren 1818 und 20x
„daß unfer Staub jemals geformt war und der Sprache mächtig und
Siß erhabener Gedanken und fihmerzlicher Leidenfchaften. - Warum
werden wir geboren? Warum haben wir einen Zeitraum ganz voll
Hoffnung durchlebt? Zu welchem Ende fo viel Irrtümerj fo viel gött-
licher Auffchwung der Phantafiej ein folcher Abfiand unferer Seelen von
denen des Pöbels?“ Aber was damals eine bange Ahnung gewefen
warf ein kühler Hauck» ein winterliches Fröfieln im Frühlingj das war
jetzt vom gramvollen Ernfi der Erfahrung belafietj ein nicht abzuwälzender
Stein geworden. *

Wenn kaum ein Schickfal unter den vielenF die bejammernswert find
aus der Zeit des italienifchen Riforgimentoj mehr Tränen erregt hat
als das des Silvio Pellicoj fo ift das nicht nur eine zufällige Folge des
Umftandesj daß es durch fein Gedenkbuch in ergreifender Form dargefiellt
bekannt wurdej fondern die Urfaehe liegt auch in dem Talent zu leiden„
das ihm angeboren war. Von einer fiat-ken, liebenden Mutter dem Tode
abgerungenf fcheint dem Kinde ein Mal geblieben zu fein von der Hand
des Gottes, die ihn fchon ergriffen hattet ein immerf mitten im glühendfien
Leben fpürbarer Schmerz der auch denen fühlbar wird- die fich ihm
näher-nt und ihr Auge mit Tränen füllt.

Georg Hirfchfeld:
Auf der Schaukel . . . . . Novelle
Peter Kranz. der Maler. war an einem dunfiigen Iulimorgen nach
Kopenhagen gekommen. Zum erfien Male natiirlich. denn es gab nur
wenige Dinge. die Peter Kranz nicht zum erfien Male erblickte. Peter.
der Entdecker. hatte ihn Onkel Bifchoffs fcharfer Apothekerwiß getauft.
Er war zwanzig Iahre alt. Nein. zwanzig Jahre. drei Monate. acht
Tage. Tante Linda wußte es genau. Er ftammte aus Schnattersheim.
einem badifchen Marktflecken. Schnattersheim mit feinen alten Apfel-
bäumen an den Ufern der Schnatter. Schnattersheim mit feinen Hühnern
und Gänfen und Meifier Ortwins Sonnenuhr. die jeder Fremde min-
defiens dreimal anfehen mußte. Peter war noch nie aus feiner Heimat
herausgekommen. bis zu der großen Reife. auf der er fich eben befand.
Sie bildete ein wichtiges Gefprächsthema der Schnattersheimer. Er
hatte zum Studium der Malerei zwei Iahre in Karlsruhe verbracht -
nun. das war fchon vorgekommen. Aber dann war er nach Berlin
gereift - nach Berlin. klang es dumpf - und von dort aus zog er.
fo meldete ein Hörenfagen aus Tante Lindas geheimnisvoller Korre-
fpondenz. nach Dänemark. Das begriff man nicht mehr. Herr Scheible.
der Schulrektor. war der einzige. der dafür Verfiändnis zeigte. Er
war ein Shakefpearekenner und ließ Peter Kranz mit pathetifcher Rüh-
rung feinen Hamlet grüßen. Die anderen aber. am meifien die. welche
es nichts anging. waren gegen Peters Wanderfahrt und machten Tante
Lindas alten Kopf mürbe. indem fie behaupteten. ein junger Künfiler
ginge nach Karlsruhe. nach Stuttgart oder nach München. vielleicht auch
nach Italien. wo Goethe gewefen fei. aber nach Dänemark. nein. das
gebe es nicht. das fei natürlich wieder ein Hirngefpinft von Onkel Bifchoff.
aus dem gelben Apothekerfchrank entfprungen. In Wahrheit verhielt es
fich fo. aber es verhielt fich auch anders. und die Schnattersheimer
wußten mal wieder nicht das Richtige.
Peter war ein Waifenkind mit leichter Seele. Der große. unver-
fchuldete Verlufi. der andere Gemüter früh befchatten kann. hatte ihn
zu feinem Glücke losgelöfi wie ein Fähnchen im Winde. Er hielt fich

treu an feiner Fahnenftange, an Heimat und entfchwundener Eltern-
liebef aber ein langes Abfchiednehmen gab es für ihn niehtj als er hinaus-
ging„ und er fühlte fich mit dem erfien Schritt fchon als Abenteurer
auf buntem Märchenboden. Freilich dauerte es ziemlich langej bis _er
zum Entfchluß kamj Schnattersheim zu verlaffen. Bei Peter mußte alles
feine Weile haben. Er hing an Tante Lindas altem Efeuhäuschen und
mehr noch an ihr felbftj der mütterlichen Freundin - freilich in einer
eigentümliäjen- echt Peter-fehen Weife. Er fah fie nämliäj nur als
wunderbares Modell an. Sie war nun freilich ein ganz kleinesj ver-
trocknetes„ fiebzigjähriges Fräulein und ähnelte mehr einem alten Gerät
in ihrem Giebelhaufe, als der Herrin felbft. Peter aber konnte fich nicht
an ihr fatt fehen. Er hatte fie fchon an zwanzigmal gemaltj und Tante
Linda ließ die Folter über fich ergehenj da fie fo Gelegenheit hattej ihn
wiederumj aber nicht mit Maleraugenj anzufchwärmen. Peter hatte
feine Vorliebe für allesj was fchief gerückt und feltfam wart für jede
geheime Winkelwelt vom Vater geerbt. Kranz fenior war ein Holz-
fchneider vom alten Schlage gewefenj ein Rethelfchüleh der in Schnatters-
heims gotifchen Gäßchen hundertfach Motive fand. Peters blaue Augen
waren nun freilich von vornherein von ftaubigen Winkeln fort in die
weiten Obftgärten vor der Stadt gerichtet gewefenf er liebte die Sonne
jugendheiß und hatte einen Wandertriebj der ihn ftundenlang den Fluß
hinauf bis zur letzten Mühle führen konnte. Er ehrte das freief holde
Leben. Aber es darzuftellen verbot ihm eine eigentümlichej tiefe Scheu.
Auf Altersgenoffen, die anders als er empfanden und jedes hübfche
Mädelj das des Weges kam„ jeden blühenden Baum als rechtmäßiges
Modell betrachtetenf wurde er ganz böfe “amd fchalt ihre flüchtigen
Skizzen „Kitfch". Aber um einen uraltenj verwitterten Armenhäusler
konnte er immer wieder mit prüfenden Augen herumgehenj und die ab-
normfie Häßlichkeit ward feinem Stift willkommene Beute. Befonders
liebte er einen erblindeten Stadtfchreiber und eine gelähmte Botenfrau.
Die feste er wohl auch einmal unter einen Frühlingsbaum auf feinen
Bilderm aber die Bäume waren Nebenfache. Man wunderte fich allent-
halben über den Gegenfaß von Peters Perfönlichkeit und Peters Kunft.
Diefer blondbärtige Germanenjünglingj der aus dem Vorftellungskreife
eines Heldenbuehes fiir die reifere Jugend zu ftammen fchien und fo gräm-
[ich ernftej unfeheinbare Probleme wählte. Liebte er denn das „Schöne“
nicht? Die Schnattersheimer hörten nicht auf- fich dariiber zu wundern.
Sie fingen fchon anj Peter Kranz zu bedauern. Nur eine traurige

Seele konnte fo traurige Werke fchaffen. Aber fehlgefchofien - fie
'irrten fich wieder einmal gründlich. Diefe Kunftkenner waren für Peters
Überzeugung dürftige Banaufen. die keine Ahnung hatten. worauf es an-
kam. Sie redeten wie der Efel vom Gefangunterricht. Heiter fchimpfte
Peter fich die Seele frei. wenn Tante Linda ihm fchüchtern. um feine Zu-
kunft beforgt. hinterbrachte. wie diefer und jener beim Nachmittagskaffee
geurteilt habe. ..O. diefe Kamele!“ rief er dann lamend und ftampfte
fo grimmig im Stübchen umher. daß die weißen Blumentöpfe aneinander
klirrten. ..So was erlaubt fich zu urteilen! Solche Schnattersheimer
:Gackelhühner und Gänfe l"
..Peter. der Bürgermeifier war dabei!"
„Diefes Nilpferd!“
..Peter. der Amtsrichter!"
..Diefer Pavian!“
..Ia. nun kommft du wieder mit deinem ganzen zoologifchen Garten!"
i ..Tantchen. fie verliehen das nicht! Glaubfk du denn. daß ein Künftler
,die Welt mit Bäckers- und Schneidersaugen anfehen muß?"
„Gewiß nicht! Aber er fäfafft nicht für fich. fondern für das
Publikum!"
..Tantchen l"
..Peter. ich bitte dich dringend. laß meine Stühle in Ruhe! Die
vertragen es nicht mehr. daß du mit ihnen herumturnft!"
..Tantchen. die Hand foll mir verdorren. wenn ich einen Striäz
'mache. der diefen Banaufen entgegenkommt! Ich weiß fo gut. wie jeder
andere. wie fchön ein Sommerabend draußen ifi! Ich gehe auch gern
_fvazierem wenn's nicht regnet. und gucke mir die Mädels an! Aber
darum male ich das noch nicht. es intereffiert mich nicht. es ifi mir künft-
lerifch Wurft. zu glatt. zu klar. zu feicht. es intereffiert mich niäft.
Kreuzmillionendonnerwetter l"
„Gott verzeih' dir die Sünde! Man flucht nicht. Peter. Ich weiß
* auch nicht. warum das Schöne immer gleich glatt und klar und feicht
fein foll."
..Das Schöne. Tante! Was ii't denn das Schöne!? Ich feh' es
f o - ein anderer fieht es fo! Ich feh' es jedenfalls kiinftlerifch!"
* ..Nun gut. ich mag das nicht verftehen. aber ift es denn eines
Künfklers nicht würdiger. etwa das ftattliche Fräulein Brigitte zu malen.
*die Tochter unferes Bürgermeifkers. als immer und ewig mich. eine arme
Siebzigjährige ? !“

„Weil fie dreißig ift? Weil fie blaue Augen hat und einen Ma-
donnenfcheitel? Reini Tante, d u bift fchön, das wag' ich zu behaupten,
und Bürgermeifters Brigitte ift häßlichi“
„Petey um Gottes willen!" e
„Brigitte ift 'ne Nachteulel“
„I ch bin 'ne Nachteulez wenn es fchon bei dem Vergleich bleiben
folll"
„Neiny Tante!"
„Ich zweifle manchmal wirklich an deinem Verftandez Peter!“
„Immer noch befferz als wenn ein Künfiler an meiner Ehrlichkeit
zweifelt!"
So endeten die Debatten zwifchen Peter Kranz und Tante Linda
- eine wie die andere. Aber fie kamen nicht häufig vor. Denn im
Grunde vergötterte das alte Fräulein ihren großen, blonden Jungen
und gab ihm fchließlith immer reiht - felbf't vor dem Bürgermeifter.
Sie fah es ja auch eint feine traurige Kunft bedrückte Peters Gemüt
keineswegs. Er war fo lebensfrohz wie irgend einer am Ortt bei jedem
tollen Streich war er dabeiz und die Mädchenz die er nicht malen mochte.
die küßte er oft genugz wenn fie ihm abends am Flußufer in den Weg
kamen. Er küßtez liebte, lebte überhaupt in einer eigentümliäfen Un-
fchuld. Ganz fiegfriedhaftz heiter und ftark - ohne Leidenfchaf't. Er
kannte noch kein Erlebnist er verlangte noch nichts - von keiner. Er
fpielte einfach weitert wie er als Knabe gefpielt hatte. Er merkte kaum,
wie groß die Mädchen um ihn herum geworden waren. Und von deu
Gefpielinnen fort traäftete fein wunderlicher Einfamkeitstrieb mit gut-
mütiger Verachtung ins ftille Atelier zurück- zu jener ernfien Göttinz die
mehr war als alle irdifchen Götter.
Onkel Bifchoff beobachtete feinen Neffen. Peter nahm fich vor
ihm in achtz wie diefer vor jenem - es war ein lu|iges Ver|e>fpiel,
das die beiden miteinander trieben. Peter traute dem kleinen Apotheker-
der immer fo fchleichend daher kam und plötzlich neben einem fiandf in
keinem Augenblick. Doch hatte Onkel Bifchoff gerade deswegen eine
befondere Anziehungskraft für ihn. Kein Tag vergingX ohne daß Peter dem
Alten in feinem fcharf duftenden Laboratorium gegenüber gefeffen und
ihm lächelnd in die gelben Gnomenzüge geblirkt hätte. Er findierte
ihnt das wußte der Onkel. Diefer Künftler belaufchte ihn in feiner
Winkelweltt die einem mittelalterlichen Alchymiften zu gehören fehiem

..-„.- .-- - "I q.
:
'-
u e
7.-..

._- W.- --

k
I .
I 1.
I ,
l
t "I.
** *x
i i
y n
1
I
.
l
‘ -* 2.. - _-
! :WW-ZX* Y *--
. ,9 x *l.
1 if”; 1 * ,
I
i
l .
L
*' ‘\ a" \\ ‘ *7 *
.3. f: '.- a. z :- **-
S ß.. *7:* (3’, L'. .,-
'F "" 3 y* *"' :3 t
'ZU-:ZZ: ?32.3.- »l
.C.“ ... s_ [- * .
H :1 pi 1: p
r: "' (:1 :3 Z
O Z.. ~
Ö" c. *Y .-1 *
. " '*- 1*" Z.. Ü '21 7"-- :.-
_4 .g. M, M
:*- I; _ **
:"- h *CO 'B' .R- .
' 5" ...- I z I
' C) ..Q H h—O ... "_-
L'L '1 73 s x:
:- -* :.- .: .312:: g;
*.- (I: a '..4 .- f- .J

7* ‘Q’ t; Ü I: F}! x*

KIM-kWXL-exÂ»
02- li-ir;
:i unix/RZ."
01-'
:Meinen-*WS
Q: -

ergründete das weäffelvolle Spiel feines Wefens. das von beißendem
Wih zu trüber Schweigfamkeit fchwankte und immer wieder den reinen
Hintergrund hilfreicher Güte hervorleuchten ließ. Ein Spötter und ein
Menfchenverächter war Onkel Bifchoff. aber im Innerften war er gut
- Peter. der Elternlofe. hatte Beweis dafür. Onkel Bifchoff fpielte
nur den garftig galligen Kinderfchrecken. Die Schnattersheimer waren
zu dumm. um einen folchen Menfchen zu durchfchauen - fie fürchteten
ihn. Man ging nicht gern in die Apotheke zum goldenen Hafen. aber
entbehren konnte man fie nicht. Krank fein. fich kurieren laffen war
faf't ein Vergnügen in dem ereignisarmen Nefi. und Konfkantin Bifchoff
blieb ein notwendiges Übel. Er wurde reich dabei - im übrigen brauchte
er feine Mitbürger nicht. Er ho>te immer einfam bei allerlei chemi-
fchen Grübeleien und Erfindungen. ein Sonderling. ein eingefleifchter
Junggefelle. Nur Doktor Vogel. der Kreisarzt. kam zu ihm und Peter
Kranz. der Neffe. Diefer breite. hochgewachfene Kindskopf mit den
blauen Träumeraugen faß dann dem zwerghaften Griesgram gegenüber
und lächelte ihn an. Je freundlicher Peter wurde. defto giftiger blickte
der Apotheker. Und doch - er tat ihm nichts. im Gegenteil. er meinte
es ernfthaft gut. Es war nur äußerliche Abwehr. die ihm nottat vor den
Kindern der Sonne. Was aber Onkel Bifchoff ängftlich überwachte.
war die Gefahr. daß er dem Maler zu intereffant werden könnte. Er
wollte um keinen Preis fein Modell werden. wie Tante Linda. er empfand
folchen Dienfi als Eingriff in feine Junggefellenfreiheit. Peters Bitten.
ihm zu fißen. hatte er mit fchneidender Schärfe immer wieder abgefchlagen.
Kunft war eine geheimnisvolle. unangenehme Macht für Onkel Bifchoffs
klare Wirklichkeitsaugen. Macht aber follte kein Menfch über ihn ge-.
winnen. am wenigften Peter. der Kiekindiewelt. der „Maler" . . ,
So faßen fie einander gegenüber und ergründeten fiäf. Wie Fauft
und Mephiftopheles. doäf in einem Stadium gegenfeitiger Überwindung.
Sie machten fich übereinander luftig und hatten fiäf doä) fehr lieb. ..Jeßt.
in diefem Augenbli> führt mich der Halunke hinters Licht." fühlte Peter
mit objektivem Behagen. ..Er verehrt miäf. der Schafskopf. und denkt
fich altes Scheufal." monologte der Onkel. Auf einem Gebiete aber
fanden fie fich ernft zufammen - wenn nämlich die Rede auf Peters
Reifepläne kam. Überhaupt. in der Überwindung von Schnattersheims
Philifierium. im Erkenntnis- und Freiheitsdrange verfianden fie fich am
befien, Onkel Bifchoff fchimpfte mit Peter um die Wette auf die
bürgerliche Tugendtyrannei ringsum. Wenn Peter dann losfuhr: ..Ich

muß fort. ich muß fortl". dann zuckte der Onkel mit ironifchem Mitleid
die fchiefen Achfeln. als ob das etwas Selbfiverfiändliches wäre.
Er felbft war viel herumgekommen. Er erzählte zwar nichts davon.
aber Zeugen feiner Weltfahrten befanden fich auf allen Schränken. fogar
an der Decke baumelnd. Hier fiand ein ausgefiopfter Pelikan mit un-
wahrfäfeinlichem Schnabel und rofenrotem Gefieder. der aus Afrika
ftammte. Dort hing ein gedörrter Haififch. der ficher nicht in der
Schnatter geangelt worden war. Ein Bündel orientalifcher Geräte und
Waffen fchmückten die Wand über dem Perferdiwan. und im Eckfchrank
war eine Reihe griechifcher Ausgrabungen. Vafen und ftaubige Trüm-
merchen. zu bewundern. Reizvoller aber für Peters Maleraugen war
eine alte Mahagonifervante im Wohnzimmer des Onkels. Sie enthielt
die dänifche Porzellanfammlung. Moderne Dinge. aber höchft erlefene.
Hier duckte fich der zierliche Blaufuchs vor dem grotesken Nilpferd. hier
funkelte der Fifchzug in der Meerestiefe. die ein nachtblauer Teller war.
Der Riefenkrebs. der Eisbär. und der fandfarbene Daäel waren vor-
handen. Kurz. die feinen Phantafiegefchöpfe alle aus Kopenhagens Por-
zellanwelt.
Immer wieder ftand Peter Kranz davor und dachte mit fiillem Granit
Er fchenkt mir nichts davon. der Geizkragen. Eines Tages aber fchlich fich
Onkel Bifchoff heran. öffnete den Schrank mit einem winzigen Schlüffel
und überreichte ihm fatanifch grinfend den Dachshund.
..Aber Onkel - -!“
..Darf ich mir erlauben?“
„Das fchönfte Stü>?l“
..Ich habe dich beobachtet. Bei dem äfihetifchen Geographieunter-
richt. den ich dir feit einigen Jahren erteile. Griechenland intereffiert
dich nicht. Italien und der Orient find dir Wurfk - du bleibft immer
wieder vor Dänemark fiehen."
..Aber Onkel - das fchönfte Stück --!?“
..Du wirft dich bald entfcheiden müffen. wohin du dich wendefi.
Peter. Reifen mußt du. du verfchimmelfi in Schnattersheim."
..Nein. herrlich! Diefe Farben!“ Er hielt das Kleinod ins Licht.
..Alfo Dänemark . .
..Jch möcht' fchon - ein Land. wo's folch ein Kunftgewerbe gibt!“
..Warum kannft du denn nicht?“
..Tante Linda i| dagegen. Überhaupt - daß ich fort will."
..Sie war mit Karlsruhe einverftanden - wie Karlsruhe ift die

ganze Welt. D u erlebft es. Peter - für uns andere bift du fort. Ob
du in Karlsruhe oder in Yokohama bifi."
..Ich muß es mir noch überlegen. Onkel."
Er ging mit feinem Dackel heim und war für einige Tage glücklich.
Dann aber überfiel ihn in verftärktem Maße die alte Unruhe. er fuchte
Onkel Bifchoff auf und fand ihn nicht zu Haufe. Wißel. der Provifor.
berichtete mit fpißem Munde. daß fein Herr in wenigen Minuten zurüa-
kehren müffe. Peter ftand im Wohnzimmer allein. Eine Photographie.
die auf dem fonft fpartanifch leeren Tifche lag. feffelte feine Aufmerkfam-
keit. Er befah fie. Wo hatte denn der Onkel fo etwas her? Einen
lieblichen. blonden Mädchenkopf mit klugen. großen Kinderaugen?!
Diefer Onkel! Ertappte er ihn alfo doch bei einer anderen Schwärmerei
noch. als Retorten. ausgefiopften Haififchen und Kopenhagener Porzellan.
(Zum lehteren hatte die unbekannte Dame allerdings eine feltfame Be-
ziehung. die Peter fofort herausfühlte.) Aber das war ja ganz un-
möglich! Onkel Bifchoff und folch ein Wefen! „Sigrid" ftand auf dem
Bilde in großer. freier Schrift. Natürlich eine Dänin. Er hatte es
fiäj gleich gedacht. Sigrid! . . . Schön war fie. Peter hatte noch nie
einen Kopf gefehen. der fo ganz dem Ideal weiblicher Reize entfprach.
wie er es in fich trug . . . Sigrid! . . . Dann wurde er plötzlich
wütend. warf das fiumme. dumme Bild auf den Tifch zurück und ging.
die Hände in den Tafchen. im Zimmer umher. Aber der Orient mit
feinen interefianten Doläjen und Pfeifen über dem Perferdiwan kam ihm
heute etwas muffig vor. Die griechifchen Vafentriimmer im Eckfchrank
achtete er nicht höher als einen Kehrichthaufen. Er blieb wieder leife
pfeifend vor dem Kopenhagener Porzellan fiehen. Eigentlich war es ja
wahr - man konnte die fchiefen. alten Weiber. die krummen Gäßchen
und fchmußigen Gänfeherden fatt bekommen - junges Blut. das man
war - was hatte man fchließlich von Schnattersheim. wenn Kopenhagen
winkte? Vollendeter Gefchmack. graziöfe Schönheit! Nordifche Herb-
heit und Größe! Er fehnte fich danach. weit mehr als nach der weichen
Schläfrigkeit des Südens. Der funkelnde Fifchzug auf tiefblauem Grunde
lockte fein träumendes Auge an. Er fah ein blondes Weib am Meere
ftehen. das folches Kunfigerät mit ihren Händen zur Sonne hob.
..Alfo Dänemark." kicherte es plötzlich hinter ihm. Onkel Bifchoff
war wieder einmal auf Kaßenpfoten herangefchlichen.
Peter bezwang feinen Zorn. machte Kehrt. trat an den Tifch heran
und hielt dem Onkel triumphierend die Photographie vor die Augen.

..Alfo Dänemark." wiederholte er. Diefer Sarkasmus erfchien ihm
außerordentlich.
Der Onkel fchob feine fpiße Zunge im Munde herum. fo daß fie
erft die eine. dann die andere Wange blähte. Dann fragte er unfchuldig:
..Habe ich dir das Bild noch nie gezeigt?"
..Noch nie!" rief Peter mit komifchem Pathos.
..Das wundert miäj. Das Bild ift fünfzehn Jahre alt. Es fiellt
eine berühmte Kopenhagener Schaufpielerin dar. Fräulein Sigrid
Pummernickel. nicht Pumpernickel. von der du jedenfalls gehört haft."
..Nicht das mindefte! Pummernickel? Jft das wirklich ein dä-
nifcher Name?"
..Sigrid Pummernickel! Das weiß doch jedes Kind!"
„Ich nicht!"
..Was kann ich dafür? Deine Bildung hat Lücken. Peter. Jeden-
falls _ das Bild ift hübfch."
„Sehr hübfch! . .
..Aber die Dame wird jest leider nicht mehr fo ausfehen. Fünfzehn
Jahre find ins Land gegangen . .
..Schadel . . . Die Photographie kam mir ganz neu vor?"
..Nein. Peter. Sie ift alt. Es ift eine alte Schwärmerei von mir."
..Onkel! Jch berft' ja vor Vergnügen!"
..Bir|. mein Junge. Du fiehft hier jedenfalls einen nordifäfen
Frauentyp. Einen der fchönfien. Die Kopenhagenerin.‟
..Mein Dackel ift mir lieber."
..Der gehört dir ja auch. Haft du dich inzwifchen entfchloffen.
wohin die Reife geht?"
..Die Reife! . . . Noch immer niäft. Onkel!"
..Tante Linda ift einverftanden. Jch habe eben alles mit ihr be-
fprochen."
Peter wurde feuerrot und wandte fich wie von einem höflifchen Ver-
fucher ab. Er lief mit kurzem Gruß davon. Nun kam er mehrere
Tage nicht zu Onkel Bifchoff. Stundenlang verbrachte er die grauen
Nachmittage am Ufer der Schnatter. weit draußen. wo der Weg zur
leßten Mühle ging. Er angelte dort. er angelte mit Leidenfchaft. als wollte
er aus kalter Tiefe die Löfung feines Rätfels fifchen. Wozu follte er fiäf
entfchließen! Die Welt war ihm eigentlich Wurft. und doch - er
mußte fort. Schnattersheim war ihm gräßlich - aber er hatte es doch
lieber als Berlin und Kopenhagen und Peking . . . Eines Abends

jedochF als ihn ein plötzlicher Ingrimm packte. weil er fchon den Pfund-
hecht an der Angel gehabt und in feiner Verträumtheit losgelaflen
hatte -_- an diefem Abend war fein Entfchluß gefaßt. Er lief mit großen
Schritten auf den Markt zurück. wo fchwarze Giebel in den Mondfäfein
ragten. und läutete an der Apotheke zum goldenen Hafen. Wißels
Stimmez die immer ganz erfchöpft klangf wenn fie auf die Naäftglocke
reagierte. rief ihm durch den Türfpalt zu: „Einen Moment, Frau Kraufe!
Sie wollen gewiß das Abführmittel holen? Es ift in zwei Minuten
fertig!"
Peter fiampfte mit dem Fuße auf. „Sind Sie blödfinnig. Wigel?!
Ich bin doch nicht Frau Kraufe! Machen Sie auf! Ich möchte meinen
Onkel fprechenl“
„So fpät noch?“
Da kam der Onkel fchon felbfif nahm Peters Arm. als ob er fich
über den ungewöhnlichen Befuch gar nicht wunderte. und führte ihn ge-
mächlich in das Wohnzimmer hinauf,
„Hör' mich ernfthaft an. Onkel!“
„Wie immer. mein Junge.“
„Nal - Alfo ich will jest reifen - fo fchnell als möglich -!"
„Bravol Wohin denn?"
„Du kennft meine Vorliebe für Dänemark -“
„Ich die kenn' ich. Was blickft du denn fo unruhig umher? Das
Bild von Sigrid Pummernickel ift wieder eingefchloffen. Soll ich's
holen?“
„Onkeh was kümmert mich das Bild! Fräulein Pummernickel
ift mir vollfiändig gleichgültig! Ich will Kopenhagen fehen! Ich habe
das Buch von Iacobfen gelefen. das Tante Linda im Schrank hat!
Das trifft mich! Das bin ich!"
„Niels Lyhne? Hoffentlich nicht."
,.Nein. untergehen werde ich nicht. Im Gegenteil. Ich will da
oben erft fehen lernen."
„Auf dem Wege kommft du über Berlin. Da kannft du auch fchon
fehen lernen.“
„Ich glaube nicht. Onkel. Für meineKunft wird Berlin nichts
fein. Aber nun bitte ich dich »- gib mir jetzt ernfihaft, fo gut du es
mit mir meinflz Ratfchläge für Kopenhagen."
Das tat der Onkel. Er fchenkte Peter einen alten Kognak ein. er
holte eine Landkarte herbei und demonfirierte Station für Station die

ganze Reife. Peter tat mit fiiller Bewunderung einen Einblick in die
Welterfabrung diefes Kleinfiädters. Ihm fehwirrte der Kopf; er nickte
immer zufiimmend, aber es prägte fiel) ihm nichts ein. Bei Kopenhagen
verweilten fie am längften. Hier befiand Onkel Bifchoff darauf- daß
Peter fiel) einige Adreffen notierte. _
„Muß ich die Leute befuchen- Onkel?“
„Du mußt nicht- obwohl man die() überall gut aufnehmen wiirde,
Es find lauter gute Bekannte von mir. Aber ich kenne ja deine Zurück-
haltung- und es wird auch manchmal gar zu fehr mit der Sprache hapern.
Nur meinen alten Freund Söderberg - den m u ßt du befuchen. Der
kann auch am beften deutfä).“
Peter traute fich nicllt zu widerfprechen. Der Onkel wünfälte diefen
Befuch mit folchem Nachdruck - es wäre kränkend gewefen, fiel) zu
weigern. Alfo gut. Er konnte ihm den Gefallen ja tun. Eine Höflich-
keitsvifite. Willig ließ er fill) erzählen- wer Herr Söderberg war. Er
erfuhr» zerftreut und immer wieder den Blick auf das Kopenhagener Por-
zellan geriäytet- daß Jakob Söderberg einer der reichften Brauereibefißer
Dänemarks fei- der mit feiner Familie eine prachtvolle Befißung in
Marienlyfi bei Kopenhagen bewohnte.
„Ein Bierbrauer alfo7" fagte Peter mit leichter Ironiex doch ohne
überhebung.
„Ia -* aber er braut fehr gut- Peter. Das ift die Hauptfache, nicht
wahr. Und nebenbei ift er noch einer der bedeutendfien Kunfifammler
Skandinaviens. Auf diefem Gebiet bin ich ihm näher getreten. Daß
ich fo befonders gutes Porzellan habß verdanke ich ibm.“
Peter machte große Augen. „Ein prachtvolles Volk! Wenn fogar
die Bierbrauer folcbe Eigenfämften Haben!“
„Du gehft alfo hin?"
„Ia- ich gebe bin. Ich möchte mir ja fo wie fo die Nefier am
Sund anfehen. Marienlyft und Helfingör und Klampenborg und wie
fie alle heißen."
„Du wirft eine febr liebenswürdige- echt dänifche Familie kennen
lernen, Das wird doch gewiß dein Wunfch fein.“
„O jaf aber ob der Wunfcl) gegenfeitig fein wird- das ift der Haken-
Onkel. Rat ich gehe jedenfalls hin. Haben die Leute Kinder?“
„Herr Söderberg ifi Witwer und hat zwei erwacbfene Töchter."
„Schada Richtige Kinder wären mir lieber."
„Es find ja feine richtigen Kinder.‟

„Onkelz du fängfi fchon wieder an zu ulken! Es ift Zeitz daß ich gehe! Aber ich freu' mich, daß ich wegkomme! Herrgott im Himmel, ich freu' mich! Das wird ein Leben! Hoch- Tante Linda! Hoch, Onkel Bij-wii!“
„Hoch Peter!“
„Entweder kc-mme ich als anerkannter Künftler zurück oder gar nicht.“
„Dann bitte lieber als anerkannter Künftler."
Schon am nächften Morgen war Peter reifefertig. und der Abfchieds-fehmerz gefialtete fich kurz. Tante Linda tat das kleine Herz zum Zer-fpringen weht doch »Onkel Bifchoff wußte die ganze Situation fo unfenti-mental zu gefialteth daß fie zuguterleßt in Peters und der übrigen Heiter-keit einfiimmte. Sie winkte mit ihrem geblümten Tafchentuch, bis der Zug im Tunnelloch verfchwunden war. Peter aber reifie durch ?deutfch-land wie ein Eroberer. Das Gefühlz bei jeder neuen Telegraphen-flange in ein neues- unbekanntes Gebiet zu kommen, überwältigte ihn fafi. Es tobte in ihmz er fang feine pfälzifchen Lieder mit einer Tenor-|immez die er fehr fchön fand, durchs offene Fenfier in den Sommer hinaus. Er konnte fich das leiftenz denn er blieb bis Thüringen allein im Coupe. Hier erfi gefellte fich ein gefprächiger Saihfe zu ihm, ein Chemnißer Fabrikant von Hundekurhem der ihm zwifchen Weimar und Leipzig feine ganze Lebensgefchichte erzählte.
Peterz der alles noch aus erfierHand empfing- nahm diefeMitteilungen. die ihm eigentlich gleichgültig fein konnten, mit unmittelbarem Interefie auf. Der Sachfez der erft dankbar überrafcht warx einen folchen Zuhörer zu finden, geriet allmählich in gelinde Verzweiflung da Peter keinen Einfpruch für fich behieltz fondern alles. was ihm ni>)t fofort klar wurde, beftrittz fo wie er es den Sämattersheimer Kameraden gegenüber getan hatte. Er blieb etwas verblüfft fißent als Herr Kuhnow (man hatte fich vorgeftellt) ihn in Leipzig fichtlieh verftimmt verließ. Außerdem wurde ihm jeßt bewußtz daß er durch das unnüße Gefäzwäß die ganze Strecke zwifihen Weimar und Leipzig außer acht gelafien hatte. Er war wütendf aß drei Paar Würftrhen hintereinander und lehnte fiel» als der Zug den Leipziger Bahnhof verließ, in die Ecke zurü>z indem ert die Arme verfchränkendz den menfchenfeindlichen Entfehluß faßte. kein Wort mehr mit einem Reifebegleiter zu wechfeln.
In Berlin, das er zwifchen zwei Bahnhöfen kennen lernte, verbrachte er nur einem qualvollen Tag. Hier mißfiel ihm zunächft alles. Er lief

in den lärmenden Straßen umher und wurde ganz kraftlos, weil ihm
jedes Hausj jeder Menfch eine neue Erregung kofiete. Peter war noch
fähigf jede Einzelheit nach ihrer äfihetifchen Bedeutung zu empfinden.
Der Fund einer edlen Stileinheitf und wenn fie auch nur ein Gebäude
umfaßtef beglückte und befänftigte fein Gemüt vollfiändig -- rohe Wirr-
nis aber und Gefchmacklofigkeit konnten ihn in Wut verfeßen. Jn den
Berliner Straßen irrte fein Auge ratlos umher. Sein Geficht bezog fich
mit Zornesrötej als ob an jedem Fenfier ein ungezogener Junge fiände,
der ihm eine lange Nafe machte. Die Menfchenj die Häuferj der Lärmf der
Verkehr! Alles erfchien ihm fo unfagbar gewöhnlich. Was war doch
Onkel Bifchoff für ein Mephifto! Hier follte er fe h en lernen? Jm
negativem ablehnenden Sinne vielleicht - da hatte der Apotheker reäft,
Aber um fich durch diefen Jahrmarkt nicht verwirren zu laffenj dazu be-
durfte es keines großen „Sehen lernens". Jmmerfort ftolperte er-
immerfort befand er fich in Lebensgefahr. Hier ein tutendes Automobil
- dort ein elektrifcher Wagen. Jene Greifin am Krückfiock war ficherer
als er - mit abgefiumpften Nerven humpelte fie an den Benzinfauchern
vorbeij als ob es bellende Hündchen wären. Großftadtgefchöpfe! Er-
der Kleinftädterj blieb ratlos mitten auf dem Damm fiehen und mußte
zum Gaudium einiger Schuljungen fchließlich von einem Schußmann
über den Potsdamerplaß geführt werden. Wie unfein und ironifäf die
Menfchen ihn anftarrten. Hätte er Zeit gehabtj und wäre er nicht
froh gewefen, mit heilen Knochen auf den Bürgerfieig zu kommenj fo
hätte er fich wohl manchen Frechling in der Nähe befehen. Kümmerte
es jemandj daß er feinen grünen Strohhut trug und den fchokolade-
farbenen überziehen den Tante Linda ihm vom erften Schneider in
Schnattersheim hatte anfertigen laffen? Gewiß nicht.. Er fand übrigens
die Kleidung der Berliner durchaus nicht fchöner. Die Farben- die er
trugj waren etwas ungewöhnlich, aber fie ließen fich doch malerifch ver-
treten, namentlich in der Schnattersheimer Landfchaft. Hier natürlich
wirkte alles kalt und roh. Das heißt - kalt! Er wünfchte fich etwas
Kälte. Die Julifonne tat das ihrige„ er war in Schweiß gebadet und
zog den überrock aus, wodurch fich zum Grün und Schokoladebraun noch
das Silbergrau feines Anzuges gefellte. „Der is in 'n Farbentopp je-
fallen! Det is der fremde Herr aus Kottbus!" hörte er zwei Bier-
kutfcher einander zurufen. Er wollte keine Beleidigung darin fehen und
fchrittj fich aufrichtendj durch das Brandenburger Tor. Hier wurde ihm
etwas wohler zumute. „Das ifi feinf das ift fein') murmelte er erfreut,

indem er das anmutige Palais der franzöfifchen Botfchaft betrachtete.
Dann zog er fein Skizzenbuch aus der Tafche und zeichnete die Front
Die lächelnden Blicke vorübergehender Neugieriger beachtete er nicht.
Ihn entzückte das friedericianifche Preußentum ringsum. Aber der
Umfchwung feiner Stimmung hielt nicht lange vor. Mechanifch ließ
er fich. während es dunkel wurde. unter den Linden weiterfchieben.
intereffelos und müde. Schließlich gelangte er in die Friedrichfiraße und
in einen Bierpalaft. wo er fich bei einem Maßkrug. der ihn wieder mit
manchem verföhnte. feinen traurigen Betrachtungen hingab. Heimweh
überfiel ihn. Und er fand doch Heimweh fo lääjerlich! Nun. Däne-
mark! Wenn er erft nach Dänemark kam! Ans blaue Meer. zu Sigrid!
. . . Halt! Der Name follte ihm ja nicht einfallen! Diefen Schabernaä
follte Onkel Bifchoff ihm nicht gefpielt haben. daß er ihn mit einer
Photographie verrückt machte. Noch dazu von einer Dame. die in-
zwifchen 15 Iahre älter geworden war! Aber es leuchtete doch fanft in
den rauchigen Dämmer der Berliner Kneipe hinein: Sigrid . . . Ein
kleiner Hoffnungsftern im grauen Irgendwo des Dafeins. Und wohlig
erwärmt von feiner gefialtlofen Sehnfucht hockte Peter Kranz vier
Stunden lang im Tucherbräu. In diefen vier Stunden trank er fechs
Maß Bier aus. Der Kellner machte immer größere. beforgtere Augen.
Aber der pfälzer Jüngling wankte nicht auf feinem Stuhl. So zart be-
faitet er im übrigen war. fein Magen war aus Eifen. Als es acht Uhr
geworden. ergriff ihn eine fentimentale Unruhe. Er gedachte Tante
Lindas und Onkel Bifchoffs. er wollte den beiden einzigen Menfchen. die
es gut mit ihm meinten. etwas Liebes erweifen. Etwas kaufen mußte
er ihnen in Berlin und nach Schnattersheim als Zeichen feiner Treue
fchicken. Armer Kerl. der er eigentlich war - ließ fich fchieben und
betreuen von fo alten Leuten. Lebte von Verfprechungen. hatte noch
nichts geleiftet - mit zwanzig Jahren! Beinahe ein Schuft! - -
Doch nein! Der Ausdruck war zu ftark! Ein Künftler war doch was
- er wollte ja ein Künftler werden. Vergrößerung des väterlichen
Namens - Fortdauer! . . . Doch lieber die Zeche bezahlen als große
Worte verfchwenden. Er erhob fich und ging etwas unficher auf die
regennafie Straße hinaus. Mitleidig fah er einer geputzten Dirne nach.
die einen ganz anderen Blick von dem hübfchen. jungen Herrn erwartet
hatte. Dann fiel ihm ein. daß in einer Stunde fein Zug abging. Nun
rafch noch. rafch den Einkauf machen! . . . Aber wo? Und was? Es
mußte etwas Erquifites fein. etwas. was bleibenden Wert hatte. Ob

feine Reifekafie ihm geftattete. „bleibenden Wert‟ zu kaufen - daran
dachte er nicht.
Er bummelte die Linden entlang und bemerkte erfi allmählich. daß
die meiften Läden fchon gefchloffen waren. Halb ärgerte. halb er-
leichterte ihn das. denn er ging fehr ungern in Gefchäfte. und zu Haufe
hatte er es fich fo eingerichtet. nur bei Augufk Schölermann am Markt
zu kaufen. der einfach alles hatte. Aber es mußte fein. er durfte fich feine
Pietät nicht zu bequem machen. Schließlich blieb er vor einem großen
Schaufenfter ftehen. das japanifthe Kunftgegenftände enthielt. Er dankte
Gott für diefe Eingebung - hier mußte er kaufen oder nirgends. Eine
unfichtbare Gewalt fchob ihn in den Laden hinein. wo die Verkäuferinnen
fchon damit befchäftigt waren. alles wegzuräumen und Schluß zu machen.
Der fpäte Befuch in Geftalt eines hübfchen Jünglings hielt aber ihren
Eifer auf. Sie fahen Peter Kranz mit fchläfrigem Lächeln in die Augen.
Der ergrimmte innerlich ob folcher Unfachlichkeit und fragte ziemlich
barfch. was ein Leuchter. der einen hochaufgerichteten. phantafiifchen
Drachen darftellte. koftete. ..Hundert Mark. mein Herr.“ war die zierliche
Antwort. Mein Gott - das war teuer. Aber fchön war das Ding.
und wie würde es in Onkel Bifchoffs wunderlichen Kram paffenl „Wir
haben auch kleinere. mein Herr - zu fiebzig Mark". fagte das Fräulein.
da es fein ängfiliches Zögern bemerkte. Siebzig Mark. Er hatte noch_
nie etwas für fiebzig Mark gekauft. Der kleine Leuchter aber war faft
eben fo fchön. wie der große. „Ich nehme ihn." fagte Peter mit trotziger
Stimme. ..Den großen oder den kleinen?" „Den kleinen.“ klang es
gleichfam um Entfchuldigung bittend. „Schöm mein Herr.“ flötete die
Verkäuferin. Wieder fah fie Peter zärtlich an und wickelte ihm den
Drachen ein. Nun noch etwas für Tante Linda - etwas Kleineres,
Apartes! Die Schlange? Nein. das war nichts. davor fürchtete fie
fich. Aber halt - da lag eine höchfi intereffante Kleiderbürfie. Mit einer
außerordentlich feinen Schnißerei im Rücken. Tante Linda bürftete viel
und gern. Das war etwas. ..Dreißig Mark. mein Herr. Ja. diefe
feinen Schnitzereien . . . wir können fie beim beften Willen nicht billiger
geben. Der Zoll. mein Herr. der Zoll!“ Peter nickte zuftimmend. mit
dunkelrotem Geficht - er wollte nur hinauskommen. Als er nach hef-
tigem Stolpern glückliäj an der Tür ftand. fiel ihm die Hauptfache ein.
und er ftotterte. indem er die Pakete dem erfiaunten Fräulein wieder
zurückgab: ..Würden Sie wohl die Güte haben - wäre es wohl möglich.
daß Sie die Sachen mit der Poft fchicken?" „Aber gewiß. mein Herr!"

..Befien Dank!" Jm Hintergrunde kicherte ein Hilfsmädchen und verließ das Lokal. Peter diktierte die Schnattersheimer Adreffen und hatte endlich alles glänzend erledigt. Er lief auf die Straße hinaus. Er warf fich. da es gewiß fchon höllifch fpät war. in eine Drofchke. Nun ging es zum Stettiner Bahnhof. Himmeldonnerwetter! Er mußte ja noch feinen Koffer von der Aufbewahrung holen! . . . Das Bier wirkte nach. Das Bier. Er fühlte fich fehr glücklich. Was würden die daheim fiir Augen machen! An die nicht vorgefehene Mehrausgabe von hundert Mark dachte er nicht. ..Ich möchte in die Wählt hinaus!" fang er. daß die Fenfterfcheiben der Drofchke klirrten. Als er endlich am Sajalter ftand. um das Billett nach Kopenhagen zu löfen. verflüchtigte fich feine Aufmerkfamkeit fofort wieder und wurde. von den nächften. dringendften Entfchlüffen fort. durch eine Beobachtung abforbiert. Er fah einen alten Herrn im Winkel der Vorhalle ftehen. den feine Angehörigen dort fiäjer geftellt hatten. bis die Gepäckaufgabe beforgt war. Der alte Herr war blind. Er fiarrte teilnahmlos in das bunte Getriebe des Reifeverkehrs. Ein feltfames Symbol. Die Seinen mit ihren hellen Augen mühten fich eben. ihm die Fahrt in die Ferne. zum weiten Meer vielleicht. zu ermöglichen - und er? . . . Was er für wunderbare Augen hatte. Und die ganze. vorgeneigte Geftalt. Und diefe Stimmung überhaupt im fiillen Winkel der lärmenden Bahnhofshalle! Es zuckte Peter in den Händen. fein Skizzenbuch aus der Tafche zu ziehen und den Eindruck fefizuhalten. ..Aber mein Herr. nehmen Sie doch Jhr Billett und halten Sie den Verkehr nicht auf!" mahnte der Kaffierer. ..Inzwifäjen jeht der Zug ab!" zifchte eine dicke Dame als Wortführerin einer entrüfteten. langen Menfchenreihe. Peter bezahlte und riß fich los. Nach der Uhr fah er nicht. Er näherte fich vielmehr diskret. als ob es fich um einen Hellfichtigeu handelte. dem Blinden. Eine Weile ftand er neben ihm und zeichnete ihn im Geift. Welch' ein melancholifches Symbol . . . Plötzlich niefie der Blinde. und Peter war aus der Stimmung geriffen. Auch näherte fich ihm in diefem Augenblick ein Mann. der neben ihm an der Kaffe geftanden. ..Se wolle doch nach Kopehage. nit wahr. Herr Landsmann? Jn zwei Minute fährt der Zug!"

Wie von einem Skorpion gefiechen. fuhr Peter auf. Erft wollte er noch widerfprechen. daß d r ei Minuten Zeit wären. Dann aber ließ er es. dankte dem Landsmann. auf defien Namen er fich vergebens befann. und fiürzte zum Bahnfieig. Er konnte eben noch hineingefchoben werden. Dann pfiff es fchon und dampfte los.

Peter war im Coupe allein. Er befann fich. pufkete. lachte und
fiöhnte vor fich hin. Er war ganz erfchöpft. Als der Schaffner kam
und fein Billett prüfte. fiel ihm erft ein. daß er vergeffen hatte feinen
Koffer abzuholen. Er dachte zunächft daran. wie an das Verfehen eines
unpraktifchen Bekannten. Erft allmählich wurde ihm klar. wie nahe
ihn felbft die Sache anging. Nun. er konnte ja den Koffer nach Kopen-
hagen kommen laffen. Das wäre was für Tante Linda. die Ängftliche.
Und Onkel Bifchoff - der würde fich fcheckig lachen! Von der Er-
kenntnis feiner horrenden Unachtfamkeit aber doch beunruhigt. taf'tete
Peter plötzlich an den Tafchen feines Anzuges entlang. Eine feurige
Tafel ..Vor Tafchendieben wird gewarnt!“ fchwebte feinen Provinzler-
augen entgegen. Doch nein! . . , Das Portemonnaie war noch da.
Gott fei Dank. und das Skizzenbuch. das Peter als feinen höchften Wert-
gegenftand anfah. Erft wollte er das Buch herausziehen. entfchloß fiäf
dann aber doch lieber. den Inhalt des Portemonnaies zu prüfen. Er kam
fich jest zum erften Male fo kindifch verlaf'fen vor. Teufel. Teufel -
nur noch dreißig Mark . . . Ia. ja. die Gefchenke! Die waren ein
Strich durch die Rechnung. Hm . . . Er hatte Tante Linda verfprochen.
früheftens in vierzehn Tagen um Geld zu fmreiben. Was er jeßt noch
hatte. reichte kaum für acht. Tante Linda hatte fogar etwas von einem
Monat gemurmelt. und in diefen Samen verftand fie nicht den mindeften
Spaß. Das Gefchenk konnte. da es von ihrem Gelde gekauft war. ihre
Entrüfiung auch nicht befchwichtigen. Onkel Bifchoff anzupumpen.
war eine heikle Sache. Der gab nur von felber was. Nun. die Sache
würde fchon „wie“ werden. Die fchöne Hoffnung feiner erften Wander-
zeit ließ Peter fich durch den Mammon jedenfalls nicht verekeln. Er
fireckte fich auf der Bank aus. er lächelte und fchlief bald ein. Aber fein
Schlaf war unruhig. Er fchnarchte fchmerzlich. er glaubte Onkel
Bifchoffs Porzellanfchrank durch eine ungefchi>te Bewegung zertrümmert
zu haben. er war von tödlicher Angft erfüllt. daß der Apotheker naäf Haufe
kommen und die Befcherung fehen könnte. Stöhnend und gleichfam
Schuß fuchend. hielt er Sigrids Bild in beiden Händen. er preßte es
fiebernd an fein Herz. Dann ftieß der Wagen heftig. und Peter erwachte.
Man war in Warnemünde. Er fteckte den glühenden Kopf zum Fenfier
hinaus und empfand zum erfien Male den frifchen Salzhauch der See-
luft. Während der Zug auf der Fähre ftand und nach Gedfer. an Däne-
marks Küfie. gefchleppt wurde. wollte er keinesfalls in dem dumpfigen
Kaiken bleiben. Das hatte er fich fchon in Schnattersheim vorgenommen,

Er kletterte- völlig ermuntert. aus dem Coupe? heraus und fiand nun im Märchenfchimmer der Mondnacht. Glißernde Wafferweite lag ringsum. und über ihm wölbte fich des ausgefiirnten Himmels dunkler Frieden. Leben! Leben! Nicht malen. Das war die eine jubelnde Emp-
findung die jeßt fein einfames Gemüt beherrfchte. Was galt es denn eigentlich, etwas werden? Sein. da fein auf diefer Gotteswelt, das war die Hauptfache. Den Becher des Lebens in die Silberflut folcher Nacht zu tauchen und ihn auszutrinken unter dem freien Firma- ment! Er fchritt an fchlafenden Schiffsleuten vorüber zum Bug der Fähre. Leife lachend bemerkte er, daß die Männer über einer kreifenden Schnapsflafehe eingenickt waren. Diefe Nealiften beraufchten fich nicht am falzigen Meerwafferf wie er es wollte. An das Tuäferbräu dachte er jetzt nicht mehr. Er ftand in dem fcharfen Vorfprung. der die Flut zer- teilte, allein. Seine träumenden Augen fuchten die dänifche Küfte. Aber in der Dunkelheit vermochte er nur weit drüben eine fchattenhafte- fchwan- kende Linie zu erkennen. die auch die fernfte Front der rollenden Wogen fein konnte. In feiner Unerfahrenheit beugte Peter fich iiber Bord und |arrte lange in das fihaukelnde Spiel des Waffers. Plößlich gefellte fich zu feiner fchweren Träumerei ein eigentiimliäzes Unbehagen. Die See ging hoch- der fchwere Bahnzug auf der Fähre fchwankte wie eine dicke Dame im Ruderboot. Peter aber7 der noch dazu am exponierteften Punkt fland. merkte es zu fpät und fühlte fich recht krank. Angftfchweiß bedeckte feinen Körper. und ehe er proteftieren konnte. hatte fein fchwä- cheres Ich die Silberflut der See ganz anders berührt, als er geträumt hatte. Befchämt und das Tucherbräu mit feinem wohligen Gift ver- wünfchend- fihlich Peter in das Coups zurück und fchnarchte dort bis zum hellen Morgen. Der Schaffner rüttelte ihn auf. Er befand fich -- wo?
. . In Kopenhagen! Ia. im Bahnhof von Kopenhagen! Er war
der lehre. der fich durch das fremdartige Gewühlt einem höflichen. aber unverftändlichen Hotelportier nach. hinaus drängen mußte.
„Wo i| das Gepäck des Herrn?“
„Mein Koffer kommt nach‟ flotterte Peter verlegen.
Er fah zerftreut zur Seite. da eben eine Dame vorüberfchritt. die ihn lebhaft an Sigrids Bild erinnerte. Dann bekam er einen heftigen Stoß von einem vorüberlaufenden Gepäckträger und wandte fich mit einem finnlofen „Verzeihungl" wieder dem Portier zu. Der aber war nicht mehr zu fehen. Hatte er fich davongemacht? Peter fchwoll die Zornader auf der Stirn. Mißtraute man ihmX weil er kein Gepäck hatte?

Auf der Schaukel Georg Hirfchfeld

Das fchien ja ein fchönes Hotel zu feinz das Onkel Bifchoff ihm empfohlen!
Nuri- eigentlich war er ganz froh, Bei der Ankunft in einer fremden.
großen Stadt. von taufend Eindrüäen befiürmt. war es ihm ein Greuel.
die Hotelformalitäten zu erledigen/ fich von trinkgeldfüchtigen Frackträgern
bekomplimentieren und fehließlich in ein Zimmer fperren zu laffen- das er
nie gewählt hätte. So aber war er ein freier Mann, konnte „fingen" und
tunz was er wollte. Ganz fo. wie er es fich immer gewünfcht hatte. Un-
bekannt - losgelöft von jeder Nückficht. Er fummte vergnügt vor fich
hin. Es dämmerte ihm wohl. daß es jeßt richtiger wärez zunächft den
Koffer nachkommen zu laffenF denn fein Befiß in Dänemarks Haupt-
fiadt befiand aus dem, was er am Körper trug. aber er verfchob es. er
lachte über die philifiröfe Pedanterie - es hatte bis zum Abend Zeit. wo
er ja doch ein Gafthaus auffuchen mußte. Mit Ingrimm nahm er fiä)
fchon vor. in ein recht obfkures zu gehen- in eine Art Afyl für Obdachlofez
wo man mehr auf ein ehrliches Geficht als auf elegante Koffer fah.
Er hatte ia Geld bei fich - dreißig Mark - gefchehen konnte ihm nichts.
Er wollte den Plunder übrigens fofort einwechfeln. In dänifcher
Währung nahm fich fein Kapital nun freilich weniger majeftätifch aus.
Aber dafür gefiel ihm die Zeichnung der Kaffenfcheine - das verföhnte
ihn wieder.
Schluß in der Juni -Nummer.

Zofeph Aug. Lux:

Die moderne Architektur in Deutfchland.

Schluß.

Die Gartenfiadtfragen. die zahlreichen neuen Städtebaufragen, die bekannten Fehler und Sünden während des Architektur-niederganges in der zweiten Hälfte des Al!, Jahrhunderts haben den Gefichtskreis erweitert und vertieft und erkennen laffenj daß die ftürmifche Bewegung der letzten zehn Jahre nur den Vorgang auf einer kleinen Vorbühne bildete. während dahinter die großen Umriffe gewaltiger Architekturprobleme und ihrer machtvollen Perfönlichkeiten fiehen. Diefen Erfcheinungen gegenüber verfagt der kleinliche Maßfiab vollendsj der die Entwicklung nach fünf oder zehn Jahren bemißt. Hier erfcheinen Baukünfilerj die zum Teil der älteren Generation angehören, und die in einigen Einzelheiten an der überlieferung einer beftimmten Schule frfihalten. Mit Recht fogarj die aber auch das gewaltige Können der alten Schule haben und als fchöpferifche Naturen Schritt mit der Zeit halten. Das find keine Stilarchitektenj wenn fie auch aus der älteren Schule hervorgegangen find. Ueberhaupt ift vor dem leichtfertigen Gebrauch folcher Schlagworte fehr zu warnen. Diefe Schlagworte haben die fälfchliche Meinung verbreiten als ob es nur Maler-Architekten und der verächtliche Gegenfaßj die Stil-Architekten gebe. Es ift endlich Zeit. zu erklärenf daß diefe Art von Unterfcheidung irreführend und der baukünfilerifchen Auffaffung zuwider ift. Jn der Architektur kommt es auf ganz andere Dinge anj als auf diefe äußerliche und meiftens ziemliäf willkürlich behandelte Unterfäfeidung. Die Erfcheinungenj von denen hier die Rede ift. fiehen ganz außer dem Bereich diefer Doktrinen. Jn dem kleinen Gefichtswinkel der kunfigewerblichen Jntereffen und der Kleinarchitektur ragt Meffels mächtiger Wertheimbau hinein. der auf einer anderen Grundlage gewachfen ift und Bewunderung erzwingt, troßdem fein Ausgangspunkt die hiftorifche Architektur ift. Und doch ift er abfolut modern. wenn fich auch die Gotik zum Vergleich aufdrängt. Es ift ein Beweisj daß es darauf gar nicht ankommt. Die grandiofe Pfeilerf'tellungX die enggereiht den häßlichen Fehler der übertriebenen Fenfierhöhlungen vermeidet und

ungeteilt bis unter das barockartig gebrochene Dach reicht. gibt dem
Warenhaus. das mit feiner horizontal bedehnten Front diefen Vertikalis-
mus benötigt. wunderfchöne Kontraftverhältniffe. gefühlte Proportionen.
die hier eine fchlicht vornehme Würde ausdrücken und auf die es nebft
einem ausgezeichneten. organifch geftalteten Grundriß in der Architektur
hauptfächlich ankommt. Das ift der entfcheidende Architekturfiil. der
Stil. ein im Wechfel der Erfcheinungsformen beharrendes Gefeß. wo-
gegen die äußerlirhen Schmuckformen kein entfcheidendes Kriterium
bilden. ganz abgefehen davon. daß Meffel auch darin eine außerordent-
liche Feinheit und Freiheit betätigt. Meffels Bau ift für die Berliner
Bauentwicklung von vorbildlicher Bedeutung. Berlin ift im Begriff.
ein künftlerifches Architekturkleid anzuziehen. Außerordentlich tüchtige
Baukünfiler find am Werk. Ernft Hoffmann. der alle Vorzüge der großen
Bautradition hat; Albert Geßner. der namentlich dem Miethausbau die
proportionierte Form gibt; Bruno Schmitz. der Erbauer des künftigen
Völkerfchlachtdenkmals bei Leipzig. des Mannheimer Rofengartens (wo
kürzlich auch Hermann Billing eine wuchtige Architektur in der Nachbar-
fchaft des Rofengartens hinftellte). und von anderen Arbeiten abgefehen
des äußerlich fchlicht betonten „Rheingold" - Baues. der nur
innerliäf an einer Ideenhypertrophie leidet und bunt ift. wie
eine Armitekturfkizzenfammlungz Hermann Muthefius. der mit viel
Glück den Landhausbau pflegt und dem heimifchen Hausbau-
charakter die kultivierte. puritanifche Enthaltfamkeit des englifchen Land-
hausbaues affimiliert. d. h. fie organifch auf feine deutfche Art ver-
arbeitet. wie es etwa der überlegene Wiener Architekt Iofeph Hoffmann
tut. der fich mit dem Feinften der Kultur in llbereinfiimmung felzte. mit
dem Schaffen der englifchen Künftler um Morris und der fchottifchen
Gruppe Mackintofh fo gut. wie mit der japanifchen Kunfi. oder
der wundervollen farben- und ornamentfrohen ethnographifchen Kunft
der flavifchen Völkerfchaften Ofterreichs. und wie kein anderer Architekt
alle Geftaltungsformen der modernen Lebenskultur vom Hausbau
herunter bis zur leisten Streichholzbüchfe feinem auf organifche Ein-
heit gerichteten Architektnrwillen unterwirft. wie die bekannten. formal
und qualitativ gleich hervorragenden Erzeugniffe der Wiener Werkfiätte
beweifen. Berlin will nicht nur durch die Bauten feiner hervorragenden
Architekten. unter denen Meffel. (der. wie bekannt. die Mufeumsbauten
neu gefialten wird). durch die Betonung fchlichter Größe befiimmend
hervortritt. fondern auch durch das ungeheure Projekt eines neuen Ge-

é . J. 41
,KM-»TN :KK-..IWW 350?
Ff :52‵Eawegwaémfik ,‵
C.
W in.» ...4_._.._...§w .M .M a2... .EZHWMET

Nom" .'„u
.. ..
G r
. .- o. ._ , .
.. ..r... w h , .81.7 ‘
. X,x ..d ..c iv 10 .. . |. ,... .WN- . . .- I . , ,SLR .. r
. g .. 7. , , ‘
.Kp-.SM Sngeténn L31.
.„

“cite 'Titanic-Uri;
-mland Jof. Aug. Liu*

ungen-.lt bis unter das barc..- ;.. .a *rochene Dach reicht. gibt dem
W-.:.enhaus. das mit feiner h.. -- -* c :ehnten Front diefen Vertilalis-
mus benötigt. wutfderfchöne Kol-tt. r .r..1itniffe. gefühlte Proportionen.
die hier eine fcizlicht 'oorneln-e .':-'3::*- ausdrücken und auf die es nedft
einem ausgezeichneten. organ-u: 5.3 » :tn-n Grundriß in der ?icätitektue
hauptföäjlich ankommt. Das i-'t d-- ent-'meidende Architekturfii), der
Stil. ein im Wechfel der Saar-ri .toi-.mn beharrend-.s Grieß. wo-
gegen die äußerlichcn Sic-muclfoimen Z-in entf-heidendes .Krit-erlitt'.
bilden. ganz abgefehen dat-on. dati 4.7.". '-:l .*.ncb darin eine arte-worden:-
liche Feinheit nnd Freiheit betätigt .XF-fiel? Bau "ft fur die Berti-.3.-
Bauentwiälnng von vorbildlich-*r Z'*.'c.eut:.-_1,. Berlin ii'i im Britt.;
ein kiinf'tlerifc-'ns Aräjitekturkleid „rznzi-t-n Auß-:rordcniiiäh man-g.
Bank-Zinnler find am Werk. Ernfi Hofi*--. nn. der alle Ro :rie der groß-1
Bautraditicm hatz Albert Gcßner. der namentlich dcn. Minhausbau lie.
prob-*rtionierte Form gibt; Bruno Schmitz. der E1“.-.t.-.r des fiinf. c e-
cl-'nlkerfchla-.hcdent--ale bei Leipzig. der *.ofengarte-:ic
?ic-lich auch .O n Billing eine weis-tige "-,-
,'.ur in der ä' :tl: -,.
jaa-f! des *ll* 7-27.- 7- 7s hinfiellie). und r - "their-:n 4.-* ..7 c1
ces ':-:-- :.*'-.rt betonten „Nic - ' .Bauern l..
inn-rin'- ,: .1.- c Jelenhepertroph-,e . * -* und hun* .--, wie
Niqnnl'-....- '
fill'
eine 'e' -.*.eiruifl.zzeiii-immlung; Here... :'..-tl)-efins. tx- -'-* viel
Eli?:- r,n Landiauoban *.flegt nik* "n1 l-eimifxtn-n **.-.txin
cl."i.*llt1, die kultivierte. puritauifche Ente., --qmleit des ert-gli??i - Land-
l-a *sbaues affimiliert. d. h. fie org-intim .nf feine deuti-.ir Lil' i".
.-...*-.-itet. wie es etwa der überlegene Wii-ier Architekt F: 7e.xl- .Hoffnun-
* t. der fich mit dem Feinfien der Kim“ :t -,--.-l*r. fell", . -*
7 cd Shtffen de'. cnglifchen Künfil-:r l*r-. Z": - 1-". der feet-:.- :-
lbe'“. Zr?
(lx-Ne Me*7i“7ll*'." fo gut. wie ini* ei - hen Kurki. :cr n: 1nd "er, farlen- und ernalrtafle-*i * n-
graphifäne r-.r ' 7 '- t.-fchaf,*en Öfierreläy-s. „-.l-
l-:cn anderer Il.-.. * *.-
ali.- "x-L .ng-formen der modernen *cel-e. - ,'-ur vom .ix-„nie
hen-.n .- -,.. zur _letzten Streichholzbiicbie .c-r. ,-uf otganiftbe :*-
c
hc“- - -itetcn Armitektltrtvillen untermalt, 2 .* . bekannten. 7* t
und -2-.ilitativ gleich hervorragenden Erz *1.- . ,-.- Wiener -!- .te
bc'.--cif*ell. Berlin will nicht nur durch die T*: :en »cr-er re:.*---.-*..1.--.- den
Architekten. unter den-*n Meffcl. (der. uit *1.- -1-2- "e D'. ti-i.*'--, *enter
neu gcfialten wird). durch die Vetrnimg 17.-- „e
lie-1 *rtr-.ta fondern auch durch das ung-tet..
(*“ri--x b- "li :im ,ne
",*roi * - --.s ...nen ("s-.-
_“_ *n*

.FZS nbtcmm ZOO.: 2mg w a m H
?NWZ £5325 „PULS £8 ?ZZ-m
25 .W .m ZZ EEK :ZV
..Z-ZW ZQESESQ YU
„UIQ-U 532mm .fZa
.x rid}. H, . . 7,
F" .l I, ..x . Q ..7.40 .W7 -'
.f I n-
ur „Fa
.e
KPD-7....()
.
.
.
<Qfivvrl...1._:h\.. _
. ..zZ-N.KW .f
7:?, . . 1 r , ; z. : V , .
_.. ._Vr..(_.__;_ . .. . V ., V . f . . . _. 7 V Y h . .. „FAR-F. J . , .
..:..„ ,4?, . .. , . ., . V . . .. : V . .. „ „Ä
,jk
. a



neralregulierungsplanes das Bild einer künfilerifchen Städtebaugefinnung
bieten. wie es in diefer großzügig gefaßten Art feit der
von dem fürfilichen Nuhmesfinn zeugenden Baukunft des ab-
folutifiifchen Rb'lll. Jahrhunderts und feit Säfinkel nicht mehr
der Fall war. Berlin hat viel Verfäumtes nachzuholen und
zu verbeffern. Es braucht drei Generationen. um das Ver-
fäumnis der vorangegangenen Generation wieder gut zu machen. Ohne
Zweifel ift die in feiner Art vorzügliche Stadtanlage Wiens zum Bei-
fpiel genommen- wo feit der Niederlegung der inneren Wälle und Gräben
die gegebene Situation zur Bildung einer Ringlinie mit Radialfiraßenz
die nach allen Richtungen ausftrahlen, gefchi>t benuht worden ift und
fpäter durch die Schaffung eines äußeren Vororte-Gürtels an Stelle
der Linienwälle konzentrifch ein zweites Ringgebilde und fchließ-
lich durch das Projekt des Wald- und Wiefengürtels mit einer Höhen-
firaße eine dritter in der Landfäfaft liegende Ringanlage vorgefehen
wurde. Diefer großzügig durchdachte Plan hat auch andere Städte auf-
gemuntert. namentlich Berlin. Im übrigen aber macht fich auch in
Wien durch das Überhandnehmen der Baufpekulation in den leßten
fünfzig Jahren und leider heute noch eine fehr kleinliche Baugefinnung
geltendz die namentlich dem Projekt des Oberbaurat Otto Wagnerz die
künfilerifche Gefialtung des Karlsplaßes und den dort in der Umgebung
der Karlskirche gedachten Neubau des ftädtifchen Mufeums betreffend.
fehr übel mitfpielt. Trotzdem das Inkruftationsprinzip Otto Wagners
im Norden- der dem unbekleideten Steinbau huldigtz wenig Anklang
findet. wird ein künftlerifch berufenes Urteil7 woher es immer kommen mag.
rüähaltlos zugeben müffenf daß Wagner als der geborene Monumental-
architekt feine Aufgabe mit unübertrefflichem künftlerifchen Scharffinn an-
faßt und in bezug auf die Bedürfniffe des modernen Lebensz auf die Ge-
brauchsfähigkeit und Zweckmäßigkeit und fchließlich auf die grandiofe Wir-
kung eine unvergleichliche Fineffe befißt. Sein neuer Poftfparkafienbau
ift ein ingeniös durchdachter Geld- und Verkehrsapparat. feine Kirche
für die nieder-öfierreichifche Heil- und Pflegeanftalt ift der mit allen mo-
dernen Mittelnz einfchließlich der Moferfchen Glasfenfier glücklich durch-
geführte Verfuch eines konfiruktiv und praktifch auf der Höhe der Zeit
fiehenden Kirchenbaues. der äußerlich durch die ganz prachtvoll gelungene.
mit vergoldeten Kupferfchuppen bedeckte Eifenkuppel gekennzeiafnet ifk.
wenngleich die Detailverzierungen an der Außenfeite weniger glücklich
find. Diefe Bauwerke, wie die Stadtbahnanlage und das Nadelwehr in

Nußdorf find als neue künftlerifche Bauregungen für Wien charakte-
riftifch. Selbfi wenn man noch ein paar moderne Zinshäufer. etwa von
Wagner. Plecnik. Fabiani. Oerley u. a.. fowie Ohmanns Wientalabfchluß
in Betracht zieht. muß feftgeftellt werden. daß die öffentliäje Bauge-
finnung diefer Stadt weit hinter der künftlerifahen Entfchiedenheit anderer
Städte. wie Mün>jen und Dresden. zurückbleibt. Einmütig find in
Miinchen die Künfiler und die Behörde bedacht. der Stadtentwicklung
eine künftlerifche Charakterifiik zu geben. die forgfältig in bezug auf die
lokale Tradition und auf die fchöpferifche Selbf'tändigkeit bedacht ift. Der
füddeutfche Pußbarockbau hat dort eine volkstümliche Architekturgrund-
lage gefchaffen. aus der ein rühmliches Architektengefchlecht feine durch-
aus felbftändige Eigenart entwickelte. In diefem Zufammenhang find
befonders die Brüder von Seidl hervorzuheben. Emanuel und Gabriel.
durchaus felbftändige und fchöpferifche Weiterbildner auf der gegebenen
heimatlichen Grundlage. Sie ftehen mit der großen Tradition in einer
Richtungslinie. obfchon fie durchaus mit den Forderungen der Zeit im
Einklang find. Das neue Nationalmufeum von Gabriel von Seidl mit
feiner bewegten Silhouette. ein wohlproportionierter und wohlabgeftufter
und zugleich ftark zufammengefaßter Gebäudekomplex. ifi feiner Anlage
nach als organifcher Mufeumsbau vorbildlich. In geiftiger Beziehung
verwandt mit diefem ift der Darmftädter Mufeumsbau von Meffel. Was
München betrifft. ift ferner hervorzuheben. daß der Geift Graeffels. Hoch-
eders. Fifchers u. v. A. hütend und fördernd auf die künfilerifche Bau-
entwicklung wirkt und Hervorragendes gefchaffen hat. davon. um nur
einiges zu nennen. die ausgezeichneten Schulbauten. einige Brücken er-
wähnt werden follen. von den großen Projekten. die Friedhofsanlage.
ferner die Bauprobleme auf der Kohleninfel ganz zu fchweigen. Die
Privatarchitektur ift von einer ganz ähnlichen Gefinnung getragen und
eine zahlreiäfe jüngere Architektenfchaft. die insbefondere die volkstüm-
lichen Baugedanken der Heimat betont. geht auf einem Weg. der nur
Erfreuliches verfpricht. Wie auf der Charlottenburger technifchen Hoch-
fchule ift auch in München der Städtebau als eine Kunftangelegenheit
erften Ranges erkannt und die Einrichtung einer Lehrkanzel an der Hoch-
fchule vorgefehen worden. die vorwiegend den ä|hetifehen Gedanken der
Städtebaukunft pflegen wird. Man kann fagen. daß München diejenige
Stadt ifi. wo fchwere Bauverfehlungen prinzipiell ausgefchloffen find.
Soll das nur in München der Fall fein können? In keiner anderen
Stadt ifi das Künftlertum mit dem öffentlichen Leben. mit dem Volk.

der Gefellfchaft und den Behörden fo verwachfen. wie in München. Der
Segen. der für die Stadt daraus entfpringt. ift nach der wirtfchaftlichen.
wie nach der äfthetifchen Seite hin unberechenbar. namentlich. wenn man
das höchfte menfchliche Gut. das fich daraus ergibt. in Betracht zieht: die
Lebensfreude. Man wird begreifen. daß man von diefer Stadt nur in
dem Ton der Verliebtheit reden kann. Auch Stuttgart will fich vollenden.
Dort wirkt feit einigen Jahren Theodor Fifcher zum außerordentlichen
Segen der Stadt. Fifcher ift derjenige. der unter den Architekten unferer
Zeit vielleicht den tiefften Blick in den Baugeift der deutfchen Städte-
ijberlieferung getan hat. Seine Brücken. Schulanlagen. Kirchen. Straßen
haben die fchlichte Größe der alten Städtebaumeifker. die durch nichts
Äußerliches wirkten. Diefe einfache monumentale Wirkung ift gemildert
und von leichter Faßlichkeit durch menfchlich dimenfionierte Proportionen.
die einen begreiflichen Maßftab geben und die angenehme Rhythmik der
Baugliederung unmittelbar mitteilen. Es kommt wohl auch daher. weil
an dem Schaffen diefes Künftlers nichts kalt Geklügeltes ift. fondern die
Innigkeit des Empfindens und Anfchauens. die er in Naumverhältniffe.
in Architektur auszudrücken vermag und die ihn zu dem deutfcheften der
deutfchen Architekten macht. Nächft München tritt Dresden durch die
Entfchloffenheit der künftlerifchen Initiative hervor. Dresden war ja
auch mit „die Kämpferin der erften Stunde". Sie hat nach außen hin
diefe auszeichnende Haltung durch ihre eindtuäsvollen Ausfkellungs-
unternehmungen dauernd behalten. Hier hat fich unter der Hand
eines organifatorifch begabten Künfilers. wie des von München
hierher berufenen Hans Erlwein. auch im öffentlichen Bauwefen
der Stadt eine anerkennenswerte Entwicklung vollzogen. Eine
außerordentlich disziplinierte kjjnfilerifche Gruppe hat fich hier
konzentriert. die auf einc gute Zucht der ftädtifchen Bauent-
wicklung bedacht ift. Wenn es au>f leider zur Regel gehört. daß
der künftlerifche Privatarchitekt am wenigfien für die eigene Stadt zu
tun hat. fo ift der geiftige Einfluß. der von ihm ausgeht. wieder nicht
zu verkennen. Hier wirken Martin Duelfer. der einige Jahre vorher in
München eine hervorragende künftlerifche Tätigkeit entwickelt hatte und
durch feine Theaterbauten in Dortmund und Lübeck. Gefchäftshäufer.
Hotels. um nur die wichtigften feiner auf edel einfache. an das Empire
anklingende. aber konftruktiv bedingte Gliederung gerichteten Bauwerke
zu nennen. einen ausgezeichneten Ruf erworben hat; Fritz Schumacher.
William Loffow. der Erbauer der rhythmifch bewältigten Baugruppe

der Kunftgewerbefchule und in Verbindung mit Mar Hans Kühne prä-
fumptiver Schöpfer des künftigen Leipziger Hauptbahnhofesz Schilling
und Gräbner. Erbauer der Erlöferkirchez Wilhelm Kreis. der Retter der
Augufiusbrücke. Retter infofern. als befürchtet werden mußte. daß der
Neubau der unerfeßlichen alten Auguftusbrücke rein ingeniös technifch
vollzogen würde. nun aber glücklicherweife unter die baukünftlerifche
Leitung diefes ausgezeichneten Architekten gefiellt wurde; ferner Oswin
Hempel. Ernft Kühn. Kornelius Gurlitt u. a. Der Neubau des Land-
gerichtes von Landesbauinfpektor Kramer lieferte auch hier den übrigens
fehr feltenen Beweis. daß eine künftlerifch empfindende zähe Natur auch
in der Abhängigkeit der Staatsanftellung ein künftlerifches Projekt durch-
führen kann. wofern die Baubehörde mit künftlerifchen Initiativen durch-
feßt ift. was zweifellos in Dresden fo gut wie in München der Fall ift.
Die moderne Baugefchichte hätte ficherlich noch fehr viel mehr
Namen und Werke zu verzeichnen. Eine Vollfiändigkeit nach diefer Seite
gehört nicht in den Rahmen diefer Schrift. für deren Zweck der Hinweis
auf einige der bedeutendften Architekturfehöpfungen. die von dem Geifte
der Zeit erfüllt find. genügt. Im Zufammenhang mit der Architektur ift
nicht der Plaftiker zu vergeffen. der in Verbindung mit den architektonifchen
Abfiäften eine verläßliche raumkünfilerifche Befiimmung empfängt. Außer
Hildebrand. der im Schatten der großen Renaiffanceüberlieferung fchafft
und von ihrem Geift und von ihrer edlen Handwerklichkeit erfüllt
ifi. und dem genialen Problematiker Mar Klinger. der von
einem fauftifchen Sueherdrang befeelt apollinifche Klarheit und ita-
nifche Lebenselemente zu verfchmelzen und diefe Verbindung von
modernem Empfinden und klaffifcher Haltung in der plaftifchen
Schönheit und Ruhe des Steins zu verewigen fuchtz außer diefen
alfo haben fich einige jüngere Plaftiker zur Bedeutung durch-
gerungen. von denen der kürzlich nach Dresden berufene Wrba. der auf
monumentale Architekturwirkung gefinnte Meßner. der früher in Darm-
fiadt tätig gewefene L. Habich. der in Dresden wirkende Münchner
Karl Groß. dann Lederer. der bekannte Schöpfer des Bismarck-Denk-
mals in Hamburg. ferner Ignatius Tafchner. der zu früh verftorbene
Hudler in Dresden. erwähnt werden können. ohne die Reihe der Tüch-
tigen zu erfchöpfen. In diefem Zufammenhange fcheint die Feftfiellung.
daß fich im Laufe der modernen Bewegung in der angewandten Kunfi
die anfangs auseinanderlaufenden Strömungen immer entfchloffener in
dem Architekturgedanken geeinigt haben. was der natürliche Lauf der

Dinge ift. Als Endergebnis greift die richtige Auffaffung Platz. daß alle kunftgewerblichen Disziplinen und fchließlich auch die Malerei und die Plaftik in dem Aräfitekturgedanken ihren natürlichen Schwerpunkt finden müffen. und in dem weitefien Begriff als Architektur zu verftehen find. Ia felbfi die Werke der Technik müffen fich diefem Begriff einordnen. fobald fie wieder beginnen. die Merkmale der menfchlich bedingten Schönheit. unbefchadet der Sachlichkeit. zu äußern. Die Architektur auf ihren führenden Plah zu fehen und die edelften Kräfte in ihren Dienft zu fiellen. war die geheime. erft nach und nach erkannte und fafi unwillkürliche Tendenz diefer Bewegung. Die Architektur mußte ihren beftimmenden Plaß im Leben haben. wenn die mit neuer Künfilerkraft aus der lebendigen Arbeit des Volkes hervorwachfenden kunftgewerblichen Betriebe Befiand und Feftigung finden follen. Dann aber fordert das Leben felbfi mit zwingender Macht die Betätigung des Schönen im Bauen und Bilden. weil fchließlich die Erfahrung gemacht werden mußte. daß die Gefundheit. die praktifihe und hygienifche Vollkommenheit im Leben der Städte und deren Anlagen. fowie im Umkreife des Haufes. vom Stadthaus bis zum kleinfien Arbeiterhaus herunter. wurzeleins ift mit der äfihetifchen Erfüllung und nicht befieht. wenn nicht der alles umfaffende lebendige künftlerifche Sinn tätig ift. Die weitere Entwicklung. die fo. dringend die Forderung des fchönen Bauens aufftellen muß. wenn die Kultur fortfchreiten foll. wirft zugleich eine Menge fozialer und wirtfchaftlicher Kunftfragen auf. die gerade im Baufach entfchieden werden müffen. Die Frage ift nun. wie der Staat und die Stadt als Bauherren diefe künftlerifchen Kräfte und ihren Nachwuchs benützen werden; Staat und Stadt als Faktoren. die eine Menge Bauaufgaben in Händen haben und durch den von ihnen gepflegten Bureaukratismus in künfilerifcher Beziehung ein trauriges Fiasko machten; was die Städte durch den Verluft an Schönheit und infolgedeffen an materiellen und immateriellen Gütern eingebüßt haben. ift unberechenbar und erfordert gebieterifch die Heranziehung des freien fchöpferifchen Baukünfilers gerade zu den wichtigfien Bauaufgaben. die der Staat und die Städte zu erteilen haben. Wie aber ift die Stellung des Baukünftlers zu den großen Spekulationsunternehmungen. zu der ganzen privaten Bautätigkeit. die jene des Staates um Ungeheures überfteigt und der traurigen. jüngft vergangenen Architekturperiode den Stempel der vollftändigen Ideenlofigkeit und der nach jeder Richtung hin unzulänglichen Schablonenhaftigkeit aufgeprägt hat? Hier ift vor allem der Hebel ein-

zujeßenz die Brandmarkung des Minderwertigen einerjeits, die Forderung
der Erkenntnis des baulich Schönen andererfeits find derzeit die wich-
tigfien geifligen Mitteh um die innere Verfafiung der Allgemeinheit zu
ändern. Das Verfiändnis für Architektur im allumfafienden Sinn ift
eine Angelegenheit der neuen allgemeinen Bildung. Wer nicht imfiande
ift- das fachlich Schöne und das künfilerifch Eigenartige aller Künfte im
Umkreife der Architektur zu würdigen- i| nicht gebildet. Keinesfalls
kann die Aufgabe der Allgemeinheit dahin gehent dem Künfiler Vorfchriften
zu machen oder fich feinen Intenfionent die nicht immer fofort von der
vom Gewohnheitsurteil abhängigen Menge verfianden werden können-
entgegenzufeßen- wie es leider in dem traurig denkwiirdigen Fall in
Wient Otto Wagners Karlsplaß- und Mufeumsprojekt gegenübert ge-
fchieht. Die Autorität des Künftlers fteht über der Menge. Die Menge
befißt keine Autorität- fie befißt höchftens blinde Gewalttätigkeit. Hier
muß die Literatur und die vornehm gefinnte Prefie helfen- die den gei-
fiigen Entwicklungsgang beftimmt und in bezug auf die Kunft die Auf-
gabe hatx die Religion des Schönen zu verbreiten. Nicht was der Menge
fogleich gefällt, befteht auf die Dauer; auf die Dauer befteht nur die
fchöpferifche Kraft des Perfönlichen. Nur die Perfönlichkeit ift fchöp-
ferifch, im Schaffem wie im Genießen.

Otto Helmut Hopfen:
Die Vafe des Vergeffens.
Säjluß.
57. Emailleglänzend. weiß wie Marbelfiein
Ließ ich zwei Tafeln aus der Bafe fchwellen;
Zwei Briefe grub ich groß undjsolden ein.
ie wir auf Gräbern tun mit ibelfiellen. -
Und wie wir Grabesverfen Andacht weihn.
Als könnten fie das Rätfel uns erhellen.
Daß heute nicht mehr iii. was gefiern noch gewefen.
So muß ich immer wieder diefe Briefe lefen.
Die erfte Tafel.
Aus den kühlen Höhen des Engadin.
Geliebter. komm! Ach. könnteft du fehn.
Wie fehr man mich feiert im Bade.
Verweil' ich am Ufer der düfieren Seen.
Erklimm' ich zackige Grade. -
Stets werd' ich fiaunenden Blickes erkannt
Als Braut von dir. der den Phöbus erfand.
Welch Glück. Welche Wonne. Dein Ruhm ift mein.
Erfchein' ich in feftlichem Kreife.
Eilt jeder und bittet mein Tänzer zu fein
Und fagt mir auf zierliche Weife:
Die S önfte von allen aus nah und fern
Sei br utlich verbunden berühmtefiern Herrn.
Du großer Künfiler. Bräutigam traut.
Dir dank' ich jegliche Stunde;
Und gilt dir nichts. vergönne der Braut
Dein Lob aus aller Munde.
Mag raunen ein Neider von diefem und dem.
Mag immer zur Mutter fchleichen; *-
Kch kenn' deiner Seele Demantdiadem.
tr kann ihr Glanz nicht erbleichen. ,.

Die Vafe des Vergefiens
Otto Helmut Hopfen

Doch gefiern fchlich fich auch zu mir.
- Wir tanzten juft und [achten -
Dein Freund. dem du dereinft die Tür
Gewiefen voll Verachten.
Entrüfiet hab' iä) mich abgewandt.
Ich fühlte fein Auge fiechen;
Schnell bot ich einem Bekannten die Hand;
Da hört' ich hinter mir fprechen:
Du haft den .Künfiler der Klinik entführt.
Gib frei; mußt fonfi verderben.
?Ich kenne dich: Von ihm berührt
irf't du verweilen und fierben.
ch tanzte fort. ich kam zurück.
hn fireiften meine Kleider;
Za. rief ich. garfiig Vubenftück
urchfchaut man wie den Neider.
Er fiarrt' mich an wie mein Gefchick.
Ich floh in lufi'ge Runde. *ie-*- -
Umfonfi; - es traf mich ins Genie!
Der Hauch aus feinem Munde:
Grab ein ins Hirn; haft ihn entführt;
Gib frei. mußt fonft verderben.
Fühlft du es nicht?: Von ihm berührt.
_ Mußt welken du. mußt fierben,
7 Zäh hielt ich an und fah mich um; --
r war nicht mehr im Reigen.
* Dom horch. fein Wort ward nimmer fiumm. -
Mir fiedelten es die Geigen:;-'l
Grab ein ins Hirn; haft ihn entführt;
Gib frei; mußt fonft verderben. *"-
Fühlfi du es nicht?: Von ihm berührt
Mußt weiten du. mußt fterben. ..3,

W
O'Qual. nun wühlt in Ohr und .Hirn
Das Gift; ich darf's nicht hören.
Zfi's Wahrheit? - Web; - mich will's verwirrn.
s will das Glück zerfioren.
Was fieht mir fcbrecklich wohl bevor?
Warum fo jung fchon fierben'? _
Die Mutter flüfiert mir ins Ohr:
Reich Bräutlein läßt fich erben.
,i Nimm alles. alles nimm. was mein.
Die Lebende will fchenken.
Will dich. will fich von Gedanken befrein.
Unwürdig je zu denken.
Und hab' ich dich Liebfien zum Gatten gewollt.
Des mag die Kunft fich freuen.
Denn frei follft du das rote Gold
Für fie *- o nimm's - verfireuen.
Nun bifk du reich; nun bau dir aus.
So kühn es die Pläne bedürfen.
Zur herrlichfien Werkftatt der Väter Haus.
un bilde nach größten Entwürfen.
Unnahbar fkeht dein Künfilertum.
O fichre vor Neid fo Glück als Ruhm.
Doch fcheuft du zu nehmen. was gern ich gab.
Gebrauch' es den Spuk mir u ben.
llnd denke. du lbfef't den Aufztrag ab.
Den ein Maren dir gegeben.
Dann fchilßt uns die Kunft gleich Rofengerank
Durch Wunderwerke. - Das fei dein Dank.;
Die zweite Tafel,
Aus der Hohe und Sonne überm Ematal.
Goldgeflügelte Göttin.
Schütte dein Füllhorn aus!
Ptangen follf't du von Erze
Hoch auf meinem Haus.

Die Vafe_des Vergefiens_ Otto Helmut Hopfen

Will dich mit Silberfittich
Malen am düfieren See.
arrend ein gütiger Engel.
chuß. was auch gefcheh'.
Bi mir mit buntem Fittich.
M dchen. auf Firnengrat
Schön wie Sonnenfirahlen
Tanzend auf fchwindligem Pfad.
Seele. dich tragen weiße
Schwingen ins Morgenrot;
Unter dir kreifen im Abgrund
Wolken. Lafier. Not.
Doch ungeflügelt. Geliebte.
Betrittfi du blond und hell
Die blumenreicbfie Wiefe.
Du qehfi zum Lebensquell.
Schon nahfi du heiligen Waffern.
Bückfi nieder dich zur Flut.
Wirft bald die Schale füllen.
Die dir in Händen ruht.
Wirft raffen mit zitternden Fingern _z
Dein Kleid. marienblau.
Die Waffer werden umkofen
Dich. meine junge Fran.
Ich weiß in meinem Bufen.
Zeh weiß im Waldrevier
olch heimlich tiefe Quelle.
Die faß' ich kunfireich dir,
Zehn Säulen will ich türmen
us Lapislazuli.
Krifiallene czllempeldecke
Leg' rund ich über fie.
?98

Otto Helmut Hopfen: Die Vafe des Vergefiens
Die Säulen fiehn im Waffer.
Und um fie. weit gefpannt.
Sei reich aus Fruchtgirlanden
Ein niedrer Beckenrand.
Und wo der Quell im Becken
Entperlt dem hohen Berg.
Soll weiß fich widerfpiegeln
Ein Marmorwunderwerk.
Es fei Symbol Toskanas.
..Die große FruHtbarkeit.“
Und trage Deine Züge
Zu weiter Folgezeit.
Aus heiligen Brüfien firbme
Des Waffers reines Naß
Vom Berg. zu Tal. zur Ebene -
Mein Werk - ohn' Unter-laß.
Viel Blumen. viele Tiere
Siehe darum gefchart.
Und dankerfüllte Menfchen
Segenreich gepaart.
Geringe NifGe laß' ich
m vordern Sockelrand
._ ltr nnfere Afchenurne.
Wenn wir derernf'i verbrannt.
Ein Stückchen rofa Marmor
Halt' ich dafiir bereit. '
Auf Japans heiligem Berge
Far*d ich's in Jugendzeit.
Solch Grabmal fchafft nur Liebe.
NiGt Mä enatengunfi.
Doch vorher heißt es - leben.
Heißt: Gluck im Dienft der Kunfi.

58.
59.
60.
61.
63.
Wenn nachts der Sturm erfchiittert das Gelände.
Erdröhnen oft in fchauerlicher Klage.
O Vafe des Vergeffens. deine Wände
Wie Glockenfummen aus Binetas Sage.
Dann horch' ich angfivoll; ift mir doch. als fchlage
Des fernen Japans rofa Marmorfpende
Noch einmal in dir auf und berf'te dann. - zerfprungen . .
So tönen im Vergeffen nach: - Erinnerungen.
Erinnerung. öNeheirnes inneres Zittern.
Gefan der erven. jedem Willen Hohn.
Du läfeft den. der einmal in Gewittern
Vom Bliß geftreift ward. von des Donners Ton
Noch jahrelang fo jämmerlich erfchicttern.
Daß er fich winfelnd fortfchleicht. felbfi vom Thron;
Mn [abt. erlöfk es feine Qual hinaus zu fchrein. - -- -
ein Schrei bifi. Vafeh du. - Wann wirft du mich befrein *t
Nochkzwei Reliefs. - ch fieh' davor. doch nimmer
Erkenn' ich Qual und [uch. daraus fie fiarnmen.
-lJhr follt erfcht'ittern. Bilder. -- Bräutlich Zimmer.
Weshalb naturgetreu in Goldgeflimmer'?
Und dann der Werkftatt. des Kamines Flammen
So fiill. fo fchdn. fiatt klagend zu verdammen?
Wozu die reine Form? - Armfelige Kauft. ich neide
Dem Dichter Gottes Trofi. zu fagen. was er leide.f ,
1-."
MeinZBrautgemach. - - In beiden Rahmenecken
wei fchöngefchnißte lachende Gefialten.
icht tragende pompöfe Negerrecken.
Wie hofft' ich einfi mit diefen bunt bemalten.
Verfchwiegenen Wächtern meine Frau zu necken.
Ich konnt' mich ftundenlang mit ihnen unterhalten
Und dachte mir im voraus von den fchwarzen Seelen
Biel Märchen aus. um fie der Liebfien nächtens zu erzählen.
Verborgenes Werben zärtlicher Ideen.
Wie Perlen ftarbt ihr in der Liebe Wein.
Beiß. Mufchel. zu. fonft mußt auch du vergehn.;
ur Erde rinnt. wie Tränen über Elfenbein.
er kurze Traum. - Die Neger fiampft' ich ein;
Doch ließ ich ihren Typ im Bild befiehn.
Weshalb kein Lachen da. wo mich das Schickfal fchlug? -
Noch jauehzt das w-inde Meer. das Xerres' Flotte true.
Mußt' ich doch felbfi zuerft mit Lächeln fchaun.
Wie Gudrun-fchön. mein angetrautes Lieb.
Sich nicht in meine Nähe wollte traun.
Wie Froft. wie Glut ihr übers Antli trieb
Und fie mit itternd unbefiimmtem raun
Gekreuzten » rmes an der Schwelle blieb.
Ich fprach auf fie mit Heiterkeit und Klugheit ein;
och fie begehrte nur: Laß. Sandro. mich allein.

Otto Helmut Hopfen:
Die Bafe des Vergeffens
64,
65.
66.
67.
68.
69.
Sie batf befchwor mich, wehrte fich zum Schluß
Und wollte zur-tend fich zur Türe wenden;
Da griff ich zart nach ihren beiden Handen,
Die Lippen drückt' ich drauf im leichten .Kuß
Und fprach: Sei lieb; wie foll das Leben enden,
Des erfie Stunde zeitigt den Verdruß? -
Komm her. _Aus freien Stücken komm. _In meinen Armen
Wird - wörft du felbfi aus Eis - dein zaghaft .Herz
erwarmen.
Sie weicht zur Wand zurück; ich überlege
Und fchau ringsum: Nichts fehlt im trauten Nefi,
Was Luölt dich? - fag' ich. - daß ich's von dir fege.
Was ngfiigt dich? - Heut iii doch o zeitfefi. - --*
Sie fieht zur Tür; ich tret' ihr in den eg.
Sie fieht zum Fenfier; das ifi winterfeft, -
Sie lauert fich in fich, da jede Flucht verfperrt; -
Ich fiarr'xin ihr Gefichtf das fahl wird und verzerrt.
d.
Sie fiarrt auf mich; welch Blick. fo wire." fo heiß.
Zfi'ö Wahnfinn? Furcht? Jfi's halb ierfiicktes Werben? _-
udrun . . 7! - - Sie fGweigt; und dennoch klingt es leis
Durchs Brautgemach, als weine fie: - Ich weiß:
ch muß dich laffen oder muß verderben.
ie wild du blickf't. - Du willfiF - ich foll - bald fterhen.
Da ward es fiill; zum Atemholen felbfi zu fiill.
Mir fiand mein PulsxZjmein Leben plötzlich fiill.
Dann aber brüllt' ich auf: Betrachtet-7S. uk.
Nur Fifchblut nicht dich aus zum Selbfibetrug.
Soll ich den Baum in meinem Wappen höhnen,
Der taufend Jahr geerbt von Sohn zu Söhnen?
Gudrun. Du zogfi mich lange hin, Genug.
Des Lebens Preis heißt: Eine dich dem Schönen . . .
- - Wie 'eJan Bolognas Held, der die Sabinerin raubte.
Trug hoch. voll Jugendkraft, die Frau ich überm Haupte.
Ein Schrei. - - Ich hab' ihn iheute noch im Ohr; --
Bald hat die Nacht uns'freundlich ein efponnen;
Mir fang von Glück und Ruhm ein Sngelchor.
Von Liebesglücl, das mutig ich gewonnen; - *-
Nichts träumte mir von den-if was ichperlor. - - -_
n diefer Nacht war Glück und Ruhm zerronnenf
erronnen wie der Glanz des Schnees auf hohen Türmen,
l efxhmolzen unterm Flugfand von Schirokkofiürmen.
Woher fie plötzlich wehenf Luft und Leiden-i*:
Warum fich Schnee und Staub dem Turme nahn."
Weshalb fie diefen treffen. jenen meidenf *-7
Wer kündet glaubhaft mir die Löfung an?
War's meine Schuldj war's ihre? - Schuld von beiden?
Zeh fehe nur. wie Meltau, fchweren Wahn
en Menfchen hingeweht aus fluchentrüäten Gauen;
Nur Opfer brauchtf nicht Schuldf des Schickfals [Zhmend
rauen.

70.
73,
74,
75.
76.
Sehiclfal. *- Aus Ohnmacht fluch' ich deinem Walten.
Du maßlos Dingt von Toren nur befungenz
Wie foll der Geiftj wie foll die Faufi dich haltenj
Chamäleonz von Willkürlufi durchdrungenz
Wo faß ich dich? - Du bifi nicht zu gefialtenj
Vifi nichtsj bift alles. - Einzig du entbunden
Von jeder Regel; tänzelnd in des Zufalls Spur,
Ein Feind der Kunfi und Hohn der ordnenden Natur:
Wasj Zufall? Schiclung? - Umgefiülpte Worte.
Nur Masken feid ihrf lugnerifch erdacht. *-
Bevor ihr lamtj war Ordnung hier am Orte-
Und fiiller Frieden hielt der Werkfiatt Wamt,
Gefallen ifi der Glanz durch meine Pforte-
Gefchiät ward Ruhm und Argwohn angefaiht.
Welch Meifierfiücl. - Verräter der Gerechtigkeit,
Womit verdient' ich- Zufall, folches Herzeleid?
Womit verdient' ich- Sthiäfah daß mein Lieb
Verfiört fich von mir fchlich in erfier Stundez
Womit verdient' ichj daß ich einfam blieb-
Als ich erwathend umfehaut' in die Runde?
Und was verbrach dies Kind, dem fich aus fremdem Munde
Ein einzig Wort ins Hirn zerfidrend trieb?
Und weshalb ahnt' ich, klagt' ich nicht vor ihrer Türe -,
In Arbeit hoffendj daß die Lieb' fie zu mir führe? -
af bei der Arbeit wehrt' ich jedem Grollj
a durft' ich fühlend ihre Form umkreifenj
Mit jedem Pinfelfirichj mit jedem Zoll
Des Wachfes zarte Ehrfurcht ihr erweifen-
Durft' ungeftraft ihr fchmeicheln und fie preifeu.
rhaben und erhebendj wundervoll
Sthuf heilig ich der Gottheit Antliß Zug um Zug
So fchöm wie liebend ich ihr Bild im Herzen trug.
So faß ich auch des Morgens am Kaminj
Slizzierte emfiglich auf meinen Knienj
Ch' ich von neuem trat zum Wachsmodelle,
Da lnifiert' Seide über meine Schwelle. -
Bekannter Schritt; - ich fchwieg; - Gudrun erfcbien. _-
Sie fiand; - ich rührte mich nicht von der Stelle. *-
Ganz leife nun ein Murmeln hinter meinem Rücken,
Da wandt' ich mich und bat: Komm, fo wird's beffer glurien.
Sie fiand am Eingangj aber fprach kein Wort,
Herzllopfend fah ich auf von meinen Skizzen-
Da hob fie fich auf ihre Zeheufpi en
Und wiegte fo fich leife fort und fort,
Komm näherj fagt' ichj komm, um mir zu fißen. - -
Du willft es nicht? - Noch nicht? - So bleibe dort.
Nur fliehe nicht aus Furcht, ich lbnn' dir Leides tun. _
Kein Hauch gab Antwort; aber lächelnd blieb Gudrun.
Natürlich wellend riefelten die Locken
Von Stirn zum Ohr und Nacken goldig nieder-

Otto Helmut Hopfen:
Die Vafe des Vxgefiem!
7d'.
79.
80.

Ein Strähnlein fiel auf ihre blonden Liber.
Ein anderes guckte rückwärts. - faft erfchrocken -
Und tanzte doch alsbald zum Bufen wieder.
Ich fah dies Spiel mit jubelndem Frohlocken.
Nun fchien die Müh der leßten Stunden leerer Tand.
Der wertlos vor des Lebens reicher Form verfchwand.
Nie war ich meines Könnens mehr bewußt.
Viel Bilder fprangen auf. die in mir ruhten; -
Zu fchwach der Stift. Der Glanz von Hals und Vrufi.
Des Auges und der Haare Lichterfluten
Schrien nach des Pinfels königlicher Luft.
Nach Shmphonien verwandter Farbengluten. -
Zu matt auch das. Weshalb die tote Fläche brauchen?
Viel edler war's. dem Wachfe Leben einzuhauchen.
Gudrun. ftohlockt' ich laut in Schaffenswonnen.
Sokfollft du meiner Quelle Segen fpenden.
Jeßt bift du fchön. wie heiße Sommerfonnen;
Hätt' ich noch hundert Jahre zu verfchwenden.
Nie könnt' ich alles. was ich fchon erfonnen.
Zu deinem Preis. zu deinem Ruhm vollenden,
Da flüfterte Gudrun und fah mich firahlend an:
Hab Dank. mein Freund; die Schenkung ift fo recht getan.
Ich hört' fie kaum und ftürzt' ihr fchon zu Füßen:
Hab Dank. du. du. - Du haft zurück gefunden;
Vergangenes fei verfchwiegen und verwunden.
Die Zukunft lacht mit hunderttaufend Küffen;
An meinen Lippen wolle ganz gefunden;
Die Liebe lohnt mit heiligfien Genüffen;
O du. komm her und laß dich an mein Hetze preffen - - -
Welch Leid! - - Ich ftand an einem Abgrund unermeffen.
Sie fang und tanzt' umher und fah mich nicht.
Verlorener Liebe rührende Gefialt.
Sie fang mit plötzlich fremdem Angeficht.
Mit einem Stimmchen kernlos und uralt.
Und was fie fang. - mein eigenes Gedicht.
Ein Sonnenlied und doch fo todeskalt:
Goldgeflügelte Göttin.
Schütte dein Füllhorn aus.
Prangen follft du von Erze
Hoch auf meinem Haus.
Will dich mit Silberfittich
Malen am düfieren See.
arrend ein gütiger Engel.
chuh. was auch gefcheh'.
Vif't mir mit bunten Schwingen.
Mädchen. auf Firnengrat
chön wie Sonnenfirahlen.
Tanzend auf fchwindligem Pfad - -

;* M
7
F

1e c"aze des Vergehen-.z Otto Helmut Horn-.3
Sie fiand und zittern* denn fchrie lie: "Schau nicht ie.
Kerleurnder. Nein. "fiinf "reiben, - -- Ach: . . iind ci.-
entnoh.
81. Und dann? Ja dann. -- ?Ci-F lang iind iieben Jahr-
'Ön fie-lin ein Licht in Netz tern zii-it der Schein;
E3 finit. es löfcht. a- ls dati'. ee. darc nicht fein;
O (Lott. _aid niir, dafi ici' ek .*cn qewoixre.
Das .Foit'nnngj-ZGt* (den-*fu 1.4 ihr. die mein. --*! ' -- --
„Mc-in.“ -- -- -> W e r innen. -'* an; '? Wer. hindert an *er *Dabu
Des armen Weibeö einen fijlien Libfeiiiedknfe'?
Wer find die Menfchen ringe- und weigern meinen Grim* --7
82. Die Mutter nnd die Freunde --- Welche Welt
Der' Kanes; (Rott. icli konnt* fie nicht *Zerfbhnem
Wolli' win'clnd nicht ein Schuldbeienntms fiöhnen,
Wo fie. nur lie die Felfen aufm-fiel".
An denen Guter-uns leichtes Schiff zericliellt.
Laut mußt' icli fie verachten und vertretenen.
Wie baldxward. was icli-fur die ,Minn verbric-ft geglaubt,
Ward Rn* und Ehre mi; durch ihre 'Macht exe-raubt. i
i
83. Nun Much-*rer um mein Befitxtum fchleiehen
ind lichen Kreife. die fiel» fchon verenaen, '- j
"ich -eh's. - (sierung. -- ("ielerpt ward jedes Innen.
Uran wie Harz vergangene Leiden traum-n.
Erinnerung. fiirbi -- Ich will die 'Jahre firejciicn,
(Will 'vi-'der frei zu neuen* Leben drängen.
Alb' Sara nennt' ici» Berg-.**iensvafe. died errichten'
Ich fchl'efee dich ulsf_(*lrud mit (fiimwtenf.Humnsiciiiciiten
84. iind wieder fiel-en Jahre "ind v-*rronnen. *-
Ein 'Oampier ic“. *rt *or-u Broolinrie were-ern Strand;
Der .iii'infiler kehrt zutun' ins Vaterland;
"ihn friert vor Sehniuciit nach Italiens Sonnen.
Die neue Welt hätt' gern ihn aan'. gewonnen.
Doch endete die *Oil-Lim, der er fich band.
Lebt wohl. habt Dank. ihr jungen firebfa-.nen Nationen.
:ihr gabt dem Freixieen Kraft. im Heimatgan zu wohnen.
8“). Die Fahrt geht gut durch helle Frithlinnsnaelit.
(Sie See liegt iiill; nur felten Möwe-n fil-rein;
Die Pain-miete iciilafen; aan). allein
?er Kim-'ifm noth aut dem Ver-decke wacht.
Di *vi-.rein - als innig er nach Hans gedacht. --
*Jim 'nun-*nd ou*2 tem Meer im Rebell-bein
Ö e -' *ie lee. *Z'.e.1.ii--ns glänzend emaillierr.
'7,7-7- .7 if e". 1|'.i.- heiter? aus alter ?eit verziert,
Q'.- 1:7.d - *- 0.(- »t-r Träumen er iie fcläant.
Lear * - -a'Zek *Nuit und alter Groll.
Lie'. " * ** n.. "*'r dem er Zoll um Zoll
Die 1 icnmerzlich aufgebaut.
ä. 7- - 'qk- zer.: *ane-ben kninniervoll
.sich 1* .*'. 7 *. »let'- in die Rufe fine-t.
Me-a* *..k-e *.-*"'.'k .Lage Web und Freuden hingen.
.7 l 1'
("er _ . - (eine. :ie Haus und Liedlingsbank umfinqrn.

“272.1
e.

.*
Jahrgang
1 9 o 8
i i *7;* i * '7- i .
. i _ .'-1 _-
,LIQ-j'k* s ,x :k-
u *"- *- . >
,FFW kk. tax-.7.; . -
. U .F1 _ k. .
-
... '. -'-
' Fe..
w":
*K .
. - g - ,4W
WMP..
.Ã„t-
zt?
-_ t.;
i
3-.
I
*
Prof, Peter Behrens:
Gefellenhaus zu NeuÃŸ,
(Zum Artikel v. I. A. Lux.)
Mit gÃ¼tiger Erlaubnis
des Verlages:
â€žHohe Warte". Leipzig.



Otto Helmut Hopfen:
Die Vafe des Vergefiens

87.
88.
89.
90.
92.
93.

m Mondenfchimmer eilends fort getrieben
as Schiff die Meeresfläche fcharf durcbfchnitt;
Die Rochen in der Kielfpur rückwärts blieben.
So fchnell die Fahrt. die Möwe kaum hielt Schritt.
Doch mühelos in gleichem Abfiand drüben:
Die Bafe und er felber zogen mit.
Es klang: Du magft noch fchneller. nochmals fernhin ziehn.
Nie wirft im Ingrimm du vergangenes Leben fliehn.
Vergangenes fliehn? - So feige war ich nie.
ch hab s in Erz gebannt und überwunden.
ab' durch des trohigen Willens Energie
in neues Leben. neuen Ruhm efunden.
Narrt heute nochmals mich die * hantafie
Und zeigt die leßte Spur. die nicht verfchwunden.
So will ich diefer Nebelfrahen Mahnung hören.
Im Feuer. das fie fchuf. die Bafe bald zerflören.
Der Eilzug lief mit nächtlichem Beef citen
Ein in Florenz. Die düfire Bahnho shalle.
Durch die noch immer eifige Winde wehren.
Empfing den Reifenden. und aus dem Schwalle
Der Wartenden wei Bauern um fich fpcihten
Und laufchten. ob des Herren Ruf erfchalle.
Schnell fah er die Livreen. die kaum getragen waren.
Gewohnter Schnitt feit feinen frühfien Kinderfahren.
hm war. als wär' er gefiern fortgezogen:
m Gitter fand er feine Wagen halten.
Rings fchmale Köpfe. Nafen lang gebogen.
Berbrannte Haut mit tiefen Sonnenfalten. -
Ein Kindervolk. vertändelt und verlogen.
Braunblondes Haar auf hageren Gefialten.
Mit Augen dunkelbraun und Augen hellfier Bläue.
Voll Liebenswürdigkeit in Trug und halber Treue.
Wie jung gewohnt. des Ponnys Zügel faßt er
Und fährt im Trab wie viele taufend Male
Schnell übers weltberühmte breite Pflafier.
Das Baptifterium liegt im Mondenftrahle.
Und hinter ihm in buntem Alabafier
Erglänzen herrlich Turm und Kathedrale;
Am Plah der Signoria fchlafen fchon im Lenze
Bermummte Bettler wie feit jeher in Firenze.
Nun Ponte vecäjio. nun der Vorfiadt Profa.
Dann fchnell durchs Tor hin zu Toskanas Kerne
Die Sienefer Straße nach Eertofa
Und übern Emafluß, - Noch fiehn die Sterne
n voller Pracht. doch fchon beginnt mattrofa
m orizont in Eafentinos Ferne
Die ümmerung. - - Das Ponny hält. - Schnell
fchließt ein Bauer
Die kleine Pforte auf in der Podere-Mauer.
Der Herr tritt ein. Die Tür fchlügt zu. Die Wagen

Auf fieiler Straße knarrend bald entfchwinden.
20
305

Die Vafe des Vergeilens
Otto Helmut Hopfen

9-1.
95.
96.
97.
98.
99.
Er fchautjein Gut'in niauerfeften Lagen
Von Tal zu Berg in fiundenweiten Gründen;
Für folch Befißtum ließ [ich manches tragen,
Selbft fieben Jahre fremder Welt verwinden;
Frei hat er's von den ftolzen Ahnen übernommen7
Dutch feine Schuld follt's nicht in Wucherhünde kommen.
Das war erreicht durch Wachen nnd Verzichten.
Ein Opfer nochf dann war der Trank geleert7
Die Bafe galt's noch fehmeliend zu vernichtenj
Dann war vollbrachh was Frieden ihm befchertj
Vertilgt das letzte Zeugnis der Gefchichten.
Die nun fchon zweimal fieben ?ahr verjährt,
Gelöfi der eigene Fluch auf un ruchtbaren Mühn.
Bald follte neu der Pflug der Vafe Platz durchziehn.
Entfchloffen ifi er drauf bergan gefchritten. - - -
Ölbaume fiehn auf hohen Steingeländern,
Seit vielen hundert Jahren gut befchnitten,
?in gleicher Art gefiußt an Stamm und Rändernj
ach unten treibendj offen in der Mitten-
Das ifi ererbt und will fich nicht verändern;
Nur unter neuen Herrn und rauberifchen Pächtern
Kann's_wuchernd fich in wildem Trieb verfehlechtern,
Ölbaume heben ihren Blütenfegen
Und ihre'*fchn1alen filbergrauen Blatter
Des Tages erfiem Sonnenfirahl entgegen,
So zartf fo jung. - Zum Schuß vor Wind und Wetter
Möcht' fireichelnd man die Hand darüber legen.
Der Künfiler tut's und lange finnend fieht er:
Fafi mitleidvoll muß er die junge Rinde fireichem
Muß dem Olivenbaum fein ganzes Sein vergleichen.
Doch nur dem alten Sram-ne gleicht er heut'j
Von Menfchenaxt und Schickfalfiurm getroffen.
Der doch, fobald der Frühling fich erneutj
Den jüngfien gleich in ewig frifehem Hoffen
Die Blütenpracht in alle Lüfte fireut;
Zerfpalten Holz, dafür dem Himmel offen;
Gefchloffenes Krdnlein einft7 - jeßt weit in hundert
Zweigen. - --
Er fchaut und träumt; - daf _ horch _j aus feinem Garten
fieigen
ur Morgenfonne Triller. - Vögel fingen. -
ar's moglich hier zu Land, wo fie mit Fallen
Millionen Vögel ins Verderben bringenf
Millionen andre ruchlos niederlnallenj
Da gab's aucheheute noch vor Tod und Schlingen
Gz'e fi ch e rt Lied für füße Nachtigallen?
Mein Haus. ohn' Dornen-Schuß- den fchdnfien Melodien
Ein heiliges Afhl der Welt Melancholien'? -
Der Künftler eilt hinauf voll Seligkeiten;
Schon fieht er feines Turmes troß'ge Maffe.
Schon fich das Dach in blauen Äther breiten;

Otto Helmut Hopfen:
Die Vafe des Vergeil'ens
100.
101.
102.
103.
104.
105.
Und die Eypreffen dem Portal zu leiten. -
Ein Grifff ein Schwung - er fpringt auf die Terraffe; --
Er horcht und - fiußt. Jufi bei der Vögel ficherrn ort
Dort muß die Bafe-fiehn. - Er fchaut. - Nun ifi fie ort,
Die Vafe fort, - - Wer wagte fie zu rücken?
Wer konnt' es? - Oder fchlugen Räuberhände
Des Meifiers mühe-volles Werk in Stücken?
Unmöglich. Denn kein Beil durchbaut di e Wände.
So wagte jemand hinter feinem Rücken
hm vorzugreifen, ganze Waldbefiände
um Scheiterhaufen aufzufchichten. daß die Gluten
Hin leuchten mußten bis zu beiden Meeresfluten? -
Doch nein. Der Wald f'tand unverfehrt dort droben.
Des Herren Phantafie nur, ohne Zügel,
Erfthlug die Bäume. - Lauter ward's. dann' fioben
Von dortf wo fonfi die Vafe fich erhoben.
Biel muntere Sänger auf mit flinkem Flügel.
Verlaffen "tand ihr Neftf - ein runder Hügel.
Ein kleiner Berg von Rufenf zum Gefiräpp verwachfen-
Unzählige Blüten an viel hundert dornigen Achfen.
Die fchienen [ich mit Wollufi zu durchdringenf
Den Boden übermätig zu durchbohrem
Mit Laubengängen in die Luft zu fpringen
Und rückwärts wieder durch die eig'nen Poren
Viel Wurzelwerk und *Lifte durchzufchlingen:
Ein Wundertetnpeh wahrlich auserkoren
Zum Sitz der Fruchtbarkeitf drin Nachtigallentäne
Sich wandelten zu Rofen ewiger Fri'ihlingfchöne.
Da fchlägt mit Macht die Sonne ins Geranke.
Erzwingt fich Bahn wie lichter Wahrheit-Wille:
„Im Innern blinkt . , . O jauchzender Gedanke,
Der Rofentempel ifi nur Märchenhr'ille! . . .
m Innern - - fei gegrußt!! - - emailleblanke.
u! Vafe des Vergeffens!“ - - _Heilige Stille
Umwogte diefes Glück von Glut und Widerfcheinen. -
Datein klang leife nur des Heimgekehrten Weinen,
Und Tränen fchmolzeu mächtiger als Feuer
Den letzten Groll und Grimm vergangenen Lebens;
Gerettet fieht er und fo ward ihm teuerf
Was er im Wahn zerfiören wollt'. - vergebens.
Entfchwindend Leid ward feltfam Abenteuer.
Verklärt erfchien das Werk des reinen Strebens:
Symbol Toskanas. Tempel großer Fruchtbarkeit.
In Liebesgliicl erträurnt/ erbliiht aus tiefem _Leid.
Verfähnt/ erläfi fchaut von der Ahnenfefie
Der Känfiler talwärts auf die Stadtquartiere.
Blicke auf Firenzes Kuppel und Paläfie,
Verweilen ihm im Garten weiße Stiere
Mit rotem Kopfpuß an Olivenäfie
Beim Pflügen ftreifen. wundervolle Tiere.
Wie fchwerer bunter Segen quillt's aus Frählingsgauen.
Und Singen jauchzt zum Himmel auf7 zum dunkelblauen.

20*
307

Briefe von Karoline von Humboldt an
Bunfen.
Karoline von Humboldt. geb. von Dacheröden. gehört zu den aus-
gezeichneten Frauen. die in der klaffifchen Epoche unferer Literatur den
Größten unferer Dichter. Schiller und Goethe. naheftanden und mit
reifem Verftändnis und inniger Teilnahme ihr Schaffen und Wirken be-
gleiteten. Schon in der Mädchenzeit mit den Schweftern Lengefeld
befreundet. lebte fie nach ihrer am 29. Juni 1791 vollzogenen Vermäh-
lung mit Wilhelm von Humboldt auf ihren Gütern in der Nähe von
Halle und Erfurt. in Erfurt felbft und Jena. machte mit ihrem Gatten
und ihren inzwifäjen geborenen Kindern Karoline. Wilhelm. Theodor
eine mehrjährige Reife naäj Frankreich und Spanien und fiedelte 1802
nach Rom über. wo ihr Gatte diplomatifcher Vertreter Preußens ge-
worden war. Hier beginnt ihr Briefwechfel mit der Fürftin Karoline
Luife von Schwarzburg-Rudolftadt. geb. Prinzeffin von Heffen-Hom-
burgI) Sie war am 26. Augufi 1771 geboren. verlebte unter zahlreichen
Gefchwiftern ihre Jugend. heiratete am 21. Juli 1791 den damaligen
Erbprinzen von Rudolftadt und führte nach dem frühen Tode ihres Ge-
mahls die Regentfchaft ihres Landes. Von ihrem reichen inneren Leben
geben zahlreiche Briefe und Tagebuchaufzeiäjnungen Beweife. und mit
Recht fchildert Wilhelm von Humboldt fie in einem Briefe an Charlotte
Dinde vom 2. Januar 1827: ..Sie befiht fehr viel Kenntniffe. vorzüglich
aber das. was man nicht ohne eigenen tiefen und umfaffenden Geifi
erwirbt. Jhre Briefe find gleich geifi- und feelenvoll. und im Gefpräch
äußert fich dasfelbe noch lebendiger und immer mit der größten Ein-
faajheit und Befcheidenheit. Sie ift daher eigentliäj auch kaum gekannt.
nur bei den wenigen. die der Zufall ihr näher gebracht hat, Sie ift
fehr religiös. verbindet das aber fo fchön mit dem tieffien und freieften
philofophifchen Nachdenken. daß die Religiofität ihr dadurch noch mehr
eigen wird.“ Für das Verhältnis zwifchen Frau von Humboldt und
der Fürftin. wie es auch in den Briefen hervortritt. ift die Äußerung
der erfteren an Lotte Schiller (Charlotte von Schiller 2. 190) bezeichnend:
..Die Erfcheinung der Fürftlich Rudolfiädtifchen Familie hat mir die
größte Freude gemaajt. Die Fürftin ift mir innig lieb geworden; fie
gewinnt und wächft einem recht ins Herz. je mehr man fie fieht. An der
Schwefier mag auch etwas fein. aber fie i| fchwer aufzufchließen."

1) Eine wenig gefchiate Biographie der Fürftin hat B. Anemüller
(Rudolfiadt 1869) gefchrieben.

Auch Humboldt hat einen langjährigen Briefwerhfel mit der
Fürfiin geführt. der in der Briefabteilung der neuen akademifchen Aus-
gabe feiner Werke erfäfeinen wird. Die Briefe Karolinens reichen bis
nahe an ihren Tod und werden in Rudolfiadt im Nachlaß der Fürftin
aufbewahrt.
Die Korrefpondenten Bunfen und Stein bedürfen keiner näheren
Charakteriftik. -
Wir geben vorläufig die Briefe an Bunfen und Stein. getreu nach
Orthographie und Interpunktion. wieder; auf die Briefe an die Fürfiin
Karoline Luife von Rndolf'tadt werden wir demnääffi zurückkommen.
A n B u n f e n.
Berlin. den 11. März [1823.]
Ew. Hochwohlgeb.
fage ich den verbindlichfien Dank für Ihre gütigen Zeilen vom 15. Fe-
bruar und unter fo vielem erfreulichen und tröftlichen was fie für mich
und Humboldt enthalten. wohin ich vorzüglich die fortgefehte Aufmerk-
famkeit zähle die Sie dem Teftaccio fchenken. muß ich Sie innig um die
Beforgniß bedauern die Sie wegen der Gefundheit Ihrer lieben Frau
Gemahlin hegen. Carlsbad ift ein hartes Mittel. wenn man fo einen
Haus Stand in Nom hat. zumal die Art Eur. die auf beginnende Leber-
verhärtung geht. wiederholt werden muß. Sollte unter den unzähligen
Quellen die Caftelamare u. Jfchia darbietet nicht eine fein die Carlsbad
in feinen auflöfenden Qualitäten nahe käme? ich wenigfiens habe eine
außerordentlich auflöfende Wirkung in der Eur beobachtet die im Jahr
17 mit meiner Tochter Caroline vorgenommen wurde. u. mein herz-
licher Antheil an Ihrer Lage maäft es mir doch fehr wünfchenswerth
daß Sie mit Hrn Doctor Schönberg in Neapel deshalb confultirten,
Ich habe einen forgfamen Arzt in ihm gefunden. Der fel: Namdohr')
war nicht zufrieden mit ihm. allein dem war wirkl: fchon damals nicht
zu helfen. Sollte aber Ihre Gemahlin nach Earlsbad kommen fo bitte
ich Sie doch infiändig. daß fie nicht verfäumen mit einem deutfchen
(Carlsbader kennenden Arzt) vorher zu reden. Weigel in Dresden. Ruß
in Berlin find zu empfehlen. Die Carlsbader Ärzte (was man freyliäf
wegen der jungen Frau Parthey jeßt in Rom nicht recht laut fagen darf
find fehr unwiffend).

1) Friedrich Wilhelm Bafilius von Ramdohr (1757-1822). ju-
riftifcher und Kunfifchriftfieller. 1815 juriftifcher Nefident in Rom. 1816
Gefandter in Neapel.

Eggers)) ift feit ein 8. oder 10. Tagen hier und foll hier ein paar
fürfkl, Portraits machen. Möge er damit nur nicht zu lange aufgehalten
werden. Er bringt fchöne Befiellungen mit nach Rom u. ich wünfche
nur daß er mit dcn Zahlungen dann gehörig unterfiiilzt werde. Aller-
dings ifc die Lage der Künfiler beunruhigend. .Hier find mit Schadow.
Begaffe und Wach wohl fo viele wie irgend im hifiorifchen Fach können
befchäftigt werden. bisher haben viel Königliche Beftellungen Statt ge-
funden. Indefien höre ich außer einer großen Portrait Befiellung die
Wach hat u. auf das köftlichfie lößt jeßt von keiner neuen. Das Mufeum
wird erft in 4 Jahren bis zur inneren Ausfchmückung kommen - man
fpricht in einer ofnen Halle von Fresco Bildern - follten diefe unfrem
Elima wirkliaz angemeffen fein? ich bezweifle es. - Streliß ift ein
zu kleiner Ort nur das ein Maler fich dauernd da erhalte. auch muß
ein Künftler untergehn als folcher. der nie etwas fieht und nur aus
feinem Innern fäfaffen foll. Eggers fieht das alles glaube ich fehr ein.
fieuert jezt nach Nom zuriick u. will den Gang den die Dinge im Vater-
land nehmen von dort aus betrachten. Die Kinder aber nach Denkfeh-
land zu fenden. da es Knaben find darauf denkt er ernfiliih.
Bartholdis Defappointement kann ich mir denken. ich felbfi war fehr
frappirt zu hören daß er unter denen fei die auf Penfion gefeßt feien.
Ueber Ihre Stellung kann Er fich ganz beruhigen.
Wenn felbi't Graf Fleming den Titel als Gefandter in Nom empfängt.
fo würden Sie immer dort als Gefchäftsträger bleiben, Dieß weiß ich
von fehr guter Hand.
Ich fage 1,000 Dank fiir das Diario und das Edict. Beides find
merkwürdige Stükke.
Die Meinigen empfehlen fich fehr. Empfehlen Sie mich Ihrer
Gemahlin. der guten Eggersi) und laffen fich die Einlage freundliihfi
empfohlen fein.
Ergebenfi
K. Humboldt
geb. v. Dacheroeden.

') Karl Eggers. vor allem als Freskomaler bekannt.
2) Die Gattin Eggers. mit der er feit 1818 verheiratet war. ftammte
aus Wien und war eine Tochter des k. k. Landfiallmeiftcrs Seizer.

Tegel. den 24. Juny 1824.
Ew. Hochwohlgebohren
geehrtes Schreiben vom 12. v. M. empfing ich den 31. deßelben Monats. und hätte es augenbli>lich beantworten follen um Jhnen meinen innigen Dank für Ihre Sorgfalt in einer Angelegenheit auszudrükken die mir und meinem Manne fo fehr am Herzen liegt wie die der Sicherung unferer theuren Grabfiätten am Tefiaccio. Nicht weniger herzlich bitte ich Ew. Hochwohlgeb.. ihn heut anzunehmen und empfehle diefen theuren Platz fortwährend Jhrer theilnehmenden Güte und Sorgfalt. folange Sie in Rom verbleiben. Mit fchmerzlichem Antheil habe ich vernommen wie nah auch Sie und Jhre Gemahlin das Schi>fal mit diefem Ort der tiefften Trauer verflochten hat.
Der Wegnahme des nun wohl fchon fehr verfallenen Zaunes von Dornen wollen wir nun nicht länger widerfireben da für die Befriedigung u. Sicherung des ganzen Platzes geforgt ifi, Wie viel Dank find wir Jhren Bemühungen desfalls fchuldigl Die Zypreffen u. die Pinie die auf dem Grabhügel meines Wilhelm fieht wünfchen wir durchaus erhalten und gepflegt und follte ein oder der andere Baum ausgehn fo erfuchen Sie ja den Guten Valentinil) ihn nachpflanzen zu laffen. auch jährl. den Platz doch ein oder 2 mal reinigen zu laffen. denn das Unkraut wuchert fonfi dort gar zu fehr. Mit Freude u. Dank werde ich die Auslagen erfeßen. Grüßen Sie gütigft .ßen Valentini u. fag. ihm daß ich ehefiens feinen Brief beantworten werde. Mein Aufenthalt auf dem ,Lande u. eine Brunnenkur die ich gebrauche hat es mir in diefen Tagen unmöglich gemacht.
Empfehlen Sie mich auch Jhrer Frau Gemahlin und Frau Eggers")
die ja wohl noch in demfelben Haufe mit Jhnen wohnt. Ic() babe das Vergnügen gehabt Herrn GehSt. R. Niebuhr mehremale zu fehen und mich feines recht erfreulich guten Ausfehens zu überzeugen. Leider traf ihn in den letzten Tagen feines Aufenthaltes in Berlin die fchmerzliche Kunde des Todes feines jüngfien in Bonn gebohrenen Kindes. nachdem er Stunden der bitterf'ten Angfi um Lucian verlebt hatte.
Indem ich noch einmal in Jhren Brief blikke fällt mir das übereinkommen mit dem Maurermeifter auf das Sie fagen getroffen zu haben unfern Grabplaß zu planiren. Die Hügel unter denen die beiden

1) Der preußifche Eonful.
2) Sie wohnte mit Bunfens im Palazzo Eaffarelli auf dem Capitol.

ruhen find doch wohl davon ausgenommen? Den einen bezeichnet die
Pinie und den andern die kurze Säule. :diefe wünfche ich erhalten.
Leben Sie wohl u. glücklich in dem Lande der Schönheit u. meiner
ewigen Sehnfucht u. gedenken freundlich auch zuweilen Ihrer
dankbar ergebenen
Karoline v. Humboldt
geb. v. Dachroeden.
Mein Mann u. Töchter empfehlen fich Ihnen angelegentlich,
Berlin den 15. Januar 1825.
Mit dem innigften Dankgefühl habe ich Ew. Wohlgebohren Brief
und jedes Detail über die Stätte am Teftaccio empfangen. und einp-
fehle die Gräber meiner Lieben mit den Bäumen die fie befchatten fort-
dauernd Ihrer Fürforge. Ich habe die Zeit her d. h. feit beinahe 3 Mo-
naten fehr an einem Auge gelitten. fonft hätte ich fchon früher ge-
fchrieben und gedankt. Niebuhr ift nun feit einigen Wochen hier. Wir
fehen uns nicht oft. dazu ift er zu befafiiftigt. aber doch zuweilen und
dann fprechen wir viel von Rom das feinen Zauber über jeden ausübt
und follte es auch erft in der Erinnerung feyn. Ich habe einmal
mit ihm über die Angelegenheit der guten7 braven Frau Buti in der
Erbfchaftsangelegenheit des verfiorbenen Rudolf Schadowl) gefprochen.
Mir fcheint fie ungemein unklar u. der Frau ihre Sache verworren. Die
beiden hiefigen Erben des Rudolf haben aber die Miterbfchaft der Buti
genehmigt und anerkannt. und man muß daher doch aufrichtig wünfrhen
daß fie ihr denn doch auch werde. Niebuhr gab mir den Rath Sie zu
erfurhem fich doch in Kenntniß der Sache zu fehen. u. ich habe der Buti
gefchrieben fie möge Sie doch mit der ganzen Lage der Sache bekannt
machen u. um Ihren gütigen Rath bitten. Gewähren Sie ihr doch

1) Rudolf Schadow. der ältefie Sohn von Johann Gottfried- war
1822 in Rom im Alter von 36 Iahren verfiorben. Julius Sehnen
v. Carolsfeld fchildert in einem feiner '„Briefe aus Italien" vom
2. Februar 1822 den Tod und das Begräbnis von Schadow und fährt
dann fort: „Das Tefiament. welches Schadow (obwohl. weil ohne hin-
längliche Zeugen. nicht in ganz gültigerf rechtmäßiger Form) gemacht
hat. lautet fo. daß fein Vermögen in 3 Teile geteilt werdenf ein Teil
dem Vater. der andere Teil dem Bruder. der dritte Teil feiner Haus-
wirtin, der Signora Buti, zukommen foll‟ (S. 392). Die Briefe find
für Frau v. Humboldts Anteil am römifäfen Künfilerleben belehrend.

diefen. auch ich bitte Sie innig darum. Der guten Eggers bitte ich Sie
meinen freundlichen Gruß zu befiellen. Noch ift Eggers nicht von
Strelih hier zurück. und die Engherzigkeit feiner Großeltern hat fich durch
fein perfönliches Wiederfehen. fürchte ich. nicht gegeben. Sein Bild hat
hier einen allgemein günftigen Eindruck gemacht. Hirt erklärt es für
das erfte Bild auf der Ausftellung hinfichtl. der Farben. In der Rich-
tigkeit der Zeichnung. der Verhältniffe der Figuren gegeneinander wäre
indeffen manches zu verbeffern - doch muß man die großen Fortfchritte
die er gemaäft anerkennen. Leider ift aber keine große Beftellung von
hier aus erfolgt wie wir es hofften und ob fein Fürfi ihm jezt eine machen
kann in dem defolaten Zuftande in dem das Land und die Finanzen
find bezweifle ich. Ein jeder leidet überhaupt durch die unerhört ge-
funkenen Preife. Wer fein Gut felbft bewirtfchaftet und auch nur
mäßige Schulden hat kann kaum die Zinfen derfelben in dem Einkommen
des Gutes finden. Wer wie wir verpachtet hat bekommt kein Geld
oder mit den unglaublichfien Stundungen und nicht ohne Verlufie und
Erlaß. Dieß alles reist denn natürlich nicht zu Befiellungen im Faihe
der Kunft. Kein Menfch hat eigentl. Geld im Ueberfluß als die Ban-
quiers.

Leben Sie wohl mit den theueren Ihrigen. Empfehlen Sie mich
Ihrer Gemahlin. Madame Herz!) empfiehlt fich auch desgl. meine
Töchter. Die jüngere hat 2 niedliche kleine Mädchen und fieht felber
aus wie ein Kind.

Mit wahrer Ergebenheit u.*mit Bitte einer gütigen Beforgung
Ihre ergebenfte Diener-in
K. v. Humboldt
geb. v. Dacheröden.

Tegel bei Berlin. den 28. Juli 1825.

Ew. Hochwohlgebohren

Güte für mich erdreifiet mich Sie zu bitten dem Eonful Herrn Valentini
für mich 28 Scudi 30 Baj: zu zahlen. die wir ihm für die Umzäunung
u. Erhaltung des Zaunes um unfern Begräbnißplah am Teftaccio u.
Trinkgelder an den dortigen Eufiode in dem Lauf mehrerer Jahre fchuldig

1) Sie war mit Frau v. Humboldt zugleich in Rom und von dort
abgereift.

geworden find. Ich habe mit dem Geh: Rath Philippsborn hier des-
halb gefprochen. und er hat mich autorifiert Ew. Hochwohlg. zu fchreiben
daß Sie nur die Güte haben möchten diefe 28 Sc. 30 Baj. in die Rech-
nung der Legations Caffe zu fehen da ich den Betrag hier erfeßen werde.
Nehmen Ew. Hochwohlg. im Voraus meinen und meines Mannes Dank
für diefe Gefälligkeit.
Wir haben das Vergnügen feit dem 19. Olimpie Lengerichi) bei uns
zu haben. Wir gehen aber in wenigen Tagen auf unfre Befißungen
bei Halle u. müffen uns daher von ihr trennen. Wir haben uns mit ihr
wieder recht verrömert n. 1000 Erinnerungen find in uns wieder lebendig
geworden.
Ö1'. Eggers u. Mlle, Aug. Kleini) werden Sie bis 1. Oct. wohl
wieder in Rom fehen. Geflern nahmen fie hier von uns Abfchied. Emp-
fehlen Sie mich Ihrer Frau Gemahlin und Frau Eggers u. genehmigen
Sie den Ausdruck meiner hochachtungsvollen Ergebenheit
K. v, Humboldt
gb. v, Dacheröden.
Berlin. den 15. Nov. 25.
Ew. Hochwohlgeb,
fehr gütige Zeilen vom 9. October aus dem fchönen Frascati empfing
ich hier in den letzten Tagen des Octobers. wo ich eben nach 7 monatl.
Abwefenheit vom Lande zurückkam. Der Zufall wollte. daß gerade die
junge Frau Lengerich bei uns war. fo daß ich ihr erfreuliche Nach-
richten über die Zukunft ihres Bruders mittheilen konnte. Mein Mann
u. ich wir danken Ihnen recht herzlich für Ihre Güte fein Gefuch bei
Mfgr. Nicolai unterfiüßt zu haben. laffen Sie ferner diefe Angelegen-
heit Ihrem Herzen empfohlen fein. da wie natürlich. alle Wünfche der
Wittwe Buti darauf hinausgehen müffen den Sohn vor ihrem Tode in
eine Lage zu bringen. die ihm ein kleines Einkommen gewähre. Die
Buti ift 60 Iahre alt. und die Kräfte mit denen fie auf eine wirklich
Achtung erregende Art die Familie bis jetzt erhalten hat möchten doch nun
nachgerade nachlaffen.

1) Die Gattin des Hiftorienmalers Heinrich Lengerich. eine Tochter
der friiher genannten Frau Buti in Nom.
2) Augufte Klein war Malerin; Schnorr fchreibt am 4. Oktober 1825.
fie und Eggers feien vorige Woche angekommen.

Lengerichsl) Arbeiten haben hier von Kennern und Nichtkennern viel
Beifall gewonnen. Vor wenig Tagen erft hat der König die Bilder
gefehen. diefe eine Woche find fie dem Publikum ausgeftellt. und künftige
gehen fie ab. Er felbft mit feiner kleinen Frau geht dann nach Stettin.
Olimpie ift im fünftenMonat ihrer Schwangerfchaft und er muß
eilen. ihr Etabliffement dert. wie klein es auch feyn mag. zu vervoll-
fiändigen. Hier hat die Familie Langiona'i) die rührendfte Güte und
Aufmerkfamkeit für die guten jungen Eheleute gehabt. deren Befcheiden-
*heit u. Geniigfamkeit allen wohldenkenden Menfchen gefällt. Olirnpia
hat zum Verwundern Deutfch gelernt. Schadows auch. befonders die
Frau des Direktors. find außerordentlich gütig gegen Olimpia.
Fiir die Erftattung unfrer Auslagen an Hrn Valentini bin ich Ew.
Hothwohlg. fehr dankbar.
Mein Mann empfiehlt fich Ihnen _ergebenft und fieht der ver-
fproehenen Notiz über die cgyptifehen Monumente mit Erläuterungen
von Ehampollion mit Verlangen entgegen. Er ift fortwährend mit
feinen Studien beithäftigt u. wenn ich eine Gelegenheit finde werde
*ich fuchen Ihnen eine feiner letzten Arbeiten zu fchikken. die aber erfi
gedruckt werden foll. eine Abhandlung u. zum Theil Ueberfesung eines
indifchen Gediehts das mir fehr merkwürdig fcheint.
Sie werden wahrfcheinlieh Frau v. Ramdohr auf ihrer fo muthvoll
unternommenen Reife nach Neapel in Rom gefehen haben? Ob fie dem
Gr. Fl. eine recht erwünfchte Erfeheinung wird gewefen fein? Emp-
fehlen Sie mich. ich bitte Ihrer Gemahlin an deren und dem Wohlergehen
*Ihrer Brüder ich den herzlithften Antheil nehme. Der Oberf't v. Lepel
wird als General-Major in kurzem nach Rom zurückkommen. Die
Wiedereinftellung des Gen. Mai. v. Grollmann in die Armee hat eine
tiefe allgemeine Theilnahme erregt. fo auch die Ernennung des Ob. Pr.
, Merkel in Breslau. '
Grüßen Sie die Eggerfche Familie. Mad. Eggers wird ja nun
wohl zufrieden fein ihren Mann wiederzubefißen.

l) Lengerich. 1790 in Stettin geboren. lebte 1817-21 in Italien.
wurde fpäter Profeffor an der Berliner Kunftakademie und fiarb 1865.
2) Die Träger diefes Namens find mir unbekannt; das Berliner
Adreßbuch von 1825 enthält den Namen nicht.

Leben Sie wohl u. erhalten mir und den Meinigen Ihre freund-
fthaftl. Gefinnungen. Hochachtungsvoll
Ihre ergebene
K. v. Humboldt.
Berlin. den 18. November 1826.
An wen follt' ich mich wenden als an Sie. Verehrter Freund. um
dem Wunfch eines lieben alten Bekannten hier zu begegnen der die
hier näher befchriebenen Mofaiken von Rom aus. wo fie doch am fchönften
zu haben find. fpätefiens bis zum 1. Februar zu haben wünfcht. F e r t i g
und in der feinften Arbeit. fürcht ich finden fich die befchrie-
benen Stücke nicht. ich müßte alfo bitten fie bei den jetzt befien Mofaikiften
zu beftellen. Zu meiner Zeit war es Agneti auf dem fp. Platz. Aber
das ändert fich. Ob Grau in Grau fich gut machen wird? überlaffe ich
der Beurtheilung des Künftlers wie auch die fchicklichfie Farbe zur Jn-
caffatura. Die Auslagen bäte ich Sie. verehrter Freund zu machen und
dürfte ja wohl fie hier bei der Legations Kaße erfetzen? Fände fich ein
ficherer Reifender der direct hier herginge fo wäre das das wünfchens-
werthefie. fonft blieb nur die Pofi. Ich war Ihnen in Rom diefen
Sommer um beinahe die Hälfte des Weges näher gerückt. Den Ganzen
Auguft und bis Mitte Sept: verlebte ich in dem hohen Salzburger
Gebirg in dem Bad Gafiein. was mir recht eigentlich wieder einige
Lebenskraft gegeben hat. denn meine lange Krankheit im vorigen Winter
hatte mich in einen beinahe hoffnungslofen Zufiand von Schwäche ver-
feßt. Mit großer Schonung hoffe ich den Winter leidlich zuzubringen.
und foll dann Gaftein noch einmal brauchen. Empfehlen Sie mich
Ihrer Gemahlin und den Freunden die freundlich noch meiner gedenken,
worunter ich vorzügl, die gute Buti rechne und Ihnen recht dankbar für
die Güte bin die Sie ihr erwiefen.
Mit der ausgezeichnetften Hochachtung bin ich
Ihre ganz ergebene
K. v. Humboldt
geb. v. Dacheröden,
Berlin. den 2. April 1827.
Ew. Hochwohlg.
fage ich den verbindlichften Dank für die gütige und forgfame Beforgung
der Mofaiken. um die ich angegangen worden. Sie haben fehr gefallen.

und auch ich habe fie fehr fchön ausgeführt gefunden. befonders die beiden [unleferlich]. Weniger gelungen erfäjien mir die Lilie. Die diftinctive Form der Blume fchien mir nicht genau genug nachgeahmt. Ueber die Bezahlung erwarte ich Ew. Hochwohlg. Verfügungen. und wiederhole meinen beiten Dank.
Auf Ihre mir fo bekannten gütigen Gefinnungen rechnend. lege ich ein Briefchen für die gute Buti bei. Ie fäjwankender mir ihre Ge-fundheit fcheint je mehr wünfchte ich allerdings daß die Gute den Trofk hätte den Sohn in einem kleinen Amt zu fehen. Aber ich weiß auch wie fchwer überall dergleichen ift. und bitte nur Ew. Hochwohlg. das mögliche für die Familie zu thun. Immer werde ich es aufs dankbarfie erkennen.
Das Wohlbefinden Ihrer Frau Gemahlin und Kinder freut mich ungemein u. bitte mich erfterer beftens zu empfehlen. Auch mit meiner _ Gefundheit ift es den Winter über. nach den langen Leiden des vorigen Jahres. fehr leidlich gegangen. Gaftein hat wirkl. an mir Wunder gethan. denn ich kam fierbend hin.
Ew. Hochwohlg. werden beim Empfang diefer Zeilen fchon wiffen daß mein Schwiegerfohn Bülow als dieffeitiger Gef. nach Engl. ge-gangen ift. Obgl. ich nicht das ehrenvolle diefer Ernennung miskenne. ach! fo werden Sie mir doch beipflichten oder wenigftens mia) entfchul-digen wenn ich bekenne daß mir nichts fchmerzvolleres in des Lebens Epoäje in der ich ftehe hätte begegnen können als diefe Trennung von meiner fo lieben Tochter u. ihren holden Kindern. Das Leben lehrt einem recht fchwere Refignation. Meine Tochter wird erft in einigen Monaten nachreifen. Sie haben jeht die Savignyfche Familie in Rom. Möchten wir doch bald günfiigere Nachrichten von der Gefundheit diefes trefliehen Mannes hören! Ich bitte Sie mich ihm. feiner Frau u. Tochter angelegentlich zu empfehlen.
Wir haben feit vorgeftern das Glü> Herrn Min. v. Stein mit der liebenswürdigen Therefe bei uns in Berlin zu befißen. Er ift fo kräftig daß man gar nicht an feine Iahre denkt. Der Ob. Pr. v. Heidebrandt ift 2. mal vom Schlage getroffen worden. lebt noch. aber kaum hoft man fein Aufkommen, Auch Prof. Buttmann hat einen neuen Schlagartigen Unfall gehabt. der ihm das Schreiben unmöglich macht. und wird fehr bedauert. Prof. Bekker hat geheiratet. das werden Sie längft wiffen. Aber welch allerliebfte Frau er fich auf Rügen geholt hat wiffen Sie vielleicht nicht.

Meine Töchter empfehlen fich mit mir Ihnen. Ihrer Gemahlin und
der guten Frau Eggers. O könnte ich Sie alle doch noch einmal in
..der Stadt der Städte" nach der meine Sehnfucht immerfort gerichtet
ift. wiederfehen!
Leben Sie wohl und gedenken zuweilen
Ihrer
ergebenen
K. v. Humboldt
gb. v. Dacheröden.

An St ein.

den 16. Februar [1825].

Die Nachricht der bevorfiehenden Verheiratung Ihrer lieben ältefien
Fräulein Tochter.1) die mir Frau von Elaufewiß mitgetheilt. hat mich.
mein theurer und verehrter Freund. zu innig erfreut um mir die Freude
verfagen zu können Ihnen meinen allerherzlichften Glückwunfch felb| zu
überfchreiben. Ich weiß aus eigner Erfahrung welch ein feeliger Genuß
es dem Herzen gewährt ein theures Kind eine eigne Laufbahn des
Glückes und des Seegens anfangen zu fehen. welch eine Ruhe es einem
für die Zukunft giebt. eine liebe Tochter einem braven Mann angehörend
zu wiffen. um mich nicht ganz. geliebter. theurer Freund. in Ihre Empfin-
dungen hinein zu denken und mit Ihnen zu fühlen. Von Ihrem zukünf-
tigen Herrn Schwiegerfohn habe ich von dem meinigen. von Bülow.
fo viel Gutes gehört. daß ich wohl aus vollem Herzen Ihnen u. Fräulein
Henrietten meine Glückwünfche darbringe. Alles was Ihr Leben ver?
fchönert gewinnt fiir mich das tieffte Intereffe. ift mir gleichfam heilig.
Meine Liebe und Verehrung für Sie find in dem beften was der Menfch
in fich hat. begründet. Unfer Leben hat fich diefen Winter über ziemlich
|ill und einförmig abgefponnen. Ich habe viel an Kopfgicht und
einem fich daraus entwickelnden fchmerzhaften Leiden am rechten Auge
gelitten. was mich Monate lang in allen Befchäftigungen fehr gefiört
hat. Humboldt war auch einige Wochen im Spätherbfi gar nicht wohl.
Ießt aber geht es ihm und mir befier. Meine Kinder find wohl. Caroline
auf eine tief rührende Weife meine forgfame Pflegerin. Herrmann ift
fleißig und entwikkelt fich auf eine hoffnungsvolle Weife. Die Bülow

1) Henriette. mit Graf Giech.

hat 2 liebe kleine Mädchen und ift glücklich. Bülow wird gefchäßt und anerkannt. Den Kindern in Schlefien geht es auch gut. und mein kleiner Enkel ifc ein fchönes u. gefundes Kind.
Möchten wir doch fo glü>li>f feyn. Sie. Verehrtefter Freund. in dem Laufe diefes Jahres wiederzufehen. Welch eine Freude wäre das! Genehmigen Sie mein und meiner Kinder angelegentlichfte Emp-fehlungen und fagen Sie Fräulein Henrietten und Therefen wie fehr wir Ihrer gedenken.
Ihre
K. v. Humboldt,

Robert Bauer:
Uber einige Wechfelbeziehungen zwifchen
Remtswiffenfchaft und Sozialwifienfchaft.

Unter der Herrfchaft zweier Richtungen hat die jurifkifche Forfchung ihre durchgreifendfte Ausgeftaltung erfahren; der hiftorifch-dogmatifchen einerfeits. der naturrechtliäf-philofophifchen andererfeits. Diefe ftellen die beiden Gegenpole dar. von denen bisher aller deftimmende Einfluß auf die Entwicklung der Rechtswiffenfchaft ausgegangen ift. Diefe hat uns eine tiefere Durchdringung des römifchen und germanifchen Rechtes. jene das Völkerrecht und die allgemeine Staats- und Rechtslehre gebracht.

Ungefähr feit dem Jahr 1896. in dem Stammlers „Wirtfchaft und Recht" erfchien. machte fich eine Reaktion gegen die durch den Einfluß der hiikorifchen Schule hervorgerufene überfchäßung des pofitiven Rechtes geltend. So kam es zu einer fich zwar langfam vollziehenden. aber überaus fruchtbar wirkenden Wiedergeburt des Naturrechtes; man fuchte die Ergebniffe der neueren Philofophie für die Grundlegung juriftifcher Methode zu verwerten.

Unter ihrem Einfluß trat eine dritte Richtung in die Erfcheinung. die heute noch nicht abgefchloffen ift. Ihr liegt die Auffaffung des Rechtes als eines „fozialen Phänomens") zugrunde.

Gilt es. foziale Wertungen im Recht nachzuweifen. fo ift zunächft auf deffen Kompromißnatur hinzudeuten. Alles Reäft entfpringt einem Kampf von Stärkeren und Schwächeren. von Befißenden und Dienenden um Macht und Herrfchaft. Es fteckt eine große foziale Erfahrung darin. wenn uns die römifche Sage von der großen Gefeßgebung erzählt. die eine Folge der Secesnjo plebjn in montem nncrum war. Alles Recht ift ein Ausgleich zwifchen divergierenden Standes- und Klaffenintereffen. Das hat keiner wirkfamer als Laffalle in den beiden Vorträgen: ..über Verfaffungswefen" und ..Was nun?" gezeigt?)

l) So Wurzel. Das juriftifche Denken. Wien 1904.
2) Vgl. ferner Merkel. Recht und Macht. in Schmollers Jahrbuch Bd, r. 1881. S. 1439f.

Diefelbe Tendenz. die fo die *Fafiung des pofitiven Rechtes beein-
flußt. die des Ausgleichs von widerftreitenden Herrfchaftskompleren. hat
den Richter auch bei Auslegung des Gefeßes zu leiten. - Diefe For-
derung der ..Intereffenwägung" ift gerade in unferen Tagen von den
Vertretern der ..freien Rechtswifienfchaft" verfochten worden.') Sie_
liegt auch dem Entwurf eines fchweizerifchen Zivilgefeßbuches (190-1)
zugrunde. deffen Art. 1 den Richter anweift. fein Urteil nach der
Regel zu fällen. ..die er als Gefeßgeber aufftellen müßte".
Vor allem hat aber das foziale Leben unferer Tage eine hohe rechts-
bildende Kraft gezeigt. Nur eine Gefchichtsepoche wie die moderne
konnte Gebilde wie die Trufts und Kartelle. Vertragstypen wie den
Tarifvertrag hervorbringen. Schon im November 1905 und im März
1906 waren dem Reichstag die beiden Teile einer ..Denkfchrift über das
Kartellwefen“ zugegangen. - Auf der Tagesordnung des nächften
deutfchen Iurifientages f'teht bereits die Frage: Empfiehlt fich die gefeh-
liche Regelung des gewerblichen Arbeitsvertrages (insbefondere des
Tarifvertrages)?7)“)
Infofern die Iurisprudenz die Kunft der Subfumption des vom
praktifchen Leben gegebenen Tatbeftandes unter die regelnde Norm ift.
fiellt fie fich als eine ..Technik"*) dar. Hierbei handelt es fich ..nicht um
rein logifche Operationen. fondern um Zweckmäßigkeitserwägungen oder
fonftige Werturteile. bei denen häufig zweifellofe und fichere Entfchei-
dungen nicht möglich find. Die definitive Fef'tfiellung des anzuwendenden
Rechtes kann nur durch Willensentfcheidungen erfolgen. welche den
Willensakten nahe fiehen. durch welche der Gefeßgeber neues Recht
fälafft-"“)
Derartige ..Zweckmäßigkeitserwägungen“ und ..Willensentfchei-
dungen“ wird auch die idealfte Gefeßgebung nicht ausfchalten können.

1) So von Müller-Erzbach in der deutfchen Iuriftenzeitung 1906.
Ehrlich. Freie Rechtsfindung und freie Rechtswiffenfchaft. Leipzig 1903.
Seite 25.
2) Deutfche Jurif'tenzeitung. 1907. Seite 1013.
3) Vergl. Der Tarifvertrag im Deutfchen Reich. Bearbeitet im
kaiferl. ftatiftifchen Amt. 3 Bd. Berlin 1906.
4) Ihering. Geift des römifchen Rechtes lll (1875). 2. Teil. S. 309 f.
s 37f.
c') Rümelin. Werturteile und Willensentfcheidungen im Zivilrecht.
Freiburger Prorektoratsrede 1891. S. 29.

da fie eine notwendige Begleiterfcheinung aller pofitiven Regelung find.
Stets wird cs auch außerhalb des Gefeßrechtes noch ein Etwas geben,
das wir als „gerecht“ und „Recht“ empfinden werden. - ..Das durch
die Gerichte gefchüßte Recht ifi nicht das einzige. welches man zu be-
rückfichtigen hat. Rechtsverleßungen im juriftifchen Sinn beziehen fich
nur auf gewifie Formen des Unrechts. Der Schuß des Eigentums und
der Integrität der Perfon find die beiden Angelpunkte. um welche fiäy
die jurifiifihe Rechtspflege bewegt. Nun gibt es aber außer dem direkten
Unrecht auch noch ein indirektes und keineswegs bloß moralifches. welches
vorzüglich in der wirtfchaftlichen Auspreffung geübt wird."*)
Dies ift das eigentliche Gebiet. in dem die ..Rechtsfchöpfung“ ein-
feßt. .Hier ifi der richterlichen Rechtfprechung eine Aufgabe zugewiefen.
wie fie einft Herbarti) von der pofitiven Gefelzgebung forderte: ..Die
Gefeßgebung foll fich ununterbrochen. wie ein Organismus durch feinen
Stoffwechfel. erweitern aber auch reinigen. Sie hat immer zu tun.
damit die Prinzipien des Fortgangs fich nicht in Prinzipien des Riick-
gangs verwandeln. fich nicht fiören. fondern reinigen.‟

1) E. Dühring. Kritifche Grundlegung der Volkswirtfchaftslehre.
Berlin 1866. S. 303.
2) Herbarts Schriften zur praktifchen Philofophie. Teil ll. Leipzig
1851. S. 446.

Philipp Stein:

Dramatifcher Monatsbericht.

B e r l i n. im April.

Die anhaltend ftarke Anziehungs-
kraft. die Ludwig Fuldas
Lufifpiel „D e r D u m m k o p f"
im Neuen Schaufpielhaufe ausübt.
bedeutet einen großen Erfolg für
diefe Bühne. aber einen verftimmen-
den Mißerfolg der Beftrebungen.
die 1889 zur Hebung des Theater-
gefchmacks eingefeht haben - es
zeigt fich hier aufs eindringlichfte.
daß dasPublikum fich am wohligften
befindet. wo ihm eine Mifchung
von Amufement und leichter Rüh-
rung geboten wird. Ein alter. kluger
Sonderling hat zum Univerfalerben
feines großen Vermögens von all
feinen Verwandten den im landläu-
figen Sinne Diimmften auser-
fehen. den Dummkopf der Familie.
der bis dahin mit feinem bißchen
befcheidenen Einkommen ftillver-
gnügt hingelebt hat und zufrieden
war. wenn er in feiner kleinen
Klaufe bei der Lektüre guter Bücher
große Reifen durch die Welt zu
machen glauben konnte *- es |e>t
zweifellos ein Stück Dichter in ihm.
feine Phantafie und der Glaube
an die Güte der Menfchen läßt
ihm alles rofig erfcheinen. Daß er
Univerfalerbe wird. kränkt ihn tief.
es ift ihm peinlich. das große Ver-
mögen feiner Dummheit zu ver-
danken. auch ift in weiteren Kreifen
feine Dummkopfwiirde nun bekannt
geworden. Deshalb (?) geht er
bereitwillig auf den Vorfchlag der
leer ausgegangenen drei Erben ein.
zu ihren Gunften der Erbfchaft zu
entfagen - als ob dadurch das
Odium der Dummheit von ihm ge-
nommen nnd als ob er fich durch
diefen maßlos dummen Verzicht
niäit nun wirklich als unzurech-
nungsfähiger Dummkopf quali-
fizieren würde. Dies ift die erfte
der Unwahrfcheinlichkeiten. von
denen das Stück ftroßt. das abge-
fehen von den guten Anfäßen in der
Eharakteriftik des Dummkopfes fich
in den ausgetretenen Geleifen des
bloßen Amufementluftfpiels bewegt.
Auf der einen Seite die lichte Ge-
ftalt des Dummkopfes. auf der an-
deren die kohlpechrabenfchwarzen
Geftalten jener bis zur Schurkerei
egoiftifchen Vettern. Der eine hat

fich mit Hilfe der dreimalhundert-
taufend Mark. die er vom Dumm-
kopf erhalten. zum Direktor der
Bank aufgefchwungen. in der der
Dummkopf eine befeheidene Stel-
lung bekleidet - der neue Direktor
fürchtet. genau wie der Bankdirek-
tor in „Nora“. die Vertrauliäykeit
des jungen Mannes und entläßt
21*

ihn. Der einftige Univerfalerbe wird fiellungslos. brotlos und erfcheint halbverhungert bei feinen Verwandten - fein einziger Befiß ifi ein Kanarienvogel. mit dem er fich - ein Poffeneffekt - immer herumfchleppt - auch vor der Trivialität ..er hat einen Vogel" fchreckt der Dialog nicht zurüä. Die drei böfen Vettern fiecken den Dummkopf fehließlich. um fich feiner zu entledigen. in eine Heilanftalt. aber die furchtbar reiche und furchtbar fchöne und noch mehr kluge Amerikanerin. die in glänzenden Toiletten durch das Stück geht und allen anderen Freiern widerfianden hat. erkennt die pin Unimet des Dummkopfes und fragt ihn. ob er fich von ihr heiraten laffen würde. Der Heilanftaltsdirektor hat nämlich das Tagebuch des Dummkopfes gelefen und der Amerikanerin verraten. daß darin allerlei Liebesbeweife für fie fiehen. Der Dummkopf ifi geheilt von feinem Glauben an die Güte der lieben Verwandten und von dem Irrtum. daß fich mit der praktifchen Lebensklugheit der Amerikanerin der Kultus des Idealen nicht verträgt. So fchließt das in der Grundidee hübfch erdachte Lufifpiel ziemlich banal. Es finden fich mancherlei Züge liebenswürdigen Humors; fehr gelungen ift der erfte Akt mit der in guter Kleinmalerei behandelten Szene der Teftamentseröffnung. Aber das meifte ift in zu ftarken Farben aufgetragen. immer nur Theater in fchlechtem Sinne. modifch aufgepußter Benedir. Um den Erfolg machte fich in einer vollendet künftlerifchen Leiftung befonders Harry Walden verdient.

Arges Mißgefchick hatte das Kgl. Schaufpielhaus mit einem Einakter. auf deffen vermeintliche dichterifche Qualitäten es große Hoffnungen gefeßt hatte - dem dramatifchen Gedicht ..M e i ft e r Mathias" von Manfred Kyb er. einem Pfeudonym. das ebenfo gefucht ift wie Inhalt und Form der kleinen. ach fo langen Dichtung. Es ift eine verfiimmend fchwächliche Nachempfindung von

Goethes Fauft. eine fchlechte Para-
phrafe über gute Motive und fieht.
von ein bißchen formeller Gefchick-
lichkeit abgefehen. ganz im Zeichen
des Dilettantismus. Mitunter aber
gibt's erfreuliche Fauftreminifcenzen.
fo wenn der Held klagt: von allem
Leben. allem Lieben ift nur ein
fchaler Reft geblieben. Meifter
Mathias. ein Gelehrter und Grüb-
ler wie Fauft. ifi mit fich und der
Welt unzufrieden und will die große
Uhr zerfchlagen. die ihm fo oft der
Stunden Lauf gezeigt - feine län-
geren Anfprachen an die alte
Standuhr befagen nicht mehr. als
was Goethes Fauft kürzer benennt:
Fluch vor allem der Geduld! Aus
dem Uhrgehäufe tritt nun ver-
mummt und verhärmt. als wär's
Faufts Frau Sorge. die Zeit heraus
und belehrt ihn in längerer Rede.
unterfiützt durch melodramatifches
Beiwerk und fehr hübfche lebende
Bilder. daß er nicht umfonft gelebt
habe. daß auch feines Lebens Ernte
der Tod fei. Sie wandelt fich dann
in die ewig junge Zeit. und in ihren
Armen entfchläft Meifter Mathias.
Dem faui'tiicben Beftreben des jun-
gen pfeudonnmen Dilettanten und
feinem leeren Versklingklang ift die
Intendanz durch eine glänzende

Ausf'cattung zu Hilfe gekommen. die lebenden Bilder waren fehr gefchmackvoll gefiellt. Aber all das vermochte nichts zu nützen. es erinnert nur noch an ein weiteres Wort aus dem Fauft: ein großer Aufwand nutzlos ward vertan.
Eine gute Talentprobe ward in einer Nachmittagsaufführung einer Komödie ..Hinterm Zaun" von Karl R ö ß l e r gegeben. Das Stück ifi wohl ein halb Dutzend Iahre alt und der Autor hat inzwifchen mit anderen Arbeiten. fo befonders jüngft mit dem ..Wolkenkraßer“. Erfolg gehabt. aber feine Erfilingsarbeit. in der er fich erlebtes Leiden von der Seele weggefchrieben hat. fieht viel höher. Rößler ift längere Zeit als Karl Reßner Schaufpieler gewefen - feine Komödie behandelt in dem befonders guten-erfien Akt ein Stück aus dem Schmierenleben der Komödianten mit Galgenhumor. mit fehr gelungener Eharakteriftik und auch nicht ohne einen kleinen Einfchlag von Poefie. Mit den folgenden hängt diefer Akt nur dadurch zufammen. daß der am Schmierenleben verzweifelndeIüngling dann in der Gattin eines Hoffchaufpielers feine uneheliaieMutter wiederfindet. Diefer- Hoffchaufpieler ift ein eitler Patron. ein Ordenjäger. der die Liaifons von Madame nicht zu fehen fcheint und fich an dem Ertrag diefer Liaifons. einer Villa und einem funkelnagelneuen Orden. am Bande um den Hals zu tragen. fkrupellos erfreut. Es kommen einige bitterböfe Dinge vor - in Summa wird doch nur gezeigt. daß es wie bei der Schmiere auch an den Hoftheatern nicht ganz einwandsfreie Leute geben kann. Darob ift man entrüfiet gewefen - ein Schaufpieler dürfe derartiges nicht auf die Bühne bringen. Selbf't der kluge 1)!: Mar Pohl. Präfident der Deutfchen Bühnengenoffenfchaft. hat dagegen geeifert - als wenn fchon jemals ein Iournalift fich dariiber befäfwert hätte. daß in einem von einem Iournaliften verfaßten Stücke Iournalifien - Schmock und Genoffen - fchlecht behandelt worden. Die Komödie

hat das Recht und die Pflicht. alle
Gefellfchaftsfchichten fatirifch zu be-
handeln _ wenn aber Daudet das
Recht hat. einen Delobelle zu zeich-
nen. warum dann nicht Rößler
einen Hoffchaufpieler? Delobelle
und diefer Hoffchaufpieler find
jeder ein gut beobachteter Typus.
trotzdem wird niemand behaupten.
daß fie typifch find. Im übrigen
ifi das Stück Rößlers wohl eine
gute Talentprobe. voll guter Be-
obachtungen und oft wie von ei-
genem Leid durchzittert. aber darum
noch durchaus kein gutes Stück.
Aber die forglofe unbekümmerte
Szenenführung und die oft glänzen-
den Einzelheiten und Genrebildchen
verföhnen immer wieder.
Ein für Berlin neuer Mann if't
im Lefiingtheater erfchienen - der
Ungar Franz Molnar mit
feiner Komödie ..D e r T e u f e l".
Der erfie Akt der eigenartigen
Arbeit ifi das Frifchefte. Packendfie.
Geifivollfie. was uns die Spielzeit
gebracht hat. Erft in den folgenden
Akten wird der Pferdefuß der
Molnarf chen Teufelsfchöpfung ficht-
bar. Der erfte Akt überfchüttet uns
mit einer intereffanten Fülle geift-
reicher Apereus. witziger Schlagfer-

tigkeiten und überrafchender Szenen. mit Kundgebungen überlegenen Humors. mit feffelnden Paradoren. Schade nur. daß in den folgenden Akten diefes fprühende Beiwerk der Handlung nicht genugfam untergeordnet wird. daß die Logik. die Konfequenz der Entwicklung der Gefchehnifie nicht immer zwingend genug erfcheint. daß mit den Menfchen und Situationen allzu willkürlich umgefprungen wird. daß der von mehreren Seiten erhobene Vorwurf. Molnar fei eine Mifchung von Shaw. Wilde und Henri Bernftein. für die fpäteren Akte oft zutrifft mit Ausfchluß des teuflifch pointierten Finales. wo Molnar wieder ein Eigner ift. Er firömt faft über von immer neuen Einfällen und Wendungen. er ift ein geifiiger Verfchwender. von feinem Überreichtumhätten unfereDurchfchnitts-Luftfpielfabrikanten ein reichliches Dußend ihrer Einzel- oder Kompagniearbeiten vollauf beftreiten können. Aber er ift fich feines Reichtums wohl allzu bewußt. ihm fehlt noch die Befchränkung des Meifters. wie fehr er auch bereits die Szene beherrfcht. gute Typen fchaffen kann. fo den fait neuen Typus der gefühlvoll leichtfertigen. fich naiv hingebenden Seidenmizzi. eines ganz aparten Malermodells. Er hat durchweg Theaterblut und feine große Gewandtheit und Sicherheit verführt ihn leicht vom Literarifchen zum bloßen Theater. Der Maler Hans liebt die fchöne Iolantha. Vor feihs Iahren haben fie fich einmal gekiißt - dann hat fie einen liebenswürdigen. harmlofen Millionär geheiratet. mit defien Unterfiiißung Hans dann ftudiert hat. Nun foll Hans Frau Iolantha porträtieren. fie ift in feinem Atelier. Beide find nicht ganz unbefangen. die Liebe zueinander. die vor fechs Iahren in ihnen geknofpet hatte. ift nur beherrfcht. nicht völlig unterdrückt worden - fie glimmt fchen unter der Afche. Aber fie haben refigniert. Da ift plößlirh der Teufel bei ihnen. Ganz plößlich - man fieht nicht. woher er kommt. aber er ifr da. Wenn man fymbolifieren wollte. könnte man fagen.

das Böfe ift plötzlich in ihnen er-
wacht. das Verlangen und Be-
gehren. Aber auf folches Symboli-
fieren kommt es Molnar erfichtlich
gar nicht an - der Teufel ift alfo
da. ein fehr eleganter. fehr welt-
männifcher Teufel: man weiß. die
Kultur. die alle Welt beleckt. hat
auch auf den Teufel fich erftreckt.
Er ift ein glänzender Menfchen-.
befonders Frauenkenner. er weiß
den beiden keufch Liebenden. die er
zufammen bringen will (..Hab' ich
doch meine Freude dran". fagt Me-
phifto). nicht nur die Gelegenheit
zu fchaffen. fondern auch den Zwang
der Gelegenheit. und nach allerlei
ergölzlichem Hin- und Herfchieben
der Figuren hat er glücklich die fo
lange Widerftrebenden fo unwider-
fiehlich zueinander getrieben. daß er
mit einem teuflifch triumphierenden
„Mila“ unbeforgt den Schauplatz
feiner Taten räumen kann. Das
Teuflifche hat gefiegt. Trotz feiner
Neigungen zu wirkfamer Theatralik
hat Molnar in diefem Luftfpiel doäi
fo viel beweglichen Geift. fo viel
Gedankenreichtum. und befonders in
feinen drei Frauengefialten fo viel
eindringliche Gefialtungskraft be-
wiefen. dabei eine folche Frifche des

Temperaments. daß er die Gewähr gibt. mehr als der Durchfchnitt der Bloßbühnenfchriftfteller werden zu können.

In den Kammerfpielen des Deutfchen Theaters ift auf .Q u g o v. Hofmannsthals Jugend-
arbeit _ er fehrieb fie mit neunzehn Jahren - ..Der Tor und der
T o d" zurückgegriffen worden. Der Dichter. in deffen dramatifchen Früharbeiten immer eine eigene Mifchung von Lyrik und Artif'ten-
tum fteckt. ift als Dramatiker zuerft von der ..Freien Bühne" mit feiner ..Frau am Fenfter" erfolgreich ein-
geführt worden. In der kleinen Tragödie des Toren. der augefichts des Todes zur Erkenntnis eines un-
genüizten Lebens kommt. alfo zur Erkenntnis wohl der größten Tra-
gödie. ift ungemein viel Stimmungs-
gehalt. Die Regie ließ diefe Stimmung wohl erkennen. aber nicht das Gedankliche. Der Ton ward viel zu leife. allzu klanglos genommen. außerhalb we-
niger erfter Parkettreihen verfiand man nur Wortbrocken - es war wie ein Gemälde. deffen Farben-
finfonie man wohl empfindet. deffen Gefialtungen und Linienführung man aber nicht zu erkennen ver-
mag. Die kleine Dichtung ift vor Jahren auf der Sezeffionsbühne mit befcheideneren Mitteln. aber auch mit befcheidenereu Alliiren viel eindrucksvoller zum Vortrag ge-
bracht worden. Es kommt doch hier. wo die Gefchehniffe faf't keine Rolle fpielen. gerade auf den Vor-
trag an. auf das Verfiändnis der feinen Bekenntniswerte und des ro-
mantifchen Grundgedankens. der in dem Ausfpruch gipfelt:

Ich hab' mich fo in Künfiliches ver-
loreu.
Daß ich die Sonne fah aus toten Augen.
Und nicht mehr hörte als aus toten Ohren -

und die Klage. unter dem Fluch zu ftehen:

Das Leben zu erleben wie ein Buch.
Das man zur Hälfte kennt und halb noch nicht begreift.
Und hinter dem der Sinn erft nach Lebend'gem fchweift.

In grellem Gegenfatz zu diefer
von Regie und Darftellung um
ihren Gedankengehalt beraubten
feinen Poetenarbeit fiand die darauf
folgende ..Alltagstragödie in acht
Bildern“. „Riu“. Der Autoren-
name Offip Dymow weifc.
wenn er nicht pfeudonym i|. auf
ruffifchen Urfprung. worauf in dem
fonderbaren Stücke felbfi freilich
auch nicht die geringfte Nuance
fchließen läßt. Wäre die Arbeit
beffer. könnte fie in Wien oder Paris
entf'tanden fein für Kabaretzwecke.
Die Geftalt des jungen Lebemanns
und Dichters. der der Liebhaber der
Frau Nju wird. läßt in dem allein
guten erften Bilde einige feine Züge
Schnitzlerfcher Fraktur erkennen.
im übrigen aber ift*s füräfterlieh.
Erf'tes Bild: Nju. die hier wie
eine allzu bewußte Kokette erfcheint.
macht die Bekanntfchaft des Lebe-
mann-Dichters. Ein anderes Bild:
aus der koketten Riu ift ein rückhalt-
losliebendes Weib geworden. Wieder
ein ander Bild: Zufammenftoß von
Njus Gatten mit ihrem Liebhaber
- die Lampe fällt um. mehrere
Pifiolenfchüffe gehen los und be-

läfiigen die Zufihauer ohne fonft weiteren Schaden anzurichten. In einem andern Bilde verfagt fich Nju ihrem Geliebten - man weiß nicht warum. Sie fihreibt einen Brief. man weiß nicht an wen. Im Bilde darauf ift Nju tot - die Totenklage des Gatten und des Geliebten fiehen in pfychologifch gut gezeichnetem Gegenfalz. Dann das Schlußbild: Njus Eltern filzen bei der Lampe und lefen gemeinfam ihrer Tochter letzten Brief - fie und die Zufchauer erfahren daraus. daß fich Nju getötet hat. weil fie über die Herkunft ihres zu erwartenden Kindes nicht im klaren ifi. Ein zweifellos neues tragifches Motiv. Das Stück erfcheint wie eine Aneinanderkoppelung von acht Romanfetzen. zu denen die vermittelnden Kapitel unterfchlagen find. Mitunter taucht eine gute Beobachtung auf. Das Stück. das in Sprache und Situation vielfach abftoßend wirkt und nicht auf eine literarifche Bühne gehört. wurde. vom erfien Bilde abgefehen. beifallslos erlitten.

Mit einer frifchen. fröhlichen Groteske hat Paul Apel im Hebbeltheater beluftigt, Seine drei Akte nennt er ironifch ..L i e b e“ - es find ergölzliche Epifoden aus dem Liebeleileben der reizvollen und liebebegehrlichen jungen Witwe Marion. die mit drei ganz jungen Jünglingen gleichzeitig und durcheinander nicht allzu platonifch herumliebelt. Die blöde Iugendefelei der drei Iünglinge. von denen zwei es züchtig und fehr ernfi meinen und deshalb wenig erreichen. ift fehr hübfch gefchildert. der Komödienton ift gut durchgeführt. die Schlußmomente find von graziöfer Keckheit. „Liebe" hat in Tendenz und auch vielfach in der Konfiruktion viel Verwandtes mit .Sinner-ks ..Verkehrter Welt". das literarifch höher fteht und den im Mittelpunkt der Handlung fiehenden Frauencharakter tiefer und intereffanter. verfchlagener und in farbigeren Nuancen fchildert. Aber immerhin ift Apels „Liebe" trotz mancherlei dramatifcher Unzulänglichkeiten das-Unter-

haltfamfte. was das Hebbeltheater
bisher geboten hat.
Auch ein japanifches Schaufpiel
hatten wir - die kleine H a n a k o.
die jetzt in vielen Theaterfiädten
auftaucht. gaftierte mit ihren
Leuten im Paffage-Theater. Ihr
Repertoire befteht in dem Einakter
„Drake“ von Loi-Fu. der von kaum
glaublicher Einfachheit ift. Eine
fchöne Geifha ift ausgegangen; ihre
Dienerin Otake zieht nun ihren
Mantel an. pußt fich und fchmückt
fich. Kommt der Liebhaber der
Geifha und hält Otake für feine
Geliebte. Diefe weift ihn zurück.
er wütend ab. Kommt der Diener.
erkennt Drake. Umarmung. Kuß.
allerlei naturaliftifäjes Liebesge-
tändel. Kommt der Liebhaber
wieder. Otake weift ihn wiederum
ab. darauf erfiicht er fie. Kommt
die Geifha. und Otake legt fierbend
die Hände der beiden Liebenden
ineinander. Das Ganze ift erficht-
lich für Hanako. die Otake-Dar-
fiellerin. -- gedichtet. Diefe Künft-
lerin leifiet Bedeutendes. Man
rühmt die Art. wie fie zu fterben ver-
fieht. wie ihr Gefieht allmählich er-
fiarrt. Das ift ftaunenswert. aber
das ift doch mehr ein mimifches
Kunfiftiick. Aber wirklich künft-

lerifch ift die zierliche. graziöfe Hanako als Soubrette. als Humoriftin. als Eharakteriftikerin. Wie fie mühfam die Sachen für die Geifha herbeifchleppt. wie fie fich putzt. alle diefe intimen Künfte der japanifchen Gefichtstoilette treibt. das ift ergößliäf. Noch erquickender aber die Freude. die aus ihren Augen. ihren Mienen leuchtet. wenn fie fich nun im Spiegel betrachtet.

Redaktionelle Notizen.

Von dem Wiener Zweigverein der deutfchen Säfillerftiftung mit der Herausgabe der Werke Ferdinand von Saars beauftragt. wenden fich die Unterzeichneten an die Befiher von Handfchriften und Briefen des Dichters mit der Bitte. ihnen den Einblick und die Benutzung zu gefiatten. Auch für den Naäjweis erf'ter Dru>e an verfieckten Stellen find wir dankbar.

Die Zufendung erbitten wir unter der Adreffe von Hofrat Profeffor DruJaeob Minor. Wien [7/2. Johann Straußgaffe 36. Die Zurückfiellung erfolgt auf Wunfch umgehend nach der Benußung.

A. Bettelheim. I. Minor.

die Freudigkeit. wenn fie die Tänze der Geifha naäftanzt. Und ein hinreißendes Temperament verrät fie in der Liebesfzene mit dem Diener. die fie fo graziös naturaliftifch zu geftalten weiß. Hanako ift nicht. wie*s in den Ankündigungen heißt. Japans größte Tragödin - das bleibt Sada Yacco. Aber Hanako ift Japans große Humoriftin.

Ein ..Schriftfieller-Verein Nord und Süd" in München. der unter Leitung eines Herrn Hinsmann fteht. machte in (ester Zeit von fich reden. Ohne auf die Qualitäten diefes von dem Schriftfteller-Organ ..Die Feder" angegriffenen Unternehmens einzugehen. möchten wir betonen. daß. obwohl diefer Verein unter dem Namen ..Verlag Nord und Süd" inferiert hat. weder unfere im 32. Jahrgang ftehende Zeitfchrift ..Nord und Süd". noch unfere handelsgerichtlich eingetragene Firma ..Verlag Nord und Süd" irgend etwas Gemeinfamcs mit dem oben

erwähnten Unternehmen hat.
Redaktion und Verlag
von ..Nord und Süd".

Bildende
Zu den Kunfibeilagen.
Peter Hille.*)
Das Kiräfenbuch des Dorfes
Erwißen in Wefifalen behauptet
allerdings urkundlich und mit dem
Munde einer Behörde. daß Peter
Hille alldort am 11. September
1854 geboren wurde. Aber das
glaube iäf nicht. Seine Natur und
fein Schickfal war es gerade. nicht
in unferer Zeit zu leben. und von
unferem neunzehnten Jahrhundert
nichts zu wiffen. Eine Seele wohnte
in ihm. - ja. wie foll ich fie greifen.
zergliedern? Ein Mönch von
Heifierbach ift unfer Peter gewefen.
Vor vierhundert Jahren ging er
wohl einmal. in frommen Medita-
tionen verfunken. eines Morgens in
den Wald. Und da es Abend wurde.
die Sonne blutete. und Peter heim-
kehrte. - da fah die Welt wunder-
lich verändert aus. eine Fabrik
fiand an der Stelle feiner Eremiten-
hütte. Eifenbahnen fuhren und Te-
legraphendrähte fangen. wo die
Raubritterburg gedroht hatte.
Peter in der Fremde. Als Geift
und Kind vergangener Zeiten. bar-
füßig. in zerfeßtem Bettelmönchs-
gewand. oder im zerlöcherten Talar
des fahrenden Schülers. ging er
durch die andersgewordene Welt
hin. In feinen Augen träumte ein
Lied von vorvorgeftern. wachte der
Menfch aus den Anfängen und

*) Peter Hilles Ausgewählte
Werke in vier Bänden. - Peter
Hille. Erinnerungen von .Heinrich
Hart. (Berlin. Schufter u. Löffler.)

Kunfi.

Kindheitstagen unferer neuen Kul-
tur. fpielte eine Seele aus den Zeiten
des Uberganges von Mittelalter und
Renaiffance.
Die letzte und tieffie .Heimats-
welt unferes Peters. die feiner Emp-
findungen und Gefühle. feiner Ge-
danken. feiner Vifionen war eigent-
lich die der Frühhumaniften. Als
Fleifch wandelte ein Stück Kultur-
gefäfichte. Seele undGeifi vomEnde
des 15. und Anfang des 16. Jahr-
hunderts unter uns. Das Gymna-
fium ift immer bis zuletzt in Peter
Hille gewefen und mit ihm ge-
gangen. Jn feinem reifften und

noch immer zufammenhangvollfien
Drama: ..Des Platonikers Sohn"
weifi er auf diefen Urgrund feiner
Natur am nachdrücklichfien hin.
Und aus dem Leid und Luft feines
Giovannis. des armen Bafiards
des poeta laut-entire Verrat-cu.
weint und lacht uns fein eigenes
Leben entgegen. Aus Klofier- und
Mönchszellen bricht eine Schar
fchwärmerifch trunkener Bakchanten
hervor. eben von Ketten befreiter
Gefangenen. aber die dionyfifcheu
Geifter werden auch immer wieder
von einer tiefen Sehnfucht nach
ftillen Altären und Muttergottes-
bildern zurückgezogen. und wenn in
ihre beidnifchen Venusgefänge ein
Ave-Maria-Geläute hineintönt. er-
fchauern fie in Andacht und ziehen
ihre Mühen. Mittelalterliche
Mönchsmyfiik und jungfrüher Helle-
nismus gehen noch ganz innig
ineinander. und Meifier Ekkehard

und Eatull fangen in der Seele
unferes Peters gemeinfam eine
Gotteskind- und Weltkindweife.
in die dann noch eine Merlin-
|imme. die Stimme einer echten
Naturmyftik. hineinfließt.
Diefe urplatonifch - gymnafiale
Seele fah im Worte noch immer den
Gott und Urfprung aller Dinge. das
geheimnisvolle Logosfeuer und die
Effenz aller Naturerfcheinungen.
und das ganze geifiige Schaffen
Peter Hilles kann zuletzt richtig nur
aus den Ideen einer Wortmyftik.
eines Wortkultus und einer Wort-
-kultur verftanden werden. Iede
Entwicklung. jeder Entwicklungs-
finn war feinem Geift verfagt. Als
ich ihm zum letzten Male im An-
geficht des Todes die Hand drückte.
war er noch immer genau derfelbe.
wie damals. da wir uns zuerfi in
den Knabentagen innige Freund-
fchaft fchwuren. Der völlige Mangel
aller Ordnungsfinne. die Unfähig-
keit. zu bauen und zu komponieren.
größere Zufammenhänge. Ent-
wickelungen und Steigerungen zu
erfaffen. lagen als Fluch auf feinem
Leben und feiner Dichtung. Das
war wie eine Geifiesfiörung und
Verwirrung bei ihm. Aber das
einzelne Wort nahm Fleifä'- Ge-
ftalt und Leben unter feinen Händen
an. Von Anfang an gab er fich
ihm hin mit aller Inbrunft und
allen Verfenkungen. Es follte das
fein. was es bezeichnet. duften und
klingen. fich bewegen und verändern.
wie die Sache. für die es fieht.
und in deren tiefftes Leben hinein-
leuchten. Seine Bücher find voll
von köftlichen Wortwundern. Bild-
worten. Vergleichen. Metaphern. die
bald blihartig ihm kamen. bald als
Ergebniffe tage- und wochenlanger
Grübeleien. Im Tieffinn Io-
hanneifcher Logoslehre wurzelte zu-
leßt diefes ganze Dichten und
Trachten. und aus dem geheimnis-
vollen Raunen und den wirren
dunklen Tönen Peter Hillefcher
Kunfi läuten wie aus verfunkenen
Gräbern uralte Glocken: ..Im An-
fang war das Wort und das Wort
war Gott. Alles ward durch das-
felbe. und ohne dasfelbe ward

nichts. was geworden ift . .
Wie ein Menfch. der vor vier-
hundert Iahren entfchlief und nach
jahrhundertlangem Schlafe plötzlich
fein Auge wieder auffchlägt. faß
er unter uns. Und darum hatte er
immer etwas Fernentrücktes.Geifter-
haft-Gefpenftifches. Magifch-Ahas-
verifches an fich. Eine Doppelt-
Seele. einmal ganz und gar Kinder-
feele und Naivetät. und einmal ganz
und gar Greifenfeele und Weisheit.
Und wenn er fprach. fo fchienen ein
Greis und ein Kind miteinander zu
reden. und es war wie ein Lallen
und ein Geflüfter. ein Verwehen
und Vergehen. ein Weg- und Ver-
funkenfein darin. und immer konnte
man nur halb folgen und verftehen.
-- aber eine Wunder- und Mär-
chenwelt leuchtete aus Tiefen empor.
felige Augen lächelten herauf.
Peter Hille. Giovanni. Poverino
- verftoßenes Kind Petrarcas!
Als poetn kunt-entire wirft du nicht
durch die Zukunft gehen . . . Aber
du felbfi bift uns ein Lied und ein
Vagantenfang geworden . . . Wenn
die Werke zerfallen. der Menfch wird
bleiben. und wie von einer Legende
werden fie noch lange. lange von
dir erzählen. Mir aber bift du ein
Trunk gewefen aus den tiefften und
ZZ]

geheimnisvollfien Quellen des Lebens
- ein Becher der Rätfel und
Seelenzauber. Ein Raufuf diony-
fifcher Nächte und Bakchantenjubels
- ein Untergang im Allerheiligften
und eine Auflöfung in Licht. Wald
und Waffer. - und ein ewiges
Lächeln frohen Humor-s und unend-
licher Weltkomik. Das alte Lied
von der Seligkeit derer. die da nichts
befilzen. und vom Bettler als dem
wahren König der Erden haft du
uns wieder zur Wahrheit gemacht.
Auch du befaßefi eigentlich nie einen
Ort. wo du dein Haupt ruhig hin-
legen konntefi. und wie oft hatteft
du nichts als die Erde zum Bett
und den Himmel zur Decke. Und
wenn fie dich auch in einen Palafi
gefeßt hätten. das koftbarfie Zimmer
hätte doch bald wie eine Höhle und
Spelunke ausgefehen. Aber diefe
deine Höhlen und Spelunken leuch-
teten dennoch wie Aladdinfche
Wundergrotten. In Weinftuben
faßeft du und trankeft die köf'tlichften
und bef'ten Weine. aber den langen
Philofophenmantel durfteft du dabei
nicht ablegen. denn darunter gabs
nicht Rock noch Wefte. Wie ein
ewiger Kranich zogft auch du umher.
eine fleifch- - nein. leider nicht
fleifchgewordene Mahnung an die
Eitelkeit alles Irdifchen. ..Wir
wifien unfer Schickfal. unfer Wefen
durchfchauen wir." fo haft auch du
von dir felbfi gefagt. ..und fo haben
wir uns felbft verdammt zu raft-
lofem Schweifen . . . Unfere Hei-
mat ift zurückgefunken ins Vergan-
genheitsreich wie das Paradies. und
darum gewinnt das Heimweh über
uns eine klagende Stimme. wie kaum
bei einem anderen Stande auf
diefer fehnfiiihtigen Erde . . . Ein
fchönes Wort von den Lilien auf
dem Felde. Wohl mögen wir's
auf uns beziehen und fiolz uns be-
rühmen: Unfer Wams. wie's auch
verfchliffen. läge Salomons Thron-
kleid zum Taufch daneben und zur
Freite ein Prinzeßlein. dennoch
nahmen wir unfer Röcklein und
zögert fürbaß." Iulius Hart,
Fifcherboot von Dieppe.
Mit breiten Schwingen fchiebt
der Wind die feuchten Wolken vor

fich her. Die weite Fläche des
Waffers färbt fich tieffchwarz.
bevor fie fich mit den weißen. leuch-
tenden Schaumkämmen fchmückt.
Die Segel der Fifcherboote neigen
fich. faf't ängftlich. als wollen fie fich
vor dem Angriff ducken. Aber unter
dem Zwang kundiger Fäufte richten
fie fich halb wieder auf und liegen
nun breit ausladend vor dem Winde
und fliegen mit ihm dahin. Es
war übrigens kein ängfiliches
Ducken gewefen. nur ein wenig
Überrafchung. ein unwillkürliches
den Kopf Wegf'trecken. als könnten
fie fo unten durch kommen.
Eine ftramme Brife. Man
könnte von einem kleinen Sturm
reden. Man hat fchon größeren
Stiirmen getrotzt. Mit Gefahr ge-
trotzt. Was foll man maäfen. wenn
es keinen Ausweg gibt. Man hält
Stand und kämpft. Mit Mut. Mit
Lift. Sie wifien alle davon zu er-
zählen. die Fifcher von Dieppe.
Unten hockt der naffe. grüne Tod
und grinft herauf: „Mein Schoß ift
bereitet euch zu betten. Einige von
*euch werden immer hier unten fchla-
fen. zwifchen Frankreich und Eng-
land. wo Platz für euch alle wäre.“

Aber man will noch nicht. man ift noch nicht fo müde. und obwohl man weiß. daß er recht hat. denkt man doch auch an ein trockenes Sterben daheim in weichen Kiffen und in hohem Alter und möchte es vorziehen. Alfo Mut. und vor allem Lift. Gewandtheit. Damit ift man ihm fchon oft entwifcht. durchnäßt von dem falzigen Geifer feiner Wut. die den Fang fich entgehen fieht.

Diesmal hat es nicht viel auf fich. Eine ftramme Brife. mehr erwünfcht. als gefürchtet. Man fliegt mit den Möwen über die drohende. lungernde Tiefe dahin. das Steuer feft in der Hand. mit ruhigem klaren Blick Tauwerk. Segelzeug und den Weg vor fich umfaffend, Ganz Aufmerkfamkeit. die aber Gewohnheit ift. Kann man doäf dabei nach Haufe denken. an Weib und Kind und Herd. oder an einen fröhlichenAbend in der Hafenfchenke - die luftige Jeannette mit dem blonden Kraushaar - oder an Jean. den Prahlhans. der fchon fo und fo viel Geld im Kalten haben will, Ja wohl. mit dem Mund fegelt er einem immer vorbei. Aber laß ihn. Wir haben auch guten Wind in den Segeln. Mag er feine Fifche mit dem Maulwerk fangen und fie als Francs wieder ausfpucken. Mag er!

Und jetzt fällt es wie ein Silberregen auf das Waffer. Weg mit den fchwarzen Wolken! Die Sonne will durch! Das Schwarzgewölk verzieht fich und dem leichteren. weißlichen Flattervolk da oben fcheint die Sonne durch die Rippen.

Und das weite Waffer glitzerr und funkelt. und ein paar weiße Segel leuchten blendend auf. und ein paar dunkle. geteerte gliihen faft rofig. Der kleine Raddampfer. der unter dem diifteren Schatten der drohenden fchwarzen Wolken. pruftend und fchnaubend. einen tragifäfen Verzweiflungskampf zu kämpfen fchien. ähnelt jeht mehr einer luftig paddelnden Ente. Ein Fifchdampfer? Mit reichem Fang an Bord?

Was da unten lebt. muß hier oben fterben. Ein gegenfeitiges Füttern. Die vielverfchlingende Tiefe muß auch viel hergeben. Der Menfch greift mit ftarkem Arm

hinein in den Rachen des Todes
und entreißt ihm Lebensgewinn.
Mit Mut. mit Lift und Gewandt-
heit, Auäf mit Sorglofigkeit.
Jmmer dicht über dem gierigeu
Schlund lacht man ihm in die blan-
ken Zähne, Und das leichte Boot
tanzt auf und ab. auf und ab. Bis
feine Stunde kommt.
Wer hält länger aus? Boot
oder Bootsmann? Und beider
Rippen. in welchem Sand finden
fie ihr leßtes Bett? Sind es Eng-
lands Kreidefelfen oder Frankreichs
Klippen. woran fie zerfchellen? Wer
aber lange auf dem Waffer war
und läßt es. ihm bleibt doch immer
die Sehnfucht dahin. Und das
Meer. das an feinen Altershafen
fpiilt. wohin er fich aus allen Stür-
men gerettet. triumphiert:
Sieger blieb ich doch.
Und in deinen Traum
Roll ich Wogen noch.
Werf ich meinen Schaum.
Schwarze Erde wird
Bergen dein Gebein.
Deine Seele irrt.
Wo die Möwen fchrei*n.
Guftav Falke.

Nee-r Nichte.- :rege-engere(
ZowwertnulZ-amg
MuxxaÃ¤e' /u'r- mktlery .Firm-ne. (gu-L." 7W..
Orginal.)
"or menu-contato or barjtone. [eignet. 'or-|3 dx'lvi'n 'er-ina". "an Schilling.. o9. 19. |9 c.
[Zen-*ext uncl leur-ig,
(ion luoeo e moÃŸco,

SeÃŸang.

Viano.
- -xe, (lie ich on- -ne
N773'. lot-e. .rz-en! wre/.-auf WF
>
S1 - 1
d 1 l l 1 .e k l
7 .i F ' 4(l e.
.- z- l7 M4 _
na
sich rer-bracht, - ren 'l'a - ge nicht, 812 'ea .JB-i
.pw- .ee-nee &nix/ik. 1 wer-e- not Wigan kn me. our Wye-.7
n:: lie-:ile incl. alli-Kenngucei-t kabel-ellen. i
copxrixt.: too. bz- lLob. Vokdek-x. 8731 beiprrg. Radl-'ort r!
un gÃ¼tiger Krieudnlc_oe3__7erleger8 LobFkordergJhetpxig.

n-ar- .te ich
xlnÃ¤ Z ?tale

573k
335

7' Urea-e'.
. den
(Fi-â€œ3
ibm ent .
ein-runI - "mx
U731
- ge .
eat-Mt

. kel liebt,
- rie-.ee MaK-z,
.gen debt,
a - mat-ea.
*Led
F

klingt, ron rer- bot-g . nen . . . . . 531' . ten,
max. - - 1e sanW./ium /n'ul . cke-n . . . .well . ÃœF;

?MM

clutch a1 - le Welt uncl ll'ei .
(7/ .zi/,7 eine(x/aw. .name ke/f -
Fokus-em!
/-x
LQ "7.,- eon Der(
5731
22 337

Lin urn sich 'er - träum - - W8
Herr! .'n Wer-"a 9/ Wye. o ltFe. Zone. ...ü N7-
lru'oüt* ellen . _
(non .rer-F.)

-_
IK
-2

fä77f.

,/7

x.7."
'x n l ._ . 1 t
li t [x 1 k! 4. 1 l *"4
.run - cler - tei . ti . xsn Eugen-"art
max . "e Nieuw-ee Fe - ZM W-UG'
_ K4*: /R kl>
_ _.__ ,-DD. _Y_____][1[________*___D+F_.> l x !k- ___l>**')
7“ "-- - -S >>>„i>„-_7„ 7 l* i i Z“ W
..*- 1 ,l
ks
'7|'

xr-nrÃ¤e
- den -
â€œftir

'7"

2*
339

[peut-ig,

(kon luoeo. _C

klamm ,
Gerne.

'71|

340

[-'a'crimÃ¼e einer unrerÃ¶fieni'iehien Ã¼ompoeition ron
lohann "epomulc [-[umme',

Zu den Mufilbeigaben.
Der Zufall hat es gefügt. daß
diesmal zwei niaft bloß geiftig.
fondern auch zeitlich weit vonein-
ander entfernte Komponifien in der
Beilage vereinigt erfcheinen. Johann
Nepomuk H u m m e l. deffen kleines
bisher noch unveröffentlichtes Kla-
vierfiück dem modernen Geifte kaum
eine Anregung .bietet und nur als
eine Kuriofität erfcheint. hat bei
feinen Zeitgenoffen als ein fehr tüch-
tiger Mufiker. fpeziell als hervor-
ragender Pianifi gegolten. Im
Jahre 1778 zu Preßburg geboren.
hat er als achtjähriger Knabe
Mozarts Unterricht genoffen. früh-
zeitig große Konzertreifen gemacht.
bis er Haydns Stellvertreter beim
Fürften Efterhazy wurde und mit
einem Umweg über Stuttgart 1819
in Weimar als Hofkapellmeifier
fefken Fuß faßte. wofelbfi er 1837
aus dem Leben fchied. Von feinen
mehr als 100 größeren Kompofi-
tionen find nicht bloß die Opern
völlig verfchollen. haben fich nur
wenige noch in die heutigen Konzert-
fäle. z. B. fein Septett für Klavier.
Streich- und Blasinfirumente. ge-
rettet; felbft feine fchönen Klavier-
konzerte in Amoll und Hmoll wagt
man heute kaum noch der Offent--
lichkeit zu bieten; fie werden aber
ebenfo wie die Fantafie Op. 18 und
die Polonaife .bei della capriccjoua*
von angehenden Klaviervirtuofen
noch gründlich |udiert; diefe wiffen
auch Hummels ..Anweifung zum
Pianofortefpiel" (1828) namentlich
wegen der Behandlung des Finger-
falzes noch zu fchälzen.
Mar Schillings. der
kürzlich fein vierzigftes Lebensjahr
vollendet hat und zum Herbft feinen
langjährigen Wohnort München mit
Stuttgart vertaufcht. um hier die
Leitung der Oper zu übernehmen.
erfreut fich als Menfch wie als
Künfiler feit Jahren der höchfien
Achtung. Seine Bühnenwerke ..Ing-
welde". ..Der Pfeifertag“ und ..Der l
Moloch" find wohl die bedeutendfien
Erzeugniffe der fogen. Wagnerfchen
Schule. In das große Publikum
werden fie freilich kaum dringen
können. weil Schillings' oft fehr
eigenartige Tonfprache von einer

großen Herbheit ift; eine befondere Vorliebe hat er z. B. für Wechfel-noten in feiner Harmonik und gar keine Neigung. dem Hörer. bei dem fich das Bedürfnis nach Auflöfung eines Akkords eingeftellt hat. dies zu erfüllen. Auch fein Gebrauch der alten Kiräfentonarten wirkt oft be-fremdlieh. Jedenfalls merkt man es feiner mitunter auch von grüb-

lerifcher Schwermut durchfeßten
Tonfprache nicht an. daß er ein
Kind des fonnigfrohen Rhein-
landes ift. Recht erfolgreich
ift Schillings auf dem Gebiet des
Melodramas gewefen; befonders
feine aufs feinfte inftrumentierte
Mufik zu Wildenbruchs ..Herenlied"
muß auf jedermann eine nachhaltige
tiefe Wirkung ausüben. Eine große
melodifche Linie ift feinen durchweg
eigenartigen und fehr feffelnden
Liedern nachzurühmen ; freilich macht
er es weder dem Sänger noch dem
Begleiter leicht. was man aus dem
„Sonnenaufgang" erfehen kann.
Aber wie lohnend ift es. diefes Lied
gründlich zu |udieren: da ift echte
Infpiration. ein hoher Geifiesflug!
Wie herrlich werden die prächtigen
Verfe Gufiav Falkes mufikalifch
wiedergegeben! Das ganze Lieder-
opus. dem „Sonnenaufgang" ent-
ftammt. ift hochbedeutend; des wei-
teren feien befonders noch die
..Erntelieder“ (Dichtung von Heinz
Evers) als hervorragende Beifpiele
der Schillingsfchen Lyrik beftens der
Beachtung empfohlen.
Prof. I)I*. Wilh. Altmann.

Literarifme
Die Zeitfchrift für
Balneologie. Klimato-
logie und Kurort-Hy-
giene. die unter der Redaktion
von Sanitätsrat 1)!: Graeff-
ner und 1)!: Kaminer im
Verlage der allgemeinen medizi-
nifchen Verlagsanfialt vom 1. April
1908 ab als Monatsfchrift erfcheint.
hat in der gefamten medizinifchen
Welt bere>ftigtes Auffehen erregt.
Das Kultusminifterium. das Land-
wirtfchaftsminifierium und das
Reichs-Gefundheitsamt find durch
eines oder mehrere ihrer Mitglie-
der im Herausgeberkollegium ver-
treten. Das Herausgeberkollegium
feßt fich 'zufammen aus Männern wie :
Kraus. vonNoorden.Senator. Ren-
vers. F. Parkes Weber. Minifterial-
direktor Förfier. Obermedizinalrat
1)!: Dietrich. Geh. Ob.-Med,-Rat
Prof. bl'. Schmidtmann. Geh. Ob.-
Reg.-Rat Prätorius. Privatdozent
))r, Rof't und zahlreiche andere.
Groß ift auch die Beteiligung
der Balneologen. deren Namen in
der wifienfchaftlichen Welt einen
guten Klang haben.
Die erfie Nummer enthält
außer dem Geleitwort von Geh.
Ober- Medizinalrat 1)r. Dietriäf.
vortr. Rat im Kultusminifterium.
eine Arbeit von Kraus über Klinik
und Balneologie. von Noorden über
..Die Diätetik in Kurorten". von
Freund. von Eulenburg. von Bickel.
Berihta
von Parkes Weber. und von Richter.
Hochintereffant ifi die Arbeit von
1)r. Martin. Privatdozent in Zürich.
über ..Deutfches Badewefen in ver-
gangenen Tagen“. Neben der
Pflege der wifienfchaftlichen For-
derung wird in der Zeitfchrift auch
ein befonderer Wert auf die Be-
fchreibung von Kurorten unter ärzt-
lichen Gefiihtspunkten gelegt. Die
erfke Nummer enthält Befchreibun-
gen von Baden-Baden. Meran. und
Mitteilungen aus Homburg. Alt-
Heide. Soden u. a.
Die Zeitfchrift. die einem großen
Bedürfnis entfpricht. wird fich niaft
nur in der wiffenfchaftlichen Welt
einen hervorragenden Plaß erringen.
fondern fie wird auch für den ge-

bildeten Laien. befonders durch ihren
klimatologifchen Teil nnd die Kur-
ortbefchreibungen. Interefiantes und
vermöge der aus der Lektüre erflie-
ßenden Anregung Nüßliches dar-
bieten. ld.
Erinnerungen von Alec.
.ß e r z e n. 2 Bände. Aus dem
Ruffifchen übertragen. herausge-
geben und eingeleitet von 1)r.
Otto Buck. Mit drei Por-
träts. Berlin. Wiegand und
Grieben.
Die ruffifche Revolutionsge-
meinfchaft hat beinahe den Eha-
rakter einer Kirche in ihrem fana-
tifchen Glauben. ihrer Opferbereit-

fchaft. ihrer Miffionskraft. Alexander Herzen gehört zur Urgemeinde. in der er etwa als der ruffifch-nationale Petrus dem kosmopolitifchen Paulus Bakunin gegenüberfteht; und an feinem Nachgeben gegen deffen Jntereffe an der polnifchen Revolution ift auch feine berühmte Zeitfchrift „Glocke" zugrunde gegangen.

Das ift nun aber ja nicht fo zu verftehen. als wäre Herzen ein enger Slavophil und Ehauvinift gewefen; die kamen in der Literatur erft mit Dof'tojewski herauf. Es ift ein feingebildeter. kluger Mann. der für Schiller fchwärmt und die fremden Nationen leidlich objektiv beurteilt. wobei denn für feine Generation charakteriftifch ift. wie hoch er die Engländer iiber die Franzofen ftellt. Die bleiben ihm. wie die Griechen dem ägyptifchen Priefter. immer Kinder. Und die Putfche und Komplotte Mazzinis mißbilligt er bei aller Sympathie für den Mann. den er aber gewiß zutreffend für einen Stubenpolitiker hält neben dem Freiluftpolitiker Garibaldi. Earl Vogt. den er eingehend fchildert. tat's ihm mit feiner behaglich-humoriftifchen Ruhe und Arbeitskraft an; Herwegh gibt er auf. (Ein Perfonalverzeichnis fehlt leider den beiden fehr deutlich gedruckten Bänden.) Aber für einen Verfchwörer von italienifchem Renaiffancetypus wie Orfini hat er auch was übrig.

Die Erinnerungen. die leider bald nach der ausgezeichneten Schilderung des Staatsftreichs von 1852 abbrechen. find vorzüglich gefchrieben; anfchaulich. packend. dabei ohne vordringliche Subjektivität. Wir kennen Herzen ja alle fchon aus den ..Memoiren einer Jdealiftin“z aber er verträgt nähere Bekanntfchaft. Es ift ein Ruffe. bei dem man bei noch fo vielem „Maßen" keinen Tataren findet - aber doch auch kein „Europäer“. wie er oft fcheinen mochte; fchon diefer eigentümlich melancholifche Ausdruck der Augen ift national.

Wann wird man diefe merkwürdigften Revolutionäre der Welt-

gefchichte. die in London das junge
Europa bildeten. einmal hiftorifch
und pfychologifch in ihrer ganzen
Bedeutung und Eigenart darftellen
und würdigen?
Richard M. Meyer.
Geheime Miterzieher.
Von])r. J. Löwenberg. Ham-
burg. Gutenberg-Verlag.
Der als Lyriker bekannte Ver-
faffer fchenkt uns in feinem ..Ge-
heimen Miterzieher“ ein ganz
prachtvolles Büchlein. ..Einblicke.
Ausblicke in das weite. bunte Ge-
fild der Kinderfeele" will uns der
Autor gewähren. und er erfüllt fein
Ver-fprechen in gehänftem Maße.
Nicht nur das. auch der Schatz
unferer Kindheit. die Märchenwelt.
wird uns von neuem erfchloffen.
..Unfere Volksmärchen“ ift ein Ka-
pitel voll eigenartigen Reizes.
Ebenfo die beiden Abfchnitte
..Kumm mit. wi willt int Gröne
gan" und ..Was unferen Großftadt-
kindern fehlt“. Gerade diefe beiden
Kapitel follten die Eltern uuferer
Großftadtkinder lefen und fie
würden fehen. wie viele nützliche
Anregung ihnen das Büchlein bietet.
das unter den zahllofen Erfcheinun-

gen auf dem Büchermarkt ficher eine
der erfreulichften ift.
])r. S. Stiebel.
Immanuel Kants Werke
in acht Büchern. Ausgewählt
und mit Einleitung verfehen von
))I*. .Hugo Renner. Mit Kant-
bildnis und Kantplakette. Zwei
Bände. Berlin. o. I., Druck und
Verlag von A. Weichert.
Diefe neue Kantausgabe fuiht
ihren Zweck allem Anfchein nach in
der Erfüllung der verdienftlichen
Aufgabe. die Grundlegung der kri-
tifchen Philofophie einem weiteren
Publikum in bequemer und ge-
fchmackvoller Weife zugänglich zu
machen. Die von fachkundiger Hand
geleitete Veröffentlichung ift bei der
heute neu erwachten Sehnfucht nach
ideeller Lebensvertiefung und dem
daraus entfpringenden und immer
lebendiger werdenden Intereffe für
wirkliche Philofophie vom Stand-
punkt diefer Philofophie aus freu-
dig zu begrüßen. In er|er Linie
werden von Renner felbftverftänd-
lich diejenigen Werke gegeben.
deren Gefamtheit die eigentliche
Darftellung des Syftems des Kri-
tizismus bedeutet. alfo die drei
großen Kritiken. die Prolegomena
und die Grundlegung der Meta-
phyfik der Sitten. Ihnen find die
Beobachtungen über das Gefühl
des Schönen und Erhabenen. die
Träume eines Geifterfehers. die
Allgemeine Naturgefchichte und
Theorie des Himmels und die
Schrift ..Der Streit der Fakul-
täten“ hinzugefügt. Irgend etwas
Wefentliches wird fich gegen diefe
Auswahl kaum einwenden (alien.
die-„Beobachtungen“ hätten vie1-
leicht auch fortbleiben können.
Eine als Anhang gegebene Erklä-
rung der wichtigen Grundbegriffe
und Fachausdrücke dient dazu. dem
Lefer das Studium zu erleiäjtern.
nachdem er durch eine längere. klar
und flott gefchriebene Einleitung
in das Lebenswerk des großen
Mannes eingeführt worden ift. In
diefer Einleitung hat fich Renner
bei der Darfiellung von Kants Ent-
wicklung in einigem Gegenfaß zu
deren fon| oft beliebter Einteilung
in fireng gegeneinander unter-

fchiedene „Perioden" verftändiger-
weife bemüht. die durchgängige
Einheitlichkeit ihrer Tendenz ge-
bührend zur Geltung zu bringen.
1)r. Karl Hoffmann.
Der deutfch-franzöfifche
Krieg 1870/71. Nach den
neueften Quellen dargeftellt von
Friedrich Regensberg. Band l.
Stuttgart. Franckh.
Der Verfaffer hat durch die Ein-
zelfchilderungen der Hauptkämpfe
von 1866 bereits allgemeine Aner-
kennung gefunden. In dem vor-
liegenden Werke. von dem der erfie
Band erfchienen ifi. entwirft er eine.
auch für weitere Kreife verftändliche
Darfiellung des Krieges 1870/71.
Unter Zugrundelegung der beften
und neueften Quellen führt er in
zufammenhängender Form die krie-
gerifchen und politifchen Ereigniffe
in höchft anregender und anziehen-
der Weife dem Lefer vor. Seine
Gründlichkeit. fowie ftrenge. aber
durchaus gerechte Beurteilung
treten hierbei angenehm hervor. Er
weift auf die begangenen Fehler
hin. kargt aber auch nicht mit der
Anerkennung hervorragender Lei-

fiungen und bewiefener Tapferkeit.
- Der vorliegende erfte Band enthält drei Abteilungen: Die Vorgefchichte des Krieges (Rache für Sadowa. die fpanifche Bombe. die Emfer Depefche). die Vorbereitung zum Kriege (Kriegserklärung Frankreichs. Alles mobil. Kriegspläne und Aufmarfch beider Heere). die Einmarfchkämpfe der deutfchen Heere (Saarbrücken. Weißenburg. Wörth. Spichern). Dem umfangreichen Bande (336 S.) find zur Erläuterun des Textes 15 Karten und 3 Bei agen angefchloffen. Man lieft das Buch. das eine fchäßbare Bereicherung der über den Krieg 1870/71 bereits erfäzienenen umfangreichen Literatur bildet. mit großer BefriedigungZ

Drei Menfchen. Pfychologifche Novelle von F r a n c e s Külpe. Berlin und Breslau. S. Schottlaenders Schlefifche Verlagsanfialt.

Das Werk der hochbegabten Verfafferin ift älter als der in dem letzten Jahresbericht von ..Nord und Süd" gerühmte Roman. Man kann alfo in diefem fpäter erfchienenen Werke feines früheren Urfprunges wegen keinen Fortfchritt erkennen. aber es ift erfreulich zu konfiatieren. daß diefe Novelle gegen den Roman nicht übermäßig abfällt. Es handelt fich um eine pfychologifche Erzählung. man könnte faft fagen um ein pfychologifches Kunfiftück. Ein tüchtiger Frauenarzt Rehder ift mit der ausgezeichneten Schaufpielerin Nora Seiden verheiratet. die er ihrer Kunft überläßt. ohne deswegen aufzuhören. ihr glühende Liebe zu widmen und von ihr herzliche Zuneigung zu empfangen._ In fein Haus kommt feine Nichte. eine verwitwete Gräfin Rahel. die Tochter feiner von ihm innig verehrten Schwefter. ein fchönes. leidenfchaftliches. kunfibegabtes Weib. Sie verliebt fich in ihren Onkel. und diefer läßt fich diefe Liebe nicht nur gefallen. fondern erwidert fie auch einen Moment. um freilich bald wieder feiner Pflichten inne zu werden. Als Nora erblindet und ihrer Kunfi entfagen muß. wetteifern Rahel und der Doktor mit Unter-

drückung ihrer augenblicklichen Auf-
wallung. um der Unglücklichen. die
übrigens von der momentanen Ver-
irrung der beiden unterrichtet ifi _-
denn zu einem wirklichen Fehltritt
ift es nicht gekommen. - ihr Leben
erträglich zu gef'talten. Ein paar
Nebenfiguren und Epifoden: eine
franzöfifche Gouvernante Felicie
Lebrun. die mit Rahels verfiorbenem
Mann einen Liebeshandel unter-
halten; ein halb verrückter Myftiker.
der als Faktotum im Haufe lebt und
bei einem Rettungswerke zugrunde
geht; zwei alte kunfibegeifterte Fräu-
lein. die plößlich reich werden. durch-
ziehen die Handlung. Sie find im
Zufammenhang nicht eigentlich not-
wendig.tragen aberzurBelebung der
Gefchichte bei und dienen hauptfäch-
liäf dazu. um die unendliche Gutheit
der ..drei Menfchen" zu beweifen.
die fiäf der Unglücklichen annehmen.
Gefallene erheben. Schwache und
Lächerliche mitleidig und tatkräftig
fördern. Man könnte einwenden.
fo viel Trefflichkeit gibt's unter den
Menfäfen gar nicht. worüber jeder
nach feiner Weltanfchauung und
feinen Erfahrungen urteilen mag.

Ein pfychologifcher Fehler fcheint
mir darin zu liegen. daß der Doktor
und Rahel hauptfächlich nach der
Erblindung Noras ihre Pfliäjt er-
kennen. daß alfo nicht ausfchließlich
Selbftüberwindung. fondern Mit-
leid der Grund des Bezwingens
ihrer Leidenfchaft ift. Aber die Ge-
fchichte ift trefflich erzählt. fein be-
obachtet; fpeziell livländifche Sitten
- die Gefchichte fpielt in Riga -
werden charakterifiifch dargetan.
Das Schaufpielervölkchen. ebenfo
die fchon erwähnten alten
Schweftern werden mit feinen
humoriftifchen Zügen ausgefiattet.
Echte Sittlichkeit und tiefe Fröm-
migkeit - die letztere ohne irgend-
wie aufdringlich zu fein und ohne
die Verfafferin je in den Predigt-
ton geraten zu laffen. durchziehen
das ganze Buch und machen es zu
einer genußreichen Lektüre.
Ludwig Geiger.
Die letzten Menfchen. Von
FriedrichJacobfen.Leip-
zig. Verlag Georg Wigand.
Unwillkürliäf denkt man an den
großen Dänen. der das unvergeß-
licheBuch ..NielsLyhne" gefchrieben
hat. In anderer Art aber ift diefer
Iacobfen ein Phantaft. ..Die letzten
Menfchen" find packend gefchrieben
und voll poetifchen Reizes. .1. kl.
Die Gefellfchaft. Samm-
lung fozialpfychologifcher Mo-
nographien'. Herausgegeben von
Martin Buber. 2. Band: Die
Religion. von Georg Simmel.
Frankfurt a. M.. Lit. Anfialt
Rütten u. Loening. 79 Seiten.
Preis kart. Mk. 1.50. geb. 2.-.
Wieder eine von den zahl-
reichen. vielleicht hier und da wohl
auch bereits viel zu zahlreichen po-
pulären Editionen zur Verbreitung
allgemeiner Bildung. In der glei-
chen fplendiden äußeren Aus-
ftattung. die den meiften diefer Ver-
öffentlichungen eignen. Einband-
und Vorfaßzeichnung von Peter
Behrens. Initialen von Hermann
Kirchmayr. - Profeffor Simmel.
der Verfaffer diefes Bändchens. ift
einer von jenen modernen geifl-
reichen Univerfitätsprofefforen. die
fich zu folchen Veröffentlichungen

fo trefflich zu eignen fcheinen. Ein
Afihet und Philofoph von Namen.
Leider. fo gewandt. geiftreich und
belefen dies Werkchen auch ge-
fchrieben fein. und fo viel Gutes.
Richtiges und Belehrendes es
im einzelnen aua) beibringen mag.
ift es dennoch als Ganzes als
verfehlt zu bezeichnen. und für den
vorliegenden Zweck eher fchädlich
als nützlich. Denn es wird lediglich
dazu dienen. der Halbbildung noch
mehr Vorfchub zu leiften; und gar
der allergefährlichf'ten: der auf re-
ligiöfem Gebiet! - Es läßt fich
heute kaum eine größere und zu-
gleich bedenklichere Ironie denken.
als den Begriff des Monismus.
den die heutige Wiffenfchaft auf-
f'tellt. und zugleich. neben ihm. die
fo gänzlich analytifch difparate
Behandlung der einzelnen Lebens-
gebiete. das völlige Unvermögen.
diefe Gebiete in ein organifches
Abbängigkeitsverhältnis zueinander
und von einem umfaffendften Ge-
biete und Begriff zu bringen!
Gewiß ein unwillkürlicher Reft
wiffenfchaftlich - fcholaftifcher Sche-
matik und Methodik. die als
folche wohl nüßlich und in ge-

wiffem Betracht unumgänglich
fein mag. im übrigen aber zu-
gleich eine wahre. wirklich or-
ganifchc Wiffenfchaft und einer fol-
chen leiste. endgültige Weltan-
fohauungsergebniffe noch immer auf
das peinlichfte hemmt. Am wenig-
ften natürlich gelingt es den Uni-
verfitätsprofefforen. um diefe
Klippe herumzukommen. die ihr
wiffenfchaftliches Denken noch
immer knickt. und die leider zu-
gleich auäz ihr nur zu unverwüft-
licher Dünkel ift. - Nun. Profeffor
Simmel ift gewiß kein dünkelhafter
Profeffor. vielmehr zählt er zu der
Kategorie des ,.liebenswürdigen".
urbanen. liberalen. populären Pro-
fefforsz aber ich weiß freilich nicht.
welche Art von den beiden die ge-
fährlichere ift. - Der Grund-
fehler des Büchleins ift alfo. daß es
völlig an der Oberfläche des Be-
griffes Religion bleibt; ja noch
nicht einmal das allernötigfie für
nötig hält. an erfier Stelle zu
unterfuchen. was denn Religion ei-
gentlich fei. Für Simmel ifi Re-
ligion nach wie vor ohne weiteres
ein Reffort neben anderen Ref-
forts; es kommt ihm. obgleich doäf
Schleiermacher nun eigentlich fchon
lange genug vorhanden ift. nicht im
mindeften bei. daß Religion nicht
von dem Begriff einer dogmatifchen
Konfeffion aus definiert werden
kann; am allerwenigften heute! Es
ift der bedenklichfte aller Zöpfe.
die uns gegenwärtig etwa noch auf
dem Rücken baumeln follten.
Alfo: die verfchiedenften Refforts:
Wiffenfchaft. Kunft. wirkliches All-
tagsleben. foziales Leben. Politik
und was weiß ich. und alfo denn
auch Refiort Religion fiehen in
vergnügter unorganifcher Dispa-
ratheit nebeneinander. Kaum ein
leifer Verfuch ift zu einer organi-
fchen Gruppierung diefer Ref-
forts vorhanden. - Worauf aber
wäre es angekommen? Anf nichts
anderes als darauf : zu erkennen.
daß nichts anderes Religion im
höchften Sinne ift als das bedin-
gende. unlösbare. heilige. orga-
nifche Gefüge organifcher Raffe und
Individualität; und ferner: zu er-
kennen. daß dies alles in allem ift
und Einheit aller kosmifchen Fernen

und Nähen. Und ferner: zu er-
kennen. daß aus ihm alle anderen
fozialen kulturellen und fonftigen
Funktionen organifch hervortreiben
und mit ihm blühen. und verfallen.
um von neuem aus feinen neuen
Kräftigungen emporzublühen. Von
einer gegenfeitigen Beeinfluffung
diefer Funktionen aber kann nur
in einem ganz beftimmten Sinn die
Rede fein; was aus jeder derfelben
zur anderen hinfirebt und womit
eine jede derfelben zur andern fich
erweitern kann. ift nichts und kann
nichts anderes fein. als ein und
dasfelbe heilige Wefen von Reli-
gion. Zeigt eine von diefen Funk-
tionen fich von ihm entleert oder
nicht mehr ganz von ihm befiimmt
und geleitet. fo fierilifiert fie fich
fofort. verkümmert oder zerbricht.
In folchem Sinn alfo und einzig in
ihm haben wir Religion zu ver-
ftehen, ohne fie ift nichts denkbar.
und alles andere ift nichts als die
unverbrüchliche Eharakterenreihe
ihrer Entfaltung. Simmel aber
feßt dogmatifche Form reli-
giöfen Lebens für Religion felbft;
er feßt die Nebenfache für die
Hauptfache und macht diefe zu einem

ihrer ..Refforts"z fo ziemlich das
unfinnigfte und unnatürlichfie.
wozu man fich verleiten laffen kann.
- Kein Wunder. wenn alfo der
Inhalt feiner Monographie fich
von vornherein verfchieft. und
wenn feine Ausführungen fich ver-
zwicken und trotz allem geifireichen.
populären. liberalen Profefforen-
ftil den einfichtigen Lefer anmuten
wie Ehinefiich- - Das Büäf-
lein ift alfo kaum zu empfehlen. Es
ift unfruchtbar und überflüfiig. Es
fchadet eher. als daß es Nußen
ftiften könnte.
Weimar. Johannes Schlaf.
Die Bücher des deutfchen
H a u f e s .k herausgegeben von
Rudolf Presber. Buchverlag
fürs deutfche Haus. Jeder Band
in Ganzleinen 75 Pf.
Man weiß nicht recht. worüber
man mehr ftaunen foll: über die
vornehme Ausftattung des Außeren
oder den feinen Gefchmack der
inneren Gliederung und Zufammen-
fiellung. Die erften 4 Bände
bringen 4 deutfche Dichter. Goethe
an der Spiße: ..Die Leiden des
jungen Werther". dann Otto Lud-
wig ..Zwifchen Himmel und Erde".
E. T. A. Hoffmann ..Die Eliriere
des Teufels". Friedrich Spielhagen
..Deutfche Pioniere". Es if't ohne
Zweifel. daß diefe Bücher fich bald
in jedem deutfchen Haufe einbür-
gern werden. Die Illufirationen
von Ernft Stern. Finetti und
Scheurich heben diefe Bücher weit
über das Niveau des bisher Gebo-
tenen hinaus. Nur einen Rat
möchte ich dem Herausgeber ertei-
len: er möge allzu umfangreiche
Bücher lieber ftärker ansgef'talten.
als fie fo zufammendrängen. wie
Hoffmanns Elixiere des Teufels.
Aber das ift nur ein Rat. der die
Freude an diefem Unternehmen
nicht im geringften beeinträchtigt.
A. Halbert.
Weltgefchichte. Die Ent-
wicklung der Menfch-
heit in Staat und Ge-
fellfchaft. in Kultur
.und Geiftesleben.Heraus-
gegeben von Pr of. l) r. J.
von Pflugk-Harttung.

in Verbindung mit hervorragen-
den Fachgelehrten. G e -
fchichte der Neuzeit,
Das religiöfe Zeit-
alt e r 1500-1650. Berlin
Verlag von Ullftein und Eo.
Die letztvergangenen Jahre
brachten den Beginn einer ganzen
Anzahl von großangelegten. präch-
tigen Lieferungswerken. Ihnen ge-
fellt fich nun die von I. v. Plugk-
Harttung herausgegebene ..Welt-
gefchichte" zu. vor allen hervor-
ragend durch die glänzende Reihe
ihrer Mitarbeiter. Das eben ift das
unterfcheidende Merkmal diefer mo-
dernen Werke. daß fie auf dem Zu-
fammenwirken vieler Kräfte be-
ruhen und nicht. wie unfere älteren
Weltgefchichten. aus der Arbeit
eines einzelnen Gelehrten hervor-
gegangen-find. der naturgemäß nicht
alle Gebiete des weitverzweigten
Stoffes mit der gleichen fpeziellen
Kompetenz beherrfchen konnte. Ein
ungeheurer Vorzug des modernen
Betriebes. dem aber andererfeits als
nicht zu unterfchäßender Nachteil
gegenüber fieht. daß darunter die
anf'crebenswerte Gleichmäßigkeit in
der Behandlung des Stoffes durch

das ganze Werk hin bisweilen zu
Schaden kommt. Trotz des beiten
Willens zur Unterordnung unter das
gemeinfame Prinzip vermag der
einzelne Mitarbeiter -- und um fo
weniger. je felbftändiger und maß-
gebender er ift - feine Eigenart
niäft immer völlig zu verleugnen.
weder in der Grundauffaffung. noch
in der Schreib- und Darftellungs-
weife. Auch der zur Befprechung
fiehende. erfterfchienene Band der
neuen „Weltgefchichte" ift dem nicht
ganz entgangen. Als ein wiffen-
fchaftliches ..Volksbuch" ift fie ge-
plant. ..durch leichte Verftändlich-
keit für alle Volksklaffen und Be-
rufsfiände" berechnet. Und diefe
Grundtendenz gelangt in dem erften
Abfchnitt. der vom Herausgeber
felbft verfaßten „E n t d e ck u n g s-
und Kolonialgefchichte".
vollauf zu klarem Ausdruck; in der
Art. wie über die Entdeäung. über
die wirtfchaftliche und wiffenfchaft-
liche Erfchließung der neuen Land-
gebiete alles Wiffenswerte geboten
wird. unter fteter treffender Be-
leuchtung von allgemeinen wirt-
fchaftlichen und politifchen Gefichts-
punkten aus. unter häufigen Be-
ziehungen auf die Verhältniffe der
Gegenwart. Ganz anders charakte-
rifiert ift der zweite Abfchnitt -
die „Renaiffance" von
K. B r a n d i: eine geifivolle Mono-
graphie. die in tiefdurchdachter und
großzügiger Weife das Wefen der
Renaiffance und ihre Bedeutung fiir
die Folgezeit zeichnet. Vorausgefeßt
ift aber. daß der Lefer mit dem
nackten Gerippe der Gefchehniffe des
Zeitraumes gut vertraut ift. daß er
in feinen Kenntniffen und in feinem
ganzen Bildungsftande die fette.
konkrete Grundlage findet. von der
aus er den oft recht abftrakten und
in hohen Geiftesregionen fich be-
wegenden Betrachtungen zu folgen
vermag. Für das Verfiändnis in
weiteren Volkskreifen find fie nicht
faßliäf. ich möchte fagen. nicht
plaftifch genug. Von diefem Ge-
fichtspunkte aus möchte ich dem.
was Th. Brieger (S, 206ff.)
nur nebenher über die Renaiffance
ausführt. den Vorzug erteilen. wie
denn überhaupt fein Abfchnitt „R e-

f o r m a t i o n" fich durch wunder-
bare Klarheit und durch Treffficher-
heit des Urteils auszeichnet. Der
Beginn und die erfie Entwickelung
der Reformation ift troß der allenf-
halben hineinfpielenden politifchen
Momente im Grunde genommen
doch eine rein religiöfe Bewegung;
da konnte denn keine glücklichere
Wahl getroffen werden. als diefe
Partie des Buäzes nicht einem di-
rekten Fachhiftoriker. fondern einem.
gerade hier bereits aufs befte be-
währten. proteftantifchen Kirchen-
hifcoriker zu übertragen. Die Schil-
derung der religiöfen Zuftände vor
der Reformation'. insbefondere des
Charakters der damaligen katho-
lifchen Kirche. wie auch ihrer fpäter-
hin - nach dem Tridentinifchen
Konzil - erfolgten Umgeftaltung
durch das Eindringen und über-
wiegen des „fpanifchen Geiftes".
kann nicht vortrefflicher gedacht
werden. Anerkennenswert ift die
Objektivität. deren fich der Verfaffer
nach Kräften befleißigtz und wenn
es ihm nicht immer gelungen ift,
den Gegnern der Reformation volle
Gereäftigkeit widerfahren zu laffen.
wenn ihm hin und wieder ein allzu
fcharfes Urteil über die katholifche
35(

Kirche und das Papfitum mit unter-
gelaufen ift. oder er das ausfchließ-
lich Religiöfe allzu fehr in den
Vordergrund rückt. wer wollte es
ihm zum großen Vorwurf an-
rechnen? Nur auf einen Punkt
möchten wir aufmerkfam machen:
die detaillierte Behandlung der ein-
zelnen Schriften Luthers (im 4. Kap.).
die vielen und langen wörtlichen
Zitate aus ihnen. die genaue In-
haltsangabe der Schrift: ..An den
chriftliäfen Adel deutfäjer Nation"
fiehen in keinem rechten Verhältnis
zum Umfange des Gefamtwerkes
und wären fchon im Hinblick auf
deffen katholifche Leferkreife beffer
eingefchränkt worden. - Mit der
wenig dankbaren Aufgabe. die
Wirren und Kreuz- und Querzüge
namentlich während der zweiten
Hälfte des dreißigjährigen Krieges
in knappem Umriffe zu erzählen.
hat fich H. von Zwiedine>-
S ü d e n h o r ft in zufriedenftellen-
der Weif e abgefunden. Das Schluß-
fiück aber. die ..Gegenrefor-
mation iu Sild- und Weft-
europa". ift durch Prof. M.
Philippfon. wie nicht anders
zu erwarten. zu einer in wiffen-
fchaftlicher und künfilerifcher Hin-
fieht gleich vollendeten Gefchichts-
darfiellung geftaltet worden. aus der
diePerfönlichkeiten einesPhilippll..
einer Elifabeth. eines Richelieu als
bedeutfanie Merkfteine gebührend
hervorragen. und in der andererfeits
ebenfo intereffant und lehrreich die
allgemein kulturgefchichtlichen Ele-
mente der Zeit zur Geltung kommen.
- Der ..Kulturgefäfichte" kommt
auch die überaus reichhaltige
Illuftrierung des Werkes zugute.
die. mit dem Texte in mehr oder
minder engem Zufammenhange. mit
Sorgfalt und wiffenfchaftlichem
Ernfi ausgewählt ift. zumeift aus
zeitgen'ofiifchen Gemälden und Zeich-
nungen. Stichen und Holzfchnitten,
und fomit zugleich einen beträcht-
lichen kuuf'tgefchichtlichen Wert be-
fiht. Die ganze äußere und innere
Ausftattung des Bandes ift gediegen
und vornehm und dem modernen
Gefchmack entfprechend. fo daß wir
in der Ullfieinfchen Weltgefchichte
wirklich ein ..Monumentalwerk

deutfcher Gefchichtsfchreibung“ zu
begrüßen haben. deffen weiterem
Fortgang wir mit Intereffe und
lebhaftem Erwarten entgegenfehen
können.
8. LZ.

Redaktion:l)r, SylviiisBru>.A.Halbert. KurtFliegel. AlerJadasfohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. H a l b e r t - F; a l. Berlin W.. Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Juferatenteil: Paul Nowotny in Berlin-Friedman.
Zufcbriften und Einfendungen. ohne Angabe eines Perfonenuamens. zu adreffieren
..An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 32."
oder ..Breslau [ll. Siebenhufenerfkraße 11/15".
Verlag ..Nord und Süd" Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaenders
Schlefifthe Verlags-Anfialt G. m. b, H.. Berlin. Breslau. Leipzig). er?
Auslieferung für
Öfierreich bei E. W. Stern. Wien l. Franzensring 16. **
Druck: Schlefilche Buchdruckerei v. S. S ch o ttla e nd e r. A.: G.. Breslau (ll.

EmeomtfmeMouatsfgznfi

.DerwgNol'ö unö Güü'Gm.bH.cYi-r[ln
WWW öen Yuchhanöel:
SSMüWuöerYcbnfYerlmmnfmu

32. Jahrgang Band 125 Zuni1908 .Heft 375



Eduard König:

Monismus.

„Monismusl Moniftifche Weltanfchauung!" Daß diefe Ausdrücke
für weite Kreife in unferer Gegenwart die Parole bildenf das braucht
nicht erfi weitläufig bewiefen zu werden. Hat fich in unfeten Tagen doäf
fogar ein Bund gebildetf der jene Wörter auf feine Fahne gefchrieben
hat und eine rege Agitation entfaltet. Tritt uns der Monismus jetzt
doch fogar in mehr als einer Hauptgeftalt entgegen. Denn in dem einen
Lager kämpft man für den Pfychomonismn s. So tut es der
Göttinger Naturforfcher Verworn in feiner Rede über „Naturwiffenfchaft
* und Weltanfchauung" (1904). Sein Hauptfaß ift: „Der Gegenfaß
zwifchen Körper-welt und Pfyche eriftiert in der Wirklichkeit gar nichh denn
die gefamte Körper-welt ift nur Inhalt der Seele." Für diefen Monis-
mus- der alfo in den feelifchen Funktionen fein einziges einheitliches Reich
fiehtt ift Verworn auch in feiner fpäteren Schrift „Prinzipienfragen in
der Naturwiffenfchaft" (1905) eingetreten. In einem anderen Lager der
Moniftenf dem Moniftenbundef kämpft man für den materialifti-
f ch e n M onis m us. Man weißt daß in diefem Lager der Ienenfer
Zoologe Haute(der Führer ift. Denn er hat das bekannte auffehener-
regende Buch „Die Welträtfel“ 1899 veröffentliäft und diefem auch noch
das Werk „Die Lebenswunder“ 1904 folgen laffen. In beiden Schriften
hat er mit anerkennenswerter Offenheit feine Anfehauung ausdrücklich
als Naturphilofophiet und zwar als Erneuerung des philofophifchen
Syftems von Spinoza ("f 1677) bezeichnet (Die Lebenswunder- S. 92).
Nur hat er dies bei feinen Ausführungen oftmals vergeffen- indem er fich
fo auszudrücken pflegt- als wenn er rein naturwiffenfchaftliäf verführe
und lauter Ergebniffe der exakten Naturforfchung vortrüget und hat fo
auch felbft mit verfchuldett daß die meiften feiner Lefer und Anhänger
feine Behauptungen fo auffaffen- als wenn diefe die reine Naturwiffen-
fchaft enthielten. In diefen beiden Schriften nun erhebt Haeekel den An-

fpruch. im Anfchluß an jenen Philofophen den Subftanz-Monismus be-
gründet zu haben. In einem dritten Lager kämpft man für eine einheit-
liche Weltauffafiung. welche E n e r g i e - M o ni s m u s zu nennen if't,
allerdings von einem ihrer Vertreter auch als ,.Spiritualismus" bezeichnet
wird. So gefchieht es bei P1'. Paul E. Franze (Arzt in Nauheim) in
feinem Schriftchen ..Monismus des Geiftes" (1907 erfchienen bei Mar-
hold in Halle). Diefer fchreibt gegenüber Haeckel. der viel zur Verbreitung
des materialiftifchen Monismus beigetragen habe. es erfcheine ihm ..als
eine Pflicht. darauf hinzuweifen. daß die Anwendung w i r k l i ch logifchen
Denkens auf die neueften und beften Errungenfchaften der Phyfik das
direkte metaphyfifche Gegenteil einer materialiftifchen Weltanfchauung zu-
tage fördert. nämlich die Deutung alles Seins und Gefchehens aus ihrem
geiftigen Inhalt allein. Das ift der Monismus des Geiftes." (S. 1.)
..Monismusl*' fchallt es alfo in unferen Tagen von vielen Seiten
her. Aber befitzt diefe Parole auch nur den Wert der Neuheit? Ja_
äußerlich wohl. infofern das Wort ..Monismus" ein neugeprägtes fein
dürfte. Aber es ifi damit. wie mit vielen Ausdrii>en in unferer Gegen-
wart: nene Worte. aber keine neuen Begriffe. Die Sache. die man mit
..Monismus" meint. ift eine alte Erfcheinung. Namentlich über diefe
gefchichtliche Seite der monif'tifchen Bewegung orientiert in ausführlicher
Weife dasBuch vonl": Otto Flügel. das friiher ..die fpeknlative Theologie
der Gegenwart" hieß. defien dritte Nenbearbeitung jetzt aber als ..Monis-
mus und Theologie" betitelt ift (1908). Da find alle philofophifchen und
theologifchen Syfteme hauptfächlich der Vergangenheit. die einen mo-
niftifchen Zug befaßen. ausführlich dargelegt und kritifiert. Z. B. ift das
,Buch ..Religionsphilofophie auf gefchichtlicher Grundlage" von Otto
Pfleiderer (1878) in gründlicher Weife analnfiert und als ein Werk von
moniftifcher Grundtendenz erwiefen. Denn er fchrieb ja l S. 193): ..So-
lange es Metaphhfik gibt. ift eben dies ihre Aufgabe. die Gefamtheit des
Wirklichen. wie fie Dingliches und Geiftiges zumal umfaßt. e in h e i t l i ch
und aus ein e m Begriff zu begreifen.“ Aus Flügels Buch erfieht man.
daß die Auffafiung des Univerfums. die jetzt die ..moniftifche" genannt
wird. friiher gern als ..einheitliche oder organifche Weltanfchauung" be-
zeichnet wurde (S. 299). Es gibt ja auch. was Flügel nicht erwähnt. fchon
lange eine eigene Zeitfchrift für den Monismus: ..The Monift". redigiert
von "1'. Paul Carus zu Chicago. Wenn aber darnach das Schlagwort
..Monismus" nur äußerlich und nur für die ununterrichteten Maffen den
Reiz der Neuheit befihen kann. könnte es trotzdem eine richtige Sache be-

zeichnen. So erhebt fich denn die Frage. ob der Monismus. wie er von
def'fen gegenwärtigen Hauptvertretern gemeint wird. nicht eine wohlmoti-
vierte und in der Wirklichkeit begründete Auffaffung des Univerfums ift.
Diefe Frage gehört zu den allerwichtigften. die den Menfchen unferer
Gegenwart befchäftigen müffen. und fo fei es auch mir gefiattet. einen
Beitrag zu ihrer Beantwortung darzubieten.
Jft alfo der Kampf für den Monismus nicht wohl motiviert? Gewiß.
dem Ringen nach einer einheitlichen Weltanfchauung liegen ganz natür-
liche Motive zugrunde. Oder fpürt nicht jeder denkende Menfch den Trieb
in fich. bis zu einer in fich harmonifchen Auffaffung des All vorzudringen?
Das natürliche Bedürfnis unferes Schlußvermögens treibt den Menfchen.
daß er von den einzelnen Dingen und Ereigniffen auf ihren Zufammen-
hang zurü>geht und fchließlich nach dem Mittelpunkt und Urquell des
ganzen breiten Stroms der Erfcheinungen fragt. Es ift fogar ein Zeichen
ungefunder Erfchlaffung des menfchlichen Jntellektes. wenn er nicht bis
zu diefer Frage vordringt. Ja. das ift der Sinn eines alten fehr bekannten
Ausfpruchs. der von „Toren" redet. Er meint diejenigen Menfchen.
welche mit ftumpfen Sinnen und fchlaffem Denken durch Natur und Ge-
fchichte hindurchgehen. ohne die Einzelheiten zu einem Gefamtbilde zu ver-
einigen und ohne von den wechfelnden Erfcheinungen auf einen bleiben-
den Träger derfelben. von den Wirkungen auf einen Kraftquell zurück-
zufchließen. Alfo Antriebe zur Erftrebung einer einheitlichen Weltan-
fchauung find vorhanden und find ganz natiirlich. Die große Frage ift
nur die. ob fie in den Syftemen zu einem richtigen Ziele gelangt find. die
in unferer Gegenwart als Monismus empfohlen werden.
Schon der Umftand nun. daß das Schibboleth ..Monismus!" uns
jeht in fo verfchiedenen Tonarten entgegenfchallt. ift kein gutes Anzeichen
dafiir. daß die Bemühungen um denfelben fchon zu einem feften Endziele
gelangt wären. Doch prüfen wir jene drei erwähnten Hauptarten des
Monismus. die um den Beifall unferer Zeitgenoffen miteinander rivali-
fieren. nunmehr der Reihe nach!
1. Bei dem P f y ch o m o n i s m u s. den Verworn vertritt. haben
wir das gewiß intereffante Schaufpiel vor uns. daß ein Naturwiffen-
fchaftler der neukantifchen Erkenntnistheorie in dem Grade huldigt. daß
er die Zuftände der Seele als die einzige Welt der Wirklichkeit hinftellt.
Es ift ja in den vergangenen Dezennien ein bemerkenswertes Objekt der
Beobachtung gewefen. daß die Kantifche Erkenntnistheorie. wonach der
Menfch nur von feinen Wahrnehmungen weiß. mehr bei den Philofophen

und Theologen. als bei den Naturforfchern Eroberungen machte. Z. B. erklärte ja ein fo feiner Kopf. wie der Phyfiker von Helmholtz war: ..Ich war im Beginne meiner Laufbahn ein gläubigerer Kantiauer. als ich jeßt bin" (in der Vorrede zu feinen ..Vorträgen und Reden". 1884). Ein entfchiedener Bekämpfer der Kantifchen Erkenntnistheorie ift der Botaniker I. Reinke (in Kiel) in feinem hochverdienftliihen Werke ..Die Welt als Tat". das zuerf't 1899 erfchien. Er fchreibt da mit vollftändigem Rechte z. B.: ..Sehe ich eine rote Kugel neben einer grünen liegen. fo fchließe ich aus der Verfchiedenheit der Farbe auf eine Verfchiedenheit der beiden Dinge. Hierbei ift es ganz gleichgültig. daß die Phyfiologie mich lehrt. daß die Farben erft in der Empfindung zuf'tande kommen. Denn die Phyfik beweift. daß bei normalem Auge aus grüner Farbe auf Strahlen gefchloffen werden darf. die ein Körper ansfendet und die eine gewiffe Schwingungszahl befißen. Aus dem Wechf el in den Erfcheinungen muß deshalb auf die Verfchiedenheit der Dinge gefolgert werden. Die Unterfäjiede in den Erfcheinungen müffen den Unterfchieden der Dinge parallel gehen."

Doch will ich nicht fortfahren. Reinkes Darlegung. fo packend fie auch ift. zu wiederholen. Auch foll hier nicht die Unterfuchung wieder vorgeführt werden. die ich felbfk über die Tragweite der Kantifäfen Erkenntnistheorie in meinem Schriftchen ..Die Religion unferer Klaffiker. oder die Klaffiker unferer Religion?" (1905) bei der Befprechung von Schillers Weltanfchauung angeftellt habe. Vielmehr meine ich. daß zur Beurteilung von Verworns P f y ch o m o n i s m u s fchon folgende Säge genügen. Die Kantifche Erkenntnistheorie. wonach der Menfch ganz in den Kreis feiner Seelenoperationen gebannt wäre. befißt ja eine Achillesferfe. Das Wefen von Kants Erkenntnistheorie foll nämlich doch darin liegen. daß alle unfere Erkenntnis auf die bloßen Empfindungen (oder Erfcheinungen) eingefchränkt fei und jede Erkenntnis des ..Dinges an fich" uns abgefprochen wird. Trotzdem mußte Kant doch von dem ..Ding an fich" etwas ausfagen. nämlich daß es auf unfere Empfindungsnerven wirkt. Sonfi fiänden ja unfere Empfindungen urfachlos dal Er mußte alfo dem Menfchen auch die Fähigkeit zufchreiben. das ..Ding an fich" doch wenigftens als Urfache zu erkennen. Diefer Einwand gegen Kants Erkenntnistheorie ift auch fehr bald - zuerft von Aenefidemus (Schulze) 1792 - erhoben worden. und diefer Einwand wird. fo oft er auch vergeffen werden mag. doch fchließlich den ganzen Aufbau zu Falle bringen.

Oder hat etwa V e r w o r n felbft feinen Pfychomonismus konfequent
durchführen können? Er fagt allerdings: der Stein ift fchwer. Das ift
eine Empfindung. Er ift kalt. Das ift wieder eine Empfindung ufw.
Aber es wäre richtiger. wenn er gefagt hätte: Die Schwere des Steines ift
eine Empfindung für u n s. Denn daraus. daß wir von der Schwere
des Steines nur eine Empfindung haben. folgt nicht. daß der Stein nur
in unferer Empfindung eriftiert. Verworn gibt ferner auch zu. daß wir
Empfindungs k o m p l e r e haben. Dann fragen wir: Worauf beruhen
diefe? Auf der Arbeit unferer Pfyche allein? Dann müßten fie mit
fich felbft identifch fein. weil die Seele wefentlich diefelbe Größe bleibt.
wiihrend ich jetzt mich in meinem Zimmer umblicke und im nächften Moment
zum Fenfter hinausfehe. Aber die Empfindungskomplere find oft in einer
Minute hundertfältig verfchieden. Folglich ift diefe Ver-
fchiedenheit durch etwas außerhalb der Seele bedingt. was unfere Emp-
findungen veranlaßt. Sodann bemerkt Verworn z. B. in der Schrift von
1904. S. 31: ..Die Empfindung .blaui befteht bei einem Menfchen.
wenn ein Lichtftrahl von beftimmter Wellenlänge durch Vermittelung
einesAuges in bef'timmten Zellen der Großhirnrinde bef'timmte Stoffwechfel-
vorgänge hervorruft." Aber wie kann Verworn v o n Li ch tft r a hl
und von Wellenlänge ufw. reden? Wie kann er dies alles als
B e d i n g u n g e n der Empfindung zufammenfaffen? Naäf feiner
Theorie foll ja alles nur Empfindung der Pfyche fein! Liegen die ..Be-
dingungen" etwa auch alle fchon als Inhalt in der Seele? Nein. er hat
felbft feinen erkenntnistheoretifchen Standpunkt n i ch t f e ft h a l t e n
können. Demnach ift es Verworn keineswegs gelungen. feinen P f y ch o-
m o n i s m u s zu begründen. Auch er hat nicht die Möglichkeit befeitigt.
über unfere Wahrnehmungen hinaus auf den Welthintergrund zu
fchließen.

2. Wie fteht es fodann mit Haeckels S u b ft a nz- M o nis m u s?
Auch zu deffen Beleuchtung will ich nicht wiederholen. was in meinem
angeführten Schriftchen (S. 24-30) bei der Befprechung Goethes aus-
geführt werden mußte. weil ja Öaeckel fich gern auf feine Zufammen-
ftimmung mit diefem beruft, Es dürfte aber auch genügen. wenn betreffs
der Welterklärung Haeckels folgendes erwähnt wird.
Ein Blick auf die Welt der Organismen lehrt. daß jeder derfelben
von einem inneren Gefeße in bezug auf Form. Größe. Nahrungsauswahl.
Lebensdauer ufw. beherrfcht wird. Solche immanente Gefeße der Natur
treten uns ferner auch darin entgegen. daß die Kohlenfäure den Pflanzen

zum Wachstum dient. die dem tierifchen und menfchlichen Organismus
fchädlich ift. und daß umgedreht die Pflanzen den Sauerftoff ausatmen.
der für Tier und Menfch ein Lebenselixier ift. Und welche geheimnisvolle
Organifation liegt darin. daß es nicht nur eine Differenzierung der Ge-
fchlechter mit ihren überaus merkwürdigen Fortpflanzungsorganen gibt.
fondern daß auch eine konfiante Verhältniszahl bei den Ver-
tretern der beiden Gefchlechter (z. B. beim Menfchen) hervortrittl Wer
ferner z. B. den Bau des Auges betrachtet. wird nicht über das Urteil
hinwegkommen. daß die Natur Einrichtungen aufweifi. die den Werken
- z. B. einer Brücke mit ihren Bogen oder einer Uhr - gleichen. welche
von menfchlicher Intelligenz hergefiellt werden. Was nun tut
Haeckel diefem Tatbeftand gegenüber? Er will fich auf die Formel
zurückziehen. daß diefe Natureinrichtungen auf ..funktioneller Selbfige-
fialtung" beruhen. Indes dies ift eine ganz unhaltbare Pofition. Denn
z. B. die Fortpflanzungsorgane mancher Pflanzen konnten n o ch nich t
fu n g i e r e n. als fie noch nicht fo und fo lang waren. Folglich konnten
fie auch nicht durch ihre „Funktion" fich felbf't geftalten. und wie will er
aus ..funktioneller Selbftgeftaltung" die Stoßzähne der männlichen Ele-
fanten und die Mähne der männlichen Löwen und den prachtvollen
Schweif der männlichen Pfauen ableiten? Die leßtgenaunte Erfcheinung
kann aber auch nicht aus dem Streben danach erklärt werden. denn
folches Streben hätten gewiß auch die weiblichen Pfauen befeffen.
Außerdem tritt es an manchen Ausfagen Haeckels auch handgreiflich
zutage. daß er mit feinem Moniftenbunde fich vergeblich rühmt. eine ..mo-
niftifche“ Weltanfchauung aufgebaut zu haben. Denn er bringt eine Ein-
heitlichkeit in den Weltbefiandteilen nur dadurch zuftande. daß er die Be-
feeltheit in Gebiete hineinträgt. in denen davon nicht die Rede fein kann.
Er will nämlich fchon von einer Zellfeele fprechen und operiert deshalb
mit dem eindrucksvollen Worte ..Eellular-Pfychologie“. Er läßt ferner
den Korallenfiock. demnach ein unorganifches Gebilde aus ..Perfonen‟
befiehen. wie er in feinem Buche ..Die Lebenswunder". S. 168 mit Sperr-
druck verkündet. Er läßt alfo einen Teil des Mineralreiches aus Wefen
befiehen. die Selbfibewußtfein und Selbftbefiimmung befißen. Aber dem-
gegenüber wird wohl Kant recht behalten. wenn er fagte: Ich würde fo-
fort von dem Rücken meines Roffes herabfteigen und mit ihm als einem
vernünftigen Wefen verkehren. wenn ich die Überzeugung gewinnen könnte.
daß es den Begriff „Ich" befihe. Folglich ift es auch Haeckel keineswegs
gelungen. die Grenzen. die im Weltall zwifchen den Reichen des Unorga-

nifchen und des Organifchen und da wieder zwifchen den Tieren und Menfchen beftehen. zu zerftören. Sein Reden von einer ..moniftifchen" Weltanfchauung beruht nur auf einer Verdunklung und Verwirrung des in der Wirklichkeit vorliegenden Tatbeftandes. Wie aber konnte es ihm auf Spinozas Bahnen auch anders ergehen? Auch diefer mußte ja. nachdem er kaum eine einheitliche Subftanz vorausgefeßt hatte. fofort anerkennen. daß fie fich teils als Ausgedehntes und teils als Denkendes darfkelle!

3. Aber vielleicht ift das berechtigte Streben nach einer einheitlichen Weltanfchauung in der dritten und neuefien Art des Monismus. in dem E n e r g i e - M o n i s m u s zu feinem richtigen Ziele gelangt. der von Franze in der oben erwähnten. von Flügel noch nicht gekannten Schrift vertreten wird. '

Er bemerkt zu defien Begründung: ..In der Phpfik gelangt neuer- dings ein d y n a m i f ch e r M o nis m u s immer mehr zur Herrfchaft. der alle phyfikalifäfen Vorgänge als rein e n e r g e t i f ch e erklären will. Seine Stütze findet er in der dynamiftifchen Elektronentheorie. einer erakt ausgearbeiteten Hypothefe. der die Zukunft in der Phyfik zu gehören fcheint. Wenn wir diefe Hypothefe in den Mittelpunkt der Beweisführung rücken. fo läßt fich dar-tun. daß der Monismus des G e i ft e s die Weltanfchauung ift. die am meiften als richtig bezeichnet werden muß." In der dann fol- genden Beweisführung bemerkt er. Dubois-Reymond habe in feiner be- rühmten Rede ..Über die Grenzen des Naturerkennens" mit Recht be- hauptet. daß es unmöglich ift. geiftige Prozeffe aus materiellen Bedin- gungen abzuleiten. Dies dürfe heute als Tatfache fchlechthin angefehen werden. Denn aus der Kontroverfe. die fich an jene Rede von Dubois-Reymond angefchloffen habe. fei diefer als Sieger hervorgegangen. Nun fei aber neuerdings erkannt worden. daß die früher angenommenen Atome doch wieder fich in noch kleinere Teile auflöfen. Denn fie teilen fich bei der Selbftbeftrahlung der radioaktiven Subfianzen. des Ura- niums.Thoriums.R‟adiums. Diefe jetzt gefundenen kleinfien Atomteilchen. die Elektronen genannt werden. feien nun nicht allerkleinfte wirklich ma- terielle Teilchen. Vielmehr wiirden die Elektronen wenigftens von der Mehrzahl der Phyfiker mit Recht als ..n u r räumlich begrenzte E n e r - gie. bezw. das Elementarquantum der Elektrizität" angefehen. Nach diefer dynamiftifchen Anfchauung gebe es überhaupt keine Materie im bisherigen Sinne. fondern ..die auf einen unendlich kleinen Raum be- grenzte Energie fchaffe das. was uns als Maffe erfcheine" (S. 3).

Für diefe Behauptung. die mir wie wohl manchem Lefer nicht ein-
leuchtend erfcheint. gibt cs allerdings nach Franze. der fich auf neuefte
Arbeiten von Phyfikern beruft. manche Beweife. Z. B. habe man durch
Berechnung aus den Ablenkungsbahnen der Elektronen gefunden. daß ihre
Maffe auch gleich Null fein könne. Deshalb urteilt er. die Zurückführ-
barkeit der Materie auf Energie beruhe auf einer erakt ausgearbeiteten
und fehr wahrfeheinlichen naturwifienfchaftlichen Hypothefe (S. 4). und
infolgedeffen will er geltend machen. daß man jeßt einen neuen Weg ge-
funden habe. um das zu beweifen. was der bekannte Leipziger Chemiker
W. Ofiwald in feiner vor der Naturforfcherverfammlung zu Lübeck 1895
gehaltenen Rede über ..Die Überwindung des wiffenfchaftlichen Materia-
lismus" ausgefprochen habe: ..Die Materie ift nichts. als eine räumlich
zufammengeordnete Gruppe verfchiedener Energien. und alles. was wir
von ihr ausfagen wollen. fagen wir von diefer Energie aus." Ich muß
mir aber doch erlauben. gegen die Gleichfeßung von Maffc und Energie
zu opponicren. Denn wenn wir auch das. was wir von den Energien
einer-Maße ausfagen. zugleiäf von diefer felbft ausfagen. fo ergibt fich
daraus n i ch t die Gleichheit von Energie und Maffe. Neben der Energie
bleibt immer noch das befiehen. woran fie haftet und wovon fie ausgeht.
Die Kraft muß doch einen Träger haben. Auch ift die
Art unferer Wahrnehmung in bezug auf die Kraft und in bezug auf die
Muffe verfchieden. Denn man fpürt zwar die Wärme. die z. B. vom Ofen
ausfirahlt. aber wenn man gegen die Wärme reagiert. fo ftößt man fich
nicht an ihr. wie wenn man gegen den Ofen fchlägt. Ich kann alfo nur
urteilen. daß die Kräfte von materiellen Trägern oder Körpern aus-
gehen. mögen diefe. wie z. B. bei der Elektrizität. auch noch fo verfchwin-
dend klein fein.
_ Die Hauptfache aber ift folgende letzte Behauptung von Franze.
daß ..das P f y ch i f a. e im analogen Verhältnis zur Materie fiehen müffe.
wie die Energie es tut" (S. 5). Nun habe fich die Möglichkeit gezeigt.
die Materie auf Energie überhaupt zu reduzieren. In Analogie dazu
miiffe alle Materie. auch die anorganifäfe Materie befeelt fein. ebenfo
wie fie mit Energie behaftet ift. Der Beweis dafür foll in folgenden
Worten liegen: ..Da - wie ja z. B. Dubois-Reymond bewiefen hat -
die p f y ä) o l o gi f ch e n Qualitäten nicht aus mechanifchen Bedin-
gungen ableitbar find. fo muß für die reftlofe Erklärung der organifchen
Natur unter allen Umfiänden ein weiteres Prinzip als die bloße Mechanik
eingeführt werden. Dawir fernerdenMonismusals gegeben

gef e ßt hab e n. fo folgt daraus. daß das gleiche Prinzip. das in der
organifchen Materie zur Erklärung des Pfychologifchen erforderlich ift-
auch in der anorganifchrn Materie ichon vorhanden fein muß; denn
wäre diefes nicht der Fall, fo hätten wir einen Dualismus. den wir apri-
oriftifch (l) verworfen haben“ (S. 5 f.). - „Mit der aprioriftifchen Vor-
ausfevung des Monismus alfo und dem Nachweisj daß gewiffe Erfchei-
nungen an der belebten Materie die Annahme eines pfychologifrhen Faktors
außer dem Mechanismus erfordern, ift die Allbefeeltheit der
M a t e r i e gegeben: das Pfychifche ift dann der Materie ü b e r h a u pt
immanent. ebenfo wie die Energie es ift. - Nun haben wir hierin (l) eine
volle Analogie in dem Verhältnis von Geift und Energie zur Materie.
Da aber bei der Energie diefes Verhältnis fich in einer Reduktion der
Materie überhaupt auf Energie auflöfie, fo ift nun analog beim Geif'te
das Entfprechende anzunehmen. Das heißtf indem wir eben für Materie
Energie fagen: Energie läßt fich auf eine pfychifche Qualität zurück-
führen und ift durch eine folche vollkommen beftimrnt, gerade fo. wie die
Materie durch energetifche Qualitäten ausreichend beftimmt ift. - Hier-
mit ift der Monismus des Geifies als Weltanfchauung aus dem Dyna-
mismus der Phyfik abgeleitet."
Diefe letzten Sätze von Franze mußten ganz gegeben werden„ damit
der Lefer felbft urteilen und über die Begründetheit der nun folgenden
Kritik entfcheiden könne.
Die Beurteilung kann aber meines Ermeffens fehr kurz ausfallen.
Denn was ift der leßte Grund. auf den diefer Monift fich zurückzieht?
Dies. daß er „den Monismus als gegeben“. demnach als bereits be-
wiefen vorausgefeßt habe. D e sha l b alfo müffen nach ihm fogar die
nicht-organifchen Naturbeftandteile befeelt fein. Deshalb behauptet
er die „Allbefeelung der Materie". D e s h a l b fagt er. Energie laffe fich
auf eine pfychifche Qualität zurü>führen (S. 6). Seine angebliche Be-
weisführnng ift zugleich das ftärkfte Stück von Gleichmacherei oder Ni-
vellierung- was neuerdings vorgekommen i|„ und zugleich eine anfchauliäfe
Probe von dem Verfahren. welches von felbftgemachten Vorausfeßungen
ausgeht. Das Befte an der Sache ift. daß Franze diefen Charakter feines
Verfahrens freimütig und ausdrücklich mehrmals felbfi hervorhebt. In
diefer Hinficht kann er als Mufter gelten. Aber im übrigen ftiirzt fein
Aufbau in fich felbfl zufammen.
Da fiehen nun die drei Gefialten. in denen der Monismus fich uns
neuerdings als die wahre einheitliche Weltanfäfauung anbietet. vor un-

ferem Geifiesauge! Bei jeder hat fich das Fundament als ruinenhaft
und das Baumaterial als unfolid erwiefen.
Aber miifien wir nun deshalb auf eine einheitliche Welt-
a n f ch a u u n g verzichten? Keineswegsl Denn Einheitlichkeit ift
nicht Einerleiheit. und Harmonie ifi nicht Identität. Die wahrhaft
harmonifche Welt- und Gefchichtsbetrachtung ift längft gefunden: das
Univerfum. in welchem die Spuren des Intellekts nicht geleugnet werden
können. ift von einem Urgeift geplant und wird von feinem erften Beweger
auch im Zeitenfirom zu einem erhabenen Ziele geleitet.

Felix Hollaender:
Die reines Herzens find. . . . . . . Roman.
Fortfeßung.
Alexander erwachte und fah fchlaftrunken um fich.
Wo war er? . .
Ein kahler. leerer. freudlofer Raum. und er lag auf einer Holzbank.
zugedeckt mit einem zerfchlifienen Soldatenmantel.
Er rieb fich die Augen und mählich dämmerte die Erinnerung an
das Vergangene in ihm auf und verfeßte ihn in einen Zuftand dumpfer
Trauer. Zerblafen waren die Träume der Zukunft. in denen er fich noch
wenige Stunden zuvor gewiegt hatte. Elifabeth hatten fie glücklich in
das Schloß zurückgebracht. und er war wieder der einfame. verlaffene
Junge. der nicht wußte. wohin.
An fich felbft wollte er nicht denken. Was lag an ihm - er konnte
fterben und verderben; aber das Gefchick der Freundin machte ihm tiefe
Sorgen.
Niemals würde er vergeffen. mit wie kalten. graufamen Augen der
Baron fie angefehen. wie er mit dem Gendarm gedroht. um ihr Seelchen
mürbe zu machen - wie das Elifabethchen vor ihm gefianden - zer-
brochen und voll Iammers - und nur um ihn vor Schaden zu bewahren
fthließlich nachgegeben hatte!
Was würde das arme Kind jeßt auszuftehen haben! . . .
Er fah fie in ihrem Kummer *- wie fie fchluchzte. fobald fie fich
unbeobachtet glaubte - wie fie in tapferem Troß die Zähne aufein-
ander biß. wenn der Baron von ihr Unterwerfung und Gehorfam for-
derte. Und alle ihre Gedanken und alle ihre Sehnfucht waren bei ihm
- und ihr feines Gefichtchen wurde verhärmter und elender von Tag
zu Tag . . .
..Holla. ausgefchlafen!“ tönte es von der Tür her und hereinge-
humpelt kam der Invalide und blickte ihn gutmütig und forgenvoll an.
Alexander fprang von der Holzbank auf. Er fror trop des heißen
Sommertages.

..Junge. du mußt was in den Leib kriegen - das nußt alles nichts
-» mit leerem Magen herumlaufen. das will der Herrgott nicht.“
Und ohne viel Umfiände zu machen. nahm er Alexander unter den
Arm und führte ihn in den kleinen Vorgarten des Bahnhofes.
..So. nun trink' und laß diris fchmecken. Eine Taffe Kaffee und
ein frifches Butterbrot find nicht zu verachtende Gottesgabenl - Junge.
fei kein Frofch! Der Menfch muß effen - und das Vieh muß freffen;
fonfi krepieren beide.‟ i
Alexander gehorchte wortlos und mit trüben Augen.
Der Harmonikafpieler ließ ihm jedoch keine Zeit zum Nachdenken.
..Wenn du gefättigt bifi. halten wir Kriegsrat ab. Ein Kerl wie
du wirft nicht die Flinte ins Korn. Kopf hoch - fage ich -- und der
Welt zeigen. was in ihm fteckt. Siehfi mir nicht danach aus. daß fie aus
dir Hackebraten machen - verfiande-vous?‟
..Zerha>en laffe ich mich gewiß nicht.“ erwiderte Alexander. ..Aber
aus ift aus."
..Schäme dich! Was ift dir denn Großes paffiertl Haft dich in
ein kleines Lärvchen vergafft. bift mit ihm ausgekniffen - und der
Herr Papa hat das Täubchen wieder eingefangen. - Dank dem Herr-
gott. daß es fo gekommen ift!“
..Was wiffen Sie." rief Alexander zornig. ..wie es mit mir und der
Elifabeth fieht. Vergafft hätt' ich mich - fagen Sie!‟
Er lachte grell auf.
..Arme Kinder find wir. die zu Haufe gefroren haben. die elend ver-
kommen wären. wenn fie fich nicht getroffen hätten. Was konnte uns
denn Böfes paffieren? Wir hätten uns durch die Welt gefäflagen und
wären fröhlich gewefen mit einem Biffen trockenen Brotes. Vergafft
-- fagen Sie - ach. du lieber Gott! Wir haben uns gegenfeitig gewärmt
und gefühlt. wie eines dem anderen gut tat - wie wir frei aufatmeten.
weil wir vor böfen. kalten Blicken ficher waren.‟
..Kapiere ich. mein Junge. kapiere ich. Und dennoch ift es beffer
fo. Werde was Gefcheites und bewege dich frei wie der Vogel - lerne
fliegen. Das kleine Baroneßchen hätte dich auf Schritt und Tritt ge-
hemmt und nach ein paar Tagen hättet ihr nicht mehr aus noch ein
gewußti“
..Meint Er?“
Der Invalide lachte.
..Kennfi die Landfiraße verdammt fchlecht. mein Junge. wenn du

Jahrgang
1 I 0 8
â€œ.7
ist o
Â»
. "DMM
WFBâ€œ. *
' -

*hi "f-F _-
i
Will*
'Warn
.kl Olli r'
'b' *
LO!" lwl

Die reines .Herzens iind Feli.“ ' c :. .- '*
. _.-.W . -._.-..-...._-- _.._._ _Ü- ; _ , ._,_
..Inuge. du mußt war- in den (mx r" g.; u i*
- mit leerem Mugen hcruu:!.-ii-'-*- .-e rin dl.- l... ** :
Und ohne viel l'iiiüände 3;- .uk e.. nehm er Alert.. . , ..
Arm und führte ?ln 'cu-ix lea-'i 'Lk-...z .i rn des Bahnhof-c.
..Sm nun icli! llii'd. !:-* t-r'»* i.,"-ii...keu. Eine Tafic rk.;-
ein frifchee Blute-ini* *i 111-: .-. .': - -. ,-r..ct*'eiide Gottesgabenf *-
fei kein Icox'ci! Li.“ :fm-.ick mix mia - - uiid das Vieh iu. i
fonf't ltr-:einri- ...ei-Ü *
Alarm-air u- wetter* und mit trüben Augen.
Der ..Za-ui. :fair-ici.; Ließ ihm jedoch keine :icli zum 0-3:. -. .
.Firma du iliigt oft. halten wir Kriegsrai ao. r. *.
7-.- .r.'-:i m).- o.. Zynie ine .Koi-u. Kopf hoch -- fuge ich *- 1.-;
.-
?.-i .wir firm, IZehfi mir nicht danach aus. daß iii . ».13 irn-c 4:,... *demande-vous?"-
" hn - -. .ill 3.-'.1 genß min.“ erwiderte Alexander. . .. x
ll * *im*
-;...i,.. .--'-: '4. i. n": dir dei-.n Großes paffiertl Heft tea: .
.*-i-
t* ,: »Nun-ic. lift mit ihm ausgekniffen - li:- *
FJ". .j- - - .- 'ae e. .unit-ci' wieder eingefangen. -- Tank den: .tx-.i
Z t. '1. x. *- nl* '" i-i ift!“
*v . * .i „.--.' i'ef Alexander zernig. ..wre es mit mir nur Pi-Äl' "- it. wei. '.'..rxiafft hätt' ich mich - lagen Sie!"
.*r (au-.e grill auf.
„Arme .Kinder find wir. die zu Haufe gefroren haben. die elend . *.
toi-inet'. wären. wenn fie fich nicht getroffen hatten. Was konnt.- -
wir!! Böfes paffieren? Wir hätten 411.9 durch die Welt gefchlagri
rk'ren fröhlich gewefen niit einem Linien trockenen Brotes. B" ..
-- lagen Sie - aa). du lieber Gut? Wir haben une gegeufeitig g-
ind gerühlt. wie eines dem ..nririii gut tat -- ir?: wir frei auf.:
rril wir vor böfen. kalten I'll-*en ficlier waren."
..Kap-irrt ich. mein Junge. l.::---ie *.h ua dennoch "f- i-'-
io. Werde was Gef-heiiei.- :*-it *ri-»rege dir-i url wie rer Weg-*l
fliegen. Das kl.ii.c Baroneßchen hätte 'ei-o auf Schritt und
.hemmt und tal* ein paar Tagen 'unter ihr nicht mehr ane .. -' -
gi'wußt l“
.:*]),in. 7-?“
?ii Invalide lacht .
„Kennfi du c '-li» ._'e *.*ir'tnumt lÄk-iUlllx "Wii .*'i'k-'l' '* t
7,»
-o

O
O
K'oner
Eugen Bracht
ar
M
g
u
q
q,
r
b
a
I

I
Q



dir einbildeft. fie fei eine Freiftatt für das arme Volk. Hätt' eu>f der
Baron nicht erwifcht. fo wäret ihr dem Gendarmen in das Netz gegangen.
Und weißt du. was er dir zuerft entgegengefchmettert? Am Kragen
hätte er dich gepackt - naeh deinen Papieren gefragt - und das kleine
Fräulein wäre per 01'111'6 (LE muff zu feinem Papa expediert worden
- und Ihn hätten fie ebenfalls feiner Heimatsbehörde zugeftellt. Frei-
heit *- die gibt's auf dem Papier. mein Iunge. In der Welt ift fie längft
ausgefiorben."
..Ach." entgegnete Alexander. ..fo gefcheit find wir auch. Glaubt
Er denn. wir hätten uns ewig auf der Landftraße herumgetrieben? Wir
hatten fchon unfern Plan.“
..Laß hören. mein Iunge."
,.Ießt kann ich's ja getroft verraten - nun. da alles doch zu Ende
ift. Wäre uns Seine noble Bekanntfchaft nicht dazwifchen gekommen.
fo wären wir jeßt in Magdeburg, Von Magdeburg wär"s nach Ham-
burg und von da nach Amerika gegangen."
„Ganz hübfch ausgedacht. Aber zugegeben. daß Er als Schiffs-
junge einen Unterfchlupf gefunden - Seine kleine Freundin hätten fie
nie und nimmer auf 'De> gelaffen. und Er hätte fich fchließlich doch
von ihr trennen müffen. Und wenn ich Ihm jetzt einen guten Rat geben
foll. fo ift es der: Verfuche Er getroft fein Glück. und trete Er allein
die große Reife an. Er hat etwas in feiner Vifage. das Ihn empfiehlt.
Er hat unbedingt etwas; auf den erften Blick habe ich es Ihm angefehen.
Es kann Ihm nicht fehlen. fängt Er es nur einigermaßen klug an. Mit
einem hellen Kopf und folch einem Exterieur muß Er feinen Weg machen.
wenn es mit rechten Dingen zugeht."
..Aus ift aus - und nach Amerika gehe ich fchon gar nicht mehr.
Der Zug nach Magdeburg ift verpaßt, Gott wollte es alfo nicht."
..Laß Er Gott aus dem Spiel. Was hat Gott damit zu tun. wenn
Er verfchläft! Ein Firlefanz ift Er. wenn Er beim erflen Schuß den
Schwanz einzieht. Glaubt Er. daß aus foläfem Holz die Generäle der
großen Armeen gefchnitten werden?! So ein junger Burfch - und
hängt fich fchon an einen Unter-rock! Werde was Gefcheites - beweife.
daß du einer bift - laß dich nicht vom erften Windftoß umfchmeißen -
packe das Leben an - trage den Kopf hoch - ducke dich nicht - laß
Sturm und Wetter um dich faufen -- und ftehe aufrecht da. mit lachen-
den Augen und geradem Nacken. Siehft du. als ich dich geftern auf der
Landftraße traf. da dachte ich bei mir: Oho. das ift einer. der läßt fich

nicht ins Bo>shorn jagen! Der geht durch - rennt fiäj wohl mal den
Kopf ein - aber durch geht er. - Und heute bläfi Er Trübfal wie ein
lahmes Weib.“
Alexander lächelte matt.
..Er redet wie ein Buch. Alterz und wenn's die fchönen Worte
täten. machte ich mich jetzt auf den Weg nach .Hamburg und wär' kuriert.
Aber Worte machenfs eben nicht, Und darum bleibe ich hier. Und mit
der Amerikafahrt ift es ein für allemal zu Ende. Nach Haufe gehe ich
gewiß nicht mehr. Aber ich denke mich auch fo durchzufchlagenz Er
braucht fich keine Sorgen über mich zu machen.‟
..Es muß ja nicht durchaus Amerika fein." lenkte der Invalide ein.
..obwohl ich mir habe fagen laffen. daß es drüben firer geht. Nur zur
Vernunft muß Er kommen und einfehen. daß es mit der Baroneß ein
übles Ende genommen hätte. auch wenn die Bekanntfchaft mit mir und
der Frau Bafe nicht wie der Bliß dazwifchen gefahren wäre. Übrigens
laffe ich auf das Weibsbild nichts kommen - -“
..Mit dem Knüppel gehe ich auf fie los. wenn fie mir noch einmal
in den Weg tritt - befiell' Er ihr das!‟ unterbrach ihn Alexander heftig.
..Sie ift eine verflirte Perfon." erwiderte gelaffen der Alte. ..Und
wer mit ihr anbindet. zieht immer den Kürzeren. Iedes Wort eine Ra-
kete - wenn fie bei Laune ift. Aber das Maulwerk i| es nicht. wes-
halb ich den Hut vor ihr ziehe. Laß Er fich's gefagt fein - fie hat das
Herz auf dem rechten Fleck und kennt das Leben.“
..Unfer Leben hat fie nicht gekannt; fonfi wäre fie nicht zu dem
Baron gelaufen. Ach. was wißt ihr dummen Menfchen überhaupt!“
Der Invalide trat auf ihn zu und fah ihn eine Weile ernft an.
..Man wird geboren. um zu laajen und zu weinen - man wird
geboren. um das Tanzbein zu fchwingen - und zum Krüppel gefchoffen
zu werden - man wird geboren. um ein Weib zu nehmen und Kinder
zu kriegen - und um das Weib und die Kinder einzufcharren
Und fchließlich humpelt man mit der Harmonika durch
die Welt und dankt feinem Herrgott. wenn man weiß. wo
man abends fein müdes Haupt hinlegen kann. Und wenn die Sonne
untergeht. wird man ernft und denkt an feine Stunde. - Junge. man
kommt in diefe Welt. um bis auf die Haut gefchunden zu werden und
Schmerzen auszufiehen! Was tut's! Wer ein Kerl ifi. fchlu>t es tapfer
herunter und fchlägt fich durch. Das Lamentieren und Jammern über-
läßt man den Schwächlingen."

„Alter Mann- ich jammere nicht und danke Ihm. Aber wäre Er
an meiner Steller Er würde es auch nicht leicht nehmen. Bafia,
Und nun wollen wir weiter ziehen; denn hier leidet-s mich nicht länger,
Und wenn's Ihm recht ift. fo wollen wir noch eine Strecke Weges zu-
fammen wandern."
,-Einverfianden."
Der Junge und der Alte packten ihre Ränge(- und wieder ging es
auf die Wanderfchaft.
Beide überlicßen fich ihren Gedanken.
Alexander war in tiefen Ernfi eingefponnen- fo daß er feinen Be-
gleitet darüber fchier vergaß. Wie mochte es Elifabeth jeßt zumute
fein? Wer ftand ihr zur Seite!?
Da fiel ihm zum Trofi die alte Therefe ein - und fein Herz
wurde ein wenig leichter. Die Alte würde niäft von ihrem Kinde
weichem mit der fchwieligen Hand über das vergrämte Gefichtchen fahren
und gute, fanfte Worte dazu murmeln. Und fchließlich würde das
Elifabethchen - von fchwerer Müdigkeit überwältigt - die Augen
fchließen und einfchlummern. Die Alte würde fich niäft von der
Stelle rühren und mit gefalteten Händen leife Gebete flüfiern. Und
wenn die Elifabeth im Schlafe augfivoll auffchrie- würde die Therefe
fie beruhigen und wie ein treuer Hund die Wache halten. bis diefe
erfte fehlimme Nacht vorüber war.
Was aber gefchah. wenn fie mit dem erfien Morgengrauen er-
wachte, und der Baron von neuem fein Folterverhör anfielltel . . ,
Wenn er ihr wenigftens eine Nachricht fenden und fie tröften könnte.
Er zei-brach fich den Kopf und fand keinen Ausweg.
Er felbft durfte fiä) vor dem Schloß nicht fehen laffen. Das fiand
einmal fefi. Der Baron würde die Hunde auf ihn heßen. Und Elifabeth
würde noch größere Qualen ausfiehen als zuvor.
Da kam ihm ein rettender Gedanke.
Er fah halb zweifelndx halb hoffend den Harmonikafpieler von der
Seite an: Wenn er ihm den Liebesdienfi erwiefe und eine Botfchaft
nach dem Schlofie brachte?
„Will Er etwas?" fragte der Invalider der es bald heraus hattef
daß Alex-ander ihn prüfend fixierte.
„Ich habe etwas auf dem Herzenr“ fagte der Junge.
„Schieß' Er los! Bei mir braucht Er kein Blatt vor den Mund zu
nehmen.“

..Ich hab' Ihn um etwas Großes zu bitten - leicht wird mir's
nicht - aber ich weiß mir nicht anders zu helfen! Er muß auf das
Schloß des Barons und der Elifabeth eine Botfchaft von mir bringen.
Sonft bricht ihr das Herz!"
..Hm." machte der Alte. ..Leichter gefagt. als getan. Nämlich -
die Sache hat nicht einen. fondern mehrere Haken! Paß auf: Erftens,
die Kundfchaft um Magdeburg herum erwartet mich. Die Gegend hier
ift bis auf den lehten Flecken abgegraft . . . Junge. unterbrech* Er
mich nicht und hör' Er bis zu Ende zu. Meint Er. das Gefchäft. das
ich betreibe. ift fo einfach? Man muß fich rar machen; man muß zur
rechten Zeit kommen und im rechten Augenblick gehen. Dann ift man
willkommen. und der Weizen blüht. Wer dagegen aufdringlich ift. hat
bald ausgefpielt. Die Fenfier und die Türen fcheinen plößlich wie zu-
gemauert. Kein freundlicher Blick - nirgends eine offene Hand. -
Man muß die Kunfi verfiehen - und Stümper gibt's in jeder Branche.
Treff' ich jetzt unzeitig ein. fo find zehn andere an meiner Stelle. die mir
das Brot wegftehlen. - Und haft du nicht gefehen - haben fie's auf
allen Höfen verbreitet: Der Alte hat zum letzten Male den Hahn krähen
hören und ift mit Tode abgegangen. - Es kommt eben alles auf die
Pünktlichkeit an - zumal wenn man zur Klaffe der Zugvögel gehört _-
die arrivieren mit der Minute und machen fich mit dem Glockenfchlag
davon. - Es ift alfo nicht bloß. daß einem irgendwo der Verdienft ent-
wifcht - darüber käme man hinweg - fondern daß die ganze Ordnung
und das Reglement von Grund aus umgefchmiffen ift. Und das
Säjlimmfie: Es gibt einen miferablen Kampf mit der Konkurrenz. die
fich inzwifchen allerorten eingenifket hat. Wie angenehm. wenn einem
überall entgegengefchrien wird: Potztaufend. Sie leben noch? Wir
dachten. Sie hätten inzwifchen längft die Höllenfahrt angetreten. Das
wird für die Dauer verdammt langweilig. Aber felbft wenn ich fünf
eine gerade Zahl fein ließe. ftänden die Chancen fchlecht für dich. mein
Junge! Denn mir ift der Baron auch nicht grün. Hättefi einmal fehen
follen. mit was für Blicken er mich gemeffen. als er in feiner Kalefche
angefahren kam! Und was für fchmeichelhafte Titulaturen er mir an
den Kopf gefchmiffen! Hatte nämlich bereits Wind bekommen. daß ich
euch auf der Landftraße getroffen. und war erboft. weil ich nicht fofort
beim Gendarm Meldung gemacht hatte. Sieht er mich nun. fo wittert
er Unrat. läßt mich fofort davonjagen - und das ganze Patrouillieren
war umfonft . . . So. und nun dank' iäj dir. mein Bürfchlein. daß du

mich haft ausreden laffen. Die Kunft zuzuhören ift rar genug - der
Herr-gott weiß es."
„Dann ift mir nicht zu helfen." antwortete Alexander trübfinnig.
„Ihr habt in allem recht. und fchämen würde ich mich. wenn ich noch ein
Wort darüber verlieren wollte.“
„Iunge. mir fällt was ein. Spitz' Er die Ohren: Ich hab's:
Er fchreibt an fein kleines Fräulein einen langen Brief. verfiegelt ihn
fäuberliäf - und gibt an. wo Ihn die Antwort trifft. Dann feßt Er
einen Zettel an die Therefe auf und bittet fie. dem Kinde feinen letfl'e
(L'acnour -- zu deutfch: Liebesbrief - zuzuftellen. Beides wird in ein
großes Kuvert getan. und ich fchreibe darauf: An die Therefe beim Herrn
Baron von Sydow. Auf diefe Weife kann das Schreiben nicht aufge-
fangen werden - und der Zweck ift erreicht. Denn dazu ift der Herr
Baron zu fein. als daß er einen Brief an die Therefe erbricht. - Wie
denkt Er über meinen Vorfchlag?
Alexanders Züge hatten fich bei diefen Worten immer mehr auf-
gehellt. Der Rat des Alten lemhtete ihm ein.
„Er ift ein findiger Kopf." rief er aufatmend. „So wird es gemacht
und nicht anders. Und im nächften Wirtshaufe werden die Briefe ge-
fchrieben. damit nicht unnötige Zeit verpaßt und die Elifabeth von ihrem
Kummer befreit wird.“
„Was für eine Jugend ift das." fagte der Alte nachdenklich. ..Ift
kaum aus dem Ei gekrochen und fängt fchon Liebesgefäjichten an."
..Halt!" unterbrach ihn Alexander. ..Kein Wort verfieh' ich von
dem. was Er da redet. Müffen die Menfchen alt und grau werden. um
fich gern zu haben? Und wo liegt die Sünde. wenn die Elifabeth und
ich zufammenhalten? Und damit Er endlich Frieden gibt und weiß. wie
alles gekommen ift. fo höre Er: Gott hat uns zufammengeführt. damit
eins am andern Halt fände. Denn ihr ift die Mutter davongelaufen
und mir der Vater. Und meine Mutter. die fich die Hände wund ge-
arbeitet hat. um mich durch die Welt zu bringen und einen Notgrofchen
für ihr Kind fich abzuhungern. ift -" - er dämpfte feine Stimme -
„vor nicht zu langer Zeit - -- ach. laß Er mich - davon mag ich nicht
reden, - Genug. ich habe weder Vater noch Mutter. Und der Elifabeth*
geht es im Grunde gerade fo wie mir, Denn der Baron kümmert fich
kaum um fie. und fie friert. wenn er in ihrer Nähe ift . . . Nun weiß
Er. wie alles gekommen ift. Und jest begreift Er vielleicht. warum wir

in die weite Welt hinaus wollten. Shlimmer als zu Haufe konnten
wir es nirgends treffen.“
..Verftehe - verfiehe." knurrte der Alte. ..Immer das gleiche Lied.
Die Not und das Elend haben euch zufammengeführt. Ach. mein Iunge.
es ift auf* der Welt niht anders. Wir leiden alle an der großen Not
- niemandem bleibt fie erfpart. Und ihr armen Kinder denkt dann
in eurem Unverftand: Ihr feid es allein. denen übel mitgefpielt wird.
-- Wie töriht du bift. mein Iunge! Deine Mutter hat die große
Lebensnot am eigenen Fleifh erfahren - und dein Vater. der weg-
gelaufen i|. vielleicht niht minder! Was weißt du. Knirps. wo ihn der
Schuh drückt. Und der Mutter der Elifabeth ift es gewiß auch nicht
leiht gefallen. fih von dem einzigen Kinde zu trennen. - Selbft der
Herr Baron. auf den wir beide doh nicht gut zu fprehen find. macht
fein Teil durch. Ich wenigftens möchte niht in feiner Haut flecken. -
Iunge. bild' Er fich niht gar zu viel auf feine Not ein! Sei Er nicht
zu ftolz darauf. Hohmut kommt vor dem Fall. Prahl' er niht mit
feinem Elend. Einen Dukaten für jeden. dem es dreckiger geht als Ihm
- und ich bin Rothfchild. Solange er gefuude Knochen im Leibe hat.
kann er den Kampf aufnehmen . . . Und hier ift ein Wirtshaus. Hier
wird Halt gemaht. Hier kann Er Seine Briefe fhreiben. damit die
alte Rechnung ins Gleihe gebracht wird und Er ein frifches. neues
Leben anfangen kann . . . Alfo hereinfpaziert!"
Der Harmouikafpieler beftellte fich einen Shoppen Bier. holte aus
dem Ruckfack einen Laib Brot und ein Stück Mettwurfi hervor und be-
gann zu tafeln. während Alexander - ohne vom Papier aufzufeheu -
an feiner Epifiel fchrieb.
Als er fertig war. überflog er noch einmal den Brief. der folgenden
Inhalt hatte:
Meine liebe kleine Elifabeth!
Wenn Du diefe Zeilen liefi -- und Gott möge geben. daß Du fie
lieft! - haben wir beide die erften fchrecklichen Stunden überfianden.
Liebes Elifabethhen. Du darfft um des Himmels willen nicht verzweifeln
und mußt tapfer und mutig bleiben - auch wenn wir uns lange nicht
fehen. Wenn man immer aneinander denkt. fo ift es beinahe. als ob man
zufammen wäre. Dein Papa. der Herr Baron. konnte uns wohl ausein-
anderreißeu; aber unfere Gedanken fieht er niht - und hört er niht.
- Ich bin auf der Wanderfhaft. und neben mir fißt der Harmonika-
fpieler. den ih am Bahnhof getroffen habe. Er ift ein guter Mann.
dem man trauen darf. Dagegen hüte Dich vor der Handelsfrau. die an

dem ganzen Unglück die Schuld hat. - Ach. ich darf gar nicht daran
denken. wie der Herr Baron plößlich angefahren kam und mit fo böfen
Augen uns anfah. Manchmal glaube ich. es war nur ein fchlimmer
Traum. und Du bift noch bei mir. - Der Invalide behauptet fieif und
fefi. wir wären nicht bis zu dem Schiff gelangt; der Gendarm hätte uns
vorher fefigenommen. Ich kann es aber nicht glauben. Wir beide haben
flinke Beine und wären fchon rechtzeitig davongelaufen - und Gräben
oder Scheunen gibt es ja auch. um fich zu verfiecken. Nein. es bleibt dabei:
ohne die alte Here wären wir nach Hamburg gekommen und morgen
vielleicht fäfon auf dem großen Schiff. Dem Kapitän hätte iäf der
Wahrheit gemäß alles gefianden - und ich wette taufend für eins -
er hätte uns mitfahren laffen. Das ift nun alles aus. Punktum.
Streufand darauf. Und ich werde mich hüten. ohne Dich über das Meer
zu gehen. Adjüs Amerika! Ich bleibe hier. um in Deiner Nähe zu fein.
liebes Elifabethchen. Und fchreiben mußt Du mir. wie es Dir gegangen
ift - ob die Therefe zu Dir hält. und ob Du nicht gar zu viel ausfiehen
mußt. Der Harmonikafpieler. der die Welt kennt. fagt: Du mußt auf
das Kuvert fchreiben ,Magdeburg an der Pof't lagernd - für Alexander
Oblomoff(Dann bekomme ich den Brief dort. oder man fchickt ihn mir.
wo ich gerade bin. Ich denke aber bald in Magdeburg zu fein. Was
dann wird. weiß der liebe Gott. So. das ifi für heute alles. Liebes
Elifabethchen. behalte mich lieb und vergiß mich nicht. Ich werde immer
an Dich denken bis an mein Lebensende. .
Dich grüßt und küßt
Dein Alexander.
Und nun kam ein Zettel an die Therefe. der kurz und bündig den
Auftrag enthielt. den Brief Elifabeth ausznhändigen.
Der Alte fchrieb mit großen Buchftaben die Adreffe.
Dann wurde der Brief gefchloffen und mit einer Freimarke verfehen.
Inzwifchen hatte der Invalide eine große Brotfchnitte für Alexander
zurechtgemacht. die diefer fkill und nachdenklich nun verzehrte.
..Und jeßt. Iunge. wollen wir weiterziehen. Wenn wir kräftig aus-
holen. kommen wir heute noch bis Burg. das dicht bei Magdeburg liegt.
Dort können wir übernachten.“
Alerander nickte und folgte ftumm feinem Begleiter.
Lange fchritten fie wortlos nebeneinander.
Die Sonne ftand fchon tief - und das Ziel ihres Marfches fchien
noch in weiter Ferne.
..Sage mal. Alter. haft du Kinder gehabt - und was ift aus ihnen
geworden?“ unterbrach Alexander das Schweigen.
Der Invalide blickte ihn verfonnen an.

..Iunge. fieh in das Abendrot und laß meine Vergangenheit ruhen.
- Ich habe Kinder gehabt -- find verdorben und geftorben -- was
weiß ich."
..Haft du fie verlaffeu. Alter? Bift fchlecht gegen fie gewefen
- wie?"
..Iunge. halt' Er das Maul und frag' Er nicht weiter. Was hab'
ich mit Weib und Kindern zu fchaffen. Die Welt ift groß - und die
Landftraße gehört mir - und der Wald. die Wiefen und die A>er
ringsum. Und die Quellen kommen auf mich zu. damit ich meinen Durft
löfchen kann - und die Sonne fcheint für mich allein - und fowett
mein Auge reicht. gehört alles - alles mir. 'st-esrous admin-is,
Monsieur? Kapiert. mein Junge?"
Er fchöpfte tief Atem. und feine Bruft weitete fich.
Und plötzlich flog ein verfchmißtes Lächeln über fein bartftoppeliges
Geficht.
..Wir von der Landftraße." fagte er. ..find Könige. und unfere Pa-
läfte dehnen fich bis in die Unendlichkeit - find gepflaftert mit dem Gold
der Sonne. Und wenn wir Kurzweil wollen. fo fchallen hoch in den Lüften
für uns Lieder. 's ift ein koftbares Leben. - Hat Er Luft. fo kann Er
als mein Begleiter mit mir durch die Welt ziehen - folange es Jhm
behagt - und ich gebe Jhm mein Vagabundenwort - Er kehrt nicht
wieder um. Er findet Gefallen daran."
..Nein. ich will nicht." antwortete Alexander fchroff. ..Und heute
mittag pfiff Er aus einem anderen Loch und gab mir befiere Lehren."
..Heute mittag ift längft vorbei."
Er lächelte dabei befremdlich.
..Ju der Mittagsfonne wird man trunken und phantafiert dummes
Zeug. Aber wenn der Abend heraufzieht. erwacht man und befinnt fich.
Ach. was für dumme Dinge rede ich. Gerade umgekehrt ift es: am
Mittag ift man nüchtern. und mit dem Dunkel kommt der Raufch. Jin
Raufch liegt das Leben. Junge. was gafft Er. Hör' Er nicht auf mich.
Alte Leute werden närrifch - und Er hat junges. lebendiges Blut . . .
Jch glaube. es ift an der Zeit. daß wir uns trennen; fonft wird Er noch
fuchswild auf mich. und die Freundfchaft geht in die Brüche. Es wäre
fchade drum. Aber ein Sprüche(geb* ich Jhm noch mit auf den Weg:
Hilf' Er fich vor den Weibern! Geh' Er um fie herum. wie die Katze
um heißen Brei! Rühr' Er fie nicht an; fon| verbrennt Er fich. und d i e
Wunden tun höllifch weh. wenn man nicht gar daran verblutet. - -

Und hier ift ein Kreuzweg. Das ift ein Gotteszeichen. Er geht nach
links und ich nach rechts. Gute Nacht. mein Bürfchlein!"
Und ehe Alexander noch Antwort geben konnte. war der Alte im
Dunkel verfchwunden.
Noch eine flüchtige Sekunde fah er ihn des Weges humpeln. Dann
war er wie ein gefpenfiiger Schatten dem Auge entglitten. und Alexander
fiarrte ihm wie einer fpukhaften Erfcheinung nach.
Lichter winkten aus der Nähe - und Alexander atmete erleichtert
auf.
Das mußte das Städtchen Burg fein. von dem der Invalide ge-
fprochen hatte.
.Hier wollte er übernachten. Er befehleunigte feine Schritte. denn
er fpürte. wie der Hunger deutlich fich meldete.
Wo mochte der Alte geblieben fein? - War ein merkwürdiger
Kauz gewefen. aus dem er nicht recht klug zu werden vermochte.
Vielleicht hatte der Teufel feinen Weg gekreuzt und fein Spiel mit
ihm getrieben. Wie ein Aal war er ihm entwifcht. juft als er ihn feft
zu haben wähnte.
Es dünkte ihn jetzt. als ob auch feine Züge beftändig wie feine
Worte gewechfelt hätten. Am Ende war er der Mann im Monde? . . .
Denn zuweilen hatte fein Geficht abgenommen und war klein und ver-
kümmert geworden. um bald darauf. wenn er zu lachen begann. breit und
behäbig zu werden.
Und weshalb hatte er ihm fo hinterrücks plötzlich den Laufpaß ge-
geben?! . . .
Nun. er würde ihm nicht nachrennen. ebenfowenig wie er fich an
ihn gehängt hatte . . .
Eines wußte er: Tückfch war er geworden. weil er das Gefpräch
auf Frau und Kinder gebracht - hatte ein fchlechtes Gewiffen und
fchämte fich . . .
Gafthof zum Weißen Hirfchen -- las er.
Gelobt fei Gott. Die Füße trugen ihn kaum noch.
Er reckte fich in die Höhe und trat ftolz in das Wirtszimmer. aus
dem ihm Tabaksqualm und Stimmengewirr entgegendrangen.
Er fuchte fich ein Pläßchen und feste fich ftill hin. Als man aber von
den Nachbartifchen auf ihn fchielte. ward er dunkelrot.
Eine blißfaubere. junge Frau. die hinter dem Schank geflanden.
kam auf ihn zu.

,.Nun. Bürfchel. was möchtefi du? Siehft gut müde und er-
fchöpft aus."
Dabei betrachtete fie ihn mit einem mütterlichen Blick. der Alerander
Vertrauen einflößte.
..Ich möchte etwas Warmes zu mir nehmen und fragen. ob ich für
die Nacht hier unterkommen kann - eine große Zeche will ich freilich
nicht machen.“
Die Frau nickte verfiändnisvoll.
Der könnte aus vornehmem Haufe fein - daäjte fie - fo eine Art
hat er - und ifi doch nur ein armer Teufel.
Sie ging in die Küche. kehrte jedoch bald mit einem mächtigen
Teller. auf dem Spe> und Bohnen gehäuft waren. zurück.
..Laß dir's gut fchmecken.‟ fagte fie und feßte fich neben ihn.
..So jung und fchon auf der Wanderfchaft! Die Mutter hätte
dich auch noch ein Jährchen bei fich behalten können. follte ich meinen."
Alerander ließ den Löffel fallen.
..Meine Mutter ift tot." fagte er. ..Sonf't fäße ich nicht hier."
...ßm.“ machte die Frau. ..das ift freilich etwas anderes - nichts
für ungut. lieber Junge. wenn ich da an eine wunde Stelle gerührt habe.
Und nun willft du hinaus in die weite Welt. mutterfeelenallein?“
Er nickte.
..Nimm dich nur zufammen. mein lieber Junge. und denke immer
an dein armes Mütterchen. wenn fie dir Schlingen legen. Frag' dich
im fiillen jedesmal: Was würde die Mutter dazu fagen? Dann kann
dir's nicht übel gehen. Die Menfchen find gut und fchlimm. Wer ein
frommes Herz hat. gerät an die Guten. Nun iß. trink und fei fröhlich.“
Alerander tat wie ihm geheißen. Als er fich aber gefättigt. fragte
er: ..Liebe Frau. ift das hier Burg?"
..O nein." erwiderte fie lachend. ..bis Burg ift es noäj eine gute
Stunde zu Fuß.“
Und wieder fah fie finnend in feine feinen Züge und auf feine
fchlanken. weißen Hände.
..Frau Wirtin." tönte es vom Nebentifch. ..vergaff' Sie fich nur
nicht! Der Springinsfeld gehört wohl auch zu den Komödianten?"
Alerander wurde rot bis zu den Haarwurzeln.
Die Wirtin aber erhob fich.
..Meifier.‟ fagte fie. ..wenn Jhr das lockere Maul nicht haltet. fo

fucht Euch eine andere. die Euch das Maß füllt. Der Iunge ift anfiän-
diger Leute Kind. daß Ihr's wißt!"
..Amenl Werdet nur nicht gleich fuchswild. Ich will nichts gefagt
haben."
„Ill auch befier fo."
..Und hier ift mein Glas! . . . Wirt. deine Frau foll leben - hat
Haare auf den Zähnen."
..Stimmt _ aber fie beißt nur. wenn man über fie herfällt." er-
widerte der Angeredete. und feine hellen Augen leuchteten.
Die Frau nickte ihm fröhlich zu.
..Nun. bift du auch fatt geworden. Iunge?" wandte fie fich wieder
an Alerander.
..Ia. Frau. fatt bin ich geworden." und leifer fügte er hinzu:
..Was wollte der Mann von mir?"
..Dummes Gerede - nichts weiter."
..Ich habe einen gekannt. der auch einen fo breiten Rücken und fo
trunkene Augen hatte. war ein böfer Mann. der meine arme Mutter bis
aufs Blut gequält und mich am liebfien erfchlagen hätte." feßte er
fröftelnd hinzu.
..Der da ifi nicht fo fchlimm." beruhigte ihn die Wirtin. ..nimmt
den Mund voll. aber wenn man ihm eins drauf haut. kneift er den
Schwanz ein. Weißt doch - die Hunde. die bellen. beißen in der Regel
nicht."
..Was meinte er eigentlich _- und was find das für Leute? Wie
nannte er fie rafch? . . . Komödianten?"
„Richtig, So hieß es. Das ift fahrendes Volk - Vagabunden.
die von Ort zu Ort ziehen. nennen fich Schaufpieler und führen aller-
hand Poffen auf - meift grufelige Ritterftüeke. machen die Landfiraße
unficher. leben ein Zigeunerleben und ziehen den Leuten das Geld aus
der Tafche."
„Diebsgefindel alf o ! ?"
..'s ift nicht gerade wörtlich gemeint -- find halt Komödianten. die
nichts Rechtes gelernt haben. Fat-en machen und dem Herrgott die Zeit
j'tehlen."
..Komödianten." wiederholte er nachdenklich.
„Wie feltfam das Wort klingt - nie in meinem Leben habe ich
von folchen Leuten gehört."
..Haft nichts verloren dran. mein Iunge!"

Die reines Herzens'find Felix Hollaender
„Kann jedermann fie anfehen?‟
..Für zwei gute Grofchen - das Geld ift futfch und Gewinn hat man
nicht davon -- darfft es mir glauben."
..Ich möchte fie gern fehen." beharrte Alexander. ..Sind fie fchon
lange hier?"
..Seit einer halben Stunde. Morgen fpielen fie zum erften Male.
Ift es dir um deine beiden Grofchen nicht leid. fo kannft du ja hin-
gehen. Ein Verbrechen ift es fchließlich nicht. - Ießt aber ift es
Schlafenszeit für dich. follte ich meinen; kannft dich ja kaum noch anf-
recht halten. Komm. ich zeige dir deine Kammer."
Er erhob fich. Bleifäywer waren ihm die Glieder.
Die Wirtin öffnete ein blihblankes Stübchen. aus dem ihm das
mit buntem Linnen frifch überzogene Bett freundlich entgegenlachte.
..Und jeht. mein Junge. träume etwas Schönes. Haft gewiß fchon
gehört. daß der erfie Traum in einem fremden Haufe fich erfüllt. Sei
alfo auf der Hut. Gute Nacht! Hier fieht übrigens ein Krug mit
frifchem Waffer." fehte fie mütterlieh hinzu. „wenn du Luft haben follteft.
dich vor dem Schlafengehen zu wafchen."
Sie fiand bereits in der Tür.
Alexander trat dicht auf fie zu.
..Frau Wirtin. ich dank' Euch recht fchön. So gut wie Ihr ift
lange kein Menfch zu mir gewefen.“ Natürlich die Elifabeth ausge-
nommen -- dachte er im ftillen.
Die Frau trat noch einmal in das Zimmer.
..Du armer Junge." fagte fie. ..mit dir müffen die Menfchen
böfe umgefprungen fein."
Sie fchwieg -- und auch Alexander war fiill geworden.
Von unten tönten die Stimmen der Männer herauf. Es klang.
als ob fie im wilden Streitewären.
Die Wirtin nahm plößlich fein Geficht zwifchen ihre großen. kühlen
Hände und küßte ihn.
Er wurde blutrot.
Sie aber verließ eilig das Zimmer. den Jungen in einem feltfamen
Zwiefpalt zurücklaffend.
Die Mutter war zeitlebens mit ihren Zärtlichkeiten karg gewefen.
Nur wenn er krank dagelegen. oder am heiligen Abend und an feinem
Geburtstage hatte fie ihn - deffen erinnerte er fich jetzt - zärtlich in
ihre Arme gefchlofien. Mit Elifabeth war es ja etwas ganz anderes.

obwohl auh die Freundin nur felten feine Lippen berührt hatte. Ihrem
feinen Inftinkt war es nicht entgangen. daß Alexander fie leife zurück-
drängte. wenn fie gar zu ftürmifch werden wollte . .
Und nun hatte eine wildfremde Frau ihn geküßt uud an fich gedrückt.
ohne daß er fih gefträubt.
Eine feine Sham erfüllte ihn. Er fürchtete fih. der Wirtin morgen
gegenüberzutreten. Was mohte fie von ihm denken.
In feiner Knabeuunfhuld dünkte ihn. er hätte etwas Schlimmes
begangen. .
Langfam und fhwerfällig eutkleidete er fich.
Warum klopfte fein Herz? Und warum glühteu auf einmal feine
Wangen?
Er öffnete das fchmale Fenfierheu und ließ die warme Sommerluft
in das Zimmer.
Tief atmen. Alexander! - So. nun wird dir leihter und beffer.
Bis auf das lehre Stück zog er fich aus und ließ das frifche. kalte
Waffer über den fehnigen. fhlauken Körper gleiten. aus dem die ftraffen
Muskeln kraftvoll hervortraten.
Das tat ihm gut und verfheuhte alle böfen Gedanken. Und ohne
fich abzutrockuen. zog er das Hemd über und fprang in das frifhe Bett.
Ein Wohlbehagen. wie er es lange niht gefpürt. ging durch fein
Blut.
Aber dann umwölkten fich feine Züge. Die Elifabeth kam ihm in
den Sinn.
Er ruhte von des Tages Laft und Sorgen aus. hatte gegeffen und
getrunken und lag geborgen in einem rihtigen Federbett. während fie
vielleicht gerade jetzt kläglih iu fich hinein wimmerte. fein Bild befiäudig
vor den Augen. Was für ein ehrvergefiener Patron war er! .
Mit einem Sah fprang er aus den Kiffen. Er wollte es niht gut
haben. während fie - Heraus mit dem Federbett und den Kopfkiffen.
Die harte Matratze war gerade rcht für ihn . . _
Die wollene Decke über die Ohren gezogen und nun eingefhlafen.
Und ehe er fichis verfah. hatte er die Lider fefi gefhloffen. Wohl
fiöhnte er anfangs aus dem Shlafe. aber niht lange währte es -
und feine gefunde Natur hatte über ihn gefiegt.
Klein Elifabeth erfhieu ihm im Traume. und neben ihr ftand die
alte Therefe. _- Und nun kam der Harmonikafpieler auf ihn zu. und

im .Hintergrunde faß geduckt - als fürchtete fie fich vor ihm »- die
Handelsfrau. den großen Tragkorb auf dem krummen Rücken.
Aber auf einmal waren die vertrauten Gefiafter verfäfwunden -
und vor ihm tanzten feltfame Schatten in wunderlichem Spiel --
bunte Lappen um den Leib gefchlungen - rote. blaue. grüne. gelbe. graue
- maäfteu Elownfprünge und verzerrten auf eine fonderbare Art ihre
Mienen.
Aha. blißte es durch fein Hirn: das find die Komödianten. Und
atemlos verfolgte er ihre Tänze - und voll innerer Spannung fuchte
er ihre Züge feftzuhalten.
Vergebens. Wie die Irrlichter fchwanden fie feinem Auge. fobald er
fie zu greifen wähnte . . . und fingen immer wieder von neuem das
gleiche Spiel an. wirbelten wild durcheinander. warfen die Fetzen um
fich und ftießen ein heimliches Gelächter aus.
Komödianten - Komödianten tönte es leife und vernehmlich an
fein Ohr.
Und plötzlich - Herrgott wie gefchah ihm - hatten fie ihn in ihrer
Mitte und warfen ihn wie einen Federball von einem zum andern. fchloffen
ihn im Kreife ein und hüpften um ihn herum.
..Ich will nicht." fchrie er aus Leibeskräften.
Aber ihm war. als ob die Worte - wie fehr er fich auch anfirengte
- geflüftert und kaum hörbar aus feiner Kehle kamen.
Hilf. himmlifäfer Vater! . . . Was war denn das . . . Die Schatten
fchwanden - und liebliche Mufik. hell und filbern - tönte an fein Ohr.
Spielte der Alte auf der Harmonika eins feiner fchönfien Lieder? Nein.
es kam von weit her und klang wie eine füße Himmelsmelodie . . .
Schlafe. Alexander. fchlafe - die Engel wachen über dir und
wiegen dich in linde. leichte Träume. - - - - - - -
..Nun." fragte die Wirtin am andern Morgen und feßte fich gemüt-
lich neben ihn an den Frühfiückstifäh „was hat der junge Herr geträumt?"
Und wohlgefällig ließ fie wieder ihre Blicke auf ihm haften. als
weideten fie fich an feiner knabenhaften. unberührten Schönheit.
..Es war ein Schattenfpiel.“ antwortete Alexander. „mehr weiß ich
nicht. Als mir vor Angft der Schweiß aus der Stirn brach. hörte es
auf. und ftatt feiner vernahm ich eine wunderfchöne Melodie."
..Wer will fagen. was für ein Sinn dahinter |eckt." meinte die
junge Wirtin. ..Ich glaube nämlich an Träume." fügte fie treuherzig
hinzu. ..Die Inden im alten Teftament haben ihren guten Grund

gehabt. weshalb fie fich die Träume deuten ließen. Hinter jedem Traum
fteckt ein tiefes Geheimnis - Gott allein weiß. was er damit will -"
So plauderte fie unaufhörlich. und Alexander horchte fiill ihren
Worten. während er bedächtig den heißen Kaffee fchlürfte und das frifche
Butterbrot dazu verzehrte.
Da ging die Tür auf - und herein trat ein junges Ding. an
die fechzehn Jahre alt. mit rotblonden Locken. einem geftülpten Näschen
und meergrünen. fchillernden Augen - hatte einen .Hut mit langen. roten
Bändern auf dem Kopf und war angetan mit einem verblichenen Wafch-
kleid. aus dem die blauen Blümchen ganz matt. fo daß man fie kaum
noch zu fehen vermochte. hervortraten. Unter dem rechten Arm aber
hatte fie einen mächtigen Stoß bedruckter Zettel.
Sie blieb einen Augenblick zaghaft in der Tür ftehen und blickte
unverwandt auf Alexander.
..Du kommft wohl von den Schaufpielern?" fragte die Wirtin.
Das Mädchen nickte und kam langfam näher. immer Alexander be-
trachtend. dem fiedend heiß unter ihren Blicken wurde.
Sie breitete ftumm ihre Zettel auf dem Tifche aus. Da ftand mit
großen Buchftaben deutlich zu lefen: Heute abend die fchauerliche Mär
der Genoveva. ein gar trauriges Stück in 19 Bildern. Elftes Bild: Die
unglückliche Genoveva im Burgverließ. Morgen: Der gefchundene Raub-
ritter. ein Ritterftück in fechs Akten und 19 Bildern.
..Spielft du die Genoveva?" fragte die Wirtin.
..Jch fpiele die Genoveva."
Sie reckte fich ein wenig. als wollte fie dartun. daß fie auch das
körperliche Maß für ihre Rolle hätte.
Alexander war in tiefes Staunen verfunken.
Da ftand alfo leibhaftig vor ihm eine von den Komödianten. die
noch dazu im Stücke die Hauptrolle fpielte. Genoveva - wie wunderlich
der Name feinem Ohr klang. Jhm war's. als ob die Mutter ihm einmal
ein Märchen erzählt hätte. das ebenfo geheißen.
..Um fünf Uhr beginnt das Spiel. Darf ich die Zettel hier laffen?“
Was für ein feines Stimmchen fie hatte - und beftäudig blinzelte
fie zu ihm herüber.
..Ju Gottes Namen." antwortete die Wirtin. ..und wenn die
Mamfell einen Schluck Kaffee trinken will -“
Das Mädchen fchüttelte die roten Locken.
..Schönen Dank - wir haben fchon gefrühftückt."

..Wie heißt Sie denn?"
..Angelika Dadelfen."
..Hm. bift wohl die Altefie vom Direktor?"
..O nein. ich gehöre nicht zu ihnen." antwortete fie hochmütig.
„Zu wem gehörft du denn?"
„Zu niemandem."
..Oho. das klingt ja mordsmäßig fiolz."
Das Mädchen fenkte einen Moment die langen Wimpern. ..Arme Menfchen haben nichts als ihren Stolz." erwiderte fie dann fchlagfertig.
Diefe Antwort gefiel Alexander außerordentlich. Er fah fie mit großen Augen. in denen unverkennbarer Refpekt lag. an.
Sie lächelte - wie es ihm fchien -- kalt und hochmütig.
Wenn du nicht willft. auch gut - dachte er. Ich drängt mich dir gewiß nicht auf. Und gelaffen nahm er feine Tafie ein wenig in die Höhe und nahm langfam einen Schluck.
„Ich muß jest gehen." fagte Angelika. ..und die übrigen Zettel austragen. Guten Morgen. Frau Wirtin!"
Und ohne Scheu vor Alexander bemerkte fie beim Herausgehen -- halb von oben herab; ..Wirft du dir die Genoveva auch anfeheu?"
Er zögerte eine Sekunde. ehe er - ohne daß er es wagte. die Wirtin dabei anzublicken - erwiderte: „Ich glaube fchon."
Im Nu war fie aus der Tür.
Die Wirtin ließ die Hand fchwer auf den Tifch fallen.
..Der traue ich nicht über den Weg." fagte fie in fchneidendem Ton. ..die hat's hinter den Ohren - fo jung fie noch ift; das wird man auf den erfien Blick gewahr."
Alexander fchwieg.
Die Rede der Frau tat ihm weh.
..Und wenn ich an deiner Stelle wäre." begann fie nach einer kleinen Weile von neuem. ..ich ginge nicht hin. Die legen's gar darauf an. daß du in ihre Netze läufft."
Alexander fah erfchreckt auf.
„Ja. ja. mein Junge. du kennft die Welt nicht. und ehe du dich verfiehfi. haben fie diäf an der Angel und all dein Zappeln ift umfonfc _ los kommft du nicht mehr. Es täte inir leid um dich. Bift mir zu fchade für das Komödiantenpack. Hör' auf mich und fieh dir die Gefäjichte erft gar nicht an - wird fchon was Rechtes fein. was die da vorgaukeln."
„Nehmen Sie's nicht krumm. Frau Wirtin. wenn ich trotzdem

Ludwig Thoma:
Morgen an der Donau
Text v. Herman Bang.



gehe. Ich habe gewiffermaßen zugefagt und möchte mein Wort halten.
- Nein. Frau Wirtin. ich will nicht lügen. Es ift noch ein anderer
Grund."
Er atmete tief auf.
..Es treibt mich zu den Leuten. Ich muß das einmal fehen; fon|
habe ich keine Ruhe mehr.“
„So geh getroft. Es gefällt mir. daß du ehrlich bift. Aber warnen
wollte ich dich. Sei auf deiner Hut. Junge. Ich bin dir gut und wünfchte.
daß dir kein Haar gekrümmt wird."
Solche Ware wie du kommt nicht alle Tage auf den Markt. dachte
fie im fiillen.
Laut aber feßte fie hinzu: ..Du mußt ein ordentlicher Menfch werden
- kein Vagabund. Lerne ein ehrliches Handwerk und laß dir die Lehr-
jahre fauer werden. Und vor allem halte dich rein. Nämlich.“ fagte
fie langfam und eindringlich. ..es gibt gute und fchlimme Weiber -
gerätfi du an ein fchlimmes. fo bift du von Grund aus verpfufcht und
verdorben."
Alexander hatte nur mit halbem Ohr zugehört. Seine Seele fland
in hellem Brande.
Gaukler - Vagabunden - Komödianten - hinter jedem Wort ein
lockender Sinn. ein abgründiges Geheimnis.
Ihm war es. als ob er aus weiter Ferne das Leben braufen hörte,
Wie hieß das rote Fräulein? Nannte fich Angelika und fpielte am
heutigen Nachmittag die Genoveva.
Spielen - Theater fpielen - was bedeutete denn das? Er
konnte es fich nicht vorftellen. War irgend ein unheimlicher Zauber
damit verknüpft - und warum fprach die Wirtin in fo verächtlichem
Tone von den Komödianten?
Er blickte fchüchtern auf. Die Wirtin hatte fich leife davongemacht.
ohne daß er es in feiner Verträumtheit wahrgenommen.
Gott fei Dank. Ihr Anblick hätte ihn gefchmerzt . . .
Komödianten -- ein Wort von ungeahnter Süße. hinter dem das
Lüeheünnis und der EZinn des Lebens verborgen lagen.
Er trank haftig den Kaffee *aus und eilte in feine Kammer - rafch
die Mühe aufgefeßt - und nun ins Dorf. den Komödianten nach. Wo
mochten fie ihr Lager haben - und ob er ihre Spur bald finden
würde? . . .
Tick-tack. ti>-ta> fühlte er es in den Fingerfpißen pochen.

..Pft - du da. wo läufft du denn fo eilig hin? . . ." hörte er plöhlich
diht hinter fih rufen.
Er blieb wie augewurzelt fteheu und ftarrte Angelika wertlos an.
..Was erfhrickft du denn fo? Bildft dir wohl ein. ich wär' der
Teufel?"
Er lachte gezwungen auf.
..Deu Teufel ftell' ih mir fhou etwas anders vor."
..Wie denn?" _
..Ih weiß es jeht felber niht." antwortete er ehrlih.
..Ah. du dummer Iunge!" rief fie luftig.
..Es muß auh Dumme geben." erwiderte er verletzt. _
..Gewiß - damit man die Klugen erkennt. Da haft du völlig
reht." gab fie gefhwind zurück.
..Du bift wohl höllifh klug?"
..Na. es läßt fih halten."
Sie fah ihn mit halb zugekniffenen Augen blinzelnd an. als wollte
fie fich vergewiffern. ober fich gar über fie luftig mahte.
Er blieb auf einmal ftehen.
..Und du fpielft wirklih die Genoveva?"
..Ei freilich fpiel" ih fie. Kanuft dih ja mit deinen Augen davon
überzeugen l"
..Ift es fehr fchwer?"
Sein Herz klopfte.
Sie fah ihn befremdet an.
..Wie man es nimmt." entgegnete fie zurückhaltend.
..Kommfi du hin?"
Er zögerte. _
..Deine Bafe erlaubt es wohl niht?" Es klang beinahe höhnifh.
..Wer ift denn meine Bafe?"
..Die Wirtin. follt' ih meinen."
..Die kenn' ih ein paar Stunden länger als du!"
..So - hm - brauhft darum niht grob zu werden -- ih hielt
fie halt für deine Bafe."
..Erftens bin ich niht grob geworden, Und zweitens wäre es keine
Shande."
..Weißt du. ich finde. du bift ein wenig pahig."
..Es fchallt heraus. wie es hiueiufchallt."
..Danke!"

Sie machte plöhliä) einen gravitätifchen Knir vor ihm.
..übrigens - wenn du kein Geld haft. will ich dir ein Billett
fchenken."
..Ich nehme keine Gefchenke." erwiderte er kühl. ..und fo viel Geld
habe ich noch.“
..Defto befier. Dann kommft du alfo?‟
..Ia. ich komme.“
..Der befte Platz koftet dreißig Pfennige -- der zweite fünfund-
zwanzig. Wir geben hier nur zwei Vorftellungen - es lohnt nicht länger
hier zu verweilen - kein Publikum für uns.‟ fügte fie fpiß und ein
wenig geziert hinzu.
Alexander verftand von alledem kein Wort. Aber er hütete fich.
Fragen zu [teilen. gab fich vielmehr den Anfchein völliger Sachkenntnis
und murmelte: ..So . . . fo!“
..Nimm lieber den erfien Platz. Da fiehft du mich beffer."
Er nickte zum Einverfiändnis.
..Siehft du. da ftehen unfere Wagen."
Er riß die Augen weit auf.
Richtig. da fianden zwei große grüne Wagen mit kleinen Fenfierchen.
die wohl nicht allzu viel Licht hineinließen.
Seltfam fahen die Wagen aus. Unförmig erfchienen fie dem
Jungen und geheimnisvoll. Und davor bewegten fich wunderliche Ge-
f'talten - Männer und Frauen.
Und -* kaum wollte er feinen Augen trauen - fie glichen zum Ver-
wechfeln feinen Nachterfcheinungen.
Ein leichtes Grauen kam über ihn.
„Was haft du denn?“
..Nichts - nichts." erwiderte er fröftelnd.
..Möchtefi du mit uns ziehen?"
Sie fah ihn groß und lockend an.
,.Nein. nein - ich will nicht!“ '
..Es kann fehr luftig fein. Und ein Stück Welt bekommt man
auch dabei zu fehen. Und ift man dreift und gottesfürchtig. läßt fich's
mit dem Alten leben . . . Soll ich dich zu ihm führen? Ein gemütlicher
Mann - fage ich dir.“
..Reim um Gottes willen nicht." |ieß Alexander heftig hervor.
..Bift du aber ein Angfipeter! Dabei leg* ich meine Hand ins Feuer.
daß es dir Spaß machen würde - du paßt nämlich dazu.“

Sie maß ihn mit einem prüfenden Kennerbliä. unter dem er er-
fchauerte.
..Wo fpielt ihr denn?" fragte er in leifer Neugier.
..Da auf dem Plaß vor dem Wagen. Siehft du. wo fie die Pfofien
eingefchlagen - da ziehen fie ein mächtiges Zelt. Unter dem werden
Bänke für die Zufchauer hingeftellt und ganz hinten wird die Bühne
hergerichtet.“
..Bühne - was ift eine Bühne?"
..Ach. du dummer Junge - nicht einmal das weiß er.“
..Adieu." fagte Alexander. ..So redet man nicht mit mir."
Er machte fchnurftracks kehrt.
..So lauf doch nicht gleich fort! Bift ja empfindlich wie weiße
Seide."
..Entfchuldige." antwortete er. ..Ein Elefantenfell habe ich nicht."
..Wenn du erft bei uns bift. wirft du dir das abgewöhnen."
..Ich werde nicht bei euch fein - verlaß dich darauf.“
..Doch . . . doch . . . glaube es mir."
Sie fah ihn bei diefen Worten fiegesficher an.
Und er war bis in das Jnnerfte erfchüttert über ihre Gewißheit und
Feftigkeit.
Von den grünen Wagen rief eine durchdringende Stimme:
..Angelika I"
..Jch muß jetzt fort . . . Komm doch mit zu dem Alten." _
Zum erften Male dünkte es ihn. als ob ihre Stimme einen bitten-
den Ton hätte.
..Nein." entgegnete er entfchloffen. und ein finfterer. harter Aus-
druck grub fich in feine Züge.
Er kehrte ihr den Rücken und ging langfam - ohne fich noch ein-
mal umzudrehen -- in der Richtung zum Weißen Hirfchen.
Wie angewurzelt fchaute ihm Angelika nach. Ihre Züge ver-
zerrten fich.
..Und du wirft doch zu uns kommen." flüfterte fie vor fich hin.
während eine feine. fcharfe Falte gerade über der Nafenwurzel in ihre
Stirn fich zeichnete . . .
Die Wirtin empfing ihn ein wenig ungeduldig. ..Bift lange aus-
geblieben. mein Junge. Nun fes' dich einmal zu mir und laffe uns ein
vernünftiges Wort miteinander reden. Zunächfi -- glaubft du. daß ich
es gut mit dir meine? . . . Schön. Der Punkt wäre alfo in Ordnung.

Und nun fage mir. was du vorhaftz denn irgend welche Gedanken über
dein Fortkommen mußt du dir doch gemacht haben."
Alexander fenkte den Kopf.
..Frau Wirtin." begann er ftockend. „die letzte Zeit habe ich nicht
mehr darüber nachgedacht. Vor nicht gar zu langem wollte ich aufs
Schiff und nach Amerika. Den Plan habe ich nicht mehr. Das Schiff
ifi mir verleidet."
„Im Lande bleiben und fich redlich nähren hat auch fein Gutes."
entgegnete die Wirtin. ..Nun paß einmal auf t ich will dir einen Vor-
fchlag machen. Wenn du Luft hafi. Schreiner zu werden. fo gibt es hier
im Dorfe einen tüchtigen Mann. der fein Handwerk von Grund auf
verfieht und dich in die Lehre nehmen würde. Behagt dir das nicht.
fo wüßte ich noch etwas anderes für dich. In Burg ift ein Bruder
meines Mannes Uhrmacher - ein Wort von uns *- und du bift dort
wie das Kind im Haufe. Ich denke mir. mit feinen Räderchen und Spi-
ralen umgehen lernen und ein richtiges Uhrwerk mit Minuten- und Se-
kundenzeiger zufcande zu bringen könnte einen fchon reizen. An Sonn-
und Feiertagen aber machft du dich auf die Strümpfe und bift unfer Gaft."
Sie hatte zu Ende gefprochen und fah ihn nun gefpannt an - be-
gierig. wie er ihre Ratfchläge aufnehmen würde.
Alexander hatte mit zwiefpältigen Gefühlen ihr zugehört.
Er empfand es deutlich. daß von der Entfcheidung feine ganze
Zukunft abhing. Und die Laft der Verantwortung wuchtete fchwer auf
ihm. -
Warum zögerte er? Reichte ihm das Schickfal nicht gütig die Hand.
um ihn dem ficheren Hafen zuzuführen? Gab es eine beffere Möglichkeit.
fich aus dem Strudel des Lebens zu bergen und ein braver Kerl zu
werden?
Greif zu - fchlag ein - mahnte eine leife Stimme.
Aber eine andere rannte ihm zu: Tu's nicht! Bifi zu jung. um dich
an den warmen Ofen zu fehen! Zieh hinaus in die weite Welt und in
das braufende Leben!
..Frau Wirtin - ich will es mir überlegen." antwortete er mit
fchwerer Zunge. während es doch innerliä) fchon bei ihm fefkftand. nein
zu fagen.
Sie blickte ihn traurig an. als ahnte fie. was in feiner Seele vor-
ging.

..Ich rede dir mit keinem Worte zu." meinte fie beklommen. ..Nie-
mand foll das Schickfal eines anderen befiimmen wollen.“
Schwerfällig erhob fie fich - und wieder fuhr fie mit der Hand
über fein dunkles. glänzendes Haar.
Sie ftand hinter ihm. fo daß er den fchmerzhaften Zug um
ihren Mund nicht zu fehen vermochte. Aber er ahnte. daß in ihrem Herzen
etwas Seltfames vorging. und rührte fich nicht. Im Gegenteil - er
fpürte deutlich. wie eine harte Krufie fein Inneres verfchloß. und wie
eine graufame Härte von ihm Befiß nahm.
Und in diefem Bewußtfein wurde er plöhlich feuerrot.
Er fuhr zufammen. als die Wirtin hinter fich die Tür zufchlug . . .
Was für ein fchlechter Menfch bin ich - dachte er. und ein Gefühl
der Scham durchdrang ihn. Er grub fich die Nägel in die Haut und
hätte fich fchlagen mögen. Am liebften wäre er jeht mit verbundenen
Augen fortgelaufen - foweit ihn die Füße tragen konnten - niemanden
fehen - niemanden hören -» bis ans Ende der Welt. wo keine Seele
mit ihm in Berührung trat.
Ein jammervoller Ausdruck grub fich in fein Geficht. Was habe ich
denn getan? fragte er fich leife. Bin ich wirklich ein Verbrecher. der nie-
mandem mehr frei und offen ins Auge blicken darf? . . .
Und plöhlich fiel ihm ein. daß er oben in der Kammer feine ganze
Barfchaft hatte liegen laffen.
Er fiürzte hinauf. Gottlob - da lag das Geld der Mutter
unberührt.
Er fuhr glättend mit der Hand über den Scheitel und firich fiäf
das Haar zurück. das troßig über die Stirn gefallen war.
Er fah auf einmal Agnes Feuftel. Und die Wafchküche mit ihren
Seifendämpfen fiieg vor ihm auf. Und die Schufterwerkftatt mit dem
zornroten Meifier. der den Riemen über feinen Rücken faufen ließ. Und
Agnes Feuftel blickte ihn mit ihren durchfichtigen. traurigen Augen an
und feufzte kaum hörbar.
Mutter. Mutter. hilf mir. betete er fiumm.
Nur feine trockenen Lippen bewegten fich.
Und nun trat zur Mutter Elifabeth und fah ebenfalls mit angft-
erfüllten Zügen zu ihm empor.
..Was wollt ihr denn?" fchrie er gequält. ..Ich bin reinen Herzens
- niemand -- niemand - -"
Er hielt mitten in feinem Selbftgefpräch inne.

..Bin ich reinen Herzens?" fiammelte er verwirrt. ..Bin ich es
wirklich?" Ießt war ihm klar. was er zuerft tun mußte: Nach Magde-
burg gehen und auf dem Poftamt nachforfchen. ob ein Brief der Elifabeth
für ihn angelangt fei - von diefem Brief würde alles abhängen . . .
er fühlte es.
Und nun wurde ihm freier zumute - der Alp fchien von ihm ge-
nommen.
Er trat an das Fenfter. Eine Lerche fiieg gerade langfam in die
Höhe und gab fäjwermütige Töne von fich. *
Und auf einmal vernahm er ganz deutliäj. wie die Angelika mit hell
klingender Stimme fagte: Es kann fehr luftig fein. - Und dann hörte
er noch die Worte: Nämlich du paßt dazu!
Er drehte fich entfeht um.
Aber niemand außer ihm war im Zimmer.
Das kann fchön mit mir werden - dachte er. Ich phantafiere fchon
bei hellem Tageslicht.
Langfam nahm er aus dem einen Strumpf einen harten Taler.
den er zu fich fieckte. Dann fchnürte er ihn vorfichtig zu und tat ihn wieder
unter die Matratze. Er wußte jetzt. daß er heute nachmittag zu den
Komödianten gehen würde. um fich die Genoveva anzufehen.
Fortfeßung in der Juli-Nummer.

Ernfi Schur:

Die moderne Lyrik der Belgier.

über das dekorative Element in der Sprache als Mittelzur Form.

Wenn man die mannigfachen Äußerungen der Lyrik bei den ver-
fchiedenen Völkern. um fich die formale Vergleichung zu erleichtern und
fich das Typifche gegenwärtig zu halten. etwa als eine internationale
Ausfiellung von Gemälden vorfiellt. nehmen die modernen Belgier jene
Säle ein. in denen das Wirkliche. das Gefehene im Bilde zu einer
eigenen Schönheit umgefialtet ift. Die*Säle der Symboliften. der
Primitiven. denen eine dekorative Note eigen ift. Blaffe. gebrochene
Farben. Schlanke. fprechende Linien. Mit der Devife: Fernab vom
Leben. Und doch - um des zur eigenen Form gewordenen Inhalts
willen _ Ausdruck tiefftinneren Lebens.

Die kokett-clownhafte Phyfiognomie des Albert Giraud
(Viera-ot: wuerde) taucht auf. Momentbilder von fiarrer Monotonie.
Willkürliche Form; aber doch Form. Nicht Rhythmus (der innerliche
Form ift. Symmetrie in der Aufeinanderfolge). Sondern etwa ver-
gleichbar mit denFormprägungen gewiffer modernerZeichner. derenWerke
innerliäf afymmetrifch find. die fich aber zu einer äußeren Form zwingen.
Diefe Freude an dem Formalen. mit der Hindeutung nach dem
Erzentrifchen. ergibt die Wefenseigenfchaft Girauds. Das Gefühl. die
tieffie Quelle der Lyrik. darf fich nur in einer Art Überfeßung nahen
und die Geftalten. die alle nur Teile des Einen darftellen. fehen wir in
einer gewifien Ferne. .unter befonderem Licht. das fcheinwerferartig-
fchreckhaft das Begeben beleuchtet. Wie Leute. die man an Fenftern
vorbeigehen fieht. fo daß die Stummheit. die Ferne ihre Gebärden felt-
fam und unmotiviert erfcheinen läßt. Es fehlt uns ein Klang darin.
Und diefer Mangel ergibt die Wefenheit. denn er macht. daß wir nach
dem Herzen. nach der Seele fuchen; Pierrot hat aber ein wundes Herz
und eine zerriffene Seele . . .

Reflexe hufchen gefpenftifch über fteinerne Züge. Nicht umfonfl
ift der Mond der fiete Begleiter. Pierrot lebt in einer Landfchaft. die
dem Monde gleich ift. Bleiäfes Lichtz tote Einfamkeiten; Stille . . .

Es ift. als fei das Tagesliht entflohen. als fei das Leben erftarrt
und nur Shatten wandeln in leeren. klangberaubten Gefilden.
So ift es nur künftlerifch felbftverftändliche Folgerung. daß die
feelifhen Regungen. die unter diefer ftarren Decke vor fich gehen. die
gewaltfam ausbrechen oder fchüchtern fich äußern. in der Form eine
ftarre Ornamentik annehmen. Die dekorativen Werte feffeln. Die
Linien reden in ausdrucksvoller. erzentrifcher Energie. und wie mit breiter
Kontur eingefaßt erfheineu die Flähen.

Rot und Weiß.
Kalte. fefte. ftarrende Brüfte.
Scharf umrahmt von fhimmerndem Purpur!
Lüftern zittert Pierrot. der Feigling.
Vor feiner Herrin dräuender Nacktheit.
Sieh und lechzend wirft er zu Boden fich.
Kniet und fhant empor zu den fhneeigen
Kalten. fefteu. ftarreuden Brüften.
Scharf umrahmt von fchimmerudem Purpur.
Ernft und fhweigend fireckt die Gebieterin
Nach Pierrot die gefchmeidigen Hände aus.
Langfam wühlt fie die Finger ins lockige
Haar und preßt fein fieberndes Haupt an
Kalte. fefte. ftarreude Brüfte.
(O. E. Hartlebeu.)

In der modernen Lyrik der Belgier mifcht fich frauzöfifher und
deutfher Einfluß. Die franzöfifche Note ift das Hinftreben zum Formalen. das Ausprägen des Gefühlten zur Klarheit. fo daß nichts Verfhwimmendes. Undeutlih-Flackerndes übrig bleibt. (dies um fo bewunderungswürdiger. als das Dämmernde oft gerade das Ziel. das Gewollte des Eindrucks ift; die Klarheit der Form fieht dann über dem
Dämmernden des Inhalts.) Die deutfhe Note ift erkennbar in dem
Inhaltlihen. in der Gefühlsvertiefung. dem Verklingen im Unendlihen.
dem Ganz-Perfönlihen und dem Verknüpfen mit dem All-Einen. So
daß die Vereinigung. die Eingliederung des einen in das andere. die
Kongruenz zwifhen Inhalt und Form. die bis an die Grenzlinie mit
Gelingen herangeführt wird. wo Entlehnung und Einfluß zufammengehen zu dem ganz Eigen-Eharakterifiifhen. in fich eine Vollendung darftellt. die kulturellen Wert hat.

Klingt es niht ganz deutfh. wenn v a u L e r b e r g h e das Glück
mit folgenden Worten empfängt:

Da ift das Glück. Es kommt ganz facht.
Wenn man feiner gar nicht gedacht.
Doch fiir das Glück ifi jederzeit
Abendlampe und Tifch bereit.
O. was bringt das Glück für Segen.
Wie ein reifender Gott auf feinen Wegen.
Schmückt mit Rofen das ganze Haus.
Dann ruht es bei uns ein wenig aus.
Da fchaut es fchon her. Es merkt. was man will.
Es fpricht kein Wort, Es lächelt nur fiill.
Dürfen wir Wein und Brot aufwarten
Oder Früchte vielleicht aus unferem Garten?
Komm ganz leife und fachte herein
Zu recht langem Beifammenfein.
Diefe Nacht fei unfer Gaft du. ja?
Gehe nicht fort.l Bleib da! Bleib da!
(K. L. Ammer.)
In feiner Naivität ift diefes Bild das gerade Gegenteil Giraudfchet
Keckheit. Es ift nichts Dekoratives darin. Es ift die Einfachheit eines
Kinderliedes. Und doch hat es in feiner anfpruchslofen Primitivität
großflächige Erfcheinung. die fich unwillkürlich einprägt. da fie aus dem
Intimen ein Allgemeines freundlich und eindringlich herausholt. Eine
mehr malerifche Manier. die das Leben felbft gibt. die verzichtet auf
fiarre Kompofition. auf linear-dekorative Haltung. Es if't Licht und
Luft in diefen Zeilen. die eine ganze Szenerie kurzerhand aufbauen. frei
und leicht und zwanglos.
Weich und faf't mit läfiiger Grazie entfieht unter den Händen diefes
Dichters die Einheit von Form und Empfindung. Empfindung und Ge-
ftalt fließen in weichen Linien ineinander. Wenn er z. B. von der
..Goldenen Backe" erzählt. die aus Morgenland kommt.» drei junge
Mädchen trägt fie. und von der dritten heißt es: -
Die dritte war blond und fchlief
Vorne auf dem Schiff.
Ihr Haar ifi ins Waffer gefallen.
Das leuchtet wie Morgenfonnenfirahlen.
Aus ihren gefchloffenen Augen aber bricht
Das Licht . . . (K. L. Ammer.)
Auch das ifi malerifch gefehen. malerifch als Empfindungsausdruek.
Es ift ein geheimer Fluß. eine Bewegung darin. die von einem zum
andern weiterfließend das Bild. das Ganze abrundet. wie etwa Ludwig
von Hofmann feine dekorativ-malerifchen Bilder mit einem Rahmen uni-

gibt. einer farbigen. fließenden Linie. in der das Bild vertieft erfcheint.
fern wie glückfelige Gefiade.
Nicht nur die Barke gleitet. die Verfe gleiten. in langfam feierlicher
Bewegung. Nichts Gewaltfames ftört den Fluß. den gehaltenen
Rhythmus. Das Dekorative. das an deutfche Märchen (in feiner zarten
Symbolik. feiner Naivität) erinnert. ergibt fich zwanglos aus der Ein-
fachheit des Ganzen. Bilder von fanfter Schönheit. die von den Dingen
nur den Duft mitnimmt.
Jn diefer Art berührt fich mit Lerberghe M a e t e r l i n ck. der das
Volksliedmäßige. das Märchenhafte noch firenger beibehält und mit diefem
Allgemeinen das Individuelle zu eigener Form verfchmilzt, Lerberghe
ift allgemeiner; Maeterlinck perfönlicher. Jnfolgedeffen nutzt Maeterlinck
unerfchrockener das Alte für fich aus. Die tieffte Schönheit der alten
Märchen und Sagen fäföpft er mit leichter. ficherer Hand und freut fich
an dem Glanz des Alters. Die deutfche Note ifi bei Maeterlinck noch
ftärker ausgeprägt; infolgedeffen ift Maeterlinck leichter in der Form. die
er oft unbedenklich auflöfi. um eine weichere. hingebendere Kontur zu
gewinnen. Die Quellen. die die deutfche Romantik fpeiften. fließen hier
noch einmal. Die deutfche Romantik war fachlicher. objektiver. Maeter-
linck ifi ganz fubjektiv. Die deutfchen Romantiker bleiben damit oft
am Außerlichen haften. Maeterlinck. der in noch umfaffenderem Sinne
ausnußt. legt einen. feinen ganz modernen Sinn hinein und rettet dadurch
für die moderne Seele Gebiete. die fonft brach liegen. Man fpürt hier
den Unterfchied von Kulturen. Denn daß Maeterlinck den Mut und
die Fähigkeit zu diefem Vorgehen fand. ift ein Zeichen verfeinerter. per-
fönlicher Kultur. Daß Deutfchland diefen Schritt nicht tat. daß die
deutfchen Dichter nicht wagten. der alten Romantik eine neue. moderne
Entwicklung zu geben. um damit den Sinn für das Formale zu retten.
(wie fie in Novalis angebahnt war). das lag daran: fie blieben
in jener Undifferenziertheit befangen. die im Sachlichen verharrt. Die
Gemeinfamkeit des Sagenbefilzes führt aber nicht nur nach Deutfchland.
fondern auch nach Frankreich.
Jn das Einfache preßt Maeterlinck das Tieffie. Wenn er etwa,
am Schluß des Gedichts ..Der Ungetreue" fagt:

Und wenn er nun heifcht noch weitere Kunde
Und fragt mich nach Eurer letzten Stunde?
- So fag ihm. daß ich gelächelt hab'.
Er foll niäft weinen an meinem Grab.
(Paul Remer.)

Oder das Gedicht: ..Sie hatte drei Kronen . . .“. in dem Maeter-
linck das Wefen des Weiblichen ahnend umfchreibt:

Sie hatte drei Kronen von lauterem Gold.
Wem gab fie die Kronen. fprich?
Die eine reicht fie den Eltern dar.
Die kauften drei Nehe dafür von Gold.
Und hielten fie drin. bis es Frühling war.
Die andere tät fie den Buhlen weihn.
Die kauften drei filberne Garne fein
Und hielten fie bis zum Herbft darin.
Die dritte gibt fie den Kindern hin.
Die kauften drei eiferner Feffeln Zwang.
Drin blieb fie gekettet den Winter lang . . .
(Fr. von Oppeln-Bronikowski.)

Der franzöfifche Einfchlag gibt diefen Lyrikern gerade fo viel vom
Rhetorifchen. das ausreicht. den Worten und den Beziehungen formale
Klarheit zu geben. Der deutfche Einfchlag gibt ihnen fo viel. daß in
diefe Form leichtfliiffig der Inhalt ftrömt.

Alte Sagen erhalten neue Deutung; das Menfchliche wird in
ihnen offenbar. Tatfächliches erhält feelifche Beziehung. Dadurch über-
wiegt fchließlich das Moderne. Individuelle; es ift das Entfcheidend-
Stärkere gegenüber dem Archaiftifchen. Der franzöfifche Einfchlag läßt
fie die Tradition fchähen. als Halt. als Leitung. Das parvenuhafte
Selbft-Sein-Wollen fehlt ihnen. Dadurch gelingt es ihnen. dem Alten
neuen Inhalt zu geben. Das Archaiftifche der ..Sieben Mädchen von
Orlamünde" erhält moderne Prägung. Denn was anders ift es. als
das ganz moderne Gefühl weher' Sehnfucht. wenn der Schluß lautet:

Steigen in hallende Grotten nieder.
Wagen fich noch tiefer hinab.
Finden eine Tür verfchloffen.
Goldner Schlüffel fchließt fie ab.
Sehn im Spalt des Meeres Fließen.
Fürchten alle den Tod.
Wagen fie nicht aufzufchließen.
Poäzen dran in ihrer Not . . .
(Fr. von Oppeln-Bronikowski.)

Auch Maeterlinck ift ein Künftler der Linie. Er gibt nicht blendende
Farben. Sacht verfchlingen fich bei feinen Worten Linien miteinander.
So bewältigen diefe Dichter die unmittelbare Gegenwart (ihrem
feelifchen Gehalt nach). ohne ins Triviale äußerer Nachahmung zu ver-

fallen. Ihre Suggeftivkraft ift fiaunenerregend. Indem fie das Dafein aus dem Gefühl (und nicht aus den Objekten) auftauchen laffen. wird die Wirklichkeit vor ihnen zum Bilde. und die Dinge dienen dem Künfiler. Wie wenn etwa G e o r g e s R e n c y in dem Gedicht „Regen" das Bild der Stadt alfo benußt:

Jm Licht der Gaslaternen. fo gefpenfiifch matt.
In der Bogenlampen grellweißem Schein
Durchzieh' ich die abendliche Stadt
Mit meiner Schwermut ganz allein.
Und fie weint fo trüb und ftill
In den Regen. der nimmer enden will.
(Otto Haufer.)

Hier ift das Objekt fafi ganz aufgelöfi und erfcheint nur als Mittel. als feelifcher Faktor. der fich nachgiebig in die Harmonie des Ganzen dienend verfügt. Es ift wie ein Bild von Munch. defien dekorativer Schwung. der auf feelifchem Erleben beruht. den Dingen ebenfalls Gewalt antut. fie mit der Gewalt des intuitiven Erfaffens zu lebenden Wefen macht: ..Die Stadt weint fo trüb und fiill . . Das Objekt fchwindet; das Subjekt gibt fich in den Dingen. fie erftehen mit ihm neu. Jn diefer Hereinbeziehung der toten Dinge. zur Widerfpiegelung des Ich und der feelifchen Beziehungen dienend. ift G e o r g e s R o d e n b a ch Meifier. In oft ganz künfilicher Manier geht er hier vor; dennoch haftet ihr nichts Ungefundes an. Es ift das Recht des Dichters. fich der Dinge zu bedienen. und wenn es ihm gelingt. das Tote lebendig zu machen und fich feiner zur Darfiellung eines Gemütszufiandes zu bedienen in einer fo perfönlichen Art. daß daraus das Lebendige. Kraftvolle fofort herausfpringt. fo fühlen wir nur das Können. die Kunft. Und Kunft. fei fie auch inhaltlich noch fo pervers. ift immer etwas ganz Pofitives. Und hier haben wir das Gefühl: die toten Dinge leben noch. wie fie im Märchen leben. Etwas Jugendliches fpüren wir. troß der müden Allüren. Und immer wieder gelingt es den Diäjtern. das Sachliche zu einem Seelifchen zu formen. das Sein ins Werden wieder hinübergleiten zu laffen. wo die fefien. fiarren Dinge von neuem in Glut getaucht werden und fich zu neuer Erfcheinung fchweißen laffen. Durchglüht von der Gewalt fchöpferifchen Wollens fiehen fie lebendig vor uns. Befonders bei Rodenbach. der fich mehr an die Gegenwart hält. dem gerade das Hineinragen des Vergangenen in das gegenwärtige Leben Stimmungen von typifcher Prägnanz gibt. wird diefe Fähigkeit offenbar. Zum Beifpiel in den feltfamen ,.Spiegeln'*:

An jenen kurzen Spätdezembertagen fchimmern
Stehenden Waffern gleich die Spiegel in den Zimmern.
Und willft du ihrer Schwermut fernen Grund erkunden.
Die Angefichte find*s. die einft in fchönen Stunden
In ihren Quellen fich gefpiegelt lächelmilde.
(Otto Haufer.)
Oder wenn Rodenbach fich in „Brügge" felbft gibt; die Stadt
dient ihm dazu. fein Wefen zu entfchleiern. feine Melancholie. feine
Trauer. die doch alles treu widerfpiegeln. da fie unbewegt ftehen. wie
ftille Waffer. die das Spiegelbild ohne Falfch zeigen:
Und ift es fchöner nicht. wenn die gefiillten Wäffer
Statt jener Schiffe. die einfi ihre Woge trug.
Die großen Wolken fpiegeln im Vorüberflug.
Wenn fie. was ewig ift. im Spiegel wiederfagen
Und vom Azur ihr Farbenfpiel verengelt fcheint.
Vom Tage. deffen Tod das Abendrot beweint?!
Und alfo find wir. wie der Himmel will. der ferne.
Spiegeln getreu ihn fonnenhell und regenmatt.
All feine Wundergärten. all die Tränenfierne.
Ich fo wie du. _ o meine Schwefter. tote Stadt!
(Otto Haufer.)
Matte. gebrochene Farben. Dekorativ lineare Haltung. Man
denkt an Toorop. Das Kulturelle überwiegt das Natürliche. fofern man
diefe Gegenfaßformulierung nur als Hindeutung nehmen will. nicht als
Behauptung. Diefe Kultur zeigt eine feine Menfchlichkeit. die genährt
ifi von dem Wiffen um alle Dinge. Darum das Verftehen tiefer Re-
gungen. die kaum die Oberfläche kräufeln machen. Dies wirkt um
fo feiner. als die Worte. der Ausdruck zur Einfachheit. zur Klarheit
fireben.
Ruhe ift in diefen Reichen. Und diefe Ruhe gibt die Vorfiellung
eines Größeren. Allgemeinen. Reife treibt hier nicht zur Trennung.
zur Proberei mit Uberlegenheitspofen. Das Ungefiüme des Individuellen
reicht nur fo weit. das künfilerifche Wollen zu nähren. und es behauptet
in diefem Können allein feinen Wert. Diefes fanfte Leben fchimmert
unter dem Allgemeinen hindurch. wie wir in einem Körper die Adern
auffchimmern fehen.
Man denkt bei diefen matten Farben. bei diefen feinen und doch
fo ausdrucksvollen Linien an die Schönheit der japanifchen Holzfchnitte.
an die ornamentalen Linien. an die weiche Sanftheit ihrer Farben.
Diefe Melancholie erinnert den tiefer Horchenden daran. daß hier
keine eigenfiarke Kultur wuchs. fondern Zucht und Intelligenz die Mittel

-.TAD 3.?— .LU
“33.5 „JN-W . . u Q o a _
é.
.,.: .K *

P
Pr; 7
b-
. .11; „2c,



aus anderen Kulturen übernahmen. Doch ift diefe Künfilichkeit. wenn man
fo will. fo edel. die Menfchlichkeit fo reif. die Seele fo differenziert. daß
wir eher die Schönheit bewundern. als daß wir an der plumpen Erden-
haftigkeit jener Bemerkung haften bleiben. die befagt. daß diefe Wurzeln
nicht in eigenes Erdreich tief fich hineinranken. Die Blüten erfcheinen
um fo fchöner. Sie haben den Bodengeruch überwunden. Und in
fchleierhafter Schönheit wiegen fie fich leicht im Winde.
Dennoch ragt plötzlich eine Erfcheinung auf. die imponierend über das
Leben gebietet. kraftvoll und markig: E m i l e V e r h a e r e n. Er tut
eine *neue Note hinzu. Zwar hat auch er den melancholifchen Grundton
aber er ifi vertiefter. mächtiger. Seine Gefänge haben den Klang rau-
fchender Orgeltöne. Er liebt das Düftere. Dunkle als Hintergrund.
Farben heben fich davon tief ab; er ift nicht Linienkünfiler. Er liebt
das Dunkel und die Dämmerung. Er fieht Gefialten darin leben. die
nach Dafein rufen. Er gibt feinen Dichtungen Perfpektive und Tiefe.
er überwindet das Flächig-Dekorative. in dem die anderen verharren.
So baut er aus dem Zufällig-Seienden Bilder von großartiger
Stimmungswucht. Er fchildert nicht. er reiht nicht Tatfächlichkeiten an-
einander. Er tränkt die Dinge mit feinem Blut. und da diefes glühend
und fchwer wallt. erfieht ein hinreißendes Leben. Aus dem Einzelnen
fchafft er ein Ganzes.
Ein folches Lied beginnt etwa:

Die alten. traurig-füßen Lieder von der Straße
Mit ihrem fchalen Reim und abgebrauchten Leid.
Mit ihrem Holpern falfch gefeßter Silbenmaße.
Sind noch viel düftrer Sonntags und zur Abendzeit.
Wenn Licht und Laute fanft verlofchen in der Stille.
(Stefan Zweig.)

Das find volle. fonore Klänge. Bilder. die ein Letztes ausfchöpfen
und es rü>halflos fagen.
Oder die Zeilen aus der „Müdigkeit":

Aus fernen Abendtiefen klagen arme Melodien.
Manch mattes Liederwort von einem müden Mund;
Landftreicher wandern fingend durch die Tale und
Ziehn weiter ihren Weg - wer weiß. wer weiß. wohin?
(Stefan Zweig.)

Mit wuchtiger Hand find große Eindrücke zufammengebaut. die fich
zu einem Ganzen fügen, Es lebt ein elementares All-Empfinden darin.
Das einzelne hat volle Eriftenz für fiäf - fonft gibt meift nur die Be-
ziehung die Farbe - und firebt doch zu einem großgefügten Ganzen.

Und fo gelingt es Verhaeren. die düftere Kraft der alten Balladen mit modernen Mitteln zu erreichen. ohne in jenen bänkelfängerhaften. archaifiifchen Ton zu verfallen. der bei unferen patentierten Balladen-dichtern beliebt ift. Er hat fich ganz davon befreit und fteht den Elementen als ein Großer gegenüber.

Wie prachtvoll löft er die Natur-einheit auf. um. fie zu feinen Zwecken benußend. fie. fchließlich doch zur Schöpfung erhöht. auferftehen zu laffen. in dem Gedicht ..Ein Abend":

Der Sonnenuntergang legt wie ein Büßerhemd
Aufs Land den Frieden und die Ruh der Abendfiunde.
Scharf heben fich auf byzantinifch-goldnem Grunde
Die Dinge alle ab. doch rätfelhaft und fremd.
Der Hagel ließ ein Schloßenheer die Luft durchzifchen.
Nun glänzt der Himmel wie der Plaß vor einem Dom;
Im Weften allgemach erlifcht der Feuerftrom.
Wo Tagesgeld und Silberlicht der Nacht fich mifchen.
Leer ift der Horizont und ödz es zieht fiäf bloß
Durch Brachgefilde. hier und da be|o>t mit Ginfter.
Eine Allee mit Eichen. riefig ftarr und finfter.
Weithin bis zu den nächfien Farmen. endelos.
Die Bäume gehn. fie gehn - wie Mönche wohl als Tröfter
Im Leichenzuge gehen. von Abendgram erfüllt.
Wie einfi die Büßer zogen. ganz in Schwarz gehüllt.
Bis ihnen fern der Friede winkte alter Klöfter.
Und wie die nackten Bäume fo im Dämmerflor
In langer Doppelreihe auf zum Weften fchreiten.
Wo blutrot ein Päonienfeld fich fcheint zu breiten.
Ifi es. als zögen fie zu ihrem Gott empor.
Die fchwarzen Mönche mit den abendtrüben Herzen;
Doch im Azur weit über ihrem ganzen Pfad
Erblinkt fäzon hell von goldnen Sternen eine Saat,
Gleich Flammen ihrer hohen. unfichtbaren Kerzen.
(Otto Haufer.)

Das find Bilder von dekorativer Schönheit. die fich mit zwingender Gewalt loslöfen von dem düftern Grunde. Kein Schildern. ein Schaffen. Das Formale wie das Inhaltliche gleich mächtig zur Wefen-heit gefieigert und fich unauflöslich bis zum Eins-Sein durchdringend. Eine neue Volkskraft feßt fich damit durch und gewinnt mit elementarer Macht. von allem Kleinen. Primitivem gereinigt. künftlerifche Form!

Karl Joel:
Ihre Anfragen beantworte ich in der Vorausfeßung. daß Sie mich
nicht als „Fachautorität für das Theater" nehmen: ich bin nur. wie die
alten Philofophen von fich fagten. Zufchauer bei den Wettkämpfen. Meine
Antwort auf die erfte Frage nach dem Einfluß des Theaters auf meine
ethifche und äfthetifche Bildung wird wohl typifch ausfallen für fo manche,
die in den achtziger Jahren ihre Entwicklung erlebten. Wer damals in
der Hochflut des Wagnertums fich an Aufführungen auf erften Bühnen
(nur auf ihnen!) das junge Herz labte und vollfog. der hat Weihen fürs
Leben mitbekommen. vielleicht einen gar zu heißen Uberfihwang. daß ihn
die heutige Jugend oft fo alt und kalt und kurzatmig anmutet. aber zu-
gleich einen Leidens- und Siegermut. der ihm die Seele noch fingen machte.
wenn ihm die Füße wund wurden auf harten. dornigen Lebenswegen.
Was uns blieb von Wagner. das war die Uberzeugung niäjt nur von der
möglichen Einheit oder vielmehr vom Ineinanderleben der Künfie. nein.
auch vom Ineinanderleben von Kunft und Leben. von der Kunft als
Lebensfiimmung. von der Kunft. die den ganzen Menfchen angeht. nicht
nur fein Auge und Ohr und feine Mußeftunden. die ihn einhüllt wie
eine Toga gegen das unreine. kalte Leben. und fchüßt wie eine Mutter.
die Uberzeugung vor allem vom heiligen Ernft der Kunft felbft in un-
klaffifcher Zeit und endlich die Überzeugung vom Ineinanderleben von
Kunft. und gerade dramatifcher Kunft. und Philofophie. Man wundere fich
nicht: die Fabel von der Einheit des größten Denkers und des größten
Dichters Englands ruht darauf. daß Bacon und Shakefpeare durch die
Notwendigkeit eines Zeit- und Volksgeifies geboren wurden. Die
italienifche Renaiffance. überreich fonft an allen Künften. hat ftatt des
klaffifchen Dramas die Dialoge Giordano Brunos. Sokrates. der die
klaffifche Philofophie der Antike heraufführte. läßt fich an keine philofo-
phifchen Vorläufer anknüpfen. wohl aber an die klaffifchen Dramatiker.
als deren Erben und Fortfeßer die Sokratiker ihre Dialoge dichten.
Platon voran. der. wie es heißt. als Tragödiendichter begann. der die

Mimen des Sophron nach Athen brachte. fierbend noch feinen Ariftophanes unter dem Kopfkiffen hatte. und den felbft aufzuführen (trotz Taffos Widerfpruch) fich unter beftimmten Bedingungen wohl verlohnte.
Die römifche Kaiferzeit hat es getan; die Dufe hat es geplant. Und wie fo Drama und Philofophie öfter gefchiehtlich ineinanderlebten. fo fieht Wagner als notwendiger Vermittler in der philofophifchen Paufe zwifchen Schopenhauer und Rießfche. fein Triftan (noch unbewußt) die höchfte Ausgeftaltung Sehopenhauers. fein Siegfried die Vorgefialtung des übermenfchen.
Neben Wagner. doch in weitem Intenfitätsabftand hinter ihm wirkte auf der modernen Bühne damals wohl nur noch einer bildend. neben dem Bacchanten der oft wohltätige Ernüchterer: Ibfen. und er erzog durch die männliche Zucht. durch die aus myfiifcher Säfwüle fich herausringende Plafiik. duräj den fchneidenden Wahrheitsfinn feiner Dramatik. und auch er ein unbewußter Vermittler zwifchen philofophifchen Zeittendenzen. zwifchen Peffimismus und Realismus! Daß aber zwifchen Realismus und Romantik die Sehnfucht blieb nach dem klaffifchen Ausgleich und das ungefättigte Epigonengefühl. dafür forgte das klaffifche Drama. damals wiederbelebt durch neue Bühnenmöglichkeiten (Meininger. Münchener Shakefpearebühne. Devrients Fauftinfzenierung u. dergl.).
Mit alledem habe ich fchon Ihre zweite Frage nach der Fähigkeit des Theaters zu kultureller Erziehung mehr oder minder bejaht. Aber eben nur die Fähigkeit ift bejaht. Denn das Theater ift zu allem fähig. wie eben der Spiegel alles wiedergibt. Aber es ift mehr als des Lebens Spiegelung. es ift feine Sichtbarmachung. feine Steigerung. feine Monumentalifierung. Es hat feine Nahrung. feine Höhe und Grenze nur im Leben felbft; es ift die Verlebendigung als folche. fiir die unfer Leben nur Schattenriß ift. Es faugt das Leben aus allen Poren mit allen Kräften ein. es ift der Durchgang aller Lebensideale. aller Weltanfchauungen und Berufe von der Religion bis zur Kuppelei. von der Myfterienbühne bis zum Tingeltangel. der Durchgang aller Künfte von der Architektur bis zum Ballet. die Kunft der Künfie. die allein von allen zugleich in Raum und Zeit und auf mehrere Sinne wirkt. und es i| das Kaleidofkop aller Leidenfchaften. es hat aus Lachen und Weinen des Menfchenherzens zwei eigene Künfte gefchaffen und kann zugleich unter der tragifchen Maske lachen und unter der komifchen weinen und taufend Masken auffeßen und taufend wegwerfen. Das Theater ift mit einem Wort das größte. gefialtungsfähigfte. allfeitige Organ der Menfchen.

feelez der Proteus. Und darum ift es die Kunft in ihrer höchften Maäzt-
fülle und größten Gefährlichkeitz die Kunft als Staatf als Organismus
und als Ungeheuer. Es ifi die Konzentration und der Kampf aller
Künfte. die auf dem Theater in ihrer Wirkung konkurrieren7 fich be-
drohen. ja fich widerfprechen. Es bindet die fchwerfie der Künfiez in
der nur die männliihften Mannesgeifter fiegten. mit der weiblichften
Kunft, in der allein die Frauen die Männer faft übertrafen. es bindet
in Drama und Schaufpielkunft die höchfie Schöpferkraft mit der emp-
fänglichften Nachbildung. Es fucht durch die größte Lüge. indem es eine
Welt von Leben in drei Stunden auf zwanzig Quadratmeter banntz die
Wahrheit ins grellfte Licht zu fehen. Es ift die Zauberei als Wirklich-
keit. die fiärkfte Realifierung des Idealen. der Sieg der Illufion. die
Hineinftellung eines ganzen zweiten Lebens in das wirkliche.
Aber das alles fagt nicht genug; denn das Theater ift nicht nur das All-
inftrument. das Maffenorgan. fofern es die Gebenden. die aktiven Kräfte
konzentriert vom Dichter bis zum Lampenpußerz neinf es konzentriert ja
auch die Empfangenden zum Publikum und fieigert noch dadurch nach
dem Gefeß der Mengez das die geballte Muffe fich entzünden läßtz die
Wirkung ins Unberechenbare. Der einzelne Zufchauer ift flumm und
leer. in der Maffe wird er zum ficheren Richter. zum Fanatiker. Es ift
die fozialfte der Künfte. die Kunfk der Öffentlichkeit, Und fo kann das
Theater als Maffenwirkung zu allem werden7 zur Kirche. zum Parlament.
zum Bacchanal. Man kann mit dem Theater zu allem hindrängen. von
allem abziehen. Die Kriegsdemonftrationen gegen den er|en Napoleon
begannen bei einer Schilleraufführung im Berliner Theater; die belgifche
Revolution brach los mit einer Aufführung der „Stummen von Portici".
Zugleich aber fuchte Metternich durch die Wiener Theaterblüte von der
Politik abzulenken, und die Regierung foll 1848 den Berliner Studenten
Theaterbillette nach Frankfurt a. O. gefchenkt haben. Das Theater kann
alles. Und darum fordert der größte Idealift unter den Philofophenf
der bis ins Herz hinein ethifch-äfihetifche Platon, daß man dem, der
„fich künfilicherweife vielgefialtig zeigen und alle Dinge nachahmen kann“,
alfo dem Dramatiker „Verehrung bezeuge als einem heiligen und wunder-
baren und anmutigen Manne und ihnz das Haupt mit vieler Salbe be-
goffen und mitWolle bekränztz geleite-aus derStadt hinaus aufNimmer-
wiederfehen.“ Denn er ift ein gefährlicher Mann. Ni>7t die ruhige.
harmonifche- fondern die gereiztc und wechfelreiche Gemütsftimmungz
fagt Platon- führt der Dramatiker uns vor, „und jenes Tränenreiche und

Spaßlufiige und Erotifche und Begehrliche und Heftige in uns- kurz
alles Säflechterß das beherrfcht werden foll und ausgehungert und aus-
getrocknetz das eben nährt er und begießt er zu unferm und des Staates
Verderben.“ Und darum weift Platon den Dramatiker aus feinem Ideal-
ftaat hinaus- wahrlich nicht aus Unterfchäßungf f ondern aus Uberfchäßung
der dramatifchen Wirkung.
Man begriff etwas von diefer maffiven, berückenden Wirkung
griechifcher Tragödien bei ihren Neuaufführungen in Wilamowilz'
Uberfeßung unter Reinhardts Regie- namentlich beim fcheinbar
Lächerlichfienz bei den uoj80u0 gefprochenen Chörenz in denen die Klage
dura) fo viel Zungen- Mienen und (Heften gebroäfen und vervielfältigt
zum Himmel ftieg, Und ich daäzte dabei- daß heute in Deutfchland
der Humanismus in Lebensgefahr fchwebß und daß doch ein Goethebund
gegründet wardz der unter dem Zeichen des großen Hellenen um Ziele
verlegen war7 und daß unter den taufend Idealiftenz den zehntaufend
Mäceneny den hunderttaufend Theaterpraktikern in deutfchen Landen fich
keiner findet- der uns ein Bayreuth für die antike Bühne
gründete! Wahr-lich reinere tragifche Wirkung wird man kaum er-
leben„ fefter gebaute Mufter wird unfere irrlichtelierende Dramatik nicht
findem eindringlicher wird die Antike ihre unvergängliche Macht nicht
beglaubigen. Ich fehe im Theater einen lebendigen Quell hiftorifcher
Bildung- aus dem noch zu wenig gefchöpft wordenF einen lebendigfien
Seelenvermittler der Zeiten und Völker. Was ift uns das England vor
drei und mehr Jahrhunderten? Und wie lebt Shakefpeare und feine
Königsdramen! Wie viel mehr als Dante und Milton- wie viel mehr
als alle Hifioriker! Und die Befiegten von Sedan haben den Siegern
zu verzeihen begonnene nicht in Berlin- fondern in Bayreuth! Zwei
lehrreiche Notizen brachten mir*jüngft die Zeitungen. Eine englifche
Lehrerin bemühte fich vergebens- den Kindern die Gefäfichte des Landes
deutlich zu machen- bis fie darauf verfiel- einzelne Szenen daraus mit
einfachfien Mitteln durch die Schüler felbft aufführen zu faffen, und
der Erfolg war erfiaunlich. Sollte unfere P ä d a g o g ik nichts daraus
für das Theater lernen und unfer Theater nichts für die Pädagogik?
Die andere Notiz erinnertex daß Goethe ein| zur Verbreitung der deutfchen
Sprache in den neuen polnifchen Landesteilen Preußens vorfchlugz durch
Wandertruppen Szenen aus dem Leben felbft in Dörfern vorführen zu
laffen. Ob unfere Polenpolitik gar nichts daraus lernen könnte? Das
Theater als lockendeBerliß-School und als fpielende VeranfGaulichungder

Kulturüberlegenheit ohne allen Zwang! Haben nicht italienifche und fran-
zöfifche Theater im galantenZeitalter die deutfchen-Höfe romanifieren helfen ?
Aber nicht nur Spraäyverbreiter in der Fremdez Sprach-
erzieher in der Heimat brauchen wir. In unfern Landen- wo
Rhetor und Rezitator wenig bedeutenz lehrt das Theater die Sprache
reinigen, veredeln und erft genießen. Wichtiger noch ift die Erziehung
zum Stil- zur edlen- freien Geitex zur großen Linie oder leichten Grazie.
Ich fpreche hier wider meine Naturt die fchaufpielerifch ganz unfähig ift.
Ich glaube an die Zukunft des deutfchen Lebens- gerade weil es feine
Form noä) nicht gefunden- weil es noch nicht ausgereift ift zur Selbft-
darftellung. Die Deutfchen dürfen fich rühmen. das Volk ohne Pofe zu
fein. Aber die Pofe ift eben doch nur die leere Forint und Ariftoteles
hat rechtz daß alles Werden zur Form firebtx die nun einmal die Vollen-
dungt die Krönung des Seins ift. Es ift bei uns nur ein Menfchen-
typusf ein Stil herausgeprägtf der wahrlich flark und voll ifit der bleiben
foll. der aber nie Gefamtfiil werden kannt weil er mehr Berufsfiil iftz
der militärifche. Der deutfche Leutnant i| eine feflgeprägte Figur -
aber wäre er möglich geworden ohne die Schauftellung der Parade?
An den europäifchen Fremdenorten erkennt man fonft die Deutfchen auf
hundert Schritt an jener Ungeprägtheit der For-m- jener Unftilifiertheit.
die verheißungsvoll iftz die aber überwunden werden muß. wenn ein Volk
zur Weltpolitik berufen ift. Franzofen und Engländer verftanden ganze
Völler zu Profelyten zu machen. Eine erfolgreiäze Germanifierung (ob
in Polen oder in den Kolonien) wird es erft gebenF wenn es einen im-
ponierenden deutfchen Lebensftil "gibt, Das Volk der tiefften Innerlich-
keit darf nichts einbüßen von feinem Lebensgutz aber ein Weltgutz ein
ewiger Kultureinfchlag kann diefe Innerlichkeit erft werden. wenn fie-
ohne fich preiszugebenz fich mitteiltt fich entfaltet in der Üußerlichkeit.
Die Deutfchen find das untheatralifchfte Volk - darum brau>7en fie
gerade das Theater. Sie find die Antipoden der Italiener, denen das
Theater mehr Natur als Kunft ift, die ein großes Drama nicht erzeugen
konntenz weil fie es zu fehr lebten. In Shakefpeare und Ealderon er|
hat fich die Nenaiffance objekti'oierty monumental abgefeßt. Und im
'fieifften Engländer und Spanier fpürt man in leßter Erftarrung noch
etwas von der großen Linie Shakefpeares und Ealderons. Gewiß. ein
Volk kann durch das Theater nur zu fehr erzogen wet-dent wie vielleicht
die Franzofenf deren jeßiger Premierminifter aber durch feine Theater-
freudigkeit nichts an Energie verloren. Napoleon- Talmas Freund. der

feinen höchfien Triumph feiert. indem er das fdäilfl'e fkausajs vor einem
Parterre von Königen fpielen läßt. und der von Goethe ein Cäfar-
drama fordert. Doch jener Parifer Dichter mit feiner Apologie des
Dynamitarden: denn ..ach. die Pofe des Anarchiften ift doch fchön!" -
er zeigt. daß die Pofe zum Verbrechen locken kann. Aber gilt niäjt viel-
leicht auch das Umgekehrte? Das führt auf ein moralifches Kapitel.
Vom Räuberhauptmann Mufolino las ich. daß er im Zuchthaus
mit Begeifterung dichtet. Ob niäjt im Verbrechen viel Romantik fteckt.
die fich nicht entladen konnte? Lombrofo weiß davon nichts. aber die
Alten waren beffere Pfyäjologen. da fie im Theater die Entladung. Mä-
ßigung. Veredlung. die ..Reinigung der Affekte" fanden. Wir Groß-
ftädter in freien oder höheren Berufen find ja blind gegen all die müh-
fam verhaltene und oft nur gewaltfam hervorbrechende Sehnfucht des
Volkes nach ftärkerem. befonderem Erlebnis in Schau oder Tat. nach
perfönlicher Entfaltung mitten im Maffenfchritt der Tagesarbeit. nach
irgend einer Darftellung von Heldentum. irgend einem Uberfichhinaus-
leben. irgend einer blutfiauenden und rafcher treibenden Durchbrechung
des Lebensrhythmus. Und all jenen zehnmal mehr geiftig als leiblich
Armen. die nichts hören als das Ticktack von des Subalterndienfts ewig
gleiäjgeftellter Uhr und das fich im Einerlei der Tage drehende Mühlrad
der Arbeit. was bleibt ihnen an Befonderem und Fefklichem? Die
Langeweile. der Sonntagsraufch. die Wirtshausprügelei. der Streik.
das Tingeltangel. der Kolportageroman und das Verbrechen. Ja. das
Verbrechen bleibt als fiärkfke individuelle Entfaltung. als einziges Helden-
tum. einzige Romantik in jenem dumpfen Gleichmaß in Dorf und Klein-
f'tadt. von denen die Zeitungen nichts zu melden haben als Unglü>sfälle
und Untaten. Wenn die Ideale nicht ihren eingeborenen Weg nach oben
hinaus können. fo kehren fie fich in ihr Gegenteil; der Teufel ifi ein
gefallener Engel. Gewiß. die Menfchen der Maffe find felten zur in-
dividuellen Tat. zum wahren Heldentum berufen. Aber das Befondere.
das auch fie erleben wollen. können fie erleben im Schauen oder im
Darftellen. und fie können die ungezügelten Affekte. Eitelkeiten und Sehn-
füchte unfchädlich erlöfen und zügeln. befreien und adeln im dramatifchen
Spiel. Nur nicht im naturalif'tifchen! Denn das Volk will in der Kunft
die Erlöfung von fich felbft. wie wir alle es wollen; der Naturalismus
ift eben nur un f ere Romantik. Das wahre Volksfef'tfpiel ift nie na-
turalif'cifch. Man glaube nur nicht. daß Volksfchaufpiele verweltlichen.
veräußerlichen. verführen müßten. Das antike Theater erfiand in Volks-

chören aus dem Gottesdienft. als Gottesdienft. Die Gläubigkeit des
Mittelalters fchuf die Myfterienbühne. die noch im Fauft und Parfifal
in unfere höchfte Kunft ragt. Oberammergau kann Ungläubige erbauen.
Und ich kenne ein Volk. vielleicht das nüchternfte. ruhigfte, befonnenfte
der Erde. das fait einen Kultus der Fefifpiele treibt. das keine Schau-
fpieler hervorbringt. weil es fein eigener Schaufpieler ift. Ich fragte
mich oft. was das weit mehr als andere Völker in feinen Kantonen aus-
einanderlebende Schweizervolk noch eint. Auch diefe reinften Republi-
kaner haben ihren König: er heißt der Tell. und ein Dramatiker hat ihm
feinen Palaft gebaut. Man fehe aus der Tellaufführung in Kellers
Grünem Heinrich. welche patriotifchen und fonftigen idealen und leben-
digen Kräfte das Volksfeftfpiel auslöfen kann. Und war's im alten
Hellas anders? Als der greife Ernft Eurtius. der Auferwecker Olympias.
eins der Basler Feftfpiele fah. bei dem zweitaufend Koftümierte auf-
traten vor einer mit mehr als zehntaufend Zufchauern befeßten Berg-
halde. da gedachte er Olympias. Und find nicht die Weimarer oder
Meininger Bühne allein fchon genügende Rechtfertigungen der deutfchen
Kleinftaaterei - und genügende Uberwindungen? Denn man fpielte
nicht herzoglich. fondern deutfch. und die deutfche Einheit ward zuerft
geiftig wiedererobert in Weimar.
Das Drama gehört in den gefieigerten Lebensprozeß eines Volkes.
bringt ihn zum Ausdruck und kehrt wieder in ihn zurü>. Gefchichte wird
Phantafie. und Phantafie wird Gefchichte. Die Gefchichte ift felber
dramatifch. aber. fagt Arifioteles. die Poefie ift wahrer als die Gefchichte.
Urtriebe und Urkräfte der Volksfeele fteigen auf in Ödipus und Fauft.
in Tell und Siegfried. Grundgeftalten des Menfchenlebens enthüllen
fich. Die grauen Schemen Eiferfucht. Heuchelei. Liebesuntreue - wie
leben fie in Othello. Tartüffe. Don Iuan! Aber das Theater als m o r a-
li f ch e A n ft a l t? Äußerlich ifi's eher das Gegenteil. Man nehme des
größten Dramatikers Lear. Macbeth. Falftaff. Jago. Shylock. Richard llL.:
wenn fie unferes Lebens Vorbilder würden. fo könnte man nur fchwanken.
ob man die Menfchheit mehr in ein Zuchthaus oder in ein Narrenhaus
fperren müßte. Eine Frau erfchlägt ihren Mann und wird von ihrem
eigenen Sohn erfchlagen. Welch gemeine Bande aus einem Kolportage-
roman! Ein Mann erfchlägt feinen Vater. heiratet feine Mutter und
fticht fich die Augen aus. Wie ekelhaft alles! Aber auf der klaffifchen
Bühne heißen diefe Gefchichten Orefiie und Ödipus! Gegen Don Iuan
find ja doch unfere tollften Lebemänner indifche Büßer. und man hat

berechnet. daß Wagner für alle Verbrechen in feinen Nibelungen mehrere
taufend Jahre Zuchthaus abfißen müßte. was ihm manche vielleicht gönnen.
Aber die moralifche Anftalt? Die Bühne gibt das Leben in der Projektion.
fie muß auch die moralifchen Dimenfionen vergrößern. und gerade in
der Vergrößerung liegt eine Reinigung. Eine kleine Kokotte auf der
Bühne kann fehr unmoralifch. Meffalina aber kann moralifch.wirken.
Jene Shakefpearegefialten find fo große Schurken. daß fie fchon nicht
mehr als Schurken. fondern nur noch groß wirken wie Naturkräfte.
Es gibt nur ein Unmoralifches auf der Bühne: das realiftifch Kleinliche.
Die unmoralifche Wirkung ift einfach ein Kunftfehler. und fo ift die
wahrhaft moralifche Zenfur die künftlerifche. Die großen Bühnen-
geftalten find dreifach gefchülzt vor unmoralifiher Wirkung. Größe
fchafft Diftanz. fie verbietet die billige Vergleichung. Nachahmung. An-
wendung. Ehrt die Rampe. nicht nur weil fie leuchtet. fondern weil
fie trennt! Drüben ift eine andere. höhere Welt. Nur der Ungläubige
findet die Bibel unmoralifch. Gewiß führen Brücken hinüber zur
andern Welt. Seelenbrücken; denn jene Bühnengefialten find nur
Ausgefialtungen eures eigenen Lebens. Fortfeßungen. Steigerungen eurer
eigenen Triebe. Aber eben als Steigerungen wiederum wirken aua) jene
Sünder moralifch. Nicht bloß im gewöhnlichen Sinne. weil fie als
Karikaturen. als Teufel abfchrecken. nein. auch gerade weil fie ihr Gift
ausfprißen. weil fie eure Triebe fieigern bis zur Entladung. bis zur Er-
löfung. weil fie eure Seelendämonen in der äußerfien Konfequenz fich
austoben. fich ausleben lafien. weil fie nach Goethes Rezept euch des
Quälenden entledigen durch erfchöpfende Darftellung. durch Objekti-
vierung. durch Konfefiion. Und endlich wirken fie moralifch. weil fie
nicht allein bleiben und fortleben. fondern im Drama auch fich felbft
erfchöpfen und ausatmen. fich felbft richten. weil fie als Diffonanzen
eingehen. fich auflöfen in die .Harmonie des Kunftwerks. wie die dunklen
Gefialten des Böfen als Folie zum Lichten und Stachel zum Guten um-
fchlagen in Jakob Böhmes Weltmyfterium. Und ifi nicht alles Mora-
lifche als Kampf des Guten und Böfen fchon felber dramatifch? Wie
follte das Drama nicht moralifch bedeutfam fein! Drama heißt Hand-
lung. und die Moral redet zum handelnden Willen. defien Poefie die
Dramatik ift. Und fie gibt die höäzfie Plaftik der Charaktere und bildet
und fchärft fo unfer Richterurteil. Und das Thefendrama und die Ge-
fellfchaftsfatire peitfchen unfer Gewiffen. Wir haben nicht mehr Pranger
und Ferne. aber wir haben die Bühne!

Endlich die Frage über die kulturellen Fähigkeiten des modernen
Theaters! Ich glaube. daß wir wie kaum eine Epoche Antriebe und
Mittel haben fiir eine Hochblüte der Dramatik. Wir haben ein ge-
fteigertes und konzentriertes Leben. wie es das Theater braucht. Mit
dem Zug vom Land in die Stadt. mit dem rapiden Wachstum der Groß-
fiädte mit der Hegemonie Berlins wuchs und wächft der Theaterfinn.
Das Drama ifi im Wefen fiädtifch. wie das Epos in der Wurzel höfifch
und die Lyrik ländlich. Salon und Markt fehen fich in der Polyphonie
des Dramas ab; aus einfamer Ferne monologifieren Frenffen und
Spitteler. Wir find ferner nicht nur fozialer. fondern zugleich egoiftifcher.
perfönliäfer. differenzierter geworden - reichere dramatifche Konflikte
liegen dadurch in der Luft. Der ..Individualismus“ ift in den leisten
Iahren nicht nur ein Schlagwort. eine oft entrollte Fahne. fondern eine
fiegreich drängende Macht geworden. Das Drama erfiand. als fich aus
dem griechifchen Maffenchor die erfien Individuen in eigenen Rollen
ablöften. Und weiter find wir kühler. reifer. fetter. männlicher geworden.
Die Lyrik blieb dem heißen Jüngling. das “Epos erzählte der Greis dem
Kinde. Roman und Novelle find jeßt von Iahr zu Jahr mehr in be-
gabtefte Frauenhände übergegangen. Den Mann drängt der Schöpfer-
trieb zum Drama. Und wir find reflektierter. bewußter geworden auch
fürs Ideale; die Philofophie beginnt wieder das tiefgefunkene. einge-
fchlummerte Haupt zu heben. die Philofophie. die Schwefter der Dramatik.
der bewußteften. geklärteften. gefchärfteften Poefie. die eine Dialektik der
Leidenfchaften ift. eine fchneidende Debatte der Charaktere. eine Selbfi-
kritik des Lebens und fich in der Konfequenz der Akte aufbauen folk
wie ein Syllogismus. Aber wir find darum nicht abfirakter geworden.
fondern im Gegenteil fchauluftiger. bildfreudiger. Und darum drängen
wir zum Theater. das ift dem Ort der Schau. Die Kultur des Auges,
die bildende Kunft fcheint die Künfte des Ohrs in der Herrfchaft des
Gefchmacks abgelöfi zu haben. Unfere Mufik wird Tonmalerei. unfere
Poefie Stimmungsmalereiz fie drängt in die Sichtbarkeit. zur Bühne.
und hier in der Verbindung der Künfie fcheint heute das Zepter von der
Mufik zur Malerei übergegangen zu fein. von Wagner zu Maeterlinck.
deffen Geftalten oft wie Stücke einer Vifion. Produkte der Szene. ab-
gelöfte Schatten aus dem Hintergrund wirken. Doch nein. das wahre
Zepter liegt bei der Regie. diefer neuen Großmacht der Künfie. die den
Dichter überdichtet und Carmens Töne übertönt mit Volksfzenen. Das
Theater hat über das Drama gefiegt. Aber man befiert nicht dadurch

das moderne Drama. daß man das Theater kleiner wünfcht. Wir
wollen fchauen. wir wollen darftellen bis zur grellen. finnfälligften
Wahrheit. wir haben vom Naturalismus den Mut der Entblößung ge-
lernt. aber wir lernen jest auch von der Neuromantik die Kunft der
Verhüllungz denn die Bühne fordert grelle Plaftik. aber auch Koftüm
und Maske. und fo find wir in der Schwebe zwifchen den Gefchmacks-
richtungen gerade am beiten für die dramatifche Kunfi gerüftet. Und wir
haben ja alles: wir haben in Hauptmann den größten Volks- und Milieu-
fchilderer. in Strauß den größten mufikalifchen Illuftrator. in Maeterlinck
den größten Stimmungspropheten. wir nehmen von Wilde und Shaw
das Salz dialogifcher Paradorie und Ironie. wir haben unter unfern
Dramatikern blißend fcharfe Gefellfäjaftskritiker. wunderfeine hifiorifche
Stiliften. fpannungskräftige ernfie und heitere Unterhalter und nament-
lich in den Öfterreichern glänzende Spieler auf der weichftimmigen Flöte
und auf allen Harfenfaiten launiger Phantafie. wir haben die beiten
Sihaufpielerenfembles. unendlich empfänglich für jede moderne Regung.
die großzügigfte. feinfühligfie Regie. eine wahre Zaubertechnik und -
nicht zu vergeffen! - die klügfien Kritiker. wir haben alles zum großen
Bühnendrama. alles. nur eins nicht: den Helden! Wir haben Wallen-
fieins Lager. aber nicht Wallenfteinz wir haben Oi'terglocken und Auer-
bachs Keller. das Studierzimmer und die herrliche Walpurgisnacht. aber
wir haben keinen Faufi! Wir fcehen wieder an der Wende der Zeiten.
nur eher der entgegengefeßten. wie fie Fauft in feiner Wandlung durch-
lebt. Und es bedrückt der Verdacht. daß wir den großen Moment ver-
fäumt und um den Dichter der Zeit betrogen worden. Denn ich bekenne.
daß ich heute noch keinen ganz großen Dichter gefunden. weil ich noch
keinen gefunden. der den tieffien. mächtigften Kampf des Zeitalters zum
Ausdruck gebracht. den Kampf des Individuums mit der Gefellfchaft.
Aber dazu gehörte. daß er das Ringen der individuellen und fozialen
Kräfte in die eigene Bruft nahm. in fich zum Austrag brachte; blinde
Parteimänner find keine Dramatiker. Nießfche fprach wahr. als er die
Tragödie aus dem Geifte der Mufik und der Lyrik geboren fein ließ.
Aber er belog fich felber zum Widerfpruch und zum Verderben. als er
in derfelben Schrift die Tragödie in ihren lyrifch-mufikalifchen Urfprung
zurückwies. Es war fein Fluch. daß er ein Lyriker blieb; er. der ringendfte
Menfch diefer Zeit mußte erfticken. weil er fich nicht befreien konnte in
der Poefie des Ringens. im Drama. Fafi fcheint es. als wären wir vom
heroifchen Zeitalter der Bismarck und Wagner. Böcklin und Nießfihe.

vom harten Ernft der Zola und Ibfen zu rafch übergegangen zum feligen
Tanz und heiligen Lachen; und es fieht aus. als ginge das Streben und
Können diefer Tage auf eine große Komödie. Aber da klingt Platons
Sympofion in ein böfes Mahnwort aus: daß Tragödie und Komödie
die Sache eines Mannes fei, Nicht eines Mannes immer. eines
Shakefpeare. aber vielleicht eines Zeitgeifis. wie Euripides und Arifto-
phanes. Racine und Moliere. Wagner und die Operette nebeneinander
gingen. Wir aber wollen mit dem Satyrfpiel beginnen vor der Tra-
gödie? Ia. der Satyr triumphiert auf unferer Bühne. Vielleicht ift's
ein Symbol der Verheißung. Das Drama erftand aus dem dionyfifihen
Bockstanz - aber dazu mußten die Böcke Menfchen. die Menfchen
Helden werden. Um groß darzufiellen. muß man groß leben. groß denken.
fühlen. fchaffen. Das Theater i| der mächtigfle Kunflausdruck des
Lebens. aber eben doch nur ein Ausdruck. und von den Brettern tönt
nur als vielfaches. jubelndes. klagendes Echo. was da gerufen. Das
Theater ift groß. wenn es am wenigften Theater ifk - und am meiften
Ausdruck der großen Seele. Wir müffen uns felbft erziehen. dann wird
unfer Theater erziehen.
Sehr geehrter Herr Redakteur. die Epifiel ift länger geworden. als
ich dachte. Das geht fo. wenn unfereiner fein Herz ausfchüttet. ein
..Fachphilofoph" oder doch ..Philofophieprofefior‟. der immer die ganze
Welt als Theater nehmen und fein ethifch-äflhetifäzes Gewifien 811b
speak? uetekuj oder wenigftens hiftorifch abklären möchte. foweit feine
fchwachen Augen reichen. und der nun bekennen muß: fieh. das Gute
liegt fo nah. doch das Befie liegt fo fern!
We(Rex/GHZ
xxx/l:
Paul Ernfi:
Ich möchte zunächft gewiffe Prinzipien feftfiellen.
E rfl e n s. Es find in der Dichtkunfi. wie in jeder andern Kunft.
von Anfang an zwei Tendenzen vorhanden: die Menfchen zu erfreuen
und die Menfchen zu erheben. Beide Tendenzen können gleichzeitig und
mit gleicher Kraft in demfelben Kunfiwerk erftrebt werden. oder es kann

die eine oder die andere Tendenz in einem Kunftwerk überwiegen oder
fich allein mit Ausfchluß der andern durchfeßen.
Zweitens. Freude und Erhebung durch das Kunfiwerk wird
bedingt durch die Menfchen. für welche es beftimmt ift. refpektive erzeugt
fiäf durch die Wechfelwirkung befonderer Begabungen und befonderen
Publikums. Ie höher die Bildung des für die Kunft in Frage flehen-
den Publikums ift -- dabei kommt es nicht fo fehr auf intellektuelle
Schulung und Befiß von Wiffen an. fondern auf Entwicklung von Geift
und Gemüt. auf Richtung des Willens zum Hohen oder Gemeineu _-
defto höhere Anfprüche werden an die Qualitäten der Kunftwerke ge|ellt.
defko bedeutendere Wirkungen werden ermöglicht. und umgekehrt.
Drittens. Die heutige Zeit hat einerfeits die Bedeutfamkeit
derjenigen Klaffen und Stände gefchwächt. welche früher die kultur-
tragenden waren. teils durch die politifchen Umwälzungen. teils durch
ökonomifche Veränderungen. nämlich relative und abfolute Verarmung
der betreffenden Volksfchichten; fie hat andererfeits nicht nur neue große
Vermögen bei Perfonen entftehen laffen. die kaum für fich felbft. jeden-
falls aber nicht durch ihre Vorfahren Befih an der Kultur haben; fondern
auch niedrigere Bevölkerungsfchichten in derartig beffere Verhältniffe
gebracht. daß der Wunfch. am geiftigen Leben teilzunehmen. bei ihnen
auftauchen konnte; und endlich durch das. was wir heute allgemeine
Volksbildung nennen. durch die Kenntnis von Lefen und Schreiben und
die Verbreitung der Zeitungslektüre auch die allerlehten Klaffen derart
aufgeregt. daß fie zur Kultur drängen. Letzteres wird. wenigftens in den
protefiantifchen Ländern. noch verftärkt durch den Rückgang des reli-
giöfen Lebens. durch welchen große Gebiete in der Seele des Volkes frei
werden.
Vie r t e n s. Die heutige Zeit hat ihr Hauptintereffe auf die ma-
terielle Kultur gewendet und dadurch die Elemente nicht ausgebildet. aus
denen die Künfiler fchaffen. welche auf Erhebung ihres Publikums zielen;
gleichzeitig hat fie auch. um ihre Ziele zu erreichen. eine derartige Kom-
plikation des Lebens gefchaffen. daß für alle Kreife die bloße Erhaltung
der Eriftenz unter den zeitlich-gefellfchaftlichen Bedingungen fo viel
Kraft in Anfpruch nimmt. daß nicht mehr ein Wunfch auf Erhebung.
das ift auf Anfpannung des Geiftes. vorhanden iflz fondern auf Erfreuen
das ift Abfpannung und Ausruhen.
F ü n f t e n s. Wenn man aus diefen Vorbedingungen den Schluß
zieht. fo wird man finden: eine im Vergleich zu friiheren Gefellfchaften

rohe und ungebildete Gefellfchaft. welche über große materielle Mittel
verfügt und den Wunfch hat. fich in der Kunft von einem aufreibenden
Erwerbsleben zu erholen - wird wahrfcheinlich nur eine fehr niedrige
Kunft fchäßen und verlangen.

S e ch ft e n s. Das Theater ift durch feine wirtfchaftliche Eigenart
in ganz außerordentlich hohem Maße abhängig von der Gefellfchaft.
Die Begründung und Erhaltung eines Schaufpielhaufes macht die
gleichzeitige Beteiligung eines großen Kreifes von Menfchen notwendig.
Etwa ein gutes Buch. das in einer Auflage von taufend Exemplaren
gedruckt wird. kann im Verlauf von einigen Jahrzehnten verkauft werden.
fo daß in einem Jahre vielleicht nur fünfzig Menfchen im ganzen deutfchen
Sprachgebiet Jntereffe an ihm nehmen; wenn aber in einer Großftadt
an einem guten Theater ein Stück gegeben werden foll. fo muß man
auf mindeftens zehn Aufführungen im Lauf der Saifon rechnen können,
die durchfchnittlich von mindeftens 700 Menfchen befucht find: alfo *7000
Menfchen in einer einzigen Großftadt in einem halben Jahr follen Jn-
tereffe für das Werk haben. Daß es heute felbft in Berlin ni>)t zehn
Prozent diefer Zahl wirklich Gebildete gibt. ift wohl klar.

S i e b e n t e n s. Der unter Nummer fechs erklärte Umftan-d macht
es begreiflich. daß auch in den Zeiten. wo wir in Deutfchland eine ge-
bildete Gefellfchaft und eine Art von Kultur hatten. das Theater durch-
aus nicht das war. was Jdealiften von ihm erwarteten; von Schiller
fowohl wie von Goethe liegen Ausfprüche vor. welche die tieffte Ver-
achtung für das damalige Theaterwefen ausdrücken. Heute ift es aus
dem unter Nummer drei angeführten Grund fehr viel fchlimmer wie
damals. Aber

Achtens. Wenn eine Nation ein wirklich lebendiges Theater
hat. mag es auch noch fo elend fein. fo ift damit doch die Form vorhanden.
in welcher der wirkliche Dichter fich äußern kann: der. welcher in edler
Weife erfreuen und in angemeffener Weife erheben will. Daß er wirklich
aufgeführt wird. ift nicht nötig: wenn nur die Möglichkeit der Auf-
führung vorhanden ift. Dadurch wird der Dichter gezwungen. feine
Dramen in der durch das Theater bedingten Form zu fchreiben - alfo
in diefem Fall. daß fie eine Theaterwirkung haben müßten. wenn es
urteilsfähige Theaterdirektoren. mittlere Schaufpieler und ein gebil-
detes Publikum gäbe. Diefe Form des in dem gefchilderten Sinn
theatralifch Wirkfamen ift die eigentlich dramatifche Form. Die
dramatifche Form aber hat die allerhöchfte kulturelle Bedeutung. und ein

Dichter. welcher fie beherrfcht. wird einen erzieherifchen Einfluß auf fein
Volk haben. den man nicht hoch genug einfchäßen kann: auch wenn er
nur felten und in dummer Weife aufgeführt wird. Worin diefe geheim-
nisvolle Wirkung der dramatifchen Form beruht. läßt fich innerhalb des
durch die Umftände hier befchränkten Raumes nicht erklären; es möge die
Andeutung genügen: daß notwendig durch fie das Wefentliche (Ethifche)
der Menfchen vom Dichter dargeftellt und vom Zufchauer bewertet wird.
Die Beantwortung Ihrer drei Fragen ergibt fich aus dem Gefagten
fehr leicht:
1. Das Theater hat auf meine ethifche und äfthetifche Bildung gar
keinen Einfluß ausgeübt. Ich kam das erf'te Mal ins Theater. als ich
etwa zwanzig Iahre alt war. und fah Schiller. Shakefpeare und Hebbel.
Der Eindruck. den ich von den Aufführungen an den damals erf'ten
Bühnen Deutfchlands hatte. fiand tief unter dem. was mir die Lektüre
bot. Noch heute gehe ich nur höchft ungern ins Theater.
Dagegen habe ich vom Drama die größten Einflüffe auf meine
Bildung erfahren und erfahre fie noch; hauptfächlich find es die Werke
von Schiller und den franzöfifchen Dramatikern. welche auf mich wirkten.
2. Ich glaube. daß das Theater kulturell erzieherifche Werte des
allerhöchfien Ranges in fich birgt. wenn der Teil des Volkes. welcher ins
Theater geht. der entfprechenden Bildung fähig ifk. Ob fpeziell das
deutfche Volk überhaupt und ob diejenigen Volksteile. auf welche fich
das gegenwärtige Theater fiüßen muß. diefe Bildungsfähigkeit haben -
das wage ich nicht zu beurteilen. Immerhin möchte iäf doch befonders
hervorheben. daß die volkstümlichen Vorfiellungen und die freien Volks-
bühnen einen höheren Stand der äfihetifchen Gefittung bei den Arbeitern
wie beim mittleren Bürgertum vorausfesen lafien; aber vielleicht ifi das
auch eine Täufchung. und es liegt bei den Arbeitern nur Einfluß ihrer
Preffe und ein größeres äußeres Bildungsfireben vor.
3. Unfer modernes Theater. foweit es auf die Einnahmen der Zu-
fchauer allein angewiefen if't. kann diefe Aufgaben nicht erfüllen. Etwas
anderes wäre es. wenn die deutfchen Fürfien ihrer Verpflichtungen
gegenüber dem geiftigen Leben der Nation eingedenk wären und ihre
fubventionierten Hoftheater in die Hände gebildeter und energifcher Per-
fonen gäben; fowie wenn die Verwaltungen der größeren Städte einige
Einfichten in diefe Dinge gewännen.

Z7.. MW

4:6

K
x
.
4, . - x
7-â€œ "i '
j... e
"_-
.
_7

Eugen Bracht:
Der Holzweg.

. â€žÃ¤ YZ:
."1"
.1.. .-

Richard Schaukal

xxl/11:
Richard Schaulal:
Auf Ihre fchähbare Rundfrage könnte ich punktweife bequem-
lakonifch antworten:
aä 1. Außer der Vermittlung der Opernliteratur. wofür ich
namentlich dem Stadttheater meiner Vaterftadt Brünn mich dankfchuldig
fühle. keinen wefentlichen.
ac] 2, Eigentlich nicht.
8.(1 3. „Diefe Aufgaben“? Kulturelle Erziehung? Mit nimten.
Aber ich bin kein Freund der bloßen Negation und anderfeits der
Anficht. daß. fo belanglos im Grunde folche „Äußerungen" bleiben.
jeder. der etwas Pofitives zu einem Gegenftand glaubt vorbringen
zu können. es auch tun foll. So will im denn. da das Thema überdies
wirklich „aktuell" ift. als grundfäßlicher Gegner alles „Kulissen-aller“
fagen. was ich beiläufig zu fagen hätte.
ml 1. .Hier möchte ich mir erlauben. auf das Kapitel „Vom
Theater“ in meinem Dezember 1905 erfchienenen Werk G r o ß m u t t e r.
E in B u ch v o n T o d u n d L e b e n (Deutfche Verlagsanfcalt. Stutt-
gart. 2. Auflage 1906) hinzuweifen. das - nämlich das Kapitel -
(im Stiliftif>)en nicht nur ..zwifchen den Zeilen") an ein älteres Dokument
zur Pfychologie der jungen Generation. meine ..I n t S r i e u r s a u s
dem Leben der Zwanzigjährigen" (Leipzig o. I. - 1901
_ E. F. Tiefenbach). anknüpft.
Soll ich den tatfächlichen Eindruck des Theaters. die komplexe Maffe
des Gefühlsmäßigen. wie es fich dem fälfchenden Refientiment des Er-
d. h. Hinaus-. Hinweggewachfenen darfiellt. fchildern. foweit die Kind-
heit in Betracht kommt. muß ich bekennen und das Wort hinfchreiben:
beraufchendes Entzücken. Alles Geheimnisvolle bot das Theater. Da
waren Ungewohntes. Realität des Unwahrfcheinliäfen. Nähe des
Entfernten. Schauer der Erwartung. Ungeduld im verdunkelten Haufe.
Gerüche von ganz eigentümlicher Stärke und Anmut. feltfame Be-
ziehungen zur Nachbarfihaft und dem ganzen belebten Raume. da waren
Abenteuer des Geiftes. des Herzens. Träume vom Leben und Leben des
Traumes. da war entfehlich-angenehme (fo ungefähr. nur ungefähr mag's
in Worten lauten) mufikalifche Ergriffenheitz und dann all das reifende
Schulbubenhafte. Intellektuale: das Gedächtnisbezwingende. das Thea-

tralifche (Darftellerifehe). das Literarifäje. das Technifche. Es ift ein unendliches Gewoge. gemifcht aus allen Sinnesempfindungen und moralifch-rationalen Erinnerungen. viel zu ausdruckfam - für Worte.
Ich möchte diefes fchimmernde Mofaik im Schaß meiner Erinnerungen nicht mifien. Als das Schönfte in allem Erleben erachte ich das Geheimnis. jenes Element fchleiernder' Unklarheit. das die Konturen der Ereigniffe lockend und fchmeichelnd hüllt. Kaum kann es für ein einigermaßen phantafiifch-romantifch angelegtes Kindergemüt etwas Beraufchenderes geben als diefe aus Grauen und Liebe feltfam gewobene Theaterpaffion. die nicht fo fehr dem einzelnen Dargebotenen. noch weniger dem Biographifchen eines verehrten Darftellers. fondern dem merkwürdigen Bühnenleben felbft. diefem Menfchlich-Unmenfchlichen der halb mechanifäjen. halb improvifierten Bewegungen und Worte. dem Fafzinierenden gefteigerter Geftikulation. durch die Schminke erhöhter. zugleich genäherter und entfernter finnlicher Reize. dem unheimlichen Grenzempfinden: Bühne -- Zufchauerraum gilt. Da neigt fich eine in diefer und jener Rollenverkörperung zum Jdeal ihrer eigenen taftenden Verfuche gekrönte. nicht mehr fehr junge Sängerin aus dem Dämmer der Mittelbühne ins Grelle der Rampenbeleuchtung: fie fingt. und ihre Stimme fchmiegt fich wie ein Körperliches an dein laufehendes. und fo fich felbft vergefiendes Eriftenzbewußtfeinz es verfinkt lautlos in dir felbft. und du bift nur mehr myftifche Verbindung mit diefer Stimme. hinter der maskenhaft die Körperlichkeit der Sängerin erftarrt. bis diefe das Beifallsklatfchen wieder ins Reale zurü>wirft. nur um defto heftiger durch ein Unwahrfcheinliches - diefes fremde. dir fo nah gedrungene Singen. diefes nahe. dir fo fremd werdende Klatfchen - di>j aufzuregen. Und das fabelhafte Wirklichwerden der Figuren. der Koftüme. Diefer fürchterliche Murzuk (..GiroflE-Giroflit"). wie bangt man vor den Ausbrüchen feiner Wut. da man ja eingeweiht ift in den gefährlichen Betrug. dem fein Vertrauen nun ausgefeßt werden fell! Und Carmen. wenn fie vor Don Jofäs Dolch flieht! Don Juan. wenn Schüttern den fieinernen Gaf'c verkündet! Es ift nicht das Menfchliche. nicht das Sittliche (oder Unfittliche: later Operettenterte). es ift das rein Faktifche des vom ganzen Phantafiemenfchen miterlebten Darftellerifchen: Ton. Gebärde. Technik. nicht vereinzelt durch „Kritik“. fondern zu einem wundervollen Ganzen künftlerifch erfchaffen durch das genießende. das naive Jngenium. mit einem Worte: die völlige Jllufion des Moments. der das

Wiffen um die Unwirklichkeit des Erfahrenen nichts anhaben kann. die
es nur fonderbar differenziert in der grufelnden Erinnerung.
Und leicht führt diefes einmal Pofitive ins Negative. dem Ihre zweite
Frage fich ausfeßt: Ob das Theater ..kulturell-erzieherifche Kräfte birgt",
Sofern es fich mit notwendigerweife unzulänglichen Verkörperungen_
dichterifcherIdeale an eine verworrene Menge wendet. ficherlich nicht.
Wenn es Werke vermittelt. die fo einzig als ein Ganzes genoffen werden
können (die Oper. das Mufikdrama. die Pantomime). bietet es ja manches
Genußreiche. Aber ..kulturell-erzieherifch". nein. diefe Note kann ich
feinen gefchäftsmäßigen Beftrebungen nicht zubilligen. Kinder gehören
überhaupt nicht ins moderne Theater. Daß dem begabten Kinde fein
Befuch wie die Lektüre der ..Drei Musketiere" Dumas' nicht ..fchadet".
ift kein Einwand gegen die „kulturelle" Maxime.
Junge Leute bringen ihren Schüleridealismus mit und jubeln der
gefpielten Schullektüre zu. ..Erzieherifch"? Eine kahle* 00117811118.
Das meifie ift Tradition. Die Lehrer bereiten vor. fie rekapitulieren.
immer werden fie beftrebt fein. das eigentlich „Theatralifche" durch den
Gehalt der verkörperten Dichtung zu verdrängen. Aus richtiger Emp-
findung. Denn das Theatralifche verwirrt die reine Anfchauung. das
Künfilerifche. In diefem Stadium der durch den Intellekt bereits unter-
wühlten Illufionsfähigkeit ift der fcheinbar die literar-hif'torifchen Be-
f'crebungen der Mittelfchule fördernde Theaterbefuch der heranwachfen-
den Jugend durch allerlei unkontrollierbare Nebenf'trömungen im Sexu-
ellen. im Sozialen. im Hedoniftifäfen fchädlich. ,
Erwachfene. Sie befuchen das Theater zumeift aus Gewohnheit.
öfters aus Neugierde. felten aus Kunftintereffe. Und diefes zerfiückelt
fich nach allerlei zentrifugalen Richtungen: Wiffen. Technik. Per-
fonenkultus.
Das Theater ift ein Atavismus. Es war einmal eine Inftitution
des Kultus. fpäter als nationales ein Element der Entwicklung der Lite-
raturen. Heute ift es ein Mechanikum und ein Stückwerk.
Und fo bin ich beim dritten Punkt: Das „moderne" Theater und
..Aufgaben"? Welche andre als die Kaffe einer-. die Vergnügungs-
fucht anderfeits zu befriedigen. Virtuofentum. Ausftattungsfererei,
Senfationshumbug. glatte Unterhalterei. das find die Faktoren der
großen Bühnen. Die kleinen find Werkel. Der Abonnentenftamm läßt
den „Propheten". ..Die Iüdin". „Tell" fo und fo oft mal in der Saifon
duldfam paffieren (Gouvernanten und arme Verwandten fißen die rte

Vorftellung ab); man kauft Logen zu „Premieren" und „Novitäten“ aus
Ofterfonntagsbörfezuckungen. wie man teure Bonbonnieren zeitweils
da und dorthin fenden läßt oder Bilderausftellungen abtut. Künftlerifch
Empfindende laffen fich hie und da verleiten. ihre ftillen Kämmerlein-
träume auf der Bühne realifiert fehen zu wollen. Sie betreten eine fremd-
artige Lokalität. wo die Damen ..fich und ihren Puß zum beften geben".
die Männer flirten oder gähnen. Der Theaterzettel ift dem Gros diefes
Publikums die Hauptfache. Singt die ..X.". fpielt der ..Y."? Rollen-
fragen vom Niveau der Lurusfchäßer aus betrachtet.
Anderfeits: der Krämer Z.. die Modiftin A. Das Bedürfnis nach
Abwechflung im öden Werktagsallerlei fragt: Was gibt man heute?
Manche „Tochter" zieht ..Lohengrin" vor. manäjer Sohn ..Cyprienne".
Das find die Bedürfniffe. Und wiederum: der Direktor braucht die
Attraktion; eine Börfenfrage. nichts anders.
* Unfer heutiges Theater ift wert. daß es zugrunde geht.
Es ift kein ..Ausdruck". fondern eine Anfialt. zugegeben eine
Bedürfnisanfialt. aber ernf'thaft wird man doch diefe Bedürfniffe
nicht werten wollen? Noch immer gibt es dramatifche Indi-
vidualitäten: Dramatiker fowohl als Darfteller. Sie gelten wie
alles Gültige. Innerhalb der Jnftitution find die großen Darfteller ver-
einfamt. Aber gezwungen. fich einzufügen (denn die auf der andern Seite
gepflegte Starbühne ift ein Unfug. Beurteilt man Kunftwerke etwa
nach dem wiederholten hohen (7?) Man freut fich ihrer. Aber im
Grunde fragt man doch kopffchüttelnd: wozu? Daß ihnen Fabrikanten
Stücke ..auf den Leib" fchreiben? Daß fie mit Paraderollen ..reifen"?
(Telegramm in der Kleinftadt: „Er kommt!" ..Wer kommt??") Eines
hat heute noch. heute nur Erifienzberechtigung: die Groteskbühne (die
Bühne als Atavismus verhöhnt fich felbft). Und daneben: ein Mu-
feum fozufagen: das Stil-Theater der Tradition (Amnesie hear-calm!:
Bayreuth).*) Aber diefes ift ficherlich ein Lurusartikel und alfo immer-
hin ..Kultur"-Zeichen.
Wera/BMW
"*) Ich verweife auf meine Auffäße ..Das Schattentheater der
Traditionen". ..Reinhardt und fein Werk" (beide ..Gegenwart*'). ..Publi-
kum. Auch eine Kritik".

Rudolf v. Delius
xxx/111:
Rudolf v. Delius:
Auf Ihre Fragen möchte ich etwa folgendes antworten:
1. Für meine ethifche Bildung habe ich in unferem Theater nur
wenig entfcheidende Eindrücke bekommen. Eigentlich nur Ibfen hat da
unmittelbar gewirkt: am meiften die „Wildente“ und ..Hedda Gabler".
als Möglichkeiten einer neuen Tragikomödie. die dann in Shaws „Can-
dida" für mich eine gewiffe abfchließende Höhe erreichte. Was fonft
an Dramen meine fittliche Weltanfäzauung am tiefften ergriff : des Eu-
ripides Alkeftis und Bacchantinnen. Shakefpeares Kleopatra und der
Troilus. Hebbels Golo. Kleifts Penthefilea: das habe ich nie muftergültig
auf der Bühne gefehen, Doch tiefer und gewaltiger für die Umbildung
des ethifchen Weltbildes waren doch wohl einmal die großen Denker (für
mich vor allem Spinoza und Hegel) und dann jene umfaffende Menfchen-
fchilderung in Romanen: wie Rabelais' Gargantua. Sternes Triftram.
Goethes Wilhelm Meifter und Tolftois Anna Karenina. Befonders
das moderne deutfche Drama fcheint mir die Fühlung mit dem Groß-
geiftigen bedenklich verloren zu haben. Daher verdanke ich meine äfthe-
tifche Bildung auch vielmehr der Lektüre und der Phantafievorftellung
als der Theateraufführung. die bei großen und tiefen Werken für mich
meift eine Marter bedeutet. Das beriickend Schöne der dramatifäfen
Architektur wird meiner Meinung nach faft f'tets durch einen barbarifchen
Rotf'tift zerftört.
' 2. Dem ..kulturell erzieherifchen Werte" des Theaters ftehe ich fehr
fkeptifch gegenüber. Die Hauptfchlachten um neue Weltanfchauung und
Moral werden überhaupt wohl nicht vor dem Rampenlichte gefchlagen,
Nimmt doch dort gleich alles etwas formelhaft-tendenziös Effektvolles
an. Zudem waren Senfation und Mode von jeher die eigentlichen
Theatergößen. Und eine allgemeingültige Kultur gibt es ja heute nicht
mehr und kann es auch nie wieder geben. da der Einzelmenfch fich von
nun an wohl immer das Recht bewahren wird. aus feinem Blute und
feiner Seele heraus fich feine eigene Welt mit eigenen Farben und Tönen
zu erfchaffen. Ie eigenperfönlicher aber die Kunft wird. um fo weniger
kann fie mit Trompetenftößen weithin über ganze Länder zum Sammeln
blafen. Der Möglichkeiten des Reif-Seins find heute gar viele und die
zudringlichen Erlöfer für alle find recht überflüffig geworden. Pathe-

tifche felbftüberzeugte Verkündigung ift aber ein Urnerv der Theaterkunfi.
Die moderne Seele ift zu tief bei fich eingekehrt. um ihre letzten Schön-
heiten noch dem Schaugepränge der Bühne anvertrauen zu können.
Daher müffen unfere ..erfolgreichen Dramatiker". wenn fie wirken
wollen.*vor den innerften. fiillfien aber gewaltigfien Problemen unferer
Zeit die Augen fchließen. Diefer Seelenverkauf rächt fich aber durch
immer wieder hinter den Masken hervorbrechende Öde und Ohnmaäft.
3. Darum glaube ich nicht an die Zukunft des Theaters. Und
gerade die eigenartigften Dramatiker unferer Generation. etwa Wedekind
und Shaw. fcheinen mir durch und durch Nihilismns und Auflöfung.
Sie wüten ja geradezu felbfimörderifch mit Dolch und Gift im eigenen
Haufe. Es ift die (este Brut des unfrohen. eifig-vergrübelten Ibfen.
Und wo fich wirklich neue Menfchenwege bilden. da fcheinen fie grade
vom Theater weit abzuliegen. Die Morgenfonnen-Energie eines Walt
Whitman. die fchneidende Feinheit Niehfches oder etwa die fchwere tiefe
Reife Robert Brownings. Sie alle haßten Kuliffe und Rampenlicht.
Natürlich wird das Theater in alle Ewigkeit die Maffen unterhalten
und wohl auch anregen. indes meine ich. daß es nicht imftande fein
wird. den heraufziehenden neuen Weltanfchauungen ihren tiefften und
xxlx:

Rudolf Lothar:

Sie fragen mich. ob meiner Meinung nach das Theater kulturell
erzieherifche Werte und Kräfte in fich birgt.
Ich bin der Meinung. daß das Theater überhaupt der größte er-
zieherifche Faktor unferes Kulturlebens ift. Iede Theaterwirkung befteht
in der Erregung der Gemüter. Diefe Erregung kommt dadurch zufiande.
daß der Zufchauer durch Einfühlung in den Kreis des Dramas gezogen
wird. Das Miterleben eines Konflikts ift für den Zufchauer das Seelen-
ereignis. das er im Theater fucht. Der Zufchauer kämpft die Kämpfe
des Helden geifiig mit. ift mit ihm groß und fiegreich. mit ihm verzweifelt.
teilt feine Furcht und feine Freude. wird eins mit ihm in feinen Wonnen

und feinen Schmerzen. Der große Genuß im Theater befteht darin.
Gefühle von befonderer Jntenfität und von einer Art. die uns das Leben
nicht fchenkt. durchzuleben. Darin liegt die Wonne des Leides. mit dem
uns ein Trauerfpiel erhebt. Und in der Komödie wiederum fühlen wir
uns dem Opfer des Luftfpiels - ein Exempel wird ja meiftens an
einem Opfer demonfiriert -- überlegen. wir empfinden unfere eigene
Kraft mit fieghafter Freude gegenüber der Schwäche. dem Ungefthick.
der Dummheit. der Verblendung. dem Hochmut. oder wie fonfi die menfch-
liche Art oder Unart heißt. die auf der Bühne zu Falle kommt. Das
Kraftgefühl der komifchen Luft entwickelt der Dichter dadurch. daß er
fich einen Standpunkt erobert. von dem aus er das Leben beherrfcht.
Und was wir im Leben und in der Kunfi am meiften fuchen. ift ja
ftets eine Steigerung unferes Kraftgefühls.
Sie fehen aus diefen meinen Grundanfchauungen über Theater-
wirkung. welche erzieherifche Kulturaufgabe ich der Bühne zuweife. Die
Bühne vermittelt der Menge eine Reihe von Gefühlen. die das Leben
uns verfagt. Wir machen im Theater gleichfam eine Gymnaftik der
Empfindungen durch. und je reicher wir an Empfindungen werden. je
tiefer wir in unferer Seele nach Schäßen fchürfen. je feiner wir Schat-
tierungen und Abfiufungen der Empfindungen wahrnehmen. defto
höher |eigt unfere Kultur. Sie würde fofort verarmen. wenn das
Theater wegfiele. Das Theater ifi die Stätte. wo wir des Lebens
bunte Mannigfaltigkeiten in koftbarer Fülle vor uns ausgebreitet fehen.
Und diefe Mannigfaltigkeiten kaufen wir wirklich für unfer Eintritts-
geld und machen fie uns zu eigen. Jede Erziehung. beim einzelnen Ju-
dividuum. wie beim Volke. beruht auf der Verfeinerung des Gefühls-
lebens. Und das Theater hat im höchfien Sinne keine andere Aufgabe.
Aber Sie fragen auch. ob das moderne Theater feine Aufgabe er-
füllt. Die Antwort muß ich jedem überlafien. der felbft ins Theater geht.
Ein gutes Theaterfiück ift ein guter Erzieher. ein fchlechtes Theaterftück
ein fchlechter Erzieher. Wenn aber der Dichter nicht die Kraft hat uns
zum Miterleben. zum Mitfühlen zu zwingen. wenn wir Zufchauer bleiben
und nicht Mitfpieler werden. wenn Bühne und Publikum getrennte
Welten find. dann freilich erfüllt das Stück feine Miffion nicht.

Die kulturellen Werte des Theaters
xxx:
Johannes Schlaf:
1. Einfluß auf meine Bildung erfuhr ich vom
Theater fchon fehr früh. In meinem zehnten Lebensjahre fah ich in meiner
Heimatfiadt die erfien Theatervorfiellungen von einer jeden Winter bei
uns eintreffenden Wandertruppe; zuweilen auch von einem Marionetten-
theater. All diefe Vorftellungen haben mich fehr |ark und anhaltend
mit weitausgreifenden Empfindungen und Gedankengängen befchäftigt.
Sie begeifierten mich auch zur Reproduktion. Ich fabrizierte mir ein
primitives Puppentheater. kaufte mir Bilderbogen mit bunten Puppen,
die ich ausfchnitt und auf Pappe klebte. und zeichnete mir auch felber
Puppen und kolorierte fie mir. da mein Zeichentalent fchon in meinem
dritten Jahre erwacht war und fich fchnell entwickelt hatte.
Später bekam ich von meinen Angehörigen ein Puppentheater gefchenkt.
- Aber ich fchrieb mir auch fchon felbft Stücke. die ich auf diefem auf-
führte. Kleine. mehraktige Schaufpiele. deren Themen ich mir
felbft erfand. nach Anekdoten. die ich hörte. oder Stadtgefprächen u. dergl.
Auch dramatifierte ich gern größere Schillerfche. Uhlandfche und Simrock-
fche Balladen. auch wohl gefchichtliche Auffäße. die ich in meinen Schul-
lefebüchern oder anderswo fand. - Diefer fehr |arke Eindruck des
Theaters hielt an bis in meine Studentenzeit hinein. Später hat er ab-
genommen. und heute befuche ich das Theater. befonders das Schaufpiel.
nur fehr felten. Es ift mir nicht entfernt mehr. was es mir in meiner
Iugend und in meinen Iungemannsjahren gewefen ift.
2.Ich glaube weniger. daß das Theater kulturell
erzieherifche Werte und Kräfte in fich birgt. als
daß es ein Ausdruck unter an d e ren von Kultur ift. Eine Kultur
kann vom Theater weder gefchaffen. noch auch fo befonders beeinflußt
werden; wohl aber ift das Theater ein organifches Erzeugnis.
ein Anzeichen und Gradmeffer der Kultur einer Nation oder
einer Raffe. Eine Nation und eine Raffe ve rg e w if f e rt fich viel
mehr ihrer Kultur durch das Theater - a u ch durch diefes! -
als daß fie von ihm Kultur empfangen könnte. - Eine Kultur hängt
einzig und ganz und gar von den religiöfen. d. h. organifche-n
Kräften. Trieben und Werten einer Raffe ab und ift deren Ausdruck;
das Anzeichen. aus dem fie und ihr Wert und Stand von den Individuen

einer Nation oder Raffe erkannt werden können. - So verhielt es fich
mit den altgriechifchen. den fpanifchen und englifchen Nationaltheatern.
Die ..Schaubühne als moralifche Anfialt" oder als eine Stätte der Volks-
crziehung ift eine unfruchtbare. nulzlofe Illufion. die das wahre Wefen
des Theaters verkennt. mag es immerhin bis zu einem gewiffen Grade
auch feinerfeits eine Rückwirkung auf die Seele und religiös-organifchen
Kulturkräfte einer Nation oder Raffe üben. Diefe Kräfte aber können
angeregt. gekräftigt. gefleigert werden vor allem und nur durch das
religiöfe Leben einer Raffe. Ich finde. daß die kulturelle Be-
deutung des Theaters. wie der Kunft überhaupt. heute fehr kraß über-
trieben wird. wenn man meint. beide könnten ..die Religion erfeßen"!
Das ift ein fchlimmes und bedenkliches Zeichen nicht allein für die Re-
ligion der Rafien. fondern auch für Theater und Kunft felbft. B e i d e r
Niedergang fteht im engfien. unzertrennlichften Zufammenhang!
3. Wenn das Theater keine wefentlich er-
zieherifchen Werte und Kräfte befißt. fondern folche nur
im engfien Zufammenhange mit einem ft a r k e n r e l i g i ö f e n
Tri eb von Nation und Rafie zu einem gewifien Teile vermag. fo ift
natürlich auch von unferm modernen Theater hier fo gut wie gar nichts
zu erwarten. Ich bin von defien unaufhaltfamem Verfall überzeugt.
Ich glaube aber. daß fich ein n e u e s Theater bilden kann. - Der reli-
giöfe Schwerpunkt der europäifchen Raffen hat fich in die Wiffenfchaften
verlegt - wenn immerhin fchon dies fich bei dem noch immer kraß
mechanifiifchen Charakter derfelben fchwer erkennen läßt -. und der
innerfte Geift der Wiffenfchaft wird den Rafien über kurz oder lang eine
außerordentliche religiöfe Kräftigung mitteilen. Aus einem folchen Zu-
|ande kann fich wohl fehr gut auch ein neues. modern europäifches
Theater entwickeln. Sicherlich aber nur aus einer naturaliftifchen Form
heraus! Ich halte I b f e n bereits für folch einen religiöfen Dramatiker.
Fortfeßung in der Juli-Nummer

Georg Hirfchfeld:
Auf der Schaukel . . . Novelle
Fortfehung.

Seinem Vorfaß. an jedem Straßenfchilde Dänifch zu lernen. blieb
er nur im erfien Anfang treu. Er las Banegaard. Nun ja - Bane-
gaard! Bahnhofftraße! Das war doch einfach! Vefierbros-Paffage.
Paffage - hm. Aber Vefierbros - das war nicht ganz deutlich. Von
feinem Sprachfiudium wurde er bald durch das fchöne. fremdartige Bild
des Verkehrs abgelenkt. Da ftand er nun inmitten der erträumten.
fkandinavifchen Menfchen. Er fand fie eigentlich robufter und heiterer.
als er erwartet hatte. Es waren nicht alles Geftalten aus ..Niels
Lyhne". die ihm da entgegenkamen. Fennimore wohl und Erik - aber
die dicken und vergnügten Bürger des Allerwelts-Materialismus auch,
Sie zerriffen den Schleier entrüater Befeeltheit. den Peter den Dänen
aus ihrer Kunft beigelegt hatte. Das enttäufchte ihn weniger. als es
ihn heiter ftimmte. Er hatte genug geträumt. er fühlte wieder feften
Boden unter fich. Forfchend fah er den Menfchen des Tages in ihre
fremdartigen. aber gewinnenden Augen. Ihr Wefen und ihre Stadt. das
empfand er jetzt fchon deutlich. befiätigten ihm die fchöne Hoffnung: Sie
ruhten in einem angeborenen Gefchmack. Ein künftlerifcher Menfch war
hier fofort kein Fremdling mehr. Die Linie diefes breiten Boulevard.
den er entlangfchritt. die Häufer. die Gefährte. die Kleider der Damen
-- alles fiammte aus einer alten. vornehmen Kultur. kein Parvenütum
drängte fich dazwifchen. Langfam fchlendernd. eingelullt von feinem etwas
felbftgefälligen Kritikerbewußtfein. befand Peter fich plötzlich einem breiten
Portal gegenüber. das in ein ausgedehntes Vergnügungsetablifiement
zu führen fchien. Das tat es auch wirklich. „Tivoli" fiand über dem
Portal. und Peter reagierte ganz anders auf diefe Entdeckung. als die
Mehrzahl der deutfchen Fremden. Er mißbilligte die Popularität diefes
weltberühmten Lokals. Er nahm fich fofort vor. überhaupt nicht hinein-
zugehen. Da gab es in Kopenhagen wohl doch noch andere Sehenswürdig-
keiten. als Tingeltangel mit Illumination. Der Durchfchnittsreifende
natürlich. der fich ..amüfieren" wollte. der wurde fofort magnetifch davon

angezogen. Ein lächerlicher Kitfch wahrfcheinlich. das Ganze. Peter
fäfimpfte. Er kam allmählich in das innerlichet wortlofe Räfonnieren
hinein, das ihm immer wohltah wenn er durch große Eindrücke erregt
wurde. Er ging entrüfiet weiter und würdigte Tivoli keines Blickes mehr.
Vor dem Rathaufe aber blieb er fiehen. Er nickte. Er nickte wie Gott-
vater und fandt daß es gut war.
Nie hatte er in feinem Leben ein fo edles Gebäude gefehen. Er
betrachtete es auf den Spitzen gehend von allen Seiten. Als er7 die ent-
zücktenAugen zum Turm hinaufgerichtetj wieder zurHauptfront kam- prallte
er mit einem Herrn zufammen. der ihm fchon von Tivoli aus gefolgt
war. Selbft eine fonderbare ErfcheinungF fchien er an Peters Fremd-
artigkeit großes Jnterefie zu nehmen und benutzte jeßt die Gelegenheit
des Zufammenftoßes, um ihn anzufprechen.
„Das ift herrlich - nicht wahr- mein Herr? Das Rathaus! Ja!
Das Rathaus!“
Er fprach ein feltfam fingendes Deutfch -- ganz geläufigz aber viel
weicherj viel mehr Klang darin. als Peter je gehört hatte. Auch beglei-
teten feine außerordentlich feinen Hände jedes Wort mit einer malenden,
nervöfenj leife zitternden Bewegung. Es war ein kleiner Mann von un-
befiimmtem Alter. Sein bronzefarbenes Antlitz hatte fo fchönej fchwarze
Augen und fo tief gegrabene Züge. daß man durch die plötzliche Gelenkig-
keit des gebückten Körpers und den breitem faft tierifchen Mund ganz
irritiert wurde. Ein Edelmann und ein tragikomifcher Affe -
diefen Eindruck hatte Peter. Zugleich fiel ihm die beifpiellofe Eleganz
feiner erftenj dänifchen Bekanntfchaft auf. Diefer Mann konnte ein
Fürft. ein Hochftapler oder ein großer Künftler fein. Peter wurde rot-
indem er erwiderte: „Jch bin ganz außer mir über die Schönheit des
Nathaufes."
„O, ich liebe jeden. der wegen ßolcher Szache außer ßich ßein kannt“
fang der Fremde und malte mit den Händen dazu. Dann nahm er den
Zylinder ab und fenkte den angegrauten Kopf. „Szie ßind Fremder . . .
Darf ich Szie begleiten? Ein wenig Eicerone fpielen?"
Peter nahm auch den Hut ab und fenkte aus Verlegenheit ebenfalls
den Kopf. „Mein Name ift Kranzj" fagte er förmlich.
„Szie ßind Deutfcher?“ war die Antwort. während Peter jeßt
eigentlich den Namen des Fremden erwartet hatte und fofort verfchnupft
war. „Ich liebe die Deutfchen. Szie ßehen die fremden Dinge wie ein
Kind an] . . . Wollen Szie in das Rathaus hineingehen?"

..Lieber nicht." antwortete Peter kühl. ..Sie find fehr liebens-
wiirdig. aber ich möchte vorläufig im Freien bleiben."
..O." klagte der dänifche Sänger und grüßte zwei junge Damen.
die ihm halb belufiigt., halb bewundernd (fo kam es Peter vor) dankten.
..Aber Szie verfprechen mir. daß Szie Kopenhagen nicht verlaffen werden.
ohne im Rathaufe gewefen zu ßein? Gut. gut! Szie ßind heute erft
angekommen? Szo. ßo! Nun. dann werden wir die Oefiergade entlang
gehen. und fpäter werden wir frühfiücken."
Peter wußte nicht. ob er lachen oder fich ärgern follte. Er war doch
noch zu fehr Peter Kranz aus Schnattersheim. um fich durch die man-
gelnde oder jedenfalls fremdartige Form nicht ftören zu laffen. Schließ-
lich aber freute er fich doch. einen Begleiter gefunden zu haben und diefen.
der außerordentlich bewandert war. ihn immerfort auf etwas aufmerkfam
machte. was er fonft wohl nie gefehen hätte. Während fie die bunt belebte.
luftige und doch ehrwürdige Oef'tergade hinunterfchritten. deutete der
fchnelle Affenarm des Dänen bald auf dief es. bald auf jenes Schaufenfier.
Plötzlich ftand Peter zu feinem Entzücken auch vor der Auslage der könig-
lichen Porzellanmanufaktur.
..Szind Szie auch außer Ihnen vor dem?" fragte der Eicerone mit
gutmütiger Ironie.
..Na felbftverf'tändlich!" polterte Peter gereizt. ..Sie etwa nicht?!
Na. ihr natürlich. ihr Kopenhagener. ihr habt das täglich! Für euch
find das einfach Suppenteller!"
Der Däne lachte herzlich. ..Ausgezeichnet!"
..Ich befiße übrigens den Dackel! Den großen da! Dasfelbe
Exemplar!"
„Szo. ßo. den Dackel!" Der Andere fagte es mit fpöttifcher Güte.
wie man zu einem Kinde fpricht. Sie gingen langfam weiter. Peter be-
trachtete verblüfft die auffallendfie Erfcheinung des Kopenhagener
Straßenlebens - die Unzahl junger. oft fehr hübfcher. künftlerifch eigen-
artig oder eigenfinnig gekleideter Mädchen. Sie beherrfchten das Bild.
Sie gingen allein oder zu zweien oder zu dreien - die Mehrheit aber
radelte und wand fich mit kecker Sicherheit. klingelnd und die zierlichen
Füße an das blanke Rad gepreßt. durch das Gewühl. Wunderliche Hüte
trugen diefe Damen - jeder fah wie eine perfönliche Erfindung aus.
Diefe vielen fchlanken. frohen. etwas blaffen. graziöfen Kinder . . . .
Blond die meifien. Mattblond. wie das fonnegedörrte Gras der Dünen.
In den blauen Augen ernfie Klarheit. Spiegel der See. Peter lächelte.

Ihm wurde wohlig heiß ums Herz. Er fagte nichts. aber fein gelenkiger
Begleiter. der faft jede der zahlreichen Damen grüßte. fchien feine Ge-
danken zu erraten.
„Wie gefällt Ihnen unfere Jugend? Szagen Szie es! Wir haben
ein ßo kleines Land! Unfer Land ift eigentlich nur eine Stadt! Kopen-
hagen! Wir verlieren hier leicht den objektiven Blick!"
„Wiffen Sie.“ erwiderte Peter gedehnt und errötete mit etwas
plumpem Lächeln. ..Hübfchen Frauenzimmern gegenüber ift es verdammt
fchwer. objektiv zu fein."
Der Däne fchwieg. Sein dunkler Blick wurde ernft und überrafcht
- Peters Antwort fchien ihm nicht fehr zu gefallen. Er fah ihn von
der Seite an. dann fagte er lebhaft: ..O. glauben Szie nicht. daß es
hier nur auf das Urteil des männlichen Blickes ankommt. Das wäre wohl
ein großes Mißverfiändnis. Nein! Diefe Damen find ßehr zu refpek-
tieren. als Individuen. als Geifter! Ia. mein Herr! Die Mehrheit
findiert! Es find auch vorzügliche Künftlerinnen darunter! Diefe zum
Beifpiel. die Schwarze. ift eine unferer erften Porträtmalerinnen! Und
jene Blonde auf dem Rade -"
„Die mit der langen. roten Fahne am Panamahut? Du mein Gott.
was kann denn die fein?“
..Szie fieht an der Spiße der dänifchen Frauenbewegung. Ich liebe
ßie nicht. aber ßie ift nicht unbedeutend."
„Warum pudern fich denn diefe bedeutenden Damen alle?"
..Spricht ßo etwas in Deutfchland gegen ihren Geift?"
Peter zuckte die Achfeln und fchwieg. Es wurde ihm fchwer. der Art
des Fremden. hinter der eine liebenswürdige. aber fcharfe Ironie lauerte.
zu dienen. Er ärgerte fich und blieb unfchlüffig ftehen.
„Szie haben jedenfalls Hunger.“ rief fein Eicerone eifrig. ..Wir
wollen frühftücken! Szagen Szie mir. woran Szie gewöhnt find!"
..Zu Haufe trinke ich Milch.“ erwiderte Peter knabenhaft mürrifch.
als gälte es eine perfönliche Überzeugung zu verteidigen.
..Milch? Wir fiehen am rechten Ort! Kommen Szie!"
Der Liebenswürdige wandte fich zur Seite und kletterte zu Peters
Uberrafchung plöhlich in ein Kellerlokal hinab. das an der Straße lag.
Peter folgte ihm kopffchüttelnd. Er [land in einem höchfi appetitlichen
und reichhaltigen Obfigefchäft. Sein unbekannter Freund deutete auf
zwei mächtige Körbe mit Himbeeren und Erdbeeren. Peter fah. daß es
Früchte von märchenhafter Schönheit waren, Er bekam einen Riefen-

appetit darauf. wagte aber doch noch mürrifä) zu proteftieren. ..Ich
wollte Milch , . _
Der Däue antwortete nicht. fondern fprach eifrig und unverfiändlich
auf das Ladenfräulein ein. Diefes fchien ihn gut zu kennen. und wieder
fah Peter das halb ehrfürchtige., halb beluftigte Lächeln. mit dem die
Kopenhagenerinnen feinem Begleiter begegneten. Seine Neugier. fein
Mißtrauen wuchs. Er befchloß die Vorfiellung zu erzwingen. aber willen-
los mußte er dem Eicerone folgen. der ihn unter vielen Komplimenten.
etwa wie ein Prinzenerzieher feinen Zögling. ins Nebenzimmer führte.
Halb gefchmeichelt. halb verletzt faß er ihm hier an einem breiten Eichen-
tifch gegenüber.
..Sie find wohl Rentier?" fragte er plößlich.
Der Däne lachte. ..Weil ich nichts zu tun habe. als Fremde herum-
zuführen und gute Szachen zu effen. meinen Szie?" Dann brach er ab.
denn Fräulein Signe kam mit dem Frühftück. Er bediente Peter. als ob
es gälte. eine heilige Pflicht zu erfüllen. Peter hatte fich fchon darauf
gefreut. dem eleganten Bummler durch die Mitteilung zu imponieren. daß
er ein deutfcher Künftler fei. aber der Teller mit der prachtvollen. gelblichen
Milch und der Berg erlefener Früchte. der in einer blaugrünen Schüffel
gehäuft war. lenkten ihn ab. Er machte fich feufzend an die Arbeit und
erlebte - anders ließ es fich nicht ausdrücken - daß ihm noch nie .in
feinem ganzen. zwanzigjährigen Dafein etwas fo gefchmeckt hatte. Er
pamfte felig in fich hinein. Mit diefer dänifchen Sitte war er vollkommen
einverftanden. Seine gute Laune wuchs. er ärgerte fich jevt nur noch
darüber. daß er feine Dankbarkeit fo gar nicht dokumentieren konnte.
Denn der freundliche Eicerone zahlte für fich felbft und ließ auch den
Deutfchen für fich zahlen. Er fchien die Schranke der Fremdheit damit
betonen zu wollen. Peter empfand das als fehr angenehm.
..Nun möcht' ich aber auch 'n gutes Glas Bier trinken und was
Reelles in den Magen kriegen." fagte er. als fie wieder auf der Straße
[landen. Er fagte es weicher. faft demütig.
„O ja! Gewiß! Szie fcheinen Appetit zu haben! Das freut mich!“
Der Däne nahm feinen Arm (noch immer niäjt vorgefiellt! dachte
Peter) und führte ihn durch das luftige Gewühl zum Rathausplatz zurück.
Sie-traten in das Refiaurant Briftol ein. Am Büfett wählte Peter. Er
wählte. wählte. verwirrt und entzückt. Sein erfahrener Begleiter ftand
ihm mit ernfthaftem Rat zur Seite. Ein halber Hummer und eine Wild-
ente waren fchließlich Peters Entfchluß. Das gelbe Dänenbier fchäumte

dazu im Glafe. fehr alkoholifch. fehr beraufchend. Er ftieß mit dem Cicerone an. ..Wie heißen Sie eigentlich. Menfchenskind?" fragte er jeht in plößlichem Uberfchwange. bittend.
..Fragen Szie mich bitte nicht nach meinem Namen." erwiderte der Fremde langfam und mit niedergefchlagenen Augen. indem er zierlich Krabben aus der dünnen rofa Befchalung löfte. ..Es ift noch nicht die Zeit. Ich werde bald einen Namen tragen dürfen. welcher mein wahrer ift. Wenn wir uns nicht mißfallen in diefer flüchtigen Stunde - das genügt doch. Wie?“
Peter flieg das Blut zu Kopf. Er hatte zu rafch getrunken. ..Mir nicht.‟ flüfterte er. indem er fich den Schnurrbart wifchte. '
Der Fremde fchien diefe Antwort zu überhören. Er begrüßte wieder mehrere Damen. die fich am Nebentifche niederließen. und übernahm es fofort. der ..fwarzen“ Porträtmalerin. die dabei war. ein Frühftück zu holen. Peter verfchluckte feinen Zorn und lachte den Dänen. als er eifrig wie ein Kellner zurückkehrte. luftig. aber herausfordernd an. ..Sie können ja alles!" rief er.
..Verachten Szie mich deswegen?“ fragte jener mit leichtem Lächeln und fehte fich wieder zu ihm, Die Damen. die Deutfch zu verfiehen fchienen. fahen fich nach Peter um. aber ohne Intereffe für feine germa-nifche Schönheit. nur mißbilligend und ein wenig erfchreckt. Befonders in den Zügen der Porträtmalerin zeigte fich diefes Gefühl. denn fie war vor Stolz errötet. als Peters Begleiter fie fo ausgezeichnet hatte. *
..Von Verachten ift keine Rede." erwiderte Peter gereizt. ..Man ift hier eben fehr galant. nicht wahr. Aber ich verftehe diefe .Damen* nicht. Wer fich fo kleidet. wer fo in ein öffentliches Lokal kommt - ich kann mir nach deutfchen Sitten nicht denken. daß das wirklich refpek-table. junge Mädchen find.‟
Er hatte es nicht laut gefagt. nur für feinen Tifchgenoffen verfiänd-lich. Der aber ftand jest. wie einem Federdrucke folgend. auf und fagte nervös. mit leichtem. gleichfam entfchuldigendem Lächeln: ..Ich bitte mir doch zu glauben . . . Aber nun verlaffe ich Szie . . . Szie find ein deutfcher Künftler. nicht wahr? . . . Ich denke es mir . . . Beim Bier ßind deutfche Künftler nicht ßo liebenswürdig. wie im Freien. wenn ßie bewundern können . . . das weiß ich - ich war lange in Deutfchland . . . Ich hoffe Ihnen draußen wieder zu begegnen . . . Jedenfalls rate ich Ihnen. heute noäf das Rathaus und die Glyptothek zu befuchen . . Das Bier ift übrigens ßehr fchwer . . . Ich bitte Szie um Verzeihung.

daß ich Szie darauf nicht aufmerkfam gemacht habe . . . Leben Szie
wohl.“
Er gab ihm die Hand. verneigte fich vor den Damen und ging.
Peter faß da und kannte fich in feinem eigenen Gemützszufiande
nicht aus. Eigentlich war er wütend. aber er war auch befchämt. Eigent-
lich haßte er den Fremden. aber es tat ihm auch brennend leid. ihn ver-
fcheucht zu haben. Unruhig. in verbiffenem Troß blieb der Krakehler
fißen. Seinen Nachbarinnen. die dänifch fchwaßten und leife kicherten.
ohne daß man ihrer Diskretion anmerken konnte. ob der Deutfche der
Gegenftand ihrer Heiterkeit war. wandte er oftentativ den Rücken. Echt
pfälzifch faß Peter da. breit und rot. und knabberte am lebten Knochen
feiner Wildente. Als er zahlte. eine ziemlich hohe Zeche zahlte. fragte
er den Kellner halblaut. wer denn der Herr gewefen fei. mit dem er eben
gegeffen habe.
Der Kellner fah ihn erfiaunt. mit runden Augen an und fchwieg.
,.Ia. ja. ich kenne ihn nicht!" flüfierte Peter ungeduldig. ..Wie
heißt er denn?"
..Das ift doch Herr Waldgren. der berühmte Dichter." Nach diefen
Worten zog fich der Kellner mit einer gewiffen Verachtung zurück.
Waldgren? . . . Robert Waldgren? Peter hatte in Tante Lindas
Bibliothek zwei Bücher von ihm gefunden. Sogar in Schnattersheim
war diefer Mann bekannt. Der Titel des einen Buches war ihm er-
innerlich: ..Sigrid und Karin". Er hatte ihn behalten. weil Sigrid
darin vorkam. Zum Lefen war er nicht mehr gekommen. Und nun?
Nun kannte er den Dichter(Kannte ihn? - Er trat ins Freie hinaus,
Unwillkürlich fiel ihm ein. daß er Waldgren im Freien beffer gefallen
hatte. als beim Bier. Er lächelte und freute fich faft darüber. Dann
ging er. wie einem Befehle folgend. in das Rathaus. Als er in dem
prachtvollen Hofe ftand. dankte er nochmals feinem Begleiter innerlichft
und wünfchte ihn herbei. Dann fchritt er. dem Diener nach. durch viele
Säle und Zimmer. überall Eigenart und Schönheit. Und er war noch
gar nicht müde. Trotz Berlin. trop der anfirengenden Nachtfahrt. troß
der erregten. erften Kopenhagener Stunden! Im Gegenteil -- er fühlte
fich frifcher. als je. Es war ihm. als ob er fich in der Heimat ver-
borgene Kräfte referviert hätte. die hier erfi. im gefieigerten Leben. zur
Entfaltung kamen. Er dachte nicht an Ruhe. nicht an Obdach. 'nicht
an Hab und Gut - ja. es gab für ihn kaum ein Morgen. Er lebte
und fchwebte im Augenblick. Und als er wieder. mit, übernächtiger Bläffe.

Jahrgang Eugen Bracht: Waldwiefe nach dem Regen
'9' 9 (Zum Eï¬ay von Hans Rofenhagen).



aber heiter und aufrecht auf dem Rathausplaße ftand. war es fein erfier
Gedanke. Waldgrens anderem Rat zu folgen und in die Glyptothek zu gehen.
Vor diefem Griechentraum nun. den dänifche Sehnfucht mit kühl
ficherem Gefchmack in den harten Alltag hineingezaubert. gingen Peter
Kranz. wie Onkel Bifchoff zu fagen pflegte. mehrere Knöpfe zugleich
auf. Sein pfälzifches Selbftbewußtfein hatte heute fchon fo manchen
Stoß bekommen - hier aber knickte ihn der Sturm vollftändig. Er ging
mit kurzen. fchüchternen Schritten aus einem Saal in den anderen und
in den erften wieder zurück - er fiaunte und fühlte fich elend-glücklich.
Als er aber einen Auffeher gefragt. wer denn die wunderbare Sammlung
gefiiftet habe. ob etwa der Name Jacobfem der golden in den Hauptfaal
hinunterleuchtete. dem großen Dichter Jacobfen gehöre - in diefem idealen
Reich erfchien ihm alles möglich. und er wußte nicht. wie arm der Dichter
des Niels Lyhne gefiorben war - als ihm die lächelnde Antwort wurde:
..O neim mein .Herr - Herr Jacobfen. der Stifter der neuen Glyp-
rothek. ifi kein Dichter. fondern der erfie Brauereibefißer Dänemarks" -
in diefem Augenblick erfchrak er vor fich felbft. Denn er mußte. mußte
mit feiner pfälzifchen Kehle donnernd in die fiille Marmorfchönheit hinein-
lachen. Sonderbarerweife blieb der Auffeher ganz ruhig. Er entrüftete
fich gar nicht. Allmählich merkte Peter. daß er nicht laut gela>ft. fondern
daß ihm feine Aufregung diefe Emotion nur vorgefpiegelt hatte. Er
fenkte den Kopf und ging. Nachdenklich irrte er durch die Straßen. Am
Rathaufe hoffte er Waldgren wieder zu treffen. Aber es war jeßt nichts
von ihm zu fehen. Etwas ermattet. nicht müde. eher überwach. feßte
Peter fich fchließlich an einen Tifch. der vor dem Cafe! Brifiol ftand. Er
ftarrte in das Getriebe. Als er plötzlich auf die Uhr fah. erfuhr er das
Unbegreifliche. daß es fäwn fpäter Nachmittag war. Halb fechs vor-
über. Wie lautlos. glücklich flog hier die Zeit. Er ftüßte den Kopf in
beide Hände und betrachtete eine Dame. die am Nebentifche faß und ihn
anfah. Seltfam. es lag in der Stimmung diefer Stunde -- er nahm das
Mädchen ganz unbefangen. wie einen hübfchen Gegenftand. in Augen-
fchein. Sie aber. die Gepuderte. bunt und extravagant Gekleidete. ließ
es fich lächelnd gefallen. Peter hielt fie für eine Kollegin der Damen. die
Waldgren fo ritterlich verteidigt hatte. Auch fie gehörte wahrfcheinlich
zu „unferer Jugend". auch fie war vielleicht eine „bedeutende Porträt-
malerin", Unwillkürlich befchloß er mit kindlicher Neue. an ihr wieder
gut zu machen. was er an Waldgrens Bekannten gefündigt hatte. Daß
fie wirklich etwas ramponiert ausfah und gar zu offenkundig gefärbtes.

goldblondes .Haar trug. irritierte ihn nicht. Sie gefiel ihm. Er freute
fich an ihrer eleganten Gefialt. die nachliiffig im Korbfeffel ruhte. er
lächelte über die halb naiv. halb fpöttifch gefpißten Lippen. mit denen fie
aus einem Strohhalm füßen Eispunfch fog. Die fchwarzen Straußfedern
an ihrem breiten Hute flatterten im lauen Winde. und der ausgefireckte.
feine Fuß im Lackfchuh erregte ihn mit feiner pochenden Unrafi. Plötzlich
fiand die Dame auf. warf eine Krone auf den Tifch und ging. Sie
würdigte Peter keines Blickes. Starr. verliebt und faft beleidigt. fah er
ihrer königlichen Gefialt nach. Gleich darauf war fein Entfchluß gefaßt.
Er zahlte ebenfalls und eilte der Entfchwundenen nach. Bald fah er die
ni>enden. fchwarzen Federn. Wohin eilten fie? Sie eilten energifch.
zielbewußt auf ein hohes Portal zu. das ins Abenddunkel mit farbigen
Lampen firahlte. „Tivoli‟ leuchtete es Peter entgegen. Er hatte den
Namen heute fchon einmal gelefen. Indigniert und wegwerfend damals.
Ießt aber folgte er eifrig den „Durchfäfnittsfremden“. die zahlreiäf
hineinftrömten. Er wußte kaum. daß er es tat. Er wollte nur die
fchwarzen Federn nicht aus den Augen verlieren.
Schwer aber war es. in diefem bunten. zerfireuenden Wirrwarr das
Wild in Sicht zu behalten. Auf einem großen Plaße geriet Peter vollends
in einen förmlichen Strudel hinein. Farbige Lampen umblißten ihn.
ringsum fchmetterte lufiige Mufik. Plötzlich aber fühlte er fich am
Arm ergriffen. Er fah fich zornig um. Waldgren ftand vor ihm. Nun
war es aus mit den fchwarzen Federn. Peter wußte wieder nicht. ob
er fich ärgern oder freuen follte. „Störe ich Szie?‟ fragte noch dazu
der Düne. Wieder mit jenem liebenswürdigen Lächeln. hinter dem eine
große Bosheit lauerte.
„Gar nicht!" rief Peter unverfchämt und drückte ihm die Hand.
„Im Gegenteil. ich freu' mich fehr! Waren Sie heute vormittag be-
leidigt. als Sie fo plötzlich davonliefen. Herr Waldgren?“
Wie freute er fich. diefe kleine Rache an ihm nehmen zu können.
Der Demaskierte errötete leicht. dann fagte er vollftändig gefaßt: „O nein.
Herr Peter Kranz. Ich wünfchte nur. daß Szie bald in das Rathaus
und in die Glyptothek gingen -- darum entfernte ich mich."
„Sie find doch der leibhaftige Satan! Woher wiffen Sie meinen
Vornamen?"
„Nicht vom Kellner im Hotel Briftol. Ich dachte ihn mir. Szie
müffen Peter heißen.“
Er faßte ihn unter und führte den troßigLachenden durch dasGedränge.

..Heute vormittag wollten Szie niht nah Tivoli - niht wahr?
Das gefiel mir. Aber abends ift es vollkommen zu entfchuldigen. daß
Szie hineingingen."
Peter war auf feiner Hut. Er fhwieg. Er wollte fih von diefem
Allwiffenden niht ausholen laffen.
..Ich darf Ihnen auh wohl hier dasBefte zeigen." fuhr derDäne fort.
..Sonft geraten Szie leiht an das Shlehtefte. Wollen wir zuerfi fpeifen?"
..Neini Sie denken wohl. ih effe überall. wo ih hinkomme?
Nein! Jh will jeht dahin. wo's am luftigften ift!"
..Wo es am luftigften ift . . Waldgren fagte es ernfihaft und
dachte nah. ..Kommen Szie."
Er zog ihn in ein wunderlihes Gewirr von künftlihen Felsblöcken.
die fih fhließlih zu einem niederen Gang verengten. der in ein unter-
irdifhes Gewölbe zu führen fhien. Verfhwunden waren Lärm. Lichter
und Mufik. Doh plößlih traten die Männer in eine um fo lautere.
fonderbare Halle ein. die rot erleuchtet und von einer diabolifhen Mufik
erfüllt war. Gar niht diabolifh aber bewegten fih die guten Kopen-
hagener darin. tanzten. lahten und waren befier Dinge. Kreifhend lief
man befiändig vor einem grotesken alten Weibe davon. das einen Befen
fhwang und des Teufels Großmutter vorfiellte.
..Wir find in der Hölle." fagte Waldgren lähelnd. aber mit müden
Augen. ..Jfi es hier niht luftig?"
Peter fah eine Weile in das tolle Getriebe und ließ die tanzenden
Mädhen vorbei paffieren. Den Hut mit den fhwarzen Federn entdeckte
er nirgends. ,.Ach. wiffen Sie." fagte er fhließlih. ..ih finde das höhfi
abgefhmackt."
..Jh auh." erwiderte Waldgren. ..Kommen Szie - wir gehen in
den Himmel."
Bald traten fie in ein gut irdifhes Etabliffement ein. das von außen
wie ein Variststheater ausfah. Ein hoher. hell erleuchteter Saal aber be-
grüßte fie eigenartiger. wenn auh mit naiver Blehmufik. Alles war
hier auf Liht und farbige Wolken gefiimmt. Auf die Wände über den
Balkons. die eine diht gedrängte Menge befelzt hielt. waren Karikaturen
berühmter Kopenhagener gemalt. Lahend erkannte Peter. daß die größte
und frehfie Karikatur feinem populären Begleiter galt. Mit Jubel
wurde Robert Waldgren allerorts von den ..Himmelsgefialten" emp-
fangen. Am luftigften und liebenswürdigfien von der Dame mit den
fhwarzen Federn. Sie konnte doh keine bedeutende Porträtmalerin fein.

Ahnungslos (oder etwa nicht? dachte Peter) holte Waldgren den ver-
blüfften Deutfchen heran und machte ihn mit dem fchönen Mädchen be-
kannt. „Rita. die Szängerin!‟ rief er. mit feinen etwas fchief gefiellten
Augen himmelnd. Rita lachte. Sie hatte Peter fofort erkannt und fchien
zu wiffen. daß fie ihn intereffierte. Er ging mit ihr umher. und fchließlich
tanzten fie. Durch Peters Ungefchicklichkeit immer in der Mitte des
Saales. immer unter dem luftigen Symbol. das an der Decke des
„Himmels“ hing und ein niedlicher Luftballon war. In der Gondel
faß ein hübfcher Knabe. der befiändig Konfetti auf die Menge fchleuderte.
Rita hielt inne. denn fie war fchwindlig geworden. Er hielt fie mit
feinen fiarken Armen. ..Danke.‟ fagte fie. Sie fagte es oft. denn es
war eines der wenigen deutfchen Worte. die fie kannte. ..Wollen wir
gehen?" fragte Peter. Er fah fich unwillkürlich nach dem Dolmetfch
Waldgren um. Der Dichter aber war nirgends mehr zu fehen. Rita
nickte. Sie traten Arm in Arm hinaus. Draußen äußerte fie ihm eifrig
einen Wunfch. aber auf dänifch - Peter hatte keine Ahnung. was fie von
ihm wollte. Er riet verzweifelt auf ein gutes Abendeffen und wollte fie
in das nächfte Refiaurant führen. Sie aber lachte hell auf und flüfterte.
fich an ihn drängend: „Spätl‟ Spät? . . . Was meinte fie damit?
Wahrfcheinlich fpäter. Sie konnte keinen deutfchen Komparativ bilden.
aber fich zur Not doch verftändlich machen. Wohin moäfte fie nur je ß t
wollen? Er zuckte lachend die Achfeln und ließ fich von ihr ziehen. Emfig
ftrebte fie mit ihm auf eine Varistclbühne zu. die im Freien errichtet und
ftrahlend mit ihrem hüpfenden Ballett von einer dunklen Menfchenmenge
umlagert war. Peter erfchrak. Er dachte plötzlich daran. daß Waldgren
Rita als Sängerin vorgeftellt hatte. Sollte fie ihm jeßt wieder ent-
fchlüpfen wollen. weil ihr Beruf fie auf die Bühne zwang? Er mußte
Klarheit haben. Naiv verfuäfte er es mit der Zeiäfenfprache. deutete erfi
auf Rita. dann auf die Bühne und machte ein iingftlich fragendes Gefiäjt
dazu. Sie verftand ihn fofort und rief lachend: ..Ol Nein! Heute frei!“
Dann zog fie ihn in die vorderfte Parkettreihe. Die bunten Darbietungen
der Bühne. für die Rita. zum „Bau“ gehörig. das größte Intereffe hatte.
ließen Peter kalt. Er hatte nur Augen für feine Begleiterin. Endlich
war die Vorftellung zu Ende. und Peter überließ dem fchönen. heiter er-
regten Mädchen die Wahl des Reftaurants. Sie ftarrte ihn an. dann
fchien ein kecker Einfall über fie zu kommen. Tänzelnd zog fie den ver-
blüfften Deutfchen mit. der von nun an einem gewiffen. fiarken Haustier.
das blind zu Markt getrieben wird. immer ähnlicher wurde. Das vor-

nehmfie Reftaurant von Tivoli war Ritas Ziel. Hier war nicht ihr
Platz. das wußte fie wohl. aber gerade deshalb wollte fie fich hier einmal
ganz nnbefangen niederlaffen. Sie hatte ja einen fo ahnungslofen Ka-
valier. der fie fchüßte. Lächelnd. felbftbewußt in ihrer Berühmtheit und
reichen Toilette f'tieg fie in die hell erleuchtete. offene Veranda hinauf.
und Peter folgte ihr errötend. nachdem er feine Haltung durch ein un-
zeitiges Stolpern verloren hatte. Das Paar erregte bei der Kopenhagener
Hautevolse. die an kleinen Tifchen delikate Dinge fchmauf'te. Senfation.
Man f'teckte die Köpfe zufammen. man lachte. tufchelte und war ebenfo
indigniert. wie interefiiert. Befonders die Damen prüften eifrig Ritas
Toilette. Sie machten der „Unfeinen" das Feinfte immer nach. Hätte
Onkel Bifchoff jetzt fehen können. wie Peter Kranz feiner Angebeteten
gegenüberfaß! Er hätte am Ende feine ganze Raritätenfammlung dafür
hergegeben. Peter bef'tellte. Sein Portemonnaie. ein immer dunklerer
Begriff. war ihm Nebenfache. Wenn er der Schönf'ten nur gefiel. Er
ftieß den Ehampagner mit ihr an. er war verliebt. ganz richtig verliebt
in diefes hohe Kulturprodukt des Landes. An Beobachter dachte er im
Schatten ihres großen Federhutes. der fo reizend das unbeholfene Ge-
plauder fchüßte. nicht. Plötzlich aber. als er auffah. um noch eine Flafche
zu beftellen. fah er ftatt des Kellners Herrn Robert Waldgren vor fiäf,
Erft ärgerte er fich über die Störung. zumal Rita beim Anblick des
Dichters ihre gute Laune verlor und befangen wurde. Dann aber wollte
er ihn doch anfprechen. Doch Waldgren kam ihm zuvor. ließ feinen
ernf'ten. etwas vorwurfsvollen Blick auf Rita ruhen. fchien Peter irgend-
wie warnen zu wollen und entfernte fich dann. nachdem er mehrere Be-
kannte begrüßt hatte. Peter war fich von Ehampagners wegen über
Waldgrens Verhalten nicht klar. Doch in feltfamer Zufammenhang-
lofigkeit fiel ihm jetzt plötzlich ein. daß er kaum fo viel Geld hatte. um
die Zeche zu bezahlen. Ich bin ein Oihfe. dachte er niedergefchmettert.
Warum habe ich daran nicht früher gedacht? Dann brachte die Not ihn
auf die Idee. Waldgren anzupumpen. Doch der Dichter war fchon fort.
Ihm nachlaufen? Unmöglich! Es blieb nichts anderes übrig. als die
Beftellung der zweiten Flafche zu umgehen. indem er zahlte. Rita er-
leichterte ihm diefen fcheinbar harmlofen Entfchluß. da fie müde und ver-
ärgert ausfah. „Blut fchwißen" mußte Peter bei der Verrechnung mit
dem Kellner. Schließlich aber fiellte die Sache fich doch etwas billiger
heraus. als er gefürchtet hatte - er behielt noch anderthalb Kronen
übrig. Rita raufchte voraus -- er trabte hinterdrein. etwas befchwipft

und nur von dem dunklen Drange befeelt. nicht auf ihre Schleppe zu
geraten. Das Mädchen war verftimmt. Sie ging fchweigend neben ihm
her. und er überlegte ratlos. wie er fie wieder aufheitern könnte. Doch
eine fchreckliche. zornig bittere Stimmung bemächtigte fich feiner felbft.
Er hatte ja kein Geld mehr. Aber fie hergeben. Verzicht leiften - nein.
das wollte er keinesfalls. Nur ihrer ficher fein - er war es ja nicht
gewöhnt. fein Glück vom Mammon abhängig zu machen. Es follte jetzt
keine Zukunft für ihn geben. Er hielt fich an die Gegenwart. an den
Augenblick. Mit Gewalt zwang er fich dazu. fich felbft für einen außer-
ordentlich leichtfinnigen Lebemann zu halten. dem alles zur Verfügung
ftand. Ein armer Schlucker war er nicht! O. nein! Blindlings folgte
er Rita in ein Eafs. das neben dem Portal von Tivoli lag. in das fie
eigentümlich hafiig. mit forfchenden Blicken einkehrte. Sie feßten fich.
doch Rita fchwieg beharrlich. war zerftreut und fchien fich für den Deutfchen
kaum noch zu intereffieren. Plötzlich gefchah etwas. was Peter. der zornig
vor fich hinfiarrte. entging. Ein bleicher. vornehm gekleideter. junger
Däne war in das Cafe? getreten. blieb an der Tür fiehen und mufierte
Rita halb fpöttifch. halb drohend. Rita erblickte ihn. erhob fich fofort.
wie auf*ein Signal. und entfchuldigte fich bei Peter. indem fie ihn in liebe-
voller Eingebung fireichelte. Dann ging fie hinaus. Peter. der natürlich
dachte. daß fie bald wiederkommen würde. blieb trübfinnig fißen. Aber
es dauerte lange - fehr lange - und fchließlich wußte er fiäj betrogen.
Die Entdeckung fchmerzte ihn mehr. als fie ihn aufbrachte. Sie befreite
ihn auch. Denn indem er Ritas Bild verlor. ftand ihm um fo deutlicher
als erfte. fchwere Lebenserfahrung vor Augen. wie arm jede Kraft auf der
Welt ohne Befiß war. Viele hätten ihn jetzt ausgelacht. das wußte er
- er aber verharrte nachdenklich und traurig.
Gegen Mitternaäjt trat er auf die Straße hinaus. Widerwärtig
war ihm jest der Gedanke. eine armfelige Spelunke auffuchen zu müffen.
Wie ein fechtender Handwerksburfche. Brrr! Er hatte heute in großem
Stil gelebt - er mußte dabei bleiben. Nur in keine dumpfe Armeleute-
atmofphäre geraten - jest. wo die Flügel feiner Phantafie fich regten.
wie noch nie. Wer mochte auch in diefer wunderbaren Sommernacht.
von Sternbildern überwölbt. die tröftend in die dunkle Seele leuchteten.
an Schlaf denken? Es war warm. wie am Tage. und filbern feierlich
[till. Peter fchritt langfam die menfchenleeren Straßen entlang. immer
tiefer ins Neuland hinein. Eine feltfame Wonne war das - als Fremder
unter Fremden - für fich entdecken. was hundert Generationen ein-

gewurzelte Gewohnheit war. Er kam durch die Oeftergade auf den
Kongens Nytorv. einen großen Plaß. der von prächtigen Gebäuden um-
geben war. Peter erkannte ihn. als er fich aus Onkel Bifchoffs Schil-
derung erinnerte. daß das Königliche Theater am Kongens Nytorv lag.
Das Theater war es. denn an feinen Stufen faßen ja die beiden Riefen-
gefialten aus dunkler Bronze: Holberg und Oehlenfchläger. Seltfam
irritierend lächelten die gemächlichen Dichter in ihrer ungefchlachten Größe.
Sie machten beide ein Geficht. als wollten fie dem Betrachter fagen: fo
fahen wir nicht aus. Peter fchritt weiter. Aufs Geratewohl durch die
Bredgade. denn ein richtiger Inftinkt fagte ihm. daß in diefer Richtung
die ..lange Linie" läge und der Öafen. Er fehnte fich nach der See.
Die ruffifche Kirche glitt wie ein Traumbild an ihm vorüber. Sie war
eine Seltfamkeit mehr mit ihren goldenen Zwiebeltürmchen. Nichts an-
deres. Amalienborg aber. das königliche Schloß. mit feinen ftolzen vier
Fronten und dem uralten Reiterdenkmal. ließ ihn ftehen bleiben. *Er fah
dura) das Gittertor in den Hof hinein. Wunderfam. wie grünliches
Silber. leuchtete das über und über patinierte Standbild im Mondfchein.
Welchen König es darftellte. wußte Peter nicht. Das war ihm auch
gleichgültig - er hatte nie viel hiftorifchen Sinn befeffen. Dann kam
er bald an das' Ende der Straße und in hübfche Anlagen hinaus. wo
er fich abfolut nicht mehr auskannte. Der linke Weg lockte ebenfo wie
der rechte. Peter folgte einem kleinen See. der *ihm unter hängenden
Weiden ftill entgegenfchimmerte. Als er am Ufer eine Bank entdeckte.
freute er fich. Es war eine wunderliche. felbftironifche Freude. Er
ertappte fich dabei. daß feine Müdigkeit. die bisher nur als kleine Wolke
am Horizont gedroht hatte. fachte über ihn hergekommen war. Seine
Augen fchmerzten plötzlich vor Schläfrigkeit. Es war eine Wohltat. fich
auf die harte Bank niederlaffen zu können. Nur nicht gleich einniäen.
wie in Mutters Schoß -- erft nachdenken. männlich klar werden über
alles. Er hatte genau gezählt: Eine Krone fünfundvierzig Oere - das
war fein Vermögen. Und kein Gepäck. Er lachte etwas heifer in fiäi
hinein und fchlug fich auf den Schenkel. Stilvoll war es eigentlich. einen
folchen Tag hinter fich zu haben. den erfien in Kopenhagen! Aber
morgen? - Und weiter? - Ganz frech fein und mit Baronallüren in
ein vornehmes Hotel gehen? Das ging wegen des verfluchten Koffers
nicht! Die Haltung hätte er fich fchon zugetraut! O. warum mußte
ihm der blinde Herr auf dem Bahnhof in Berlin begegnen! Er hatte
nicht einmaleine Skizze von ihm machen können! - Schickfal. ..Am

Ende hat alles doch fein Gutes.“ pflegte Tante Linda zu fagen. Kein
großes Hotel und keine deprimierende Spelunke - bei Mutter Grün
übernachten. das war das Billigfie. Reinlichfte und Anftändigfte. Hier
faß er nun mit feinen müden Knochen - hier blieb er. Aber er wollte
noch nicht einfchlafen. Nein. wirklich nicht. Ein bißchen Zukunftspläne
mußte er noch machen. Das wäre ja der Tante gegenüber unverantwort-
lich gewefen - diefer treuen Seele. Wenn er nur nicht immer gähnen
müßte. Uberanfirengung, Der Kiefer brach ihm fafi ab. Er riß den
Hut vom Kopf. um fich ein wenig frifch umwehen zu laffen. Alfo morgen
früh - zunächfi nach dem Koffer telegraphieren. Nein . . . Blödfinn!
Was blieb ihm dann zum Leben übrig? Von anderthalb Kronen? Er
mußte fich doch etwas zu effen kaufen. Nicht für einen Tag. für mehrere.
Das war übrigens luftig und fozial gerecht »- ein fo dicker. wohlgenährter
Kerl. wie er. follte auch mal kennen lernen. wie's tut . . . Ganz luftig
war es. Und in der Glyptothek vergaß man dann die phyfifchen Nöte alle
vor pfychifchen . . . Er wollte morgen den ganzen Tag in der Glyptothek
bleiben . . . An Tante Linda telegraphieren? Um G e l d dazu? Un-
möglich . . . Jetzt durfte er es noch nicht. fie hätte was Scheußliäfes
von ihm gedacht. und belügen konnte er fie nicht. Ganz abgefehen davon.
daß ein Telegramm die Tante ohnmächtig machen konnte. bevor fie deu
Inhalt erfuhr. Er erinnerte fich. daß fie nur einmal ein Telegramm
erhalten -- als ihr Bruder geftorben war. Seitdem gab es kein größeres
Schreckbild für fie. als einen Depefchenboten. An Onkel Bifchoff tele-
graphieren? Den ließ er aus dem Spiel. Den Giftpilz! Ießt war ihm
doch zu ernf'thaft. f'tolz und frei zumute für die Stichelreden des Herrn
Apothekers. Nein. nein . . . Das Befte war. fich durchzufchlagen -
morgen an Tante Linda einen Brief zu fchreiben und abzuwarten. bis
die Antwort kam. Das konnte vier Tage dauern. fagte ihm eine düfiere
Ahnung . . . Na ja! . . . Aber es gab ja Leute. denen es viel fchlechter
ging! Und Kopenhagen war fchön! Kopenhagen . . . Kopenhagen . .
Sein blonder Kopf fiel fchwer auf die Bruft herab. Erft wackelte
er noch ein bißchen. in infiinktivem Widerftand gegen Morpheus. Dann
aber war alles vergebens. Die dänifche Sommernacht hielt den Atem an
_ fie hörte kichernd ein überzeugtes. unbeirrbares. deutfches Säfnarchen.
Traumlofe Stunden zogen dahin. Und im Frühlicht. hell befchienen
in feiner rührenden Verfunkenheit. faß Peter Kranz noch auf derfelben
Stelle. ..Mir ift alles Wurfk.“ das drückte fein leife atmender Körper
aus. der blonde Kopf in die Hände gef'tüßt. die f'tarken Beine mit den

Abfäßen in den Boden gegraben. Lächelnd ftanden einige Frühaufftehen
- Soldaten. Bäckerjungen und Dienfimädchen - um den fremdartigen
Schläfer herum. Er war ja gut gekleidet - gewiß hatte ihn der Raufch
übermannt und ihm den Heimweg unfreiwillig abgekürzt - ein gewöhn-
licher Stromer. der kein anderes Bett als eine ftädtifche Bank bei Mutter
Grün hatte. war das nicht. Doch ernft und gefireng nahte fchon der
Herr Parkauffeher und fcheuchte den fchwaßenden Kreis. der fich um
Peter gebildet hatte. auseinander. Man blieb nun in gemeffener Ent-
fernung fiehen. denn den Schlußeffekt des Erwachens wollte man um
keinen Preis verfäumen. Peter. von dem Beamten mit weltmännifcher
Schonung aufgerüttelt. riß die Augen auf und ftierte höchfk verblüfft in
die fremdartige Welt hinein. Die Beobachter (achten nicht laut - echt
dänifch kicherten fie nur und wandten fich faft verfchämt ab. Man genierte
fich. weil es fich um keinen Strolch. fondern um einen Herrn handelte.
Ießt fprach der Beamte ernft und eifrig auf Peter ein. Der Fremde
verftand kein Wort. das fah man - er hatte genug damit zu tun. fich
die Ereigniffe des vergangenen Tages. die diefem Erwachen voraus-
gegangen und feine Urfache gewefen. ins Gedächtnis zu rufen. Endlich
hatte er den Faden in der Hand und klärte den Beamten in deutfcher
Sprache auf. Er wiffe wohl. daß es verboten fei. auf einer Bank zu
übernachten. doch es gebe im menfchlichen Leben ftärkere Mächte als
das Pflichtbewußtfein. und wenn man umhergeworfen fei. wie er.
zwifchen Haben und Nichthaben. Sein und Nichtfein -- - er fafelte. fein
Kopf tat ihm weh. er fühlte fiih wie zerfchlagen und wußte nicht mehr.
was er redete. Jmmerhin hatte er die Genugtuung. daß der Auffeher
jeßt ihn nicht verftand. aber um den Zuhörern zu imponierem fo tat.
als wäre er des Deutfchen mächtig. Er nickte gnädig und erklärte Peter
mit einer entlaffenden Handbewegung deutlicher. als mit einem falomo-
nifchen Urteil frei. Der Deutfche erhob fich. gähnte und fuchte feinen
Hut. Zu feinem Entfeßen fand er ihn nicht mehr. Da fireckte ihm
der Beamte den bisher verborgen Gehaltenen lächelnd entgegen. Aber
wie fah der fchöne. grüne Deckel aus! Er war ganz eingebeult. und
die Krämpe war auf der einen Seite abgerifien. Offenbar hatte der
Nachtwind ihn dem Schläfer entführt und heimtückifch unter einen vor-
überrollenden Wagen geworfen. Jeßt erft. als Peter fich die Schnatters-
heimer Ruine befah. plaßten die Beobachter los und zerftoben wie Schul-
kinder in alle Richtungen. Er aber riß wütend eine grüne Strähne von
der Krämpe ab und fiülpte troßig den übrig gebliebenen „Hut“ auf den

Kopf. Dann dankte er dem Auffeher und ging feiner Wege. -
Wohin? Die Sehnfucht nach dem Waffer hatte er verloren. Ihn
fröfielte. Nachttau bedeckte feinen Anzug. deffen fchönes Silbergrau be-
denkliche dunkle Flecken zeigte und überdies von dem harten Bette böfe
zerknittert war. Nein. nein. die ..lange Linie" konnte ihm gewogen
bleiben. Er mußte vor allen Dingen erfk etwas Warmes in den Leib
bekommen. So wandte er fichwieder der Stadt zu und fuchte ein Kaffee-
haus auf. Endlich geriet er in ein ziemlich fäjäbiges Parterrelokal.
das in all der Unverf'tändlichkeit ringsum wenigftens das Wort „Kaffee"
an der Tür zeigte. Peter hatte einen Bärenhunger und verfchlang mehrere
belegte Brötchen. die auf dem Büfett lagen. Von dem Getränk. das
nach Etlichem fchmeckte. nur nicht nach Kaffee. brachte er nur wenige
heiße Schlucke hinunter. Dann zahlte er - faft eine Krone! Doch das
erfchütterte ihn jetzt nicht. Er hatte etwas im Magen und war fich klar
darüber. daß der Reft feines Vermögens. etwa 50 Oere. wenig Bedeu-
tung hatte. Wer gef'tern abend noch mit der fchönften Frau im feinften
Refiaurant von Tivoli foupiert. der konnte fich ohnehin nicht tagelang
wie ein Bettler durchfchlagen. Es mußte irgend etwas eintreten. heute
fchon oder morgen. irgend ein märchenhafter Wechfel des Glücks. ein
Auffchnellen feiner Lebensfchaukel zur Sonne hin - er war Phantaft
genug. um an fo etwas zu glauben.
Die Bredgade ging er entlang. Mit gewaltfamer Fröhlichkeit. denn
er war noch immer fehr müde. Auch genierte den Sohn aus guter Familie
die ironifche Aufmerkfamkeit. die das Kopenhagener Publikum ihm
fchenkte. Nichts konnte feine Willenskraft fo hemmen. wie das Bewußt-
fein äußerer Säjäbigkeit. Entweihtes Silbergrau. zerftörter grüner Hut!
Und ungewafchen war er. gänzlich ungekämmt - o Gott. ihn ekelte.
Sollte er fich von dergleichen abhängig machen? Nein! Er raffte fich
zufammen. Ießt m u ß t e er die Augen offen behalten für alles. was ihm
neu entgegentrat. Nicht an phyfifche Kalamitäten denken. Der Fremde.
der Wanderer. der freie Kerl fein. wie gef'tern! Und als Künftler vor-
wärts kommen. mit gefchärftem Blick.
Der Kuppelbau der Hofkirche. die Amalienborg gegenüberlag. lockte
ihn an. Doch als er fich dem Portal näherte. grinfte ihm fchon von weitem
..Eintritt 25 Oere" entgegen. und wütend zog er fiäj zurück. Die Hälfte
feines Vermögens für den Anblick einer Kirche hinzuwerfen. hätte er
nicht gezögert -- ihn erbofte nur die ftaatliche Willkür mittellofen Kunft-
jüngern gegenüber. Jeder Zoll ein Protefi wandte Peter Kranz fich mit

langen Schritten dem Kongens Nytorv zu. Da lag wieder das Königliche
Theater mit feinen langweiligen Riefendichtern. Er wäre heute abend
gern hineingegangen. Ieder Ladenfchwengel konnte fich das leiften -
ein deutfcher Künftler nicht. Jetzt verwünfchte er Rita. 25 Kronen
hatte fie ihm gekoftet. Fort war fie wie ein Spuk - er hatte nicht das
mindefte von ihr. Ein Abenteuer - ja - darauf war er ein wenig
ftolz. Er vergaß fie mit zorniger Anftrengung und eilte zur Glyptothek.
Hier koftete es nichts - natürlich. In diefem edlen Tempel ver-
langte man keinen Obolus. O Wonne. hier zu bleiben. hier zu ver-
geffen. Aber was war das? Hatte er denn heute keine Augen im Kopfe?
War fein Herz erftarrt? So mußte es fein. denn fie waren ihm plötzlich
nur Steine. leblofe Steine. die Wunderwerke. die er fah. Er irrte aus
einem Saal in den anderen. und gefiern hatte ihn keiner losgelaffen.
Ihn fror. Er dachte an Effen und Trinken. an ein weiäfes. behagliches
Bett. Faft wie als kleiner Junge fühlte er fich. als der Vater ihn zum
erften Male in das Karlsruher Mufeum mitgenommen. und feine noch
ungeweckten Augen gelangweilt umher geirrt waren. als einzige Freude
die Bonbontüte vor fich gefehen hatten. zu Haufe in Mutters Säfrank.
Was war doch das ganze. große Künftlertum für ein Wahn. wenn der
Menfch. der darunter fieckte. in Unordnung geriet? Pfui Teufel! Heute
erlebte er hier gar nichts. Geftern hatte er noch ftolzgefchwellt dage-
ftanden und am liebften mit Eorreggio ausgerufen; 2111011* jo 80110 pittore
(obwohl diefer Ruf in einer Glyptothek nicht am Plaße gewefen wäre).
Und heute? - Heute fäjliäj er fich mißmutig wie ein Nörgler davon.
Eine Depreffion befiel ihn. wie in feinem ganzen Leben nicht. Er dachte
an nichts intenfiver. als an die Flecke in feiner Hofe. an die Beule feines
Hutes. und wo er wohl heute abend fein müdes Haupt niederlegen könnte.
Ein lehrer Stolz aber warnte ihn davor. der Einfamkeit feiner Ernied-
rigung zu entraten. Es fiel ihm jetzt nicht ein. fich an Waldgren zu
wenden. den Fremden. den er hätte befuchen müffen. um einen Pump zu
riskieren. Er befchränkte fich darauf. vornehm in ein Cafe zu gehen.
dort einen unfrankierten Brief an Tante Linda zu fchreiben. worin er
ihr alles beweglich. aber heiter und felbftbewußt auseinanderfelzte. und
im übrigen bei einer Flafche Bier folange hocken zu bleiben. wie man ihn
dulden würde. Die dänifche Geduld war groß. aber es war ein rettender
Gedanke für Peter. daß er fein Skizzenbuch aus der Tafche zog und fiäf
als Zeichner etablierte. Den neugierigen und mißtrauifchen Kellner
brachte er damit auf feine Seite. Er porträtierte ihn in mehreren

*-"j
Stellungen. und die Erkenntnis feines Talents ließ den Kellner alle Bedenken gegen den fonderbaren Ga| vergeffen. Bei törichtem Geplauder und planlos- träumerifcher Arbeit verging der zweite Kopenhagener Tag. Als es dunkel war. zahlte Peter mit ftolzer Nachläffigkeit - dann fand er fich wieder ausgeftoßen auf der unwirtlichen Straße.
Ießt galt es. ernfthaft Kriegsrat zu halten. Zu einem armfeligen Obdach entfchloß er fich. indem er fein Skizzenbuch mit dem Gefühl eines reichen Mannes einfteckte. auch diesmal nicht. Aber wohin? Ihn intereffierte jeßt nichts mehr. nur eine friedliche Nachtruhe. Er lechzte danach. fich durch andere Kleider und ein Bad zivilifieren zu können. Unwillkürlich fchritt er dem Ausgangspunkte feiner Irrfahrt. dem Bahnhof. zu. Plötzlich blieb er fiehen. Eine riefige Reklame. deren Lettern die Brandmauer eines ganzen Haufes bedeckten. feffelte ihn. Er las;
I. B. Söderberg's Bryggeri - Aktiefelfkab. Söderberg!... Iawohl.
Das war der Freund feines Onkels. Das war der Mann. dem Schnattersheim eine wunderbare Porzellanfammlung dankte. der ungeheure Mengen Bier braute. nicht nur. um fein Land mit Alkohol zu vergiften. fondern um es auch durch Kunfifchäße zu bereichern. Ein echt dänifcher Widerfpruch. den Peter jeßt erfi richtig verfiand. Warum war er nicht fchon früher auf I. B. Söderberg verfallen? Hier lag ja der einzige Hafen für fein le>es Fahrzeug. Hatte ihm nicht der Onkel bei der Abreife nochmals das Verfprechen abgenommen. daß er nach Marienlyft hinausführe und dem alten Freunde Grüße brächte? Ießt galt es freilich. eine tüchtige Portion Scheu zu überwinden. Aber eine Blamage konnte es unmöglich werden - in folchen Dingen war Onkel Bifchoff zuverläffig. wie kein anderer. Ihm war gewiß darum zu tun. dem Neffen in der Fremde für alle Fälle eine Zuflucht zu fichern. Außerdem konnte es fich bei dem ihm völlig Fernftehenden ja nur um eine Höflichkeitsvifite handeln. Selbfiverfiändlich fuchte er nur den Herrn des Haufes auf. Am liebften in feinem Kontor. Die beiden Töchter (Peter erinnerte fich. daß I. B. Söderberg Töchter hatte) wollte er verfchonen. Sein gepantertes Silbergrau und das Scheufal von Hut. das er trug. machten ihn für Damen nicht präfentabel. Aber den reichen Brauer pumpte er in Gottes Namen an. Dem ließ er Onkel Bifchoffs Grüße als Bürgfchaft und verfäfwand dann gerettet.
Als er fich aber dem Bahnhof näherte. hohnläehelte ein neues Hindernis feines männlichen Entfchluffes. Er hatte ja kein Reifegeld mehr. um nach Marienlyfi zu fahren! - Leer gebrannt war die Stätte . . .

Wenn eins gekneipt hat
Eine Nacht oder zwei
Und hat dann kein Geld mehr.
Verfeßt er was - ei!
Zum Glück fiel ihm das wenig poetifche. aber praktifche Burfchen-
lied aus der Heimat ein. Aber das war leichter gefungen. als getan.
Erft etwas haben zum Verfeßen - ei! Er tafiete an dem ganzen. langen
Peter Kranz herum. um einen Wertgegenftand zu entdecken. Der einzige.
den er fand. war ein alter Siegelring feiner Mutter. dünnes Gold und
ein wenig koftbarer Achat. Seine Uhr war aus Stahl und die Kette
daran aus Horn. Er trug diefe wertlofen Dinge lieber. als die goldenen
Konfirmationsgefchenke. die zu Haufe im Schranke lagen. Sie hatten
eine feinere Farbenftimmung. Aber Mutters Ring verfeßen? Scheuß-
lich . . . Freilich. wenn er fiäj vergegenwärtigte. wie die Gute felbft ge-
urteilt hätte! . . . ..Nimm*s. mein Junge. Verfilbere es fchnell. wenn
du in Not bifi. mein Junge!‟ So hörte er fie fprechen. Aber wo fand
er einen Pfandleiher? Ein Schußmann gab ihm Auskunft - der präch-
tige Mann fprach deutfch. Bald fiand Peter bei Abraham Levy in einem
trüben Kellerloch und ließ den dürftigen Patriarchen. den er am liebften
porträtiert hätte. feinen Ring prüfen. ..Zwa Kronen“ war das Ergebnis.
Peter befkand auf drei. um ein Abendeffen herauszufchlagen. aber der
Alte war unerbittlich. Er fchrieb ihm einen Pfandfchein aus. und Peter
rannte zum Bahnhof. Hier erfuhr er. daß kein Zug mehr nach Helfingör
ging. Der nächfte fuhr erft um 7 Uhr in der Früh! Das hieß alfo.
noch eine zweite Nacht kampieren. Am beiten im Wartefaal des Bahn-
hofs. Da gab es wenigftens ledergepolfterte Bänke. auf denen auszu-
ruhen ftaatlich konzeffioniert war. Da konnte man ohne Nachttau und
Hüte entführende Stürme fanft fchlummern. in angenehmer Wärme. zu-
weilen auch umherwandern und an eine befiere Zukunft denken. Wie
fchön war doch ein Wartefaal! Das hatte Peter noch gar nicht gewußtl
Er ließ fich neben einem alten Frauchen nieder. das aus einer großen
Düte Kirfchen aß. Als fie ihn fehnfüchtig zufchauen fah. bot fie ihm
lächelnd an. Er dankte errötend und beteiligte fich am Souper. Dann fchlief
er. faft an feine Gaftgeberin gelehnt. ein. Die Nacht geftaltete fich weniger
abwechfelungsvoll. als Peter gedacht hatte. Sein Schlaf war bleiern. und
um halb fieben erft rüttelte ihn derBahnhofsportier. der feinReifeziel kannte.
von der Bank auf. Bald fuhr er neu geftärkt in den ftrahlenden Morgen.
Schluß in der Juli-Numm er.

Hanns .Heinz Ewers:
Weftindifche Sonette.
I.
Abend auf St. Thomas.
Nun fallen Worte wie Akazientrauben
Mit fernem Abendläuten in mein Ohr;
Ein Klang. der fich in ftiller Bucht verlor.
Sucht heim zum Schlag wie fturmverflogene Tauben.
Ihn jagt vom Strand ein fchriller Seemannspfiff -
Da flieht er haftend zwifchen Mangobäumen
Und birgt fich angftvoll in das leife Träumen
Der Kokospalmen am Korallenriff.
Und durch die Gärten geht ein Frauenfchritt.
Wie weiäje Windenglocken tönt fein Gleiten
Und nimmt die Sehnfucht meiner Sinne mit.
So wie Mimofen fcheu nach allen Seiten
Klingt zitternd ihr Gewand bei jedem Tritt
Und will mich weit in füßen Traum geleiten,
II.
La Guaira.
Und diefe wahnfinnfiarke Sonne glüht.
Zwei fchreiten wortlos zwifchen Häufermaffen
Und trinken heißen Tod aus leeren Gaffen.
Wo keines Lebens leifer Atem blüht.
Da wacht der Tod. daß man ihm keines raube.
-- Glutkrämpfe fchütteln einen Hungerhund.

Die Rippen fliegen. Safaum entquillt dem Mund -
Den trinkt die Sonne gierig aus dem Staube.
Zwei fchreiten wertlos auf verkohltem Grafe.
Die Würmer pochen tief im Ahornbaum.
Und fchläfrig hockt der Geier auf dem Aafe.
- Das alles. weiß ich. i| ein fchwerer Traum.
Den andere von uns träumen. Eine Phrafe.
So leer. wie diefes Hundes Geiferfchaum.

lll.

Auf dem Friedhof zu San Juan de
Puerto Rico.

Sacht ftieg vom Graben auf der ftille Hang.
Die Marmorbänke küßten rote Rofen.
Aus Lorbeer fcholl ein Locken und ein Kofen.
Steinengel laufchten füßer Vögel Sang.
Gewundene Wege. Efeuranken krochen.
Ein dichter Teppich. überall hervor -
Doch ganz am End'. wo fich der Pfad verlor.
Wuchs hoch ein Berg von ausgebleichten Knochen.
Kein Geld. kein Grab! - Hier liegen die Verbannten.
Für die kein Kreuz und keine Säule prahlt.
Zigeuner. Bettler. fahrige Mufikanten.
O wie die Sonne auf den Schädeln ftrahlt!
Ich zieh' den Hut und grüße die Verwandten.
Die ihre leßte Miete nicht bezahlt.

ll?,

Sto. Domingo.

So wie Kuliffen wachfen diefe Mauern
Verfallner Klöfter. und darüber thront
- Ein Bühnenbogenlicht -- der runde Mond
Und macht die falfche Stille feltfam fäfauern.

""*"""""""""""""""""""""*""'9"""""'
'
Kein Heute lebt in diefer fchwülen Nacht.
Aus grauen Flügen 'der Vergangenheiten.
Die durch vergrafte Gafien weit .ich breiten.
For-mt fich ein Spukbild fauler Moderpracht.
Mein *Schädel wölbt fich. wie der runde Kaften.
Drin als Soufflenr das Hirn fich kauernd ruht.
In) geb' dae Stimwort: feiden und damaften
Rat-feat der .H*,dalgc. und des Schreibers Hut
-- Heißt Comet -- - dit-.kt fich vor den Silderguaften.
lind nur im :ku-..k fchläft eines Raubtiers Brut.
li.
irn-aid in Trinidad.
'
'
'
'
'
'
'
'
'
:
;
'
'
*
'
'
*
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
0
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
e f j “t .
ilud ich tell fchießen? -- Wo fo voll und rund :
Zum beer-.teten fafiuiut des Lebens Becher? .
x_ .z r' . r '- ,
-- ra -. ,--n Falter. groß wie Hellas Father. Z

t-ul* .N*“i*.*..e. ft- kiein wie Hellas Mund. :
.
. „ . Ö
4 -.: Bed-1 lebt und Baum und Blüten leben. g
Meere atm-:t leicht ein kühler Hauch. :
"re-clhundertnimmig tents aus jedem Strauch Z
Und null fccif hoch in alle Lüfte heben. Z
'
'
'
'
*
a
;
'
'
l'
'
'
'
'
'
'
'
'
G
'
'
'
'
B
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
'
Könnt' ich doch glauben denen. die erdachten
Des Urwalds Friedenslied! O. warum nit-.ß
D a s. w a s g e f ch i e h t. mein fcharfes Auge achten.
Mord niir zu Häupten. Mord um meinen Fuß ---
Bin ich allein denn ungefchickt im Schlachten?
--- Zwei Augen leuchten auf -- da kracht mcin Schuß,
""*"""""."..."""""k.""'vi'."..."'0"'*"".""."""""""'.'.""'
.v""0""""""""""""""""""'...""""'-

Jahrgang E u g e n B r a ch t: Das Bruch
[908
(Zum Effay v. Hans Rofenhagen).



Ernfi Otto Nodnagel:
Die Entwicklung des deutfchen Liedes von
Richard Wagner bis HUgo Wolf.
Uber das deutfche Lied von Richard Wagner bis Hugo Wolf gedenke
ich mich auszufprechen. alfo über einen Abfchnitt in der Entwicklung des
deutfchen Liedes. der im wefentlichen unf er en Tagen angehört. Im
Rahmen des verfügbaren Raumes ift es freilich hier unmöglich. über eine
gefchichtliche Entwicklung. die etwa vier Jahrzehnte eines bef'tändigen
Fließens. nein. eines unabläffigen Aufftieges umfaßt. gründlich fich aus-
zulaffen. Trotz der zeitlichen Umgrenzung unferes Themas kann ich daher
nicht mehr geben. als die flüchtige Skizze einer Periode. deren Beginn
von der größten und bedeutfamften Umwälzung der gefamten Mufik-
gefchichte datiert. von der großen mit dem Namen R i ch a r d W a g n e r
verknüpften Kunftrevolution oder. beffer gefagt. -Evolution. Die Schöp-
fungen diefes überragenden Genius find Gemeingut der deutfchen Nation
geworden. find es in kürzerer Zeit geworden. als man Jahrzehnte hin-
durch hoffen durfte. Und nicht allein Gemeingut der deutfchen Nation.
fondern bereits Kulturbefizz aller zivilifierten Nationen. denn durch die
ganze Kulturwelt haben die Tondramen des deutfchen Bühnenfchöpfers
ihren überwältigend großartigen Siegeslauf genommen.
Und dennoäf wäre es verfrüht. zu triumphieren. zu wähnen. des
großen Meifters Reformwerk fei bereits erfüllt. das Gefchenk. das
er unferer deutfchen nationalen Kultur vermacht. fei bereits von uns
verdient. unfer rechtmäßiges Erb'e. Nein! Wir ftehen
erft vor der neuen Pflicht. - und fie ift eine unferer ernf'teften Kultur-
aufgaben: Wir müffen fein Vermächtnis erft noch e rw e rb e n. u m
es* zu b efißen. Geiftig müfien wir es uns zu eigen machen. denn
noch ftehen wir kaum in fein es Geif't es V o rhöfen. noch haben
wir es nicht erreicht. daß feine Wunderwerke unter uns in feinem
Geifte verlebendigt werden. Noch liegt der Michel in feinem Fafnerfchlaf
und befißt - befißt ftumpffinnig die köftlichften Kulturgüter und - ver-
wahrloft fie fchnöde.

Was war der Grundgedanke von Wagners Lebenswerk. das Evan-
gelium. für das er ein grauenhaftes Martyrium zu ertragen hatte? -:
Er wollte den Kultus der Kunft wieder herftellen. er wollte unfere Bühne.
die ganz und gar eine unmoralifche Anfialt geworden war. befreien
von dem Fluche des Materialismus und er wollte fein Volk. das er
liebte. erlöfen aus der Verlotterung feiner Kunfizuftände und aus den
Banden der brutalen Sinnlichkeit. wollte es wieder erziehen zu durch-
geifiigtem Kunfigenießen. wollte wieder erwecken und neu beleben feine
Empfänglichkeit für ideale Güter. Ift nun dies fein Werk. an dem Hand
anzulegen wir alle berufen und verpflichtet find. ift es. frage ich. voll-
bracht?
Weit entfernt. Unfere Theater - gewiß. fie haben ihre Orchefter
vergrößert. haben beffere Dirigenten. beffere Regiffeure. als vordem.
Aber herrfcht nicht noch derfelbe Geift in den meifien von ihnen. den zu
bekriegen bis aufs Meffer Richard Wagner alles Behagen feines Lebens
geopfert hat? Steht nicht die Mehrzahl unferer Operntheater noch heute
im Zeichen Meyer-Beers? Ich wünfche nicht mißverfianden zu werden
und weiß recht wohl. daß Wagners Werke allenthalben die Spielpläne
beherrfchen. und daß die Zahl der Meyer-Beer-Aufführungen im Ver-
gleich zu früheren Jahren ganz bedeutend zurückgegangen ift. Aber
Wagners Werke als ..Repertoire"-Opern. als Zug- und Kaffenfiiicke:
Ift das nicht fchon ein innerer Widerfpruch? Eine Sünde wider den
heiligen Geifi feiner Kunft? - Und wie führt man fie auf. diefe Werke?
Selbft an guten Bühnen hab' ich's oft fchaudernd miterlebt. daß man
Wagnerfchen Geift aus den Darfiellungen feiner Tondramen gänzlich
gebannt hatte. daß man Wagner aufführte im Geifte Meyer-Beers.
Wo find aber die Künfiler. die im Geifie Wagners ihres Priefter-
amtes walten. die in feinem Geifte das Publikum beeinfluffen und es
g e w ö h ne n an ernfte Kunfi und an ernfies Genießen? Und wo find
die Kunfirichter. die Wagnerfchen Geif'tes einen Hauch verfpürt
haben und den Künfiler zu fittlichem Ernfte in feiner Kunft zw in g e n?
Die jede Frivolität unferer künfilerifchen Zuftände mit fittlichem und
künfilerifchem Ernfte rügen? Im deutfchen Reiche find fie alle felten.
Gott fei's geklagt. und es ift noch weit hin zu dem Ziele. daß der Lebens-
gedanke Richard Wagners. daß der-Bayreuther Gedanke wirklich Leben
gewonnen. Wurzel gefchlagen hätte im deutfchen Volke. Mußten wir
doch unlängfi erfi die frivole Larheit erleben. mit der weite Kreife der
Nation unbedenklich den Raub und die Entweihung eines Nationalgutes

wie des ..Parfifal" gefchehen ließen. Kreife. deren Patriotismus. deren
deutfihe Gefinnung außer Frage fteht. deren Blut in Wallung gerät.
wenn irgendwo im wilden Weften. an der Schwanzfpiße der Zivilifation.
einmal ein beraufäzter Nigger die deutfche Flagge befchimpft. Und die
i| doch fchließlich nur ein Symbol. während der ..Parfifal" eine ideale
Realität. ein köftliches Reichskleinod ift.
Aber wohin verliere iä) mich! Nicht über Politik wollte ich ja.
nicht einmal über Kunfipolitik mich ausfprechen. fondern über Kunft.
So will ich denn den Blick abwenden von dem betrübenden Torfo. als
der das Kulturwerk Richard Wagners vor uns fteht. In feiner Ganz-
heit ift das Riefenwerk noch nicht vollbracht und der gewaltige Genius.
der es unternommen. hat uns nur erft die Grundfeften hinterlaffen. das
Fundament. auf dem wir eine Kultur in feinem Geifte erft aufbauen
follen und müffen.
Es ift lohnender. dahin zu blicken. wo eine Saat feiner über-
reichen. vielfeitigen und alles umfaffenden Lebensarbeit aufgefproffen ift.
Wenn wir die üppige Blütenperiode unferer zeitgenöffifchen Tonkunft
betrachten. fo kann fich unfere Hoffnung wahrlich neu beleben. daß
Wagners Schaffen. fein Kämpfen und Dulden für die Zukunft nicht
verloren fein möge. daß unferen Enkeln dereinfk auch die Kulturfaat.
die er ausgeftreut. noäz in die Scheunen wachfen möge.
Und unfere Tonkunfi | e ht in üppiger Blütenpracht. Freilich fehlt
es nicht an Stimmen. die da fagen. es fei Treibhauswuchs. ja es ift
fchon geradezu eine kahle' (Jolly-Inne, unfere Zeit fei mufikalifch fteril.
Das Gegenteil ift richtig: Unfere Zeit ift nicht allein reich an wertvoller
mufikalifcher Produktion. fie ifi daran fogar relativ reicher. als die
klaffifche Zeit. Diefe Tatfache kann nur der grundfätzliche lau»
(Lawl' temp0kj8 Wii in Abrede zu fiellen fuchenz fie ift unbeftreitbar
- und ift n a t ü r li ch. Denn bei der Hebung des allgemeinen Niveaus
unferer kulturellen und fozialen Verhältniffe feit hundert Jahren ift
naturgemäß einem höheren Prozentfaß der entfiehenden mufikalifchen
Begabungen der geifiige Nährboden. die Möglichkeit einer ungehinderten
Entfaltung gegeben. Zu diefem geifiigen Nährboden gehört auch der
Mufikerftand felbft. und daß fomit auch deffen foziale Hebung beiträgt
zur reicheren Befruchtung der vorhandenen Schaffenskraft. das leuchtet
ohne weiteres ein.
Die Leugner unferer gegenwärtigen mufikalifchen Blüte. die doch
faft eine Wucherblume ift - lieben es. unfere Tondichter als Epigonen

hinzuftellen. die von Wagners Riefengröße erdrückt werden. Nach-
ahmer nennt man fie geradezu. und bei jedem ..Neutön er" - wie
Liliencron fagt - bei jedem Talent. das fich an die Öffentlichkeit wagt.
fuchen die zahllofen Beckmeffer nicht etwa nach Neuem. fondern vielmehr
nach Altern. Vom pfychologifchen Standpunkt aus ift das ja ver-
ftändlich: die Begriffsfiußigen f uchen nach Apperzeptionf'tüßen. um
überhaupt zur geif'tigen Aufnahme des Neuen fähig zu werden.
Der fiumpfe Blick vermag nur Ähnlichkeiten zu fehen. wo das fcharfe
Auge Unterfchiede wahrnimmt. Darum bieten auch die Beckmeffer f'tets
von neuem das Schaufpiel jämmerlichen Unverftändniffes. denn ver-
f'tehen heißt differenzieren.
Wenn man genau zufieht. find die Ähnlichkeiten unferer Modernen
mit Wagner nicht größer. als - man gefiatte mir eine Parallele. die ich
ohne jede Wertabfchäßung. Wertvergleichung verftanden wiffen möchte
- alfo keine größeren Ähnlichkeiten. als die der Beethoven. Weber.
Schubert. Mendelsfohn mit Mozart oder mit Haydn.
Ift nicht eines der höchften Verdienfte. die fich Wagner um die
Gefchichte der T onkunfi erworben hat. die Emanzipation des künft-
lerifchen Individuums? Und ift diefe Befreiung. freie Entfaltung der
perfönlichen Eigenart nicht gerade das Bedeutfame. Neue. Kennzeich-
nende der Epoche. in der wir jeßt fiehen?
Die umfaffenderen neuen Kunfigefeße fchnüren den Künftler nicht
mehr. wie vordem. in die fpanifchen Stiefel enger Schulregeln. fondern
gewähren ihm ungeahnt reiche Möglichkeit individueller Geftaltung. An
Stelle gewiffer fich immer wiederholender formaler Grundtypen ifi eine
Mannigfaltigkeit individuell bedingter. durchgeifiigter neuer Formgebilde
getreten. Gleich Sternennebeln fäfeint diefe Fülle dem kurzfichtigen Auge
ein buntes anarchifches Gewirr zu bilden. Indes der Blick. der fcharf
genug ift. auch Gegenwart und Zukunft hifiorifch zu betrachten. erkennt
in der Menge der Verfchiedenheiten deutlich und klar die ordnenden
Prinzipien. die Gefeße: Es find die ftiliftifchen Grundfäße. die Richard
Wagner aufgeftellt hat. Aber keiner der jungen Künf'tler ahmt ihm
fklavifch nach. kaum einer wendet diefe Stilgefeße auch nur mit bewußter
Abficht an. Allein in jeder der verfchiedenen Individualitäten erfahren
die Grundfäße andere und neue Strahlenbreäfungenz und gerade die
Anwendung gleicher Stilgrundfäße durch verfchieden geartete Perfönlich-
keiten ergibt jedesmal einen neuen durchaus perfönlichen Stil. deffen
Befies und Eigenfies gerade das Individuelle. das Unnachahmliche ift.

Das alte Wort: „Zi (1110 facjnnt iclem, 11011 ent iclem!“ gewinnt in
diefem Zufammenhang eine neue Beleuchtung.
Wie heterogene Erfcheinungen fehen wir felbft f>)on beim ober-
flächlichfien Blick in unfere mufikalifche Gegenwart! ich nenne nur als
Tondramatiker: Strauß. Schillings. Pfißner. Hugo Wolf. Arnold
Mendelsfohm Leo Blech. Humperdinck. Thuille. oder auf finfonifchem
Gebiet Mahler. Strauß. Nicods. Bifchoff. auf dem der Ehorkompofition
Konftanz Berneker. Schwerlich ift einer unter ihnen. der nicht fchon
als W a g n e r n a ch a h m e r zu den Epigonen gerechnet wurde. Und
kaum einer unter diefen Heterogenen hat mehr Ähnlichkeit mit Wagner.
als mit irgend einem der anderen Genannten.
Jn Wirklichkeit ift natürlich keiner von ihnen allen künfilerifch in
Erfinden oder Gefialten ab h än gig von Wagner. aber hiftorifch be-
dingt find fie ebenfo natürlich alle durch ihn. wie er durch Beethoven.
diefer durch Haydn; und ohne Wagners hiftorifche Vorausfehung wäre
diefe ganze neue. fo reichdifferenzierte Entwicklung undenkbar. So be-
fruchtete Wagner die künfilerifche Individualität und das Schaffen auf
allen Gebieten der Tonkunft.
Kein anderer Zweig unferer Kunft hat indes dem Einfluß des
Wagnerfchen Schaffens fo reichen Segen zu verdanken. wie die ly r i f ch e
Mufik. die heute nicht nur quantitativ üppig wuchernd ins Kraut
fchießt. fondern auch qualitativ auf fo bedeutender Durchfchnittshöhe
fieht. daß wir berechtigt find. von Wagner eine zweite
Blütenperiode -des deutfchen Liedes zu datienen.
Diefer Einfluß Wagners auf die Entwicklung des Liedfiiles ift um
fo bemerkenswerter. als er nicht auf des Meifters eigene Lyrik zurück-
zuführen ifi. Wagners Betätigung auf lyrifchem Gebiet ift weder von
befonderem Umfang. noch find ihre Ergebniffe an künftlerifchem
Wert feinem fonftigen Schaffen ebenbürtig. Außer den wenigen
Liedern. die der Parifer Zeit entftammen. find die fünf
Gedichte von Mathilde Wefendonck die ganze ..lyrifche" Aus-
beute diefes Künftlerlebens. Kein Wunder! Denn bei Wagner
firebte auch das Lyrifche zur Bühne und drängte zum Drama.
Aus lyrifchem Drang fchuf er feine beiden herrlichften Dramen: Sowohl
der ..Triftan" wie die ..Meifierfinger" find Taten der künftlerifchen
Selbfibefreiung. die wir unter Lyrik im weiteren Wortfinne verftehen,
Seine eigene Lyrik im engeren Sinne. alfo feine Liedkompofition.
läßt eigentlich den Einfluß feines fonftigen künftlerifchen Schaffens noch

nicht klar erkennen. Namentlich zeigt fie noch nicht das äfthetifche Ver-
hältnis von Vers und Melos in der reinen Ausbildungx die für den
eigentlichen Stil Wagners kennzeichnend ift. Aber gerade diefes Spe-
zififche des neuen Bühnenfiilsy gerade die technifche Reform der mufi-
kalifchen Deklamation ift est aus der Wagners Einfluß auf das neu-
deutfche Lied herrjihrt. Gerade fie bedeutete etwas, das fein eigenes
Vorbild in der Lyrik noch nicht ahnen ließ. Es war die befreiende
Tan durch die der Lyrik die Zunge gelöft ward- es entfeffelte das Wort
aus den Banden des mufikalifaf-rhythmifchen Schemas. Erft diefer
bedeutfame Entwi>lungfchritt ermöglichte die feine rhythmifche Diffe-
renzierung und Gefchmeidigkeit der Melodie- wie fie für die höchfien
Zwecke des gefanglichen Ausdrucks notwendig ifty fei es nun im Ton-
drama oder auch nur im engen Rahmen lyrifcher Gebilde.
Wagner fchuf alfo erft die Ausdrucksmitteh die wir im weiteren
Verlauf meiner Darlegungen an dem nachwagnerfchen Lied beobachten
können. Naturgemäß war die Wirkung feiner technifchen Reform keine
momentane. Gut Ding will bekanntlich Weile haben. Um Wagner
felbft gruppierte fich noch eine ganze Reihe von Künftlern- die gefchichtlich
mit einem Fuße in der Vergangenheity mit dem andern in der Zukunft
ftanden. Sie gingen noch nicht vom Gedicht aus- fondern vom mufi-
kalifchen Thema- dem fich dann das Gedicht unterzuordnen hatte- wohl
oder übel. Ihre Kunfi war dem Liede Schumanns im Grunde näher
verwandt- denn dem Schaffen Wagners, Der Einfluß des großen Refor-
mators fpiegelt fich bei ihnen mehr in der fpezififch mufikalifchen Technik.
als in dem Äfihetifchen. Die freierey reiäfere Harmonik- die größere Be-
weglichkeit der Modulationz wie fie aus der Chromatik- Enharmonik und
den alterierten Akkorden, fowie der Ausnüßung der Terzenverwandtfchaft
hervorgeht: alles das find doch mehr technifche Äußerlichkeiten. Dagegen
die Ausbildung eines fcharf umriffenen individuell-deklamatorifchen
Stiles hatte noch kaum Frucht angefeßt.
Zu diefer Gruppe von Lyrikernz die die Vorläufer des
neuen deutfchen Liedes waren- gehört vor allem der größte
Künfiler des Wagnerfchen Kreifes- Franz Lifzt. Viele fehen ja
diefen edlen Meifter als den Vater des neuen lyrifchen Stiles an;
jedoch mit Unreäft! Denn im Wef en ihrer ftiliftifchen Erfcheinung-
form ift feine Lyrik von der Schumanns kaum verfchiedenf fo befiimmt
auch der mufikalifchen Erfindung und der harmonifchen Ausgefialtung
die individuellen Züge Lifzts aufgeprägt find.

Ganz vornehmlich in profodifcher Hinficht fieht Lifzt noch feinen
Vorgängern näher. als der Lyrik unferer Tage. Seine Melodie
wächft felbft dann. wenn fie einmal korrekte Deklamation zeigt. nicht
aus dem Wort hervor. ift im Grunde wohl gar nicht deutfch empfunden.
Ich glaube fagen zu dürfen: der nationale Zug in Wagners Lebenswerk
war es. aus dem allein das neue deutfche Lied fich entfalten konnte. und
das neue deutfcheLied ift n a t i o n a l e K u n ft. Die konnte ficherlich nicht
von dem Kosmopoliten Lifzt gefchaffen werden. So bietet feine Lyrik. neu
und reizvoll in Erfindung und Technik. ftiliftifch keine wefentlich neuen Züge.
Durch diefe Beobachtung werden felbftverftändliäj die Verdienfte Lifzts
als Bahnbrecher für die Inftrumentalmufik nicht im mindeften gefchmälert.
Der Melodik Lifzts haftet häufig eine gewiffe Süßlichkeit an. die
auch viele feiner Lieder etwas. weichlich wirken läßt. Die Urfache diefer
weichlichen und oft fcheinbar trivialen Wirkung ift wohl in der reichen
Verwendung alterierter Akkorde zu fuchen. durch die der harmonifchen
Fortfchreitung die Marfchroute gebunden wird. Der Hörer weiß dann
oft fchon voraus. was notwendig kommen muß. und glaubt dann Be-
kanntes gehört zu haben. Eine der kraftvoller gearteten Ausnahmen
bilden die ..Drei Zigeuner". deren Vorzüge und Schönheiten vielleicht
gerade den Lyriker Lifzt weniger kennzeichnen. dafür aber den genialen
Tonfchilderer ungarifihen Milieus von feiner glänzendften Seite zeigen.
Der zartfinnige. liebenswerte P e t e r E o r n e l i u s ift nächft
Lifzt der bedeutendfte fchaffende Vertreter des Wagnerkreifesz feine duf-
tigen lyrifchen Blüten find ja jeßt längft bei uns heimiläl- als liebe
Freunde und als Kleinodien unferer deutfchen Hausmufik. Für feine
Art ungemein kennzeichnend ift ein kleines tief und ftark empfundenes
Lied. da es. wie auch die Poefien des Dichterkomponiften. mit echter
warmer Kunft eine gewiffe Künftlichkeit zu reizvoller Einheitverfchmilzt.
In dem „Ton" befteht das technifche K u n ft ftü ck darin. daß die Sing-
ftimme von Anfang bis Ende einen Ton als fogenannten Orgelpunkt
fefthält; dabei ift aber dennoch das Gedicht ausdrucksvoll deklamiert.
Ein intereffanter Beweis für das Theorem. daß es bei der mufikalifchen
Profodie nicht auf den Tonfall. fondern auf den Rhythmus an-
kommt. Der Komponift hat bei der Kompofition für Gefang hinfichtlich
der Profodie die Aufgabe. die A k z e n t e der Sprache - alfo Qualität-
werte - in proportionale Zeitwerte. alfo in Rhythmen zu
übertragen; denn die mufikalifche Deklamation wertet,
gleich den alten Sprachen. nach Quantitäten.

Cornelius nahe verwandt an Innigkeit des Gemütes und Anmut
des lyrifchen Ausdrucks ifi Alexander Ritter. der edle. noch
viel zu wenig gekannte Künftler. der auch für die künftlerifche Entwick-
lung des Richard Strauß von großem Einfluß war. In feinen tief-
empfundenen Liedern. den Ausflüffen einer lauteren keufchen Künftler-
feele. zeigt fich fchon das Befireben. auch der Lyrik einen deklamatorifchen
Stil zu finden. felbftverftändlich nicht auf Koften der melodifchen Linien-
führung. So finden fich bei Ritter fchon intereffante rhythmifche Ver-
feinerungen. die auf die Zukunft hinweifen.
Ungemein kräftige Befruchtung hat der fonft in fpanifchen und
perfifchen Liedern befonders feine und ftimmungreiche Ad olf Ie n f e n
durch Wagner empfangen. Insbefondere die ..Meifterfinger" haben in
ihm einen überrafchenden kräftigen Humor ausgelöft. Diefer Humor
entfaltet feine Schwingen vor allem in Ienfens genialem Opus 40. in
dem auch der Einfluß der ..Meifierfinger" ftarke ftiliftifche Spuren hin-
terlaffen. Es find '12 groß angelegte Gefänge zu Scheffels ..Gau-
deamus". und in ihnen fchwingt fich der empfindfame Lyriker zu einer
erfiaunlichen Großzügigkeit der mufikalifchen Erfindung und Geftaltung.
zu einer bemerkenswerten Kraft des Ausdrucks auf. und zu einer fo
urwüchfigen kernigen Komik. daß man ihn kaum wieder erkennt.
Wie eigenartig fich bei Ienfen die fiiliftifchen Ausdrucksmittel der
..Meifierfinger" mit feinem Eigenen zu einem künfilerifchen Ganzen von
prächtiger Wirkung verfchmolzen. deffen war er felbft fich offenbar be-
wußtz ja. er hat fogar den Einfluß des dramatifchen Meifterwerkes
dankbar quittiert: Nur fo ift es zu deuten. wenn er in dem dritten
feiner genialen Rodenfteinlieder das herrliche Thema des „Lenzesgebotes"
von dort mit melodifcher und harmonifcher Treue entlehnt. Der ganze
ftattliche Band ift reich an echtefter Mufik und fprüht von köfilichem
Humor und hinreißender Laune.
Alle die bisher genannten Künfiler gehören der Gefchichte an. Sie
alle find fchon längft dahingegangen. Cornelius und Ienfen fogar in
der Blüte ihrer Iahre. während Alexander Ritter nach der Bitternis
langen Verkanntfeins vor wenigen Iahren erfi von uns ging und noch
die Gewißheit mit ins Grab nehmen konnte. daß fein Name und fein
Schaffen - zu intim. zart und herzlich für den großen Haufen -
dennoch unvergeffen bleiben werden. ein künfilerifcher Schatz. treu ge-
hütet von allen. in denen das ftarke Fühlen eines d e u t f ch e n Künftler-
herzens Widerhall findet. Kurz vor feinem Hintritt begann man eigent-

lich erft. langfam fich auf ihn zu befinnen. ihm die dankbare Anerkennung
zu zollen. deren Ausbleiben in der Zeit feiner Blüte wohl fchuld daran
fein mag. daß die Quantität feiner künftlerifchen Lebensausbeute hinter
der Qualität zurückbleibt. Daß unfere Sängerwelt fich ihrer Pflichten
gegen den hochherzigen Menfchen und Künfiler noch nicht in vollem Maße
bewußt geworden ift - wer wollte fich darüber wundern?
Auch einen lebenden Künftler. den Doyen unferer modernen Ton-
dichter. dürfen wir. foweit wenigftens feine Lyrik in Betracht kommt.
der nämlichen Gruppe beirechnen. während er allerdings als Tondra-
matiker zu der kleinen Schar derer gehört. die in der von Wagner ein-
gefchlagenen Richtung neue Pfade bahnen: Jch meine H a n s S o m m e r.
deffen beide jüngfie Bühnenwerke. „R ü b e z a h l u n d d e r S a ck-
pfeifer von Neiße“ und „Riquet mit dem Schopf“. den
betagten Künftler auf die Gipfel echten künftlerifchen Erfolges empor-
geführt haben. Seinen zahlreichen Liedern hat es allerdings an Erfolg
von Anfang an nicht gefehlt. Dank ihrer Sanglichkeit und dem volks-
tümlichen Zug der melodifchen Erfindung. die fich oft mit liebenswür-
digem Humor verbindet. hat Sommers Lyrik früh fchon in weiten Kreifen
des Publikums Eingang gefunden. Jch brauche daher bei der Charakte-
rifierung diefes Künftlers nicht zu verweilen. Jn dem mir liebften feiner
Lieder bedient er fich zur Ausmalung einer zartfinnlichen Ballepifode
mit großer Feinheit der Walzerform. die der Altmeifter auch in feinem
„Rübezahl" fehr glücklich und gefchmackvoll in Anwendung bringt. Dies
Lied „Stelldichein" offenbart übrigens auch des Komponiften Wahlver-
wandtfchaft mit dem Modedichter der fiebziger Jahre. von dem ein großer
Teil der Sommerfchen Texte herrührt. mit dem formgewandten. ele-
ganten. dabei nicht ftimmungarmen Julius Wolff.*)
Es wird niemandem entgangen fein. daß ich die ganze Gruppe der
genannten Tonlyriker mehr von einem hiftorifchen. als von einem eigent-
li>7 kritifchen Standpunkt aus betrachtet habe. Jch möchte nicht das

- *) Ein befonderes kunftgefchichtliches Verdienft Hans Sommers follte
übrigens bei keiner Nennung feines Namens unerwähnt bleiben. Er
war es. der durch warmherzige Artikel im „Kunftwart“ den erften Anftoß
zur fegensreichen Gründung der dann von F r i e d ri ch R o e f ch genial
organifierten „Genoffenfchaft deutfcher Tonfeßer" gab. Auch. daß er
früher. bevor er fich ganz feiner Kunft widmen konnte. als Profeffor der
Mathematik einen Lehrftuhl am Braunfchweiger Polytechnikum wirkte.
darf als bemerkenswert hervorgehoben werden.

ominöfe Wort Epigonen auf fie anwenden. aber ich möchte noch ein-
mal betonen. daß fie noch nicht als vollgültige Repräfentanten des mo-
dernen Liedes gelten können. fondern daß fie n u r V o r l ä u f e r f in d
der eigentlich modernen. auf dem Nährboden der
Wagnerfchen Kunft entfproffenen Tonlyrik.
'k * *
Bevor ich mich nun meiner Hauptaufgabe zuwende und es unter-
nehme. die unter der Nachwirkung Wagnerfcher Kunfi an den Tag ge-
tretenen Entwicklungphafen des deutfchen Liedes in einer Reihe ihrer
nennenswerten Vertreter vorzuführen. dürfte es fich vielleicht empfehlen.
daß man auf deduktivem Wege im allgemeinen über die wefentlichen
Merkmale diefes modernen. oder wie ich es fchon nannte. des neu-
deutfchen Liedes fich klar zu werden fucht.
Daß das Neue. das Wagners Einfluß auäj der Entwicklung des
Liedes bringen mußte. nicht rein mufikalifcher Natur fein konnte. ergibt
fich fchon von vornherein aus dem Wefen feiner Kunft. Überdies haben
wir fäjon bei der ihm gefchichtlich am nächfien fiehenden Gruppe von
Lyrikern erkannt. daß die Anwendung der mufikalifchen Neu-
erungen Wagners noch nicht das n eue Lied erzeugte. Die Erwei-
terung des mufikalifäj-technifchen Gebietes. alfo insbefondere der Har-
monik tat es nicht. Etwas fi i l i ft i f ch Neues. das ihre Lieder w e f e n t-
lich von der zuletzt durch Säjumann vertretenen älteren Phafe unter-
fchieden hätte. brachte uns jene Gruppe von Tondichtern nicht. Wenn
wir aber unterfuchen. worin denn das für die Vokalmufik ftilifii f ch
Neue bei Wagner beruhen möge. fo können wir nicht lange im
Finfiern tappen. Man wähnte gelegentlich. das mufikalifäje Leit-
motiv. alfo die Anordnung der thematifchen Arbeit nach f ymbo-
lift i f ch e n Gefichtspunkten. fei das Wefentliche. und neigte fogar dazu.
einen Tondichter. der etwa einzelne Themen durch einen Liederzyklus
konfequent durchführte. zum ..Wagner des Liedes" zu ernennen. Aber
felbft. wo das gefchah. wie etwa in Weingartners fchöner Vertonung der
..Wallfahrt nach Kevlaar" - felbft da ergab fich's. daß die Löfung
des Problems nicht um einen Schritt weiter vorgerückt war. Als
die Pointe der vokalftiliftifchen Reform Wagners mußte man fchließlich
erkennen: die Wiedergeburt des Rezitativs.
Laffen wir uns bei dem Wort Rezitativ nicht ins Bockshorn
jagen durch die Bemerkungen. die Hanslick in feiner unheilvollen.

mit den Begriffen geiftreich jonglierenden Brofchüre ..Vom Mufikalifch-
Schönen" daran knüpft. Er nennt es die Form. ..die am unmittelbarften
und bis auf den Akzent des einzelnen Wortes fiäf dem deklamatorifchen
Ausdruck anfchmiegt. nicht mehr anfirebend. als einen getreuen Abguß
befiimmter. mei| rafch wechfelnder Gemütszuftände". und charakterifiert
die äfthetifche Natur des Rezitativs damit ganz treffend. Wenn er
dann im Rezitativ. als wahrer Verkörperung der modernen Lehre. uns
die höchfie. vollkommenfie Mufik fehen läßt. fo wäre wohl als Verbefierung
vorzufchlagen: das Rezitativ ift die vollkommenfie Form der Vokal-
mufik. Nach diefer redaktionellen Änderung wäre aber dem feder-
gewandten Mufik-Therfites zweifellos zuzugefiehen gewefen. daß er auch
in der modernen Mufik überrafchend gut das Gefeßmäßige zu abftrahieren
verftände. Doch leider fah der boshafte Raifonneur vor lauter Logik
die Tatfachen nicht; er argumentiert nämlich weiter: ..in der Tat finkt die
Mufik im Rezitativ ganz zur Dienerin herab und verliert ihre felbfkändige
Bedeutung". Und darin fieht er einen Beweis. ..daß der Ausdruck
beftimmter Seelenvorgänge mit der Aufgabe der Mufik nicht kongruiert.
fondern in letzter Konfequenz derfelben entgegenfteht.“ Wenn er weiter
auffordert: ..Man fpiele ein längeres Rezitativ mit Hinweglaffung der
Worte und frage dann nach feinem mufikalifchen Wert und Bedeuten‟.
fo habe ich nichts dagegen einzuwenden. ja. ich gebe fogar zu. daß. wie
.Sanslick weiter verlangt. jed e Muf ik diefe Probe aushalten müffe.
wenn wir ihr allein die hervorgebrachte Wirkung zufchreiben follen.
Ich bemerke freilich nebenbei. daß Hanslicks leßte Vorausfeßung falfch
ift. daß wir nie m als in der V o k alm u f ik die hervor-gebrachte
künfilerifche Wirkung allein der Mufik zufchreiben follen.
fondern unter allen Umfiänden der Verbindung der Mufik mit dem
Dichter w o r t. - Wenn wirklich jede Mufik die Hanslickfche Probe
aushalten müßte. und keines der klaffifchen Rezitative vermöchte das. fo
wäre damit durchaus noch nichts gegen das äfthetifche Prinzip d es
Rezitativs bewiefen. Und in der Form. wie Wagner in feinen
Dramen das Rezitativ ftiliftifch reorganifiert hat. hält es fogar dem
Hanslickfchen Rigorofum ftand. Fragen wir nur die Militärdirigenten
der Kulturländer. ja. berufen wir einen Kongreß der Schufterbuben
Europas ein und laffen fie über ..Woraus Abfchied‟ votieren. dann werden
wir in fchönfler Form ein Plebifzit für das Rezitativ und gegen den öden
Formalismus der Hanslickianer erhalten.
Auch das Rezitativ ift einer der Punkte. wo Hanslick aus richtigen

Prämiffen juf't das Entgegengefeßte folgerte von dem. was eine u n b e-
fangene Logik ohne böswillige Voreingenommen-
heit zu folgern fände. Doch Hanslick ift ein toter Mann. war fchon
zu Lebzeiten fo tot. wie wenige. da auf der ganzen Linie die Mufikgefchichte
die von ihm aufgefiellten Schlagbäume überrannte und keines feiner
Wegverbote refpektiert hat. Ich weiß nicht. ob in Wagners Lebensgang
mehr Tragik liegt. oder in dem feines verbiffenfien und giftigften
Feindes. der an feinem Lebensabend fehen mußte. wie kurze Beine Kultur-
lügen haben und daß fein ganzes Lebenswerk darin befianden hatte. den
Zeiger der Mufikgefchichte um einige Sekunden zurückzufchieben. ohne das
Uhrwerk zum Stillftehen gebracht zu haben. Um aber zu unferem Thema
zurückzukommen: Der Schritt von Wagner zu einer wirklich auf feinem
Schaffen beruhenden Lyrik war gefchehen. fobald aus dem dramatifchen
das lyrifche Rezitativ hervorging. Das lyrifche Rezi-
tativ; die Bezeichnung habe ich vor anderthalb Jahrzehnten geprägt.
zunächf't um meine eigenen lyrifchen Arbeiten vor dem törichten Einwand
zu bewahren ..Aber das find doch keine Lieder!" Um fie als Lieder aner-
kannt zu fehen. mußte ich fie anders benennen. war mir aber völlig klar
darüber. mit der Formulierung. an der fich feitdem die Kritik die Zähne
auszubeißen liebt. das Wefentliche des auf Wagnerfchem Boden ent-
fproffenen Liedes zu bezeichnen. Der Sinn fcheint mir fo klar zutage zu
liegen. daß ich noch heute nicht verfiehe. wie fo mancher Kritiker daran
vorübertappen konnte: die Bezeichnung fagt. daß die Rezitativ-
form - felbftverfiändlich in der Entwicklungphafe. die Wagner ihr
gegeben. auf ly r i f ch e Kunftzwecke angewandt fei. Darin aber fpricht
fich vor allem der Grundfaß aus. daß der lyrifche Komponifk nicht mehr
von dem mufikalifäfen Gedanken ausgeht. der vielleicht fchon erif'tierte. ehe
der Tondichter den Tert kannte. fo daß nachher vielleicht alle möglichen
Tertveränderungen vorgenommen werden. Wortumf'tellungen oder gar
Wortänderungen nur um des melodifchen - V o ru rte ils willen.
Der moderne Lyriker geht von dem T e r t aus; diefer liefert ihm durch
feinen wahrhaftigen Rhythmus. mehr oder weniger vielleicht auäj durch
den Tonfall die mufikalifchen Grundgedanken. bei deren gefangmelodifcher
Ausführung dann aber fiets die deklamatorifche Wahrhaftigkeit der maß-
gebende Gefichtspunkt bleibt. Damit allein kann's natürlich nic!!t
getan fein. Das find die G e f i ch t s p u n k t e; zu deren Anwendung
gehört aber ein Mufiker. gehört ein Künftler! Und wer nur ein trockenes
Rezitativ. „recitatjro 80000“ zuwege bringt. überhaupt. wem ..nit ein-

fällt". der foll halt das Komponieren laffen. Das neudeutfate Lied ift das lyrifclte Rezitativ. infoweit defien Schöpfer -- was eingefallen ift. Und fo läge es denn nahe. das Kriterium zum Teilungprinzip für unfere weiteren Betrachtungen aufzufiellen: Liederkomponiften. denen was ein- gefallen ift. und Liederkomponifien. die -- gerne möchten. Offen ge- |anden _ das Teilungprinzip liegt zu nahe. Ich ziehe es vor. die Tondichter. denen niatts einfällt. von meinen Betraattungen auszufchließen und nach einem anderen Kriterium für die Gruppierung des noclt zu be- wältigenden Stoffes zu fuaten.

Iat glaube ein fehr wefentliates Kriterium zu finden in dem p f y at o- logifaten Verhältnis des Komponiften zum Diatter. Das ift ein Gefichtspunkt. den es für die Vertreter der älteren Tonlyrik kaum gab. Deren Verhältnis zum Text war im wefentliaten damit erfcltöpft. daß das Gediatt ihnen den Vorwand und formelle Grundzüge für ein Mufikftück gab. Sie taten meift fchon ein übriges. wenn fie ihr Mufikftück auf diefelbe Grundfiimmung einrichteten. die im Texte fich ausfprach. Im Grunde kam diefe Lyrik auf Hanslicks „Spiel tönend bewegter Formen“ heraus. Sie lieferte Mufikftücke. bei denen es gleiatgültig blieb. ob ein Sänger das Gedicht fang. oder ein Piftonbläfer die Gefangmelodie blies. Die rühm- lichen Ausnahmen find fo felten. daß fie in der Tat die Regel beftätigen. Ia. oft blieb es fogar gleiatgültig. ob der Sänger den Originaltext fang. oder irgend einen in der Grundftimmung verwandten. deffen Verfe fich an das gleiate profodifate Schema hielten. Als ein draftifates Beifpiel möatte ich die bekannte lebenslufiige Ode des Horaz in Erinnerung rufen: „luteger rjtue Zeelerinqne pur-118“, Es ift Gemeingut unferer Liedertafeln und Satüleratöre geworden in einer Weife. -- Flemming heißt. glaube ich. ihr Urheber. - die gleich groß ift in der Mißaattung des Spraatrhythmus. wie der Stimmung des Gedichtes. Die Ironie des Schickfals hat es gewollt. daß irgend ein anderer Satöngeift der weh- mütigen Weife. die zu des galanten Römers liebenswürdigem Sclterzlied erdaatt war. einen Text unterlegte. der regelmäßig bei Schülerbegräb- niffen von den Satülerchören zu Gehör gebraatt wird.

Alfo für den modernen Tonlyriker ift fein Verhältnis zu dem Text- diclttter maßgebend. Und zwar handelt fich*s hierbei eigentlich um eine Modernifierung der älteren Frage. ob dem Komponifien der Text oder die Mufik die Hauptfaate ift. Das ergäbe mithin die Mögliatkeiten eines egoifiifchen oder eines alteruiftifaten Verhaltens zum Ge- diatt. Beides ift mögliat: egoiftifat wird fiat der Mufiker verhalten.

dem f ein e i g e n e s Seelenleben das Ausdru>sobjekt ifi. der von dem
Gedicht nur die Anregung nimmt. feine eigene Stimmung zum Ausdruck
zu bringen. dem alfo das Gedicht nur Mittel zum Ausdruck feines Jch ift.
Das Bedürfnis. fein eigenes Seelenleben zum Ausdruck gelangen zu
laffen. kennzeichnet ihn als Lyriker im eigentlichen Wortfinn.
Diefem Typus gegenüber fteht der andere. dem das Gedicht ni cht
Mittel zum Zweck. fondern Selbftzweck ift. Kann man jenen
Lyriker im engeren Wortfinn als f u b j e k t i v e n L y r i k e r bezeiäjnen.
fo wäre dem Künftler. der in dem Lied nicht fein eigenes. fondern des
Dichters Empfinden zu gefieigertem Ausdruck zu bringen beftrebt ift.
das Prädikat eines o b j e k t i v e n L y r i k e r s zuzubilligen. Es kann
zunächft meine Aufgabe nicht fein. zwifchen beiden Möglichkeiten des
äfihetifchen Verhaltens u prior-j eine Wahl zu treffen. Vielmehr möchte
ich beide Klaffen von lyrifchen Tondichtern zunääjft rein faäjlich in ihren
wichtigften Vertretern näher beleuchten und dabei mit der zahlreicheren
Gruppe der lyrifajen Subjektiviften den Anfang machen. Sie wollen.
wie wir gefehen. nur fich felber künftlerifch zum Ausdruck bringen; das
Gedicht ift ihnen nur Mittel zum Zweck. zu dem Zwe> des künftlerifchen
Sich-aus-lebens.
Diefes Verhältnis bedingt auf der anderen Seite. - wenigftens
in den rein künftlerifch zu weirtenden Fällen. und nur von
folchen foll die Rede fein. -- daß der Mufiker nur dann lyrifch zum
Schaffen genötigt ift. wenn ihm ein Gedicht begegnet. das mit feiner
primär vorhandenen Seelenftimmung im Einklang fieht.
Der ertremfte. alfo wohl reinft lyrifche Fall ift der. daß der Mufiker
unter dem Eindruck einer befiimmten feelifchen Erfchütterung ein Gedicht
findet - oder weiß. das juft feiner Stimmung entgegenkommt. Ich
glaube. daß das die Fälle find. in denen die befien fubjektiv-lyrifchen
Lieder komponiert werden. Jn diefen Liedern wird aber fiets die Per-
fönlichkeit des Tondichters deutlich zum Ausdruck gelangen. Und diefe
Perfönlichkeit wird fich durch die verfchiedenartigften Stimmungbilder
hindurch gleich bleiben. denn Perfönlichkeitausdruck ift
Stil. Alfo der rein fubjektive Tonlyriker wird feinen ausgefprochenen
Stil haben. der. wenn er nur ein Knirps ift. fich allerdings wohl auch
in der Form der Manier bekunden kann.
Schluß in der Juli-Nummer.

Robert Stiaffny:

Ein Schloß im Donautale.

(Kreuzenfiein und fein Burgherr.)

Hierzu vier Bilder.

Gehören Kunftliebe und Mäcenatentum noch zum fozialen Berufe
der Ariftokratie. find fie eine Standesfache? Sein gefchichtlich er-
wachfenes Vorrecht auf die Förderung der Kunft hat der Adel fo gut
wie die Kirche gewiß eingebüßt. Und doch hatte die Kunfi unter feu-
dalem Schuh und Schirm in mehr wie einer Hinficht beffere Tage als
heute. wo die Pflege der modernen Produktion dem bureaukratifchen
Staate anvertraut ift. der zur Kunft kein eigentliches Verhältnis hat.
während der Befiß von Altertümern zur Mode zu entarten beginnt. der
amerikanifche Trufimagnaten die Marktpreife diktieren. Wogegen der
Adel. felbft ein leibhaftiges Stück Gefchichte. die vergangenen Dinge
wenigfiens als hi|orifche Urkunden zu refpektieren pflegt. Gefellt fich
dazu der Blick für die Erfcheinung. das richtige Gehör für das Idiom.
in dem die Denkmäler reden. fo wird der Gefchichts- und Altertums-
freund zum Kunftfreunde. Zu den Liebhabern diefes Schlages zählt G r af
H a n s W i l c z e k. der erfte Kunfikavalier Ofterreichs. der Ende vorigen
Jahres unter einer feltenen Fülle von Sympathiebezeugungen aus Stadt.
Land und Reich die Schwelle der Siebziger überfchritten hat. Eine halb-
hundertjährige Sammlerlaufbahn liegt hinter ihm. Von ihren Anfängen
hat er felbft vor etlichen Jahren in einem Vortrage ..Erinnerungen eines
Waffenfammlers“ erzählt: ..Schon als Kind waren mir die hiftorifchen
Heldengefialten. vor allem Kaifer Maximilian l.. meine Herzensheiligen
und jeder Gegenfiand. den fie. wie ich mir dachte. vielleicht gefehen
oder gar berührt haben konnten. war mir ebenfo verehrungswürdig wie
eine heilige Reliquie.“

Man vernimmt in diefem Geftändniffe einen Nachhall der roman-
tifchen Begeifterung. die in der Iugendzeit des Grafen die Gemüter be-
herrfcht und die Teilnahme am deutfchen Mittelalter in die weitefien
Kreife getragen hatte. Es war eine Reftaurationsepoche in Kunft und
Literatur bekanntlich nicht minder wie in der Politik. Romantifche An-

wandlungen waren zwar fchon der Zopfzeit nicht fremd geblieben. Noch
tief im 18. Jahrhunderte war zuerfl in Schottland und England das
Verlangen nach Wiederaufnahme der lange mißachteten Gotik erwacht.
Auch in Böhmen hatte man bereits anfangs des Jahrhunderts beim Bau
einzelner Klofterkirchen auf fie zurückgegriffen; bald entftand in dem
Potsdam Friedrich Wilhelms l. das gotifierende Nauenertor. Nachdem
Goethe 1772 feine Schrift über altdeutfche Baukunfi den Manen Erwins
von Steinbach gewidmet hattep ging man fchon an größere Unter-
nehmungen. wie die Löwenburg in Wilhelmshöhe bei Kaffel. Aber erft
in den Jahrzehnten nach den Befreiungskriegenp als die altdeutfche Herr-
lichkeit in mythifcher Größe vor 'den Augen der Patrioten fich aufrichtete.
kam diefe Stimmung allgemein zum Durchbruche. Am Rhein fetzt eine neu-
gotifcheBewegung ein. die im beginnendenAusbau des KölnerDomes(1823
bis 1842) ihren Mittelpunkt findet. Die Burgenfchwärmerei und Ruinen-
elegik. nicht wenig gefördert durch die Verbreitung der Walter Scott'fchen
Romanep erlebt damals zugleich mit dem Nitterftück ihre Blüte. Ver-
fallene Schlöfierj vom Zauber der Sage und Dichtung überrankt. werden
wiederhergeftellt oder ergänzt, nur zu häufig aber „verfihönert“ und
damit verfälfcht. Unbedenklich hat diefe phantaftifche Bauromantik hoch-
merkwiirdige Denkmäler vernichten um in ihren meifi recht nebelhaften
Vorfiellungen einer dahingefchwundenen Heldenzeit zu fchwelgen. Zu dem
neuen rheinifchen Burgenfiile befißt Öfterreich ein intereffantes Seiten-
|ück in der Franzensburg zu Larenburg bei Wien. Sie ift 1801 bis
1836 entftandenj als gutgemeinte Nachahmung einer mittelalterlichen
Wafferfefte. unter fihonungslofer Verwendung koftbarer Architekturrefte
des Babenberger Fürfienhofes in Klofierneuburg aus dem Älll. Jahr-
hunderte,
Von folchen dilettantifchen Vorbildern hatte die frühgereifte Kenner-
fchaft des Grafen Wilczek fich loszuringenj ehe er es unternahm, ein
Stück von der Schönheitswelt der Gotik im Geifie und in der Handfchrift
der Alten wieder aufzubauen, Zugute kam ihm hierbei. daß feine Kunfi-
freude keinen literarifchen Urfprung hatte. fondern aus der lebendigen
Anfchauung. aus dem unmittelbaren Umgange mit der künfilerifchen
Hinterlafienfäiaft der Epoche gefchöpft und von einem treuen Heimats-
finne genährt war. Bevor er Sammler wurde. bevor er als werkta'tiger
Helfer der öfierreichifchen Nordpolfahrt und Mitbegründer gemein-
nütziger Mufteranftalten europäifchen Ruf erlangtex war Graf Wilczek
ein pafiionierter Jäger. Auf feinen Weidmannszügen zog ihn das Volks-

.
. B b
1' q.,
d
*
1 u
e.
K .
l .
ü'
k. q.
.. K
-- .-
c
X '
-.
'.
k
K..-
B a
.K
E x0,
'|.„
[i *o i
Jahrgang
1 9 q 8
4U *v
'W 7...
r
-UU
n E
n.. .l
g um
u q...
_O1 i
.'-euK b"
X' x a.,
_....rwxm-F
...'-dZfif.
„MMV i
nel ..- N
. l c



tum der Alpler fiets befonders an. in deren Brauch und Kunft viel von
der frifchen. farbigen Kultur des Mittelalters nachlebt und nachwirkt.
Seine Pürfchgänge wurden Studiengänge und die Eindrücke. die er auf
ihnen empfing - bekennt er in dem Geleitworte einer Neuausgabe
des ..Jagdbuchesi' Kaifer Maximilians - hätten ihn dem Verfiändnifie
für die Zeit. welche diefes Buch befchreibt. näher gebracht. Denn wieder
geriet er hier in den Bannkreis des teuren Fürften Maximilian. diefer
idealen Jägergeftalt und eigentlich typifihen Kaifergefialt der Alpen.
Damit war feinem Sammeln Weg und Ziel gewiefen. Nicht als
altdeutfcher Sonderling hat der Graf eine Raritätenkammer angelegt und
nicht als künfilerifcher Feinfchme>er aus den aufgehäuften Altertümern
ein Privatmufeum fich hergerichtet. Denn fo viele Erwerbungen durch
Gewähltheit und Bedeutung hervorragten. das künfilerifche Jntereffe
war nicht immer ausfchlaggebend. Es waren goldene Zeiten für die
Sammler. die fünfziger und fechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts.
Ganze Gattungen heute viel begehrter Altfachen. etwa deutfche .Holz-
fchnißereien und Eifenarbeiten des A7. und L71. Jahrhunderts. flanden
noch wenig beachtet zur Seite. Verfunkene Schäße gab es zu heben. dem
Untergangeoder der Verfchleppung preisgegebene Werke zu retten. Das
Finderglück des Grafen wußte die Gunfi der Lage trefflich auszubeuten.
Was folcherart unter feinen Händen zufammenfloß. rundete fich allmählich
zu einem vollfiändigen Kulturinventare des Spätmittelalters ab. zu einem
Bilde aus deutfcher Vergangenheit. dem an Reichtum und Gefchloffen-
heit nur wenige auswärtige Nationalmufeen ftandhielten. Diefes Bild
verlangte nach einem Rahmen von ebenfolcher Echtheit. die obdachlofe
Kunfthabe nach einer vertrauten Heimfiätte. Es war nun ein lockendes
aber kühnes Wagnis. eine folche auf den Trümmern Kreuzenfteins zu
gründen. der vielumfirittenen Prachtfefte. die einfi ein Lehen des Alt-
grafen Niklas von Salm. des Türkenhelden von 1529. dann im dreißig-
jährigen Kriege (1645) von Torftensfon in die Luft gefprengt. nach
weiteren wechfelvollen Schickfalen zum Steinbruche herabgefunken war,
In feiner Pietät für mittelalterliche Empfindungswerte ifi Graf
Wilczek fonft ein abgefagter Gegner moderner Refiaurationen und Jmi-
tationen. Er weiß. daß jeder noch fo ftilvolle Um- oder Ausbau das
Befte einer Ruine zerfiört: die hiftorifche Stimmung. Demgemäß ver-
hält er fich durchaus ablehnend gegenüber allen weiterausgreifenden
Erneuerungen. von einem Refiaurierungsattentate. wie es dem Otto-
Heinrichs-Baue in Heidelberg zugedacht war. zu fchweigen. Denn. wie

der liegen gebliebene Torfo eines Bildwerkes in der Regel keine Zutat
oder Fortfeßung von fremder Hand verträgtf fo fallen Herftellungsbauten,
felbftf wo fie fich auf Originalentwürfe i'tüßenx felten künftlerifch befrie-
digend aus. Vom alten Kreuzenfiein war aber außer hochromanifchenTeilen
der Ringmauernx einem Rumpf des Oftturmes und Refien der fpätgotifchen
Burgkapelle nicht viel Urfprüngliches mehr erhalten. An Anzeicheny Spuren
und Baunachrichten fehlte es indes nicht völligf wie das Burgbild - halb
Wehr-y halb Wohnbau - bis zu Beginn des fechzehnten Jahrhunderts
fich entwickelt haben mochte. Die Aufgabe war alfoz innerhalb der
gegebenen Bedingungen eine bewußte Neufchöpfungi ein individuelles
Kunfiwerk hinzufiellen. Wie gut wurde gleich die Gelegenheit des
Ortes ausgenußt- der Bauplaß felbft. Diefes unregelmäßige Plateau
des Leiffergebirgesx auf dem die gewaltigen- ruhigen Maffen der Burg in
ihrer reichen Gruppierung und fchneidigen Silhouette wie ein Natur-
gebilde uns entgegenwachfen, wenn fie hoch über dem Stromufer aus
dunklem Nadelgehölz auftauchen. Wie glücklich löfen fich die Kontrafie
im Gefamtbilde- wie originell find Vorwerkey Zinnenmauernt Torturm-
Wehrgang zufammengeftimmt mit dem Burgkernei der Kapelle- den
Wohn- und Saalgebäuden, endlich den mächtigen Bergfried. In der
Verteilung der Maffen und Akzente herrfcht der fpezififch gotifche Rhyth-
mus, jene eigentümliche Kurvenpoefiex die gerade durch die Verfchie-
bungen der Symmetrie und des Gleichgewichts uns fo malerifäf an-
heimelt. Und fie geht auf und nieder durch den ganzen Bau. Echte, alte
Werkfiücke oder getreue Nachbildungen find durch geiftvolle Verbindungen
zufammengefchloffem die fich von der Trockenheit einer doktrinären Schul-
gotik freihaltenz aber bis zum lebten Fenfterprofil den Charakter des
Stils bewahren. Nur einer jahrzehntelangen Hingabe an das gotifche
Bauideal, nur einem fiat-ken künftlerifäfen und perfönlichen Willen konnte
eine in allen Teilen fo gleichgewiegte Leifiung gelingen. Der frei aus-
lugende Erker (das „Chörlein") des Torturmes beifpielsweife mußte fich
mehr als eine Verfeßung gefallen laffeni bis er fich fo fein wie heute der
Umrißlinie des Ganzen einfügte. Die Arkaden des „Kafchauer Ganges"
mit ihren Giebelwimpergenf gekuppelten Fialen und der durchbrocheneu
Maßwerkbriiftung darüber können in der altehrwürdigen Kathedrale
Oberungarns nicht beffer gewirkt haben- als im Kreuzenfteiner Burg-
hofe. Ein monumental-dekoratives Prunk|ü> erften Ranges ift ferner die
H a l l e a n d e r S ü d f e i t ei die fich durch eine Bogenfiellung in einen
weiten. fäulengetragenenf in hoher Blendnifche liegenden Söller öffnet,

Die altvenezianifche. zu einem Tifche umgeftaltete Brunnenmündung
vorne. der fpätgotifche Grabftein aus dem Salzburgifchen an der Weft-
wand und die in die Ecke eingebaute Wendeltreppe erhöhen den eigen-
artigen Reiz diefer Loggia. Die „Schnecke" ift von dem Bauherrn felbft
komponiert. der überhaupt nicht bloß gelegentlich Details gezeichnet.
fondern als fein eigener Bauleiter und oberfter Werkmeifter in den aus-
führenden Architekten. dem phantafievollen Karl Gangolf Kayfer (geft.
1895) und Walcher v. Molthein. vielfach nur Nebenmeifter gefehen. Auch
feine technifchen Mitarbeiter. Steinmeßen. Schmiedekünftler. Zimmer-
leute und Holzfäjniher hat Graf Wilczek in einer Art familiärer Kunft-
fchule und Baubruderfchaft fich erft herangezogen. Daher die Abwefen-
heit aller Schablonenarbeit. das Gepräge des organifch Geworbenen.
allmählich Weitergebildeten. harmonifch Angealterten. das die einzelnen
Bautrakte zwanglos ineinander übergehen läßt.
Derfelben einheitlichen Eingebung verdankt das Innere der Burg
feine brillante dekorative Wirkung. Als Sanktuarium des Haufes hebt
fich mit einem vollen polychromen Farbenakkorde die Kapelle feierlich
und bedeutfam heraus. Bei den iibrigen Räumen ift die Gefahr glücklich
vermieden. die ..Kirche ins Zimmer“ zu übertragen. Der impofante
Saal mit den gewundenen Reihungen feines reich geftriäten Neßgewölbes
- eine Reminifcenz an den Wladislawfaal der Prager Burg -. die
fröhliche. ganz weidgerecht ausgeftattete Iagdkammer. die ernfte
Bibliothek mit den rotmarmornen Mittelfäulen (nach Muftern der
Fefte Hohenfalzburg) und den Gewölbemalereien Hans Schwaigers. des
originellen böhmifchen Meifters. find Innenräume von jener harmonifchen
Durchbildung mehr optifcher als organifch-ftruktiver Natur. mit der die
endende Gotik fchon in die Renaiffance hinüberleitete. Das künft-
lerifche Mittelalter war eben auch im Norden mindeftens um zwei Ge-
nerationen früher abgelaufen als das gefäfichtliche. In diefes verfeßen
uns wieder das'fchliäft aber würdig behandelte Archiv. die trauliche
P f a f f e n ft u b e mit dem zierlich gefchnilzten Pförtchen. der Balken-
decke famt Durchzug (aus Nürnberg) und dem Tiroler Eifenofen. die
Glöcknerftube im großen Tut-me. endlich das Parzival- und Badezimmer
mit ihren liebenswürdigen Schildereien im Geifte und in der Technik
frühmittelalterlicher Fresken von dem Münchener Maler Mar v. Mann
_ durchwegs wahre Kleinodien einer verftändnisvoll erneuten Zimmer-
gotik. Zwifchendurch fchiebt fich eine Flucht von Gelaffen. die in ihren
laufchigen. warmen Ecken. gefchüßten Winkeln und mannigfachen

Treppenwißen nicht weniger das Behagen der alten Wohnkunft atmen.
Zu einer individuell-gemütlichen Geftaltung der Räume drängten hier
fchon die individualifiifchen Spätformen der Gotik. die in den Holzver-
fchalungeu. im Mobiliar und der fonf'tigen Ausftattung überwiegen. Die
Burg ift eben keine Kuliffenarchitektur. fie ift nicht als Theaterprofpekt.
als ..Stimmungsmärchen“ gedichtet. wie man feltfamerweife immer
wieder ließ. fondern aus einem praktifchen Bedürfniffe von innen nach
außen gebaut. als Behälter und Gehäufe eines beftimmten Inhalts.
Wie der Sammler gerade bei Geräten leicht der Verfuchung unter-
liegt. Fehlendes zu ergänzen. aus alten Bruchftücken ganze Interieurs
herzuftellen - fo hat hier eine im Nachfchaffen neuformende Phan-
tafie den Sachbefiß der Vorzeit auf feinen mütterlichen Boden. in feine
angef'tammte Umgebung zurückverfeßt. ihn nochmals eingepaßt in ein
lebendes Ganze. Sorgfam ift dabei allen Stilmäßchen. einer füßlichen
„Bußenfcheibenlyrik“ aus dem Wege gegangen: in der Einrichtung und
Anordnung der Gegenf'tände prägt fich nur die Freude am Charakteriftifch-
Schönen und eine intime Spezialkenntnis des deutfchen Burgenlebens
aus. defien ..Zeug und fahrende Habe" man hier bis in die letzten
Einzelheiten einer fpätgotifchen Küche beifammen hat. Was uns am
Hausrate der Spätgotik. befonders an den Schreinerarbeiten feffelt. ift
nicht zuletzt die tief innerliche Verwandtfchaft 'ihrer vielgeftaltigen Formen
und ihrer naturalifiifchen Ornamentik mit dem deutfchen Walde. Kaum
irgendwo ift denn auch die Gotik feßhafter geworden. als in den deutfchen
Gebirgsländern. In ihrer Spät- und Naäjblüte. als Deutfchrenaiffance.
hat fie fich im Borne der Volkskunft geradezu verjüngt und man weiß.
welcher Schäher jeder Art vaterländifchen Gewerbes Kaifer Max ge-
wefen. In den Donauauen bei Kreuzenftein hat Maximilian öfters
gejagt. Würde er heute von einem folchen ..luftig gejaidt" in der Burg
einkehren. fo hätte er nicht nur die reichbefeßte Rüftkammer. den Stolz
des gräflichen Sammeleifers. zu bewundern und unter anderen perfön-
lichen Andenken feine wohlerhaltene Drehbank. ein Gefchenk der Tiroler
Landftände. zu begrüßen. er würde auch fonfi fich bald heimifch fühlen
in der „vernewerten" Fefte: ift er doch ihr unfichtbarer Hausherr.
Damit ift fchon gefagt. daß es fich in Kreuzenfiein um etwas anderes
handelt. als um ein großartiges kulturgefchichtliches Mufeum. Freilich
wäre auch ein folches nichts Kleines als Erfah des in Öfierreich fehlen-
den Cluny und als Protefi gegen das mechanifche Zufammenreihen toter
Kunftwerke. das in den meiften öffentlichen Sammlungen noch als

wiffenfthaftliches Syfiem vorherrfcht. Und es ifi ferner klar geworden-
wodurch die Burg von bloßen Stilkopien wie etwa den bayerifthen
Königsfrhlöffern Ludwigs ll. fich unterfcheidet. Eine feltene Anemp-
findungs- und Durchdringungskunft hat hier das übernommene felb-
ftändig umgewertet und die Entwicklungsfähigkeit der gotifchen Formen
neuerdings dat-getan, Diefe fpontane Weiterbildung einer künftlerifchen
Ausdrucksweife- die in die Volksphantafie- in unfere Volksgefchichte fich
eingelebt hat- gibt Kreuzenfiein feine bleibende Bedeutung, Ihr ver-
dankt die Burg auch die Teilnahme Kaifer Wilhelms ll. am Fortgange
und Abfchluffe der mehr als dreißigjährigen Arbeite der er gelegentlich
feines Befuehes im Juni 1906 bewundernden Ausdruck gegeben.
Die romantifthe Gotik war auf der Suche nach einem geometrifch-
konftruierbaren Normalfyfieme - noch Semper fpricht von einer „flei-
nernen Scholaftik" - rafch in akademifcher Nüchternheit erftarrt. Und
zwar nicht bloß in Deutfchland. Auch die Gotik eines Viollet-le-Duc
fcheint uns heute aus dem Ankerfteinbaukaften geholt. Rück-
fichtslos gegen jedes provinzielle Herkommen- hatten diefe Puriften
fich eine Allerweltsgotik zurerhtgelegß und die Spätgotik folgerichtig als
„fchlechte Zeit"y als Entartung verworfen. Gleichwohl hatte der Stil
auf deutfchem Boden erft im finkenden Mittelalter fich recht gefunden,
wie die Mannigfaltigkeit nationaler Befonderheiten und lokaler Spiel-
arten beweift- in die er, zumal in den Grenzgebietenx auseinanderftrahlte,
Diefer mit Nachdruck betonte Stammescharakteß die autochthone Note
ift das Allerbefle und das Allereigenfte- was in Kreuzenftein geleifiet
wurde. Nur mit ihrer Hilfe gelang es- Stimmung und Farbe* die
ganze Atmofphäre der maximilianifchen Zeit in fo unvergleichlicher Weife
einzufangen- daß man ein fpätgeborenes Werk originaler Heimatskunft
vor fich zu haben meinte ein Gefamtkunfiwerk- in dem die Triebkraft
der Gotik noch einmal von der Wurzel herauf ausgefchlagen hat.
Liegt in diefem Erfolge nicht ein Wink auch für die jüngfte Kunfi-
bewegung- die unter dem Feldgefchrei „Los von der hifiorifchen Richtung"
[ich fo oft der Nachahmung zeitlich und örtlich entlegener Kulturen- ja
Halbkulturen in die Arme wirft? Nicht umfonft hat ja zum Beifpiel der
moderne englifche Möbelfiil an die firenge- aber einfach-gefunde Eigen-
art der Gotik öfters angeknüpft. In der Tat könnten die modernen Ver-
fuchef das künftlerifche Gewerbe dem Fabriksbetriebe zu entreißen und wieder
auf Perfönlichkeiten zu ftiitöeny von Unternehmungen wie Kreuzenftein
Mancherlei lernen. Haben dort» indes die Nußkunfi von heute meift

nur in Lurusäußerungen wirkt. felbft die handwerklichfien Schöpfungen
einen unverwüftlichen Reiz: nicht allein die zweckfichere Material-
behandlung. auch das Mark deutfchen Lebens fpricht uns aus ihnen an.
Durch die ariftokratifche Kultur in Öfterreieh geht fonft ein |arker
franzöfifcher Einfchlag. Wenn die Schönheitsfympathien des Grafen
Wilczek fich dem deutfchen Mittelalter zugewendet haben. fo hat fein
nationales Bewußtfein daran nicht weniger Anteil wie fein hiftorifcher
Standesgeifi. Aber feine Leidenfchaft für die Vergangenheit ift nicht
gleichbedeutend mit einer Reaktion für die Gegenwart. Kein gotifcher
Menfch. fondern ein Mann. der mit beiden Füßen in feiner eigenen Zeit
fieht. mit ihren bewegenden Ideen Fühlung hat. ifi er weit davon entfernt.
im |ahlblinkenden Helm und Harnifch zu feinen Ahnenbildern fich malen
zu lafien. Mit feinem weiten und freien Blick wird er den Größten
aller Völker ebenfo gerecht wie den Forderungen der lebenden Kunft.
Nur. daß fein gefchärftes Wertgefühl für das Echte ihn abhält. das viele
Falfche und Gemachte in ihr zu überfchälzen. Den Meiftern der deutfchen
Renaiffance ift Kaifer Maximilian mehr Anreger als eigentlicher Schuß-
herr gewefen. Ebenfo hat Graf Wilczek häufiger als Mentor und Freund
namhafter Künftler in die neuefte öfterreichifche Kunfigefchichte einge-
griffen als durch Aufträge und Beftellungen. Aber er fchenkte ihr ein
Höheres. für das fie ihm Dank fchuldet; feine gewinnende Perfönlichkeit.
das Bild einer Vollnatur. eines wahrhaft adeligen Edelmannes. Und
damit reicht er als ..Ritter vom Geifte“ unferer Tage. über die Jahr-
hunderte hinweg. wahlverwandtfchaftlich dem ..lebten Ritter“ die Hände.*)

*) Aus der Literatur über ._Kreuzenftein fei neben einer hifiorifchen
Skizze I. P a uke r t s in der ..Topographie von Nieder-Öfierreich‟
(Sonderabdruck. Wien 1899) eine vorzügliche Würdigung der damals
noch unvollendeten Burg von dem feither leider aus dem Leben gefchiedenen
Architekten E am i l l o Sitte. dem Verfaffer des vielgelefenen Buches
..Der Städtebau“ in der Monatsfchrift ..Kunft und Kunfthandwerk". l
(Wien 1898) hervorgehoben. - Unferen Illuftrationen liegen bisher
unveröffentlichte Aufnahmen aus einer umfaffenden Bilderferie
des Hofphotographen W. B u r g e r in Wien zu Grunde. deffen als Spe-
zialität gepflegte Reproduktionen der Burg technifche Vollkommenheit
mit künftlerifchem Gefchmacke verbinden.

Hermann Großmann:
Bedeutung der chemifchen Technik für das
deutfche Wirtfchaftsleben.

Die memifche Induftrie Deutfchlands hat fich feit der Mitte des
vorigen Jahrhunderts außerordentlich rafch entwickelt. fo daß fie nicht
nur in verhältnismäßig kurzer Zeit fähig wurde. den deutfchen Markt mit
chemifchen Produkten zu verforgen. fondern auch in ftets fteigendem Maße
zum deutfäfen Erporthandel beitragen konnte. Auch das mit der chemi-
fchen Induftrie eng verknüpfte deutfche Berg- und Hüttenwefen erlebte in
den 50er Jahren des vorigen Jahrhunderts eine Periode fchnellfter Fort-
entwicklung; erfolgten doch in jener Zeit befonders auf dem Gebiet der
Kohlen- und der Eifeninduftrie und ihrer Nebenzweige. und bald darauf
auf denen des Kalibergbaus jene zahlreiäzen indufiriellen Gründungen
und der weitere Ausbau älterer. anfangs nur kleinerer Unternehmungen.
Berg- und Hüttenwefen war allerdings in Deutfchland f>zon in den ver-
gangenen Jahrhunderten zu einer gewiffen Blüte gelangt. (Es fei
an den Silberbergbau des Harzes. an die Kupfergewinnung in der Graf-
fchaft Mannsfeld. an die Förderung von Erzen aller Art im fächfifchen
Erzgebirge und fpeziell von Arfenerzen im Glaßergebirge erinnert.) Aber
man kann wohl mit Recht behaupten. daß in der Zeit von 1850 bis zur
Gegenwart die Fortfchritte auf diefem Gebiet. begünftigt vor allem durch
die Entwicklung der chemifchen Technik und der andern technifchen Wiffen-
fäzaften. die al l e _r fr ü h e r e n Perioden weit hinter fich laffen. Aus
einem ehemaligen Importland f a ft a l l e r R o h | o ff e und der wich-
tigfien Fabrikate der chemifchen Jnduftrie ift Deutfchland fo nach und nach
eins der erften Erportländer für chemifche Produkte geworden. So hat
fich befonders unfer Verhältnis zum englifchen Markt in diefer Hinficht
vollfiändig geändert. Die auch heute noch fehr bedeutende Einfuhr von
Rohftoffen ifi als eine tatfächliche Bereicherung der nationalen Volks-
wirtfchaft anzufehen. denn diefe notwendige Einfuhr dient. abgefehen von
dem gewaltig geftiegenen eigenen Konfum. vor allem zur Erzeugung wert-

voller Fabrikate bezw. Raffinerieprodukte. die nur zum Teil im Inland verbraucht werden. zum Teil aber auch in veredelter und demnach wertvollerer Form in das Land der Rohftoffproduktion wieder zurü>kehren. Den Erportwert aller chemifchen Waren heute zu berechnen. ift unmöglich geworden. einerfeits weil der Begriff der chemifchen Jnduftrie als foläfer der fcharfen Beftimmtheit und Begrenzung überhaupt ermangelt. andererfeits weil durch die im Jahre 1906 erfolgte Änderung der deutfchen Zollgefeßgebung die chemifchen Produkte in der Handelsftatiftik ganz wefentlich verfchieden gegenüber den früheren Perioden behandelt worden find. Um aber wenigfiens einen ungefähren Anhalt dafür zu gewinnen. wie die chemifche Jnduftrie im Laufe der letzten 20 Jahre fich zu einer bedeutenden Erportindufirie entwickelt hat. mögen aus den früheren vergleichbaren Statiftiken für die chemifche Jnduftrie nur folgende Zahlen angeführt werden. die fich auf die Ein- und Ausfuhr an Rohftoffen und Fabrikaten beziehen:

	Rohfioffe		Fabrikate	
	Einfuhr	Ausfuhr	Einfuhr	Ausfuhr
	Mill. M.	Mill. M.	Mill. M.	Mill. M.
1880	111.7	36.9	102.3	200.2
1890	149.9	32.6	111.9	242.1
1895	168.9	37.2	110.9	301.7
1900	218.4	45.2	113.0	352.4
1905	290.6	66.5	140.4	475.8

Die frühere Handelsfiatiftik verftand unter Rohftoffen im allgemeinen Sinne

8) die eigentlichen Rohftoffe der chemifchen Jnduftrie.
d) die Droguen zum Medizinalgebrauch und zu Parfümerien.
c) Harze aller Art. Abfälle zur Leimfabrikation.
(I) Gär- und Klärmittel.
9) rohe Farbmaterialien.
t') Farbftoffe.

Die Gruppe Fabrikate umfaßte: 8.) chemifche einfache Stoffe. Bafen. Säure und Salze. b) Äther und ätherifche Öle. Arzneien und Parfümerien. 0) Harzöle. Firniffe. Lacke und Klebftoffe. (L) Sprengftoffe und Zündwaren. 6) Pech. Teer und Teerdeftillate. f) Schreib-. Zeichenmaterialien. Farbwaren.

Wie man es aus der Tabelle fieht. hat feit 1880 die Einfuhr chemifcher Rohfioffe zwar gewaltig zugenommen. aber in noch viel höherem

Grade ift die Ausfuhr gewachfen. Nimmt man an. daß der Wert der
von der gefamten chemifchen Induftrie erzeugten Produkte heute etwa
1*/g Milliarden jährlich* beträgt. fo ergibt fich. daß mindeftens 1/3 der
Gefamtproduktion auf den Abfaß an das Ausland angewiefen ift. Diefe
Zahl von 11/2 Milliarden Mark gründet fich auf die im Iahre 1897
vom Reichsamt des Innern veranftaltete Produktionsfiatiftik. welche einen
Gefamtwert von 947.9 Millionen 'Mark laut amtlicher Ermittelung
ergab. Allerdings ift diefe Statiftik nicht auf alle Zweige der chemifchen
Induftrie ausgedehnt worden. aber fie bleibt mangels anderer zuverläffiger
Produktionserhebungen der einzig fichere Rückhalt für alle folche
Schähungen. Die Tatfache. daß die chemifche Induftrie Deutfchlands
und fpeziell einzelne Zweige derfelben auf den ausländifchen Abfaß an-
gewiefen find. erklärt es. weshalb diefe Jnduftrie ein natürliches großes
Intereffe an geficherten Zollverhältniffen im Verkehr mit dem Auslande
haben muß. Sie gibt uns aber auch gleichzeitig die Gewähr. daß felbft
bei einer zeitweife verringerten Aufnahmefähigkeit oder Aufnahmewillig-
keit des Auslandes unfere rhemifche Induftrie doäf einen fe|en Rückhalt
an dem heimifchen Konfum hat. der auch heut noch einer ftarken Stei-
gerung fähig ift. wie die Entwicklung der letzten Iahre gezeigt hat.
Es wird heute. wo die wirtfchaftliche Konjunktur von der Höhe
der Jahre 1905 bis 1907 herabgefunken ift. vielfach die Frage erörtert.
wie fich die fait bis zum Ende des Jahres 1907 im allgemeinen als gut zu
bezeichnende Lage der chemifchen Induftrie in Zukunft geftalten wird. ob
der vielfach fehr verftärkte Zollfchuß des Auslandes unferen Export in
einer Weife wird fchwächen können. fo daß ein fiarker Rückgang der In-
duftrie eintritt. ob fchließlich fich die von manchen vorher prophezeiten
ungünftigen Folgen der Handelsverträge für Deutfchland fich etwa fchon
jetzt bemerkbar gemacht haben.
Um diefe Fragen prüfen zu können. müffen wir unfer Augenmerk auf
die einzelnen Zweige der chemifchen Jnduftrie richten. wir gewinnen da-
durch zugleich auch bis zu einem gewiffen Grade eine Uberficht über die
volkswirtfchaftliche Bedeutung eines jeden Spezialzweiges. In der fol-
genden Tabelle. welche dem Bericht der Berufsgenoffenfchaft der chemi-
fchen Induftrie für 1906 entnommen ift. find für jeden Induftriezweig die
Zahl der Betriebe und die Zahl der befihäftigten Vollarbeiter und der ver-
ficherten Perfonen aufgeführt. In der letzten Kolonne ift endlich die
Zahl der befchäftigten und verficherten Perfonen befonders berechnet
worden. welche auf ein en Betrieb kommen.

Gruppe der chemifchen Indufirie	Anzahl der Betriebe	Anzahl der verfi erten Perßmen	Zahl der verficherten Perfonen in einem Betrieb
Salinen	32	2178	68
Chemifche Großindufirie	231	24 986	108
Sonfiige chemifche Präparate	888	32 300	36
Apotheken	68	443	6
Farbematerialien	335	12 722	37
Bleifiifte	38	356	9
Anilinfarben	27	22 398	829
Sonfiige Steinkohlenteerderivate	71	5141	72
Pulverfabriken	51	2488	48
Sonfiige Erplofivfioffe	116	7673	66
Zündwarenfabriken	106	6380	60
Abfuhr- und Desinfektionsanfialten	64	595	9
Künfiliche Düngefioffe	273	9 184	33
Abdeckereien	51	230	4
Holzkohlenfabriken	46	568	12
Harz- und Pechgewinnung	39	427	10
Talgfchmelze und Seifenfiedereien	825	9510	11
Stearin- und Wachskerzen	119	3 196	26
Kohlenteerfchwelerei	69	2923	42
Teerbrennerei	135	1 055	7
Atherifche Öle	212	4229	19
Firniffe und Kitte	947	12256	12
Dachpappenfabrilen	160	2965	18
Gummiwarenfabrikation	170	27 146	159
Imprägnierungsanftalten	38	'750	19
Mineralwäffer	3394	10096	3
Summa:	8505	202 195	24

Der Großbetrieb über 50 Arbeiter ift alfo vor allem herrfchend in der Induftrie der Salinen. der Anilinfarbenfabrikation. der Indufirie der Steinkohlenteerderivate. in der Pulver- und Erplofivfioffherfiellung, der Zündwarenfabrikation und in der Gummiindufirie. Der Kleinbetrieb unter 10 Arbeitern kommt vor allem in Betracht bei den Apothekeny welche ja keine eigentlichen chemifäfen Fabriken darfiellenf bei der Herfkellung von Mineralwäffernf bei den Abdeclereien. der Teerbrennerei. der .Harz- und Peäfgewinnungz der Bleiftiftfabrikationf und auch die Seifenfabrikation ftellt im wefentlichen eine Induftrie vor. in der der Kleinbetrieb überwiegt. Bei den anderen Indufiriezweigen ergeben fich Durchfchnitts-

zahlen. welche auf ein Vorwiegen der Mittelbetriebe hindeuten. Es
befagt aber die Zahl der Arbeiter. welche auf einen Betrieb kommen.
natürlich allein noch nichts. hinfichtlich der volkswirtfäfaftlichen Wichtig-
keit der betreffenden Induftrie. denn Unternehmungen. welche mit nur
verhältnismäßig kleinem Arbeiterperfonal wertvolle Präparate herftellen.
befißen häufig eine größere wirtfchaftliche Bedeutung als folche. die ge-
wöhnliche Maffenwaren produzieren. bei diefer Fabrikation aber viel
Arbeitskräfte gebrauchen müffen.

Was die Rentabilität der chemifchen Induftrie anbetrifft. fo fchwankt
diefelbe felbftverfiändlich in den einzelnen Iahren entfprechend der allge-
meinen Konjunktur. fondern auch fehr erheblich in den einzelnen Fabri-
kationszweigen. welche untereinander. wie oben angedeutet. große Differen-
zen aufweifen. Die Rentabilität eines Unternehmens wird ja durch eine
ganze Reihe von Momenten beftimmt: durch den Wert der Produkte.
die Koften des Betriebes. die Intelligenz und Erfindungskraft der tech-
nifchen Leiter. die kaufmännifchen Erfolge des Unternehmens. die Abfah-
möglichkeit und durch die Verkehrsverhältniffe. durch die Lage des Arbeits-
marktes und beim Export durch die Konkurrenzfähigkeit des heimifchen
Produktes gegenüber dem ausländifchen. wobei vor allem die Zollverhält-
niffe eine wichtige Rolle fpielen. Naturgemäß laffen fich für die Ren-
tabilität der gefamten Induftrie nur D u r ch f ch n i t t s z a h l e n geben.
deren Wert erft bei einer Vergleichung mehrerer Iahresergebniffe hervor-
tritt. Als beftes Vergleichsobjekt müffen die Ergebniffe der Aktiengefell-
fchaften betrachtet werden. aus deren Bilanzen fich ein Bild des Gefchäfts-
jahres gewinnen läßt. In der folgenden Überficht find die Durchfchnitts-
erträgniffe der einzelnen Induftriezweige für die Iahre 1904. 1905 und
1906 zufammengeftellt:

	1904	1905	1906
Ehemifche Großinduftrie	8.66	8.92	9.25
Pharmazeutifche und photographifche Präparate	9.67	9.35	9.98
Teerfarben	11.68	13.54	16.72
Erplofivftoffe	10.40	11.96	12.65
Zündwaren . . . . . , ... ,	5.21	5.82	5.83
Braunkohlen	7.38	7.64	10.13
Düngemittel	8.66	9.00	9.60
Gummiwaren . , ...	8.02	7.05	7.38

Die Zahlen des Iahres 1906 ftellen. wie fich aus der vorftehenden
Uberficht ergibt. geradezu Rekordziffern dar. Auch während des Iahres
1907 hielt die günftige Entwicklung für die chemifche Induftrie als Ganzes
betrachtet noch an. wenn auch naturgemäß die Schwierigkeit der Geld-

und Kreditverhältniffe. die zum Teil ganz gewaltigen Steigerungen der Rohfioffpreife und das allmähliche Abflauen der wirtfchaftlichen Hoch-konjunktur. befonders in der zweiten Hälfte des Jahres. fich in manchen Zweigen der Jnduftrie unliebfam bemerkbar machten. Jedenfalls aber kann man bei Betrachtung der Jmport- und Erportzahlen des ganzen Jahres 1907 nicht fagen. daß die Stellung der deutfchen chemifchen Induftrie im Kampfe mit den konkur-rierenden Induftrien des Auslandes irgendwie er-fch ü t t e r t w o r d e n fe i. Dagegen fprechen vor allem auch die bis jeßt bekannt gewordenen Dividendenfchäßungen für eine große Zahl von bedeutenden chemifchen Aktienunternehmungen. welche auf eine recht gün-fiige Rentabilität hinweifen. Wenn einzelne Zweige der Induftrie. wie befonders die Kaliindufirie. dieSeifen-.Bleiweiß- undKohlenfäureindufirie das verfloffene Jahr 1907 nicht zu den erfolgreichen zählen werden. fo lag das zum Teil an Verhältniffen. die ganz unabhängig von der Art der ftaatlichen Wirtfchaftspolitik waren. Der Abfaß an Kaliprodukten litt z. B. einerfeits durch die ungünftigen Witterungsverhältniffe des Jahres 1907. andererfeits wurde er durch den inzwifchen ja glücklich beendeten Konflikt des Syndikats mit dem Schmidtmannfchen Werk Sollftedt ge-fäjmälert. da das Ausland infolge der hierdurch verurfachten und leider auch zur Zeit noch nicht vollftändig behobenen Unficherheit bezügliäj des Weiterbefiehens des Syndikats zu geringeren Abfchlüffen an Kalifalzen fich veranlaßt fah. So hat auch der Abfaß an Kaliprodukten aller Art im Jahre 1907 nur eine fehr geringe Steigerung erfahren. was um fo bedenklicher ifi. als im Jahre 1908 und in den folgenden Jahren eine nicht geringe Zahl neuer Werke an die Pforten des Syndikats pochen werden und durch ihre bloße Exiftenz von vornherein eine Schmälerung der Rentabilität der älteren Werke verurfachen müffen))
Organifationsfragen haben auch die Gefundung der fchon geraume Zeit in fchlechter Lage befindlichen Seifeninduftrie. wie die der Induftrie der flüffigen Kohlenfäure bisher verhindert. denn es ift bisher noch nicht gelungen. in diefen Jndufkriezweigen ein feftes Syndikat oder wenigftens eine Preiskonvention durchzufehen. welche der ruinöfen Preisunterbietung ein Ende hat machen können.

1) In den erften Monaten des Jahres 1908 hat fich der Abfaß an Kaliprodukten erfreulicherweife wieder gehoben. fo daß die gegründete Hoffnung befieht. daß die Entwi>lung der deutfchen Kaliinduftrie troh der immer ftärkeren Konkurrenz fich günftig gefialten wird.

Ein genauer Vergleiä) der Ein- und Ausfuhr-zahlen aller chemifchen Produkte des Jahres 1907 ift durch die im Jahre 1906 erfolgte Änderung und weitgehende Spezialifierung des neuen deutfchen Zolltarifs unmöglich geworden. Einmal- weil der neue Tarif erft am 1. März 4.906 in Kraft trat, demnach zwei Monate des Jahres für fehr zahlreiäfe Produkte nicht in ftatiftifch vergleichbarer Form vorhanden find- andererfeits weil naturgemäß in diefen beiden Monaten ein außerordentlich lebhafter Verkehr in Chemikalien fiattfand. Wir müifen uns deshalb darauf befchränken- nur die Ein- und Ausfuhrzahlen derjenigen Hauptgruppen im neuen Warenverzeichnis hier ohne befonderen Vergleieh mit den Vorjahren wiederzugebenF welche für die chemifche Jnduftrie von befonderem Jntereffe find. Es find dies befonders Abfchnitt 2-4.

Abfchnitt 2,

Mineralifch-foffile Rohfioffe. Mineralöle.

	Einfuhr	Ausfuhr
	Mill. M.	Mill. M.
2T. Erden und Steine	118„8	64-9
13. Erze- Schlucken ufw.	331/8	25-7
C. Foffile Brennfioffe	270S	36479
1). Mineralöle und fonfiige foffile Rohfioffe . . .	127-4	102
1L. Steinkohlem Teer und Teerfioffe . . . , . .	10B	30x4
	8593	496-1

Abfchnitt 3.

	Einfuhr	Ausfuhr
	Mill.M.	Mill. M.
Zubereitetes Wachsx Fett und Fettfäurenx Paraffin und ähnliche Kerzenftoffe- Lichtex Seifen u. a. . . .	18„2	30g

Abfchnitt 4.

Chemifche und pharmgzeutifche C'rzeugniffex Farben und Farbwaren,

	Einfuhr	Ausfuhr
	:27* *7. MMM.	Mill. M.
s) Chemifche Grundfioffez- Säurenx Salze und “ andere Verbindungen chem. Grundfioffe . . .	193/0	196-9
b) Farben und Farbwaren	19-1	241-()
o) Firniffe- Lacke und Kitte , ... ,	3-7	3-8
cl) Ather/ Alkohole„ flüffige Öleh künfiliche Riechfioffe- Riech- und Schönheitsmittel	45„9	23-9
6) Künfiliche Düngemittel . , ...	17-8	20-6
f) Sprengfioffe . . . . , ...	H98	44-8
Z) Chemifche und pharmazeutifche Erzeugniffß anderweitig nicht genannt . . , ... , . , . . .	23-8	65-8
	305B	596-8

Von den Spezialindufirien. welche im Jahre 1907 eine erhebliche
Steigerung ihres Erports zu verzeichnen hatten. fei hier nur die Indufirie
der organifchen Farbftoffe befonders hervorgehoben. So ftieg die Aus-
fuhr an fynthetifch gewonnenem Indigo allein von 11 165 Tonnen im
Werte von 25.7 Millionen Mark im Jahre 1905 auf 16 354 Tonnen im
Werte von 41.1 Millionen Mark. Anilin und andere Teerfarbftoffe
wurden für 123.3 Millionen Mark exportiert. während der Import fich
auf 5.5 Millionen Mark hielt. Alizarinrot und Anthracenfarbfloffe wurden
für 20.9 Millionen Mark ins Ausland abgefeßt.
Die Einfuhr an fynthetif>7en Farbftoffen kam der Hauptiache nach
aus der Schweiz. wo fich in der Gegend von Bafel eine blühende In-
dufirie entwickelt hat. welche der deutfchen Farbeninduftrie leider aber
zum Teil mit illoyalen Mitteln nicht nur im Inland. fondern auch auf
dem Weltmarkt Konkurrenz macht. DieMöglichkeit hierzu bot das mangel-
hafte fchweizerifche Patentgefeß. das bis zu dem Erlaß des neuen Gefehes
am 1. Dezember 1907 überhaupt keinen Schuß chemifcher Verfahren an-
erkannte. Er| unter dem Druck der deutfchen Regierung ift auch diefes
neue Gefeß fchließlich zuftande gekommen. Obwohl es auch heute noch
einen w i r k f a m e n Schuß für chemifche Verfahren nicht enthält. ftellt
es dort) gegeniiber dem früheren Zufiand einen Fortfchritt dar; aller-
dings kommt es den berechtigten Forderungen der deutfchen Induftrie noch
immer nicht geniigend entgegen. Auch England hat bekanntlich am
1. Januar 1908 eine Neuordnung feines Patentwefens vorgenommen.
mit der nur wenig verhüllten Abficht. die deutfche Farbeninduftrie zu fchä-
digen und künftig eine eigene Indufirie im Lande großzuziehen. Einen
Vorteil wird England durch diefe Neuregelung dadurch haben.
daß die großen deutfchen Farbwerke fich genötigt fehen werden. in
England ielbfi zu fabrizieren. aber ob diefer Vorteil aua) den eng-
lifchen Induftriellen zugute kommen wird. das fcheint doch fehr unwahr-
fcheinlich.
So fkizzenhaft die Schilderung der chemifchen Technik in ihrer Be-
deutung für das deutfche Wirtfchaftsleben in dem Rahmen eines kurzen
Auffaßes naturgemäß nur fein konnte. fo ergibt fi>7 doch fchon aus diefen
Ausführungen die Notwendigkeit für den Staat. diefer Indui'trie. foweit
es geht. Pflege und Förderung zu gewähren. In voller Erkenntnis diefer
Tatfachen haben deshalb die deutfchen Regierungen an den Un'iverfitäten
und noch mehr an den technifchen Hochfchulen große Aufwendungen für

die Zwecke des chemifchen Unterrichts in reiner und angewandter Chemie
gemacht. Mit Recht hat auch Geheimrat Wichelhaus. der derzeitige
Leiter des technologifchen Jnftituts der Univerfität Berlin. feiner Zeit
darauf hingewiefen. daß alles. was feit Liebigs Zeiten für den Unterricht
in Chemie von Staats wegen aufgewandt wurde. ein vortrefflich ange-
legtes Kapital darfielle. Wenn nun von fozialifiifcher Seite gefagt
worden ift. daß dies alles nur wenigen Kapitaliften zugute käme. fo wird
man eine foläfe Auffaffung als ebenfo fchief wie ungerecht anfehen müffen.
Wir brauchen hier gar nicht die allgemeine kulturelle Bedeutung der
Chemie für die Wiffenfchaft und die Technik im einzelnen be-
fonders zu fchildern. um zu erkennen. wie die Fortfchritte auf
chemifchem Gebiet fcets zum Wohl der ganzen Menfchheit
beigetragen haben. Es fei hier nur an die fo engen Beziehungen
der Chemie und der Medizin erinnert. welche wohl ein jeder
in ihrer Gefamtwirkung als unendlich heilfam aus eignet Erfahrung
kennen gelernt hat.
Was die Lage der chemifchen Arbeiter anbetrifft. fo muß hier be-
fonders darauf aufmerkfam gemacht werden. daß die in weiteren Kreifen
fehr verbreiteten Anfchauungen über die große Schädlichkeit 'aller
chemifchen Betriebe für die Gefundheit und das Leben der Arbeiter häufig
fehr übertrieben find. Selbft ein fozialpolitifch fo linksftehender Mann
wie))l*. Weil-Charlottenburg fagt in feinem Handbuäf der Gewerbe-
krankheiten:
„Wenn man fieht. wie es gelungen ift. die Schädigungen der Arbeiter
auf ein verhältnismäßig geringes Maß herabzudrücken. fo fiehen wir ftan-
nend vor den Errungenfchaften der Allbefiegerin Technik. Ärzte und
Hygieniker find es auch hier gewefen. die der Teäfnik die Aufgabe gefiellt
haben. Leben und Gefundheit der Arbeiter zu fchüßen. Weitbli>ende
Fabrikanten aber bewilligten ebenfo fehr aus Humanität. wie aus wohl-
verfiandenem eigenen Jntereffe die beträchtlichen Mittel zur Befchaffung
von Wohlfahrtseinrichtungen." Auch in ihrer Fürforge für das Wohl
der Arbeiter fteht die deutfche chemifche Jnduftrie übrigens erfreulicher-
weife an der Spiße der Kulturvölker. es fei dies befonders hervorgehoben.
da ein näheres Eingehen auf die Sozialpolitik der chemifchen Jnduftrie
der Raum diefes Auffaßes verbietet.
Betrachten wir zufammenfaffend die Entwicklung und derzeitige Lage
der deutfchen chemifchen Jnduftrie. fo finden wir ein fiändiges Vorwärts-

fchreiten auf dem Wege der reed-firmen Te-hniky des gefieigerten Abfaßes
und verfiandniovoller Sozialpolitik. Es fieht zu hoffeny daß auch dic
teilweife ungiinftigcn Wirkungen der neuen 'Zelltarife fich nicht in der
Seattle geltend machen werden- daß eine Erfcljirterung der Großmacht-
[teilung Deutfchlands auf cheniifafem Gebet eintritt und daß auch weiter.-
hin das Urteil, welches Prefefior Haller (Paris) in feinem offiziellen
Bericht anläßlich der WeltWoßellung im Jahre 1900 fiilltey Geltung
behalte; 14:2“. x-r-Zrorilärunrp (10 linelnntrie cbjmiqoe allemrinile vl!:
ou fair rec-Mum el: inclißcutnlile.

4.:*:-

x ...14,3 xl...
.MUS-m. 2.:...

?ÖSV „TÜR
ZZ ISG :IF
„ILS „ZZ
„ZW-ZS. UIQ

*iM-- -ii auf dem Wege der verteilertcn *Te-hnih der» geftcigerten Abfaßes
mit* .-»i-rfii-ndnisr-oller Sozialpolnü. Es fteht zu hoffen- daß auch die
ccejrxrifc itugütif'tigen Wim-rem der neuen Zelltarife fich nicht in der
Stufe geltend machen werden- daß eine Erfuyätterung der Großmaäzt-
fiel* ng Teutfehlands auf äq'uifchem Gebet eintritt und daß auch weiter-
'Hin das llrteilf welch-.e i. ,cffor Haller (Paris) in feinem offiziellen
Bericht anläßlich det *c '-*7-.:;ssfiellung im Jahre M00 fälltez Geltung
.cl-alte: 1.!! 74--35- -7: »*-mic- (le [Unimet-*ie cdimjgog Werdau-le ent
im fait reer-711m i c .n ljauitable.

.ru-c, nei-ran

Burg Kreuzen-
Weï¬feite
(Zum Eï¬ay von
0
'
ftein
Robert Stiaffny).



W. Höpfner:

Die Vorfirafen.*)

Die Frage- wie den Mißfiänden, die fich aus der Befragung der
Zeugen und Befchuldigten über frühere Befirafungen ergeben- entgegen-
getreten werden könne- bedarf getrennter Unterfuchung für die Zeugen
und für die Befchuldigten.

l, Was die Zeugen betrifft- fo ift zunächfi unumwunden anzu-
erkennen- daß die Befragung derfelben in öffentlicher Gerichtsverhand-
lung nach erlittenen Strafen ihre und ihrer Angehörigen gefellfchaftliche
und wirtfchaftliche Erifienz vernichten kann- und daß es fehr möglich
ifi, daß das Jntereffe an der Feftfiellung der Befirafung hierzu in keinem
Verhältnis fieht- fei es- weil das Zeugnis iiberhaupt nicht wichtig ifit
fei es wegen Geringfügigkeit der Angelegenheity in der das Zeugnis ge-
leifiet wird- fei est weil die Befirafung fo lange zuriickliegtx daß fie
Zweifel an der gegenwärtigen Glaubwürdigkeit des Zeugen überhaupt
nicht rechtfertigt. Ne>ft unerfreulich ifi es auc-l» wennfchon minder
fchlimmf wenn bloß das Gefühl eines Zeugen- der vor langer Zeit fich
einmal vergangen hat- verleßt wird; man denke an einen Fall- wie er
vor einiger Zeit in der Preffe berichtet wurde- daß nämlich einem
70 jährigen angefehenen Manne ein kleiner Holzdiebfiahl vorgehalten
worden fei- defientwegen er als 15 jähriger Knabe eine geringe Strafe
erhalten gehabt. Weiter ergibt fich aus der Befragung nach Vorfirafen
in Fällenx wo der Makel in der Vergangenheit des Zeugen feiner Um-
gebung nicht bekannt ifit und infolgedefien der jeßige gute Ruf oder die
Erifienz auf dem Spiele fieht- eine ftarke Verfuchung zu unwahrer Aus-
fagex und fomit- da die Vernehmungen in der Regel eidlich finde eine
ftarke Verfuchung zum Meineid. Auch muß die Befragung nach Vor-
firafen eine fich öfters findende und durchaus begreifliche Abneigung-
vor Gericht zu erfcheinen und fich als Zeuge vernehmen zu lafien- fieigern,
und es wird fich die Möglichkeit nicht abfireiten lafien- daß geradezu
Leute- die in einer Straffache Auskunft geben könnten- fich nicht melden-
um nicht als Zeuge vernommen und dabei vielleicht über ihre Vor-
firafen befragt zu 1oerden.

*) Bet-gl. „Nord und Süd" Heft 364 S. 25- Heft367 S. 128- Heft368
S. 2737 Heft 369 S. 393- Heft 370 S. 154.

Ob es nun aber häufig ift. daß durch die Befragung der Zeugen
nach Vorftrafen das Glück einer Familie vernichtet wird. indem er feine
Vergangenheit enthüllt; ob häufig Meineidsprozeffe aus ihnen hervor-
gehen; ob oft die Aufklärung von Verbrechen nicht gelingt. weil Leute.
die etwas wiffen. aus Furcht vor der Zeugenvernehmung fich nicht melden.
auf diefe Fragen wird fich fchwer. jedenfalls nicht ohne längere. um-
faffende fyftematifche Regiftrierungen begründete Antwort geben laffen.
Man muß bedenken. daß jeder Fall. wo die bedauerliche Wirkung der
Ruinierung einer Eriftenz eintritt. viel Auffehen erregen wird. und da-
durch leicht eine rulgurin 0pinj0 von der Häufigkeit folcher Fälle er-
zeugt werden kann. ohne daß fie den Tatfachen entfpricht.
Auf der anderen Seite fteht das Jntereffe an der Erforfchung der
Wahrheit. das gefährdet ift. wenn die Unglaubwürdigkeit des Falfches
bekundenden Zeugen nicht aufgedeckt werden kann. fteht insbefondere die
Rückficht auf den Schuß des Angeklagten. dem es nicht abgefchnitten
werden kann. das Zeugnis des falfchen Belaftungszeugen durch den Nam-
weis feiner Unglaubwürdigkeit zu entkräften. Falfche Belaftungszeug-
niffe find wohl die häufigften Urfachen der Verurteilung Unfchuldiger.
Man wird fich nicht verhehlen dürfen. daß dies letztere Jntereffe in allen
Fällen. wo die Befchuldigung die Ehre berührt. ein noch bedeutfameres
ift. als dasjenige des bedauernswerten Zeugen. der genötigt wird eine
unrühmliche Vergangenheit zu offenbaren. Es liegt in der Natur der
Dinge. daß die Frage nach Vorfirafen viel häufiger in folchen Fällen
geftellt werden wird. wo die Beftrafung noch im Gedächtnis der Um-
gebung des Zeugen fortlebt. als in folchen. wo der Zeuge allgemein als
unbefcholten gilt. und es fragt fich nur. ob diefe leßteren - die bekla-
genswerten - Fälle häufiger fein werden. als diejenigen. wo die Un-
glaubwürdigkeit eines Falfches bekundenden Zeugen durch die Befragung
dargetan wird. und zwar um fo viel häufiger. daß das an fich höhere
Jntereffe des Schußes des Angeklagten vor dem Jntereffe des Zeugen
zurücktreten müffe. Jch fehe nicht die Möglichkeit ab. diefe Frage zu
bejahen. So muß denn m. E. das Jntereffe des Angeklagten. als das
an fich höhere. unbedingt gewahrt werden.
Was kann nun von diefem Standpunkt aus zum Schuß des Zeugen
gefchehen?
1. Zunächft kann darauf hingewirkt werden. daß Richter und
Staatsanwalt nicht a u s e i g e n e r J ni ti a t i v e zwecklos die Zeugen
über Vorftrafen befragen. Darauf kann hingewirkt werden durch Ver-

fügungen von oben her. die von Zeit zu Zeit zu erneuern find. bis fie fich
wirklich eingelebt haben. Mehr vielleicht noch dadurch. daß die Preffe
immer wieder und wieder auf etwaige fchlechte Gepflogenheiten der
Gerichte und die daraus erwachfenden Mißftände hinweift. Es gilt ja
nicht einem böfen Willen entgegenzutreten. fondern nur die Aufmerk-
famkeit auf die Bedeutung der Sache hinzulenken und zu bewirken. daß
jeder Richter und Staatsanwalt fich darüber klar ift. einerfeits. wie
verantwortungsvoll die Frage nach den Vorftrafen ift. andererfeits. was
für Vorbeftrafungen denn überhaupt geeignet find. die Glaubwürdigkeit
des Zeugen zu erfchüttern. Es darf nicht fein. daß ein Beamter den
Zeugen über erlittene Beftrafung befragt. bloß weil er meint. daß
das zu einer gewiffenhaften Vernehmung gehöre. Wenn es hier und
da vorkommen follte. daß die Frage nach der Beftrafung fchematifch
geftellt wird. fo muß zur Entfchuldigung der betreffenden Beamten ge-
fagt werden. daß das Gefeß in gewiffem Grade zu fchematifcher Frage-
ftellung verführt. indem es einige Perfonalfragen bindend vorfchreibt.
die. wie die Frage nach dem Alter. in der Mehrzahl der Fälle. oder. wie die-
nach der Religion. faft ausnahmslos überflüffig find. Bezüglich der Frage
nach erlittenen Strafen hat aber der Gefeßgeber fehr gefliffentlich es
unterlaffen. die Befragung vorzufchreibenz die Motive zur St.-P.-O.
bemerken. daß die fog. Generalfragen in vielen Fällen überflüffig feien.
andererfeits ein Zeuge. der in der Sache felbft zu einem falfchen Zeugnis
entfihloffen fei. fchwerlich bei Beantwortung der Generalfragen das-
jenige offenbaren werde. was einen Säjluß auf feine Unglaubwürdigkeit
gefiatten würde. und daß deshalb die Fragen über Umftände. die die
Glaubwürdigkeit des Zeugen betreffen. insbefondere erlittene. kriminelle
Strafen. dem Ermeffen des Richters überlaffen fein follen. Demgegen-
über ift allerdings zu fagen. daß unwahre Angaben über Beftraftfein.
bloß um bei der falfchen fachlichen Ausfage nicht unglaubwürdig zu
erfcheinen. doch wohl nicht als das Wahrfcheinliche zu vermuten find.
Dazu ift die Gefahr einer Überführung des Meineids bei diefem Punkt
doch zu groß. Aber welche Verurteilungen find denn nun eigentlich'
geeignet einen Zeugen. deffen Ausfage nicht innerlich unglaubhaft ift.
für unglaubwürdig zu erklären? Das find im allgemeinen Verurtei-
lungen wegen Eidesdelikten. auch wohl wegen falfcher Anfchuldigung.
wegen Verleumdung. Hingegen kann man nicht allgemein fagen. daß
die Verurteilung wegen eines fchweren Delikts unglaubwürdig macht.
Stellt man fich vor. daß ein Zeuge. deffen Ausfage zur Sache an fich

keine Bedenken erweckt. der auch nicht erkennbar irgendwie am Ausgang
der Sache intereffiert ift. bekannt hat. einmal wegen Totfchlags oder eines
Sittlichkeitsverbrechens befiraft zu fein. fo wird man fich daraufhin doäf
kaum entfchließen können. zu fagen: das Zeugnis ifi unglaubwürdig.
In folchen Fällen kann die Befragung fchaden. ohne etwas zu nüven.
Ein gewiffes Mißtrauen wird öfters am Plaß fein gegenüber fchwer
vorbef'traften Entlaf'tungszeugen. indem der Gedanke der Beftechung
des Zeugen ernf'tlich in Betracht kommt. Zutreffend bemerkt Löwe in
feinem Kommentar zur St.-P.-O.. daß auch der Umftand. daß ein Zeuge
gerade wegen einer ftrafbaren Handlung derfelben Art verurteilt worden
ifi. wie die den Gegenf'tand der Unterfuchung bildende ift. die Glaub-
würdigkeit des Zeugniffes in Frage f'tellen kann. z. B. wenn für einen
des gewerbsmäßigen Wilderns Angeklagten ein Entlafiungszeuge auf-
tritt. der wegen gleichen Vergehens beftraft ift. - Wenn nun hiernach
die Bekundung erlittener Strafen nur in befchränktem Umfang das
Urteil der Unglaubwürdigkeit rechtfertigt. alfo bei regelmäßiger Befra-
gung. ob Zeuge beftraft fei. derfelbe verhältnismäßig oft nußlos ge-
nötigt würde Strafen zu enthüllen. fo wird der Richter grundfälzlich dem
Zeugen von Amts wegen nicht eine allgemeine Frage. ob er beftraft fei.
vorzulegen haben. fondern eine Frage nur auf Befkrafung wegen foläfer
Delikte zu richten haben. die. allgemein (wie Eidesdelikte) oder gerade
mit Rückficht auf den abzuurteilenden Fall. geeignet find. die Glaub-
würdigkeit des Zeugen zu erfchüttern. Eine folche Frage wird aber auch
nur dann zu f'tellen fein. wenn Anlaß vorliegt. eine derartige Beftrafung
zu vermuten. oder (nach bereits erfolgter Vernehmung zur Sache). wenn
der Inhalt der Ausfage Anlaß zu Zweifeln an der Wahrheit bietet. Die
Frage nach Bef'trafung wegen Meineids wird allerdings mit Rückficht
auf die gefeßlichen* Vorfchriften über Beeidigung gegenwärtig nicht unter-
laffen werden dürfen. wenn nicht mit Rückficht auf die bekannte bürger-
liche Stellung (insbefondere etwaige Amtsf'tellung) des Zeugen der Ge-
danke an eine Beftrafung wegen Meineids fern liegt.
Im übrig en wird das Gericht gut tun. abzuwarten. ob feitens
der Parteien die Feftftellung von Vorftrafen begehrt wird.
2. Die bedenkliihen- Folgen der Feftftellung von Vorftrafen treten
nicht ein. wenn die Vorf'trafen nur in die Akten. nicht aber in der öffent-
lichen Hauptverhandlung zur Sprache gelangen. Sonach wird es dem
Schulz der Zeugen dienen. wenn bei wichtigen Zeugen bereits die Akten
über Vorftrafen Ausdruck geben; der Verteidiger. der aus den Akten ent-

nehmen kann, daß eine die Glaubwürdigkeit erfchiitternde Strafe nicht vorliegt- wird die Frage der Vorbeitrafung nicht zur Sprache bringen; insbefondere ift die Erwartung berechtigt- daß er eine lange zurückliegende Strafe eines feither Unbeftraften nicht leichtfertig zum Gegenftand der Erörterung machen wird- da er hierdurch allgemeine Entrüftuug hervor- rufen könnte. Es dürfte fich deshalb empfehlen- daß- foweit tunlichf in fchwereren Straffachen bei wichtigen Zeugen vor der Hauptverhandlung vom Strafregifker Strafnachricht eingezogen wird. Die hierdurch etwa entfiehende fiarke Belaftung der Regifterbehörde kann kein ernftliiher Grund dagegen fein; auch wird die moderne Technik (etwa Abklatfche auf lichtempfindlichem Papier ftatt Abfchrift) es wohl ermöglichent die äußerlichen Schwierigkeiten zu verringern,

3. Der Nachweis der Unglaubwürdigkeit eines Zeugen durch Fefi- fiellung von Vorftrafen desfelben darf der Verteidigung nicht verfchränkt werden. Indeffen könnten in der Hauptverhandlung folgende Maß- nahmen zum Schuhe des Zeugen getroffen werden.

Die Befragung nach Strafen könnte ganz dem Vorfißenden über- tragen werden. Einem Antrag des Angeklagten oder Verteidigers (na- tiirlich auch des Staatsanwalts)7 den Zeugen über erlittene Strafen zu befragen- würde derfelbe fiattzugeben haben. Der Zeuge jedoch könnte zu leifer Erteilung der Antwort an den Richtertifch herantreten- die Antwort vom Gerichtsfchreiber protokolliert- und dem Staatsanwalt und Verteidiger (natürlich auch den Gefchworenen) die Einficht in das Pro- tokoll freigegeben werden,

Ein Antrag auf Fefiftellung einer beftimmten behaupteten Strafe oder eines angeblich begangenen beflimmten Delikts müßte vom Vor- fißenden- vorbehaltlich Entfcheidung des Gerichtsf zurückgewiefen werden- wenn er der Meinung iftF daß die behauptete Strafe nicht geeignet ift- die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu erfchüttern. Andernfalls müßte für die Antwort des Zeugen das gleiche gelten, wie eben vorgefchlagen.

Inwieweit auf Grund der erteilten Antwort (bezw, den Akten- inhalt betreffs Beftrafungen des Zeugen) über die Glaubwürdigkeit des Zeugen zu verhandeln wäret würde verfchieden zu regeln fein für die Sachen von größerer und geringerer Bedeutung. In den Fällenf wo die Verteidigung gefeßlich notwendig iftf muß es der Verteidigung auch freifiehen, auf Grund der Auskunft des Zeugen über erlittene Strafen auszuführen- daß derfelbe unglaubwürdig fei. Infoweit aber ein Fall der notwendigen Verteidigung nicht vorliegt- wird es dem Ermefien des

Gerichts überlaffen werden könnenF ob es die bekundete Strafe zum Ge-
genfiand der Verhandlung über die Glaubwürdigkeit des Zeugen machen
will. Angemeffen ift dies. wenn das Gericht in der fraglichen Hinficht
zweifelhaft ift. und Ausficht ift- daß die Parteierklärungen zur Klärung
der Frage beitragen werden. Ift ein Verteidiger vorhanden, obfchon
kein Fall der notwendigen Verteidigung vorliegty fo werden ihm die
gleichen Rechte zuzugefiehen feiny wie dem notwendigen Verteidiger. Hier-
nach werden dem Verteidiger ftetsf dem Angeklagten felbft nur nach Er-
meffen des Gerichts die bekundeten Befirafungen kund zu geben fein.
Soll hiernach eine Verhandlung über die Glaubwürdigkeit eines
Zeugen ftattfinden, fo ift im Intereffe des Zeugen zu befürworten. daß
für diefe Verhandlung die Öffentlichkeit ausgefchloffen wird. Auch das
bringt freilich den Zeugen fchon in Verdacht. Aber diefes übel kann
dadurch gemildert werdeny daß das Gerichty wenn es keinen Grund findet,
dem Zeugnis die Glaubwürdigkeit abzufprechen, dies hinterher bei der
Urteilsverkündung ausfpricht.
Gegen diefe Vorfchlägez die durch einige Abänderungsbeftimmungen
zur St.-P.-O. verwirklicht werden könntenz wird freilich das Bedenken
erhoben werden/daß fie das Prinzip der Mündlichkeit und Öffentlichkeit
verleßen. Darauf ift zu erwidern. daß die Prozeßordnung keine Prin-
zipienreitbahn ift. Das Wohl und Wehe vieler Menfchen muß höher
fieheny als die Unverfehrtheit des Mündlichkeits- und Öffentlichkeits-
prinzips. Wem diefe höher fieht, der klage nicht über die in Rede ftehen-
den Mißftiindef fondern mache fich klarz daß es fich hier um Schatten-
feiten diefer Prinzipien handelt. Eine Milderung der Mißftände würde
fich immerhin fchon durch Beobachtung des 86 1 und 2 Gefagten er-
geben.
Die Behauptung der Unglaubwürdigkeit von Zeugen kann noch
auf andere Tatfachen geftüßt werden als auf Befirafungen oder Be-
gehung von Verbrechen. Im Hinblick darauf würde es fich empfehlen
(ähnlich den Befchlüffen der Kommifiion für die Reform des Straf-
prozeffes) zu beftimmen- daß der Vorfißende Fragem deren Beantwortung
ihnen felbft oder einem anderen Zeugen zur Unehre gereichen könnte,
zurückweifen follte„ wenn der zu bekundende Umftand für die Entfcheidung
unerheblich fei. Andernfalls würde hinfichtliih der Beantwortung und
Verhandlung über die Bedeutung derfelben in entfprechender Weife zu
verfahren fein wie bei der Frage nach Befirafung oder Begehung be-
|immter Straftaten. Zuläffig müßte es fein. bereits für die Beantwor-

tung der Fragen die Öffentlichkeit auszufchließen. da fie fich möglicher-
weife nicht fo glatt beantworten laffen. wie jene Fragen.
Den in der geheimen Verhandlung anwefenden Perfonen wäre (in
Erweiterung der Beftimmungen des Gefeßes vom 5. April 1888) Ver-
fchwiegenheit zur Pflicht zu machen. Geheimnisverleßung für firafbar
zu erklären.
4. Endlich würde es fich zum Schuh der Zeugen in der Haupt-
verhandlung empfehlen. wozu es keiner befonderen gefeßlichen Beftim-
mungen bedarf. daß gegenüber unmotivierten Verunglimpfungen von
Zeugen (wo alfo dem Angeklagten bezw. Verteidiger der Schuß der
Wahrnehmung berechtigter Intereffen nicht zuftehen würde) der Staats-
anwalt fich bereit finden ließe. öffentliche Klage wegen Beleidigung zu
erheben. Schon ein ganz vereinzeltes Vorkommen folcher Strafverfol-
gungen könnte auf die richtige Auffaffung der Aufgaben der Verteidigung
einen wefentlichen Einfluß üben.
Auf diefe Weife würde fich ein erheblicher Schuh der Zeugen ohne
Aufopferung wefentlicher Intereffen des Angeklagten erreichen laffen.
ll. Was die Befragung des Angefchuldigten über Vorftrafen be-
trifft. fo beftehen hier die Schwierigkeiten. die fich bezüglich der Zeugen
aus der Kollifion berechtigter Intereffen ergeben. überhaupt nicht. Es
kommt hier nur darauf an. unnüße Fragen in der Hauptverhandlung
zu unterlaffen. und nicht zwecklos Vorftrafen aus den Akten vorzulefen.
Das Gefeß nötigt dazu in keinem Falle. Ö 248 St.-P.-O. geftattet die
Verlefung von Strafliften. gebietet fie aber nicht. ß 242 ordnet die
Verlefung des Befchluf'fes über die Eröffnung des Hauptverfahrens an;
es liegt aber kein Grund vor. die Vorftrafen in diefen aufzunehmen. und
find fie doch hineingeraten. fo brauchen fie. als nicht wefentlicher Be-
ftandteil desfelben. jedenfalls nicht mit vorgelefen zu werden. Ö 242
fchreibt ferner die Vernehmung des Angeklagten über feine perfönlichen
Verhältniffe vor. ordnet aber nicht an. daß diefelbe fich auf die Vor-
ftrafen erftrecken müffe. In den Motiven zu Ö 136 St.-P.-O. (der die
erfte Vernehmung des Befchuldigten betrifft) heißt es allerdings:
..Etwaige Vorbeftrafungen des Befchuldigten werden regelmäßig feftzu-
ftellen fein." Die Notwendigkeit kann aber nur infoweit zugegeben
werden. als Vorbeftrafung geeignet ift. das Strafmaß zu beeinfluffen
oder die Annahme der Schuld des Angeklagten zu unterftüßen. Bei
kleinen Verfehlungen wird im allgemeinen nur einer Vorftrafe wegen
desfelben Delikts ftraffchärfender Einfluß einzuräumen fein. Es ift

durchaus verwerflich. wenn in der Hauptverhandlung Vorftrafen fe|-
geftellt werden. die nicht in den bezeichneten Richtungen bedeutfam find;
die entgegengefeßte 0jünj0 neeeaaitutis ift nur eine Folge der Tra-
dition. Die Feftfiellung in der Hauptverhandlung auf folche Vorftrafen
zu befchränken. hat gar keine Schwierigkeitz das Gericht der Hauptver-
handlung hat regelmäßig ein Verzeiafnis der Vorf'trafen in den Akten und
kann es jedenfalls in allen Fällen haben. in denen es irgendwie auf die
Vorftrafen ankommen könnte. Die Erörterung von Vorfirafen. auf die
es nicht ankommt (alfo z. B. vielleicht lange zurüäliegende Strafen wegen
eines ganz andersartigen Delikts als des abzuurteilenden). kann alfo
einfach unterlaffen werden. Auch könnte (m. E. auch auf Grund des
geltenden Gefeßes) die Erörterung der Vorftrafen. die nur für die Straf-
zumeffung bedeutfam fein würden. bis zum Schluß der Verhandlung
aufgefchoben werden und dann ganz unterbleiben. wenn nach dem Er-
gebnis der Verhandlung eine Freifprechung abzufehen ift. Nach alledem
ift zum Schutze der Angefchuldigten eine Gefeßesänderung nicht erfor-
derlich. fondern nur geboten. gegenüber dem Vorurteil. daß grundfäßliäf
in der Hauptverhandlung alle Vorbefirafungen feftzuftellen feien. auf-
klärend zu wirken.

[ll. Der 27. deutfche Iuriftentag hat (1904) den Befchluß gefaßt.
daß die Strafen der Jugendlichen aus den Strafregiftern gelöfcht werden
feilen. wenn fie während einer Zeit. welche der Verjährungsfrift entfpricht
und mindefiens zwei. höchfiens zehn Jahre beträgt. fich tadellos verhalten
haben; durch diefen Befchluß folle nicht ausgefchloffen fein. daß ähn-
liche Maßregeln auch für Erwachfene ergriffen würden. Ich möchte
bezüglich der Löfchung der Vorfkrafen kein abfchließendes Urteil fällen.
bin aber einftweilen der Meinung. daß folche Vorfchläge über das Ziel
hinausfchießen. Ein berechtigtes Streben ift das nach der Befeitigung
gewiffer gefeßlicher Ehrenfolgen einer Verurteilung nach längerer tadel-
los erfcheinender Führung. Aber langjähriges Unbefkraftfein verbürgt
noch nicht die innere Wandlung; eine Verurteilung wegen Eidesdelikts
kann Zweifel an der Glaubwürdigkeit rechtfertigen. auch wenn noch
fo lange der Betreffende nicht mehr beftraft ift. Das Beweismittel. das
man durch die Regiftrierung der Strafen befilzt. follte deshalb nicht preis-
gegeben werden. Sehr zu erwägen find aber Befchränkungen der Aus-
kunftserteilung der Regifterbehörde an andere Behörden als Gerichte und
Staatsanwaltfchaften.

Bildende
Zu den Kunfibeilagen.
Eugen Bracht.
Nichts hat der modernen Kunft
fo viel Gegner gefchaffen und eine
ärgere Verwirrung in den Köpfen
ihrer Jünger und Anhänger an-
gerichtet. als die Behauptung. daß
der Gegenftand der Darftellung für
den künfilerifchen Wert von Werken
der Malerei abfolut gleichgültig
fei. Denn faft jedermann nahm
den Saß naiverweife wörtlich.
In Wirklichkeit bildet er den Schluß
einer längeren Gedankenreihe und
bringt eine Anficht zum Ausdruck.
deren Berechtigung felbft die wü-
tendften Gegner moderner Kunfi-
beftrebungen anerkennen miiffen.
nämlich. daß große Kunft aus jedem
Gegenftande. auch aus dem gering-
ften. häßlichfien und gemeinften.
etwas machen könne. das die höchfte
Bewunderung zu erwecken imftande
wäre. Damit ift aber keineswegs
gefagt. daß große Kunft durchaus
folchen ärmlichen Gegenftandes be-
dürfe. um fich offenbaren zu können.
Diefe Jdeenaffoziation konnte fich
nur dort einftellen. wo man. troß
allen Ableugnens. Kunft und Gegen-
ftand für einen Begriff nimmt.
Die beiden haben jedoch miteinander
nur fo weit zu tun. als fie
der Wille einer Perfönlichkeit in
einem Kunftwerk in Verbindung
gebracht. Wie nichts an fich gut
Kunft.
oder böfe ift. fondern nur in Be-
ziehung zu einem Urteilenden. fo er-
langt der Gegenftand im Kunftwerk
Bedeutung erft durch die Perfönlich-
keit des Künftlers. Man bewundert
in Manets berühmtem ..Spargel-
bündel“ doch wahrhaftig nicht die
Exemplare des Gemüfes. die dem
Maler als Modell dienten. fondern
diefen felbft mit feinem Auge. feiner
Hand und feiner Phantafie. die.
was fichtbar fchön an Spargeln ift.
ans Licht hob. Ohne die Perfön-
lichkeit des Meifters. als Gegen-
|and an fich. könnte ein Spargel-
bündel im Bilde kaum jemand fon-
derlich reizen.
Jndeffen foll man fich doch nicht
einbilden. daß zwifchen dem Gegen-
fcande eines Bildes und der Indi-
vidualität feines Malers gar keine
Zufammenhänge vorhanden feien.

Je ausgeprägter die Individualität
eines Künfilers ift. um fo beftimmter
kommt feine Neigung für gewiffe
Gegenftände der Darftellung zum
Ausdruckz je leichter erkennt man
an feinem Werke. was ihn in der
Natur menfchlich und künftlerifch
reizt. Dem einen dünkt nichts ver-
lockender. als Bewegungen zu fchil-
dern. den andern ziehen Lichtpro-
blemez jenen die Farben in der und
der Verbindung. diefen der Rhyth-
mus der Linien an. und je nachdem

der einzelne Sympathien für diefes
oder jenes künitlerifche Motiv hat.
wählt er feine Stoffe. Es ift gar
nichts Zufälliges. daß Böcklin. der
Dichter. mythifche Stoffe bevor-
zugte. daß Leibl nicht müde wurde.
Jäger und Bauern zu malen. daß
Liebermann holländifche Motive am
beiten gelingen. daß Uhde in feinen
Bildern die Gefialt Ehriiti zur Dar-
itellung brachte. daß Menzels Schöp-
fungen unglaublich viel charakte-
riitifche Phyfiognomien enthalten.
Und im Grunde hat doeh kaum einer
von allen diefen Künitlern etwas
dargeftellt. was als Gegenftand
durch feine Neuheit zu intereffieren
vermöchte. Zola definiert ganz
richtig: ..Ein Kunitwerk ift nie
etwas anderes als die Verbindung
eines Menfchen. des wechfelnden
Elements. mit der Natur. dem be-
fiändigen Elemente. Das indivi-
duelle Element. der Menfch. iit
wechfelnd bis ins Unendliche."
Von hier aus wird es begreifliaf.
warum jemand. der allein das In-
haltliche eines Bildes zum Gegen-
itand feines Urteils macht. in ihm
allein den Reiz der Daritellung fieht.
für das Gegenteil eines Kunitver-
itändigen gilt. Erit wenn man fich
klar darüber geworden ift. daß der
dauernd wirkende Reiz eines Künft-
werkes in der darin zum Ausdruck
gelangenden perfönlichen Art des
Künitlers. den Stoff zu gefialten.
liegt. iit man fähig. Kunit zu ge-
nießen; beginnt man ein Kunitwerk
richtig. von der Perfönlichkeit feines
Urhebers aus. zu beurteilen; wird
man ein Bild von individueller
Haltung einem folchen. in dem
nichts erreicht ift als vollkommene
Korrektheit. - ausgezeichnetes tech-
nifches Vermögen in beiden Fällen
vorausgefeßt - aus Überzeugung
vorziehen. Schließlich hat man die
Empfindung. daß es fich mit Bil-
dern verhält wie mit Menfäfen.
Daß die. in denen fich eine ftarke.
felbftändig denkende und handelnde
Individualität ausfpricht. dauernd
intereffieren. während der brave
Durajfchnitt auch hier gleichgültig
läßt. und daß man am beiten tut.
der fich in Bildern offenbarenden

geiitigen und künftlerifchen In-
feriorität aus dem Wege zu gehen.
Man ahnt aber auch. warum grade
die individuellen Künitler am
fchwerfien zur Anerkennung gelan-
gen. Der in der Mehrzahl vorhan-
dene Normalmenfch gewöhnt fich
erft nach und nach daran. eine über-
ragende Erfcheinung ohne Wider-
fpruch hinzunehmen und ihre Vor-
züge zu würdigen.
Am klariten offenbart fich der
Begriff der künitlerifchen Indivi-
dualität vielleicht im Landfäjafts-
bilde. weil darin das. was man
unter „Natur" im engeren Sinne
verfteht. am meifien zur Geltung
kommt. und weilman fehr fchnellkon-
itatieren kann. daß jeder Maler die
Natur anders fieht und daritellt als
feine Kollegen. Wenigitens fieht
jeder etwas anderes heraus oder
hinein. gemäß feiner Empfindungs-
fähigkeit und feinem Temperament.
Unfchwer erkennt man paffive und
aktive. objektive und fubjektive
Künitler unter den Landfchaftern
und kommt dann recht fchnell zu der
Einficht. daß die aktiven und fubjek-
tiven es find. denen die Allgemein-
heit ihre reiche Vori'tellung von der
Natur verdankt. Die aktiven Per-
fönlichkeiten unter den Landfchaf-

tern find die großen Entdecker. welche den verborgenfien und leifefien Schönheiten der Natur namgehen und fie fichtbar machenz für die neuere Kunft alfo. um einige Namen anzugeben. die Conftable. Cüzanne und Monet. Die fubjektiven fuchen zwar auch nach Schönheiten in der Natur. aber fie bringen fie nur mit Rückficht darauf zur Darftellung. daß fie in der Richtung ihrer perfönlichen Stimmung liegen. Sie zwingen die Natur. Träger ihrer oft gewalttätigen Empfindungen zu werden. Sie legen in das Bild jener etwas hinein. das über fie hinausgeht und dem Betrachter Eindrücke und Gefühle übermittelt. die er von fich felbfi aus niemals vor der Natur hätte. die ihn aber mit fuggefiiver Gewalt in eine vom .Maler gewollte „Stimmung" verfelzen. Es feien hier die Namen Turner. Rouffeau. Corot genannt; aber auch die Romantiker. die Schwind. Böcklin und Thoma gehören zu diefen fubjektiven Malern der Landfchaft. und es ifi nicht mehr als recht und billig. in diefer Verbindung auch den Namen Eugen Bracht zu nennen. als des Künftlers. in defien Werk die Epopöe der Pouffin und Claude Lorrain in einer der Gegenwart angepaßten Form und Empfindung ausklingt.

Denn in Brachts Bildern fteckt. auäz wenn er irgendein in der nüchternen Mark gefundenes Motiv malt. immer etwas Heldenhaftes. etwas. was uns über die Haft und den Lärm der Zeit hinausträgt. Nicht in der Art. daß wir uns diefer fo entrückt fühlen. als befänden wir uns in der Stille der Natur. fondern mehr fo. als hätten wir eine Welt vor uns. deren Beftimmung es fei. den Schauplaß erhabener. unfer Selbftgefühl. unfer Menfchenbewußtfein ftärkender Taten abzugeben. Aus Brachts Schöpfungen tönt nicht das Raufchen der Bäume melodifch an unfer Ohr. Wir atmen nicht den Duft der Wiefen und Blumen und nehmen nicht die taufend kleinen Schönheiten wahr. mit denen die Natur die Augen ihrer Freunde entzückt; aber wir empfangen ein Bild der Wirklichkeit von

ihm. das fich durch feine großen.
fefien. von allen Nebenfächlichkeiten
gereinigten Züge. dnrch wenige. ftille.
jedoch charaktervolle Farben fo fe|
einprägt wie ein Erlebnis. Und wir
erleben vor Brachts befien Bildern
wirklich etwas. nämlich die Bekannt-
fchaft mit einem Menfchen großen
Stils. mit jemand. der fich mit
männlichem Geift gegen die Zer-
mürbung durch das moderne Leben.
gegen die Zerfiörung urfprünglicher
Empfindungen durch die kalte Ver-
nunft. gegen das kleinliche Treiben
des Tages wehrtz der Ideale befißt
und ihnen in feiner Kunft Geftalt
zu geben verfucht. Außerdem aber
hat man den Eindruck von einem
fiarken Temperament. in dem der
melancholifche Grundton vor-
herrfcht.
Ni>zt zufällig erhält man aus
Brachts Bildern das Geftändnis.
daß er. wie alle übrigen Vertreter
der heroifchen Landfchaft. zu feinen
Schöpfungen zwar von der Natur
veranlaßt wird. jedoch nicht daran
denkt. fie zu porträtieren. Durch
feinen Lehrer Joh. Wilh. Schirmer.
der wieder ein SchülerIofephAnton
Kochs und Reinharts war. befieht
eine Verbindung zwifchen ihm und

Pouffin. Aber wenn er auch die
Natur. um ein Goethefches Wort
zu gebrauchen. ..mit Bedeutung"
gibt. fo unterfcheidet er fich doch
von feinen Vorgängern wefentlich
dadurch. daß er diefe Natur nicht
nur an den klaffifchen Stätten der
heroifihen Landfchaft. fondern
auch in Deutfchland gefucht und
gefunden hat. daß die große Wir-
kung feiner Bilder nicht ausfchließ-
lich auf der Linie. fondern auch auf
der in ihnen zum Ausdruck ge-
brachten Stimmung beruht. Und
das Erftaunlichfte an Bracht ift
vielleicht. daß er in einem Alter.
in dem andere Maler nicht mehr
das geringf'te Verlangen tragen.
noch Neues zu unternehmen. den
erfolgreichen Verfuch gemacht und
fortgefeßt hat. feine Art der Natur-
auffaffung und Darf'tellung in
Übereinfiimmung zu bringen mit
den Forderungen _der Zeit nach
Licht und Farbe. So find von ihm
alle Vorbedingungen gefchaffen.
die eine Weitereriftenz des Land-
fchaftsbildes großen Stils ermög-
lichen könnten. Fehlen nur die ge-
eigneten Kräfte. vor allem Perfön-
lichkeiten. Seinen zahlreichen
Schülern find zwar mehrere feiner
Kompofitionseigenheiten geläufig
geworden. aber keiner hat ihn an
Geifk. an vornehmer Gefinnung
und an felbftändiger Kühnheit zu
erreichen vermocht. Mit Äußerlich-
keiten aber ift es noch niemand ge-
lungen. große Kunf't zu machen.
Es gehört ein großer Sinn dazu.
der nicht eine allgemeine Eigen-
fchaft ift. fondern ein Gefchenk der
Götter. Bracht war prädeftiniert.
Sein Lebens- und Entwicklungsz
gang beweif't es.

Als Sohn eines aus Weftfalen
fiammenden Iuf'titiars. am 3. Iuni
1842 in Morges bei Laufanne ge-
boren. kam Bracht fchon im frühen
Knabenalter nach Darmftadt. Seine
fich bald ankündigende künf'tlerifche
Veranlagung erfuhr durch den
nötigen Unterricht fogleich die forg-
famfte Pflege. Der Ehrgeiz des
jungen Braaft war freilich nicht auf
den Maler. fondern auf den Archi-
tekten gerichtet. Ein Zufall indeffen
ließ diefen Plan überhaupt nicht

über den Wunfch hinausgelangen.
Ein fchöner Tag _hatte den noch das
Gymnafium befuchenden Jüngling
zu einem Ausfluge naaf Heidelberg
verlockt. wo er in der Stille für fich
zu malen gedachte. Ein hübfcher
Blick ift bald gefunden. Während
der junge Menfch fleißig den Pinfel
rührt. tritt ein älterer graubärtiger
Herr hinter ihn. fchaut ihm lange
zu und fagt dann: Sie follten und
müßten Maler werden. Diefer Rat
machte auf den über das fchon vor-
her gefpendete Lob des Fremden er-
freuten jungen Bracht um fo ftär-
keren Eindruck. als fich jener als der
Direktor der Karlsruher Kunftfchule
Ioh. Wilh. Schirmer zu erkennen
gab. und fogleich erbot. den Vater
Bracht dazu zu bewegen. den Sohn
Maler werden zu laffen. So ge-
fchah es. daß der Architekt aufge-
geben wurde und Bracht nach Ab-
folvierung der Schule mit fiebzehn
Iahren als Schirmers Säfüler nach
Karlsruhe überfiedelte. Vor ihm
hatte einf't Böcklin Schirmers Un-
terweifungen genoffen; noch fand er
Hans Thoma in deffen Klaffe und
fchloß bald innige Freundfchaft mit
ihm. Als Schirmer nach zwei
Iahren eine Berufung an die

Düffeldorfer Akademie erhielt. zog
Bracht ihm nach. In Düffeldorf
fuchte er dann noäf von dem dort
als vielgefeierter Lehrer wirkenden
norwegifchen Landfchafts- und
Marinemaler .Hans Gude zu profi-
tieren. Daß diefe Lehrjahre bei
Schirmer von größtem Einfluß auf
die Richtung der Brachtfchen Künft-
entwi>lung gewefen find. ift heute
keine Frage mehr; aber ebenfo ficher
iftF daß die Begabung des jungen
Malers von Anfang an in diefer
Richtung lag. Sonft wäre es ihm
nie gegliickt. fie erfolgreich fortzu-
feßen. Um im Sinne Schirmers
die Natur jenfeits der Alltäglich-
keit zu empfindenf mußte er felbft
eine hochgeftimmte. erhabener Emp-
findungen fähige Seele befißen.
Aber auch im Gefühl dafür. daß
die frei behandelte Landfchaft nur
Eindruck mache. wenn ein gewiffer
Realismus der Darftellung vor-
waltet- war er dem Lehrer von
Anfang an verwandt. Nachdem
Bracht in fleißigem Studium und
ernfthafter Arbeit vier Iahre ver-
bracht hatte. traf feine Familie ein
Schlag, der ihn zwang. alle feine
Hoffnungen zu be raben. Der Vater
war ganz plößlic?, in Vermögens-
verfall geraten und der junge Mann
fiand vor der Notwendigkeitf felbft
für fich forgen zu müffen. In
Zweifel darüber, ob feine Begabung
ausreichen würde. ihm ein Leben in
den gewohnten Verhältniffen zu er-
möglichen. entfchloß er fich zu einem
Berufwethfel. Der Akademiefchüler
wurde Kaufmann. Er begann die
neue Tätigkeit in Verviers und
durfte. vorn Glück begünftigtf fchon
nach fechs Iahren angei'trengter
Tätigkeit daran denken. fich felb-
ftändig zu machen. Im Iahre 1870
eröffnete er in Berlin ein eigenes
kleines Gefchäftt in dem er den
Wollhandel trieb.
Iedoeh Braäfts Liebe zur Kunfi
war nur unterdrückt. nicht erlofchen,
und während ihn feine Gefchäfts-
reifen durch fchöne Gegenden führ-
ten. erwachte fie in alter Stärke.
Mit vollem Bewußtfein der Kon-
fequenzen löfte er 1874 fein Gefchäft
auf und zog mit den gewonnenen
Mitteln nach Karlsruhef um fich

dort wieder aufs Malen zu legen.
In der Lüneburger Heide find feine
erften der Öffentlichkeit bekannt ge-
wordenen Bilder entfianden. Der
melancholifäfe Charakter diefer
Natur war ihm fympathifcfb und
er wußte ihr Wefen durch Einfü-
gung von Staffage ins Romantifche
zu erhöhen. Im gleichen Sinne ver-
wendete er Motivet die er auf Rügen
fand. Der große Erfolg feiner
Schöpfungen „Aus der Lüneburger
Heide) „Hünengrab in Hümm-
ling“a „Heidefchäfer'ß „Dünenland-
fchaft auf Rügen“ machte ihm
Mut. auf diefem Wege weiterzu-
fchreiten. Um neue Effekte in feine
Bilder zu bringenZ unternahm er
im Herbft 1880 mit dem Orient-
maler Meckel eine Reife nach Ägyp-
ten und Paläflina. Während feines
balbjährlichen Aufenthalts im
Orient arbeitete er unverdroffen,
Die nach den Studien in Berlin
gemalten Bilder „Sinai" (im könig-
lichen Schloffe zu Berlin)t „Abend-
dämmerung am Toten Meer“
(National-GalerieP „Elias am
Buche KrithA das „Quellheiligtum“
u. a. fanden in Deutfchland be-
geifterte Aufnahme und trugen dem
Künfiler 1882 die Berufung als

Lehrer an die Berliner Akademifche
Hochfchule ein. an der er fait zwan-
zig Jahre lang gewirkt hat. Un-
gefähr in der gleichen Zeit trat man
an ihn mit der Aufforderung heran.
fich an der Herfkellung einiger
großer Panoramagemälde zu betei-
ligen. Jn der Tat hat Bracht dann
1883 für „Die Schlacht bei Sedan“.
1885 für ..Die Schlacht bei Chat-
tanooga“ und 1887 für den „Aus-
fall vor Paris" die landfchaftlichen
Hintergründe gefchaffen.
Einem Künftler von der Emp-
findungsfähigkeit Brachts konnte es
nicht lange verborgen bleiben. daß
diefe Art von Malerei ihn unrettbar
der Veräußerlichung überlieferte. Er
befann fich auf Schirmers Lehren
und verfuchte in dem 1889 entftan-
denen ..Geftade der Vergeffenheit“
und in dem 1892 gemalten „Grab
Hannibals“ - um nur die bekann-
teften feiner Schöpfungen aus
diefer Periode zu nennen - wieder
fo etwas wie eine Jdee von Bedeu-
tung zum Ausdruck zu bringen. Jn
den lauten Beifall. der diefe Bil-
der begrüßte. tönte die Stimme
eines Kritikers hinein. der „Han-
nibals Grab“ für pathetifch erklärte.
und Bracht begann einzufehen. daß
eine Erneuerung und Steigerung
feiner Kunft ni>ft vom Gegenftande
her erfolgen könne. Es kam ihm
zum Bewußtfein. daß Bilder. wie
jene beiden. nicht die Refultate von
Erlebniffen in der Natur waren.
fondern Ergebniffe des Nachdenkens.
für die er zuerft die packendfte Form,
dann erfk die entfprechende Farbe
gefucht hatte. Da es ihm vor allem
fchwer geworden war. feinen Kom-
pofitionen den richtigen koloriftifihen
Ausdruck zu geben. erkannte er
bald. daß hier feine eigentliche
Schwäche lag. Er befchloß. um
diefem Mangel zu begegnen. nun
damit anzufangen. womit er früher
geendigt hatte; alfo vom farbigen
Eindruck der Wirklichkeit auszu-
gehen. Bald genug wurde er fich
darüber klar. daß das der einzige
richtige Weg fei. um als Maler im
wahren Sinne des Wortes etwas zu
leifien. Die Vorftellung. fich in
diefer Weife von feinen Fehlern
befreien zu können. machte ihm

folche Luft zu einer Probe. daß er
fich mitten im Winter in einem
kleinen märkifchen Orte niederließ
und Studien zu malen begann. Jm
Sommer darauf fuhr er mit diefer
Art des Arbeitens im Harz und in
Heffen fort und überrafäfte mit den
Ergebnifien feines Schaffens in
einer Neujahr 1900 in Ed.Schultes
Kunftfalon zu Berlin eröffneten
Kollektivausftellung nicht nur das
Publikum. fondern auch. da er feine
Entdeckungen geheim gehalten. feine
beften Freunde.
Die damals entftandenen Bilder.
von denen einige diefen Ausführun-
gen beigegeben find. wirkten niäft
allein frifch und neuartig für fich
- fie ließen auch. da der Vergleich
mit der Wirkliäfkeit mögliäf war.
erkennen. wie weit Brachts Per-
fönlichkeit in feinen Schöpfungen
zur Geltung kam. Merkwürdig.
mit wie fefier Hand er die Natur
packte! Gewöhnlichen Augen fchien
fie intim und idyllifch -- wie er fie
hinftellte.erfchien fie bei aller fchönen
Farbigkeit doäf großzügig und er-
haben. Wenn auch der ftrahlende
Himmel. das faphirfarbene Meer.
die ragenden Pinien und die blen-
dendweißen Gebäude fehlten - vor

diefem „Holzweg" oder dem „Mor-
genfiern über der Spree". vor dem
„Roten Acker" und ähnlichen Bil-
dern dachte man unwillkürlich ,an
Böcklin. Ein anderer in Brachts
Alter hätte fich mit diefen verfpä-
teten Erfolgen als Maler für be-
friedigt erklärt und ruhig in folcher
Weife fortgearbeitet. Der kühne
Landfxhafter jedoch. der kurze Zeit
nach jener Ausfiellung Berlin leider
verließ. um einem Rufe an die
Dresdener Akademie zu folgen.
dachte nicht daran. auf diefen jungen
Lorbeeren auszuruhen. Er hatte
fich mit feinen letzten Schöpfungen
den Anfchauungen der Gegenwart
unter fefier Wahrung feiner Jn-
dividualität genähert - er wollte
nun noch Berührung mit dem Leben
der Zeit fuchen. Er fiellte feine
Staffelei im rheinifchen Jnduftrie-
bezirk auf und hat mehrere aus-
gezeichnete Bilder von dortigen
Großbetrieben gemalt. als deren
vorzüglichfkes wohl die von Arbeiter-
gefialten wimmelnde „Mittagspaufe
im Höfchftahlwerk zu Dortmund"
gelten darf. Seine letzte Leiftung
diefer Art ift das große Bild ..Mul-
denhütten bei Freiburg i. S.“. für
das von Wallot gebaute Landtags-
gebäude in Dresden. Dazwifchen
hat der Künftler freilich immer
wieder auch Landfchaften gemalt.
die bei aller edlen Haltung zeigen.
daß Bracht fi>f den Errungen-
fchaften der neueren Malerei ge-
genüber nicht ablehnend verhalten
hat. Er ift immer bereit geblieben.
feinen wohlerworbenen Ruhm aufs
Spiel zu fehen. um als Kind feiner
Zeit. f ihaffend und f orgend. an deren
Freuden und Leiden teilzunehmen.
Er hat als Dramatiker der Farbe
mit der großen Gebärde begonnen
und i| ein Lyriker der Farbe und
der Stimmung geworden. Darin
den beften neueren Künftlern ähnlich;
aber unterfchieden von ihnen durch
feine Fähigkeit. im Bilde der Natur
auch deren Geift zu faffen und ihn
in Verbindung zu bringen mit
jenen Wefensfeiten feiner Perfön-
lichkeit. die ihn als eine bedeutende
Individualität charakterifieren und
als Menfchen. der im Vergänglichen
den Ausdruck des Ewigen fucht.

Hans Rofenhagen.
Ludwig Thoma: Morgen an der
Donau.
Die großen Bäume - wie liebe
ich fie.
Schatten fchenken fie dem
Müden. und Träume wohnen da
für den. dem der Weg lang wurde.
unter ihren grünen Kronen.
Die großen. ftillen Bäume.
Wie habe ich fie geliebt.
Sonne tragen fie und des
Tages Hitze. Und der Sturm
kommt über fie und die kalten
Kugeln des Hagels prallen an
ihre Zweige. Und Unwetter und
Kälte kommen. während fie ihr
Laub verlieren.
Aber die großen Bäume find
ftill und laffen das Unwetter über
fich ergehen wie die Sonne.
Die großen. die ftillen. die
geduldigen Bäume. wie habe ich
fie doch immer geliebt.
Die Menfchen reißen ihnen
die Rinde herunter und hauen ihre
Zweige ab. und ihre emfigen

(eaten. welche die arme Erde durch-
wühleu. verwunden ihre uralten
Wurzeln. Im Sommer wird ihr
Laub geplündert. Im :'Öerbfi ihre
Früchte geraubt.
Aber ihr bleibt mit. ihr großen
Bäume.
Ihr großen. ihr geduldigen --
Das Uni-.euer tra-.it ihr und
den Brand der Sonne. Der
Menfch-kn Graufamkeit und 'Dumm-
heit nur - - feiner-ige.
Und wiihrend ihr fiel; und "till
bleibt. ändern eure taufend Wur-
zeln die Erde felbft und machen fie
willig für den Pflug und bete..
für die Saat. Und eure dichten
Kronen rufen des Himmels gefen-
neten Regen über der Menfitx.
Häupter hernieder. der Menfci..i
die eure Haut zerriffen.
Große. ftille. geduldige Bäume
wie ich euch liebe.
Ach. könntet ihr doch mein.
Lehrmeif'ter werden.
Herman Bang.
49k)

Jahrgang

Burg Kreuzenftein: Bibliothek
l 9 0 8
(Zum Effay von Robert Stiaffny).



Philipp Stein:
Dramatifcher Monatsbericht.
Berlin. im Mai.
Sonft wenn die Theaterwinter-
ftürme wichen dem Wonnemond.
hatte manimmer etwas. das erneuter
Erwähnung wert war. Man konnte
fich einiger. wenn auch weniger
Höhepunkte erinnern und erfreuen
und auf die weitere Entwicklung
der Bühnendichtung Schlüffe ziehen.
Diesmal haben wir nichts. Wir
ftehen da mit leeren Händen. Jn
diefes Theaterwinters Mißvergnü-
gen ift nichts. aber auch gar nichts
gewonnen worden. Die einzige
bedeutende dichterifche Gabe.
Hauptmanns Dichtung von Kaifer
Karl. hat fich auf der Bühne nicht
behaupten können. allzu fehr ver-
fank darin das Dramatifche unter
dem Balladenhaften des Stoffes.
Der einzige wirkliche Theaterneu-
gewinn war das Wiedererfcheinen
von ..John Gabriel Borkman".
- Ibfens Dichtergenius ward aufs
neue eindringlich und naäfhaltig
verfpürt. Sonfi allerlei Kleinwerk
- darunter ganz weniges. wovon
man Anregung haben konnte. In
Summa: nichts.
Nun ift die Saifon vorüber -
vorüber. bevor man eigentlich zum
Bewußtfein gekommen. daß fie über-
haupt da war. Die Gafifpielerei
hat begonnen - bisher freilich hat
fie nichts gebracht. was uns auf
auswärtige Kunfileiftungen neidifch
machen könnte. Hervorragendes hat
nur der Holländer Schaufpieler
Henry de Vries gezeigt. ein
Verwandlungskünftler virtuofer
Art. der in Hermann Hejermans*
Einakter ..Der Brandftifter" fieben
Rollen fpielt. einen idiotifchen
guten Burfchen. deffen Bruder.
einen durch traurige Verhältniffe
zum Brandfiifter gewordenen. ver-
fchloffenen und verfchlagenen Zi-
garrenarbeiter. einen kurzatmigen
Polizifien. einen dicken verfchmißten
Gafiwirt. einen altersfchwachen
Großvater. einen geriebenen
Krämer. einen barfchen felbftbe-
wußten Handwerker. Unter diefen
fieben Rollen find fünf Epifoden.
der Brandftifter aber und fein idi-
oti'fcher Bruder find ausgeführte

Charaktergeftalten. Jn den Epifo-
den zeigte de Vries feine vollendete
Kunftfertigkeit. den beiden andern
Gefialten aber gab er eine wirklich
innerliche. künftlerifche Darftellung.
Verblüffend und virtuos ift die
Schnelligkeit. mit der er immer
wieder die Koftüme und die Masken
wechfelt; künftlerifch ifi. wie er
immer wieder als ein völlig anderer
in Gefialt. Sprache und Wefen er-

fcheint. bewundernswert. wie er
diefe Siebenrollenaufgabe über das
bloße Schaufpielerkunftfiück zu wirk-
licher Künftlerfchaft erhebt.
de Vries war der Vorläufer der
Nederlandfche Tooneel-
vereeniging aus Amfier-
dam. die im Hebbeltheater
gafiieren kam - diefes mit
großen Verfprechungen begründete
junge Theater. defien einziger wirk-
licher. wenn auch nicht eben großer
Erfolg ..Frau Warrens Gewerbe“
gewefen ift. hat fchon lin der
erften Saifon. wo es doch an Plä-
nen und Verfuchen übetreich fein
follte. uns fo wenig zu bieten. daß
es bereits fiir Gaftfpieler feinen
Spielplan eine Woche lang unter-
brechen kann. Diefe Niederländer
find re>jt brave Schaufpieler. fie
fpielen fauber. korrekt. mit bemer-
kenswerter Diskretheit. die mit-
unter fogar zu viel Zurückhaltung
aufweift. Dies zeigt fich befonders
bei Molisres ..Eingebildetem Kran-
ken“ - fonft fpielten fie eigentlich
nur Hejermans. den einzigen hier
bekannten holländifchen Dramatiker.
Sein beftes Werk „Hoffnung auf
Segen“ haben wir freilich feiner-
zeit hier durch das Brahmfche En-
femble viel eindringlicher zur Dar-
ftelluug gebracht gefehen: Elfe Leh-
manns künftlerifche und perfönliche
Eigenart. ihr Temperament. die
Wucht ihres Kunftfchaffens. ihre
elementare Natur hatten in der
Geftalt der Io dem Werke zu einer
kün|lerifchen Bedeutung verhelfen.
Ein großes Intereffe haben die
Niederländer. die die befie Truppe
ihrer Heimat find. hier nicht er-
wecken können.
Intereffant dagegen in hohem
Maße war das Gaftfpiel M o u -
net - Sullys mit feiner
Truppe - intereffant freilich nur.
weil es zu mancherlei Vergleichen
Anlaß gab und zu entfchiedenem
Widerfpruch herausfordert. Daß
diefer Künfiler. Doyen und Speis-
taire der Come-die Franc-aife.
nicht mehr im Vollbefiß feiner
Mittel ift. konnte nicht überrafäzen.
Wir find ja gewohnt. die Parifer
Kunftgrößen hier er| im hohen Al-
ter kennen zu lernen - den alten

Eoquelin erft. als er ganz alt war.
die göttliche Sarah erft. als fie
bereits auf dem Abftieg war -
nur die Desprez ift auf der .Höhe
ihrer Kunft. die in Temperament
und Art fo viel mit unferer Kunfk
Verwandtes hat. jung zu uns ge-
kommen. Herr Mounet-Sully ift
ein hoher Sechziger. und es ift er-
ftaunlich. was er noch alles kann.
Er ift ungemein elaftifch. chevale-
resk. elegant. vornehm in den Be-
wegungen. die Vorzüge feiner noch
jugendlich erfcheinenden. wohlge-
bauten Geftalt ftellt er als Hamlet.
wo er fich auch als eleganter und
behender Fechter erweift. in einem
für des Dänenprinzen Gemütsart
allzu kokett gebauten fchwarzen
Trikot heraus. Aber fein Organ.
das vielfach auch jeßt noch nicht der
Schönheit entbehrt. ift brüchig und
verfagt mitunter. wie denn über-
haupt in Höhepunkten öfters die
Perfönlichkeit nachläßt. Doch im-
merhin: in feinen beften Momenten
hatten wir von ihm Eindrücke wie
von einem franzöfierten Sonnen-
thal von heute. Alles eben ift fehr
klug durchdacht. von einigen Wider-
finnigkeiten im Hamlet abgefehen.
auch pfychologifch gut. alles ficher.

freilich niemals urfprünglich und elementar. niemals hinreißend.
Kein größerer Gegenfatz als zwifchen ihm und 'Matkowsky. Diefer fchuf jüngft als Oedipus eine bezwingende Gefialt. ergreifend. erfchütternd. Beim erften Auftreten erfchien ein König. der fich aus dem Sturm und Drang feiner Jünglings-
jahre herausgearbeitet hat zur Männlichkeit und Majefiät des Kronenträgers. in dem es aber immer noch bisweilen gärt und grollt und auch überfchäumt. Der Ausbruch gegen Kreon. der Troß gegen Götter und Orakel ergibt fich ganz natürlich und konfequent aus dem Naturell diefes Oedipus. wie es Matkowsky angelegt. Bel Mounet-Sully erfcheint das alles unverftändlich." denn' fein König Oedipus ift einer von den Königen. die auch fchlafen gehen mit Krone und Stab. Sein Oedipus hätte fich. bevor er Jokafte ehelichte. erft die Thebanifchen Standesamts-
regifier vorlegen laffen oder etwas ähnliches. Sein Spiel fteht. ab-
gefehen von den Schlußmomenten. völlig in der Tradition der franzö-
fifchen Antike - Schritt. Bewe-
gung der Arme. der gefpreizten Finger. das Spielen mit dem Ton-
fall der Alerandriner. alles Tra-
dition der franzöfifchen Tragödie. Erft nachdem König Oedipus ge-
brochen ift und immer mehr eine bange Schuldgefühlahnung ihn um-
lauert. da erwacht auch in Mounet-
Sullys Spiel der Künftler. aber auch da zeigt fich. befonders in der Szene mit Jokafke. manch Gekün-
fteltes. der Sophokleifäfen Größe und Reinheit Aufgepfropftes. Die ganze Vorftellung mit dem völlig unmotivierten Aufpuß melodrama-
tifcher Zutaten hatte viel dem deut-
fchen Gefchmacke Widerftrebendes. aber immerhin blieb die Wirkung nicht aus. die Tragik des Schluffes ergriff.
Wie die Franzofen Hernani und Ruy Bias gefpielt haben. ift ja gleichgültig - auch die befte Dar-
ftellung würde uns diefe pietätvoll einbalfamierten Leichen nicht wieder lebendig machen. Aber Hamlet! Alles. was man der Hamletdich-

tung antut. empfinden wir
ganz unmittelbar als eine perfön-
liche Kränkung. Und wie viel fol-
cher Kränkungen haben wir fchon
ertragen müffen! Als im Vorjahre
der vielberufene Beerbohm-Tree
uns diefe Tragödie vorführte.
machte er fie zur Farce: Ophelia
ftre>te verlangend nach Hamlet die
Arme aus und küßte ihn inbrünfiig
hinter dem Rücken Shakefpeares.
und wiewohl fie wußte. daß ihr
Vater mit dem König hinter dem
Vorhang diefe Szene belaufchte.
Jn der von Mounet-Sully vorge-
führten Bearbeitung von Dumas
und Maurice läuft Ophelia dem
Hamlet nach: „0 je l'ujmel 0 i]
1119111119!“ Wenn Hamlet fagt:
..Säfreibtafel her! Ich will's mir
niederfchreiben. daß jemand lächeln
kann und immer lächeln und doch
ein Schurke fein!". fo ziehen Herr
Beerbohm und Herr Mounet wirk-
lich ein elegantes Schreibtäfelchen
vor und machen fich Notizen -
ebenfo tut's der Hamlet der großen
Sarah und des kleinen Ferdinand
Bonn. der diefe „geiftreiche"
Nuance wohl aus Amerika mit-
gebracht hat. Diefe Dummheit ift
alfo internationaler Befiß. Jn

Philipp Stein:
Dramatifcher Monatsbericht
diefer franzöfifchen Bearbeitung.
die übrigens bis 1860 mit einem
verföhnlichen Schluffe gefpielt
wurde. ift alles verdeutlicht. grob
unterftrichen verwäffert. verkürzt
- felbft die köftliche Abfchiedsrede
des Polonius an feinen Sohn ift
gef'trichen.
Mounet-Sullys Hamlet braucht
keinen Kommentar - es ift alles
überdeutlich. Er erklärt klipp und
klar. er wolle verrückt erfcheinen.
Und von dem Umftande. daß ein
Verrückter unberechenbar. macht er
überreichen Gebrauch. Ifi's Un-
finn gleich. fo hat es doch Methode.
Einzelne Stücke feiner Rede trägt
er als Sänger vor. Er wirft feinen
.Hut in die Höhe. er fireckt dem
alten Polonius die Zunge heraus.
er fiößt Güldenkranz und Rofen-
ftern mit den Köpfen zufammen.
Er kriecht auf der Erde. Er treibt
die albernften Poffen. Er lacht
blödfinnig auf. nachdem er Polo-
nius erftochen hat. Er fpielt mit
der Rolle. um zu zeigen. wie viel
grelle Farben er auf der Palette
hat. Die Monologe fpricht er mit
kluger Beredfamkeit. erkünfielter
Gliederung - das ergreifende
Selbfkgefpräcb „Sein oder nicht
fein“ blieb völlig wirkungslos.
Vom Anbeginn ftellte er fich außer-
halb des Rahmens - felbft wäh-
rend des erften Erfcheinens des
Geifles drapierte er forgfam feinen
Mantelfaltenwurf und machte
fchöne Figur. Sein Hamlet war
keine Einheitsgeftalt mehr. er zer-
fchlug fie in Feßen. Es ifi
fchade um diefen im Irrgarten
der Virtuofität herumtaumelnden
Schaufpieler - mitten in dem
wüften unkünfklerifchen Durchein-
ander überrafchten do>f künftlerifche
Züge.
Gewiffermaßen ein Ga|fpiel
ifi's auch. was fich jevt im Lef -
fingtheater ereignet. Dort
wird jeßt der alte Schwank ..Der
Raub der Sabinerinnen“ gefpielt.
Die Ibfen- und Hauptmann- und
Schnißlerdarfleller diefer klaffifchen
modernen Bühne gaftieren in Ge-
brüder Schönthan-Rollen. Erik
follte das lufiige Stück nur ein-
mal. zum Beften der Bühnenge-

noffenfchaft. gegeben werden. Der
durchfchlagende Erfolg hat dazu
geführt. daß der ..Raub der Sa-
binerinnen" ein Repertoireftück ge-
worden ift und vor ausverkauften
Häufern gefpielt wird. Das liegt
vor allem daran. daß Elfe Leh-
mann in der Rolle des Dienfi-
mädchens in frifcher. überwältigen-
der Eharakterkomik wieder eine Ge-
|alt gefchaffen hat. würdig ihrer
fonftigen köftlichen Leiftungen.
Dann aber aua] ift es ein nicht zu
überfehendesl Zeichen dafür. daß
man nam diefes Winters Unge-
mach fich einmal tüchtig auslachen
will. Und das gefchieht hier faft
ununterbrochen den ganzen Abend
über.
Eine immerhin erwähnens-
werte Novität hat noch das N e u e
Theater herausgebracht „R a-
mon der Abenteurer". eine
Groteske'in vier Kataftrophen von
ErnfiPrangeund WillyRath.
Es parodiert die Stücke von dem
großen Abenteurer _ eine Sher-
lock-.ßolmes-Parodie. von der die
Rede war. finde ich weniger darin
als eine Perfiflage auf Stücke wie
,.Simfon" und ähnliches. Die vier
Katafirophen hängen nur durch die

Figur Ramons zufammen. geben aber viel Draftifches und Witziges in kecker Laune und Unbekümmertheit und wenn auch nichts Vollendetes. fo doch immerhin literarifch Gewolltes. Freilich zeigt fich auch hier wie fo oft in ähnlichen Fällen die Erfahrung: die ich rief. die Geifter. werd' iäf nun nicht los! Denn oft fäfeintis. daß die Verfaffer hier unter dem Banne der Geifter ftehen. die fie *parodieren wollten - und die Grenzlinie zwifchen der Parodie und der Freude an dem zu perfiflierenden Genre verfchiebt fich.

Zeichen
Moderne Urteilsfähigkeit.
Die zunehmende Sozialifierung.
die das Leben der Gegenwart als
vorherrfchende Tendenz aufweii't.
fährt wie eine mächtige Walze über
Menfchen und Verhältniffe hin. Als
loyaler Zeitgenoffe hat man die Ver-
pflichtung. den Hut in der Hand
und mit offenem Mund nicht nur
die ftattliche Leiftung diefer Riefen-
dampfwalze. fondern auch ihr Ge-
klapper zu bewundern. Geht man.
natürlich in refpektvoller Entfer-
nung. den Spuren ihrer Bahn nach.
fo fehlt es - bei aller Anerkennung
der großen Rivellierungsarbeit. die
da getan ift - auch nicht an
Werten. die auf der Strecke ge-
blieben find. Der Natur der Sache
nach find es individuelle Werte. die
zum Opfer fallen. Von einem
folchen Wert. den man mit einigem
Schmerz fchwinden fieht. foll hier
die Rede fein: ich meine die
Selbftändigkeit des Ur-
t e i ls.
Warum treffen wir heute we-
niger denn je Menfchen von eige-
nem Urteil? Es wird ja im all-
gemeinen niäft zu wenig geurteilt
und abgeurteilt in unfrer Zeit.
Schon weil man fo viel lieber
fpricht. als denkt. Aber der eigene.
originelle Ton. deffen Überzeu-
gungskraft unnachahmliäf und un-
der
Zeit.
erfeßlich ift. wird wahrhaftig nicht
allzu oft gehört.
Woran liegt das?
Sich ein eigenes Urteil zu
bilden. ifi eine Kunfi und war es
zu allen Zeiten. Auch ift der Be-
griff des felbfiändigen Urteils rela-
tiv. Es wäre eine unfinnige For-
derung. von einem Menfchen zu
verlangen. daß er auf allen Ge-
bieten fo etwas wie eine perfönliäfe
Anficht hat; unfinniger als je
heute. wo die Bereiche praktifcher
und theoretifäfer Tätigkeit ins Un-
ermeßliche gewachfen find. Eine
weitere Einfchränkung ergibt fich
fchon allein daraus. daß das
felbftändige Denken eine gewiffe
Kraft des Geiftes vorausfeßt. die
fich nicht im Befiß der Vielzuvielen
befindet. Hält man dazu die Ge-
wißheit. daß es vorausfeßungslofe

Urteile überhaupt nicht gibt. und
auch der gründlichfie Kopf fich hier
und dort mit Erfahrungstatfachen
anderer befcheiden muß. fo begrenzt
fich der Begriff des perfönlichen
Urteils eben auf den Umkreis der
jeweiligen Perfönlichkeit.

Es laffen fich zwei Gründe
für den Rückgang der Urteilsfelb-
fiändigkeit denken. Einmal könnte
er dadurch veranlaßt fein. daß die
Zahl von Menfäfen. die kraft ihrer
Eigenfäfaften zu eigenem Urteil
befähigt find. fich vermindert.

Diefe Behauptung würde befagen:
die Menfatheit verliert in dem
Maße an Qualität. als fie an
Quantität zunimmt. Der Beweis
dafür. vorausgefeht. daß eine fo
ungeheurliche. beleidigende Tat-
faate überhaupt beweisbar fein
follte. würde meilenweit über den
Rahmen diefer kleinen Betraat-
tung hinausführen. Viel näher
liegt der zweite Grund. den iat
namhaft maaten möatte: die
Widerftände. die fiat der Bildung
eines eigenen Urteils. auat in ver-
hältnismäßig engen Grenzen. ent-
gegenfkellen. find heute ftärker und
zahlreicher als zuvor. Werfen wir
ein Streiflicht auf einige diefer
Widert'tände.
Da ift zuerft die ..öffent-
liate Meinung" zu nennen.
diefer weatfelfarbige Draate. der
fiat immer wieder mit dem An-
fpruat einer abfoluten Autorität
vor die Freiheit des einzelnen ftellt.
Satwaate Menfaten erliegen dem
Fanaten diefes Ungeheuers wider-
fiandslos. Aber auat Leute. die
wohl imfiande wären. fiat gegen
das öffentliate Urteil mit dem
eigenen zur Wehr zu fehen. fireeken
die Waffen. Und doat weiß jeder:
es gibt kein größeres Zerrbild der
Wahrheit als eben die öffentliate
Meinung. Für jeden Nachdenk-
liaten tritt die Verfälfatung in der
ftündliaten Gefatiatte ihrer Ent-
fiehung zutage. Ein befinnliater
Kopf follte es fiat zum Gefeß
maaten. von ihrem genauen Ge-
genteil auszugehen! Das heißt
natürliat niatt. er foll fatnurfiracks
das Gegenteil als Wahrheit an-
fehen; vielmehr follte er vom Ge-
genteil aus die für feine Urteils-
kraft erreiatbare Linie nach der
eigenen. freien Meinung ziehen!
Andere. fon| verftändige Mit-
bürger. verabfateuen zwar die
öffentliate Meinung mit aller nö-
tigen Geringfatäßung; aber nur. um
fiat defto naathaltiger der An-
fiatt ihrer Zeitung. ihres
Leibblattes zu verfatreiben. Wer
darauf achtet. wird mit Entfeßen
wahrnehmen. daß gefateite Leute eine
Stunde nach dem Frühftück mithohem

Uberzeugungsernfi die Meinung
ihrer Morgenzeitung als ihr eigenes
Urteil verkündigen. Das geht fo
weit. daß es für den Blätterkun-
digen ein leiattes. fehr belehrendes
und belufiigendes Vergnügen ifi.
im Kreis von Bekannten oder
Unbekannten jeden auf eine be-
fiimmte Tageszeitung zu etikettieren.
Nun kann über den Wert der Preffe
ein Zweifel niatt befkehen. Aber
fatließliat ift jeder Journalifi auch
nur ein Menfat und. wenn er ein
kluger Menfch ift. will er mit feiner
Anficht felber gar niatt mehr
geben. als eine Direktive. und kein
Dogma. Überdies könnte es naat-
gerade einleuatten. daß ein ge-
drucktes Wort nicht 60 jpoo wahrer
ift als ein gefproatenes!
Was von Zeitungsurteilen gilt.
gilt natürliat genau fo von par-
teipolitifchen Anfchauungen.
Es ift das gute Reatt des Partei-
mannes. feine Anfiatt mit Satärfe
zu vertreten. Aber nimmt er fiat
denn unter hundert Fällen nom
ein mal die Mühe. die gegnerifate
Meinung auat nur zu prüfen? Da
heißt es doat einfaat: das ift rot.
alfo falfatz oder das ift weiß. alfo
riattig. Es ift aber geradezu das
Maß für die Denktüattigkeit eines

Kopfes. inwieweit er in die Gründe eines gegnerifchen Urteils einzubringen vermag. Unfer parlamentarifehes Leben z. B. leidet ungemein an dem Mangel - ich will nicht fagen folcher Denktüchtigkeit. aber an ihrer Betätigung. Wenn Herr X. auf der einen Seite des Haufes einen fruchtbaren Gedanken vorträgt. wird ihn Herr Y. gar nicht erfi überlegen; er wird. was dafür fpricht. gar nicht erft abwägen. fondern nur das Dawider fehen; und er wird lieber. feinem Volk zu Heil und Freude. ein Gefeß aus Prinzip verbal(-hornen helfen. als fich ein eigenes Urteil bilden.

Gegen diefe Gruppe von Widerfiänden. die beliebig zu vermehren ifi. läßt fich geltend machen. daß fie. wenn auch in geringerem Umfang und unter anderen Namen. fchon lange vor uns befianden haben. Nicht fo verhält es fich mit einer anderen Gruppe. die fich auf die Form des modernen Urteilens bezieht.

Schroffe Gegenüberfiellungen find. gefprochen und gefchrieben. fehr wirkungsvoll. Den Vorzug der Wahrheit haben fie feltener. Die geniale Einfeitigkeit fcheidet hier aus. Von mittlerer Urteilsfähigkeit ifi die Rede. und fie verliert in ihrer Selbfiändigkeit. wenn fie fich befiimmen und verführen läßt von der herrfchenden Sucht nach Pointierung. Solch ein überfieigertes Urteil kann dem urwüchfigen. wirklich eigenen verzweifelt ähnlich fein; der. der es ausfpricht oder übernimmt. wird fich felbft und andere darüber täufchen. wie über einen falfchen Edelfiein.

Und doch find die Befiandteile nicht echt. ift es nicht organifch gewachfen und geworden. Man denke da nur an die Leute. die es fertig bringen. privatim oder publice. jeden Tag einige Mitmenfchen zu Genies. einige andere zu grundfäßlichen Stümpern abzufiempeln. Der ..Elativismus“. d. h. das Arbeiten mit lauter ..Sehr“-Werten ifi ein auch fonft gerügter Unfug: er gehört hierher. Und neben ihm fieht das Schlagwort. diefe

niederträchtige Ausgeburt der neu-
eren Zeit. von der man mit Recht
gefagt hat. daß fie allerdings
fchlägt. aber totfchlägt - nämlich
die Wahrheit, -
Nur eine Anregung für die-
jenigen. die etwas mehr fein wollen.
als geifiige Nachbeter. kann und foll
in diefem lü>enhaften Uberblick
über ein unerfchöpfliches Thema ge-
geben werden; er hat fchon feine
Schuldigkeit getan. wenn der oder
jener fich über die Selbfiändigkeit
des Urteils in unferer Zeit ein felb-
fiändigeres Urteil bildet. als ich es
vermag.
br. Heinrich Lilienfein.
Peter Altenberg:
Lebens.
Peter Altenbergs kleine Skizzen
find Bilder und wollen nichts an-
deres fein. und von einem fchönen
und reichen Bilderbuch kann man
nur fefifiellen. daß es vorhanden
ifi. und allen empfehlen. es recht
fleißig zu betrachten; man kann es
aber nicht befchreiben. Altenbergs
neueftes Bilderbuch enthält jedoch
weit mehr als bloße Meifierwerke
Märchen des

Egon Friedell
der pfychologifchen Momentphoto-
graphie. Wenn man aus ihm die
Summe zieht. fo ergibt es ein
neues künfilerifches Programm. und
es ifi nötig. über diefes Programm
einige Worte zu fagen.
Die künftlerifche Entdeckung. die
Peter Altenberg gemacht hat. ift
ebenfo originell als einfach; fie ift
fo einfach. daß viele fich weigern
werden. fie für originell zu halten.
Aber gerade diefe Verbindung von
Originalität und Selbftverftändlich-
keit macht das Wefen jeder wirkliäi
wertvollen Erkenntnis aus. Bloß
originell fein ift nämlich gar keine
*Kunft: man braucht fich bloß um
Vernunft und Wahrheit nicht zu
kümmern. und man ifi fchon ori-
ginell. Die geniale Originalität
befieht jedoch darin. daß man neue
Gefeße und Beziehungen entdeckt.
die zwar bisher unbekannt waren.
aber dennoch die natürlichfien von
der Welt find. denn fie waren ja
ftets vorhanden. Kaum find fie ent-
deckt. fo fagt jeder: ..Das habe ich
längfi gewußt." Diefes ..ich habe
es längft gewußt". das der Philifter
an jede Neuheit anhängt. die das
Unglück hat. auäz zugleich wahr zu
fein. ift geradezu der Prüffiein für
ihre Lebensfähigkeit.
Die höchft einfache künftlerifche
Erkenntnis Peter Altenbergs ift nun
diefe: daß das Leben das einzige
wirklich märchenhafte Märchen ift
und daß wirkliche Poefie und Phan-
tafie nur in der Realität zu finden
find. Man darf diefe Erkenntnis
nicht etwa mit dem „Naturalismus“
verwechfeln. Der Naturalismus
brachte das Leben. aber er unter-
ichlug das Märchen. das im Leben
[leckt. Die Romantiker alten Schlages
hingegen brachten zwar das Mär-
chen. aber auf Koften des Lebens.
Daher kann man fagen. daß beide.
Romantik und Naturalismus. zwei
gleich unwahre Kunftrich-
tungen waren.
Die alten Romantiker waren
mit der gegebenen Welt unzufrieden.
denn fie fchien ihnen nichts Poe-
tifches zu enthalten. Darum bevöl-
kerten fie fie mit allerlei Wefen und
Ereigniffen. die es nicht gibt. Der
orthodoxe Naturalift dagegen
brachte das Leben genau fo. wie es

ift oder vielmehr fcheinbar ift: er
dichtete gleichfam mit der Lupe in
der Hand. Aber das Leben ift für
den Naturaliften oder. wie man ihn
eigentlich nennen müßte. für den
Materialifien nur zur .Hälfte vor-
handen. denn es ift voll von Wun-
dern und Geheimniffen. und wir
nähern uns der Poefie genau in dem
Maße. in dem wir uns dem Leben
nähern. und der romantifchefte Ro-
man ift das Leben felbft. Der mo-
derne Romantiker erfindet keine
Mär-Gen. aber er erklärt das Leben
tiefer und vollkommener. als es bis-
her verfucht worden ifi. und indem
er es erklärt. entdeckt er feine Wun-
der. Die alten Romantiker fuchten
die blaue Blume und fanden fie
nicht. was ganz natürlich war. denn
fie eriftierte nur in ihrem Gehirn.
Aber mir fcheint. Peter Altenberg.
der Neuromantiker. hat fie gefun-
den: für ihn ift nämlich jede Korn-
blume eine romantifche ..blaue
Blume" und jedes natürlichfte. tri-
vialfie Erlebnis des Alltags das
poetifchefie. phantafkifchefie Mär-
chen.
In früheren Zeiten fefte fich
ein Dichter hin und „dichtete“. das

heißt: er entwickelte Phantafie. kom-
binierte mögliche und unmögliche
Dinge. erfand Situationen und
Konflikte und dachte fich eine Menge
von Angelegenheiten aus. die nur in
feinem Kopfe zufammengekommen
waren. Der Dichter der Zukunft
wird anders arbeiten. er wird gar
nicht mehr „dichten“. ja er wird
viel weniger dichten als alle übrigen
Menfchen. und gerade das wird ihn
zum Dichter machen. Das klingt
parador.
Aber fragen wir uns: was ift
denn eigentlich jene vielgerühmte
Phantafie. die früher das Privileg
des Diäfters war? Sie ift nichts
als fchlechte intellektuelle und künft-
lerifche Erziehung. Sie ift die Sub-
jektivität irgend eines Einzelorga-
nismus. die fich ungebührlich vor-
drängt und uns verhindert. die
Poefie der Natur und des Lebens
voll zu erfaffen. Und doch haben
Natur und Leben zehntanfendmal
mehr Poefie und Phantafie als der
größte Dichter. Jft die Poefie der
Welt etwa im menfäflichen Gehirn.
diefer mehr oder minder fchadhaften
Begriffsrechenmafchine? Ganz im
Gegenteil: gerade dort ift fie am
wenigfien.Dervollkommen|eDichter
ift der unperfönlichfte. der-
jenige. der einen möglichft voll-
kommenen Aufnahms- und Durch-
gangsapparat für die Poefie der
Natur und des Lebens bildet. der
der Poefie der Welt möglich ft
geringe Leitungswider-
ft ä n d e entgegenfelzt. Ein Dichter
ift ein Menfch'. der Poefie empfangen
und weitergeben kann. keineswegs
ein Menfch. der Poefie nc ach t,
Um es in eine Formel zu bringen:
der Grad feiner „Permeabilität für
Weltpoefie" bezeichnet die Höhe
feiner dichterifchen Kapazität.
Selbfttätige Phantafie
hingegen ift eine Gehirnkrankheit.
und ebenfo intereffant. aber auch
ebenfo belanglos wie alle übrigen
pathologifchen Phänomene. Selbft-
tätige Phantafie ift überdies lang-
weilig. Es gibt nur eine amü-
fante Sache: die Wirklichkeit. Sub-
jektive Poefien find daher nicht
nur belanglos. fie find geradezu

fchädlich. Denn fie fchieben das fade
Jch vor die intereffanten Ob-
jekt e. Man vergleiche z. B. ein-
mal die Spiele. die die Menfchen
erfunden haben. mit den Spielen
der Tiere. Die erfieren find lang-
weilige Gehirnfunktionen. die letz-
teren find organifche Produkte des
Lebens. Man kann ftundenlang zu-
fehen. wenn junge Hunde oder ir-
gendwelche andere Tiere miteinan-
der fpielen. aber man muß fchon
ziemlich von Gott ver-laffen fein.
um bei einer Partie Billard oder
Skat ftundenlang kiebitzen zu
können.
Daher glaube ich. daß in Peter
Altenbergs Büäfern viel mehr Ent-
wi>lungsmöglichkeiten flecken. als
man vorläufig noch annimmt. Das
Wort „Märchen des Lebens" wird
vielleicht einmal eine große Dichter-
parole werden wie feinerzeit jene
..blaue Blume“. Ein einfamer
verfchneiter Baum. von einem
Künftler photographiert. wird viel-
leicht einmal mehr gelten als das
wunderbarfte gemalte Stilleben.
Der Wunfchzettel eines kleinen
Jungen vor Weihnaäften. die
trockene Gerichtsfaalnotiz einer
Tageszeitung. der fachliche Bericht
eines Gelehrten über beobachtete

Naturwunder. das dumme Tagebuch
eines Backfifchs. der unorthogra-
phifche Brief eines Dienfimädchens.
diefe und ähnliche Dinge. von
einem Dichter feftgehalten. werden
vielleiäft einmal als die einzigen
echten Dichtungen gelten. Und
wenn jemand einwenden follte. daß
nach diefer Auffaffung die Dichter
ja ganz überflüffig wären. denn
alle diefe Dinge feien ja fchon da.
fo ift ihm zu erwidern: im Gegen-
teil! Die Dichter werden nötiger
und wichtiger fein als zuvor. näm-
lich als E n t d e > e r diefer Dinge.
für die nur fie Augen. Ohren und
Nerven haben. Aber als Entde>er.
nicht als Erfinder. Das armfelige
„Erfinden" werden fie den Hyfte-
rifchen. den Blaufirümpfen und den
Köchinnen überlaffen.
l)r. Egon Friedell.

[unterm. 'no-lerne.
black: ciem dänischen ron .1.2 äaoobnen.
Mur W Lia-:irn 4F' .4N Futaba-t'.
kreelorlok denon,-
l-lökt, 08 era!- ejn-ntnl ein
Merk tra-8 e: Xing-1V nic-78 ey*
f.
Zehen. ge - bör - te ibm, (loch rie.- Zcklö. - tee
'ken unter rare- /ie fie &new sa- Wurzen-[e.-
4.
7.7..

F

mar (lle Zebö - ne - - [ne-lin, - :ne-lin 120.80, lx- . 11016,
nl! 'ko 5e the m - - wat one. Fr- - 'na-irn 793e. kr- - nee-lin 81m.
-* .-1 LWL/..K
*-?zcigF 7 ..(PH re
Amrum no. d7 klo-mont.,k'rlto. cn. '7
Wit eutlger Lrlaubnlo (los 'erlaees Naruto-rie, Let-lin K7. 35.

l1- - nie-lin, non_ al- -
27- . ?ne .lim love*l1' - er! Nil_

Waegloso.
x669 xtÃ¼ dem

'lb - 1-781* [far-,bim mim - tra kracht.,

, .
ll] - lo [Lit -tei- - del - me 'mu-gen
Oro-83.2 l-'rei-er - Zehn-ken :cr-gen hin bis Zu .108 [(6 - nigr- Zehloas,
Zier- Gke'snt t* - ert-:ge wan w .Fler-.ters ?'22 kÃ¤s- uel-mefu 6F all W;- &nig-kika.
7-0 - Gle- MGU-EM kÃ¤me-MW! eautle q." We keV-ge.
WWW by 2-1471 -st-eur,
ÃŸ 1 Ã„ 7_ l 1 - : l l
[7,19 :W 4: 1 o)
x .-

M . l |
k * l 4' _ 4 l "l l l
[7 | _ - k k] l '
l _U l l 7 7 l ll l P
[l l k 'f '7F l ' l | f L l ' l
tan . sene] bio-sono Wye] 1111- ". - me* an - xo-draedt.
| l
Ãœ uns in '10 - [eo
uad-ten ld!- !ult nur - tom Ne .8611 um] mit blu - men - glei - obemNor-t-

aus mitn so' - 77 Mrz-mo amt ?NJW Fier- Fcrt'r- name* nau been etc-WWW.
trim-ck Me ..am wien tere - see- bear-ing am! wit/t WF amt Not-:er . ers [ro-*>-
r ue r

|.[
1
[r- klo-80, lr- -ljn hals, p [pine-lin, klerr-ljelt-Ito et] - - leo.
k7- - ene-ifa. wos -lt' - ext' U'
k7- - ene-lt); rare. F7- - uke-lt). run.
c. 17

'nme-cm. Meinem,
klar-l1 (lem bÃ¤uiselten ron .1.2 aaeobsen.
til-om e/ie 222mm 4F' AZ? .Face-sam.
Merlot-lol(Ueliua.-
lkÃ¶rt. es *nur ein-run] ein [(6 - nix_ mau-ever
Nlery uns e: Fair-s- t'n ang-.r c3/ die!, mea-ng
Zehnt- xe - krÃ¶r - te ikun, auch cler IckÃ¼ - tee 8.! - - ler-be - ster
'72a .eurer rare /ic- Gerne-rt'- ki..- jnew /it'r aaux/t-kor* Zr- - - Â»MM-'7e aF
4.
k' 7

si'

near ale ZebÃ¶ - ne - - rue-lin. -me-ljn [LT/88, kr. . 110m,
(iii 'ku be file ya - - rent eine. .k7- - nis-2272 wre. kt* - neo-kin enn.

.lle Ac*--"

*Ce-*WX _ .iP-r- -e

[kept-rl... "ve d7 [ku-gut., "ella, cd. '7
8 Wit eiltlser Erlaubnis .1.5 ?ei-lasse klar-monte, ker-[iu l'. 35.
5()

l1- - „14.11.1, von_ 4] -
Zr- . nie-W.. laue-lt'- eat all/

Uaoglogo.
.poco NN mw _k l_ W
, l X I_ l l 7 Z k l l ll
kl] - [o lil'. -tek . del - me tui-gen 'in - x61- [kur-bien [nun - tre Macht,
Eko-83.2 kroj- er - Zeno - ren ro -g-eu [iin big 2o clog [(6 - nix-.r Zehlosa, .
ster bmxät 1“ - mage- rvaa re :Nee-keel ?'72 t/te kiel-meta ry' all Ute jnfgnku.
Fuc'gülxdz* /cnn-.Freäm 710 - Öle *soo-ers käwnsecltäe Werke cz! k/ie fing'.
t i ä'
l 1 l | f | c |
?i zu? :Ä k ' 3-* i c

.F

..
I
.li-.ii-
l
F B
a' k
.R . 1 .
.7 .- j 4 * j' 1.*- i l 4' ' 1
.......irlikrx'ur-OW
*i uncl in 'ie - len tan . sene] bio-(lern erat-c] i111- ltla - ine an - MGi-acht-
nnd-ten 111i- mit rar - tom Ne -Zen uns mit blu - men - glei - obemNortr
uns tui!!- eu' - 77 muy-ne eine! Mix-tkm Fier- Nc'r nanie Funk seen mum-'Nm
trade-:l (lie man! wit/t len . cler sene-ing nncl wii/r .Week uns Nau-er* . ew 'cons-
l Ai 1 | | .
4x? ?Z 4* e .- 4 „-
.ifZ '4? ß
l_ i . i l
W j kfi f
o *[- ' H* F| -
i ß
lr- klo-8e, lk- -1in holcl. lk-me-lio, klerk-ljab-Its .4] - - leo.
kk- nie-litt Moe, Z7- . nee-lt); run, ke- - ..e-lin. love . le* - sek ey'

a tempo

Die Win-268-81!) trieb sie you sich, rie-nn iin* ile-ru Â»eur kalt WWU-ab), 81.
Nut W.- MncenmronkÃ¤nok iin . ten, WW 2ten* Fre-art trau. 602e! W Nee!, A'

tu . (kel-te eier Li - nen [in] - tung uncl dÃ¼nn - to ano'. rer
80MG Me Â»cock-nit e einen - .77 sear- - t'ng- uns lang-eier! at o - Wem
b
res* - - ly Nm!,
R

/'

i-

._4_

anita kmngm'kko
.._,_
'"27
(r - me -lin l1* . :ne -lin 1101.1,
kr* - nie . i1); 2-2* - me - lin um.
[r - rue .lin kletr-licli-sts on u] - leo!
F2* - rue-it)- wre- *kt* - est 0F nik?
-ksxrexlro _C
cd.'' 811c' 1. oreeu.Â» acc-|1...- 'lu-inline. [tk-cu... 0..... u. Neuere-...l
510

FrÃ¤ulein Wa-UINFA (UWE-'HH ...W-k.
80" 12:11)(10v ..80 1.2011 1011.
(Rua. Weber.)
Uogumi] Kepler.
allem-otto 'outlet-to.
/- _ _ . 80 [juin lcd, |0
F

land' led, 30 genau' led (du an nur] Lei-go! - eden mund' lab .Fern
ders-lle - deu dlaou uncl [Lo - nen um 1(1ej - se uncl klo - .ou im
. a tempo
er gebt mir-mu- Zoj - to uns keine] nichts gro - 'nur'
Eurem. .oo-r d7,nnnnouie:* dei-u.. od. iu L'MKWF'WW WWW-Ne".
Wit giftigen Lklaudnls (ic-.8 'ee-133W klarinoule, Berlin l7, 35,
51!

ENTER-'UM W NOW) -

senf-t er -Wow-men frag' led* „ r Nicki!
> era-eso. a poco -
beu- lst ga -rlrorn -men uns spürt bli- idu nlobt'k“
/*

a tat-tyra kit. . . 7-0-0 .ter-V75', - . -
Kilo-'en lm Zuma-„mar, uncl jung-grün hlail“ nur., 'ein' nur
/* - /" Z"
kit„ - . a ter-ty.)
lm - mer elle blut-ter .la - ball“
Loreley. .
(UKW
512

*Ixil .c (en Ye "27. .ll
K
,xi

(zum .-f-:7 7*â€œ.

p Bft-(Zr), NW r' Nasa? - *.
*" “ *“ e „ „1, "c". “*7 *7-xx :

zii .

j* - .kJ-:J-
.- ...... _.A ._ cf»----x---"*---* ._-_ -_QJ., a-,__._.____.
[Luc] rental. er e - *slow-men
/Rx .
‟7? -rr-*INM* *- _ F..-_ - --.--fi. 4 ,T
WMF' (FCFG. 270cc) (L Z706" . - .
_qc- -.2“ :771. ...74- -.7; x.» 7W.-..:....;-
** --- :1*: 1K? „3..-
-li-...4.1-,-
' .
ist'
...e-..._- - *-:f “
uns spürt *lsr
tkm nicht?“ e
rtl. . . poco am?, ...
._:- "*'k F
fl
..*-..e- -_-.
AfL-.782. l." Zahlen-mer, 0.7.7.'
&OÖ-kürt .ber Wall“ .Rc-b. air* nur* '1;'
/d _
. _ .
3-... ... l _-
ÜÜ» i _Ö ...Tm g- ;"
-- .- -.4 . 1 _ _
- .. *-_7 . . K. I-- 4 . ..Ü . ._. _* _- _L.__._ .....-
- i ...- ".-*_ .. of: ,..- _UU *-jl-- _-----__"* ..
(m . mor- :Ln - bei!“ .ä

/--- .em-*eien , _ , . ,*, _ * 7
Z _ l W. . ' _4
. 1 7.
ii. Zlnt .tor
cut-'41.

Burg Kreuzenï¬ein: Halle a. d. Weftfeite

W
Zub-WW
l 9 0 8

(Zum Effay von Robert
Stiaff ny).



ZudenNUW
Größere Gegenfäße kann man
fich kaum denken als die beiden
Tonfeßer. von denen hier je ein
Lied geboten wird. Während Fre-
derick Delius mit Vorliebe fich
großen fchwerwiegenden Aufgaben
zuwendet und vielfach. nicht bloß
in feiner Harmonik. Neuland der
Tonkunft zu gewinnen fucht. ift
Bogumil Z ep l er ein Meifter der
mufikalifchen Kleinkunft. ein Ver-
treter des feinen Humors und ein
ausgefprochener Gegner ungewöhn-
licher Harmonien.
Laffen wir ihm. da er der ältere
ift. hier. wo wir den Lebensgang
und das Lebenswerk beider fkiz-
zieren wollen. den Vortritt. Am
6. Mai 1858 wurde er in Breslau
geboren. Schon als Schüler des
berühmten. Elifabeth-Gymnafiums
widmete er fich der Mufik eifrigft.
mußte aber auf Wunfch feiner An-
gehörigen ftudieren und konnte erft.
nachdem er die medizinifche Doktor-
würde erworben hatte-_fich ganz
feiner geliebten Kunft hingeben.
Von vornherein bevorzugte er.
nachdem er bei Heinrich Urban in
Berlin ernfte Studien getrieben
hatte. die heitere Mufe. 1891
wurde fein Name in weiteren
Kreifen bekannt durch feine „Ea-
valeria Berolina". eine recht ge-
lungene Parodie auf Mascagnis
ikbeigabem
..Eavalleria rufticana“. Einen
fchönen Erfolg errang er 1892
mit der einaltigen komifchen Oper
..Der Brautmarkt zu Hira". Die
abendfüllende. zuerf't 1898 im Ham-
burger Stadttheater aufgeführte
Oper ..Der Vicomte von Leto-
riere" zeigte neben fehr gelungenen
komifchen Partien auch Zeplers
unleugbares lprifches Talent. Den .
Einwirkungen der neuitalienifchen
veriftifchen Schule konnte auch er
fich nicht entziehen: es beweift dies
der für Fumagalli gefchriebene
Einakter ..Die Nacht" und die
Pantomime ..Die Galgenfrift“
(1899). Den größten Erfolg aber
hatte Zepler. als er wieder zum
Melodifch-Heiteren und Graziöf'en
zurückkehrte und für Ernft von Wol-
zogens Buntes Theater. das 1901
gegründete fogenannte überbrettl.
Lieder wie ..Laufmädel". „Königs-

fohn“. ..Pfaffenkutten". ..Gelb-
ftern“. „Spaßenlied". „Hummer"
fchuf. Als dann Wolzogen feine
komifche Oper begründete. wurde
fie mit Zeplers Burleske ..Die
Bäder von Lucca" eröffnet. doch
infolge des recht gewagten Wol-
zogenfchen Textes und einer un-
genügenden Aufführung hatte das
Werk nicht den erwünfchten Erfolg.
der leider auch der Operette ..Die
Liebesfeftung" infolge des unvoll-

kommenen Librettos verfagt blieb.
Hoffentlich gelingt es dem Kom-
poniftenz der übrigens auch eine
Ballettfuite (Teufelsmeffe) für
großes Orchefier gefchrieben hat
und neuerdings durch eine fehr ge-
lungene „Salome“-Parodie von
fich hat reden machenf eine Operette
von bleibendem Wert uns bald zu
fchenken. Er ift auch Herausgeber
der Zeitfchrift „Mufik für Alle‟
und hat dabei eine recht glückliche
Hand bewiefen. - Das Lied „So
knir ich'ß das der Sammlung
„5 heitere Lieder" entnommen iftz
gibt von Zeplers mufikalifcher Riih-
tung eine fehr gute Vorftellung.
Trotz aller Anfpruchslofigkeit ift es
ein recht wirkungsvolles Vortrags-
fiückz jedenfalls eine reizende Ver-
tonung des liebenswürdigen Ge-
dichtchens von Rudolf Presber.
Was Zepler angeboren ifiz das
Volkstümliche, will auch Frederick
Delius ganz offenbar in „Ir-
melin" (aus „5 Lieder") anfireben,
aber in diefem etwas a'rchaifiifcl»
balladenmäßig gefärbten Liede
fchmeichelt fich dem Ohre eigentlich
nur der Refrain „Irmelin Nofe-
Irmelin hold“ ein- manche har-
monifche Wendung wird unferen
Sängerinnen befremdend klingenz
auch das Treffen der Intervalle
wird Schwierigkeiten machen.
Troßdem werden fich ficherlich viele
zu der eigentümlich-herben Ton-
fprache hingezogen fühlen und nicht
eher ruhenx als bis fie „Irmelin‟
fich zu eigen gemacht haben. Delius-
deffen Namen erft in den letzten
Jahren bekannter geworden ift-
gilt jetzt als einer der beften Ver-
treter der mufikalifchen Stim-
mungsmalereiz feine ungemein
reiäfe und kühne Phantafie hat fich
auch eine eigene Ausdrucksteäfnik
gefchaffenf in der er der großen
Maffe des Publikums nicht die
kleinf'te Konzeffion macht. Delius-
der von deutfchen Eltern ftammt,
ift 1863 in Bradford in England
geboren und hat fchon als Knabe
große mufikalifche Veranlagung
gezeigt. Um nicht Kaufmann wer-
den zu müffen- wanderte er als
Zwanzigjähriger nach Florida aus
und wurde hier Pflanzerz benutzte

aber jede freie Zeit zu theoretifch-
mufikalifchen Studien und ließ fiäf
durch feine tropifche Umgebung in
feiner mufikalifchen Phantafie we-
fentlich beeinfluffen. Nach einigen
Iahren aber ging er doch nach
Leipzig und fiudierte hier noch fehr
gründlich bei den durchaus auf
klaffifchem Boden ftehenden Mei-
fiern Iadasfohn und Reinecke. Im
Jahre 1890 verlegte er feinen
Wohnfiß dauernd nach Frankreich
und zwar verbrachte er den Winter
häufig in Paris. In ländlicher
Abgefchiedenheit fchuf er feit 1897
eine Reihe größerer Werke. Indem
ich auf Mar Ehops ziemlich er-
fchöpfende Brofchüre über Delius
(Verlag Harmonie) hinweifef be-
fchränke ich mich daraufz zu er-
wähnenf daß die Negeroper „Ko-
anga“ 1904 in Elberfeld und das
hochpoetifche Mufikdrama „Romeo
und Julie auf dem Dorfe" 1907 in
der Komifchen Oper zu Berlin auf-
geführt worden ifif daß der „All-
gemeine Deutfche Mufikverein‟
wiederholt auf feinen Tonkünfiler-
verfammlungen Werke von Delius
berückfichtigt hat. fo in diefem
Iahre die textliaf auf Nießfches
Zarathuftra fußende „Meffe des

Lebens". Hochbedeutend find: die finfonifche Dichtung ..Jm Meerestreiben" (Sea Drift). die ..Appalachia" genannten Variationen über ein altes Negerfklavenlied mit Schlußchor und das ..Klavierkonzert" in E-Moll. das eigentlich eine finfonifche Diäftung mit obligatem Klavier ift und meines Erachtens alle Ausficht hat. fich einzubiirgern. Unter den jest leben-

Redaktionelle Notizen.

den Komponiften ift Delius wohl der größte Tonpoet. jedenfalls eine Erfcheinung. die berufen fein dürfte. eine künftlerifche Miffion zu erfüllen. wenn auch zur Zeit fein Schaffen noch nicht allgemein auf Verftändnis ftößt. Merkwürdigerweife hat es fich die meiften Freunde in den Rheinlanden erworben.

Prof. l)r, Wilhelm Altmann.

Die v i e r photographifchen Aufnahmen. die zu dem Artikel: S t i a f f n y. Ein Schloß im Donautale. gehören. fiammen aus dem Atelier des Hofphotographen W. B u r g e r in W i e n. der fich das Vervielfältigungsrecht vorbehält.

Bemerken möchten wir noch. daß fich in der Unterfchrift des dritten Bildes zu ..Burg Kreuzenftein" (Seite 512) ein Irrtum eingefchlichen hat.

Es muß heißen: Halle an der ..Südfeite". , :

Literarifme
Alexander L. Kiellands
fämtlicheWerke. Infechs
Bänden. (Uberfeßt von l)k.
Friedrich Leskien und Marie Les-
kien-Lie.) Leipzig. Georg Merfe-
burger.
Der ausländifche Autor findet
meifi ein anderes Schickfal als der
'einfheimifche Für diefen beftehen
die elben Bedingungen des Lebens.
der Arbeit. des Verkehrs. des Ver-
gnügens. wie für feinen Lefer. beide
umgibt diefelbe Luft. dasfelbe
Klima. beide haben taufend gemein-
fame Dinge. mögen fie in ihren An-
fichten. ihrem Gefäfmack noch fo ver-
fchieden fein. Er wird von feinem
Lefer. mag diefer auch keinen feiner
Gedanken erfaffen. mit einer ge-
wiffen Vertraulichkeit behandelt;
der Lefer maßt fich Recht und Fähig-
keit an. ihn zu beurteilen. ihn zu
korrigieren. ihn zu loben oder zu
tadeln. Dem ausländifchen Autor
gegenüber ift der Lefer befangen.
unficher und infolgedeffen vorfich-
tig. Da er die Verhältniffe des
Auslands. die Verhältniffe. aus
denen das Werk des Autors entfian-
den ift. nicht kennt. muß er als gebil-
deter Mann Achtung. Befcheiden-
heit und Ehrerbietung zeigen. felbft
da. wo es nicht am Plaße ift. nur
um der Gefahr. fich durch törichtes
Urteil zu kompromittieren. aus dem
Wege zu gehen. Weil ihm keiner
jener Gemeinpläße zur Verfügung
Beriwte
fieht. auf denen man vor dem ein-
heimifchen Autor mit der Würde
des Verftändniffes. der literarifchen
Bildung paradieren kann. lobt er.
wo getadelt werden müßte. bewun-
dert er Abfonderlichkeiten. die bizarr
find. - kurz. er behandelt den aus-
ländifchen Autor mit derfelben
Steifheit. demfelben aufgefperrten
Munde. derfelben verwirrten Höf-
lichkeit wie den ausländifchen Rei-
fenden. Und wie man diefen fürs
erfie nach der Eleganz feiner Koffer.
dem Schnitt und der Qualität feiner
Kleider beurteilt. fo beurteilt man
den ausländifchen Autor zunächft
nach der äußeren Erfcheinung. der
Befchaffenheit der Ausgabe und der
Qualität der Uberfeßung.

Kielland hat unter diefer Kurz-
fichtigkeit jahrzehntelang leiden
müffen. Wo man ihn traf. begeg-
nete er einem meiftens in dem dürf-
tigen Lüfierjäckchen der Reklamfchen
Univerfalbibliothek und ließ ein
Deutfch vernehmen. das niäft fchön
war. Die Folge davon war. daß
man ihn zwar nicht überfah. aber
wie etwa einen amüfanten Unter-
halter in der Straßenbahn betrach-
tete. Er hatte dasfelbe Säfiäfal.
wie Maupaffant und felbft Zola.
die in Deutfchland lange Zeit in
den zweifelhafteften Kofiümen der
fonderbarfien Verleger umherliefen
und einem felten aus guten Buäf-
handlungen. öfter aus den ver-

fchwiegenen Kaiken der Bahnhofs-
händler entgegenkamen. Ob dabei
den Autor ein Verfchulden trifft.
bleibe dahingefiellt; ficherlich hat er
Schaden davon. und Kielland hat
feinen Arger darüber fehr deutlich
ausgefprochen.
Nun erfchcint er zum erften
Male. leider nach feinem leiblichen
Tode. in einem literarifch falon-
fähigen Anzüge. 1)!: Friedrich Les-
kien und Frau Marie Leskien-Lie
haben eine vortreffliche llberfeßung
geichaffen. die nicht nur Worte und
Säße übermittelt. fondern des Dich-
ters Gedanken in des Dichters
Form wiedergibt. die Stimmung.
Luft und Klang des Originals
mitbringt. Daß Kielland noch felbft
an diefer Uberfeßung mitgearbeitet
hat. ifi wertvoll. und daß ihm diefe
Ausgabe noch kurz vor feinem Tode
eine große Genugtuung und Freude
gewefen ifi. macht fie unferem
Herzen „noch lieber.
Diefe Ausgabe fämtlicher Werke
Alexander L. Kiellands ift 1907 bei
Georg Merfeburger in Leipzig er-
fchienen. Sie bedeutet nicht nur
die endliche Würdigung Kiellands
in Deutfchland. fie ehrt auch durch
fich felbft den Verleger.
Kiellands äußerer Entwicklungs-
gang weift denielben Weg. den viele
nordifche Schriftfieller gegangen
find: die akademifchen Studien da-
heim in der kleinen Hauptfiadt des
kleinen Vaterlandes. das Leben in
der großen Welt von Paris. Diefe
Schule hat fich bei manchem. z. B.
Björnfon. als ungeeignet erwiefen.
bei Kielland icheint fie feine beiten
literarifchen Eigenfchaften zur Ent-
faltung gebracht zu haben. Der
ftarke nordifche Freiheitsfinn. der
fich daheim unter den kleinen Ver-
hältniffen nirgends bewegen konnte.
findet mit einem Male Plaß rings
um fich herum. er regt fiä'- wird
feiner felbft bewußt und geht mit
jungen freien Gedanken in die enge
.Heimat zurück. Die nordifche
Gründlichkeit erhält durch die Be-
rührung mit dem franzöfifchen Geifie
die leichte Ordnung und die durch-
fichtige Klarheit. die das Wefen des
franzöfifchen Geiftes ift. Dazu ge-
fellt fiäz die Kritik und jener Duft

der großen Welt der Ideen und der
Moden. Diefes alles. jäh zurückver-
letzt in die kühle Luft der waldigen
Berge Norwegens. gewinnt an
Frifche und Elaftizität. ohne etwas
von feiner graziöfen Feinheit zu ver-
lieren.
Wenn folche Eigenfchaften in
der richtigen Weife gepflegt werden.
müffen fie Vorzügliches leifken.
Kielland hat fie gepflegt. In
feinen erfien Novellen zeigen fie
fich noch in fchwächlicher. über-
triebener Pointierung. in übermä-
ßiger Betonung und falfchem
Tempo. Wie es oft gefchieht. haben
diefe bühnenmäßigen Wirkungen
feinen Ruhm begründet; ein dicker
Mann. der ununterbrochen über die
allzu vielen Trüffeln fibhnt. wird
immer das Stehparkett auf feiner
Seite haben. Aber Kielland hat
rechtzeitig daran gedacht. fich zu
foignieren. und bereits ..Garman
und Worfe“ ift nahezu frei von
diefer Art Fehlern. Die Eindrücke
haben ihre Wirkung nach innen aus-
geübt. das Neue hat fiäi mit dem
bereits Vorhandenen verbunden.
und die folgenden Werke zeigen
Kiellands fertige Perfönlichkeit.
Man fieht ihn als einen fcharffin-

nigen Beobachter von Lebensver-
hältniffen und Typen. als einen
guten Pfychologen und ficheren Be-
herrfcher der Form. Seine Schil-
derungen der bürgerlichen Verhält-
niffe zeigen feinen fchnrllen Blick
für das Wefentliche; er langweilt
nicht durch Anhäufung von unnö-
tigem Material. er fieht nur das.
worauf es ankommt. Er hat Sinn
für plötzliche Perfpektiven. In der
Novelle „Schnee" zeichnet er einen
Pfarrer. einen felbftgefälligen
Haustyrannen. der durch den
Kampf gegen die Dinge der neuen
Zeit ungerecht und rü>fi>ftslos ge-
worden ift. Die langen Reden. [die
diefer über feine Frau. feinen Sohn
und feine reizende freidenkende
Schwiegertochterausfchüttet. machen
auch den Lefer ein wenig beraubt.
fo daß er kaum noch etwas verfiebt
und jedenfalls den Paftor nicht mehr
deutlich erkennt. Aber dann geht
man fchlafen. und Kielland erzählt.
daß der Pfarrer die Gewohnheit hat.
abends im ehelichen Schlafzimmer
im Bett noch eine Pfeife zu
rauchen und Zeitungen zu lefen.
Da fieht man ihn wieder ganz. und
man weiß auch. wie es mit der Rück-
fichtnahme in diefer chriftlichen Ehe
beftellt ift. Die von ihm gefchaffenen
Charaktere find ibm nie von einer
bei'timmten. rein künftlerifchen For-
derung vorgefchrieben. Es fcheint
ihm wichtiger. lebendige Menfchen
leben. handeln. fich entwickeln zu
laffen. als daß die Schickfale fich
einem verföhnlichen oder tragifchen
Ende zuneigen. Er fagt es dem
Leben gerade heraus. daß es brutal
und ungerecht ift. und er verfucht
nie. dem Leben eine Form aufzu-
zwingen. die es nicht hat. Die Kom-
pofition feiner Romane ift darum
nicht immer einwandfrei.
In ihm'ift das Entfcheidende
nicht das Künftlerifche. f ondern das
Menfäfliche. Aber das Menfchliche
ift fo rein. fo hoch. daß es das
Künftlerifche mit fich zieht. auf ein
Niveau. das es von vornherein nicht
hat. Darum ift er auch trotz aller
Feinheit und künftlerifcher Akkura-
teffe das gerade Gegenteil eines
Aftheten. Er fchämt fich nicht der
ftarken Tendenz. die alle feine Ar-

beiten tragen. die überall durch-
bricht. viele künftlerifche Wirkungen
zerftört und doch das Wertvollfte an
dem ganzen Manne ift. weil es keine
Parteitendenz. fondern die ehrliche
Gefinnung eines anftändigen Man-
nes ift. Er kämpft für Wahrhaftig-
keit der Gefinnung. - nicht für
jenes Björnfonfche Idol von Wahr-
heit. das wie ein Moloch das
Menfäfliche verfchlingt. fondern für
die fchlichte Überzeugung eines ge-
funden und klugen Menfchenver-
ftandes. Er fteht mit ganzer Front
gegen jeder Art Borniertheit. jeder
Art falfche und angemaßte Macht.
jeder Art Heuchelei. Er verachtet
die Würde. die unter der Decke
chriftlicher Milde Trägheit der
Seele verbirgt. er verachtet die Sitt-
lichkeit. die mit den Begriffen der
chriftlichen Moral die Leere des
Herzens verklebt. Er hat ein feines
Mitleid für alles. was unterdrückt
und nicht zu feinem Recht gekommen
ift. er hat eine Weite für alles. was
nicht von der Konvention. der
Staatskirche und der gefellfchaft-
lichen Ordnung. fondern vom Men-
fchen kommt.
Solches find leuchtende Merk-
zeichen der Beften gewefen. Aber
5:8

bei vielen. die felbfi unterdrüät waren. wurden fie durch Haß und Grimm verdunkelt. Kielland gehört nicht zu diefen llnglücklichen. Seine gefellfchaftliche Unabhängigkeit geftattete ihm. feine Meinung nur durch die Überlegenheit ihres geifiigen Inhalts wirken zu laffen. fie ohne Pathos zu fagen. mit der Verbindlichkeit eines Weltmannes. der für eine Dummheit nur ein leichtes Kopffchütteln hat. der eine Brutalität mit zwei Federftriihen abtut.
Kielland ifi früh gefiorben und hat das rechte Verfiändnis feiner Perfbnlichkeit nicht mehr erlebt. Aber er bedurfte es nicht. fich an anderer Leute Wertfchäßung anzulehnen. Er konnte vielleicht daran zweifeln. ob er ein großer Schriftfteller fei. aber er hatte die Gewißheit. daß er Menfch war.
Otto Gyfae.

Alerander L. Kielland.
Elfe. Iakob. Zwei Novelletten : Trcuherz.-
K a r e n. Aus dem Norwegifchen von Vl'. Leo Bloch, Berlin NÜZ5. Harmonie. Verlagsgefellfchaft für Literatur und Kunfi.

Ur. Leo Bloch fagt in feinem Vorwort zu den Novelletten: ..Kielland erfordert eine fehr eng anfchließende Uberfeßung. welche auch vor Härten dort nicht zurückfchreckt. wo fie im Original vorhanden find. Ich habe mich bemüht. beide Erzählungen in vollkommen unretouchierten Photographien dem deutfchen Lefer vorzuführen.“ Der Überfeßer fküßt fiäf dabei auf eine Bemerkung des Autors felbft. daß feine Werke in deutfcher Uberfeßung etwas ..Zahmes und Konventionelles" bekämen. was ihnen im Original durchaus nicht anhafte.
Man kann die Abficht nur billigen. Aber man muß fich überlegen. daß nur der künfilerifch empfindende Lefer die richtigen Augen für unretouchierte Photographien hat. Die andern Lefer werden fich verwundern. werden ihre Mißbilligung äußern. werden von Maniertheit fprechen. Alles auf Unkoften des Autors. der dabei nicht zu feinem Recht kommt.
Leider wird das Verhältnis der künftlerifeh empfindenden Menfchen

zum großen Publikum durch einen
Dezimalbruch dargefiellt. der fehr *
viele Nullen hinter dem Komma hat.
Otto Gyfae.

Wunder und Wiffen-
fch af t. l)r. Richard Hennig.

Eine hochintereffante Arbeit
bietet uns])r. Richard Hennig in
feinem Buche: Wunder und Wiffen-
fchaft. In klarer. fließender
Sprache feßt fich der Verfaffer mit
den Erfcheinungen des Okkultismus
auseinander. Zu ihrer Erklärung
nimmt er das ganze Rüftzeug. das
die moderne Pfychologie bietet. zu
Hilfe. Suggefiionen. Hypnofe.
deren Wirkungen viel weitgehender
find. als man allgemein glaubt. zieht
der Autor in den Bereich feiner
Betrachtungen. So gelingt es ihm.
viele wunderbar erfcheinende Phä-
nomene. wie das Gedankenlefen etc.
in ihre „natürlichen" Faktoren zu
zerlegen. Trotzdem bleibt auch noch
dem Verfaffer ein Reft von gut be-
glaubigten Wundergefchichten. die
fich vorläufig noch nicht erklären
laffen. Das Buch bietet eine Menge
intereffanten Stoffes. der in über-

fichtlicher Weife geordnet ift. Es
kann jedem Gebildeten aufs wärmfte
empfohlen werden.
Zwifchen Arzten und Kli-
e nt e n. Prof. G. B. Ughetti.
Erinnerungen eines alten Arztes.
Autorifierte Uberfeßung v. Prof.
1)!: Giovanni Galli. Mit einem
offenen Briefe von Prof. Mante-
gazza. Wien. Wilhelm Brau-
müller.
Die in leichtem Konverfations-
ton gefchriebenen Erinnerungen bie-
ten manäfes des Jntereffanten. Man
weiß. daß der Kranke leidet. die
Leiden des Arztes find der großen
Menge unbekannt oder werden ein-
fach negiert. Die Aufzeichnungen
laffen erkennen. daß im Verhältnis
zwifchen Arzt und Patienten eine
Art Leidensphilofophie liegt und
zwar zum großen Teil auf Seiten
des Helfers. Der hifiorifche Rück-
blick macht das noch deutlicher. Das
Buch. das aus dem Herzen gefafrie-
ben und aus der Feder eines
Mannes hervorgegangen ift. der
diefe Art von Leiden zur Genüge
an fich felbft gefpürt hat. dürfte
ni>jt nur für den werdenden Arzt
ein guter Wegweifer fein im Um-
gang mit den Schmerzgepeinigten
nnd denen. die fich ihn nur einbilden.
es kann dem Laien faft noch mehr
empfohlen werden fchon deshalb.
» weil es ihm eine deutliche Vor-
ftellung vom Seelenleben des Arztes
verfchafft. Es wird ihn zwingen.
die Wiffenfchaft des Arztes mit an-
dern Augen als bisher zu beurteilen.
und ihn vielleicht abhalten. fich
einem Scharlatan in die Arme zu
werfen. Den weiblichen Arzten ift
ein Kapitel gewidmet. das im
Sinne eines v. Bergmann und eines
Waldeyer gehalten ift.
G. E.
Jakobus und die Frauen
von FranzKarlGinzkey.
Leipzig. Verlag L. Staackmann.
Nein. es ift kein Don Juan-
Roman. nicht die Gefchichte eines
unwiderfiehlichen Helden der Liebe.
Das ift der Vorzug diefes Buches.
..Eine Jugend" wird gefchildert. die
Jugend eines Mannes. der erkennt:
..Des Lebens befies Wunder ge-
fchieht uns durch die Frauen." Eine
ftille Weihe und eine naive Heilig-

keit geht von diefem Buche aus. Man vergißt faft. daß die Temnik des Romans nicht ganz einwandfrei ift und der Inhalt oft zu weit-fchweifig. Jakobus wird fein Leben weiter leben und in jeder Frau eine Madonna fehen. Er ift ein Poet. und fein Schöpfer ift es auch.

A. Halbert.

Kurd Laßwiß: ..Wirklich-ke i t e n". Preis brofäj. 6 Mk.. geb. 7 Mk. - ..Seelen und Ziele“. Preis brofch. 5 Mk.. geb. 6 Mk. Leipzig. Verlag von B. Elifcher Nachf.

Es ift fo feltfam. Da lebt fich jemand hin und will ernftlich über tiefe philofophifche Fragen grübeln. Und diefer Jemand ifi ein Dichter. Aber da kommen purpurfchillernde Vögel von märchenhaft feltfamen Gefialten und flattern und fchmug-geln fich Zwifchen die dürr-ledernen Worte der weifen Theorie. Und der Denkerdichter fchreibt in feinem Vorwort: diefes Buch will fuchen helfen! . . .

. . . will fuihen helfen! - Vor-

bei ifi's mit der nackten Wiffen-
fchaft! Aber eine ehrliche Sehn-
fucht leuchtet aus den Zeilen.
Die Sehnfucht ift gemeint. die
eine Verbefferung nach allen Rich-
tungen hin erftrebt; alfo die tat-
kräftige. mit Armen arbeitende -
nicht die latente. wefenlofe. träu-
merifche , . .
Man kann die Welt verzerrt.
abfurd. bizarr. in höhnifcher. idealer.
humoriftifcher oder fatirifcher Be-
leuchtung fehen -- man wird doch
allemal wahrheitsgemäß den Ein-
druck wiedergeben können. den die
Ereigniffe auf einen felbft machen,
Der Schöpfungsprozeß wird erft
dann ein anderer. wenn die Sehn-
fucht ihr Gewicht in die Wagfchale
wirft. derart. daß der Schilderer
nicht mehr das zu Papier bringt.
was er tatfächlich fieht. fondern das.
was er fehen möchte. Alsdann er-
halten wireineunaufrichtige
Befchreibung der dichterifchen Er-
lebniife. die um fo mehr fich von der
wirklichen Empfängnis entfernen
wird. je größer der Drang zum
Anders- oder Beffer-Erleben ent-
wickelt ift; kurz gefagt: eine je
größere Rolle die Sehnfucht fpielt.
Und bei Kurd Laßwiß ift alles
fo wunderfchön unaufrichtig! Jm
befien Sinne! Unaufrichtig gegen-
iiber der objektiven alten Tradition
des Sehens und Verfiehens . .
Und darum ganz köfilich eigenartig!
Kurd Laßwih feiert jetzt feinen
60. Geburtstag. Möge er uns noch
oft mit folchen Beiträgen zum
Weltverfiändnis befchenken! Sie
werden uns den Horizont erweitern
helfen; infonderheit deshalb. weil
wir anders fehen lernen werden.
1)r. Curt Radlauer.

DreiNürnbergerKinder-
bämen

1.AllenzurFreude.Deutfche
Kinderlieder feit Goethe. Aus-
gewählt von Martin Boeliß. Mit
Bildern von Adolf Jöhnffen.
Karl Dobler und Karl Schmidt.
Geb. 3.50 Mk. Verlag von
E. Nifter. Nürnberg.

Das ift einmal ein Kinderbuch.
an dem man feine helle Freude
haben muß. mag man 6 Jahre
zählen oder 26 oder noch viel mehr.
Mit vorzüglichem Gefchick und mit

dem Sinn des Dichters hat Martin
Boeliß die zartefien. luftigften und
holdeften Kinderlieder ausgewählt
feit Goethe bis auf die allerneuefte
Zeit. Da finden wir Paula Dehmel
neben Rückert. Johannes Trojan
neben Mörike. Falke neben Fallers-
leben und Liliencron. Oskar Wiener
neben dem großen Wolfgang felbft
und noch zahlreiäie andere Große
und Kleine - fehr Alte und fehr
Junge. Und es ift fonderbar: wir
merken den Liedern nicht an. wie
viele Zeiten fie voneinander trennen.
Das kommt daher. daß die Kinder
aller Zeiten fich gleich bleiben. und
darum auch das Lied für fie etwas
Bleibendes in feiner Lieblichkeit be-
wahrt. Mag Goethe ihnen erzählen
vom faulen Schäfer oder Klaus
Groth vom Matten Has oder Viktor
Blirthgen von den fünf Hühnerchen.
- die Kinder werden es fo wenig
wiffen wie die Großen. wem fie den
Preis zujubeln follen. Es ifi eine
Pracht. wie der Dentfche für fein
Kind dichtet. und höchft eigentum-
lich. daß die zarteften Kinderlieder
- von Männern gefchrieben wur-
den. *- Perlen find in dem Buche.
Köfilich ifi die Heinzelmännchen-

hifiorie von Augufi Kopifch mit den humorvollen Zeichnungen; reizend erzählt Mörike von dem Elfleinj das erwachte und meintej es würde gerufen, als der Nachtwachter im Dorf „Elfe‟ rief. Löwenfiein fchildert die Gefchichte des dummen Hänslein (S. 53):

„Hänslein will ein Tifchler werden,
Ifi zu fchwer der Hobeli
Schornfteinfeger will er werdeny
Doch das ifi nicht nobel."

Er probiert jedes Gewerbe und bleibt der dumme Hans.

Echt kindlich und volkstümlich plaudert Paula Dehmel von den drei Hafen:

„Den größten verfäiicken wirz
Den zweiten fpicken wir-
Der kleinfie kommt ins Hundehaus
Und fieckt fein Schwänzel hinten raus.“

Reizende Gedichte bringt Trojan am Schluß und Blüthgen am Beginn des Buches. Die Sammlung ift alphabetifch geordnetj und das zeigt fich als fehr günfiigz weil es die Zeitepochen völlig verwifcht und durch das bunte Vielerlei immer erfrifchend wirkt,

Wer feinen Kindern eine Gabe zuwenden möchte, deren Segen noch in fpäte Jahre hinüberleuchtet. der verfäume nicht. ihm dies Buch zu fchenken. Seine Lieder legen einen frohen Optimismus ins kindliche Herzj und das ift der befie Keimj aus deffen gefunden Trieben die fchönften Früchte reifen. Fafi jedes Gedicht ift von einer anmutigen Zeichnung begleiten fo erfiand dies prächtige Werk wirklich - allen zur Freude!

2.JmSommergarten.Lieder und Märchen von Karl Ferdinands. Bildfchmuck von Ernft Liebermann. Geb. 3.50 Mk. Verlag von E. Nifieri Nürnberg.

Gleichfalls ergößlich ift der „SommergartenC der den Kindern viel Spaß machen wird und ihnen auch manche Belehrung bringt; zwifchen allerlei Schwänken und ernfihaften Märchen tummeln _fich lufiige Gedichte. die bald zu den Lieblingen der kleinen Lefer zählen

werden. Welcher würde je den
Dackelhund vergeffen! „Dickeb
Duckeh Dackel - Dackelhund- -
Frißt den Tag zwei Zentner - Und
wiegt fechs Pfund.“
Wir finden die Gefchichte vom
Faulpelz. vom Mann im Nebel-
hausj ein liebliches Forellenmär-
chen, eine Erzählung, die *vom alten
Kauz und der armen fchönen Magd
berichtet, und vieles andere. Der
Buchfchmuck von Ernfi Liebermann
fieht fchon auf jener künfilerifchen
Höhe- zu welcher der Buchfchmuck
moderner Kinderbücher allmählich
aufzufteigen beginnt.
3. Das Puppendorf. Lufiige
Reime von Hans Hoffmann.
Mit vielen farbigen Bildern und
Zeichnungen. Geb. 3.- Mk.
Verlag von E. Nifier. Nürnberg.
Als drittes im Bunde verfpricht
das „Puppendorf" Freude und
Kurzweil. Die Puppen zogen eines
Tages ausf weil es ihnen gar zu
langweilig daheim geworden war.
und bauten fich ein Puppendorf.
Wie es da zuging. wird in Reimen
und drolligen Bildern erzählt. Nach
fürchterlichen Abenteuern wandern

die für ihren Ubermut geftraften
Puppen wieder in fteifen Scharen
ins Menfchenland zurück. zum Jubel
braver Kinder.
Es ifi fo leicht. v o n Kindern.
und es ift fo, fchwer. für Kinder
zu fchreiben. Die Auswahl. die der
Verlag Nifier in Bildern. Liedern
und Erzählungen trifft. zeigt eine
befonders glückliche Empfindung
und das feinfie Verfiändnis für die
Kinderfcele.
Maria Stona.
Aus dem Nachlaß von
TheodorFontane(heraus-
gegeben von Jofef Ettlinger).
Verlag von F. Fontane und Eo..
Berlin.
Mathilde Möhring. wir kannten
dich alle. wir Jungen. deren Sehn-
fncht und Erfüllung einfi der fjlja
b08pjtt11j8 galt. Und doch bifk du
anders. gar nicht oberflächlich. wie
das Berliner Mädel. haft deine
Kniffe. die wir beim Weibe gar
nicht miffen möchten -- haft ein
Säfickfal. an dem wir teilnehmen.
Theodor Fontane hat dein Leben
befchrieben - das fagt alles. Mögen
alle die Modernen. Hyperklugen
das Buch lefen. das ein Roman
und ein Kunfiwerk zu gleicher Zeit
ifi. Die nachgelaffenen Gedichte
und literarifthen Studien find von
einer wundervollen Klarheit und
Tiefe. haben immer wieder einen
fiarken gefunden Hintergrund: Das
Leben. wie es ein Dichter fieht.
A. Halbert.
Der Mittler. Roman von
Walter Nithack-Stahn.
Halle a. S.. J. Frickes Verlag
(J. Nithack-Stahn).
Wenn ich offen fein foll: ich
bin mit einigem Zögern an die Lek-
türe diefes Romans gegangen. Er
fiammt von einem Theologen und
behandelt. wie die auf dem Wafch-
zettel abgedruckte. lobende Befpre-
chung des ..Neuen Görlißer An-
zeiger" verrät. theologifche Pro-
bleme. Nach eigener Ausfage des
Autors foll es wefentlich den Zweck
haben. ..davon zu überzeugen. daß
der Weg des angehenden Theologen.
fowie der des im Amte ftehenden
Geifilichen heute nichts weniger als
ein breiter Weg durch Auen ifk. be-
quem. leicht befchreitbar. nichts als

Annehmlichkeiten bietend. daß er
vielmehr für viele ifi -- ein Weg
der härtefien Kämpfe. herzzernagen-
der Konflikte und unheimlichfier
Anfechtungen. die je und je wohl
einmal an den Rand der Verzweif-
lung führen. ja. in deren Abgrund
hineinftoßen können.“ Ich habe
fchlimme Erfahrungen mit folchen
Berufsromanen gemacht. die -
merkwürdigerweife - fo häufig von
Unberufenen gefchrieben werden.
weil fo häufig vergeffen wird. daß
man. nm z. B. mum-'Theologen-
roman fchreiben zu können. nicht
bloß Theologe. fondern vor allen
Dingen Dichter fein muß. Jch bin
zu meiner Freude enttäufcht wor-
den: diefen Roman fchrieb nicht der
Theologe. fondern ein Menfch und
Kiinfiler; und wenn der Theologe
ab und zu ein Wörtlein mitredete.
von feinen Erfahrungen und Er-
lebniffen dazu gab. fo ift dies dem
Lebensbilde. das hier gezeichnet
wurde. nur zugute gekommen. es ifi
reicher und farbiger dadurch ge-
worden. So ift diefer Roman ein
menfchlich fchönes und tiefes. ein

künfilerifch reiches und lebensvolles Buch geworden. Es befchwört fchwere Konflikte innerlichfter Art herauf. diefe find aber in erfier Linie Konflikte eines wahrheit-fuihenden. mit fich felbft und den gewaltigfien Fragen des Lebens ringenden Menfchen. und daß diefer Menfch Theologe ifi. macht diefe Konflikte nur fchärfer und brennen-der. Wohl zeigt der Roman künft-lerifch auch mancherlei Mängel; doch ich will fie nicht befonders hervor-heben. um die Freude am Genuß nicht zu fiören. Nur auf einen muß iih hinweifen. weil die Gefahr befieht. daß der Dichter bei einem Werke. dem er weniger aus feinem inneren und äußeren Erleben mit-geben kann. an diefer Klippe fchei-tert. Walter Nithack-Stahn läßt feinem Helden an irgend einer Stelle den Vorwurf maäfen. daß er zu kalt fei. Diefer Vorwurf trifft auch den Dichter. So geifiig be-deutend fein Werk auch ifi. es leidet an einem empfindlichen Mangel an Gefühl. Wir dürfen dem jungen Helden diefes Buches häufig in das Hirnkäftchen fehen. dürfen beobachten. wie feine Gedanken. hin und her fchießend. das bunte Ge-webe feiner Weltanfchauung wirken. aber nur felten wird uns ein Blick in fein Herz verfiattet. Es ift auch bezeichnend. daß den zwei Liebes-fzenen des Buches alle Innigkeit und Wärme fehlt. Trotzdem wollen wir uns die Freude an diefem tüchtigen Roman nicht rauben laffen: er ift ein Werk. das fchwere Probleme aufrollt. denen auch Nichttheologen nachfinnen follen.

Auguft Friedrich Kraufe.

Karl Larfen: Eine all-
tägliche Ehegefchichte.
Überfeßt von Helene Klepetar.
Stuttgart. Arel Iunäer.

Wer fich auf Romantitel ver-fieht. der weiß. daß bei ihnen außer-ordentlich gleich einfach und all-täglich gleich ganz befonders heißt. Daher ift diefe „alltägliche“ Ehe-gefchichte nichts weniger als ganz gewöhnlich. Denn diefe Frau An-tonie Falfen. eine fchöne. liebens-würdige. geifireiche Frau. die glück-lich fein könnte mit allem. mit ihren

wohlgeordneten Verhältniffen. mit
dem Anfehen. ja. mit der Bewun-
derung. die fie bei allen Männern
und Frauen genießt. dem Wohlbe-
finden ihrer trefflichen Eltern. dem
Glück ihrer verheirateten Tochter.
ihres einzigen Kindes. - will von
dem Leben noch etwas mehr. Die
behagliche Treue ihres vielbefchäf-
tigten Mannes genügt ihr nicht; fie
möchte gern ewige Flitterwochen
und wünfchte. daß diefer treffliche
Gelehrte. Beamte und Menfch nichts
anderes wäre. als eben ihr Gatte.
Einem Hausfreund Kiaer. einem be-
gabten und verführerifchen Men-
fchen. der von feiner Frau gefchie-
den ift. fich nach einem neuen Le-
bensglück fehnt. fchenkt fie Sym-
pathie. erregt dadurch bei ihm den
Verdacht heimlicher Liebe. weicht
aber nach feiner briisken Erklärung
erfchreckt zurü> und findet Ruhe.
nachdem ihr Mann fich fehr ener-
gifch mit dem Nebenbuhler aus-
gefprochen hat. Der Schluß ift fehr
abrupt. fonft aber ifi das Werk von
außerordentlicher Feinheit. großem
pfychologifchem Reiz und vollen-
deter Darfiellungskunfi.
Ludwig Geiger.

Walther von der Vogel-
weide. aus dem Mittelhoch-
deutfchen übertragen. eingeleitet
und mit Anmerkungen verfehen
von Richard Zoozmann.
Bücher der Weisheit und Schön-
heit. Herausgeber Ieannot Emil
Frhr. v. Grotthuß. Stuttgart.
Greiner und Pfeiffer.
..Hör Walther von der Vogel-
weide. Swer des vergaez'. der taet'
mir leide.“ fagt Hugo v. Trimberg.
Richard Zoozmann gibt dem fri-
fchefien. männlichfien. gedanken- und
formenreichften Lyriker des deut-
fchen Mittelalters ein neues. mo-
dernes Gewand. Er hält fich nicht
ftreng an Wort und Versmaß des
altdeutfchen Textes. fondern ftellt
und beantwortet die Frage: „Wie
würde der Dichter das ausgedrückt
haben. wenn er je ht lebte?"
Seine wohlklingende. den Geift und
das Wefen des Originals trefflich
wiedergebende Nachdichtung weckt
in dem Lefer die angenehme Emp-
findung. ein volles und wahres
Ebenbild der alten Dichtung vor
fiäz zu haben.
Th. Nöthig.
K ö n i g E r i. Ein Lied der Liebe
von Maria Stona. Buch-
fchmuck von Jofef Edgar Klei-
nert. Wien. Carl Konegen
(Ernfi Stülpnagel).
Der Inhalt diefer erzählenden
Dichtung läßt fich kurz durch den
Vers des vergeffenen fchlefifchen
Dichters H. K. Neumann wieder-
geben: ..Mehr als lieben kann doch
keiner. oft nur unter taufend einer;
denn die echte Liebe will fäjwer ver-
dient fein und errungen. Doch wo
fie ins Herz gedrungen. ift ein Eden
felig ftill." In ein folches Paradies
führt Maria Stona. Sie erfindet
als echte Dichterin in der Liebe des
Königs Eri zu der holden Fee der
grünen Gärten nicht nur eine an-
mutige. mit romantifchem Zauber
ausgeftattete Fabel. fondern findet
auch fchöne Gedanken. welche dem
lofen Märchenfpiel bleibenden
Wert geben. Wie finnreich ift z. B.
die doppelte Deutung der bekannten
klafiifchen Sage von Amor und
Pfyche! Von hohem Streben und
von ernfter Lebensanfchauung

zeugen Ausfprüche wie S. 44: ..Die Kunft verlangt nach Einfamkeit. um keufche Seelen fie fehnend freit." S. 52: ..Lieder find Lichtfirahlen. die vom Himmel gleiten. der Dichter fängt fie mit filbernen Saiten." S. 123: ..Ein jedes Leid umfpielt ein heller Schein. man muß nur recht in feine Tiefe fehn" - u. a. Ein befonderer Schmuck des Buches find die ihm von I. E. Kleinert beigegebenen Verzierungsbildchen.
Th.Nöthig.

Amalie Herzogin von Weimar. Von Wilhelm Bode. Berlin. Verlag von E. S. Mittler u. Sohn.

Am 10. April 1807 ift die Herzogin Amalie von Weimar verfiorben. Hundert Jahre find feither vergangen. und während all die Großen. die an ihrem Hofe leben durften. immer wieder in Wort und Schrift gefeiert worden find. hat man fich ihrer. die mit wunderbarftem Feingefühl diefe Männer an fich zu ziehen und an ihren Hof zu feffeln verftand. nur an feierlichften Gedenktagen dankbaren Herzens erinnert. Hundert Iahre nach ihrem

W
Tode läßt Wilhelm Bode. dem wir
fchon manch fchönes Buch über
Goethe verdanken. ein Werk er-
fcheinen. das diefer großen Frau.
deren ..hochverklärten Namen Ama-
lie“ Goethe nur ..mit Ehrfurcht aus-
fprechen" konnte. vor allem gewidmet
ift. Bode hat die Gefchichte ihres
Lebens in drei Abfchnitte geteilt: in
dem erften Bande ..Das vorgoethi-
fche Weimar" läßt er das alte
Weimar vor uns auferftehen. in das
die junge Braunfchweiger Prin-
zeffin als Gattin des Herzogs Ernft
Auguft Konf'tantin ihren Einzug
hielt. und erzählt uns von dem poli-
tifchen. wirtfchaftlichen. geiftigen
und gefellfchaftlichen Zuftande des
Landes. Den Schluß des Bandes
bilden die in Goethes Nachlaß ge-
fundenen Blätter ..Meine Gedan-
ken". die die Fürftin nach Bodes
Annahme 1772 niederfchrieb. Mit
dem Regierungsantritt Karl Augufts
am 3, September 1775 beginnt der
zweite Band. Nur wenig Tage
über zwei Monate vergingen noch
bis zu jenem ewig denkwürdigen
7. November 1775. an dem der
junge Goethe vor Sonnenaufgang
in Weimar einfuhr. ..Der
Mufenhof der Herzogin Amalie" ift
der zweite Band betitelt. Er fchil-
dert jene wilden Iahre. die Goethe
und der junge Herzog gemeinfam
verlebten. er zeichnet _..die fchönen
Geifter". die auf den Ruf der Her-
zogin-Mutter gen Weimar kamen.
und gibt ein liebenswürdiges Bild
all jener künftlerifchen Veranftal-
tungen und Bef'trebungen. die da-
mals im Vordergrund des Intereffes
der Hofgefellfchaft ftat'iden. Der
dritte Band: ..Ein Lebensabend im
Künftlerkreife“ ftellt das Leben Alt-
weimars dar von 1788. dem Iahre.
,in dem Goethe aus Italien heim-
kehrte und in dem kalten Norden
fich nicht mehr zurechtfinden konnte.
bis zum Todesjahre der Herzogin
'Amalie von Weimar. ..Erhabenes
oerehrend. Schönes genießend.
Gutes wirkend!" fchrieb Goethe auf
ihr Denkmal.
Dies Werk wendet fich nicht an
die Gelehrten. obwohl es auch die-
fen durch Abdruck und Benuhung
neuen Aktenmaterials eine dankens-

werte Quelle fein wird. Für ein
wiffenfchaftlilhes Werk ift es nicht
tief und gründlich genug. übergeht
es vor allem einige der entfcheidend-
ften Fragen (etwa: wiefo waren
denn gerade diefes Weimar und
diefe Herzogin beftimmt. die größ-
ten Geifter der Zeit zu vereinen
im Tal der Ilm?) Ich möchte das
Bodefche Werk in Parallele ftellen
zu Bielfchowskys Goethe-Biogra-
phie. obwohl es mehr neues Ma-
terial bringt als diefe. Es find
Bücher. die man immer wieder mit
Freude lief't und die durch ihre
klare. allgemein verftändliche Dar-
ftellung viel zur Popularifierung
unferer Großen beitragen.
Karl Georg Wendriner.
Biographien bedeuten-
d e r F r a u e n. In Verbindung
mit anderen herausgegeben von
Ernft Haberland. Band
?[1, Rahel Varnhagen
von Elle n Ke y. Leipzig-R..
E. Haberland.
Die-berühmte nordifche Schrift-
ftellerin. die in Deutfäfland die
höchfte Verehrung genießt. betont in
dem ihr treffliches Buch über eine

der bedeutendfien Frauen aller
Zeiten begleitenden Vorworte aus-
drücklich. keine literarhiftorifche
Studie. fondern nur eine biogra-
phifche Skizze bieten zu wollen. Das
Buch ift Georg Brandes ..dem
Kämpfer und Künfiler‟ gewidmet.
der Rahel ..das erfte große und mo-
derne Weib im deutfchen Kultur-
leben" genannt hat.
Es ift mit hoher Freude zu be-
grüßen. daß eine Frau von der Be-
deutung Ellen Keys mit liebevoller
Feder und dennoch objektiv das
Bild einer kongenialen Perfönlich-
keit der Vergangenheit gezeichnet
hat. die fie nicht nur als die größte
Frau des Indentums. fondern als
die größte Frau Deutfchlands be-
trachtet. Ellen Key befchäftigt fich
nur mit Rahels Perfönlichkeit und
Wefen und verweift alle diejenigen.
welche ein Bild ihrer Zeit und Zeit-
genoffen erwarten. auf O. Berd-
rows umfangreiches Werk. Man
kann Rahel getroft eine Vorkämp-
ferin der Frauenbewegung nennen.
Der ihr tief innewohnende Zug von
Mütterlichkeit ließ fie für ihren
Gatten zu deffen ,.Beglückerin“. wie
er fie fo gern nannte. werden; in
den Befreiungskriegen. wie fpäter
1830 in der Eholeraepidemie. übte
fie in ausgedehnteftem Maße eine
aufopfernde Liebestätigkeit. und fie.
die Kinderlofe. äußerte felbft: „Ich
bin eine Mutter ohne Kind." um-
faßte mit inniger Liebe ihre zahl-
reichen Neffen und Richten. die in
ihr den liebfien und beiten Spiel-
kameraden fahen. Die außerordent-
liche Wertfchäßung. die Rahel von
den erlefenfien Geifiern ihrer Zeit.
Männern und Frauen gleicher-
maßen. gezollt wurde. war eine
wohlverdiente und ift ihr über das
Grab hinaus treu geblieben. Rahel
wird für alle Zeiten zu den feinften
Kulturträgerinnen gezählt werden.
Im Sinne des größten ihrer
Freunde. des Dichterfiirfien. ift ihr
..das höchfte Glück der Erdenkinder.
die Perfönlichkeit." zuteil geworden.
hat fie während ihres Erdendafeins
..Edel fei der Menfch. hilfreich und
gut" betätigt.
Wir können die dem Andenken
der feltenen Frau gewidmete bio-

graphifche Skizze ganz befonders
warm als Feftgabe für Deutfchlands
Frauen und Töchter empfehlen.
R,

BerichtüberdieVerhand-
lungen der Tagung von
Hochfchullehrern zur
Beratung über volks-
tümliche Homfehulvor-
träge im deutfchen
Sprachgebiete. (Zweiter
deutfcher Volkshochfchultag), Am
23. und L4. April 1906 in Ber-
lin in der königl. Technifchen
Hochfchule in Charlottenburg
veranfialtet vom Verbande für
volkstümliche Kurfe von Hoch-
fchullehrern des Deutfchen Reichs
und vom Ausfchuß für volkstüm-
liche Univerfitätsvorträge an der
Wiener Univerfität. Druck und
Verlag von B. G. Teubner in
Leipzig 1906.

Es ift deutlich zu fehen. wie in
der Gegenwart das Befireben nach
wiffenfchaftlicher Aufklärung immer
mehr um fin; greift. wie aller Orten
durch freie Vorträge und auch durch
Hochfchulbewegungen für die
wiffenfchaftliche Aufklärung Sorge
getragen wird. Bei diefem Zuge der

"*" “*'* "W ““
Zeit nimmt es nicht wunder. wenn
auch die Hochfchulen diefer Tendenz
nach unjeerajty enteution dienen.
Gerade die Univerfitätsgelehrten.
als die Träger der wiffenfchaftlichen
Aufklärung. dürften fich diefen Be-
ftrebungen nicht entziehen. Den-
noch ftößt man auch gegenwärtig ge-
rade ,in diefen Kreifen vielfach auf
Antipathie gegen folche Befirebun-
gen. Unter diefen Umftänden dürfte
das vorliegende Buch. das die Ab-
fichten und Anfchauungen der
Freunde der Bewegung auf den
Univerfitäten widerfpiegelt. im all-
gemeinen eben gerade wegen der
kulturellen Wichtigkeit des Pro-
blems fich großen Intereffes er-
freuen. Man bekommt hier vor
allem auch ein Bild von der Ver-
fchiedenheit diefer Bewegung in den
verfchiedenen Regionen und Lan-
dern und von den Nöten kleiner
Univerfitäten und Hochfchulen. für
die wichtigern Fächer die nötigen
_Dozenten zu erhalten. Hier macht
fich nun in der Debatte im großen
und ganzen die Tendenz geltend.
außerhalb der Univerfität ftehende.
aber doch immerhin akademifch ge-
bildete Gelehrte von derMitarbeit
an der Volksaufklärnng fern zu
halten. Die Begründung. daß die
Univerfitäten eben zeigen follen.
was die Univerfitätsgelehrten bieten.
ift banal. da die Univerfitäten
fchwerlich eine Zenfur über ihre
Leiftungsfähigkeit aus dem jene
.Vorlefungen befuchenden Arbeiter-
publikum fich holen wollen. In
Wirklichkeit verrät fich hier etwas
Kafien- und Mandarinengeift. der
der Bewegung nur fchädlich fein
dürfte. Letzten Endes wird freilich
diefe wichtige Kulturaufgabe fich'
nicht durch irgend welche private
Tätigkeit. auch wenn fie ftaatlich
unterfiüht ift. erfüllen laffen. Man
wird. woran man heute noch nicht
einmal im Prinzip denkt. dazu über-
gehen müffen. fkaatliche Volkshoch-
fchulen einzurichten. die von der
Gunfi des Publikums und der Gön-
ner folcher Anfialten unabhängig
find und deshalb allein in wirklich
gründlicher Weife für wiffenfchaft-
liche Aufklärung Sorge tragen
können.

l)t*. Renner.
Redaktionsbr.SylviusBruck.A.Halbett..KurtFliegehAlexJadasfohn.
Verantwortlich für den Inhalt: A. H a l b e r t : H a l. Berlin W.. Schöneberger Ufer 32.
Verantwortlich für den Jnferatenteil: P aul Nowotny in Berlin-Friedman.
Zufcbriften und Einfendungen. ohne Angabe eines Peelonennamens. zu adreffieten
..An die Redaktion von Nord und Süd in Berlin R7. 35. Schöneberger Ufer 32."
oder ..Breslau lll. Siebenhufenerfteaße trfiz".
Verlag ..Nord und Süd" Berlin W. 35. Schöneberger Ufer 32 (S. Schottlaendets
Schl'fifche Verlags-Auftakt G. rn. b. H.. Berlin. Breslau. Leipzig).
Auslieferung für Öfierreich bei E. W. Stern. Wien l. Franzensn'ng 16.
Druck: Schlefifche Buchdrucketei v. S. Schottlaender. A.: G.. Breslau [ll.